Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

1862.

Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. Friedrich Pletzer.

Bremen.

Druck und Verlag von Heinrich Strack.

1862.

Inhalts-Verzeichniß.

Namen-Register.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Zehnter Jahrgang.

№ 1. Bremen, 5. Januar. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Heinrich Marschner.

Von F. Pletzer.

In Heinrich Marschner, welcher am 14. December des abgelaufenen Jahres in Hannover starb, ist der letzte echt deutsche Operncomponist von Bedeutung heimgegangen. Gleich dem vor zwei Jahren verstorbenen Ludwig Spohr ragte er aus der Zeit der Romantik in unsere von Parteikämpfen auch auf dem Gebiete der Musik aufgeregte Zeit hinein. Wenn er selbst an diesen Kämpfen allerdings noch mehr Antheil genommen hat als Spohr, welcher der heutigen Bewegung ganz fern und fremd blieb, so war doch auch Marschner auf dem Gebiete, das einst ihn zu seinen glänzendsten Vertretern zählte, auf dem der Oper, fast verstummt. Zwar findet sich in seinem Nachlaß eine Oper „Hiarne“, die er etwa ein Jahr vor seinem Tode vollendet hat. Allein sie ist unaufgeführt geblieben, und wären auch des Verstorbenen Wünsche in dieser Beziehung noch erfüllt worden, so läßt sich doch annehmen, daß der Erfolg kein durchschlagender, kein größerer als derjenige gewesen sein würde, den die Oper „Austin“ und einige kleine dramatische Arbeiten hatten, die während der letzten zehn Jahre entstanden. Dagegen blieb Marschner auf dem Felde des Liedes und des Gesangsquartetts noch in voller Thätigkeit und in ungebrochener Kraft. Sein Alter, das einige sechszig Jahre betrug, war also keineswegs so unproductiv geworden wie bei Spohr, der in der letzten Periode seines freilich weit längeren Lebens gänzlich schwieg.

Wenn man Marschner den letzten echt deutschen Operncomponisten von Bedeutung nennt, so wird das allerdings auf manchen Seiten, namentlich bei den Verehrern Meyerbeers und Wagners, Anstoß erregen; allein es ist darum doch richtig. Beide haben so sehr überall Formen und Gedanken entlehnt, so viele Richtungen vereinigt und verschmolzen, daß jene Bezeichnung auf sie nicht anzuwenden ist. Die übrigen Operncomponisten aber, die sich strenger auf dem in Deutschland bereiteten Felde halten, z. B. Franz Lachner in München, Taubert, Rietz und Andere, haben es nicht zu einer bedeutenden und herrschenden Stellung in der Entwickelung unserer Musik zu bringen vermocht. Eine solche aber haben einige Zeit hindurch Spohr und Marschner eingenommen, und dies ist es, was ihnen eine Bedeutung für alle Zeiten giebt. So viel an ihnen sterblich war und bereits abgestorben ist, so viel ist auf der anderen Seite bleibend; beide Componisten und ihre besten Werke bilden ein unentbehrliches und starkes Glied einer geistigen Kette. Wenn des Abgestorbenen äußerlich betrachtet mehr ist als des noch Lebenden, so ist das nicht zu verwundern und verkleinert durchaus nicht ihre Wichtigkeit und Bedeutung. Selbst von den Werken der grössesten Componisten erhält sich immer nur ein gewisser Theil, während anderes, nachdem es zu seiner Zeit gegolten und gelebt, nicht mit in den allgemeinen großen Entwicklungsprozeß aufgenommen wird.

Für einen Mann, der so stolz und groß von sich dachte wie Marschner, muß es allerdings ein niederdrückendes Gefühl gewesen sein, daß er in dem letzten Dritttheil seines Lebens auf seinem Lieblingsgebiete, der Oper, weder neue Erfolge hatte noch die seiner besten Zeit in altem Glanze sich erneuern sah. Wie selten sieht ein alternder Mann ein, daß seine Zeit vorüber, und daß er anderen den Platz einräumen müsse! Wie viel häufiger sehen wir Männer des Geistes, die eine gewisse Zeit hindurch eine gebietende Stellung einnahmen, in Unmuth und Verstimmung versinken, wenn die unaufhaltsam fortschreitende Entwickelung des Geistes sie auf die Seite schiebt! Was wir im Uebrigen und im Allgemeinen ganz erklärlich finden und als natürlich zugeben, das erscheint uns falsch und ungerecht, wenn es uns selbst trifft. Zu den so Grollenden und verletzt sich Zurückziehenden gehörte Marschner. Er hat zwar den einzigen Weg, den es in diesem Falle giebt, hier und da zu betreten Miene gemacht, den Weg nämlich, daß man versuche, der neuen Richtung sich anzuschließen und mit ihr fortzugehen. Aber abgesehen davon, daß ein Mann in vorgerücktem Alter das selten mit der Energie jüngerer Tage thut, ist es ihm doch auch nicht rechter Ernst damit gewesen, und es fehlte deßhalb die rechte Freudigkeit. Ueberdies war Marschner in doppelter Hinsicht befangen in seiner Richtung. Er gehörte zu den Romantikern, denen Weber im Beginne der zwanziger Jahre siegreich die Fahne vorantrug. An ihn, dessen Thätigkeit mit dem Oberon 1826 so früh endete, schließt sich unmittelbar Marschner, Weber's Schützling und Schüler. Seine drei bedeutendsten Opern, — der Vampyr, Templer und Jüdin, Hans Heiling, — sind in den folgenden sieben Jahren componirt und standen damals in erster Reihe. Zwischendurch und hinterher gehen des Falkners Braut, das Schloß am Aetna, der Bäbu, Adolf von Nassau, Austin, Hiarne. Nun war die Romantik Marschner's so ganz durchdrungen und gesättigt von dem charakteristischen Wesen dieser Richtung, so voll von Ritterthum, Spuk

und Schauder, daß die Geltung seiner Werke auf das Tiefste erschüttert werden mußte, als jene Richtung von dem phantastisch aufgeputzten Sitze, den sie einige Zeit hindurch eingenommen hatte, durch die weiter drängende Geistesentwickelung weggeschoben wurde. Das ist das eine; das andere, was sterblich gewesen an Marschner, ist der Leichtsinn, mit dem er seine Texte wählte. Abgesehen von dem ganz veralteten romantischen Kram, von dem er sich durchaus nicht lossagen wollte, entsprechen diese Textbücher auch nicht den allermäßigsten Anforderungen, welche der gesunde Menschenverstand stellen muß. Marschner war ein Mann von bedeutender und vielseitiger Bildung, aber hier blieb er völlig blind. So wenig er glauben wollte, daß jener romantische Spuk sich überlebt hatte, so wenig wollte er glauben, was doch damals schon überall gepredigt wurde, daß ein Operntext nicht eine Masse von faden Versen mit dürftiger oder ungeheuerlicher Handlung sein dürfe. Ich erinnere mich eines Gespräches, das ich im Januar 1852 mit ihm hatte, als ich den hochverehrten Meister in Hannover besuchte, um seine Oper „Austin“ zu hören. Er gab zu, daß der Text derselben schlecht sei, allein er meinte in allem Ernste, wenigstens sagte er es, daß ihm das doch nicht so bedeutend erscheine, wie man es darzustellen pflege.

War so Marschner in doppelter Hinsicht, wie es oben aufgestellt und angedeutet wurde, in seiner Richtung befangen, so machte ihn das unfähig, als Operncomponist mit seiner Zeit fortzuschreiten. Die ganz natürliche Folge davon war die, daß alle seine Opern seit dem „Hans Heiling“, der 1833 die Runde über die Bretter machte, an ganz wenigen Orten zur Aufführung kamen und ganz kurze Zeit lebten. Die letzte hat er gar nicht auf der Bühne gesehen, und wenn er zwar oft, wie noch in den allerletzten Tagen aus Wien, erfreuliche Nachrichten über Erfolge seiner älteren Opern erhielt, auch häufig genug in deutschen Städten und in Paris vielfach gefeiert wurde, so war er doch tief verstimmt. Dazu kam seine dienstliche Stellung in Hannover, die ihm viel Aerger brachte und vor zwei Jahren aufhörte. Auch hier mag ein großer Theil der Schuld dem sehr reizbaren und herrschsüchtigen Manne zufallen, doch ist es auffallend und sehr zu bedauern, daß man eine so ausgezeichnete und glänzende Geisteskraft in der Hauptstadt der Welfen nicht höher in Ehren gehalten hat.

Das sind übrigens Gesichtspunkte, welche in eine Biographie Marschners gehören, nicht in eine Betrachtung, welche seine Stellung innerhalb der Musik und ihrer Entwickelung sich zur Aufgabe gemacht hat. Dieselbe kann aus eben diesem Grunde nicht ein erschöpfendes Bild seiner musikalischen Thätigkeit geben, sondern nur andeutend verfahren. — Es ist beklagenswerth, daß so viel vortreffliche, gediegene Musik, welche in den Opern Marschner's von zweitem Range enthalten ist, in den Partituren begraben liegt. Allein es ist unnütz, deßhalb das Schicksal anzuklagen; es ging eben ganz natürlich zu. Die Welt hat sich zu begnügen mit den musikalischen Schätzen, welche in den drei großen Werken zu Tage liegen und immer mustergültig bleiben werden. Daß übrigens auch der Vampyr, der Templer und Hans Heiling bei weitem nicht so oft auf der Bühne erscheinen, wie sie es mit ihren prachtvollen Liedern, Arien, Chören und Ensemblesätzen verdienen, hat außer den oben angegebenen Gründen noch einen weiteren. Das ist die außerordentliche Schwierigkeit auf dem technischen Gebiete, die sehr hohen Anforderungen, welche der Componist den ausführenden Kräften stellt. Nur wenn diese erfüllt werden, treten jene Werke in ihrer ganzen Schönheit hervor, und weil sehr viele Bühnen eben diesen Anforderungen nicht genügen können, sieht man die Opern weit seltener, als man wünscht.

Die obigen Bemerkungen wurden vorangestellt, weil es galt den allgemeinen Gesichtspunkt zu gewinnen, von welchem aus Marschner betrachtet werden muß. Weder bisher noch im Folgenden ist ein vollständiges Bild seiner reichen Natur beabsichtigt oder überhaupt möglich. — Werfen wir jetzt noch einen Blick auf seine künstlerische Thätigkeit in ihren Hauptmomenten. Es mag bemerkt werden, daß die folgenden Aufzeichnungen, welche vor zehn Jahren an einer anderen Stelle und in anderer Form veröffentlicht wurden, sich auf Mittheilungen des Componisten selbst gründen; etwaige abweichende Notizen in Sammelwerken sind also darnach zu berichtigen.

Heinrich August Marschner ist in Zittau in der Lausitz am 16. August 1796 geboren. Er entwickelte schon in frühester Jugend ein Talent für Musik, das die Aufmerksamkeit der mit der Familie Bekannten auf ihn lenkte. Mit acht Jahren schon spielte er mit besonderer Liebe alle Mozart'schen Claviercompositionen, welche später denen Beethovens, für welchen der lebendige Knabe bald allein nur schwärmte, weichen mußten. Von seiner späteren schöpferischen Kraft zeigten sich früh die ersten Spuren. Als Knabe schon componirte er Alles, was ihm vorkam. Jedes Gedicht, ja jeder Reim wurde von ihm componirt, und es war seinen musikliebenden Eltern die höchste Freude und Wonne ihn so, am Clavier sitzend mit dem aufgeschlagenen Gedichtbuch vor sich, improvisirend, singend und spielend zu belauschen. Eine hübsche Sopranstimme, die den Knaben auszeichnete, und das Talent Alles vom Blatt zu treffen gab Veranlassung, ihn als Solosänger bei Kirchenmusiken und Concerten zu verwenden. So hat er in den sogenannten Exner'schen Concerten die Julia in der Vestalin von Spontini, welche im Jahre 1807 componirt wurde, zuerst zu Gehör gebracht und bei vielen Aufführungen der Bergt'schen und Haydn'schen Oratorien die Sopransoli ausgeführt, was dem vortrefflichen Componisten Bergt Veranlassung gab, den Knaben mit dem Versprechen, ihn in der Theorie der Musik gründlich zu unterrichten, mit nach Bautzen zu nehmen, wo Bergt Hauptorganist war. Allein ein unüberwindliches Heimweh nach Zittau, seine täglich mehr verschwindende Sopranstimme und vorzüglich das Nichtworthalten Bergt's, welcher ihn tüchtig und streng nur in der lateinischen und griechischen Sprache, in der Musik aber gar nicht unterrichtete, ließen ihn nicht länger als ein halbes Jahr auf dem dortigen Gymnasium verweilen. Nachdem er in das väterliche Haus zurückgekehrt war, wurde nun wieder tüchtig Musik getrieben. Um diese Zeit kam die bekannte Butenop'sche Schauspieler- und Tänzergesellschaft nach Zittau, um Vorstellungen zu geben. Der Director derselben, häufig verlegen um Musik zu den kleineren Ballets, veranlaßte den dreizehnjährigen Marschner, sich mit der Composition eines solchen zu versuchen. Unter dem Versprechen, seine Autorschaft geheim zu halten, ging der muthige Knabe (nur um die Instrumentation etwas besorgt) rasch an's Werk, das schon nach vierzehn Tagen zum ersten Male probirt und gegeben werden sollte. Auf dem Schnürboden des Theaters versteckt, lauschte mit heftig schlagenden Pulsen der seiner Sache sehr ungewisse kleine Componist. Im Anfange ging Alles ganz gut. Plötzlich aber wird die Musik unterbrochen. Es entsteht ein Hin- und Herreden, aus welchem der erschrockene Componist nur die Stentorstimme des ersten Hornisten und dessen Aeußerung vernimmt: „das muß ein Esel geschrieben haben, das kann kein Mensch blasen.“ Was weiter geschehen, wußte der unglückliche Componist nicht. Eine Ohnmacht hatte ihn befallen. Als er erwachte, war alles still und öde im Theater. Im Finstern und nur mühsam kletterte er aus seinem gefährlichen Versteck herab. Aengstlich und fiebernd einen Ausgang suchend, fand er Alles verschlossen. In gänzlicher Verzweiflung verliert er auf's Neue die Besinnung, und als er nach acht Wochen endlich wieder er-

wacht, hört er, daß ein schreckliches Nervenfieber sein Leben bedroht, sein Ballet „Die stolze Bäuerin" sehr gefallen, die Tänzergesellschaft aber längst Zittau verlassen hat. Seine erste Aeußerung aber war: „Jetzt weiß ich, daß die C Hörner eine Octave höher geschrieben werden müssen, als sie klingen." Später hat er noch zwei andere kleine Ballete für dieselbe Gesellschaft geschrieben, welche in den Provinzialstädten Schlesiens und der Oberlausitz sehr beifällig aufgeführt worden sind.

Nach vollendetem siebenzehnten Jahre besuchte Marschner die Leipziger Universität, um nach seines Vaters Wunsche jura zu studiren. Seine musikalischen Fähigkeiten führten ihn in der kunstliebenden Stadt bald in verschiedene Zirkel ein, und seine Fertigkeit im Partiturspielen und seine Gewandtheit im Dirigiren brachten ihn an die Spitze verschiedener kleiner Musikgesellschaften, die ihm bald weit lieber wurden als das Studium der Pandecten und Institutionen. Rochlitz, Wendt und Schicht gewannen ihn lieb, und letzterer erbot sich ihm in der Theorie, im Generalbaß, Contrapunkt und Composition Unterricht zu geben. Marschners rasche Fortschritte darin veranlaßten Schicht ihm den Rath zu geben, die Jurisprudenz aufzugeben und sich ganz der Musik zu widmen, was denn auch mit großer Freude und väterlicher Erlaubniß befolgt wurde. Er begann nun zuerst das ernste Studium Haydn's, als des klarsten aller Componisten, und setzte die meisten seiner Symphonieen aus den einzelnen Stimmen in Partitur, wodurch er nicht nur eine gründliche Kenntniß der einzelnen Orchesterinstrumente und der richtigen Verwendung derselben gewann, sondern auch klar-verständlichen Perioden- und Satzbau lernte. In gleicher Weise verfuhr er auch mit Mozarts Orchestercompositionen. Als er aber erst in Besitz der Mozartschen Opernpartituren gekommen war, welche er von Breitkopf und Härtel als Honorar für eine Claviersonate (op. 6, seinem Lehrer Schicht gewidmet) erhalten hatte, da fühlte er plötzlich den nicht mehr zu bewältigenden Drang in sich, von nun an sich hauptsächlich der dramatischen Musik zu widmen. Bei dem Mangel eines Operntextes nahm er zu dem der Partitur des Titus vorgedruckten Texte seine Zuflucht und componirte ihn in geheimster Stille, natürlich das Machwerk nur als eine Stilübung betrachtend. Im August 1817 lernte er in Karlsbad durch einen glücklichen Zufall den spätern Musikgrafen in Wien, Grafen Thadé Amadé kennen. Dieser, selbst ein ausgezeichneter Pianist, gewann Marschner bald lieb und ließ ihn im Spätherbst desselben Jahres nach Wien kommen. Dort und in Preßburg verlebte Marschner mehrere glückliche Jahre. Durch Schicht und Rochlitz empfohlen, fand er bei Weigl, Beethoven, Eybler, Klein, die freundlichste Aufnahme und Aufmunterung. Seine nächste, dem Titus folgende und für die Oeffentlichkeit erste Oper war „Der Kyffhäuser Berg", welche beifällig auf mehreren kleinen Theatern zur Aufführung kam. Jetzt schrieb ihm sein Freund Dr. Hornbostel (unter dem Namen Ernst Bohl bekannt) den Text zu der Oper „Saidas", welche in Preßburg zur Aufführung kam. Dieser folgte „Heinrich IV." (Text von demselben), welche Marschner an K. M. von Weber nach Dresden zur Beurtheilung schickte. Weber antwortete damit, daß er sie 1819 (mit dem bekannten Tenoristen Gerstäcker in der Hauptrolle) zur Aufführung brachte. Sie gefiel und wurde mehrmals gegeben. Damit war sein Glück in Deutschland gemacht. Der Generaldirector von Könneritz übertrug dem Componisten, nachdem er selbst nach Dresden übergesiedelt war, die Composition der Ouverture und Zwischenakte zu dem Schauspiel „Der Prinz von Homburg" von Heinrich von Kleist, dessen Aufführung L. Tieck 1822 beabsichtigte. Das Drama gefiel ganz außerordentlich, so wie auch die Musik, und wurde in Dresden Repertoir- und Zugstück, wozu die vortreffliche Aufführung das Ihre beitrug. In Folge dessen wurde Marschner zum zweiten Musikdirector der deutschen und italienischen Oper ernannt. Sein Eifer machte sich auch bald in seiner neuen Stellung geltend, die wegen Weber's und Morlacchi's Kränklichkeit eine ausgedehnte und anstrengende wurde. Obwohl er in dieser Stellung von früh bis spät in Anspruch genommen war, schrieb Marschner eine große seriöse Oper in zwei Akten „Lucretia" (die römische), Text von Eckschlager, das Melodram Ali Baba, nach dem Französischen von Th. Hell, die Musik zu „Schön Ella" von Fr. Kind und (1825) die Operette „Der Holzdieb", von Fr. Kind, welche namentlich für Privatbühnen bestimmt, von diesen mit großem Beifall aufgenommen wurde. In diese Zeit fällt auch die Fertigung eines vollständigen Clavierauszugs der Oper Tebaldo ed Isolina von Morlacchi (bei Arnold in Dresden), mit welchem, so wie mit Weber, der stets mit Freuden den Werth seines jungen Collegen anerkannte (wovon auch Weber in seinen hinterlassenen Schriften ein schönes Zeugniß giebt) er im besten Vernehmen stand. Weber verschmähte es nicht in häufigen freundschaftlichen Zusammenkünften mit Marschner das in der Zwischenzeit Componirte gegenseitig auszutauschen und künstlerisch zu besprechen.

Im Jahre 1826 lernte Marschner Fräulein Marianne Wohlbrück, eine junge liebenswürdige, geist- und kenntnißreiche Künstlerin kennen und verheirathete sich mit ihr noch in demselben Jahre. Die Nähe und der Einfluß der fein gebildeten Frau und ihres musikalischen Talentes regte ihn zu neuen Schöpfungen an, und er entschloß sich seine anstrengende Stellung in Dresden aufzugeben, um ganz seiner Musik leben zu können. Er zog nach Leipzig, wo er bis zum Jahre 1830 seinen Aufenthalt nahm und privatisirte. Hier entstand die Oper, welche als sein erstes großes Werk zu betrachten ist und recht eigentlich seinen Ruf als dramatischer Componist begründet hat, „der Vampyr" (Op. 42.) Sie wurde zuerst im März 1828 in Leipzig aufgeführt, dann in Berlin und auf vielen anderen deutschen, englischen und holländischen Bühnen. Der Text, von Marschners Schwager W. A. Wohlbrück, ist ein Kind seiner Zeit und ihres Geschmackes. Die Vampyrsage, in Dalmatien entstanden und in die Literaturen Deutschlands, Frankreichs, Englands übergegangen, sagte der damaligen Zeit zu, welche das Grauenhafte liebte. Dennoch erschrack man vor der bleichen blutlosen Gestalt Ruthvens, der zuerst von dem trefflichen Genast dargestellt wurde. Der Erfolg der Musik war ein voller und außerordentlicher, die echt dramatische, kunstvolle Arbeit der Finales, die Fülle schöner kerniger Melodieen, das komische Element vereinigten sich den Vampyr zu einem Werke von großer Bedeutung zu machen. In London wurde er in demselben Jahr auf dem Adelphitheater einige 40 Mal hinter einander gegeben, und Marschner in Folge dessen eingeladen eine Oper mit englischem Text für dasselbe Theater zur Saison 1829 zu schreiben. Im Januar 1829 brannte aber dies Theater mit der ganzen Bibliothek ab, die Direction war ruinirt, und Marschners Reise unterblieb. Rasch faßte der Componist nun den Plan zu der Oper „Templer und Jüdin", zu der ihm Wohlbrück den Text nach Walter Scotts „Ivanhoe" dichtete. Im August 1829 wurde die Oper vollendet und im December desselben Jahres zum ersten Mal aufgeführt. Die Hauptrollen des Templers und der Rebekka wurden damals von Hammermeister und Frau Franchetti-Walzl dargestellt. Der Erfolg war ein außerordentlicher und bahnte der Oper, der populärsten des Componisten, den Weg über alle Bühnen.

Gleich darauf, im Jahre 1830, begann Marschner die Composition der Oper „Des Falkners Braut", die für die damalige Oper der königstädtischen Bühne in Berlin bestimmt war und auf dieser zuerst in demselben Jahr aufgeführt wurde. Sie gefiel

zwar, hatte aber keinen entschiedenen Erfolg. Um diese Zeit erging an den Componisten, der die Idee auf längere Zeit nach Paris zu gehen aufgegeben hatte, der Ruf als Hofkapellmeister nach Hannover zu kommen. Er folgte diesem Ruf und trat seine neue Stellung am 1. Januar 1831 an. Marschner fand dort zwar keine großartigen Kräfte, aber doch ein sehr tüchtiges Orchester und in der Groux, in Rauscher und Sedlmayer genügende Mittel um Erfreuliches zu leisten, zu bilden und zu schaffen. Bald ging er an die Composition seiner dritten großen Oper „Hans Heiling“ (Op. 80), zu der ihm Eduard Devrient, der damals noch Sänger war, den Text dichtete. Sie wurde im Jahre 1833 zum ersten Mal in Berlin gegeben, dann in Leipzig und machte ihren Kreislauf über die Bühnen. Sie ist Marschners vollendetstes dramatisches Werk, im Charakter dem Vampyr ähnlich, aber geläuterter und großartiger. Auch die nächste Oper, „Das Schloß am Aetna“, im Jahre 1836 zuerst aufgeführt, gehört derselben Gattung an. Sie ist wenig bekannt geworden; es war vorzüglich der Gegenstand, welcher es verhinderte, daß die an schönen Musikstücken reiche Oper allgemeinen Anklang fand. In der Zeit zwischen dem Heiling und dem Schloß am Aetna wurde Marschner durch das von der Leipziger Universität ihm geschenkte Doctordiplom und durch eine glänzende Aufnahme, die er bei einer Kunstreise nach Kopenhagen fand, erfreut. Im Jahre 1838 folgte „Der Bäbu“, mit Text von Wohlbrück. Sie ist die einzige komische Oper Marschner's und wurde zuerst in Hannover oft, dann in Breslau, Frankfurt, Kopenhagen, Amsterdam gegeben.

Nach dem „Bäbu“, dessen Erfolg bedeutend, aber nicht nachhaltig war, tritt eine längere Pause ein, welche erst 1844 durch „Adolf von Nassau“ unterbrochen wird. Die Oper hat auf den Bühnen von Dresden, Hamburg und Breslau einige Aufführungen erlebt; in Hannover bemühte sich die Intendanz nicht um das Werk. Es folgt wieder ein längerer Zwischenraum bis zur nächsten Oper „Austin“, welche im Januar 1852 in Hannover gegeben wurde, auf diese Stadt aber beschränkt blieb. Später hat Marschner noch ein Melodram und eine Operette nach Texten von Julius Rodenberg componirt, ohne indeß eines größeren Erfolges sich zu erfreuen. Den Schluß endlich macht der nach einem nordischen Stoffe bearbeitete „Hiarne“, der sich in seinem Nachlasse findet.

Was über Marschner als Liedercomponisten zu sagen ist, wird sich im Zusammenhang mit anderem an die Besprechung des Buches von Weitzmann über das deutsche Lied anschließen lassen.

* Literaturbriefe aus München.

Von Friedr. Bodenstedt.

In Hinsicht auf die Menge der poetischen Erzeugnisse, welche jedes Jahr auf den Büchermarkt wirft, ist Deutschland unter allen Ländern der alten und neuen Welt das gesegnetste. Doch erweist sich hier der nationalökonomische Satz, daß die Produktion durch die Consumtion bedingt werde, als wenig zutreffend, denn nirgends in der Welt ist das Mißverhältniß zwischen Nachfrage und Angebot so augenfällig wie auf dem deutschen Büchermarkte. Unter hundert lyrischen Gedichtsammlungen findet man kaum ein paar, welche Glück machen, und auch diesen wird gewöhnlich nur jene bescheidene Art des Glücks zu Theil, die man jenseits des Rheins „un bonheur allemand“ zu nennen pflegt. Wahrscheinlich wissen die meisten Leser, was die Franzosen unter diesem Ausdrucke verstehen, und nur für diejenigen, die es etwa nicht wissen sollten, sei hier kurz bemerkt, daß man damit irgend einen Unfall bezeichnet, welcher leicht hätte zu einem wirklichen Unglück werden können. Wenn z. B. Jemand einen Arm oder ein Bein bricht, so hört man wohl die theilnehmenden Trostesworte: „ein wahres Glück, daß es nicht schlimmer gekommen ist!“ d. h. daß er sich nicht den Hals gebrochen hat. Ein solcher Glücksfall ist „un bonheur allemand.“

Unter den deutschen Poeten gelten schon diejenigen für glücklich, welche bei der Kritik mit einem blauen Auge davonkommen und beim Publikum so viel Anklang finden, daß sie wirklich ein paar neue Auflagen erleben. Selbst die gefeiertsten unserer Dichter der Gegenwart, deren Ruf sich schon durch eine Reihe von Jahren bewährt hat und deren Werke eine immer wachsende Verbreitung finden, können sich auch nicht entfernt eines solchen Erfolges rühmen wie ähnliche Talente in Frankreich oder England; nicht sowohl deßhalb, weil sie jenen in Begabung nachstehen, sondern weil in Deutschland äußerst wenig Bücher gekauft werden. Ich bin fest überzeugt, daß die Gedichte eines Hermann Lingg oder Eduard Möricke füglich mit denen eines Alfred Tennyson sich messen können, und doch sind von jenen kaum so viel tausend Exemplare verbreitet als von diesen hunderttausende.

Das erklärt sich einerseits daher, daß in England der geld- und zahlreiche Adel durchgängig eine gewählte Bibliothek zu den Bedürfnissen des Hauses zählt, während unter dem deutschen Adel geistige Bedürfnisse zu den seltensten Ausnahmsfällen gehören; andrerseits ist aber auch nicht zu leugnen, daß es unserm lesenden Publikum, welches hauptsächlich dem gebildeten Mittelstande angehört, entsetzlich schwer gemacht wird, das Gute unter dem vielen Schlechten herauszufinden. Denn, obwohl Bulwer die Deutschen „eine Nation von Denkern und Kritikern“ genannt hat, so fehlt ihnen doch zum Ausdruck ihres Denkens und Kritisirens in der Literatur ebenso ein gemeinsamer Mittelpunkt, wie in der Politik. Die Strahlen fallen auseinander in hundert kleine Kreise, statt sich in Einen Brennpunkt zu sammeln und solchergestalt zündend und leuchtend zu wirken.

Im Fürstenthum Waldeck z. B. können die größten politischen Genies ihre Kräfte erschöpfen, können die glänzendsten Kammerreden gehalten werden, ohne daß die Welt Notiz davon nimmt, während ein weit geringeres Kraftaufgebot, von London oder Paris ausgehend, die Welt beruhigen oder erschüttern kann. Man halte dies nicht etwa für einen bloßen Scherz: aus dem winzigen Städtchen Arolsen im Fürstenthum Waldeck sind Männer hervorgegangen wie Rauch und Kaulbach, welche zu schaffen die Natur mindestens eben so viel Anstrengung brauchte, als zum Schaffen der größten Staatsmänner unserer Zeit nöthig war.

Und eben so gut könnte doch irgend ein poetisches Genie in irgend einem Winkel Deutschlands verborgen leben und wirken, ohne in einem unserer vielen deutschen Vaterländer recht bemerkt zu werden (geschweige denn in allen!), so daß man etwa erst nach seinem Tode in weiteren Kreisen Kunde davon erhielte, wie es — um Großes mit Kleinem zu vergleichen — gewisse Insecten giebt, die dem gewöhnlichen Auge unsichtbar leben und erst bemerkt werden, wenn sie sterben, weil sie dann einen merkwürdigen Glanz um sich verbreiten.

Wer etwa meint, es sei unmöglich, daß eine ächte Dichterkraft sich nicht bald Bahn breche und allgemeine Anerkennung finde, den verweise ich einfach auf das Beispiel Hermann Lingg's, der über ein Jahrzehent vergebens strebte seine Gedichte an die Oeffentlichkeit zu bringen, bis ihm endlich ein glücklicher Zufall und Geibel zu Hülfe kam.

Schon Lessing hat bemerkt, daß die wahren Kenner der Poesie ebenso selten sind, wie die wahren Dichter selbst. Hieraus erklärt sich's, daß zu allen Zeiten das Schlechte in der Literatur den

Markt beherrscht, am meisten gekauft und gelesen wird. Je lüsterner, frivoler, unnatürlicher, haarsträubender ein Roman ist, desto gieriger wird er von der großen Menge verschlungen. Unter den Gedichten sind es gewöhnlich die schlechtesten Sammelwerke, welche am meisten Glück machen, vorausgesetzt, daß sie kokett gebunden sind und einen verlockenden Titel haben, wie „Blüthen", „Perlen", „Edelsteine" und was des Unsinns mehr ist. In den meisten Fällen enthalten solche Sammelsurien vorwiegend Gedichte des Herausgebers und seiner guten Freunde, welche die Gelegenheit benutzen ihr Unkraut unter die Blumen Anderer zu pflanzen, die ohne diese drückende Umgebung sich viel besser ausnehmen würden. Indeß, viele Leute wollen gern möglichst viel für ihr Geld haben, wenn auch nur quantitativ genommen, und sehen im Inhaltsverzeichniß lieber hundert Dichternamen als einen, ohne zu begreifen, daß hundert Gedichte verschiedener Poeten, ohne Einleitung und Charakteristik durch einander geworfen, von den betreffenden Dichtern gar keinen oder einen höchst konfusen Begriff geben. Deßhalb fällt auch der Vortheil, welchen systematisch geordnete Sammelwerke bieten, indem sie diejenigen Leser, die nicht Zeit haben Alles selbst zu prüfen, auf die besseren Erscheinungen aufmerksam machen, bei den oben erwähnten leichtfertigen Machwerken weg, die in jeder Weise schädlich wirken.

Doch, ich will diese allgemeinen Betrachtungen nicht weiter ausdehnen, weil ich sonst leicht den eigentlichen Zweck dieser Zeilen dabei aus den Augen verlieren könnte. Ursprünglich lag es in meiner Absicht, durch meinen Brief die Aufmerksamkeit Ihrer Leser auf drei Münchener Poeten zu lenken, welche — ein jeglicher in seiner Art — besondere Beachtung verdienen: Melchior Meyr, Julius Grosse und Wilhelm Hertz; allein in Folge der zu lang gewordenen Einleitung will ich mich heute auf den erstgenannten beschränken und auf die beiden andern — mit Ihrer gütigen Erlaubniß — in einem besonderen Briefe zurückkommen.

Melchior Meyr gehört nicht zu den Poeten, welche schon in frühen Jahren mit Sporengeklirr und Säbelgerassel in die Literatur hineingesprungen sind, um eine Zeitlang Lärm zu machen und dann nach und nach vergessen zu werden. Er hat spät angefangen, ist sachte aufgetreten und hat sich seinen Weg langsam gebahnt. Trotzdem ist er weiter gekommen als jene frühreifen Genies, welche von der Clique als Herolde einer großen poetischen Zukunft begrüßt wurden, die noch immer auf sich warten läßt. Er war schon ein Vierziger, als sein Name zuerst in weiteren Kreisen bekannt wurde durch einige erfolgreiche Dramen, von welchen sich besonders eines, „Herzog Albrecht", mit Glück auf der Bühne erhalten hat. Dieser äußere Erfolg, weit entfernt, den Dichter zu blenden, schärfte sein Auge für die Mängel des Stücks, welche dem großen Publikum und der gewöhnlichen Kritik entgingen, und trieb ihn an, diesen abzuhelfen und das Ganze, nach Maßgabe seiner Kräfte, poetisch zu vertiefen. So ist „Herzog Albrecht" vor Kurzem (bei Gebr. Mäntler [A. Kröner] in Stuttgart 1861) in einer völlig neuen Bearbeitung erschienen, wodurch besonders die zweite Hälfte wesentlich gewonnen hat und das Stück nicht bloß beim Lesen einen bedeutenderen Eindruck macht, sondern sich auch bei der Aufführung viel wirksamer erweisen dürfte als in der alten Form.

Eine Sammlung von Gedichten, welche Meyr vor etwa sechs Jahren in Berlin erscheinen ließ, ist aus verschiedenen Gründen nicht so allgemein bekannt geworden, als sie verdient zu sein. Das kommt einerseits wohl daher, daß nicht gerade ein auffallend neuer Ton darin angeschlagen ist, sondern die Poesie des Gedankens, der sinnigen Betrachtung, der beschaulichen Lebensweisheit im Anschluß an die Goethe'sche Weise darin vorherrscht, welche gegen die, noch immer das Feld behauptende, wenn auch ihrer Erschöpfung und Auflösung nahe süßliche Modelyrik mit ihren koketten Gefühlsspielereien nicht aufzukommen vermochte. Hauptsächlich aber ist an dem geringen Erfolg seiner lyrischen Gedichte der Name des Verfassers schuld. So auffallend diese Behauptung erscheinen mag, so sehr bin ich von ihrer Wahrheit überzeugt. Lyrische Gedichtsammlungen werden bekanntlich vorwiegend von Damen gekauft. Nun denke man sich eine junge Dame, welche einer Freundin ein hübsches Buch zu Weihnachten schenken will und die Wahl hat zwischen zwei gleich hübsch ausgestatteten Bändchen, deren eines einen poetisch klingenden Namen zum Verfasser hat, während das andere den Namen Melchior Meyr trägt. Welches wird sie wählen?

Der Name Meyr, der als solcher auf den Reiz der Neuheit in Deutschland keinen Anspruch machen kann, müßte, um sich bei den Verehrerinnen der Poesie einzuschmeicheln, durch einen verlockenden Taufnamen getragen werden, wie Robert, Emanuel, Julian, Theobald, oder dergl., denn Taufnamen wie Melchior, Kaspar, Balthasar, klingen dem modernen Ohr entschieden weniger reizend. Bei Novellen und Romanen macht der Name nicht so viel aus, wie bei lyrischen Gedichten, und so haben auch unseres Verfassers „Erzählungen aus dem Ries" (2 Bde.) ungleich mehr Beachtung gefunden, obwohl bei weitem noch nicht so viel, als sie verdienen. Meyr verschmäht die künstlichen Reizmittel der modernen Literatur, als da sind: forcirte Sprache, blendender Bilderprunk, haarsträubende Verwicklungen und athemlose Effekthascherei. Er sucht nur durch rein künstlerische Mittel zu wirken; sein Vortrag ist klar, schlicht und gediegen wie er selbst. Wer sich aber erst einmal in ihn hineingelesen hat, lernt ihn bald lieb gewinnen und kehrt immer gern zu ihm zurück.

In seinem neuesten und größten Werke, einem dreibändigen Roman, (Vier Deutsche. Roman aus den letzten Jahrzehnten von Melchior Meyr. Stuttgart bei Mäntler [A. Kröner], 1861), giebt er uns ein umfassendes Bild der deutschen Bestrebungen aus den letzten Jahrzehnten. Wir lernen vier deutsche Studenten in der Wonnezeit des akademischen Lebens kennen und sehen sie dann in den Wandlungen einer vielbewegten Zeit vor unsern Augen zu Männern heranreifen, die berufen sind, theils mittelbar, theils unmittelbar einzugreifen in die Geschicke des Vaterlandes, wobei sie uns zugleich als Vertreter der verschiedenen Parteien und Richtungen erscheinen, welche noch heute thätig sind das Werk der Einigung Deutschlands zu fördern oder aufzuhalten. Plan und Anlage des Romans hier ausführlich zu erörtern, liegt nicht in meiner Absicht. Ich will nur bemerken, daß man den Poeten aus keinem seiner Werke so genau kennen lernt als aus diesem Romane, in welchem er sich mit einer Treue und Harmlosigkeit ohne Gleichen selbst gezeichnet hat in der Gestalt des „Poeten und Philosophen", und ich will gleich hinzufügen, daß es gerade diese Gestalt ist, welche mir das ganze Werk besonders lieb und werthvoll macht. Hamlet sagt: Andere kennen heißt sich selbst kennen. Die Selbstkenntniß gehört bekanntlich zu den schwersten menschlichen Aufgaben, und wahrhaftige Selbstbiographien wurden von jeher besonders geschätzt. Nun, Meyr hat diese Aufgabe gelöst, und die Schilderung des Poeten im Romane enthält alles Wesentliche, was uns eine bedeutende Selbstbiographie werthvoll machen kann. Man denke aber ja nicht, daß der Poet sich geschmeichelt oder mit so blassen Farben gemalt habe, wie die meisten lyrischen Dichter unbewußt zu thun pflegen, wenn sie fremde Charaktere schaffen wollen. Nein, „der Poet" ist Meyr, wie er leibt und lebt, mit allem Ernst seines idealen Strebens und mit allen seinen Schwächen. Er hat sich nichts geschenkt, sondern mit wunderbarer Selbstkenntniß sein Bild genau so getroffen, wie ich es seit zwölf Jahren in allen möglichen Beleuchtungen zu beobachten

Gelegenheit gehabt habe. Ich habe es deßhalb auch absichtlich vermieden, hier von Meyr's Lebensgange, seiner reichen künstlerischen Bildung, seinen tiefen philosophischen Studien und seinem ächtdeutschen Charakter zu sprechen, weil ich wünschte, daß der Leser das aus seinem Buche kennen lerne, wo alles in Fleisch und Blut umgesetzt ist.

Wer mir sagt, daß ich parteiisch urtheile, dem kann ich nicht unrecht geben. Ich trinke lieber aus einer mir als rein bekannten Quelle als aus einer andern von zweifelhafter Beschaffenheit. Meyr ist ein alter Freund von mir, den ich eben wegen seines lautern Charakters, seines ernsten und idealen Strebens, seiner unwandelbaren Wahrhaftigkeit lieben und ehren gelernt habe. Von einem solchen Manne ist mir jede Ansicht, jede Meinungsäußerung wichtig, weil ich weiß, daß sie niemals durch Nebenrücksichten gefälscht wird. Und so nehme ich auch an seinem Romane ein lebhafteres Interesse, als muthmaßlich der Fall sein würde, wenn derselbe von einem mir völlig unbekannten Verfasser herrührte, dessen Verhältniß zu seinen Schöpfungen ich erst ermitteln müßte, um sie ganz zu würdigen.

Von Meyr weiß ich im Voraus, daß er nichts sagt, was er nicht weiß, daß sein Fühlen und Denken ächt ist und daß er auch bei der Anlage und Ausführung seiner Schriften immer als ein ächter Künstler zu Werke geht. Man könnte ihm vielleicht vorwerfen, daß er sich in seinem Romane einer zu großen epischen Ruhe und Breite befleißigt habe. Darüber läßt sich rechten. Ich habe schon oben erwähnt, daß Meyr mit bestimmter Absicht alle moderne Reiz- und Schonungsmittel verschmäht. Dafür aber giebt er in charakteristischer Zeichnung von bedeutsamen Personen und Situationen ein ungewöhnlich reiches Kulturbild der letzten Jahrzehnte und besonders des kampf- und sturmreichen Jahres 1848.

Von Herzen würde es mich freuen, wenn diese Zeilen ihren Zweck erreichten, seinen Schriften neue Leser und Verehrer zu gewinnen.

---

* Die Mythologie der Griechen und Römer.

Die Götter und Heroen des classischen Alterthums. Populäre Mythologie der Griechen und Römer von H. W. Stoll, Professor am Gymnasium zu Weilburg. Zweite Auflage. Leipzig, Teubner. 2 Bde. 12. 1861.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, der seinen Beruf zur populären Behandlung der antiken Mythologie schon früher durch sein hauptsächlich für den Gebrauch der Gymnasien bestimmtes „Handbuch der Religion und Mythologie der Griechen und Römer“ hinlänglich bewährt hat, bietet hier den weitesten Kreisen des gebildeten oder Bildung suchenden Publikums die Ergebnisse tief eingehender und gründlicher Forschung, aber, wie billig, befreit von den Spuren gelehrten Fleißes und dem Rüstzeug philologischer Arbeit, den Citaten-Massen sowohl wie ihrer peinlich kritischen Sichtung, die bei der nächsten Bestimmung des Werkes nur als ein unnützer, ja hindernder Ballast zu betrachten gewesen wären. So gewinnt denn durch dies Buch die deutsche Literatur einen neuen Zuwachs zu der bei uns immer noch geringen Zahl historischer Arbeiten, die das Lob der Gründlichkeit und Zuverlässigkeit mit einer klaren und gefälligen Darstellung verbinden und die Hallen esoterischer Wissenschaft für die ganze Nation zu erschließen beginnen. So dient es einem doppelten Zweck: Es giebt ein klares und übersichtliches, aber doch keineswegs blos skizzirtes und trocknes, sondern frisches und lebensvolles Bild jener unsterblichen Schöpfungen, die der religiös-dichterische Volksgeist der poetisch am höchsten begabten Nation der Welt von den ersten Regungen ihres Bewußtseins an aus sich selbst heraus geboren hat. Es gewährt, von dieser Seite betrachtet, selbst den veredelnden Genuß eines poetischen Kunstwerks, das zugleich sein eigner Commentar ist.

Außer diesem seinem absoluten Werth wird es Manchen, ja vielleicht noch einer größeren Anzahl von Lesern eine noch willkommenere Gabe aus einem anderen Grunde sein. Unser ganzes modernes Dasein hat so tiefe Wurzeln im classischen Alterthume geschlagen, aus dem es täglich neue Lebenssäfte einsaugt, daß ein volles Verständniß unserer eigenen, namentlich unsrer poetischen Literatur ohne Kenntniß derjenigen Elemente nicht möglich ist, welche die geistige Existenz der antiken Völker bedingten und constituiren halfen. Unter diesen Elementen steht natürlich ihr religiöser Glaube obenan. Eine gute Hälfte von Schiller's und Goethe's Gedichten ist ohne die antike Mythenkunde nicht zu verstehen. Für diejenigen nun, welche ihr lückenhaftes Wissen bei der Lektüre unserer classischen Autoren ergänzen wollen, bietet sich kein brauchbareres und erwünschteres Repertorium als Herrn Stolle's Buch. Es ist auch in dieser Beziehung allen ähnlichen Werken vorzuziehen, die für dasselbe Bedürfniß berechnet sind. Die beiden verbreitetsten unter der letztgenannten Zahl sind die Bücher von *Moritz* und *Petiscus*. Was das erstere betrifft, so läßt allerdings seine Genialität und die Frische seiner Darstellung nichts zu wünschen übrig. Aber die Phantasie hat an seiner Entstehung viel mehr Antheil gehabt als gelehrtes Studium; es läßt wichtige Partieen der antiken Mythenkunde unberücksichtigt, und wenn es zu seiner Zeit als ein classisches Werk gelten durfte, so muß es nach den bedeutenden Resultaten der einschlagenden philologischen Forschungen während des letzten halben Jahrhunderts entschieden als antiquirt gelten. Was Petiscus' „Olymp“ betrifft, so wird allerdings seine Brauchbarkeit durch die zahlreichen Auflagen, die er erlebt hat, hinlänglich bezeugt; aber er kann sich an Vollständigkeit und Tiefe der Auffassung nicht entfernt mit dem vorliegenden Werke messen.

Daß Referent hin und wieder mit Herrn Stoll's Ansichten sich nicht in Uebereinstimmung findet, ist bei einem an streitigen Punkten so reichen Material nicht zu verwundern. Es sei hier nur erwähnt, daß Herr Stoll, wie es uns erscheint, mit zu großer Bestimmtheit den vorgeschichtlichen Kultus der untergegangenen Göttergeschlechter (aus dem Uranos- und Kronos-Mythus) in Abrede stellt (S. 17. 36) -- mit welcher Ansicht schon die wirklich noch vorhandenen Reste von Titanen-Verehrung in historischer Zeit (worüber s. S. 37 gegen das Ende) in Widerspruch stehen. In der Einleitung endlich wünschten wir einige präliminäre Begriffsbestimmungen schärfer gefaßt; wie denn der Unterschied zwischen *Religion* und *Mythologie* nur vage angedeutet, der zwischen *Mythus* und *Sage* auf gar zu äußerliche Kennzeichen beschränkt ist.

Eine ebenso unentbehrliche wie geschmackvolle Zugabe zu dem vortrefflich ausgestatteten Werke bilden 38 saubere Holzschnitte, die mit großer Treue und ohne verschlimmbessernde Phantasie-Zusätze charakteristische Bildwerke aus dem classischen Alterthume wiedergeben. Nur die Laokoonsgruppe ist bedauerlich verflacht.

W. H.

---

* Das germanische Museum in Nürnberg.

Wer mit Aufmerksamkeit die verschiedenartigen Erscheinungen auf dem Gebiete des Geistes verfolgt, in denen sich der Drang nach nationaler Einigung kund giebt, während ihn die geängsteten

Dynastieen bis zum letzten Athemzuge niederzukämpfen suchen, wird mit ganz besonderer Befriedigung bei dem germanischen Museum in Nürnberg verweilen, das von Jahr zu Jahr zu immer vollerer Blüthe sich entfaltet. Bekanntlich verdanken wir die Gründung und das erste Gedeihen dieses aus kleinem Keime sich entwickelnden Instituts dem unermüdlichen Bestreben des Freiherrn von und zu Aufseß, der als erster Vorstand noch jetzt die oberste Leitung in seinen Händen hat.

Innerhalb der acht Jahre seines Bestehens, in denen es große, zum Theil aus den ungünstigen Zeitverhältnissen entspringende Schwierigkeiten zu überwinden galt, hat es eine umfassende Wirksamkeit für die vielseitigste Erforschung deutscher Geschichts- und Alterthumskunde begonnen, welche ihm mehr und mehr die Sympathieen aller Gebildeten im deutschen Vaterlande zuwenden muß. Seit drei Jahren sind die Sammlungen des Museums in dem durch ansehnliche Neubauten erweiterten ehemaligen Karthäuserkloster in Nürnberg, das früher als Heumagazin benutzt worden war, nach einem musterhaften Plane aufgestellt. Selten versäumen Fremde, welche durch die Betrachtung der alterthümlichen Baudenkmale der ehrwürdigen alten Reichsstadt in die verschwundene Zeit deutschen Städteglanzes versetzt werden, in die geschmackvoll restaurirten Räume der Karthause einzutreten. Eine kleine, vor kurzem erschienene Schrift: „das germanische Museum und seine Sammlungen“ rc. giebt eine gedrängte Uebersicht über die hier aufgestellten Alterthumsschätze und dient den Besuchenden zur Orientirung.

Die Bibliothek beläuft sich bereits auf nahe an 35,000 Bände. Außer dieser findet sich in vortrefflich geordneten Sammlungen vereinigt, was zur Erläuterung älterer deutschen Staats- und Sittenzustände, sei es in Schrift, Geräth oder Kunstwerk, dienen kann, ein reichhaltiges Archiv, eine Münz- und Medaillensammlung, eine Siegel- und Wappensammlung u. s. w. Einen Bestandtheil bilden die von Aufseß'schen Privatsammlungen, welche dem Museum auf zwanzig Jahre überlassen sind und demnächst wahrscheinlich als dessen Eigenthum erworben werden. Manches ist durch Schenkungen in den Besitz des Museums gelangt. Im Uebrigen wurde die ganze Anstalt durch freiwillige Beiträge, die aus allen Theilen deutschen Landes beigesteuert wurden, gegründet und unterhalten. Einige nicht unbeträchtliche Summen sind ihm durch Bewilligung von Regierungen und Ständen aus Staatskassen zugeflossen, das Meiste durch Beiträge von Privaten. Mit der Gründung von Hülfsvereinen sind die Städte Berlin und Mannheim vorangegangen; es steht zu hoffen, daß deren Beispiel ähnliche Stiftungen in den größeren deutschen Städten ins Leben rufe. Pflegschaften (Agenturen) zum Zweck der Empfangnahme und Uebersendung der Beiträge sind über ganz Deutschland verbreitet.

Die Leitung des Ganzen hat der Verwaltungsausschuß, dessen Mitglieder aus verschiedenen deutschen Staaten gewählt sind; ein engerer Localausschuß nebst den beiden Vorständen besorgt an dem Sitz des Museums die specielle Leitung der laufenden Angelegenheiten. Ein Gelehrtenausschuß, bestehend aus mehr als 200 deutschen Gelehrten, die sich auf dem Gebiete deutscher Geschichts- und Alterthumskunde hervorgethan haben, bildet einen Verein wissenschaftlicher Kräfte, wodurch der obersten Leitung nicht bloß jederzeit Rath und Auskunft über wissenschaftliche Fragen zu Gebote steht, sondern auch die Möglichkeit gewährt wird, für die durch das germanische Museum repräsentirten wissenschaftlichen Bestrebungen einen gemeinsamen Mittelpunkt zu bilden und bedeutende literarische Unternehmungen einzuleiten und zu fördern. Die Generalconferenz der Ausschüsse, die alle drei Jahr im September zu Nürnberg abgehalten wird und bei dem bis jetzt nur spärlichen Besuche mehr die Geschäftsangelegenheiten zu berathen als wissenschaftliche Fragen zu discutiren hatte, kann bei steigendem Interesse zu einem Germanistencongreß heranwachsen, um so mehr, als wegen der günstigen Lage Nürnbergs fast im Mittelpunkte Deutschlands kaum irgend eine Stadt dazu geeigneter scheinen könnte. Der „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“, das monatlich erscheinende literarische Organ des germanischen Museums, hat bereits als Centralblatt für germanische Alterthumskunde einen anerkannten Werth, theils durch wissenschaftliche Abhandlungen, theils durch die sorgfältig zusammengestellten Nachweisungen der in Zeitschriften zerstreuten dahin gehörenden Aufsätze, Nachrichten über die Versammlungen und Berathungen historischer Vereine u. dgl.

Mag unsere Darstellung auch Vieles enthalten, was manchem unsrer Leser schon anderweitig bekannt war, so sind wir doch überzeugt, daß, namentlich im nördlichen Deutschland, wo man doch sonst jedes nationale Unternehmen zu unterstützen bereit ist, die Bedeutung des germanischen Museums noch lange nicht hinreichend gewürdigt wird. Wir werden Gelegenheit nehmen, auf die weitere Entwickelung dieses vaterländischen Instituts zurückzukommen, um auch unsrerseits dazu beizutragen, die allgemeinere Theilnahme für dessen Gedeihen zu wecken und zu beleben.

J. W. S.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Oesterreichs Lehrjahre. 1848 bis 1860. Von E. Hellmuth. — Erzählungen aus dem Harzgebirge. Eine Volksschrift. Von Heinrich Pröhle. — Geschichte der Völkerwanderung. Dritter Band. Von E. von Wietersheim. — Konstantinopels Fall. Geschichtliches Trauerspiel in 4 Aufzügen. Von C. J. Diepenbrock. — Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne. Schauspiel in 5 Akten. Von C. Hugo.

* Die nächsten Bände der Gesammtausgabe der Werke von Gustav Kühne, welche mit den Gedichten des Verfassers begonnen hat, sollen die dramatischen Werke Kühne's enthalten. Die Kölnische Zeitung meint, um des guten Eindrucks auf das Publikum willen möchten Herausgeber und Verleger das nicht thun, sondern die namhaftesten kritischen Arbeiten zuerst folgen lassen. Wir schließen uns diesem Rath an.

Σ. Gedichte von Gustav Kühne. Zum ersten Male gesammelt. Leipzig, Ludwig Denicke. 1862. Die genannte Buchhandlung eröffnet mit diesem Bande die erste Gesammtausgabe der Schriften des mit Recht so sehr beliebten Verfassers, der sich durch seine Novellen, Romane, Charakterschilderungen und durch die langjährige Leitung der „Europa“ in der deutschen Literatur einen Namen von gutem Klange erworben hat. Meister des Styls, der in jeder Zeile den Mann von Takt und feiner Bildung zu erkennen giebt, hat eben bei den Gebildeten der deutschen Nation Kühne zahlreiche Verehrer und diese alle werden mit Freuden die angedeutete Zusammenstellung seiner bisher zerstreuten Werke begrüßen. Sie werden mit Freuden diese „Gesammelten Schriften“ Kühnes begrüßen, selbst wenn der erste Band nicht allen Erwartungen entspricht und von den zwölfen die verhältnißmäßig schwächsten Leistungen enthält — das gebildete Publikum weiß ja, was es an diesem Schriftsteller hat, und so kann derselbe wagen, was ein weniger bekannter Autor kaum thäte, der statt dessen lieber seinen Lesern gleich das Beste brächte, um ein gutes Vorurtheil zu erwecken. So soll das nun freilich nicht verstanden sein, als wenn die vorliegende Gedichtsammlung nicht manches Schöne und Geistreiche darböte, wie könnte es anders sein? Nur wollen wir betont haben, daß Kühne besonders als Prosaist bedeutend genannt werden muß, wogegen seine Poesie in Form und Fassung minder hervorragend erscheint. Zum Theil sind freilich die Gedichte von altem Datum und mögen für den Verfasser von speciellem Interesse sein, insofern sich liebe Erinnerungen aus ferner Zeit daran knüpfen. Die Sammlung wird mit Balladen und Romanzen eröffnet, und für diese Gattung scheint der Dichter nicht grade das meiste Talent

zu besitzen. Der rechte Ton ist selten getroffen, selbst an der „Erschaffung des ersten Westfalen“ möchte der Humor das Beste sein. Hier fehlt es der Diction an Schwung, an Macht. Das packt nirgends, und meist ist neben saloppen Form das Ganze zu lang ausgesponnen. — Unter den Vaterlandsliedern sind mehrere recht werthvoll, obgleich die Kölner Dombaulieder uns auch nicht sehr zusagen. Die Festgedichte, Reimsprüche und Wald-, Feld- und Gartenlieder enthalten dagegen viel Gelungenes, sowie der letzte Abschnitt „Lieb' und Freundschaft“ manch schönes Gedicht bringt. Nur die zweiundzwanzig Elegien haben uns gestört; hier hätte der Dichter Kritik gegen sich selbst üben müssen — bis auf drei oder vier wären sie unsers Erachtens besser fortgeblieben. Das Gedicht „Mein bester Freund“ hat einzelne schöne Verse aber der wunderlichen doch noch mehr. Im Ganzen spricht aus der Sammlung viel Tiefe des Gemüths und biederer Sinn, und mancher kernige, schöne Gedanke findet sich verwerthet, so daß dieser erste Band den Verehrern und Freunden des Schriftstellers, von denen viele ihn wohl als Poeten noch gar nicht kennen, willkommen sein wird.

* Das Börsenblatt des deutschen Buchhandels hatte im verflossenen Jahre wieder etwa 11,000 neue literarische Erscheinungen zur Anzeige zu bringen. — Die Goethe-Bilder von Kaulbach erscheinen in einer Kupferstich-Ausgabe, die von ausgezeichneten Meistern ausgeführt wird, und mit erläuterndem Texte von Adolf Stahr. Das erste Heft enthält neben der Zueignung unter And. auch das vielbesprochene Bild aus dem Werther. — Gottfried Kinkels Gedicht „Otto der Schütz“ ist mit geistvollen Compositionen von Swoboda in einer neuen Prachtausgabe herausgekommen. — Wir erhalten soeben den zweiten Abdruck von dem neuesten Werke Riehls: „Die deutsche Arbeit.“ — Eine neue philosophische Zeitschrift „Athenäum“, herausgegeben vom Professor Froschhammer in München, hat zu erscheinen begonnen.

* Geographische Mittheilungen. Herausgegeben von Dr. August Petermann Gotha, J. Perthes. — Das jüngste Heft dieser Zeitschrift bringt eine interessante Karte der Bai von Suez von Petermann, nach der englischen Aufnahme von Comm. Mansell, 1856, auf welcher vorzüglich die Seichtigkeit des Meeres und die weiten zur Ebbezeit trocken liegenden Watten auffallen. Daneben ist eine Originalskizze der Mosesquellen oder Ain Musa im Peträischen Arabien, von Theodor von Heuglin; eine Beschreibung der Gegend hat Dr. Steudner geliefert, beides sind Ergebnisse der deutschen Expedition, die jetzt von Massaua aus durch die Bogos-Länder nördlich von Abessynien zum weißen Nil wandert. Eine für den chinesischen Verkehr wichtige Arbeit ist die Darstellung des Oberstlieutenant Sarel vom Jang-tse-kiang von Hankau bis Pingschan, nach den Beobachtungen der englischen Expedition im Jahre 1861. Aus den kleinen Mittheilungen heben wir hervor: Portugal und seine Colonien im Jahre 1858; die Insel Candia oder Creta, die vegetabilischen Producte von Siam, nach Sir Robert Schomburgk, und Lamberts Reise in Senegambien nach Futa-Djallon. An die mißglückte amerikanische Nordpolexpedition des Dr. Hayes durch die Baffinsbai knüpft Petermann abermals die Mahnung, lieber das Meer östlich von Spitzbergen zu solchen Expeditionen zu wählen, wie er schon öfter mit den plausibelsten Gründen dargethan. — Nach dem „königlich dänischen Hof- und Staatskalender für das Jahr 1861“ wird als Resultat der Volkszählung vom 1. Februar 1860 angegeben: Königreich Dänemark 696 Quadratmeilen 1,600,551 Einwohner, Schleswig 166 Quadratmeilen 409,907 Einwohner, Holstein 155 Quadratmeilen 544,419 Einwohner, Lauenburg 19 Quadratmeilen 50,147 Einwohner. Summa 1036 Quadratmeilen 2,605,024 Einwohner. Die Herzogthümer haben zusammen 340 Quadratmeilen 1,004,473 Einwohner.

* Unter den hervorragenden Wiener Publicisten besitzt neben Ignaz Kuranda ohnstreitig Adolf Kolatschek das beste Verständniß des deutschen Lebens und ist somit am ersten geeignet, den geistigen Zusammenhang zwischen Oesterreich und Deutschland zu stärken, von dem eine Menge deutsch schreibender Federn an der Donau gar nichts wissen. Der verdiente Schriftsteller scheint denn auch diese seine Aufgabe sehr früh erkannt zu haben. Wie nach den Zeiten des Frankfurter Parlamentes seine „Monatschrift“ in wirklich bedeutender Weise den ghibellinischen Staatsgedanken in Deutschland vertrat, wenn er dabei auch etwas zu weit unter die Partei von Karl Vogt gerieth, so ist neuerdings seine Wochenschrift „die Stimmen der Zeit“ der Ausdruck des unabhängigen ehrlichen Großdeutschen geworden, der im scharfen Gegensatz zu dem spezifischen Borussismus das Heil Deutschlands und Oesterreichs auf der föderativen Basis zu erreichen sucht. Keiner der politischen Gegner indessen, auf die K. in dieser seiner Bahn stößt, wird ihm die Anerkennung versagen können, daß die freie, selbständige Ueberzeugung aus ihm redet. Wir haben in ihm nicht einen jener von einer Partei angestellten Literaten vor uns, die im Dienste und Solde ihrer Auftraggeber, Gladiatoren gleich, in der Arena der Presse kämpfen müssen; der Mann schreibt vielmehr gerade, wie er denkt, und weil er so denkt, darum ist es ihm auch ein geistiges und patriotisches Bedürfniß, öffentlich in diesem Sinne zu wirken. Deßwegen läßt sich gewiß erwarten, daß die neue Zeitung, der „Botschafter“, die seit dem Januar in Wien unter seiner Leitung erscheint, wobei indessen „die Stimmen der Zeit“ fortgesetzt werden, endlich zu einer Verständigung zwischen Deutschland und Oesterreich beiträgt, ohne welche ja keine der vorhandenen Parteien ihr Programm zu erreichen hofft. Beide Landkörper werden sich am leichtesten in das richtige Verhältniß zu einander setzen, sobald sie einander gerecht werden; diesen Gedanken hat Kolatschek stets verfochten. Selbst von einem anderen politischen Standpunkte aus wünschen wir mithin seinem Journal einen guten Erfolg.

W. K.

* Das Uhde'sche Museum mexikanischer Alterthümer, von welchem in Nr. 50 des letzten Jahrganges unseres Blattes die Rede war, ist von der preußischen Regierung um den Preis von 18,000 Gulden angekauft worden, um dem Berliner Museum hinfort anzugehören.

* Ein neues Drama von Rudolf Gottschall „Der Nabob“ wird in Breslau gegeben. Die Hauptfigur in diesem fünfaktigen Trauerspiel ist Lord Clive, dem England so große Fortschritte in der Unterwerfung Indiens verdankt. Dürfen wir den Breslauer Berichten trauen, so gehört das Drama unter die besten und wirksamsten Bühnendichtungen der letzten Jahre. — Die Erzählung „Josef im Schnee“ von Berthold Auerbach ist unter dem Titel „Die Waldkönigin“ auf die Bühne des Victoriatheaters in Berlin gebracht; es ist aber ein so böses Stück Arbeit daraus geworden, daß die Aufführung bereits eingestellt werden mußte. — Die Münchener Künstler bereiten ein prachtvolles Ballfest vor, auf welchem die bedeutendsten deutschen Volksmärchen in charakteristischen Gruppen vorgeführt werden sollen.

* Musikalische Notizen. Der Biograph Händels und Herausgeber der Werke dieses Meisters, F. Chrysander, bereitet „Jahrbücher für musikalische Wissenschaft“ vor, welche in Bänden erscheinen und gegen Ostern zuerst herauskommen sollen. Den Hauptinhalt derselben bilden historische Abhandlungen, theoretische und ästhetische Betrachtungen, endlich Mittheilungen aller Art und aus allen Fächern der Kunst. Wir begrüßen diesen Gedanken mit großer Freude, und das werden alle thun, welche es gut meinen mit einer gesunden und vernünftigen Entwicklung des musikalischen Sinnes. Gegenüber dem wüsten Treiben der Neuromantiker werden diese Jahrbücher, die von einem auf dem Gebiete der Musik so völlig heimischen und geistvollen Manne wie Chrysander, im Verein überdies mit den tüchtigsten kritischen Kräften, herausgegeben werden, von wirklich bleibendem Werthe sein und ohne Zweifel eine Fülle des trefflichsten Stoffes darbieten. — Zu Neujahr erhalten wir eine Gabe von Ferdinand Hiller, welche als opus 100 bezeichnet ist, ein Heft mit Gesängen für eine Stimme. Bischoff urtheilt darüber in der Kölnischen Zeitung: Eine anmuthige Neujahrsgabe, die in Melodieen und Dichtungen uns zu rechter Zeit, da draußen die Bäume von gefrorenem Duft an Zweigen und Sprossen umhüllt sind, den Frühling und die Liebe ins warme Zimmer bringt. Diese ewigen und doch, wie die Lerche und Nachtigall, immer wieder neuen Texte auf das menschliche Herz werden uns hier von den Tönen der geist- und gefühlvollen Muse Hiller's durchdrungen und gehoben in höchst einnehmendem Gewande dargeboten. Reizende und anspruchslose Melodieen, mit harmonischen Feinheiten verschwistert, wechseln mit tief empfundenen Gesängen ab; wer nur die beiden ersten Lieder gesungen, der wird das Heft nicht wieder weglegen, welches fünfzehn Nummern bringt, deren letzte: „O schneller, mein Roß“ (Geibel), ein hinreißender Erguß beseligter Liebe, dieses „erste Buch“ des neuen Werkes vortrefflich schließt. — Eine ausführliche Biographie Josef Haydns ist von Dr. Mettenleiter in Regensburg zu erwarten. Dieselbe ist streng wissenschaftlich gehalten und auf vier Bände berechnet, deren zwei druckfertig sind. Der Verfasser hat das Material zu seinem Werke seit zwanzig Jahren gesammelt und ist von allen Seiten bereitwillig unterstützt worden.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1862 des Sonntagsblattes rechtzeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1861.

Heinrich Strack.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℛ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

№ 2. Bremen, 12. Januar. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Die Insel Neuwerk.

Von J. G. Kohl.

Unsere beiden großen Nordseeflüsse, die Elbe und Weser, neigen sich in ihrem unteren Laufe unter einem spitzen Winkel zusammen und nähern sich einander immer mehr bis zu ihren Mündungen in der südöstlichen Ecke des deutschen Meeres. Zwischen ihnen schmälert sich das nordwestdeutsche Haideland zu einer Halbinsel ab, die am Ende bei Cuxhaven im Amte Ritzebüttel in einer schmalen Spitze ausläuft. Der mittlere große Geest- und Haiderücken ist dort zuletzt nur noch eine Meile breit. Er stößt bis dicht an die See vor und trennt die Gewässer und Marschen der Elbe im Osten von denen der Weser im Westen.

Am äußersten Rande dieser Halbinsel liegen zwei kleine Dörfer, das eine, „Döse“, noch im letzten Zipfel der Elbmarschen, und das andere, „Dühnen“, schon, wie sein Name andeutet, mitten in den Dünen jener Geestspitze. Im Angesichte besagter Küstendörfer streckt sich lang in's Meer hinaus ein weites „Watt“, d. h. ein Labyrinth von Sand- und Schlickbänken, die nur bei Fluthzeit mit Wasser bedeckt werden.

Und mitten auf diesem Watt liegt sehr vereinsamt und isolirt die kleine Insel Neuwerk, gleich weit entfernt von der Gruppe der nordfriesischen Inseln an der schleswig-holsteinischen Küste und von der Kette der ostfriesischen Eilande an der Mündung der Jade und Ems. Keine Dampfschiff-Linien, nur schmutzige Schlick- und Wattpfade führen zu ihr hin. Sie lockt nicht durch frischen Wellenschlag, wie die anderen genannten Inseln, die Badegäste herbei. Sie hat keine pittoresken oder landschaftlichen Reize, wie das felsige Helgoland. Sie ist daher wahrscheinlich die am seltensten besuchte und am wenigsten gekannte aller unserer deutschen Inseln in der Nordsee.

Und doch ist sie ein Bröckchen Land, das sein Stücklein Geschichte für sich besitzt, und ein ganz eigenthümliches Interesse darbietet. Sie ist mehr als irgend eine der genannten eine ächte Watteninsel. Die Eingangsthore unserer beiden größten Flüsse liegen ihr zu Seiten, und man kann von ihr aus das geschäftige Leben und Treiben bei diesen beiden Meerespforten am bequemsten beobachten. Von ihr aus überschaut man mit einem Blicke in die Nähe und Ferne fast alle Anstalten, welche zur Erleuchtung und Sicherung jener Verkehrs-Straßen gemacht sind. Eine lange Zeit war Neuwerk das einzige Besitzthum der Hamburger an der Elbemündung, und es trug auch das älteste Leuchtfeuer dieser Gegenden.

Die Hamburger besetzten die Insel schon im Anfange des 14. Jahrhunderts noch ehe sie das jetzige Amt Ritzebüttel und Cuxhaven erobern konnten und errichteten auf ihr der Schifffahrt zum Nutzen und den Seeräubern zum Trutz ein festes Schloß, d. h. einen hohen, großen, viereckigen massiven Thurm, der noch heutiges Tages in seiner ganzen Alterthümlichkeit dasteht. Dieser Thurm wurde damals „dat Hamborger Niewarckh“, — in den lateinischen Dokumenten jener Zeit „Novum Opus“ — genannt. Die Insel, die sonst bloß „O“ („Insula O“) hieß, bekam davon ihren jetzigen Namen „Neuwerk.“ Die Ein- und Umwohner bezeichnen sie aber meistens ganz kurz nur: „Up't Wark“ (auf dem Werke). Der Posten wurde von den Hamburgern mit Recht für so wichtig gehalten, daß sie das Commando desselben nur einem tapferen Mitgliede ihres Hochweisen Senates anvertrauten. Mehr als ein ganzes Jahrhundert hindurch, von 1312 bis 1416 hat auf dem Novum Opus, d. h. jenem alten viereckigen Insel-Thurme eine Reihe von Hamburger Senatoren mit ihren Mannschaften residirt. Sie übten von hier aus die Polizei- und Oberaufsicht über die Elbemündung, ließen ein Baakenfeuer auf der Insel unterhalten, sandten ihren schiffbrüchigen Landsleuten Hülfe und mögen zu Zeiten auch mit Seeräubern gekämpft und sie in ihren festen Thurm gebracht haben.

Noch im Jahre 1402 wurde nicht gar weit von Neuwerk der damals auf allen Meeren berüchtigte Seeräuber Störtebecker mit 70 Genossen gefangen genommen, derselbe wilde Seeheld, von dem die Sage erzählt, daß er aus Liebe zu seinen Gesellen vor der Hinrichtung in Hamburg die letzte Bitte gethan habe: alle diejenigen, bei denen er nach seiner Köpfung vorbei zu laufen vermöge, möchten begnadigt werden. „Als sie ihm dieses nun gewähret hatten und die Seeräuber in Reihe und Glied vor ihm standen, raffte Störtebecker in dem letzten Augenblick seines Lebens alle seine Kräfte zusammen, und lief, schon enthauptet, noch bis zum fünften Mann. Da warf ihm der Henker, der besorgt war, daß er die sämmtlichen Schelme retten möchte, einen Klotz vor die Füße, so daß er fiel und nicht wieder aufkommen konnte.“

Auch einen Zoll, den sogenannten „Warktoll“ (Werkzoll) sollen die rathsherrlichen Inselcommandanten bei ihrem Schlosse erhoben haben. Erst nach der Eroberung Ritzebüttels, die am Ende des vierzehnten Jahrhunderts eintrat, siedelten sie von ihrer reizlosen Insel nach dem Festlande über, wo sie nun von-

ihrem jetzigen Sitze aus die Interessen der Elbemündung etwas bequemer überwachen können. Auf Neuwerk residirte darnach nur noch ein Inselvoigt, der jetzt, wie früher die Senatoren, den Thurm bewohnt, und von dem Amtmann zu Ritzebüttel abhängt.

Obgleich ihr Abstand vom Festlande nicht viel mehr als zwei Stunden beträgt, so hat man doch seine liebe Noth, zu einer solchen amphibienartigen Watteninsel hinaus zu gelangen. Man kann sie zwar sowohl zu Wasser, als zu Lande erreichen. Weder auf die eine noch auf die andere Weise aber sehr prompt und bequem. Setzt man sich bei Hochwasser zu Schiff, und geht Einem der Wind aus, so läuft man Gefahr, eine Nacht über im Schlicke stecken zu bleiben. Nimmt man einen Wagen, und paßt die Ebbezeit nicht gehörig ab, so riskirt man noch Aergeres.

Wir hatten schon alle Bauern im Dorfe Döse um Wagen und Pferde vergebens angesprochen. Ihre sämmtlichen Geschirre waren in der Ernte beschäftigt. Wir eilten nach dem benachbarten Dühnen Spornstreichs. Denn schon war die Fluth wieder im Anzuge. Und dort fanden wir noch eben rechtzeitig den gefälligen Strandvoigt bereit, uns mit seinem Fuhrwerk zu spediren. Wir rollten vom Festlande hinab auf den feuchten Meeresboden hinaus, den die salzigen Wogen erst vor wenigen Stunden verlassen hatten. Unser Weg auf dem blanken Watte war durch eine Reihe hie und da in den Sand gesteckter Zweige oder „Strauchbesen" bezeichnet. Er wand und krümmte sich hin und her. Denn hie und da ist das Watt von tiefern Wasserarmen, sogenannten „Prielen" durchschnitten und hat auch sonst Löcher und unsichere sumpfige Stellen. Unser Fuhrmann nannte diesen Weg „de Troë" (die Traue), d. h. der Strich, in welchem man den Boden- und Wattzuständen „trauen" darf. Er sprach davon z. B. so: „Wi sind noch ganz richtig up'r Troë." (Wir sind noch richtig auf der Traue).

Der Anblick der Wattwüste war sehr interessant und es schien uns recht vergnüglich, mit Wagen und Pferden uns da zu bewegen, wo noch soeben Neptun mit seinen Fischschwanz-Rossen umher brauste. Es war ein herrlicher, stiller, sonniger Tag, und wir konnten das wunderliche Gemisch von Land- und Wasserwelt vor uns weit hinaus überschauen. Ein dünner spiegelklarer Wasserschleier bedeckte das Watt. Nur hie und da ragten in der Ferne einige ganz trockene Sandbankrücken daraus hervor, links der sogenannte „Hohe Knecht Sand" und rechts der „Große" und der „Kleine Vogelsand", lauter bei den Schiffern berühmte und gefürchtete Namen. Einige von ihnen sind vielleicht die Reste und Rumpfe ehemals bewohnter Inseln. Das weiße weite, einförmige Watt ist gleichsam eine Tafel, auf der die Meereswogen eine ganze bunte Landkarte weggelöscht haben. Zum Theil kann man aber auch die Anfänge neuangelegten Landes auf dieser Tafel sehen. An der benachbarten Küste des Landes Wursten haben sich in den letzten beiden Jahrhunderten schöne, breite Streifen reichen und fröhlich bewohnten Landes auf dem Watt abgesetzt.

Die Leute glauben, daß die Insel Neuwerk ehemals mit dem Festlande zusammen gehangen habe, und daß alle Wasserwüsten, die sie jetzt von demselben trennen, nichts als ersäufte und kahlrasirte Viehtriften seien. Als eine von ihren Vätern überkommene Historie erzählen sie es, daß sonst das Vieh des Festlandes trockenen Fußes auf blumigen Auen so weit nordwärts, und die Inselrinder eben so weit südwärts hinausgewandert seien, daß die Hirtenknaben einander hätten zurufen und verstehen können.

Damals mag die Insel mehre Quadratmeilen groß gewesen sein. Jetzt hat sie, so weit sie eingedeicht, beackert und bewohnt ist, nur ein paar tausend Schritt im Durchmesser, und ist ungefähr so groß wie Helgoland. Doch besitzt sie außerhalb ihres Deiches noch ein Anhängsel weit ausgedehnten „Vorlandes", welches wenigstens über die gewöhnlichen Sommerfluthen erhaben und daher begrast und mit süßen Kräutern bedeckt ist. Dieses Vorland, das nur im Winter und bei ungewöhnlich hohen Fluthen vom Meere überspült wird, ist wohl zwei Mal so groß als der eingedeichte Kern der Insel selbst und bildet das werthvollste Besitzthum der Einwohner. Denn auf ihm haben sie ihre Viehheerden, aus denen sie ihre Haupteinkünfte ziehen, während ihre kleinen Aecker innerhalb des eingedeichten Landes ihnen nur das tägliche Brot und gesicherte Wohnung geben.

Die Deiche der Insel sind ziemlich starke Festungswerke gegen die Wuth des Meeres. Und zwar giebt es, wie bei einem militärischen Fort zwei und dreifache Ringe, Vor- und Außenwerke, und endlich eine innere Citadelle. Zuerst bemerkten wir bei unserer Annäherung einen mächtigen Steinwall von großen Blöcken, der den äußern Rand der Insel schützte, den ersten Anprall der Wogen zurückweisen und das beständige Nagen der gewöhnlichen Fluthen vom Deiche abhalten soll. Der Deich selbst, der nur, wenn Noth an den Mann tritt, als Hauptreserve dient, muß wo möglich immer vor der Plage der täglichen und stündlichen Angriffe der See geschützt sein. Der Steindamm seinerseits war noch wieder durch ein mächtiges Pallisadenwerk dicker Baumstämme, die vor ihm eingerammt waren, gestärkt. Da man jeden Block, und jeden Balken vom Festlande her über das Watt herbeischaffen mußte, so mag die Arbeit mühsam und kostspielig genug gewesen sein.

Der Deich hat eine Art Thor, einen mit Steinblöcken ausgelegten und gepflasterten Weg, der vom Meere aus über ihn hinweg in's Innere führt. Und hier erhebt sich nun noch einmal ein engerer Deichzirkel, wie gesagt gleichsam die Citadelle der Insel, in welche sie alles Kostbarste, was sie besitzen, für den Fall geflüchtet haben, daß die äußeren Deiche einmal überspült werden sollten. In der Mitte dieser Citadelle liegt nämlich der schon erwähnte Thurm, das „Novum Opus", alsdann die Schule, die zugleich Kirche ist, und endlich das Süßwasser-Magazin, ein kleiner vom Regen gefüllter Teich und eine Cisterne, die man vor allen Dingen vor den Salzwogen sicher stellen mußte, da es sonst keine Quellen oder Brunnen auf der Insel giebt. — Auch hat sich in den Doppelschutz dieser Citadelle Alles gerettet, was von Bäumen auf der Insel existirt, ein kleiner wunderlicher von den Seewinden mißhandelter und von den Nordweststürmen niedergehaltener Garten. Die anderen Häuser und Gehöfte liegen vollkommen kahl, gänzlich baum- und buschlos da.

Der großen Bauerngehöfte giebt es in jedem Zipfel der Insel eins, und jedes besteht aus einem Paar gleich gestalteter Gebäude, einem Wohnhaus und einem Speicher. Die Familien dieser Erbenzins-Bauern nebst den andern auf Neuwerk angesiedelten Familien bilden zusammen eine kleine Gemeinde, die von der Kirche in Döse abhängt. Bei Taufen, Heirathen und wo sonst die Sakramente nöthig sind, müssen sie nach dem Festlande hinüber. Für den gewöhnlichen sonntäglichen Gottesdienst, d. h. für das Vorlesen einer Predigt ist aber der Schulmeister bevollmächtigt. Für die traurige Periode des Winters, wo Stürme und hohe Fluthen sie umbrausen und wo zuweilen wochenlang das ganze Watt mit Eismassen bedeckt ist, so daß man darauf weder fahren, schiffen noch gehen kann, müssen sie sich wie Matrosen an Bord eines Schiffs verproviantiren, und in ihren Sorgen und Nöthen sich selbst berathen. Eine große Kanone, die auf ihrem Deiche steht, ist dann das einzige Sprachrohr, durch dessen Vermittlung sie sich mit dem Festlande unterhalten und durch welches sie demselben dann und wann eine Nachricht zukommen lassen können.

Wir wurden in dem besagten 500 Jahre alten Thurme einquartiert. Denn derselbe enthält innerhalb seiner vier dicken Mauern nicht nur die Commandantenwohnung, sondern auch das

Gasthaus der Insel. Zudem dienen seine unteren Räume als Magazine, und in seinen obern Etagen giebt es noch allerlei durch Treppen verbundene Abtheilungen für gelegentliche Beamtenbesuche bei Visitationen und Inspektionen, so wie auch um schiffbrüchige Seeleute unterzubringen. Oft sind deren hier schon 40 oder 50 beisammen gewesen, und wenn dann noch die herbeigeeilten Correspondenten und Commissionäre der Schiffseigenthümer und Assecuradeure hinzukommen, so hat der Thurm allein wohl zuweilen eine Bevölkerung wie ein Bienenkorb. Aehnliche alte viereckige Thürme, die zugleich Kirche, Schulhaus, Magazin, Wohnung und Herberge vorstellen, giebt es auch noch auf andern Inseln der Nordsee. An der einen Seite des Thurms ist das Hamburger Wappen in Stein ausgehauen, und zu dem Haupteingange, der zwanzig Fuß über dem Boden liegt, steigt man auf einer hölzernen Treppe empor, wie bei den Thürmen der Landsleute Schamyls im Kaukasus. Auch werden alle schweren Sachen, wie beim Kloster auf dem Berge Sinai, zur Thür hinauf gewunden. Es sind dieß lauter Einrichtungen, die wohl noch aus der alten Seeräuberzeit herstammen. Auf drei Seiten hat man den Thurm pechschwarz angestrichen, damit er sich von weitem und bei Tage als Seemarke desto schärfer vom Horizont abhebe. Bei Nacht krönt man seine Spitze mit einem doppelten Reifen von 24 reverberirenden Oellampen, die im Laufe des Jahres 5000 Pfund Oel verzehren. Von der Gallerie, welche um die Laterne des hohen Gebäudes läuft, genießt man eine weite und in ihrer Art höchst interessante Aussicht auf die Watten, „Sande", „Platen", Inseln, Küsten und Gewässer an den Mündungen der Elbe und Weser.

Gerade vor uns nach Nordwesten hinaus erstreckte sich dem hohen Meere zu die lange „Sandbank von Scharhörn", die in der Geschichte der Schiffbrüche an der Elbemündung eben so berüchtigt ist, wie die ihr ähnliche Sandbank an der Wesermündung, welche die Schiffer „die alte Mellum" nennen, und auf welcher in frühern Zeiten das alte Schloß Mellum gestanden haben soll. Auf der Spitze der Scharhörner Sandbank liegt ein aus geschwärzten Balken errichtetes hohes Gebäude, eine sogenannte Baake, die man mit Betten und etwas Proviant für Schiffbrüchige versehen hat.

Die Linie der großen Elbestraße mit allen ihren Einrichtungen hatten wir ganz nahe vor uns. Auf einer Strecke von 3 bis 4 Meilen sahen wir die Leuchtthürme von Cuxhaven, von Döse und die zwei Feuerschiffe „Nr. 2" und „Nr. 3." Zwischen ihnen die „Lootsen-Galioten der innern und äußern Station," und endlich am Punkte der eigentlichen schließlichen Elbemündung, wo keine Sandbänke mehr hinausragen und wo das Meer zu 70 Fuß Tiefe abfällt das „Feuerschiff Nr. 1", welches jährlich so vielen hundert Capitänen, wenn sie in finsterer Nacht nahe dabei vorüber segeln, wie ein wahrer Morgen- und Hoffnungsstern in's Herz leuchtet. Eine fast ununterbrochene Kette von Dreimastern, Zweimastern und Dampfern zog an diesem zum Einsegeln so günstigen Tage auf der bezeichneten Straße an unsern Augen vorüber, und gab uns einen recht imponirenden Eindruck von der Lebensthätigkeit des großen Elbehafens.

Nicht so lebhaft sah es auf dem Wege der Schwester Weser aus. Der Andrang zu ihr war weniger bedeutend, und wir sahen ihr Mündungs-Leuchtschiff nur in der Ferne, doch hörten wir einmal einen Kanonenschuß, von dem die Leute uns sagten, er käme vom „Bremer Hafen", der etwa 25 Seemeilen von uns entfernt war. Und da wir am Abend dann auch noch das hohe Licht von Helgoland erblickten, welches beinahe 30 Seemeilen von uns entfernt war, so lag uns hier denn ein ziemlich weites Seegebiet vor Augen — und Ohren.

Wie die großen Seeschiffe und die besagten anderen Dinge den Hintergrund unseres Wattengemäldes belebten, so bildeten die Staffage des Vordergrundes eine Menge kleinere Fahrzeuge, welche die Elbe und Weser tagtäglich und fast stündlich unter einander austauschen. Es sind dieß die sogenannten „Wattenfahrer", die sich ihrer Kleinheit wegen nicht in die hohe See hinauswagen, sondern innerhalb der Insel Neuwerk bei Fluthzeit über das Watt hinweg aus einer Stromründung in die andere hineinschlüpfen. Es sind lang gebaute „Ewer" mit Früchten aus dem Alten Lande und von den Elbeinseln, — Hummer- und Schollenfischer und kleine rund gebaute Schiffe, sogenannte „Smocken" von den Ems- und Weserhäfen, — ferner „Scheller", d. h. Schiffe, welche die Muscheln zum Kalkbrennen auf den Watten sammeln, was sie „schellen", (von „Schaale", „Schelle", englisch Shell = Muschel), nennen und viele andere solche Fahrzeuge. Wir sahen zwei kleine Flotten derselben. Die eine, die Elbeflotte, lag lauernd auf der Ostseite des Watts, die andere, die Weserflotte, auf der Westseite, beide auf das Steigen der Fluth wartend, um dann chassez-croisez zu machen und ihre Positionen zu wechseln.

Nach dieser Uebersicht der Gegend vom Thurme aus bereisten wir unser Inselchen auf dem Rücken des Deiches und auf den kleinen Fußpfaden, die zwischen den Kornfeldern von einem Hause zum andern laufen. Die Bauergehöfte waren nichts weniger als ärmlich. Sie hatten die ganz respektable und ansprechende Einrichtung anderer Marschhöfe. Bis vor nicht gar langer Zeit waren alle das Eigenthum einer und derselben Familie, die den Namen Strohfal führte. Ein alter Mann, ein betagter „Strohfal" leitete alle Angelegenheiten des Insel-Clans mit seinem Rathe, und veranstaltete es, daß sich die Mitglieder der Familie unter einander verheiratheten und Alles in ihrem Besitze blieb. Jetzt ist dieser patriarchalische Zustand auf der Insel gebrochen. Nur noch auf einem Bauerngehöfte giebt es einen „Strohfal." Einwanderer vom Festlande haben sich in die übrigen eingedrängt. Es ist dieß wahrscheinlich durch Das, was die Engländer „in and in breeding", nennen, zu Stande gekommen, durch fortgesetzte Zwischenheirathen innerhalb des Stammes der Strohfale. Dieselbe Geschichte von aristokratischen Bauerschaften, die sich in Folge ausschließlicher Heirathen auflösen und abschwächen, hörte ich auf vielen Elbe- und Wesereinseln und abgeschlossenen Marschdistrikten erzählen. Wie in dieser Hinsicht, so stellt auch in allen ihren übrigen Einrichtungen und in ihrem ganzen Anblick die Insel, so weit sie umdeicht ist, ein Stück Marschenland dar.

Viel eigenthümlicher aber sind die Zustände auf den weiten Wiesen ihres Außenlandes, und wir fühlten uns erst recht in der freien Natur, als wir, den Deich verlassend, auf dieses „Butendieksland" hinauswanderten. Der nach unbegränzter Freiheit begierige Geist des Menschen empfindet selbst die Beschränkung eines Deiches als eine Fessel, und ich glaubte den Mauern einer Stadt entflohen zu sein, als ich den Blick über das mit Schaaf- und Rinderheerden bedeckte und mit dem Ocean allmälig verschmelzende Terrain hinschweifen ließ. Eine Menge von Möwen und anderen Seevögeln belebte hier schreiend und spielend die Luft. Wir fanden ihre Eier zwei und zwei im Sande und auf dem Grase verstreut. Es ist unglaublich, wie wenige Vorrichtungen diese Thiere für ihre Brut treffen. Auch ihre kleinen eben aus dem Ei gekrochenen Jungen entbehren alles Schutzes und Nestes. Sie hocken höchst ungemüthlich mitten im Sande, wo sie still und träge sitzend das Futter, welches ihnen die Alten zutragen, abwarten. Da sie sich in ihren matten Farben kaum von der Färbung des Bodens unterscheiden, so hat man oft, ehe man's sich versieht, zu seinen Schrecken eins von ihnen unter den Füßen. Und doch ist die Liebe der Alten zu ihren Kleinen nichts weniger als gering, und

wo wir uns einem Grasbüschel näherten, bei dem ein solcher kleiner pipender gefiederter Grasfrosch kauerte, da gab es immer ein lautes Geschrei, und Hin- und Herflattern der besorgten Mutter von allen Seiten.

An andern wilden Thieren hat Neuwerk einen großen Mangel. Keine Singvögel kommen zu ihm hinüber, auch keine Störche. Iltisse, Marder, Schweinigel fehlen ihr ebenfalls. Und selbst die Ratte hat dieses Land noch nicht erreicht. An Mäusen hat es allerdings keinen Mangel. Sehr merkwürdig aber ist es, daß die Ameisen dieses Salzwasserland so gut vertragen. Eine Gattung derselben lebt auf den Außenwiesen der Insel in so großer Anzahl, daß sie fast zur Plage wird. Diese Seewiesen sind von einer Unzahl von Ameisenhaufen bedeckt, welche eben nicht zur Verbesserung des Grasteppichs beitragen. Die Salzfluth geht nicht selten selbst im Laufe des Sommers über alle die belebten Haufen hinweg, und im Winter liegen dieselben oft tagelang unter dem Wellenschlage. Und dennoch ist das Leben dieser Thiere und ihrer Brut so zähe, daß im Herbste Millionen geflügelter Insekten aus dem Boden aufsteigen und sich in dichten Schaaren an die Leuchtthürme, Baaken und Häuser der Umgegend hängen. Vielleicht hilft ihnen dabei die Grasnarbe, welche ihre Hügel bedeckt. Sie ist besonders dicht und dick und widersteht dem Salzwasser. Wo wir sie auflockerten, da fanden wir ein Gewimmel von Ameisen.

Das Vieh auf diesen eigenthümlichen Weiden nimmt auch eigenthümliche Sitten und Gewohnheiten an. Wenn sich die Ebbe zurückzieht, läuft es gern dem fliehenden Wasser so weit als möglich auf die Sandbänke hinaus nach, um in der Hitze des Tages in den kühlen Wellen sich zu laben. Aber es kennt die Gefahren der rückkehrenden Fluth und zieht sich gewöhnlich von selbst rechtzeitig auf das höhere Land zurück. Auch benutzen gern die Pferde die alten getheerten Baaken, um etwas Schatten zu gewinnen; und unter den Balken einer jeden derselben sah ich eine Gruppe Pferde versammelt, wie sie bei uns unter den belaubten Eichbäumen, deren es hier nicht giebt, zu stehen lieben. Da sich indeß auf diesen von Prielen und von Wasserlöchern durchfurchten und oft von plötzlichen hohen Fluthen bedrohten Seewiesen noch mancherlei gefährliche Dinge ereignen, die der thierische Verstand nicht zu berechnen vermag, so theilt man den Heerden Hirtenbuben zu, die sich mit ihnen zwischen Ebbe und Fluth auf den Watten herumtreiben. Von dem abenteuerlichen Leben, der Gewandtheit und den kühnen Thaten dieser jungen Inselhirten könnte man eben so gut ein Lied dichten, wie von den oft besungenen „Geisbuben“ in den Alpen. Wir begegneten mehreren derselben, und ich fand sie so keck, so munter, so hübsch, daß ich nicht begreife, warum sich unsere Maler die Mühe nehmen, um interessante Hirtenknaben zu zeichnen, nach der Campagna von Rom zu reisen, da sie deren auf unsern deutschen Inseln in Fülle finden könnten.

Bedrohliche Vorfälle, in denen diese Buben Geistesgegenwart zeigen und ihre Talente üben müssen, sind fast so mannichfaltig, wie in den Alpen. Zuweilen z. B. vergessen sich die Rinder oder Schafe auf einer kleinen Anhöhe und lassen sich von der Fluth umgehen und abschneiden, mitunter bleibt eins in den schlammigen und löcherigen „Prielen“ stecken oder wird von der Fluth übermannt, wohl gar „driftig“; dann muß der Kleine hinaus in die Wogen, um seine Pflegebefohlenen mit eben so vieler Lebensgefahr zu retten, wie der Tyroler Geisbub die Ziege, die er von einem Felsabhange, wo sie sich „verstellt“ hat, herabbringt. Wenn ein plötzliches Gewitter mit Sturm und Wogengebrause aus dem Meere heranzieht, verlieren die dummen Thiere nicht selten ganz den Kopf, nehmen in verkehrter Richtung Reißaus, und „gehen“, wie hier der Kunstausdruck lautet, „zu Watt.“ Für solche außerordentliche Fälle von Dummheit reicht nun freilich die Kraft der kleinen Burschen nicht immer aus. Aber dann hat man auch schon längst vom „Thurm“ aus, von wo, wie gesagt, beständig einige aufmerksame Augen Alles, was von Cuxhaven bis Helgoland auf dem Wasser passirt, beobachten, ihre Noth entdeckt, und es eilen ihnen auf flüchtigen Pferden die Erwachsenen von der Inselcitadelle her zu Hülfe. Nichts desto weniger kommen zuweilen die Thiere bei Dutzenden um, und in der großen Fluth vom Jahre 1825, wo die ganze Insel überschwemmt wurde und nur die kleine „Citadelle“ sich trocken hielt, wurde der ganze Viehstand mit sammt einigen braven Hirtenbuben verschlungen.

Einmal im Anfange dieses Jahrhunderts haben auch die Franzosen gleich dem Meere versucht, die Insel zu zerstören. Sie fürchteten, die Engländer möchten sich auf Neuwerk festsetzen, gaben den Befehl, daß die gesammte kleine Bevölkerung binnen vierundzwanzig Stunden über's Watt an's Festland gehen sollte, und fingen auch an, den alten ehrwürdigen Hamburger Thurm zu sprengen. Doch kamen sie aus mir unbekannten Gründen nicht damit zu Stande. Man zeigt noch jetzt, wie beim Kreml in Moskau, in dem festen Gemäuer einige von dem französischen Pulver beschädigte Ecken, die aber nun wieder reparirt sind.

Langsamer, aber sicherer als die Franzosen sind Meer und Stürme mit der Zerstörung einer anderen Befestigung der Insel vorgeschritten. Wie alle diese Kücteninseln, so hatte auch Neuwerk ehemals gegen das Meer hin eine Reihe hoher Dünen. Alte Leute wollen sich erinnern, daß diese Dünen noch vor vierzig Jahren so hoch waren, daß sich ein kleines Schiff mit seinen Masten hinter ihnen verstecken konnte. Jetzt fanden wir aber diese Sandmauern im ruinirtesten Zustande. Die meisten von ihnen waren fast dem Erdboden gleich gemacht. Einige boten den Anblick von zerstörten Wällen dar, in die man hundert Breschen geschossen hatte. Sie waren wie zerfressen von den Winden, vor deren Wuth sich noch einzelne phantastisch gestaltete Sandhaufen aufrecht erhalten hatten. Dazwischen lagen umgeworfene Flecht- und Pfahlwerke herum, mit welchen die Menschen vergebens gestrebt hatten, den Elementen Widerstand zu leisten und den Dünen Stützen und Krücken zu geben. Auf einem weiten Striche hinter sich hatten die Dünen „gestreut“, große schöne Wiesen „besandet“ und schiffbare Prielen und Häfen angefüllt.

Nachdem wir uns alles dieß und noch einiges Andere an einem wie gesagt schönen und sonnigen Tage beschaut hatten, wurde unser Abend noch durch einen prächtigen Aufruhr der Natur gekrönt. Ein heftiges Gewitter hatte sich rings umher an den Elbe- und Wesermündungen gelagert. Ich genoß das großartige Schauspiel von dem Belvedere unseres Hotels, d. h. von der Laterne unseres alten Leuchtthurms aus, und hörte später, daß Freunde von mir zu derselben Zeit dasselbe Unwetter auf der Spitze des Brockens im Harze ebenfalls genossen hatten. Es mußte also das ganze nordwestliche Deutschland unter seinen flammenden Fittigen gehabt haben.

Am andern Morgen um 3 Uhr, — denn diese unbequeme Zeit war uns wie es Wattfahrern zuweilen geschieht, von der Ebbe zur Rückkehr bestimmt — trabten und rollten wir vom Winde und Regen, den Nachwehen jenes Gewitters, gepeitscht und geleitet über die nun recht öde und unliebliche Sand- und Schlammwüste zum waldigen Festlande zurück.

* Zur preußischen Geschichte.

Von A. Wilde.

Riedel, Geschichte des preußischen Königshauses. Band I. u. II. Berlin, 1861.

Seitdem die Geschichte den Naturwissenschaften bei den Buchhändlern wie beim Publikum den Vorrang abgenommen hat, — ein Geschmackswechsel übrigens, den wir bei allem Respect vor der letzteren Wissenschaft nur billigen können — sind es außer den specifisch mittelalterlichen Studien hauptsächlich zwei Richtungen, in denen sich der Strom der historischen Arbeit ergießt: einmal der dreißigjährige Krieg, dessen Zeit von den entgegengesetzten Standpunkten immer wieder behandelt wird, sodann die Landes- und Specialgeschichte. Daß ungeachtet des Strebens nach nationaler Einigung gerade diese Seite so fleißig angebauet wird, ist nicht zu verwundern, wenn man sich erinnert, daß fast für jede Landschaft und überdies für jede größere Stadt historische Vereine seit lange in Wirksamkeit sind. Es ist allerdings natürlich, daß größere, die Territorialgeschichte behandelnde, Werke aus diesen Specialinteressen nur in geringerer Zahl hervorwachsen, und ebenso natürlich, daß dieselben in noch geringerer Anzahl einen Anspruch auf die allgemeine Theilnahme der Nation verdienen, vielmehr einzig von den Fachgenossen berücksichtigt werden; wobei denn freilich die Werke von Stälin, Waitz, Klopp, Häusser über die Geschichte von Würtemberg, Schleswig-Holstein, Friesland und die Pfalz immer eine Ausnahme machen.

Die preußische Geschichte nimmt eine besondere Stellung; sie gehört nur zum Theil in die erwähnte Reihe, weil sie seit mehr als einem Jahrhundert nicht viel weniger als deutsche Geschichte ist, weil sie auch für die frühere Zeit einen Reiz hat, welchen die keines andern Landes gewährt, den Vorzug, daß sie selbst bei an sich unbedeutenden Ereignissen die Perspective auf eine große Zukunft bietet und die kleinen Anfänge des großen Staatsbaues im Lichte dieser späteren Bedeutsamkeit angeschauet wissen will. In der That ist Preußen nach dieser Seite mit keinem anderen Staate zusammenzustellen, wenn man nicht etwa den bekannten, doch etwas hinkenden Vergleich mit Sardinien gelten lassen will. So zieht denn das Wachsen dieses merkwürdigen norddeutschen Organismus immer wieder die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher an, und wie bei der Enthüllung der Keime jeder ins Auge fallenden Existenz, zumal wenn sie sich aus dem Zusammenfluß heterogener Elemente emporgebildet hat, die verschiedensten Hypothesen, Auffassungen, Standpunkte und Liebhabereien sich geltend machen, so ist dies bei der preußischen Geschichte vornehmlich der Fall. Welch ein Unterschied, wenn man die Werke von Stenzel und Ranke neben einander hält! Und, natürlicher Weise, auch die verschiedenen Zeitströmungen, in denen der Einzelne schreibt, lassen sich spüren. Das ganz verdienstliche Buch von Hahn ist eine Arbeit, die unter der Flagge Manteuffel-Westphalen vom Stapel lief, das neuere Handbuch von Voigt in derselben Atmosphäre geschrieben. Droysen wieder, in seiner geistvollen Geschichte der preußischen Politik, verleugnet hier noch weniger als sonst den Gothaer, der einst am Frankfurter Webstuhle gesessen hat, und Riedel, von dem wir eben jetzt die ersten Bände einer Geschichte des preußischen Königshauses erhalten haben, ist der bekannte Berliner Abgeordnete für die zweite Kammer, gleichfalls wenn nicht von der Gothaischen, so doch von der altliberalen Partei.

Es liegt uns sehr fern, wenn wir diese Einflüsse erwähnen, damit ein für allemal den Werth der genannten Bücher bestimmen zu wollen; selbst Droysen's Buch, wenn schon er seine mehr geistreichen als wahren Pointen, z. B. den rettenden ghibellinischen Gedanken, an den Mann bringt, hat nicht nur Werth in Rücksicht des Parteistandpunktes, sondern in Wahrheit eine allgemeine Bedeutung. Seine Arbeit ist eine im hohen Grade anregende und spannende Studie, voll der glänzendsten Combinationen und ungeachtet der subjectivsten Färbung mit jener Art von Objectivität verfaßt, die den Athem, der durch die Zeiten weht, und das Leben, in dem die Menschen stehen und arbeiten, zu spüren und zu fassen weiß, mag auch die Einzelheit, in der er die allgemeine Wahrheit zu erkennen glaubt, nicht dazu angethan sein. Droysen ist überhaupt ein Talent, dem wir noch recht lange Lebensdauer und Arbeitsfrische wünschen. Keiner von den Schülern Ranke's, hat er doch von der Art und Methode des Altmeisters so viel sich angeeignet, daß er sein College an der Berliner Hochschule mit Fug und Recht sein kann. Er ist, wie die englischen Historiker meist und wie von den Rankianern vor allen Sybel, ein politischer Kopf, der die Vergangenheit mit dem Bewußtsein anschauet, daß er in der Gegenwart lebt und für diese eine Aufgabe zu erfüllen hat.

Wir behalten uns vor, den kürzlich ausgegebenen dritten Band seines Werkes ein ander Mal zu besprechen und wenden uns zu dem Werke von Riedel, das im ersten Bande die Geschichte der Grafen von Zollern und der Burggrafen von Nürnberg, im zweiten das Leben des Kurfürsten Friedrich I. behandelt. Wir treffen hier auf einen Geschichtschreiber anderer Complexion. Da ist nichts von jener springenden, sprudelnden Lebendigkeit, nichts von neuen überraschenden Gesichtspunkten, kein Anstrich von Manierirtheit und Koketterie in der Form; die Erzählung fließt ruhig, wenn auch nicht immer glatt dahin, die Thatsachen erscheinen fast alle in gleicher Beleuchtung, die Combination tritt zurück vor der Auctorität der diplomatischen Feststellungen, wir haben mit einem Worte nicht den historischen Künstler, sondern den Archivarius vor uns, der dreißig Jahre an den Gegenstand gewandt und aus der Bearbeitung des Codex diplomaticus Brandenburgensis gelernt hat, von welchem Gewichte die urkundliche Wahrheit ist. Von Riedel's Reden im Abgeordnetenhause geht das Geschrei, sie seien zu sachlich, fast langweilig, und wenn seine Parteigenossen es beklagen, daß ihn die Berliner Fortschrittler diesmal desavouirt haben, weil sie seine treue Arbeitskraft ungern entbehren, so geben sie jenen Vorwurf doch auch wohl zu. Wir unsererseits haben dies Gefühl bei der Lectüre des Buches nicht gehabt, uns vielmehr, am meisten allerdings bei dem zweiten Bande, bei dem Lesen je länger je mehr angezogen gefühlt. Neben jener Ruhe und Anspruchlosigkeit, von der wir eben sprachen, durchzieht das Buch eine stille, wohlthuende Wärme, die wir wohl ohne fehlzugreifen dem ernsten und treuen Patriotismus des Verfassers zuschreiben dürfen, eine Wärme, von welcher der Leser unmerkbar selbst erfüllt wird. Und kann denn auch ein Preuße das Walten jenes Friedrich verfolgen ohne mit freudiger Ehrerbietung zu dem Fürsten aufzuschauen, der so klug und so kräftig, so verständig und so voll Idealismus die Reihe eines großen Fürstengeschlechtes eröffnete? Es ist nicht möglich, das Buch ohne Beziehung auf die Gegenwart zu lesen, wie es denn auch kaum ohne solche Beziehung geschrieben ist. Damals sind bereits alle die Fäden gelegt, die später in immer dichterem Netze zwischen Deutschland und dem Staate in der Mark sich gewoben haben; da ist bereits derselbe Adel gegen die besten Absichten des Fürsten widersetzlich, der noch heute das Gefühl der Sicherheit in unserer Situation stört; da heben schon die Täuschungen an, die das Vertrauen zwischen jenem Fürstengeschlechte und Deutschland so oft gestört haben; auch von erfolglosem Streben und vergeblichem Ringen ist bereits gar Manches vorhanden; ja, um das Bild vollständig und treffend zu machen, selbst ein Habsburger und zwar einer der besten, den diese Dynastie auf-

zuweisen hat, tritt schon hindernd zwischen dem Zollern und Deutschland ein. Der Verfasser hat für seinen Zweck sehr wohl gethan, daß er nicht die Geschichte des Landes, sondern des Fürstenhauses zu schreiben unternommen hat. Wir sind in Preußen so weit, daß wir Bewußtsein genug von unserem Werthe als Volk haben; nunmehr wird es heilsam sein, den Sinn der Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen das Herrschergeschlecht zu pflegen. Und auch gegenüber den Lesern im weiteren Deutschland ist diese Behandlung die richtige. Sie werden aus dem Buche des Verfassers sehen, daß es sich bei der Führerschaft Preußens nicht um einen gelegentlich berechtigten Ehrgeiz, sondern um ein saures, schweres Erbe der Väter unserer Fürsten handelt.

* Holländische Dichtungen.

Italien.

Von einer Niederländerin.

Schönes Land, wo eine wärm're Sonne
Wolkenlos im blauen Aether glüht
Und im Blüthenparadies der Wonne
Süßer Duft aus zarten Kelchen zieht,
Wo Natur im schönsten Farbenglanze
Zauberisch das frohe Aug' entzückt
Und mit einem vollen Blumenkranze
Donnernde Vulkane lieblich schmückt.

Alles ladet zum Genuß des Lebens,
Den ein ewig junger Lenz uns beut;
Keine Rose blühet dort vergebens,
Die der Augenblick ins Dasein streut.
Selbst der Freude muntre Jubellieder,
Die den frohen Busen stürmisch hebt,
Tönen in des Tempels Hallen wieder,
Wo die Andacht lächelnd aufwärts schwebt.

Dort, wo jedes Schönen reiche Blüthe
Sich des Künstlers Forscherblick erschließt,
Und ins Innre, das für sie erglühte,
Feurige Entzückung niedergießt;
Wo uns holde Grazien umgeben,
Süße Liebe leicht den Zepter schwingt,
Großer Vorwelt Schatten uns umschweben,
Deren Nam' im Nachhall nie verklingt.

Uns ergreift ein schwindelndes Erstaunen,
Denken wir des Volkes Riesenkraft,
Das aus bösen Schicksals finstren Launen
Einen Urquell großer That geschafft;
Noch in dieser Schöpfung ernsten Trümmern
Stolz ein hoher Geist auf Gräbern thront,
Der seit grauer Vorzeit fernem Schimmern
Hier zum Ruhm der späten Nachwelt wohnt.

Nachwelt, der ein hoher Ruf erklungen,
Als in Finsterniß die Erde schlief,
Hast du nach dem Ideal gerungen,
Vorgezeichnet in des Schicksals Brief?
Hast du Römer-Großsinn dir erworben?
Schmückest du der Tugenden Altar?
Ach, der Heldenmuth ist dort erstorben,
Wo der Freiheit stolzer Tempel war!

Doch wie die Natur mit frischen Blüthen
Nicht nur einen kurzen Lenz beglückt
Und nach kalten, rauhen Winters Wüthen
Ihn mit andern vollen Blumen schmückt;
So auch sproßte üppig, als das Große
Ward zertrümmert in der Zeiten Lauf,
Dort aus einem ewig reichen Schoße
Hold und lieblich jedes Schöne auf.

Künstler nun zum Musentempel wallen,
Wo nach Thaten-Ruhm der Held gestrebt;
Süße Minnelieder leis verhallen,
Wo der Römer kalt und stolz gelebt.
Und der Lorbeer, der den Krieger zierte,
Schlingt sich um das Haupt des Dichters hin;
Wo Gewalt den ehr'nen Zepter führte,
Ist die holde Liebe Königin.

Schönes Land, werd' ich dich je erblicken!
Wird das tiefe Sehnen einst gestillt,
Das im kalten Norden mit Entzücken
Und mit Wehmuth meinen Busen füllt?
Ach, es ziehet mich vom Meeresstrande,
Wo die nackten Dünen traurig stehn,
Hin nach jenem holden Zauberlande,
Wo des Südens Blüthendüfte wehn!

Die Frühlingsrose.

Nach Tollens.

Lächelnd schwebt der Lenz hernieder,
Herrlich prangt die Schöpfung wieder,
Schön in Brautgewand gehüllt
Laß uns in den Garten gehen,
Wo die vollen Blüthen stehen,
Deren Duft den Hain erfüllt.

Wähle, was auf grünen Feldern,
Was als Schönstes in den Wäldern
Heute meiner Liebe blüht.
Nimm die Ros' aus reicher Fülle,
Die aus grüner Blätter Hülle
Freundlich dir entgegen glüht.

Nimm sie, liebend dir gegeben,
Laß an deiner Brust sie leben,
Die Verletzung fürchte nicht;
Denn geweiht sind meine Hände,
Daß von dir der Schmerz sich wende
Und die Rose nie dich sticht.

Nimm die Rose, dir gefunden;
Heilig selbst sind mir die Wunden,
Die ich dir entziehen kann.
Ritzen mögen mich die Blüthen,
Kann vor Unheil ich behüten
Dich auf deiner Lebensbahn.

Jene Blume, dir gegeben,
Sei ein Bild von deinem Leben,
Das dir reiche Kränze flicht;
Zwar die Hand hab' ich zerstochen,
Als ich Dornen abgebrochen, —
Dornen giebt die Liebe nicht.

Nimm die Rose, nimm sie, Liebe!
Blickt die Zukunft auch einst trübe,
Himmel, so verschone sie!
Gieb uns, sollen einst wir leiden,
Mir die Dornen, ihr die Freuden,
Himmel, und ich klage nie!

* Die Heuglin'sche Expedition in Inner-Afrika.

Gotha, 31. December 1861.

In der Kreuz-Zeitung vom 2. Mai 1861 erschien ein Correspondenz-Artikel über die Heuglin'sche Expedition, datirt „Kairo, 9. April“, in welchem, unter angeblicher Theilnahme für dieses deutsche Unternehmen, bezweifelt wird, daß dieselbe „zu irgend einem Resultate führen werde“, während über den Chef der Expedition wie über ein zweites Mitglied (Dr. Steudner) allerhand unfreundliche und nachtheilige Bemerkungen gemacht werden.

Ueber die „Resultate“ der Expedition bis zum 19. October wird der in den nächsten Tagen erscheinende offizielle Bericht des Comité's Rechnung ablegen.

Was die persönlichen Bemerkungen über zwei Mitglieder der Expedition anlangt, so nahm ich bereits am 4. Mai d. J. Veranlassung, den besagten Artikel der Kreuz-Zeitung Herrn von Heuglin zu überschicken mit dem Ersuchen, „mir eine Erwiederung darauf mit umgehender Post“ zugehen zu lassen. Da die Expe-

dition Kairo am 25. Mai verließ, so kam mein Brief dort nicht mehr in die Hände des Empfängers, sondern erreichte ihn, von Station zu Station folgend, erst in Keren (in den Bogos-Ländern) am 19. September, von wo aus die folgende Antwort, unter Datum „20. September“, am 15. d., an mich zur Publikation adressirt, in Gotha einging. Ich entledige mich dieser Pflicht, indem ich den Brief Ihnen mit der ergebenen Bitte überschicke, ihn in Ihren geschätzten Spalten aufzunehmen.

A. Petermann.

Keren, 20. September 1861.

Was den verläumderischen Artikel in der Kreuz-Zeitung anlangt, so ermächtige ich Sie, in meinem Namen öffentlich zu erklären, daß ich jeden für einen Schurken erkläre, der behauptet, ich habe mich für einen österreichischen Generalconsul ausgegeben. — Was meine Reise im rothen Meere anlangt, so ist es unwahr, daß ich nach erhaltenem Auftrage „Monate lang“ in Kairo blieb. Ich wurde von dem Ansinnen der k. k. Regierung am 4. April 1857 benachrichtigt und reis'te, um derselben zu zeigen, daß ich weder Klima noch sonstige Hindernisse viel scheue, am 18. Mai ab, also zur allerschlechtesten Jahreszeit für eine Reise ins rothe Meer. Wie viel Zeit wir, Oberstlieutenant von Tegethoff und ich, zu einer vollkommenen Ausrüstung zu dieser Reise brauchten, kann wohl der Einsender jenes Artikels nicht beurtheilen. Wir hätten wohl um 14 Tage früher unsere Geschäfte in Aegypten vollenden können, wenn ich nicht der Art fieberkrank gewesen wäre, daß, laut anliegendem ärztlichen Zeugnisse (s. unten) die mich behandelnden Mediziner: Dr. Bilharz, Professor Reyer und Lautner-Bay mir einstimmig erklärten, sie müßten mir die Reise gänzlich untersagen. Unter solchen Umständen hätte der österreichische Generalconsul sowenig als irgend ein Mann von Ehre mich „zum Fortgehen bewegen“ wollen oder können. Ueberdies hatte ich einen andern sehr triftigen Grund, die Abreise möglichst wenig zu beschleunigen. Man hatte mich darauf aufmerksam gemacht, ja vor dem Unternehmen für positivste Feststellung meiner Diäten ꝛc. Sorge zu tragen, weßhalb ich mich mehrmals an das österreichische Generalconsulat wandte, ohne schriftliche Antwort zu erhalten, obgleich letztere Behörde wußte, daß ich nur auf Erledigung dieser Frage harrte. Endlich wurde mir doch die Zeit zu lang, ich glaubte an die mündlichen Versicherungen, die mir bezüglich vollster Vergütung aller meiner Auslagen, Verluste ꝛc. gemacht wurden, und habe endlich, netto 4 Jahre nach Antritt jener Reise, von der kaiserlichen Regierung eine Entschädigung von circa 2800 fl. in Papier! und neuer österreichischer Währung (nicht 1000 Thaler in Silber) als Ersatz für Diäten ꝛc. für 1530 Tage, den größeren Theil meiner Ausrüstungskosten, einer Menge von Repräsentations- und anderer Amts-Auslagen erhalten, d. h. etwa 1¾ fl. per Tag, während ich für mich und meine Diener während meines Aufenthaltes in Kairo allein im Gasthaus täglich 25—30 Fr. verausgabte.

Daß übrigens diejenige sehr hochgestellte Persönlichkeit, die jene Mission im rothen Meere leitete, meine geringen Leistungen mehr als rühmlichst und weit mehr als ich verdienen konnte, anerkannt hat, bin ich im Stande jeder Zeit zu beweisen.

Der Gründe, warum ich vor Herrn Oberstlieutenant von Tegethoff von der Somaliküste zurückkehrte, waren mehrere. Erstens hatte ich den positivsten Befehl zur augenblicklichen Rückkehr von Seiten des hohen k. k. auswärtigen Ministeriums erhalten, der mir nach Berbera oder Massaua nachgeschickt wurde. Da meine Ordre bezüglich der Untersuchung der ostafrikanischen Küste mit dem letztgenannten Befehl in direktestem Widerspruch stand, ich an der Echtheit des letztern nicht im Mindesten zweifeln konnte, so wandte ich mich unverzüglich an den k. k. österr. Herrn Generalconsul in Egypten, durch welchen ich den erwähnten Ministerialbefehl erhalten und der von meiner Mission vollkommene Kenntniß hatte, und erklärte demselben, daß ich genöthigt sei, auf der Stelle zurückzukehren, wenn ich nicht von ihm den unzweideutigsten Gegenbefehl in optima forma bekomme. Mehrere Monate später brachte mich Oberstlieutenant von Tegethoff schwer verwundet nach Aden zurück, wo ich eine Antwort auf mein Schreiben fand, die dahin lautete, man „müsse ganz meinem Ermessen überlassen, weiter zu gehen oder umzukehren, man sei außer Stande mir in dieser Beziehung andere Befehle geben zu können, als die mir zugesandten des k. k. auswärtigen Ministeriums“, ꝛc.! Gleichzeitig war unser gemeinschaftliches Reisegeld sehr zur Neige gegangen, so daß ich, um wenigstens Herrn von Tegethoff's Weiterreise zu begünstigen, in Aden noch Gelder auf meine Rechnung erhob, die mir erst 9 Monate später mit 10 pCt. Verlust von der k. k. Regierung wieder ersetzt worden sind.

Der Gründe, warum wir jetzt auf der Herreise 18 Tage in Alexandrien zu verbleiben hatten, sind viele; welche Zeit aber erforderlich ist, um sich im Orient Firmane, Empfehlungsbriefe, Befehle für Douane, Post- und Eisenbahn-Verwaltungen zu verschaffen, das scheint der Einsender jenes Artikels nicht zu wissen und nicht zu begreifen.

Die Behauptung endlich, daß von Massaua aus Chartum nicht zu erreichen sei, beweis't, wie wenig sich Einsender um Dinge bekümmern sollte, von denen er rein nichts versteht. Wären wir von Kairo im Mai direct nach Chartum abgegangen, so wäre wohl heute Munzinger noch nicht zu uns gestoßen, und nach aller menschlichen Berechnung läge wenigstens die Hälfte unserer Leute bereits fieberkrank in Chartum, während wir jetzt Gottlob noch frisch und gesund sind, und hier in wissenschaftlicher Beziehung schon viel mehr leisten konnten, als bei einer directen Reise in den Sudan möglich gewesen wäre.

Th. von Heuglin,
königlich würtembergischer Hofrath
ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Auszug aus einem ärztlichen Zeugniß, datirt Kairo, 16. Februar 1861.

— — Der Einfluß des Aufenthaltes (in Chartum) hat sich bei Herrn von Heuglin durch mehrere Krankheiten geltend gemacht, welche derselbe im Sudan überstanden und deren Nachwirkungen ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Es war das besonders im Frühjahr vorigen Jahres der Fall. Herr von Heuglin litt damals an einem Wechselfieber, das nach Aussage des Patienten 5 Monate gedauert hatte. Ich beobachtete selbst einige Fieber-Anfälle, dieselben waren durch besondere Heftigkeit und lange Dauer ausgezeichnet. Große Hitze, sehr frequenter Puls begleiteten sie, es traten selbst Delirien ein. Dabei war eine beträchtliche Vergrößerung der Leber und eine noch beträchtlichere der Milz vorhanden. Der allgemeine Zustand hatte dem entsprechend gelitten. Abmagerung und ödematöse Anschwellung der Beine war eingetreten. Die Fieberanfälle wiederholten sich trotz der eingetretenen Chinin-Behandlung nach einiger Zeit wieder. Ich erklärte damals Herrn von Heuglin, daß eine vollkommene Wiederherstellung seiner Gesundheit nur von einer Uebersiedlung in ein gesundes Klima zu erwarten sei, daß im Gegentheil ein fortgesetzter Aufenthalt in den Tropen-Ländern mit ernstlicher Gefahr für sein Leben verbunden sein werde. Vor Allem warnte ich ihn, die Reise in jene Gegenden im Sommer zu unternehmen. Herr von Heuglin hat diesen Rath nicht befolgt . . . . ., dagegen wurde er (im November 1857) durch einen Stich in den Hals verwundet. Ich sah die Wunde erst, nachdem sie fast verheilt war, die äußere Oeffnung sondert noch etwas blutigen Eiter ab; ich erkannte aber aus der Lokalität (zwischen Kehlkopf und Zungenbein), sowie aus der Tiefe des durch Nervengewebe ausgefüllten Mundkanals, daß die Verletzung von sehr schweren lebensgefährlichen Erscheinungen gefolgt gewesen sein mußte.

(Sign.) Th. Bilharz, Dr. med.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die Verfassung Englands. Von E. Fischel. — Inner-Afrika nach dem Stande der geographischen Kenntniß im Jahre 1861. Von A. Petermann und B. Hassenstein. — Deutsches Heer und deutsches Volk. Von P. J. Wilcken. — Befreiung und Wanderleben. 2 Bde. Von Fanny Lewald.

* Gedichte von Albert Traeger. Zweite durchgesehene und vielvermehrte Auflage. Leipzig, Ernst Keil. 1861. — Vor einigen Jahren erschien eine Anthologie, welche Beiträge von mehr als 600 deutschen Dichtern brachte, und wir möchten glauben, daß bei genauer Nachforschung noch eine größere Zahl von Poeten sich in unserm lieben Vaterlande hätten finden lassen, in dessen Dichterwald es wirklich recht laut und lustig hergeht. Das singt — und will's mit dem Singen so recht nicht, nun dann zwitscherts und pfeift's sein Liedel nach Herzenslust, unbekümmert darum, was der Markt dazu sagt. Das wäre nun allerdings aber auch kein ächter Sänger, der, ohne von innerm Drang getrieben zu sein, der Laune des Publikums Folge leistete, von dieser sich abhängig machte. Der allein verdient den Namen eines Dichters, der in sich selbst den Genius trägt, der vom kastalischen Quell kostet, indem er in die eigene Seele hinabtaucht. Daß die Lyrik bei uns so ungemein stark vertreten ist, mag wohl daher kommen, daß wir Deutschen vorzugsweise Gefühlsmenschen sind, mehr als andere Völker uns zur Empfindsamkeit hinneigen, wobei jedoch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß wenigstens in der Poesie manches Erkünstelte mit unterläuft. Einen Dichter von seltener Wahrheit des Gefühls und — was eben ein Großes ist — Klarheit des Ausdrucks, finden wir in Albert Traeger, dessen lyrische Gedichte in zweiter Auflage vor uns liegen. Es ruht wirklich ein eigner Zauber über diesen Poesieen. Ein Reichthum von schönen Gedanken und tiefen, innigen Empfindungen ohne Empfindelei tritt uns hier in glatten Formen entgegen, so klar und so durchsichtig ausgedrückt, daß man gleich gewahrt, man habe es mit einem gereiften Geiste zu thun. Traeger weiß in ungekünstelter Sprache das Herz reden zu lassen, und es ist eine reiche Welt, die er uns erschließt; wahrlich, er gehört nicht zu den Dutzendpoeten, die mit erlogenen Gefühlen paradiren. Daß diese Gedichte schon die zweite Auflage erleben, wundert uns nicht — es gehört geringes prophetisches Vermögen dazu, um vorherzusagen, daß sie bald überall, wohin sie kommen, allgemeinen Anklang finden werden, und daß ihrem Sänger der wohlverdiente Platz in den Reihen der ersten deutschen Lyriker nicht lange wird vorenthalten werden. Mit der Aufzählung der hervorragenden Schönheiten des stattlichen Liederbuches wäre wenig genützt, und wir wüßten kaum, wo wir anfangen, und noch weniger, wo wir aufhören sollten. Haben wir nur zu oft Ursache, unsern Unmuth auszusprechen über die Ungenirtheit, mit der Unberufene sich den Dichternamen anmaßen und im Irrgarten der Poesie umhertaumeln, so wollen wir um so freudiger die Gelegenheit ergreifen, grade solchen Naiven gegenüber, den gottbegnadeten Dichter auf den Schild zu erheben und ihm das verdiente Lob zu zollen. **W.**

* Musikalische Notizen. Eine ansehnliche Reihe von neuen Tondichtungen größeren und kleineren Umfangs ist in den letzten Wochen auf Bühnen und in Concertsälen aufgetaucht. In Darmstadt giebt man eine neue Oper „Melusina" vom dortigen Kapellmeister Schindelmeißer; die Theilnahme war bedeutend, ebenso der musikalische Werth, wenn den Berichten zu trauen ist. Auf der Coburger Bühne wird eine Oper „Die Jungfrau von Orleans" vom Kapellmeister A Langert aufgeführt; dieselbe soll an musikalischem und dramatischem Gehalt hervorragend sein. Im Gewandhause in Leipzig kam ein Männerchor Salvum fac regem von Karl Reinecke zu Gehör und machte einen günstigen Eindruck; ebenso eine Concert-Ouvertüre von S. Jadassohn, welcher man fließende Melodik, solide Arbeit und edle Haltung nachrühmt. Ein Streichquartett von Max Bruch dagegen wirkte durch wüste und gesuchte Genialität abstoßend. Die Ouverture „Michel Angelo" von Niels Gade hatte bedeutenden Erfolg; man rühmt an ihr ein reiches Gedankenleben und blendend schöne Instrumentation. Die Operette „Die Heimkehr aus der Fremde" von Felix Mendelssohn, welche erst nach seinem Tode in die Oeffentlichkeit trat und hier und da auf die Bühne kam, ist nun auch in der kaiserlichen Oper in Wien aufgeführt worden und hat großes Interesse erregt. Vom dramatischen Standpunkt aus ist sie eine vollständige Bagatelle, enthält dagegen ganz köstliche Musik. Die Operette ist einst für ein Familienfest componirt worden. — Der berühmte Geiger Karl Lipinski ist am 16. December v. J. auf seinem Landgut Urlow im Alter von 71 Jahren gestorben. — Der ausgezeichnete Claviervirtuos Alexander Dreyschock hat eine Anstellung als Professor des Clavierspiels am Conservatorium in Petersburg angenommen.

* Zur Geschichte der Malerei.

Handbuch der Geschichte der Malerei, von G. F. Waagen. Band I. Die deutschen und niederländischen Malerschulen. Abth. 1. Mit (46) Illustrationen. Stuttgart, 1862. 8. 334 S.

Der bekannte Director der Berliner Gemäldegalerie, Dr. G. F. Waagen, beginnt seine längst erwartete Geschichte der Malerei mit demjenigen Theile, dem sich die Forschungen der lezten Decennien fast in demselben reichen Maße zugewandt haben, wie der Geschichte der deutschen Architektur: mit den deutschen und niederländischen Schulen, die den ersten Band bilden werden. Der zweite, das beabsichtigt der Verfasser, soll die italienischen und französischen Schulen behandeln, denen als dritter vielleicht die spanischen später folgen werden. Es wäre also diesem Programme gemäß auf dem Titel der Zusatz „seit der Einführung des Christenthums" wünschenswerth gewesen, weil von einer „Geschichte der Malerei" der Leser mit Recht auch die des Alterthums, die er hier aber nicht erhält, verlangen kann.

Die vorliegende erste Abtheilung behandelt in vier Büchern den sich zumeist in den Miniaturen und einigen Wandgemälden kundgebenden vorgermanischen und den germanischen Stil, der seiner Entwickelung entsprechend in drei Epochen eingetheilt wird, von denen die erste die Vor-van Eyck'schen Leistungen (1250—1420), die zweite die Bestrebungen der Brüder van Eyck und ihrer Nachfolger (1420—1530, Förster's Kunstgeschichte Band II.), der dritte die durch Nachahmung der Italiener hervorgebrachte Entartung des germanischen Kunstnaturells enthält. Die Art und Weise der Behandlung ist die den Schriften des Verfassers auch sonst eigenthümliche; sie zeugt von einer solchen aus Autopsie hervorgegangenen Bilderkenntniß, wie sie wenigen Männern Europa's eigen sein möchte, nimmt aber auch, vielleicht eben deßwegen, einen absprechenden oder durch absichtliches Schweigen verletzenden Ton an, der uns trotz aller scheinbaren Zuversichtlichkeit die Ueberzeugung von der unumstößlichen Wahrheit der Behauptungen des Herrn Waagen schon deßhalb nicht beizubringen vermag, weil einige mit der Entstehung dieses Buches etwa gleichzeitig gemachte Entdeckungen und neue Datirungen denselben widersprechen. Wir erinnern nur an Hans Holbein's Todesjahr und Hans Memling's Lebensverhältnisse. Es bleibt vielmehr dem, der die betreffenden Abschnitte von Schnaase's Kunstgeschichte, Crowe und Cavalcaselle's jetzt in französischer Ausgabe erscheinende „early flemish painters", Schäfer's letzten Band der Dresdener Galerie und Ernst Förster's absichtlich ignorirte Schriften kennt, die Ueberzeugung stehen, daß unendlich viele Punkte, welche die Autorschaft und die Datirung, mitunter auch die Erklärung bedeutender Bilder betreffen, noch immer so zweifelhaft sind, daß sie schwerlich jemals zur unumstößlichen Gewißheit erhoben werden können, und daß es überhaupt mit dem völligen Erkennen und Begrenzen der Autorschaft eines Bildes höchst mißlich aussieht. Mag man sich auf die bis jetzt genannten Namen beschränken, oder auch noch Kugler, Passavant, Burger, Viardot u. A. hinzuziehen, so viel steht fest, daß sich nirgends zwei Kunstforscher finden, die z. B. über alle dem Meister Stephan, dem Jan van Eyck, Roger v. d. Weyde d. älteren oder Hans Memling wirklich beizulegende Bilder völlig einig sind. Der Eine sieht immer mehr als der Andere; dem Einen entfällt, was der Andere behält, so daß man vielleicht nur dadurch, daß alle in Bezug auf einen Meister irgendwie in Betracht kommende Bilder in einen Raum vereinigt würden, zur endgültigen Entscheidung über diesen Meister gelangen könnte. Das ist ein Zweck, der bei den historischen Kunstausstellungen noch keineswegs gehörig ins Auge gefaßt ist und doch für die Geschichte der Malerei von unberechenbarem Nutzen wäre. Daß er schwer zu erreichen ist, davon hat uns freilich die Ausstellung in Manchester 1857 einen kleinen Begriff gegeben.

In dem Gesagten ist schon angedeutet, daß das Waagen'sche Buch in Betreff der Bildertaufe eine Menge von neuen Ansichten und Behauptungen enthält, und daß wir keineswegs geneigt sein können, dieselben sofort zu unterschreiben. Was aber für die vorliegende erste Abtheilung gewiß Jeder gern unterschreibt, ist das Lob, das ihr wegen der Besprechung einer großen Menge von Bildern gebührt, die bisher unbekannt waren. — Das Orts- und Künstlerregister sollte billigerweise jedem einzelnen Bande sofort nach seinem Erscheinen beigegeben werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 3. Bremen, 19. Januar. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Zwei historische Streitfragen.

Von Wilh. Kiesselbach.

I.

In der historiographischen Literatur Deutschlands sind neuerdings zwei Streitfragen aus der deutschen Geschichte zu einer lebhaften Erörterung gekommen, deren Gegenstand wie deren Behandlung nicht nur die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise auf sich lenkt, sondern welche auch das Interesse des größeren Publikums im hohen Grade erregen, weil die in denselben zu fällende Entscheidung ihre Linien unmittelbar zu den gegenwärtigen nationalstaatlichen Bestrebungen im Vaterlande hinziehen. Dabei stehen beide Streitpunkte thatsächlich in der innigsten Berührung zu einander; der eine ist eigentlich nur ein integrirender Theil des andern, und die Männer von Namen, welche den Kampf führen, sind auf der einen Seite geistig eben so nahe unter sich verwandt, als ihre Gegner auf der andern. Ringt überhaupt in unserer praktischen Staatskunst Ghibellinen- und Welfenthum abermals angestrengt mit einander, so kehrt auch dieser Gegensatz in der historiographischen Auffassung der Vergangenheit mit derselben Schärfe wieder; die geschichtliche Darstellung der in unserer deutschen Entwicklung hinter uns liegenden Jahrhunderte und Persönlichkeiten wird dadurch in unseren Zeiten, so zu sagen, zu einer parlamentarischen Debatte über die Angelegenheiten des Heute und Morgen.

Wenn aber Schreiber dieser Zeilen es unternimmt, dem Leser erstens die zwischen Professor von Sybel in Bonn und Professor Ficker in Innsbruck zu klarer Sprache gekommene Meinungsverschiedenheit über den nationalen Werth der deutschen Kaiserpolitik und zweitens den zwischen Professor Häusser in Heidelberg und Archivar Onno Klopp in Hannover schwebenden Proceß über die Bedeutung Friedrichs des Großen hier in den heraustretenden Einzelnheiten vorzuführen, so fühlt er zunächst das Bedürfniß, sich vorher einmal selber über die eigene Stellung zum Ghibellinenthume auszusprechen, da ihn erst eine später gewonnene geschichtswissenschaftliche Ueberzeugung von der Verderblichkeit der alten Reichsidee neuerdings zu einer politischen Partei hinübergeführt hat, welcher er früher weder mit seinem Denken noch mit seinem Empfinden angehörte. Im Allgemeinen nämlich ist bis jetzt die deutsche Kaiserzeit in ihren hervorragenden Charakteren als die Glanzepoche der deutschen Geschichte angesehen worden, und weil wir eben in unseren Auffassungen die Machtperiode des Vaterlandes unbezweifelt in jene Vergangenheit verlegten, wurden wir leicht verleitet, auch bei den nationalstaatlichen Zielen in der Gegenwart den Ausgang von demselben Boden zu nehmen, auf welchem die von der Poesie der Romantik ausgeschmückten Kaiserbilder stehen. Von solchem Ausgange aus ward indessen denkfolgerichtig die patriotische Hoffnung auf Oesterreich als den Erben der deutschen Kaiserkrone hingewiesen, während dabei Preußen in dem Lichte eines revolutionären Staatsgebildes erscheint, dessen Begründung und Erweiterung recht eigentlich die Auflösung des deutschen Reiches hervorgebracht hat. Zu dieser, auf unrichtigen Vordersätzen ruhenden Geschichtsanschauung, wie sie ohne eigene Prüfung aus der vorwiegend gültigen Historiographie genommen wurde, trat dann ferner nach der Aufregung der Märztage eine Zeit lang der Glaube an die Möglichkeit einer Wiedergeburt Oesterreichs, welchem kein geringerer Staatsmann als Bruck die ganze Kraft seines Geistes und die Energie seiner Seele widmete. Dergestalt erhielt der ghibellinische Staatsgedanke bei Manchem ein um so größeres Uebergewicht, als während der nämlichen Epoche in Preußen Alles gleichsam darauf angelegt wurde, den in seiner Existenz vorhandenen Kern des Welfenthums zu Gunsten einer phantastischen Staatssymbolik zu vernichten. Nachdem jedoch die Habsburgische Dynastie in ihrem Concordate abermals den katholisch-hierarchischen Bund mit Rom eingegangen war, fielen, allerdings nicht ganz schmerzlos, die Schuppen von den Augen. Der Schriftsteller vermochte indessen um so eher jene Gedankenkette von sich abzuwerfen, da sie dem Menschen niemals zu einer Kette des persönlichen, selbstsüchtigen Interesses geworden war. Die nationalstaatliche Bedeutung des Protestantismus trat nach ernsten Studien jetzt unverwischbar klar vor ihn hin, und in einer kleinen Schrift „Rom und die Nationen“*), welche ihm die Ehre zuzog, auf den päbstlichen Index librorum prohibitorum — in eine sehr anständige Gesellschaft — gesetzt zu werden, sagte er sich für immer von den ghibellinischen Träumereien der Jugendzeit los.

Demnach hat uns das Lesen der Schrift: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich, eine historisch-politische Abhandlung“, welche Heinrich von Sybel im verflossenen November gegen die feudal-clericale Darstellung desselben Stoffes von Ficker in Innsbruck gerichtet, einen Genuß verschafft, der

*) Siehe Sonntagsblatt Jahrgang 1859 Nr. 14.

wie ein Stahlbad auf die Nerven einwirkt. In solchem Lapidarstyl ist die Geschichte Deutschlands noch nie geschrieben, so unerbittlich logisch aus der Vergangenheit die Lehre für die Gegenwart noch nie gezogen worden! Es mag sein, daß der schon „vom heiligen Rock zu Triere“ her berühmte Historiker, dem man jüngst in München so schnöde den Stuhl vor die Thür setzte, weil er die von Dönniges „in die Welt geschmetterte Gluthidee der Trias“, um mit Altenhöfer in Augsburg zu reden, nicht befürworten wollte, in seinem so frischen Büchlein auch „Manches“ nach der Isar hin zu verstehen gegeben hat, was dann verständige Leute zwischen den Zeilen erblicken können; im Großen und Ganzen ist jedoch das aus einem im Jahre 1859 gehaltenen Vortrage entstandene Werk ein an der Hand der Geschichte herausgearbeitetes politisches Programm für die deutsche Gegenwart, zu welchem die Schrift Ficker's: „Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen“ nur die äußere Veranlassung darbietet. Dabei bewährt sich der geistvolle Verfasser in der Behandlung seines Gegenstandes durch und durch als der inductiv verfahrende Realist. Hier wird mit keiner aus willkürlichen Begriffen hergeleiteten Phrase das Fehlen eines Gliedes in der Kette von Ursache und Wirkung verdeckt; fest fügen sich bei ihm die von den Thatsachen getragenen Schlüsse aneinander. Vielleicht nur wäre das Urtheil über die individuelle Verantwortlichkeit einzelner Kaiser vor dem Forum der deutschen Nation bei Sybel hie und da etwas milder geworden, wenn er zugleich Raum gehabt hätte, den ökonomisch-socialen Zuständen der Zeit mehr Gewicht beizulegen, die in Verbindung mit der schwächenden Wirkung der Weltkrone ebenfalls das Ghibellinenthum in Deutschland stellenweise verhinderten, den nationalen Staat nach Art der englischen oder französischen Könige zu begründen. Die Schwankungen im Welthandel schwankten in der nationalstaatlichen Entwicklung der Völker während des Mittelalters vielfach nach.

Der Grundgedanke der Sybel'schen Schrift besteht nun darin, daß, obgleich keine zweite Nation in Europa eine so reine Blutseinheit aufzuweisen hat, als die deutsche, dennoch die unselige Verbindung ihrer staatlichen Organisation mit der im Kaiserthume liegenden römischen Weltherrschaftsidee ihr die Basis nationalstaatlicher Einigung zerstört hat, auf welcher die übrigen Hauptvölker Europas früher oder später zu einer festen politischen Geschlossenheit gelangt sind. Wenn nämlich einerseits das über die Völkersonderungen hinausschreitende römische Weltreich der im Christenthume sich ansetzenden Menschheitsreligion, im Gegensatze zu der nationalen Sonderkultur des Alterthums, die Wege bereitet hat, so giebt andererseits die Wiederaufnahme desselben durch Karl den Großen die Ursache ab, daß nun innerhalb seiner verschwimmenden Grenzen Deutschland nicht zu einer klaren nationalstaatlichen Kristallisation durchdrang, und es statt dessen vornehmlich auf den Kultus des von aller nationalen Grundlage losgelösten Humanismus hingewiesen ward. „Das Kaiserthum“, sagt der Verfasser, „das in der deutschen Geschichte als Fortschritt erscheinen soll, müßte nöthig gewesen sein als ein Schutz gegen dringende Gefahren oder eine Erfüllung realer Bedürfnisse; oder wenigstens, es müßte sein Bestand, der an sich für die nationale Eigenthümlichkeit der Völker eine Gefahr war, den materiellen und geistigen Interessen derselben einen erkennbaren Nutzen gebracht haben.“ Zur Abwendung der kriegerischen Störungen, welche die Mitte Europa's in der ersten Hälfte des Mittelalters bedrohten, der byzantinischen Angriffe, des Anstürmens der Araber, der Einfälle der Normannen und der Hunnenschwärme bedurfte es jedoch einer solchen ungeheueren Zusammenfassung von Völkerkräften nicht, welche in demselben Maße an innerem Halt verlor, je mehr sie an Umfang zunahm. Die aus den vier Weltgegenden anrückenden Feinde schließlich zurückzuschlagen, reichte thatsächlich doch der jedesmal zunächst gefährdete Volksstamm aus. Einzig die sich anbahnende Universalhierarchie des Pabstes trug dem deutschen Königthume die Kaiserkrone entgegen und verflocht es damit für viele Jahrhunderte in die Geschicke Italiens, die ihm seinen besten Lebenssaft immer von Neuem entzogen. „Seit dem Erlöschen des oströmischen Reiches beginnt das Streben der Päbste nach weltlicher Unabhängigkeit und Souveränetät; ihr einfaches System ist, keine andere Herrschaft über ganz Italien aufkommen zu lassen, immer zwei Herren in Italien zu haben, und zwischen ihnen balancirend selbst empor zu kommen.“ War nun schon die Eroberung Italiens für das Gedeihen des fränkischen Reiches in jener Zeit nicht nothwendig, dann brachte die Kaiserkrönung der fränkischen und weiterhin der deutschen Monarchie eine doppelte verhängnißvolle Mitgift zu: das Trachten nach unbeschränkter Weltherrschaft und die Vorstellung einer religiösen, der päbstlichen analogen Weihe.“ Nach den vierzigjährigen Kriegen Karls des Großen, in welchen „die Sachsen in Spanien, die Italiener in Holstein, die Tolosaner an der Raab ihr Blut für die mythische Kaiserwürde des Erdkreises einzusetzen hatten“, war Deutschlands innere socialpolitische Gliederung durch die Centrifugalkraft des agrarischen Lehnsthums zerrüttet; gewonnen hatte Niemand als die kommende päbstliche Weltherrschaft. Als daher mit der Theilung der Erbschaft Karls des Großen nach dem Tode Ludwigs des Frommen, Deutschland für sich allein dastand, war es von den drei Gebieten zunächst am allerschwächsten. Läßt sich nun auch nicht in jenen Zeiten schon von einem herausgebildeten Nationalbewußtsein reden, so lebte, wie Sybel meint, die Gemeinsamkeit des nationalen Stoffes, an die man noch nicht gedacht hatte, doch in Blut und Sprache, in Neigung und Abneigung, und je stärker gerade diese Interessen bei der großen Erschütterung des Kaiserreichs in Frage kamen, desto lebhafter mußte auch die Empfindung derselben, mußte das gemeinsame Nationalbewußtsein werden.“ Eben deßhalb genießt der erste Fürst des sächsischen Hauses, Heinrich I., eines gerechten einstimmigen Ruhmes. So gering seine Macht den großen Vasallen gegenüber bleibt, er erscheint als ächter nationaler König, der gleich nach seiner Erhebung die kirchliche Salbung ablehnt, dagegen aber von dem Boden seiner norddeutsch-sächsischen Macht aus nach allen Seiten hin die Grenzen des Reiches sichert, und durch ein allmäliges Einschieben königlicher Beamten und Vasallen in das Gebiet der herzoglichen Gewalt eine größere staatliche Einigung anstrebt, ein Weg, den dann freilich sein Sohn Otto der Große zu Gunsten der erneuerten kaiserlichen Politik um so entschiedener wieder verläßt. Dadurch nämlich, daß derselbe zur Unterdrückung von gefährlichen Aufständen durch ganz Deutschland die Bischöfe zu den wichtigsten Organen der Centralgewalt machte, ging am Ende die ganze Sorge des Staates in der Sorge für die Kirche auf, und die Ausbreitung der deutschen Macht über die Nachbarländer führte dann von selbst zur Wiederherstellung der Kaiserwürde hin. „Der Kaiser war König von Deutschland, König von Italien, Lehnsherr der Wenden, Böhmen, Polen und Dänen, Mediator in Frankreich, Protector von Burgund.“ Dieses Herrschaftsbereich haben seine Nachfolger bis in's dreizehnte Jahrhundert hinein immer im Auge behalten. Bei der Ausdehnung desselben blieb indessen einerseits die innere organische Gliederung um so schwächer, und andererseits mußte die Niederhaltung der nationalen Entwicklung in Italien durch den Kaiser der weltlichen Macht des Pabstes um so mehr zu Statten kommen. „Johann XII. hatte Otto den Großen nur zum Sturze Veranger's, nicht aber zur Gründung einer eigenen Staatsgewalt gerufen.“ „Die Curie war der permanente Bundesgenosse des Kaiserthums, so weit es sich um Er

drückung jedes dritten Machthabers und das permanente Hinderniß auf dem kaiserlichen Wege, sobald es sich um des Kaisers eigene geordnete, bleibende Regierung handelte." Unter Otto II. trat denn auch die innere Schwäche derselben bald an den Tag. Die Niederlage des Kaisers bei Cotrone gegen die Griechen und Araber im Jahre 982, die Empörung der Slaven und Dänen ließen bei der selbständig gewordenen Stellung Frieslands und Baierns für Otto III. gar keinen festen Boden diesseits der Alpen zurück. „Er selber vollends faßte sein Ziel in das Wort zusammen: Erneuerung des römischen Reiches. Hätte ihn, zu seinem und unserem Glück nicht ein früher Tod hinweggenommen, er würde alle Kraft daran gesetzt haben, das „rohe" deutsche Wesen von der Welt zu vertilgen. Sein Vetter, Heinrich II., der ihm in der Königswürde nachfolgte, fand die deutsche Monarchie ungefähr auf dieselbe kümmerliche Lage zurückgebracht, aus der sie achtzig Jahre früher der erste Heinrich emporgehoben." Die kaiserliche Eroberungspolitik diente in ihren Folgen einzig dazu, auf Kosten der Krone und des Volkes die Fürsten und Heere im Innern mächtiger werden zu lassen. Vergebens bemüht sich Konrad II., die seit einem Jahrhundert eingehaltene Bahn zu verlassen. Allerdings ist er, wie Sybel sagt, aus dem weihrauchtrüben Dunstkreise des heiligen römischen Reiches wieder in die scharfe und reine Luft des politischen Königthums getreten. „Für einen irdischen Herrscher giebt es kein größeres Lob, als daß er, von dem Dünkel geweihter Gottähnlichkeit frei, für menschliches Wohl mit rechtschaffenem Sinne, fester Kraft und gesundem Menschenverstande gesorgt hat." Sein Sohn jedoch, Heinrich III., hatte in der Höhe seiner Kaiserstellung für sein deutsches Königthum wenig Herz. Die Herzöge kamen unter ihm auf's Neue empor; während „er Alles that, um die Völker mit unbedingtem Gehorsam gegen die Kirche und die Geistlichkeit, mit voller Unterwürfigkeit gegen den Pabst zu durchdringen, that er Nichts zur festen Begründung der eigenen Krone."

So war denn der Weltherrschaft des Pabstthums der Boden bereitet, es bedurfte nur „der religiösen Begeisterung, des staatsmännischen Genies und der demagogischen Weltherrschaft" eines Hildebrand's, daß sich der Schwerpunkt des politischen Lebens von Europa wieder nach Rom verlegte. „Die weltlichen Aemter waren zu erblichen Fürstenthümern des hohen Adels geworden; verlor jetzt die Krone auch das Ernennungsrecht für die geistlichen Stellen, so war die deutsche Monarchie zertrümmert. Heinrich IV. ermannte sich diesem Angriff gegenüber aus tiefen Jugendverirrungen zu einem dreißigjährigen Heldenkampfe, den nach seinem Tode Heinrich V. mit Kraft und List und eiserner Festigkeit fortsetzte. Aber die Natur der Dinge und die Richtung des Jahrhunderts war gegen ihn. Heinrich V. mußte im Jahre 1122 die wesentlichen Zugeständnisse machen, und die letzten Reste des königlichen Einflusses auf die geistlichen Aemter wurden von dessen Nachfolger, Kaiser Lothar II. fast ohne Widerstreben geopfert. Die Ohnmacht der Reichsgewalt gegenüber den Fürsten, und die Erhebung des Pabstes über das Kaiserthum war damit entschieden."

Unterdessen hatten die Könige von Frankreich und England Zeit, eben weil sie nur Könige sein wollten, ihre Throne fester zu begründen. „Der deutsche König, als solcher, hätte den Kampf gegen das Pabstthum so gut wie der französische und englische vermeiden können: der römische Kaiser deutscher Nation war zu demselben gezwungen, wenn er nicht den Kern und Inhalt seines Amtes von vornherein aufgeben wollte. So wurde der Zusammenstoß unvermeidlich, bei welchem das deutsche Königthum und die deutsche Nationaleinheit zu Grunde gehen sollte." Unter solchen Umständen begannen die Hohenstaufen, die Stütze ihrer Herrschaft nicht in Deutschland sondern im Auslande zu suchen. Sie erkannten die Fürstenmacht im Reiche unbedingt an, begünstigten sie gegen das Bürgerthum der Städte, und wurden auf diesem Wege statt Könige, „Führer einer Fürstenpartei." In Heinrich dem Löwen zuckt um jene Zeit viel eher eine national-deutsche Königlichkeit als in Friedrich I. Auch Heinrich VI. faßte von Süditalien aus weit mehr Afrika und Griechenland, Kleinasien und Syrien als Deutschland ins Auge. „Als dann nach vielfachen Wechselfällen 1219 der junge Friedrich II., von Sicilien heraneilend, die Krone davontrug, überzeugte er sich auf der Stelle, daß hier von monarchischer Gewalt auch nicht der Schatten mehr vorhanden war. So wiederholte er in erweitertem Maße die Haltung seines Großvaters. Durch die umfassendsten Concessionen, welche zunächst die geistlichen und weiterhin auch die weltlichen Fürsten zu wahren Landesherren machten, erlangte er von ihnen die Wahl seines jungen Sohnes Heinrich zum römischen Könige. Auf den Namen dieses Kindes übertrug er dann die sogenannte Regierung des deutschen Reiches, deren nominelle Fortdauer er ermöglichte, indem er die hervorragenden Fürsten beider Parteien bei der Regentschaft betheiligte. Er selbst ging nach Neapel zurück und hat dann, mit Ausnahme weniger Jahre, sein Leben in italienischen und kirchlichen Streitigkeiten zugebracht. Deutschland nahm an diesen, an den letzten Thaten und Leiden des Kaiserthums, keinen Antheil weiter. Während der Kaiser sich möglichst enge an Frankreich anschloß, richteten sich alle Sympathieen der Reichsregentschaft nach England. Als Friedrich einmal ein Kriegsheer zur Romfahrt aufbot, kam im Ganzen eine Macht von 150 Rittern zusammen. Als sein Streit mit Pabst Gregor IX. ausgebrochen war, und dieser die Fürsten aufforderte, einen anderen Kaiser zu wählen, sonst würde er die Kaiserwürde einer andern Nation übertragen, da antwortete Herzog Ludwig von Baiern: „wollte Gott, daß dem deutschen Volke diese Erlösung zu Theil würde, wie gern würde ich auf meine beiden Wahlstimmen verzichten."

Was dergestalt in Deutschland im 14. Jahrhunderte an politischen Kräften nationalstaatlich nicht zusammengefaßt wurde, suchte sich bald seine Befriedigung auf eigene Hand. Der Verein der friesischen Bauernschaften, der Bund der Schweizer Bauern und Städte, die Hansa, die Adelsgesellschaften, der Verein der Kurfürsten — „es war offenbar keine Chimäre, auf dem Wege der freien Einigung die Restauration des Reiches anzustreben." Auf das bürgerliche Element lehnte sich zum ersten Male in der deutschen Geschichte Ludwig der Baier. Dem Pabste gegenüber fanden damals die deutschen Publicisten „daß der König sein Recht einzig von seinem Volke durch die Wahl der Kurfürsten erhalte." Unglücklicher Weise war nur Ludwig persönlich seiner Aufgabe nicht gewachsen, und was er etwa zu Stande gebracht, verdarb wieder Karl IV., indem er mit den Vornehmen des Reiches die Verfassung zu vereinbaren suchte. Erst zu Sigismund's Zeit führte die Noth, welche Neapel zu völliger Nichtigkeit verurtheilt hatte, zu dem großen Baseler Concil, zu einer Kriegs- und Kriegssteuerordnung." Allein, sagt der Verfasser, nicht so leicht waren die im Reiche unter Friedrich III. wirkenden alten Gewalten aus ihren Wurzeln zu heben. In der großen Parteigruppirung trat eine neue, äußerst folgenreiche Wendung ein. Kaiser nnd Pabst, gleich sehr durch die ständischen Forderungen und den nationalen Ruf nach Reform belästigt, verbanden sich mit einander. Sobald aber das Kaiserthum demnach die alte theocratische Bahn betrat, erwachte auch seine Tendenz zur Weltherrschaft auf's Neue. Friedrich III. that gleichzeitig für seinen Sohn Maximilian den ersten Schritt zu den Ehebündnissen, aus denen Karl's V. Reich später hervorging. Deßwegen verhält

sich denn auch Kaiser Max zu den bekannten nationalen Bestrebungen des Kanzlers von Henneberg durchaus gleichgültig. „Zwar wird endlich ein Reichskammergericht eingesetzt und allmälig auch eine Kreisordnung für Erhaltung des Landfriedens durchgeführt. Aber selbst diese erschien nicht als das Gebot einer nationalen Gesetzgebung, sondern überall als das Belieben einer freien Association: von einer festen Ordnung des Reichsregiments war gar nicht mehr, statt von der Reichssteuer war nur noch von Matricularumlagen die Rede. Mit der dynastischen Welteroberung vertrug sich keine constituirte deutsche Nation, welche der Politik ihres Oberhauptes Maß und Regel nach den nationalen Interessen und Bedürfnissen gegeben hätte.“

Demnach wird man es begreifen, wie die protestantische Bewegung eben so sehr nationalpolitischer als nationalreligiöser Natur gewesen ist. Karl V. „sprach nur deutsch mit seinen Pferden und Hunden, französisch mit Menschen und spanisch mit seinem Gott.“ Ulrich von Hutten gerieth daher wie Luther auf die Länge ebenso sehr zu dem Kaiser als zum Pabste in Gegensatz. Die protestantisch gewordenen Fürsten aber suchten die Wirren zur Vergrößerung ihrer Territorialmacht zu benutzen, wobei sie sich des französischen Beistandes bedienten. „Daß bei uns in so viel höherem Grade als bei irgend einem andern Volke der religiöse Zwist das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit zerstörte, daß das Nationalgefühl im Anfange des 16. Jahrhunderts stärker als jemals früher in Deutschland lebendig, wenige Menschenalter später in dem Parteitreiben völlig untergegangen war; wir verdanken es lediglich dem Sturze unserer Verfassungspartei und der Hereinziehung der Ausländer, mithin auf jeder Seite den angeborenen Tendenzen unseres Kaiserthums.“

Einzig der Complex der österreichischen Erblande zog aus der Lage der Dinge Vortheil. Kaiser Friedrich III. hatte es 1453 bei den Kurfürsten dahin zu bringen gewußt, daß der Herzog von Oesterreich dem Reiche keine Heeresfolge zu leisten brauchte, als bei einem Kriege an der Grenze Oesterreichs; „er ist dem Reiche überhaupt keinen Dienst schuldig als bei einem Kriege gegen die Ungarn die Stellung von zwölf Mann, zum Zeichen, daß er der Fürst des Reiches sei. Er braucht ferner die Belehnung vom Reiche nur in seinem eignen Lande zu empfangen, und ist nicht verpflichtet, irgend einen Reichstag zu besuchen; wenn er aber auf einem solchen erscheint, so gilt er als Pfalzgraf-Erzherzog und hat den ersten Platz nach dem Kurfürsten; alle Reichsvasallen in Oesterreich sind verpflichtet, ihn als Landesherrn anzuerkennen, alle Vorrechte irgend eines Fürsten sollen sowohl für Oesterreich als für alle jetzigen und künftigen Besitzungen des Herzogs gelten. Nach den Urkunden Heinrichs und Kaiser Friedrichs II. darf der Herzog auf seinem Hute eine Königskrone tragen, und neue Provinzen auch ohne Genehmigung des Reiches erwerben; niemand aber, der in Oesterreich wohnt, ist einem Auswärtigen in irgend einem Punkte Gehorsam schuldig.“ Faßt man, fährt Sybel fort, „diese Punkte zusammen, so war damit dem österreichischen Ländercomplex eine völlig unabhängige und gesonderte Stellung neben dem Reiche zugesichert; seinem Regenten war es nach dessen Belieben gestattet, an den Reichstagen Theil zu nehmen oder nicht; aber von allen Pflichten gegen das Reich, Lasten irgend welcher Art, Gehorsam gegen die Reichsbehörden, militärischer Vertheidigung der Reichsgrenzen, so weit es nicht die österreichischen selbst waren, war er so ausdrücklich wie möglich losgesprochen. Wenn er neue Besitzungen für sich erwarb, ging dies Verhältniß sofort auf dieselben über; es war nicht nöthig, daß sie Reichslande wurden, und wenn es geschah, erwuchs dem Reiche dadurch nur die Pflicht des Schutzes aber nicht ein Anspruch auf irgend eine Leistung. Diese gesetzlichen Bestimmungen über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland sind bis zum Ende des Reiches niemals aufgehoben worden.“ Sie bilden den Schlüssel zu der Politik, die Oesterreich seit dem Ende des Mittelalters gegen das Reich eingehalten hat. In allen Kriegen, welche es zusammen mit Deutschland gegen auswärtige Feinde führte, blieb es nur so lange in Action, „als es sich dabei um dynastische oder territoriale Interessen des Hauses Habsburg handelte.“ Die deutsche Kaiserkrone diente ihm nur dazu, um Deutschland für seine Sonderzwecke auszubeuten. Als unter Kaiser Leopold Oesterreich als europäische Großmacht auftrat, trug der ganze Wiener Hof ein spanisches Gepräge, eine Berücksichtigung der deutschen Interessen lag ihm durchaus fern. Während in dem Kriege Ludwig's XIV. gegen Holland der Kurfürst von Brandenburg sich ohne Weiteres zu Gunsten der Niederlande in den Kampf stürzte, weil der Sieg Frankreichs über dieselben auch Norddeutschland bedrohen mußte, hatte Leopold im Geheim mit dem Pariser Hofe über die Theilung des spanischen Reiches und seiner Kolonien unterhandelt. Im spanischen Erbfolgekriege war es wieder die Weltherrschaftsidee, welche Karl VI. bestimmte, für seine Dynastie nach Spanien und Sicilien zu streben. Das Ende aber war, daß er 1714 „beim schließlichen Vertrage zwar Mailand, Belgien und Neapel erhielt, Deutschland jedoch weder Straßburg noch den Elsaß zurückbekam.“ Was man so auf der pyrenäischen Halbinsel nicht erreicht hatte, suchte man dann auf der italienischen zu gewinnen. „Der Kaiser hätte damals die wichtigsten Vortheile über die Türken davon tragen, und die Donau bis zum Meere zu einem österreichischen Flusse machen können: allein seinen spanischen Räthen war der Orient gleichgültig und Deutschland widerwärtig, und Karl VI. ließ jede andere Rücksicht fahren, um seine neue italienische Stellung zu sichern und zu erweitern.“ Selbst nachdem im Kriege gegen Frankreich Neapel für ihn verloren gegangen war, zeigte sich „der Kaiser ohne Zaudern bereit, sich Toscana als eine neue italienische Entschädigung gefallen zu lassen und dieselbe mit der Abtretung eines deutschen Reichslandes, Lothringen, zu erkaufen. Der Vertrag von 1714 wiederholte sich in weiterem Maße: nach einander hatte Deutschland die Wiedererwerbung Straßburgs und des Elsasses und darauf die Reste Lothringens eingebüßt, damit Habsburg in Italien herrschen könne.“

Da wir die Stellung Friedrichs des Großen zu der deutschen Nation, bei Erörterung der zweiten Streitfrage näher besprechen wollen, so folgen wir an dieser Stelle Sybel nur in seiner ferneren Beurtheilung des österreichischen Staates und der von ihm innegehaltenen Politik. „Die österreichische Monarchie, so zieht der Verfasser seine Untersuchungen zusammen, damals seit dreihundert Jahren von Deutschland politisch abgelöst, wurde zu Lessing's und Goethe's Zeit auch in ihrem inneren Wesen Deutschland fremd. Diese Verhältnisse muß man sich vergegenwärtigen, um völlig zu verstehen, welche geschichtliche Begründung der „kleindeutsche Gedanke“ hat, wie jede Verschmelzung Deutschlands und Oesterreichs ihrer beiderseitigen Vergangenheit und der Natur der Dinge in's Gesicht schlägt. Der Fall der Josephinischen Tendenzen in Wien war zugleich auch der tödtliche Schlag für das Vorwiegen deutschen Wesens in der österreichischen Monarchie. Joseph, der bei Ungarn und Belgien stets seine deutsche Kaiserwürde betonte, und für deutsche Aufklärung ebenso wie für preußische Administration schwärmte, Joseph hatte unaufhörlich auch nach der Erwerbung neuer deutscher Provinzen, Baierns und schwäbischer Bezirke getrachtet, und alle seine Kronlande der Verwaltung deutscher Beamten und der Herrschaft der deutschen Sprache zu unterwerfen gesucht. Aber die Natur und die Tradition des complicirten Reiches vereitelten alle seine Bemühungen. Gleich nach seinem Tode kehrte

man sich gründlicher als jemals früher von dem deutschen Wesen ab. Man verzichtete nicht bloß auf Baiern, sondern opferte auch Niederösterreich und Belgien auf. Man räumte also Posten, die man noch draußen im Reiche besessen, und nahm dafür seine breite Position auf italienischem Boden. Dieß geschah, wie bekannt, in den Stürmen und Zuckungen des Revolutionskrieges; es war das österreichische Ergebniß einer Zeit, welche in Deutschland den großen Auferstehungsproceß der Nation vollendete, die unbrauchbaren Reste der alten Reichsverfassung hinwegfegte, und das Volk in allen seinen Theilen mit klarem Bewußtsein seiner nationalen Einheit erfüllte.“

Daß Oesterreich im Kampfe gegen Napoleon eine bewunderungswürdige Heldenkraft bewiesen hat, um so bewunderungswürdiger, je kläglicher es mit seinem Staatsorganismus bestellt war, wird ihm kein Historiker abstreiten wollen, und soweit dabei die deutschen und österreichischen Interessen zusammengingen, stand es zu Deutschland. „Allein der populäre und nationale Schwung, welcher die preußische Rüstung durchglühte, stieß in Wien auf das Gründlichste ab.“ — — „Wie jetzt urkundlich ermittelt worden, kam es 1814 so weit, daß Franz und Metternich unaufhörlich die Kriegsoperationen lähmten und endlich den Beschluß zum Rückzuge aus Frankreich durchsetzten: Napoleon hätte den Platz behauptet, wenn nicht die Eigenmächtigkeit Alexanders, Steins und Blüchers die Armeen auf der Siegeslaufbahn festgehalten hätten.“ Gentz' Feder freilich suchte hinterdrein die deutsche Nation um ihre dem Vaterlande gebrachten Opfer offenkundig zu betrügen. Die Geschichte der Jahre nach dem Friedensschlusse bis zur Märzrevolution ist dann abermals eine Wiederholung der alten Habsburgischen Politik. Mit der einen Hand drückt sie selbstbewußt die deutsche Entwicklung nieder, mit der andern sucht sie, nach Art der alten Kaiser, in Italien um sich zu greifen. Endlich sind ihr erst jetzt nach beiden Seiten hin die Möglichkeiten benommen, die innere Zerrüttung des eigenen Landes auch auf die Nachbarvölker zu übertragen. Was Platen einst dem Kaiser Franz zugerufen:

> „Vergebens hoffst du, daß der Lombarde je
> Dich lieben lernt, daß je es der Pole lernt,
> Wohl schleifte Mailand Barbarossa —
> Aber es blutete Conradin auch.“ . . . .

der jüngste Krieg in Italien hat des Dichters Wahrsagung in Erfüllung gehen lassen. Und das gekräftigte Nationalbewußtsein Deutschlands weist nicht minder die eigensüchtigen Eingriffe der habsburgischen Krone in den Gang unserer staatlichen Durchbildung zurück, während Oesterreich selbst in eine Krisis getreten ist, deren Endresultat unberechenbar bleibt.

„So kommen wir, sagt der Verfasser, gegen den Schluß seines trefflichen Buches, mit jeder Betrachtung auf dasselbe Ergebniß: Oesterreich steht außer Deutschland, aber es gehört zu Deutschland. Wir dürfen nicht die Zerstörung Oesterreichs oder völlige Abtrennung von demselben, aber wir müssen unsere innere Selbständigkeit und das Ende der bisherigen Ausbeutung zu Oesterreichs Specialzwecken begehren. Das Verhältniß, welches seit vierhundert Jahren bestanden und durch eine solche Dauer tiefe Festigkeit gewonnen hat, kann nicht willkürlich zerrissen, aber es muß nach den heutigen Bedürfnissen, es muß nach Recht und Billigkeit, es muß nach der Ehre der deutschen Nation geläutert werden. Innerhalb dieser Linien muß sich die Form unserer künftigen Verfassung vollenden, wenn sie geschichtliche Grundlage, und damit Lebenskraft für die Zukunft haben soll. Deutschland bedarf in sich selbst, im engeren Bunde neben Oesterreich einer kräftigen Organisation für Heer und Marine, Diplomatie und große Verkehrsverhältnisse; aber es bedarf nicht weniger die Fortdauer des weitern Bundes mit Oesterreich zur gemeinsamen Vertheidigung gegen Außen unter größter Steigerung der wechselseitigen Handels- und Kulturbeziehungen. Wer das Eine oder wer das Andere verneint, setzt sich in Widerspruch mit unserer Geschichte, mit unsern Interessen, mit der Natur der Dinge.“

Zu diesem Standpunkte für die Politik der Gegenwart wird Sybel durch sein historisch begründetes Urtheil über den nationalen Unwerth des Ghibellinenthums hingeleitet. Hält der Leser denselben seinerseits fest, so soll es uns hoffentlich nicht schwer fallen, ihm nunmehr bei der Erörterung der zwischen Häusser und Klopp schwebenden Streitfrage über Friedrich den Großen zu zeigen, wie von dem alten Fritz das Ghibellinenthum erst endgültig durchbrochen worden ist, und die ghibellinischen Historiker bei der Eigenart ihrer Geschichtsauffassung gerade in dem königlichen Philosophen von Sanssouci den bösen Urheber alles modernen Nationalismus in der Politik, aller jetzigen realnationalen Bewegung im Vaterlande erblicken müssen. Das Urtheil über die Stellung Friedrichs in der deutschen Nationalentwicklung wird deßhalb gerade in unseren Tagen für den Einzelnen zu einem Prüfstein seiner politischen Ueberzeugung; der dabei über die katholisirenden Historiographen zu erringende wissenschaftliche Sieg erweitert sich zugleich zu einem politischen Siege. Häusser und Sybel kämpfen unter der nämlichen Fahne!

---

* Schiller's und Goethe's
Verhältniß zum Christenthum.

Von C. Oltrogge *).

Bei einer, wenn auch noch so kurzen Charakteristik unserer beiden größten Dichter läßt sich die Frage nach ihrem Verhältniß zum Christenthum nicht wohl vermeiden. Das Christenthum ist die Basis des geistigen Lebens der neueren Welt geworden; es bildet, verschmolzen mit der ihm entgegenkommenden germanischen Innerlichkeit und Gemüthstiefe, den Kern unserer Bildung. Ein Dichter also, welcher von diesem Elemente nichts in sich aufgenommen hätte oder ihm gar feindlich entgegen träte, käme in Widerspruch mit dem Geiste seines Volkes, könnte unmöglich auf dessen Bildung Einfluß haben und, gewänne er sie, nur nachtheilig wirken. Goethe's und Schiller's Bedeutung steht und fällt also mit der Entscheidung dieser Frage. Gar oft ist sie daher schon in Anregung gebracht worden, aber sehr verschieden beantwortet. Die Widersacher beider haben ihnen alles Christenthum abgesprochen; von Pustkuchen, Novalis, Stolberg und Anderen bis auf die evangelische Kirchenzeitung und die Prediger einer Gegend im westlichen Deutschland, welche in neuester Zeit bei Gelegenheit einer Sammlung von Beiträgen zu dem Goethe-Schiller-Denkmal erklärten, bei ihnen kenne man keinen Goethe und keinen Schiller. Die Freunde dagegen haben allerlei Stellen aus den Schriften oder aufbewahrte mündliche Aeußerungen zusammengesucht, um daraus einen nothdürftigen Beweis für die christliche Anschauungsweise der beiden Dichter, welche sie wenigstens in den letzten Lebensjahren gehabt, zusammenzusetzen. Das aber kann schwerlich nützen; es würde doch mit dem Christenthum schlecht aussehen, welches durch einen so mühselig herbeigebrachten und doch durch andere Aeußerungen, welche die Gegner entgegen stellen könnten, sehr leicht zu erschütternden Beweis gestützt werden müßte. Darauf aber kommt es auch nicht an; die Frage nach ihren Glaubenssätzen läßt sich nicht mit vollkommener Sicherheit beant-

*) Bruchstück aus einer noch ungedruckten Literaturgeschichte.

worten, sie hätten sonst in der letzten Lebensperiode wenigstens genaue Beichte darüber ablegen müssen, — kommt uns auch nicht zu; hier leidet das Wort der Schrift Anwendung: Was richtest du einen fremden Knecht! er stehe oder falle, so steht und fällt er seinem Herrn.

Es kann uns nur darauf ankommen, ob in ihren Schriften ein Geist herrscht, der aus dem Geiste des Christenthums hervorgegangen oder doch mit ihm verwandt ist. Um darauf zu antworten, muß dann freilich zuerst bestimmt werden, was Christenthum und christlicher Geist sei. — Die Frage wird verschieden beantwortet. Die beschränkteste, geistloseste Auffassung, welche jedoch in neuester Zeit sich wiederum geltend gemacht hat, ist die, das Christenthum nach confessionellen Formen zu bemessen, wie sie in den symbolischen Schriften einer jeden Kirche niedergelegt sind. Sie sind hervorgegangen aus dem Bestreben, die Bibel in ein System zu bringen, welches besonders die scholastische Philosophie des Mittelalters zu vollenden suchte; man wollte auf solche Weise das lebendige Wort Gottes in vom Verstande gebildete Formeln bannen, wodurch dem Geiste und Leben desselben nicht wenig Abbruch geschehen mußte. Bald aber entstand Uneinigkeit und Streit über diese Auffassungsweise, besonders seitdem die Reformation erst den großen Riß in der Kirche hervorgebracht und sodann mehrfache Zerwürfnisse veranlaßt hatte, und jede Partei bildete sich jetzt ihre eignen Lehrsätze und Symbole. Vielleicht mochte das nach der Natur des Menschen und, um jeder Kirche etwas Festes zu geben, nicht anders möglich und an und für sich nicht als ein Unglück der Kirche anzusehen sein: — aber eine ungeheure Anmaßung liegt darin, wenn eine Kirche, eine Partei der andern gegenüber behauptet, sie allein habe die richtige Auffassung und die andere nur Irrthum, — und eine unerhörte Verkennung der Lehre Jesu, wenn sie sogar der andern allen Segen des Christenthums abspricht. Dem christlichen Sinne ist jede Auffassung des Christenthums berechtigt, wenn sie aus redlichem Suchen nach der christlichen Wahrheit hervorgegangen ist und zu wahrhaft christlichem Leben führt.

Wenn wir also von einem confessionellen Christenthum bei unsern Dichtern nichts vernehmen, so kann für den Unbefangenen nicht der geringste Anstoß darin liegen.

Aber, könnte man sagen, wenn Jemand auch noch so freisinnig über kirchliche Unterschiede denkt, zum Christenthum wird doch erforderlich sein die Annahme der ganzen neutestamentlichen Lehre, d. h. nicht bloß der Unterweisungen, sondern auch der Thatsachen, mit einem Worte des ganzen historischen positiven Christenthums; — und auch davon finden wir bei Schiller und Goethe keine Spur.

Hierauf genügt die einfache Antwort, daß wir dergleichen Andeutungen oder gar Belehrungen von einem Dichter nicht erwarten, der sich nicht als einen specifisch christlichen giebt. Vom christlichen Glauben durchdrungene Charaktere schildern beide; ihre subjective Ansicht verlangen und erwarten wir nicht. Fällt es uns doch auch bei andern Dichtern und Schriftstellern nicht auf, wenn sie ihren Glauben an das positive Christenthum nirgend hervortreten lassen.

Es giebt indessen noch etwas höheres als den Glauben an das historische Christenthum; und das ist der Geist, den es in dem Menschen weckt, der ihn wieder zu dem machen soll, wozu der Ewige ihn schuf; zum Ebenbilde Gottes. Reine Menschlichkeit oder Gottähnlichkeit — beides ist eins — zu schaffen, ist das Ziel des Christenthums, und wo sie walten, da wirkt christlicher Geist.

Gehen darauf nicht die Weisungen und dringenden Ermahnungen des Heilandes hinaus, indem er den Glauben an ihn und das Bekenntniß seiner für nichts achtet, wenn nicht Reinheit des Herzens, in dem die Liebe wohnt, seinen Jünger kenntlich mache? Können seine Worte anders gedeutet werden, wenn er sagt: Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel? — Oder: Selig sind, die reines Herzens sind, sie werden Gott schauen. — Oder: Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. — Oder: Die Erfüllung des Gesetzes besteht in Liebe zu Gott und den Menschen und wahrer Selbstliebe. — Und sind die Worte der Apostel, vor allen des Johannes, nicht von denselben Ideen erfüllt, wenn es heißt: Wer seinen Bruder liebet, der bleibet im Lichte (welches durch Christum in die Welt gekommen ist.)? — Oder: Lasset uns unter einander lieb haben, denn die Liebe ist von Gott. — Oder: Niemand hat Gott je gesehen. So wir uns unter einander lieb haben, so bleibet Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns.

Finden wir nun etwas von dem allen in Goethe's und Schiller's Schriften, so sind sie christlich zu nennen und auf christlichem Boden erwachsen, sie mögen nun bewußt oder unbewußt, mittelbar oder unmittelbar es vom Christenthum empfangen haben. Daß aber bei ihnen Wahrheit und Liebe, Reinheit des Sinns und Veredlung des Herzens das wirkliche Ziel ihres Lebens, ihres ganzen Wirkens und Schaffens gewesen, das bedarf wohl keines Beweises als dessen, der unmittelbar durch ihre Werke geliefert wird. Bei Schiller mag das in die Augen fallender hervortreten, obgleich er entschiedener als Goethe dem positiven Christenthum fern stand, denn in allen seinen Schriften kommt eine sittliche Idee zur klarsten Erscheinung, daß man (Frau von Staël) das Gewissen seine eigentliche Muse genannt hat, und sein edler Charakter ist auch von keinem Widersacher angetastet worden. Daß das aber auch von Goethe gilt, dazu bedarf es ebenfalls keines scharfen Blickes, wenn man nur sehen will auf den Geist, der in der Iphigenie, in Hermann und Dorothea, im Faust ꝛc. waltet. Zum Ueberfluß könnte man an viele Aussprüche, welche sich in seinen Werken zerstreut in Menge finden und jenen Geist manifestiren, erinnern, wovon hier nur einige: „Ich glaube einen Gott!“ Dies ist ein schönes löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden. — Die ewige Liebe ist der große Mittelpunkt unsres Glaubens. — Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren. — Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten. — Alles gute und sittliche soll nicht wie eine Arznei angesehen, sondern zu einer Diät, zu einer Lebensregel werden. — Wer recht will thun immer und mit Lust, der hege wahre Liebe in Sinn und Brust. — Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So ist es also erwiesen: Christlichen Geist vermissen wir nicht in Schiller's, nicht in Goethe's Schriften; es findet sich in ihnen eine Idee, die dem Christenthume entspricht, die den Menschen erziehen kann zur reinen Menschlichkeit und Gottähnlichkeit.

Will man aber das alles ohne Verkündigung des positiven Christenthums und Anknüpfung an dasselbe nicht gelten lassen, nun dann muß man beide Dichter, und Schiller noch mehr als Goethe, für Heiden halten, sie bei Seite lassen und vor ihnen warnen, als könnten sie dem christlichen Sinne nur gefährlich werden.

Literatur und Kunst.

* In der Literatur herrscht augenblicklich wie immer zu Anfang des Jahres große Stille. Die Buchhändler sind mit dem Soll und Haben eifrig beschäftigt und haben keinen Sinn für die Pflege junger literarischer Knospen und Blüthen. Man beschränkt sich auf die Besorgung neuer Auflagen, welche nothwendig geworden sind. Unter den Werken, denen das in den letzten Tagen widerfuhr, ist die englische Geschichte von Ranke hervorzuheben. Eine weitere Lieferung des Handbuchs der Geographie von H. A. Daniel, die sechste des dritten Bandes, ist ausgegeben; dieselbe beginnt die Schilderung der kleineren deutschen Staaten von Preußen abwärts, stellt also den Schluß des Werkes in nahe Aussicht. Ein neuer Band der deutschen Kaisergeschichte von Giesebrecht behandelt die Zeiten des Aufschwungs der päpstlichen Macht nach den Kämpfen mit den sächsischen und den ersten salischen Kaisern. Der Schriftsteller Wilhelm Wolfsohn in Dresden giebt eine russische Revue, Zeitschrift für Kunde des geistigen Lebens in Rußland, in zwanglosen Heften heraus.

* Ranken und Reben. Gedichte von Albert Weiß. Rudolstadt, 1861. Verlagsbuchhandlung der f. priv. Hofbuchdruckerei. Leipzig, Franz Wagner. — Unter den Gedichten der Abtheilungen „Auf der Wanderung“ und „Daheim“ findet sich manches Hübsche. Nicht nur die Form ist durchweg sauber, auch die Gedanken sind zart und meist präcis ausgedrückt. Ebenso sind unter den Liebesliedern gelungene Gedichtchen, so daß wir dem Verfasser freundliche Anerkennung nicht versagen dürfen. Unter den Bildern und Balladen findet sich jedoch manches Unklare und Wüste, obschon an einzelnen Stücken sich auch hier wieder ein nicht zu läugnendes Talent zeigt. Als mehr oder weniger verfehlt glauben wir z. B. „Simao“, „Virginia“ und „Die weißen Rosen“ sowie „Henkers Töchterlein“ bezeichnen zu müssen; mit am besten gefällt in dieser Abtheilung „Hoi' über!“ Ganz irre an dem Verfasser machte uns das Gedicht „Die weißen Raben.“ Solche Regellosigkeiten hätte er nicht drucken lassen dürfen — oder wollte er komisch wirken? Das ist hier beinah erreicht. Der Eindruck, den das Büchlein macht, ist im Allgemeinen jedoch ein recht günstiger.

W.

* Ergänzungshefte zu Petermanns geographischen Mittheilungen. Siebentes Heft. Dies Heft behandelt Inner-Afrika nach dem Stande der geographischen Kenntniß im Jahre 1861, nach den Quellen bearbeitet von A. Petermann und B. Hassenstein. Erste Abtheilung (zwei Kartenblätter, Tafel 4 und 6). Nubische Wüste, Bajuda-Steppe, Darfur, Kordofan und Takale, Land der Dinka und Nuehr, Dar-Sertit u. s. w. Diese größere Arbeit über Inner-Afrika bringt das Ergebniß aller Forschungen daselbst bis auf den heutigen Tag zum ersten Male zur Anschauung. Bei der Bearbeitung der beiden in dieser Abtheilung enthaltenen Kartenblätter (colorirt und jedes Blatt 18 Zoll rh. hoch, 21 Zoll breit) wurden bei dem einen über 50, bei dem anderen über 60 verschiedene Quellenwerke (manche im Manuscript) benutzt und erschöpfend ausgebeutet. Das Memoire zu den Karten soll bei einer späteren Abtheilung in einer zusammenhängenderen Weise, als dies jetzt bei zwei Kartenblättern geschehen kann, gegeben werden. Dagegen sind in diesem Hefte aus den zur Bearbeitung der beiden Karten vorliegenden Manuscript-Documenten drei Original-Reiseberichte gegeben als Schilderungen der Haupttypen der in denselben dargestellten Regionen: 1) Moritz von Beurmann, einer der erfolgreichsten afrikanischen Reisenden der neuesten Zeit, führt uns in seiner Reise von Koroško nach Abu-Hammed den Charakter der echten gluthschwangeren afrikanischen Wüste vor, einer Region von abwechselnd Sandebenen und steinigen Plateaux, beide gleich entblößt von Pflanzenwuchs und so arm an Brunnen, daß der Reisende in acht bis zehn Tagereisen nur an einer Stelle sicher auf Wasser rechnen kann. 2) Theodor Kotschy, der erfahrene vielgereiste tüchtige Botaniker, eben so zu Hause in Kordofan und in Persien wie in Klein-Asien und in Syrien, in den Tiefebenen des Sudan wie auf den eisbedeckten Spitzen des Elbrus und Demavend, — schildert uns das reiche Savannenland, welches südlich von Nubien in Kordofan auftritt, als fruchtbare, mitunter paradiesische Landschaft, belebt von prächtigen Viehheerden und zahlreichen wilden Thieren. Nur durch einen Fach-Botaniker von so großer Erfahrung konnte ein durch seine mannichfaltige Vegetationsfülle so ausgezeichnetes Land in seinen Grundzügen würdig aufgefaßt werden. 3) Noch weiter südlich im Herzen Afrikas tritt uns eine großartige Sumpfniederung entgegen, die sich von den Ufern des oberen Nil weit nach Westen erstreckt und wiederum eine ganz verschiedene Landschaft entfaltet, als die beiden vorangehenden Typen. Unabsehbare Moräste mit riesigen Schilfflächen wechseln hier ab mit fischreichen, meist seichten Seen und Weihern, die von Canots, ausgehöhlten Baumstämmen, durchfurcht werden, welche in der Nacht flackernde Feuer tragen zum Fischfang und dem europäischen Eindringling eine überraschende Illumination gewähren. Ueber diese höchst eigenthümliche Region Inner-Afrikas, auf die ganz neuerdings der englische Reisende Petherick die Aufmerksamkeit lenkte, verdanken wir Brun-Rollet den ersten Aufschluß.

* Das Jahr 1861 hat aus den Kreisen der Wissenschaft und Kunst viele Männer von Bedeutung durch den Tod abgerufen. Es starben die Historiker Schlosser in Heidelberg, Gfrörer in Freiburg, Fallmerayer in München, Lasaulx ebenda; ferner nennen wir Preller in Weimar, Drumann in Königsberg, Hinrichs in Halle, Freytag in Bonn, Tiedemann in Heidelberg (München), Sylvester Jordan in Kassel, Pernice in Halle, Siebold und Conradi in Göttingen, Leubuscher, Stahl und Savigny in Berlin; den Maler Hensel, die Schriftsteller Theodor Mügge und Theodor Mundt, den Componisten Heinrich Marschner.

* Der General-Intendant der königlichen Bühnen in Berlin, Herr von Hülsen, der seit den zehn Jahren seiner Verwaltung viele Angriffe erfahren mußte, hat eine Uebersicht seiner gesammten bisherigen Thätigkeit herausgegeben. Dieselbe ist von statistischem Interesse. Wie oft die Klassiker des Schauspiels und der Oper während jenes zehnjährigen Zeitraumes auf den königlichen Bühnen erschienen sind, erfahren wir aus Folgendem: Lessing zählt 103 Vorstellungen, Goethe 115, Schiller 253, Kleist 59, Shakespeare 363, Calderon 36, Moreto 23, Moliere 31, Racine 2, Gozzi 9 und Sofokles 5, die genannten Dichter zusammen in zehn Jahren 999 Vorstellungen, so daß auf ein Jahr durchschnittlich 100 Vorstellungen classischer Dramen fallen. In der Oper zählt Gluck 62 Aufführungen, Mozart 155, Beethoven 47, Weber 109 Vorstellungen. — Die beiden jüngsten dramatischen Gaben von Roderich Benedix sind zwei Lustspiele, „Die Krinolinen-Verschwörung“ und „Der Blaubart“, jene in drei, dieser in zwei Acten. Diese Stücke haben nicht so rasch Eingang gefunden, wie die früheren Arbeiten des Verfassers. Die „Krinolinen-Verschwörung“ ist in Prag in Scene gegangen und hat ziemlich angesprochen. Der „Blaubart“ behandelt unter Anlehnung an die bekannte Geschichte jenes Ungeheuers die Neugier der Weiber. — Zwei kleine Lustspielchen von S. Schlesinger, „Am Freitag“ und „Sand in die Augen“ werden auf dem Wiener Burgtheater mit Erfolg gegeben.

* Gegenüber der Herausgabe der Tagebücher Varnhagens von Ense durch Ludmilla Assing ist eine Bestimmung des Erblassers in seinem Testamente vom Jahre 1856 interessant. Es heißt dort nämlich, sein ganzer schriftlicher Nachlaß solle an die königliche Bibliothek in Berlin überlassen werden mit der Bedingung, denselben zwanzig Jahre lang geheim zu halten, dann aber der Oeffentlichkeit zu übergeben.

* Bremen, 16. Januar. Unsere Berichte über Theater und Concerte sind ins Stocken gerathen; es hat sich mittlerweile so viel Stoff angesammelt, daß wir demnächst gründlich aufräumen müssen. Heute nur ein Wort der Begrüßung für einen geschätzten und lieben Gast, Herrn Regisseur Richter von München, der am 14. ein Gastspiel eröffnete, das auf etwa sechs Rollen berechnet ist und den Königsleutnant, Leopold von Dessau (Anna Lise), Don Cesar, Shylock, Carlos im Clavigo u. s. w. aufzuweisen hat. Herr Richter gehörte vor einer Reihe von Jahren unserer Bühne an und wurde bei seinem jetzigen Auftreten freundlich begrüßt. Die gewählten Gastrollen mit ihren verschiedenen Charakteren bieten ihm Gelegenheit, die künstlerische Ausbildung zu zeigen, die er auf den Bühnen von Wien, Leipzig und München sich erworben hat. — Von zwei Versammlungen des Künstlervereins ist noch zu berichten. Am 15. sprach Herr Oberstleutnant Riebour über den italienischen Feldzug vom Jahre 1859. Der Vortragende begann gleich mit dem Ultimatum vom 23. April und mit der Verschiebung des Angriffs auf Sardinien, dem ersten Fehler der Oesterreicher. Den Effectivbestand der Armee derselben berechnete er auf etwa 180,000 Mann, den der Sardinier und Franzosen auf wenig mehr. Nach der Schilderung des Terrains an den Flüssen Tessin und Sesia, der Regentage zu Anfang des Mai und der Ankunft der Franzosen wurde des Eröffnungstreffens bei Montebello am 20. Mai gedacht, der Concentrirung der französischen Armee und ihres Vordringens auf den Tessin. Den Hauptinhalt des Vortrags bildeten dann natürlich die Schlachten bei Magenta und Solferino am 4. und 24. Juni, indem dabei das Verhalten des österreichischen Obercommando's an beiden Tagen sowie beim Rückzuge durch die Lombardei nach dem Festungsviereck vom militärischen Standpunct aus beleuchtet wurde. — Der Abend des 8. Januar war dem Leben und der künstlerischen Thätigkeit Johann Sebastian Bach's

gewidmet, ähnlich wie das im November mit seinem großen Zeitgenossen Händel geschehen war. Nach einer Schilderung der äußeren Erlebnisse nnd des geistigen Schaffens des großen Cantors der Thomasschule in Leipzig kamen drei Werke desselben durch die Herren Concertmeister Böttjer, D. Engel, Chr. Klier und C. Schmidt zur Ausführung, nämlich die zweite der sechs Sonaten für Clavier und Violine (A dur), eine Concertante für zwei Geigen (D moll) und ein Concert für Pianoforte, Violine und Flöte (D dur), das fünfte der von Dehn herausgegebenen Concerte. Die Adagios dieser Compositionen und eine im ersten Theile des Tripelconcerts durch Herrn Engel sehr schön gespielte Cadenz machten besonders einen tiefen Eindruck. — Im Lanfe der nächsten Woche wird sich zu den Concerten und Theaterabenden auch eine dramatische Vorlesung gesellen. Herr Dr. Wilh. Schröder aus Hannover gedenkt sein Drama „Studenten und Lützower" öffentlich vorzulesen. Das Stück wird seit einiger Zeit in Berlin mit Erfolg aufgeführt nnd ist auch von der Hofbühne in Hannover angenommen worden.

---

* Die Musik von Robert Schumann zu Scenen aus Goethe's „Faust" ist in Köln im Gürzenich am 14. Januar zur Ausführnng gekommen. Das Werk des Componisten unterscheidet sich wesentlich von der Musik, welche Fürst Radziwill nnd Lindpainter zum Faust verfaßt haben. Während diese sich an diejenigen Theile der Dichtung hielten, bei welchen sich Goethe selbst eine musikalische Composition als nothwendige Ergänznng dachte, hat dagegen Schumann nicht Musik zum Faust, sondern zu Texten aus dem Faust geschrieben, nennt daher auch seine Partitur „Scenen aus Goethe's Faust". Professor Bischoff giebt in der Kölnischen Zeitung folgenden Bericht über das Werk Schumanns. „Er hat bei der Ausarbeitung der Scenen Goethe's Angaben nur theilweise benutzt, was zu bedauern ist, weil wir dadurch z. B. um die Composition einer der schönsten Scenen voll der höchsten musikalischen Wirkung in der ganzen Tragödie, um die Chöre am Ostermorgen, gekommen sind. Dagegen hat er sich zu der sonderbaren Ansicht bekannt, gesprochene Monologe und Dialoge, die der Dichter keineswegs zu musikalischen Texten bestimmt hatte, in Musik zu setzen, wodurch er gewissermaßen zu der längst verurtheilten Weise der Reichardt, Zumsteeg und Anderer zurückgekehrt ist, welche Monologe aus Iphigenie, Tasso, Maria Stuart u. s. w. in Musik setzten, nur daß Schumann, was kaum bemerkt zu werden braucht, die Sache freilich auf andere Art ausführt, was jedoch in Bezug auf die ästhetische Berechtignng solcher Composition nichts ändert. So enthält denn die Partitur ans dem ganzen ersten Theil des Faust nur drei Scenen: einen Theil des Zwiegesprächs von Faust und Gretchen im Garten (das Blumenspiel); Gretchens Gebet vor dem Bilde der Mater dolorosa: „Ach neige, du Schmerzensreiche"; und die Scene im Dom — Alles opernartig componirt, so daß z. B. im Dom die Worte des „bösen Geistes" einer Baritonstimme zugetheilt sind. Umfangreicher und bedeutender musikalisch entwickelt sind die Scenen aus dem zweiten Theil der Tragödie. Hier hat Schumann in Uebereinstimmung mit Goethe's Angabe die Eröffnung der Scene, welche den Gesang Ariel's und eines Geisterchors vor Aufgang der Sonne enthält, für Solostimmen und Chor componirt. Daran schließt er den Monolog des erwachenden Faust: „Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig" bis zum Schluß desselben: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben." Nur neun Verse, die Beschreibung der Morgendämmerung („Im Dämmerschein liegt schon die Welt" bis: „ein Paradies wird um mich her die Runde"), sind ausgelassen, dagegen ist der Sonnenaufgang während Faust's Gesang im Orchester geschildert. Von dieser Eröffnungsscene des zweiten Theiles aus macht die Composition einen ungeheuern Sprung nach der letzten Hälfte des fünften Actes. Der ganze bunte Kram des kaiserlichen Hofes, Mummenschanz und Krieg, Helena und die classische Walpurgisnacht, boten dem Tondichter keinen Stoff. In Nummer 5 der Partitur sehen wir Faust auf dem Balcon wieder, wo er sein neugeschaffenes, dem Meere abgewonnenes Reich überschaut, unmuthig über die schnelle That seiner dienstbaren Schergen, welche den Feuerbrand in die Hütte des alten Ehepaars Baucis und Philemon geworfen haben. Da schleichen um Mitternacht „vier graue Weiber" heran, „der Mangel, die Schuld, die Sorge, die Noth". Drei scheiden mit düstern, todverkündenden Worten von den verschlossenen Thoren des Palastes, aber „die Sorge" dringt hinein und hängt sich mit der lästigen Schilderung ihres eigenen Wesens an Faust. Der stemmt sich gegen sie: „Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß, Ich werde nie sie anerkennen." Da haucht die Sorge ihn an und — er erblindet. Allein auch das beugt den gewaltigen Menschengeist nicht: „Die Nacht scheint tiefer herein zu dringen, Allein im Innern leuchtet helles Licht" — er eilt, seine großen Plane zu vollbringen, ruft alle Knechte vom Lager auf: „Daß sich das Werk vollende, Genügt Ein Geist für tausend Hände." Diese Scene ist ihrem ganzen wörtlichen Inhalt nach durchcomponirt. Eben so die folgende, in der Mephistopheles von den Lemuren oder Larven Faust's Grab graben läßt, während dieser an den Pfosten des Palastes tastend heraustritt, „sich am Geklirr der Spaten ergötzt", in dem schauerlichen Wahn, es rühre von der Arbeit der Menge, „die ihm frohnt", her. Im Vorgefühl des Glückes, im Bewußtsein einer großen That sinkt er plötzlich zusammen — „die Uhr steht still, der Zeiger fällt — es ist vollbracht." Diese Nummern 4, 5 und 6 bilden die zweite Abtheilung der Schumann'schen Scenen aus Faust (S. 35—102 des Clavier-Auszuges, während die erste Abtheilung nur 34 Seiten enthält). Die dritte Abtheilung ist die umfangreichste (113 Seiten Clav.-Ausz.); die Composition umfaßt die ganze letzte Scene der Tragödie, die Verklärung Faust's, dargestellt in den Bildern und Phantasien mystischer Symbolik. Sie beginnt mit dem Chor der „heiligen Anachoreten": „Waldung, sie schwankt heran", führt Chöre der „seligen Knaben", der „jüngeren und vollendeteren Engel", der „Büßerinnen" und einen allgemeinen Chorus mysticus ein, durchflochten mit theils einzelnen, theils mehrstimmigen Gesängen von neun bis zehn Solostimmen, und schließt mit einem Doppelchor, über dem noch vier Solostimmen schweben. Zu dem Ganzen hat Schumann in seinem letzten geistesfreien Lebensjahre, 1853 im August zu Düsseldorf, noch eine Ouverture geschrieben. Die Gesangscenen sind früher componirt: 1844 die Verklärung, doch erst 1848 der Chor: „Gerettet ist das edle Glied der Geisteswelt"; 1849 die Scene im Dom und die Scene im Garten; Gretchens Gebet; Ariel und Sonnenaufgang; 1850 die Erscheinung der vier grauen Weiber, Faust's Erblindung und Tod.

Aufruf

zu Beiträgen für ein Marschner-Denkmal in Hannover.

Der am 13. d. M. erfolgte Tod Heinrich Marschner's hat die Gemüther aller Deutschen, welche der Entwickelung ihrer nationalen Kunst mit Theilnahme folgen, in schmerzliche Trauer versetzt. Wohin die Kunde gedrungen ist, da sind auch die Stimmen dankbarer Anerkennung laut geworden, daß das Vaterland in dem Geschiedenen einen Mann verloren hat, hoher Ehren werth, einen gottgesegneten Geist, dessen Schöpferkraft eine Quelle edelsten Genusses war für die Mitlebenden und es bleiben wird für die kommenden Geschlechter. Wo in unserem großen Deutschland der Pflege der Kunst eine Stätte bereitet ist, da hat auch das gesangesfrohe Volk an den Tönen des Meisters sich erquickt, hat mitgetrunken aus dem Born der Harmonien, in denen er, mitfühlend mit dem Volke in Leid und Freude, das Empfindungsleben der Nation gespiegelt hat, in Weisen ihres eigensten Charakters demselben künstlerisch Gestalt verleihend. Solche Schöpferkraft auf dem Gebiete des Schönen soll der Deutsche feiern mit Stolz als eine Ehre seines Namens; über das flüchtige Wort hinaus soll dauerndes Erz den Ruhm des Meisters und mit ihm der Nation verherrlichen. An welchen Theil, an welchen Ort des großen Vaterlandes könnte die Mahnung hierzu dringender herantreten, als an Land und Stadt Hannover, die zweite Heimath des edlen Todten, wo er die Tage seiner höchsten Kraft, seines segensreichsten Wirkens lebte! An die Hannoveraner zunächst deßhalb wenden sich die Unterzeichneten, nachdem sie sich vereinigt haben, um den Plan, Heinrich Marschner in der Residenzstadt Hannover ein Denkmal zu errichten, zur Ausführung zu bringen. Sie hoffen, daß die Stadt, die in dem vollen freudigen Bewußtsein dessen, was sie an ihm besaß, den berühmten Tondichter zum Ehrenbürger erkor; daß das Land, das Marschner stolz als seinen Angehörigen betrachtete, werkthätig durch die Spendung von Beiträgen in einer Weise vorangehen werden, daß das Denkmal des Meisters würdig werden könne. Aber auch an die Freunde des Geschiedenen im weiteren Vaterlande richten die Unterzeichneten die Bitte, dem zu schaffenden Werke durch freundliche Gaben ihre Unterstützung angedeihen zu lassen. Dem ganzen Deutschland hat Marschner's Herz geschlagen, dem ganzen Deutschland hat seine Muse gesungen; das ganze Deutschland hat sich seiner Muse gefreut. So werde denn auch das Denkmal Marschner's ein neues redendes Zeugniß von dem einigen Geiste, der alle Glieder der Nation beseelt.

Hannover, den 30. December 1861.

Graf v. Bennigsen (Präsident). Bauermeister, Obergerichtsanwalt. Dr. E. Frederich. Dr. G. Hoyns, Redacteur. Dr. G. Hunäus, Professor. Josef Joachim, Concertdirector. E. v. Meding, Kammerherr. Adolf Meyer, Banquier. Rasch, Stadtdirector. C. Röhrs, Kaufmann. C. Roese, Bürgervorsteher. v. Slicher, Oberst. Fr. Spielhagen. Tellkampf, Professor.

In Bremen sind zur Annahme von Gaben die Expeditionen der Weser-Zeitung und des Sonntagsblattes gern bereit.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 fl 36 kr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 4. Bremen, 26. Januar. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Zwei historische Streitfragen.

Von Wilh. Kiesselbach.

II.

Die verschiedenen, auch noch so weit von einander abweichenden historiographischen Anschauungen von den geschichtlichen Erscheinungen des Alterthums wirken auf das politische Getriebe der Gegenwart in unmittelbarer Weise nicht zurück. Die Ansicht über den Werth oder Unwerth z. B. der republikanischen Staatsform in Griechenland und Rom bestimmt für keinen vernünftigen Mann heut zu Tage seine Stellung zur constitutionellen Monarchie; unser Urtheil über Pericles, Alexander oder Cäsar steht in gar keiner Beziehung zu der Parteirichtung, der wir im Betreff unserer eigenen öffentlichen Angelegenheiten angehören. Ganz anders verhält es sich jedoch mit dem Standpunkte, von welchem aus wir das Auftreten des Christenthums und seine Ausbreitung über Europa im Mittelalter betrachten; die daraus gezogene Folgerichtigkeit läßt in grader Linie die Fäden zu der Gegenwart herüberlaufen; in der Beantwortung der großen Menschheitsfragen während des ersten Jahrtausend nach dem Zusammenbruch des römischen Staates beantworten wir bewußt oder unbewußt die jetzt an uns herandrängenden Fragen zugleich mit.

Setzen wir nämlich auch den dogmatischen Theil des Christenthums, die Offenbarungstheorie, überhaupt die ganze providentielle Wirksamkeit in der Geschichte der Menschen hier völlig bei Seite, erblicken wir in der christlichen Lehre Nichts als das Kulturprodukt des altasiatischen Lebens, emporgetragen in der allgemeinen Auflösung der alten Völkernationalitäten unter der zersetzenden Kraft der römischen Weltherrschaft, welches dann Asien an das junge Europa zur Weiterbildung abgiebt; so nöthigt uns doch alsbald das Verhältniß der sich gliedernden Kirche zu dem neu beginnenden politischen Leben auf unserem Erdtheile eine Entscheidung in dem Urtheile ab, ob wir der Kirche oder dem Staate, der aus überirdischen Auffassungen hervorgehenden religiösen Gesellschaftsverfassung oder der in den irdischen Interessen ruhenden politischen Ordnung hienieden den Vorrang einräumen wollen. Im oströmischen Reiche wird die christliche Kirche in die Gliederung des Staates eingefügt; der byzantinische Staatsbau hebt den Gegensatz von Theocratie und Königsherrschaft in sich auf, um eine doppelt gefestigte Regierungsmaschine über sein Gebiet ausspannen zu können. Im Abendlande dagegen ist das rein mechanische Gefüge des römischen Weltreiches in Folge seiner übermäßigen Ausdehnung auseinander gebrochen. Die Theocratie aber, welche sich, gestützt auf die über die nationalen Absonderungen hinausgehende Menschheitsreligion des Christenthums, in der alten Welthauptstadt darauf einrichtet, um nun mit religiöser und kulturlicher Macht das Reich der allumfassenden Kirche zu gründen, sieht von Anfang an in den nördlichen und westlichen Völkern Europas politische Gliederungen sich gegenüber, deren Schwerpunkte neue Nationalitätsausbildungen im Laufe der Zeit veranlassen müssen. Denn so groß auch die Verdienste sind, welche die römische Kirche sich um die sociale und sittliche Entwicklung der rohen Völker des Nordens erwirbt, die Stämme hätten, um gar nicht mit ihr in Conflict zu gerathen, der allmäligen nationalen Durchbildung, der Ausarbeitung einer eigenen Nationalkultur entsagen müssen. Die Curie kennt nur eine in sich unterschiedslose Menschheit, welche sie mittelst ihrer Geistlichen regiert; ihre Linien werden durch die Linien des nationalen Staates an allen Berührungspunkten gekreuzt.

Die obigen Andeutungen, welche wir des Raumes wegen für jetzt hier leider nicht weiter ausführen können, genügen hoffentlich, um dem Leser es verständlich zu machen, warum diejenigen Historiker der christlichen Zeit, die den Ausgang ihrer Anschauungen oder Parteiinteressen eben von dem Vorrange der Kirche vor dem nationalen Staatsleben nehmen, alle geschichtlichen Erscheinungen und Persönlichkeiten anders auffassen müssen, als jene, welche die bürgerliche Ordnung zur Trägerin des menschlichen Zusammenlebens erheben wollen. Außerdem fußt die hierarchische Organisation der päbstlichen Weltmonarchie in dem Ackerbauthume, während dessen ausschließlichem Vorherrschen in Europa sie entstand. Feudalismus und Katholicismus sind deßhalb auf das Innigste mit einander verwachsen, wogegen das bewegliche Eigenthum, der Bürgerstand, den rationalen und nationalen Staat aufzubauen strebt, und demnach der Liberalismus und der ächte Protestantismus eine nicht minder nahe Verwandtschaft unter sich aufweisen. Sobald einmal ein Mensch, und sei er auch in Würtemberg, dem Spanien des Protestantismus, geboren, einerlei aus was immer für Gründen der liberalen Staatsidee auf nationaler Basis sich abgewendet hat, steuert er mit vollen Segeln der katholischen Hierarchie zu; wie umgekehrt ein Freiherr Franz von Roggenbach, trotzdem daß seine Wiege in dem katholischen Breisgau gestanden, der schärfste Gegner des badischen Kirchenvertrages mit Rom wurde,

weil ihm der in liberaler bürgerlicher Ordnung aufzubauende deutsche Nationalstaat das Ziel seiner männlich-patriotischen Wirksamkeit ist.

Erinnern wir uns nun an die besprochenen Ausführungen Sybel's über den nationalen Werth der deutschen Kaiserpolitik, so ergiebt sich aus der oben leicht skizzirten Gedankenreihe alsbald der Schluß, daß die katholischen oder die in reactionärer Fügsamkeit katholisirenden Historiker den Gehalt des in der Idee einer Weltmonarchie verschwimmenden deutschen Kaiserthums, welches ebenso wie die katholische Kirche über die Nationalitäten hinauszufließen sucht, für die Entwicklung Deutschlands nicht minder überschätzen, als sie alle Kräfte, die bewußt oder unbewußt bei uns auf die nationale bürgerliche Staatsordnung hingearbeitet haben, gering achten oder gar verdammen müssen. Und da Oesterreich nicht bloß historisch der Erbe der deutschen Kaiserkrone gewesen ist, sondern gleichfalls auch heute noch im Katholicismus den politischen Kitt für den Zusammenhalt seiner so verschiedenen Bevölkerungsbestandtheile finden zu müssen glaubt, während Preußen thatsächlich die nationaldeutschen Hoffnungen trägt, deßwegen sind zugleich die heutigen ghibellinischen Geschichtsschreiber für die Tagesfragen die dienstwilligen Publicisten der Habsburgischen Dynastie, unter deren Banner sich alle antiliberalen und antinationalen Elemente in Deutschland flüchten; wie auf der anderen Seite die protestantischen Historiker die Berechtigung des Nationalprincips in der Vergangenheit und Gegenwart vertreten, mögen sie nun ihr Urtheil über Heinrich den Löwen, oder Friedrich den Großen zu fällen haben.

Damit wären wir denn bei unserer zweiten historischen Streitfrage angelangt, die, wie im Eingange erwähnt worden ist, zwischen Professor Häusser in Heidelberg und Archivar Onno Klopp in Hannover über den berühmten preußischen König und seine Bedeutung für die deutsche Geschichte gegenwärtig schwebt. An sich freilich ist die über Friedrich II. herrschende Meinungsverschiedenheit der Historiker schon oft in Reden und in Schriften erörtert worden. Daß ein Fürst, welcher als Feldherr und Staatsmann eine Zeitlang halb Europa die Spitze bot, und an Geist und politischem Scharfblick seiner Gegenwart weit voraus war, von seinen Feinden und ihren Erben eine eben so scharfe Beurtheilung erfuhr, als er von seinen Unterthanen gepriesen wurde, begreift sich leicht. So wenig man indessen auch dem specifischen Borussismus huldigen mag, welcher unabhängigen Männernaturen nicht blos wegen der bekannten Berliner Nasenlaute entschieden widerwärtig bleibt, so unbedingt man die historiographische „Mache“ eines Ranke verwerfen will, die historische Gerechtigkeit verlangt von Mit- und Nachwelt eine volle Anerkennung des großen Königs in seiner individuellen Begabung an sich wie in seiner Bedeutung für die nationalstaatliche Entwicklung Deutschlands. Dazu gehört indessen in erster Linie, daß er auf dem Boden begriffen wird, auf welchem er steht, und in der Zeit, auf die er einwirkt. Wer, wie Lord Brougham (die Staatsmänner während der Regierungsepoche George des Dritten) den Menschen in Friedrich dem Großen nur nach einigen Anekdoten mißt, und bei der Beurtheilung des Politikers gar nicht den besonderen und für das Heute vielleicht einigermaßen sonderbaren Zuständen des achtzehnten Jahrhunderts Rechnung trägt, beurkundet damit bloß, daß die Advokatengelehrsamkeit des Anwalts von der Prinzessin von Wales denn doch zu einer staatsmännischen Erfassung der Geschichte nicht ausreicht. Indessen bleibt ein Brougham wie ein Macaulay dem preußischen Könige gegenüber ein Ausländer, dessen schiefe Auffassungen dem Mangel an einem tiefinnersten Verständniß des deutschen Lebens zugeschrieben werden können; ein Deutscher dagegen muß um so rücksichtsloser für eine Verunglimpfung einer unserer stolzesten Heldengestalten verantwortlich gemacht werden, je mehr dabei der ghibellinische Parteimann aus ihm spricht.

Macaulay's schon vor zwanzig Jahren bei Gelegenheit einer Kritik von Campbell's „Friedrich der Große und seine Zeit“ im Edinburgh Review erschienene Schrift über den Begründer der preußischen Staatsmacht, ist eigentlich erst 1857 durch eine in Halle herausgegebene Uebersetzung in weiteren Kreisen bei uns bekannt geworden. Der anonyme Uebersetzer selber nimmt bereits dabei in einer längeren Vorrede den deutschen Fürsten gegen den vornehmen, tugendhaften Eclecticismus des brittischen Whigs entschieden in Schutz. Die officielle Antwort im Namen der deutschen Historiographie gab dem Engländer aber im Jahre 1859 Ludwig Häusser, indem er in Sybel's historischer Zeitschrift dem berühmten Essaysten, welcher Wilhelm III. in den Whighimmel hebt, seine schiefen Ansichten im Betreff Friedrichs II. sehr gründlich darlegte. Ganz unstreitig ist jene Arbeit die schwächste von allen Abhandlungen Macaulay's. Was soll man dazu sagen, wenn es z. B. darin heißt: (Seite 23 der Uebers.) „Auf Friedrichs Haupt kommt all' das Blut, das in einem Kriege vergossen wurde, der mehrere Jahre hindurch und in jedem Theile des Erdkreises tobte, das Blut der Colonne von Fontenai; das Blut der Bergschotten, die bei Culloden hingeschlachtet wurden. Die durch seinen Frevel hervorgerufenen Uebel wurden in Ländern verspürt, wo der Namen Preußen unbekannt war, und damit er einen Nachbar berauben könne, den zu vertheidigen er versprochen hatte, fochten schwarze Männer an der Küste von Coromandel und scalpirten sich rothe Männer an den großen Seen von Nordamerika.“ Sobald Friedrich von Preußen sogar für die Anfänge des späteren nordamerikanischen Unabhängigkeitskampfes verantwortlich gemacht wird, dann haben auch die „fliegenden Blätter“ recht, die 1848 den türkischen Sultan abbildeten, wie er händeringend ausruft: „Jesus, Maria, Joseph! jetzt bin ich auch noch daran schuld, daß Hecker im Oberlande steht.“ Dazu zeigt sich der Britte in seiner Verdammung des preußischen Königs gar nicht einmal consequent. Die Folgen der Schlacht von Roßbach zwingen ihm wider Willen Achtung vor demselben ab. „Das große Heer der Franzosen“, bemerkt er, „war von einer kleinen Schaar deutscher Krieger in die Flucht geschlagen worden, angeführt von einem Fürsten, der von Vaters und Mutters Seite von deutschem Geblüt und der durch das blonde Haar und das helle blaue Auge Germaniens gezeichnet war. Niemals seit der Auflösung des Reiches Karl's des Großen hatte die germanische Race einen solchen Sieg über die Franzosen gewonnen. Die Nachricht rief einen allgemeinen Ausbruch von Freude und Stolz in dem ganzen großen Stamm hervor, der die verschiedenen Mundarten der alten Sprache des Arminius redete. Der Ruhm Friedrich's fing an, bis auf einen gewissen Grad ein Ersatz für eine gemeinsame Regierung und eine gemeinsame Hauptstadt zu werden. Er wurde ein Vereinigungspunkt für alle echten Deutschen, ein Gegenstand wechselseitiger Beglückwünschung für den Baier und Westphalen, für die Bürger von Frankfurt — Goethe's Vater! — und die Bürger von Nürnberg. Damals zuerst ward es offenbar, daß die Deutschen wirklich eine Nation seien.“ Häusser vermochte jedoch bei seiner hohen Begabung die Angriffe Macaulay's gegen König Friedrich um so glänzender zurückzuschlagen, als er seit länger mit einem eigenen Werke über die Regierung desselben beschäftigt ist. Völlig vertraut mit dem Stoffe, der ihm in den genauesten Einzelnheiten aus den Berliner Archiven bekannt geworden ist, wies er die „irrigen, schiefen und ungerechten Urtheile“ des Fremden siegreich ab; für das Wiederaufleben der deutschen Bewegung am Ende des vorigen Jahrzehnts war diese Antwort ein That, die ungemein anregend und stärkend auf die weitesten Kreise einwirkte. Fast

gleichzeitig nahm dann noch Jacob Venedey in einem Buche „Friedrich und Voltaire“ den großen König gegen die Lästerungen des Verfassers der „pucelle“ in Schutz, und Kurd von Schlözer führte ihn in seinen feinen staatsmännischen Beziehungen zu Katharina II. dem deutschen Volke vor — der geschichtswissenschaftliche Kampf über den „alten Fritz“ schien beendet zu sein.

Allein gerade die sogar auch von Macaulay zugestandene Thatsache, daß an Friedrich dem Großen die Deutschen ihrer Nationalität sich wieder bewußt geworden sind, konnte unmöglich auf die Dauer die Männer in Deutschland ruhig schlafen lassen, die in dem alten, von der katholischen Hierarchie gestützten Kaiserreiche das einzige Heil des Vaterlandes deßwegen erblicken, weil sie mit diesem Schilde in Wahrheit anderweitige antinationale Gelüste zu decken suchen. Der Ostfriese Onno Klopp, der nämliche Schriftsteller, der sich jetzt zum Vertheidiger Tilly's hergiebt, jenes Landsknechts, welcher im Dienste Rom's Magdeburg, die Hochburg des Protestantismus im deutschen Norden, verbrannte, der hannoversche Archivar hat sich daher schon ein Jahr darauf zu dem bittersten Ankläger des Preußenkönigs aufgeworfen, dessen politische Hinterlassenschaft allerdings den ghibellinischen Tendenzen das schlimmste Hinderniß ist. Das 1860, charakteristisch bei der Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen verlegte Werk des genannten Gelehrten „Der König Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation“ enthält unter der Maske der Geschichtsschreibung die härtesten Anklagen gegen den gefeierten Todten, bei denen man, trotz der erkünstelten Ruhe im Tone, auf jeder Seite die leidenschaftlich gehegte Absicht herausfühlt, mit dem Rufe Friedrichs des Großen zugleich die heutige Stellung des preußischen Staates in Deutschland nach Kräften zu untergraben.

Wieder war es nun Ludwig Häusser, der, obgleich er vielleicht als Süddeutscher sich vielfach von dem preußischen Wesen abgestoßen fühlen mag, nichts destoweniger, in Rücksicht auf die Geschichtswissenschaft wie auf die gegenwärtigen politischen Anschauungen, in Haym's „preußischen Jahrbüchern“ (April 1861) dem hannoverschen Pamphletisten eine ernste, gründliche Antwort ertheilte. „Es ist freilich“, so lautet eine Stelle derselben, „die allererste und bescheidenste Anforderung an einen Geschichtsschreiber, der einen bedeutungsvollen Abschnitt der Geschichte eines Staates behandelt, daß er, wir wollen nicht sagen, mit Liebe, aber doch ohne Vorurtheil und Haß die Existenz dieses Staates und dessen Stellung in der Geschichte würdige. Allein diese allererste Voraussetzung fehlt bei Herrn Klopp; in dem Maße, als er die Ruine der alten Reichsverfassung und die Habsburger aufputzt, um den Geschmack des deutschen Volkes für beide zu erwecken, wird Preußen herabgezogen und als der Pfahl im Fleische gesunder deutscher Entwicklung dem Hasse preisgegeben. Der Verfasser hat dabei nicht einmal das geringe Maß von Selbstbeherrschung, das für den Erfolg seiner eigenen Sache nothwendig wäre; auch der argloseste Leser fühlt die Absicht und wird verstimmt.“ Und am Schlusse der langen Ausführung sagt Häusser mit vernichtender Schärfe: „Richter darf der Geschichtsschreiber sein, aber niemals Henker. Ne quid nimis, ist ein Spruch, den sich auch Parteischriftsteller merken sollten. Herr Klopp hat vor nicht langer Zeit sich bemüht, in einer Abhandlung die Männer des Restitutionsedicts und namentlich Tilly etwas blanker zu putzen, so wie der von ihm als Autorität belobte Hurter es mit Ferdinand II. versucht; sind das vielleicht die nationalen Größen, zu deren Verherrlichung Friedrich II. abgeschlachtet werden muß?“ So wenig nun auch Herr Klopp hoffen durfte, nach der erhaltenen Antwort in dem Kreise vorurtheilsfreier Männer noch irgend wie mit seiner Ansicht über den großen König bestehen zu können, er hat trotzdem kürzlich in einem offenen, an Häusser gerichteten Brief dieselbe in der nämlichen Art zu vertheidigen gesucht, in welcher sein Buch geschrieben ist. Ob hieraufhin der Verfasser der „Deutschen Geschichte“ ihn noch für einer Rückäußerung werth hält, möchten wir fast bezweifeln. Häusser selber ist, wie gesagt, seit Jahren mit einem großen Werke über den König beschäftigt, das wohl in anderer Weise dazu beitragen wird, das Urtheil der Nation über denselben festzustellen.

Auch wir sind weit davon entfernt, Herrn Klopp hier widerlegen zu wollen. Friedrich der Große hat von jeher Feinde von einer und der nämlichen Sorte gehabt. Macaulay schreibt: Als Rezzonico unter dem Namen Clemens XIII. Pabst geworden war, „beschloß dieser alberne Pfaffe zu versuchen, was das Gewicht seiner Autorität zu Gunsten der orthodoxen Maria Theresia gegen einen ketzerischen König ausrichten könne. Bei der Hochmesse am Weihnachtstage wurde ein Schwert mit einem reichen Wehrgehänge und einer reichen Scheide, ein Hut von karmoisinrothem, mit Hermelin gefütterten Sammet und eine Taube aus Perlen, das mythische Symbol des heiligen Geistes, feierlich von dem höchsten Pontifex geweiht und mit großem Gepränge an Marschall Daun, den Sieger von Kollin und Hochkirchen, übersandt. Dieses Zeichen von Gunst war mehr als einmal von den Päbsten den großen Vorfechtern des Glaubens verliehen worden. Allein die Geschenke, welche von dem Baron des heiligen Grabes im 11. Jahrhundert mit tiefer Ehrfurcht entgegen genommen waren, und welche selbst im 17. Jahrhunderte ihren Werth noch nicht ganz verloren hatten, erschienen einer Generation, die Montesquieu und Voltaire las, unsagbar lächerlich. Friedrich schrieb sarkastische Verse über die Gaben, den Geber und den Empfänger. Das Publikum brauchte indessen keinen Souffleur, und ein allgemein schallendes Gelächter von Petersburg bis nach Lissabon erinnerte den Vatican, daß die Zeit der Kreuzzüge vorüber sei.“ Ob es schließlich Herrn Onno Klopp mit seinem Büchlein gegen Friedrich den Großen wohl besser geht, als seiner Zeit dem heiligen Vater mit seinem Täublein?

Wie völlig anders urtheilt doch, um von Carlyle hier ganz zu schweigen, ein anderer Ostfriese über den gewaltigen Herrscher von Preußen. Niemand wird fürwahr einen Friedrich Christoph Schlosser der Fürstenschmeichelei bezüchtigen wollen; er hat den gekrönten Häuptern oft derb genug die Wahrheit gesagt. In seinem „Achtzehnten Jahrhundert“ Bd. II. S. 270 heißt es aber: „Friedrich II. von Preußen würde schon darum den Namen des einzigen großen Regenten des achtzehnten Jahrhunderts verdienen, weil er seiner Zeit voraneilte und den überlieferten Vorurtheilen aller Art militärisch trotzte, noch ehe ihm die öffentliche Meinung zum Beistand dienen konnte, wenn er auch keine Heldenthaten gethan hätte. Als Schöpfer einer neuen protestantischen, aber dabei sehr unkirchlichen europäischen Hauptmacht, kämpfte Friedrich, gestützt auf seine eigene Geistesüberlegenheit, auf seine Kriegserfahrung, auf das Wohlwollen eines Volkes, für dessen Wohlfahrt und Ruhm er angestrengter arbeitete, als je ein besoldeter Diener, gegen den Haß der alten Höfe, deren lächerlichen Prunk er verlachte, gegen die Pfaffen, die er verachtete, gegen die Feudalaristokratien, denen er demokratisch die Wahrheit sagte.“ Ferner an einer andern Stelle Seite 284: „Im Jahre 1754 war Friedrich nur König von sieben Millionen Menschen; dennoch war er der einzige Schützer des Protestantismus, der Verfechter aller Rechte und Ansprüche freier Seelen, um welche sich weder Despoten noch egoistischer Pöbel jedes Standes zu bekümmern pflegt. Er stand außerdem damals dem ganzen alten Europa, den Despoten und Aristokraten, aller Macht und allen Mißbräuchen des Mittelalters allein gegenüber! Ein größeres Schauspiel, als den in dieser Stellung von ihm begonnenen Kampf, kennt die neuere Geschichte daher

nicht.“ Und sollte endlich der Ostfriese Klopp nie gelesen haben, was Schlosser Seite 278 über des Königs Verhältniß zu seiner Heimath sagt: „Ostfriesland war Friedrich nicht weniger ergeben als Schlesien. Der Verfasser dieser Geschichte erinnert sich aus seinen Knabenjahren recht gut, mit welchem Stolze jeder Ostfriese damals von seinem Könige sprach, und wie sehr dies seine Landsleute, die nächsten Nachbarn der Ostfriesen, kränkte, da sie damals dem Friseur des närrischen Friedrich August von Anhalt-Zerbst (Commissär Schön) gehorchten. Friedrich weckte Ostfriesland aus dem Schlummer, er schützte und erhielt dessen alte Einrichtungen, er übte Toleranz.“

Zu einer maßgebenden Beurtheilung Friedrichs des Großen ist es durchaus nothwendig, daß man die Geschichte seines Einzellebens nicht jeden Augenblick mit seiner Stellung und Wirksamkeit als König in unmittelbare Verbindung bringt. Ein altes Sprichwort lautet: „Kein Mensch ist groß vor seinem Kammerdiener.“ Wer allerdings den genialen Monarchen in seinem ganzen Thun und Treiben bloß aus der Kammerdiener-Perspective betrachtet, der mag an dem Menschen manches entdecken, was seiner staatsmännischen Größe nicht immer entspricht. Die Liebschaft des Kronprinzen mit der Frau von Werch ihm nergelnd vorzuwerfen, ist jedoch geradezu lächerlich. Gilt denn etwa an der Leine die sexuelle Askese als das höchste Ziel männlicher Tugend? War George Washington deßwegen vielleicht weniger das Musterbild von ganz Nordamerika, weil er, der Gatte von Martha Custis, im Sommer 1776 eine kleine Schwäche für Maria Connor, die schöne Frau von New-Jersey, hatte, die im Einverständniß mit den Engländern an ihm zur Delilah werden wollte? Wenn der giftspeiende Voltaire in ohnmächtiger Wuth den Namen Luc für seinen früheren Wohlthäter erfand, so wird damit doch sicher nur die eigene Seelengemeinheit des Philosophen von Ferney beurkundet. Der Mensch in Friedrich dem Großen ist, wie es bei allen Menschen zutrifft, das Produkt der Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen. Schon die Härte Friedrich Wilhelms I. fällt seiner Mutter Charlotte zur Last, die nie dem in sich geschüchterten Knaben den Ton warmer, ächter Mutterliebe hatte vernehmen lassen. Daß derselbe dann seinerseits als Mann, er, der von jeher allem Familienleben entfremdet gewesen war, in der graden Derbheit seines Wesens seinen geistvollen Sohn nicht verstand, daß Vater und Sohn auf Tod und Leben aneinander geriethen, und erst auf dem Sterbebette des Vaters die volle Versöhnung zwischen beiden ausklang, das sind tragische Conflicte, wie sie oft genug hienieden durchgerungen werden müssen. „Der Sohn“, sagt Häusser gegen Macaulay, „der vielleicht einiges Recht hatte, die Härte des Vaters zu beklagen, hat ihm am Schlusse seiner brandenburgischen Denkwürdigkeiten in wenigen klassischen Sätzen als Staatsmann und Regenten gewürdigt und seiner häuslichen Dinge nur in den Worten gedacht: on doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfans, en faveur des vertus d'un tel père.“

Vielleicht waren gerade solche harte Jugendprüfungen nöthig, um den ursprünglich weichen Charakter zu stählen für die ungeheueren Kämpfe, die dem Manne bevorstanden. Als glücklicher Gatte und Vater würde Friedrich II. wohl nie jene Kriege durchgefochten haben, deren es bedurfte, um seine neue Staatsschöpfung in Europa sicher zu stellen. Daß dabei individuelle Züge in seinem Wesen übrig bleiben, versteht sich von selbst. Aber der Mensch in ihm muß bei den ghibellinischen Historikern dafür büßen, was der Staatsmann in ihren Augen an Kaiser und Reich gesündigt hat. Ihren eigenen Herrschern haben sie noch ganz andere Dinge verziehen, als die berühmte, etwas ungnädige Marginalresolution des alten Fritz an das Magdeburger Consistorium war, bei welcher bloß der jüngste Consistorialrath sich freuen konnte, daß er in diesem Falle als der Jüngste zu fungiren hatte. An Friedrich indessen suchen sie von Tag zu Tag die kleinste menschliche Verstimmung nergelnd in ihrem Sinne auszubeuten.

Bleibt aber der König nach der Seite seines individuellen Charakters hin von den Verhältnissen seines elterlichen Hauses mannichfach bedingt, so ist seine politische Bedeutung auf das Innigste mit der gesammten Entwicklung der deutschen Nation vor ihm verwachsen. Weil er als der richtige Mann die ihm von der Geschichte zugewiesene Aufgabe löste, darum steht er in der Geschichte so groß da, und darum wirkt er in der Nachwelt so großartig fort, daß die Gegner noch selbst den todten Cid Campeador in ihm fürchten.

Sybel hat es in der besprochenen Schrift dargelegt, wie die in's Weite hinausstrebende Kaiserpolitik nicht im Stande war, die naturgemäß auf eine Nationalitätsausbildung hindrängenden Elemente in Deutschland zu befriedigen. Dieselben blieben, gleichsam führerlos, sich selbst überlassen. In dem Kampfe Heinrich's IV. gegen Pabst Hildebrand stellte sich das beginnende Bürgerthum treu auf die Seite des deutschen Königs. Später indessen, je weiter die Kaiser sich von der nationalen Basis entfernen, machten sich auch die socialen Mächte, die eben zum Ausbau des deutschen Staates hätten hinführen müssen, von ihrem Zusammenhange mit der Weltkaiserkrone los. Das von Heinrich dem Löwen in Aussicht genommene norddeutsche Herrschaftsgebiet war im untersten Grunde Nichts als der Ansatz zu einem selbständigen deutschen Staatskörper; die Hansa setzte dann mit rein städtischen Mitteln den Versuch fort, der dem großen Feudalherrn des Nordens mißglückt war. Im Norden nämlich, in dem Hinterlande des atlantischen Oceans, unberührt von dem italienischen Kultur- und Handelsleben, regten sich am frühesten und am kräftigsten die nationalstaatlichen Keime. Faßte überhaupt auf der ganzen atlantischen Küste Europas von Schweden bis Navarra der Protestantismus alsbald festen Fuß, weil hier romanische Wirthschaft und romanische Bildung weniger mächtig war, so klopft vor Allem in dem deutschen Protestantismus ebenso sehr die nationalstaatliche als die nationalkirchliche Bewegung, die hauptsächlich von dem nördlichen Deutschland ausging, und welche, da sie sonst keine nachhaltige Stütze fand, endlich in Gustav Adolf ihren Halt suchte. Häusser sagt in dieser Beziehung, ganz übereinstimmend mit Sybel, in dem erwähnten Aufsatze der „preußischen Jahrbücher“: „Wie sich das Kaiserhaus, mit dem Deutschland seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verkettet war, zu diesen Dingen stellte, ist bekannt genug. Durch Heirathen und dynastische Verbindungen erlangte es eine Macht, deren Schwerpunkt nicht im Reiche lag; gestützt auf die spanisch-burgundischen Kräfte gewannen die Habsburger eine Weltstellung, die ihnen selbst, aber nicht dem Reiche und der Nation zu Gute kam. Den Interessen dieser Hausmacht haben vielmehr seit Maximilian und Karl V. jeder Zeit die Nationalinteressen Deutschlands nachstehen müssen; als Kaiser Max in seinem Hausinteresse den Ausbau der Reichsordnungen von 1495 hemmte, als Karl V. um seiner spanisch-italienischen Verbindungen willen die Sache deutscher Kirchenreform an Rom verkaufte, als er und seine Nachfolger die Niederlande an Spanien brachten, als, um Wien zu retten, Straßburg preisgegeben ward, als Karl VI. Lothringen hingab, um sich mit Toscana entschädigen zu lassen, als Maria Theresia, um Schlesien wieder zu gewinnen, Franzosen, Russen und Schweden in's Reich rief.“

„Aus dieser Lage“, fährt der Verfasser bald darauf fort, „entsprang nicht nur die Berechtigung sondern die Nothwendigkeit der Existenz eines Staates wie Preußen. Das Bedürfniß, das in dem Leben der Nation

unbefriedigt war, mußte ausgefüllt werden. In der kraftlosen Anarchie des Reiches mußten, wenn die Nation nicht zu Grunde gehen sollte, feste Staatsbildungen entstehen, getragen vom Landesfürstenthum und dem Protestantismus; sie mußten die Lücke decken, die das Kaiserthum, wie es war, so wenig auszufüllen vermochte, als die sclavischen Nachbeter des Versailler Königthums. Diese Nothwendigkeit wurde in Wien so richtig erkannt, daß schon *im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts* ein scharfer diplomatischer Beobachter dort die Besorgniß aussprach: „*es könne der Kurfürst von Brandenburg der werden, so vom lutherischen und calvinischen Geschmeiß längst gewünscht und erwartet worden.*"

An und für sich war es zwar nicht unerläßlich, daß die noch haltlosen nationalpolitischen Kräfte in Deutschland gerade nach der Mark Brandenburg zu gravitiren anfingen; einen geographischen Mittelpunkt fanden sie daselbst eigentlich nicht. Aber sie trafen an dieser Stelle deutscher Erde eine Reihefolge tüchtiger Fürsten, unter denen stets der Nachfolger das politische Werk des Vorgängers weiter brachte. Ohne das Fundament, welches der große Kurfürst legte, wäre Friedrich I. nicht König in der Provinz Preußen geworden, und die Sparsamkeit Friedrich Wilhelms I., der „die Souveränetät stabilirte wie einen rocher de bronce", mußte vorausgehen, damit Friedrich II. als *König von Preußen* das Wort des Vaters einlösen konnte. Einem derartigen historischen Processe gegenüber, in welchem das Alte sinkt, und neues Leben aus den Ruinen sproßt, Friedrich's Ansprüche auf Schlesien civilrechtlich oder gar criminalrechtlich abzuwägen, erscheint geradezu lächerlich. Er erfüllte mit der Schöpfung des preußischen Staates eine sich ihm auf historischem Wege aufdrängende Aufgabe. Was wäre wohl mit der Napoleonischen Herrschaft aus Deutschland geworden, wenn das gesammte Vaterland noch in der Versumpfung des Reichszustandes dagelegen hätte, ohne daß irgend ein festeres Staatsgebilde im Norden den Ausgang zum Freiheitskriege darzubieten vermochte? Mit einem Geiste, einem Muthe, einer Arbeitskraft hat Friedrich der Große an die Stelle des wurmstichig gewordenen Reiches ein neues rationelles Staatsgefüge wenigstens für einen Theil von Deutschland gesetzt, wie sie kaum ein Herrscher vor ihm je bewiesen. Daß dieser Staat vorwiegend ein militärisches Gepräge trug, da er seine Selbständigkeit so ziemlich dem ganzen Europa abringen mußte, daß im achtzehnten Jahrhunderte bei dem allgemeinen Absolutismus der Monarchien und der geographischen Unfertigkeit seines eigenen Bereiches die Büreaukratie seine Hauptstütze wurde, um so mehr als alle Kraft in ihm concentrirt werden mußte, ist das für einen mit staatsmännischem Blick begabten vorurtheilsfreien Historiker so schwer zu begreifen? Allerdings wird man im neunzehnten Jahrhunderte die wirthschaftliche Entwicklung eines Landes nicht von der überall sich einmischenden Thätigkeit seines Königs erwarten. Wo war jedoch damals in Preußen schon ein Bürgerthum, das aus eigenem Drange zu ökonomischen Schöpfungen vorschritt? Friedrich der Große hatte bekanntlich in Berlin noch kaum einen Banquier, der ihm die Kapitalübersendungen vermitteln konnte. Fast ein Jahrzehnt lang war das ganze Volk in Waffen gewesen, die Künste des Friedens waren von ihm erst wieder zu lernen. Daß es aber diesen ungeheuer schweren Durchgang zu seinem und Deutschlands Heil glücklich durchmachte, das verdankt es allein der wahrhaft erstaunlichen Energie seines Königs. Und eine solche Mannesgestalt will Herr Klopp nach den kleinen Vorkommnissen des Tages, nach Launen und Ermüdungen, wie sie jeder Mensch unter der Wucht von Geschäften zeigt, wie gesagt, aus der Kammerdienerperspective bemessen; auf ihn, den siebzigjährigen todmüden Greis, der nach so furchtbaren Lebensanstrengungen mit seinem Hunde spielt, gießt der Archivar aus seiner sicheren Studierstube noch Spott und Hohn aus? Welche Figur wird Herr Onno Klopp wohl im siebzigsten Jahre der Mitwelt darbieten, er, der wahrscheinlich in seinem ganzen Leben keine Nacht auf freiem Felde campirt hat? Um die nämliche Zeit fand Thomas Jefferson, der von den Vereinigten Staaten nach Europa geschickt war, um im internationalen Leben den Grundsatz „frei Schiff, frei Gut" zur Anerkennung zu bringen, allein beim preußischen Kabinet das rechte Verständniß seiner Mission. „*Der alte Fritz von Preußen*" schreibt er in seiner Selbstbiographie mit dem unverkennbaren Tone der Verehrung, „kam uns herzlich und ohne Zögerung entgegen; er beauftragte den Baron von Thulemeyer, seinen Minister im Haag, mit uns zu unterhandeln; wir theilten ihm unsere Vorlage mit, und sie wurde mit einer kleinen Abänderung vom Könige in Bälde angenommen." So weit reichten die Augen des erschöpften Helden noch, um zu gewahren, daß von der Annahme dieses Princips ein Umschwung in den zwischenländischen Beziehungen sich datiren werde. Und als sie dann endlich sich schlossen, war es da nicht eine Zeit lang, als ob der preußische Staat seine Seele verloren, und seine gesammte Kraft nur in diesem einzigen Manne bestanden hätte, bis die Prüfung im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts von Neuem seine Existenzberechtigung bewies!

In dem Aufsatze gegen Macaulay schließt Häusser mit den Worten: „Als der Sieger von Jena im höchsten Uebermuthe des Glücks und voll Haß gegen Alles, was preußisch hieß, nach Sanssouci kam, sagte er zu seiner Umgebung: voilà un endroit, qui mérite notre respect? Wir sollten denken, auch für die Geschichtschreibung wäre nach der Probe, die uns Macaulay gegeben hat, diese Mahnung nicht überflüssig!" Vollends indessen müssen wir dagegen protestiren, daß man die politischen Sünden der alten Kaiserpolitik, die das preußische Staatsgebilde als unerläßlich nothwendig für die nationale Selbständigkeit Deutschlands machten, hinterdrein durch die Erniedrigung einer Persönlichkeit zu verdecken strebt, welche einzig in der deutschen Geschichte dasteht, und daß der völlig haltlos gewordene ghibellinischen Staatsgedanken uns noch einmal in die nationalpolitischen Bestrebungen der Gegenwart hineingetragen werden soll, die zu Nichts in einem schärferen Gegensatze stehen als zu der Weltmonarchie der katholischen Kirche und ihrer Unterdrückung der Staaten durch Concordate. Wer uns mithin, wie Onno Klopp, einen Tilly feiert, einen Friedrich den Großen dagegen systematisch herunterzieht, und Hurter als Autorität preist, von dem wissen wir Andern, was wir im Betreff seiner Parteistellung zu halten haben.

---

* Die Störche.

Eine Schiffergeschichte.

Von Wilhelm Lenders.

Lootsen-Commandeur **Walther**; Nachbar **Ewert**, der Bauer.

Ewert.

Ei, mein Herr Commandeur! Ihr strotzt ja vom Staat und vom Golde!
Laßt doch 'mal seh'n! Ja, es blänkert nur so! Auf der Achsel den Anker
Als wie ein Admiral! Was hat es denn heute gegeben?
Etwa ein hoher Besuch? Wohl gar ein Berliner Geheimrath?

Walther.

Höher hinauf! Ich habe den König von Preußen gefahren
Und heut' Nacht ihn nach Putbus gebracht.

Ewert.

Was sagt ihr? Zur Nachtzeit?
Darum sah man wohl auch zahllos an den Ufern die Lichter?

Walther.

Freilich, ich mußte mir doch Landmarken zum Steuern verschaffen.
Und doch macht mir so leicht Niemand wohl die nächtliche Fahrt nach;
Dies Fahrwasser ist eng und gewunden und leicht zu verfehlen.

Ewert.

Das war's also! Ich sagte zur Frau: Frau, sagt ich, da sieh mal!
Blüst *) heut' Nacht ganz Rügen den Aal? Was soll das bedeuten?
Und nun ist es am Ende der König von Preußen gewesen!
Warum ist er denn nicht bei Tage gefahren?

Walther.

Was weiß ich?
Nacht und Tag, das gilt gleich viel für hohe Personen.
Essen im Sommer sie Eis und Kirschen im Winter, so können
Sie wohl auch in der Nacht ein gefährliches Wasser befahren.

Ewert.

Nun, da können wir leicht uns so gut wie die Fürsten es schaffen,
Wenn wir die Kirschen im Sommer verzehren und schiffen bei Tage.

Walther.

Richtig, Gevatter! So ist's!

Ewert.

Sagt, sprachet Ihr auch mit dem König?

Walther.

Ja, und die Majestät hat huldvoll mit mir geredet.

Ewert.

O, Ihr wisset Bescheid! Ihr wisset mit Jedem zu reden,
Wie mit dem Könige, so mit dem Bauer; es fließt euch wie Honig
Immer die Rede vom Mund', Ihr wißt Euch in Alle zu schicken.
Darum seid Ihr beliebt bei hohen und niederen Leuten.
Also, die Majestät hat huldvoll mit Euch gesprochen?

Walther.

„Dies ist das Meisterstück der Lootskunst!“ sagte der König.

Ewert.

Und Ihr bekamet wohl mehr als goldene Worte?

Walther.

Was meinst du?

Ewert.

O, ich meine die goldenen (thut, als ob er Goldstücke zählte.)

Walther.

Je nun, das nimmt man denn auch mit.
Nachbar Ewert, wie gehet es denn zu Hause? Noch Alles
Munter und wohl?

Ewert.

O, es muß ja noch gehen! Ich danke für Nachfrag'.
Ja, mein Vieh ist alles gesund.

Walther.

Doch die Frau und die Kinder?

Ewert.

Gleichfalls. Und mein Weizen er stehet so dicht und so prächtig,
Herr Commandeur, man könnt' ein Wagenrad daran lehnen.
Ja, ich werde mich noch durchschlagen.

Walther.

Ei freilich, das hoff' ich!
Hier auf Mönchgut ist ja das Land, wo Milch und wo Honig
Innen fließt, und ein jegliches Kind, drei Jahre noch kaum alt,
Schmiert allmorgens sich Butter auf's Brod, so dick es nur Lust hat,
Und dann über die Butter noch Syrop!

Ewert.

Ist es nicht besser,
Als Schulmeister es macht — der Sachse, den Keiner versteh'n kann,
Solch ein Deutsch wie er schnackt, — der seinen Kindern, den armen
Würmern, zum Kaffee nichts als trockenes Brod nur verabfolgt?
Solch' ein Geizhals! Pfui!

Walther.

Ei, gebt Ihr ihm Butter zum Brod auch?

*) Aal blüsen: Nachts bei Feuer den Aal stechen.

Ewert.

Hier ist gut sein, sag' ich, auf Mönchgut. Lasset darum uns
Unsere Sitten und Trachten nur ungeschoren. Wir sind nicht
Für die Veränderung, Herr Commandeur.

Walther.

Das weiß ich! Das weiß ich!
Du bist noch vom alten Geschlecht, — ein richtiger Poke *).
Aber wo willst du denn hin?

Ewert.

Ich gehe nur hier auf die Weide,
Herr Commandeur, um Bucht den getüderten Kühen zu geben;
Denn in der Hitze verschmachtet das Gras; da will ich die Pflöcke
Weiter nach vorn einschlagen; so finden sie Nahrung bis morgen.

Walther

Nun, so geh' ich mit dir. Kühl wehet der Wind nun am Abend,
Und von dem blühenden Klee strömt süßer Geruch uns entgegen

Ewert.

Gehen wir so beisammen, so möcht' ich Euch wohl etwas fragen,
Herr Commandeur.

Walther.

Was ist's, mein Freund? Was begehrst du zu wissen?

Ewert.

Seht, Ihr wisset doch auch Bescheid und habt von der Welt ein
Tüchtiges Ende gesehn; so bitt' ich Euch, gebet mir Auskunft:
Ist es denn wirklich wohl wahr, daß die Störch' auch Menschen wie wir sind?

Walther.

Was, zum Kukuk, die Störch' auch Menschen! — Doch freilich, die Welt ist
Wunderlich, Nachbar. Man höret so viel seltsame Geschichten.
Ja, und der Adebar ist ein besonderer Vogel, das läßt sich
Nicht ableugnen; auch hat er ja stets mit Menschen zu schaffen.
Wer hat dir das erzählt?

Ewert.

Ein alter erfahrener Schiffer,
Welchen ich neulich am Hochzeitsfeste zu Zicker getroffen.
Während die Burschen und Mädchen den Weber- und zierlichen Winktanz
Und was alles nicht sonst aufführten und tanzten die Nacht durch,
Bis aus dem Bett mit Musik sie die Braut und den Bräutigam holten,
Saßen wir Alten zusammen, uns Dieses und Jenes erzählend.
Immer noch hör' ich den Takt und die endlos fiedelnden Geiger.

Walther.

Und da hat dir der Schiffer erzählt, daß die Störche — Wie war es?

Ewert.

Menschen wie wir auch sind, ganz richtige Menschen. Ja schüttelt
Immer den Kopf. Mir macht man so leicht nichts weiß, wie Ihr wisset.
Aber er hat es ja selber erlebt. Einst ging er zu Schiffe,
Und sein Schiff war neu und blank, doch leider der Schiffer
Alt und mürrisch dazu und flucht' und wettert' beständig.
Ueber den Ocean fuhren sie hin nach 'nem anderen Welttheil,
Heißt — ich weiß es nicht mehr! Sie schifften mit günstigem Winde.
Als sie die Linie nun passirt und die Sonne, so sagt' er,
Hinter sich hatten, da kam ein Schwarm von Störchen geflogen
Und zog über das Schiff. Sie hielten im Fluge die Beine
Langgestreckt in die Luft, wie eben die Störche denn fliegen.
Aber der Schiffer — ich meine nicht den, der mir es erzählte,
Denn der fuhr damals auf dem Schiff nur als leichter Matrose —
Sondern den Schiffer des Schiffs. Ihn verdroffen, so schien es, die Vögel.
„Holt mir die Flinte!“ so rief er. Es brachten die Leute die Flinte.
Darauf ladet er rasch, legt an, zielt — Zwar die Matrosen
Schüttelten drüber den Kopf, doch achtete jener darauf nicht,
Sondern er zielet und schießt und trifft auch einen der Störche,
Doch nicht so, daß er stürzt. In das Bein nur fuhr ihm die Kugel
Und zerschmetterte fast dem armen Thiere den Schenkel.
Rasch flohn sämmtliche Störche davon in wildem Getümmel.
Aber die Mannschaft sagte, das sei nicht recht, ja zu Hause
Würd' es sich keiner getrau'n und dem Adebar etwas zu Leid' thun.
Und sie besorgten sogleich, daß ein Unglück draus noch entstände.
Mag es nun sein, wie es will, aus war's mit dem günstigen Fahrwind.
Seitdem hatten sie immer mit widrigem Wetter zu kämpfen;

*) Spitznamen für die Bewohner der Halbinsel Mönchgut auf Rügen, die in ihren Trachten, Sitten und zum Theil auch in ihrer Sprache viel Eigenthümliches haben.

Lang und beschwerlich wurde die Reise zum anderen Welttheil,
Und sie hatten zuletzt schier Noth und Hunger im Schiffe. —
Bräuning, stehe doch still nnd laufe nicht immer im Kreise,
Ruhig! Ich will dir ja nur die Sommerfliegen verscheuchen,
Die in den Weichen sich dir festsaugen und übel dich plagen.

Walther.

Ist ein stattliches Rind. Doch, bitte, vergess't nicht die Seefahrt.

Ewert.

Sieh, wie begierig sie nun an dem frischen und thauigen Gras rupft!
Ja ein prächtiges Vieh! Doch wieder zu unseren Schiffern. —
Als sie das fremde Gestade nun endlich erreichten, da schien es
Weithin öde zu sein und kaum von Menschen bevölkert.
Nur ein einziges Haus war rings an der Küste zu sehen.
Um den Hunger zu stillen und Lebensmittel zu schaffen,
Ward ein Boot von ihnen bemannt, und sie stiegen an's Ufer.
Als nun die Bootsmannschaft in das einsam stehende Haus trat
Und nach dem Hausherrn fragte, so lag er krank und zu Bette.
Nun, sie brachten bei ihm ihr Gewerb an, baten um Essen;
Aber der Herr schien mürrisch und nicht gastfreundlichen Sinnes,
Sagend, er hätt' im Hause nicht mehr, als er selber gebrauchte.
Aber sie ließen nicht nach und stellten beweglich die Noth dar,
Die sie gelitten im Schiff. Da sprach er endlich: „Wohlan denn,
Nehmt ihr vorlieb, so bewirth' ich euch gleich nach meinem Vermögen.“
Wer war froher als sie? Drauf gab denn der Herr an die Leute,
Die ihn bedienten, sofort Befehle in klappernder Sprache,
Unverständlich für sie. „Da setzet euch nur um den Eßtisch!“
Sagte der Herr zu der Schiffsmannschaft. „Man trägt Euch sogleich auf.
Wenn mein Essen nur schmecket für euren Gaumen!“ Sie sagten
Lachend, das hätte nicht Noth; denn es würze der Hunger die Speisen.
Also nahmen sie Platz um den Tisch, und es deckten die Diener,
Setzten die Teller umher, und es malte ihr knurrender Magen
Sich mit feuriger Kraft auf die Schüssel die köstlichsten Speisen.
Und alsbald ward auch von den Dienern ein großer verdeckter
Kumm' in die Mitte des Tisches gestellt, und es sagte der Hausherr:
„Laßt es euch schmecken!“ Die Gäste bedurften nicht dieser Ermahnung.
Als nun aber der Deckel gehoben ward von dem Kumme
Und sie gierigen Blickes hineinsahn, siehe, da ist er
Mit Eidechsen und Fröschen gefüllt! Ein lieblicher Anblick!
Als sie erzürnt aufsprangen und fragten, wie ihnen man solche
Speis' anbieten gedurft, antwortete ruhig der Hausherr,
Der aus dem Bett zusah, wie man ihnen versalzte die Eßlust:
„In Europa bekam ich auch nichts ander's zu essen!“
„Was? Eidechsen und Frösche?“ versetzten die Schiffer; das wäre
Nimmer geschehn, das sei nicht an dem. „Das“, sagt' er, „ist doch wahr.
Wir sind Störche und fliegen im Herbst zurück von Europa
Ueber das Meer, doch kommen wir hier in unserem Land an,
Werden wir wieder zu Menschen. Ihr habt mich schändlich behandelt.
Als ich über das Schiff wegflog mit meinen Gefährten,
Schoß ja der Schiffer auf mich und verwundete mich an dem Beine.
Seht, es ist noch nicht geheilt!“ So streckt' er das Bein aus dem Bette,
Und da sahen sie noch die Wunde vom Schuß in dem Schenkel.
Also hat mir der Schiffer erzählt und sich theuer verschworen,
Daß es sich also begab. Was dünkt Euch? Kann man es glauben?

Walther.

O, wenn der Schiffer es selber erlebt, so muß es wohl wahr sein!
Drollig ist freilich die Sache; doch nun du mir dieses erzählt hast,
Werd' ich bei allerlei Leuten vermuthen, sie wären am Ende
Nichts als Störche, da nichts sie versteh'n als Klappern nnd Plappern!
Sieh, wie die Sonne noch einmal aus dunklem Gewölke hervorblitzt
Und das bewaldete Thiessower Höwt wie mit Feuer bestrahlet!
Aber ich muß jetzt geh'n, Nachbar. Da kommt noch ein Schiff auch
Seewärts.

Ewert.

Könnt Ihr es sehn?

Walther.

Nein; aber die Stang' auf dem Höwte
Zeigt es mir an; denn es weht das Signal von der obersten Spitze.
Nah ist die Nacht, und das Wettergewölk heischt doppelte Vorsicht;
Darum loots' ich wohl selbst.

Ewert.

So wünsch' ich Euch gute Verrichtung;
Aber mir ist nicht bang; da zünden sie schon auf den Ruden
Pünktlich der Leuchtthurm an, und Ihr kennet den Weg auch im Dunkeln!

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Zeitgenossen. Biographieen und Charakteristiken. 2 Bde. Von Alfred von Reumont. — Die bleiche Gräfin. Ein Roman aus der Gesellschaft. 2 Bde. Von Hans Wachenhusen. — Maria von Brabant. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von Th. Altwasser. — Geschichte des englischen Dramas. Von St. Gätschenberger.

* Eine bei Brigl und Lobeck in Berlin in Lieferungen erscheinende, von Ferdinand Schmidt verfaßte Geschichte Preußens in Wort und Bild wird in preußischen Blättern günstig beurtheilt und findet warme Anerkennung. Die Kölnische Zeitung sagt: Ferdinand Schmidt ist ein guter Volksschriftsteller; er weiß, wie Vater Arndt ihm bescheinigt hat, „von guten und großen Dingen so zu erzählen, daß es hafte.“ Ludwig Burger steht ihm mit seinen Text-Illustrationen überall ebenbürtig zur Seite. Das ganze Buch wird in 16 Lieferungen, deren jeden Monat eine (von fünf doppelspaltigen Bogen) ausgegeben wird, vollendet sein, mit einer geschichtlichen Karte von Preußen abgeschlossen und mit dem bekannten Bilde von Gustav Bartsch „Vier Jahrhunderte preußischer Geschichte“ extra prämiirt werden. Der Preis ist sehr gering gestellt, da die Lieferung nur $7\frac{1}{2}$ Sgr., das Ganze also nur 4 Thlr. kostet. Eine größere Dedicationsausgabe, von der jede Lieferung 20 Sgr. kostet, ein Musterwerk der Typographie, hat, da die erste Auflage bereits in 14 Tagen vergriffen war, schon in zweiter Auflage erscheinen müssen.

* Feodor Iwanowitsch Tjutschews lyrische Gedichte. In den Versmaßen des Originals dem Russischen nachgebildet von Heinrich Noé. München, 1861, Fleischmann's Buchhandlung. (A. Rohsold.) — Der russische Dichter, welcher uns hier vorgeführt wird, gehört keineswegs zu den Größen der russischen Literatur, und der Uebersetzer hat Recht, wenn er im Vorwort sich über ihn ausspricht: „Wie alle etwas weichlich angelegte Naturen ist seine sensible, leicht anzieh- und abstoßbare Phantasie zu Sprüngen und Extremen geneigt. Bald starrt uns aus einem Gedichte die höhnische, zersetzende Laune eines Heine entgegen, bald werden seine Verse von Schiller'schem Idealismus getragen.“ Ein solcher Dichter aber ist, wie wir meinen, besonders schwer zu übersetzen, denn die entsprechenden pikanten Bilder und Pointen zu finden oder, was beim Uebertragen so häufig nothwendig ist, durch ähnliche, möglichst nahe kommende wiederzugeben, das ist nicht Jedermanns Sache, und nach unserm Dafürhalten ist Noé hierbei ganz besonders unglücklich gewesen. Nur sehr wenige Gedichte der hier mitgetheilten gewähren dem Leser in ihrer Verdeutschung einen ungestörten Genuß. Es wimmelt nicht nur von Verstößen gegen die Form; oft ist der Gedanke matt und abgeschwächt, ja mancher Vers geradezu unverständlich. Und wie unpoetisch, wie geschmacklos wird der Ausdruck hie und da! Seite 14 heißt es:

> Ihr seht das Blatt, die Frucht am Baume,
> Hat sie der Gärtner angeleimt?

Seite 63 in dem Gedichte „Das letzte Lächeln“ lautet der zweite Vers:

> Ich seh', Entzücken in mir fühlend,
> Wie auf dem buntgefärbten Wald —
> Sich plötzlich durch die Wolken wühlend —
> Dem Blitze gleich, ein Lichtstrahl fällt —

und Seite 72 lesen wir:

> Mich freut, wenn bei Beginn des Maien
> Der erste Frühlingsdonner kracht
> Und schäkernd mit der Welt Erneuen
> Aus vollem Hals am Himmel lacht.

Höchst formlos ist Seite 4 der Vers:

> Wie wild und häßlich es mich dünket,
> Wie widerlich auf meinem Weg
> Ist mir des jungen Tags, der blinkel,
> Bewegung, Lärmen und Gespräch

Was soll man sagen zu einem Deutsch wie Seite 21:

> Schweigen herrscht im Gästechore,
> Ausgeschöpft ist die Amphore,
> Leer nicht bis zum Grund die Becher u. s. w.

Reime wie „Wohlgerüche“ und „wonnigliche“, „Felde“ und „Kälte“, „Sturmeswüthens“ und „Südens“, „Stunden“ und „unten“, „vergaß er“ und „daß er“, „Augen“ und „tauchen“ geben kein günstiges Zeugniß für das musikalische Ohr des Uebersetzers, wenn er aber Trochäen schreibt, wie Seite 26:

> Und mit Rubinglanzgefunkel,

oder Jamben, wie Seite 49:

> Wir drückten alles, was vergangen,
> Wie eines Freund's Bild, an die Brust,

oder Seite 61:

> In des Herbstabends Scheine thut sich kund —

so heißt das doch wahrlich allen Gesetzen der Metrik Hohn sprechen. Wie gesagt, nur zwei bis drei Gedichte haben uns in dieser Uebersetzung ungestörten Genuß gewährt. Unwillkürlich wurden wir daran erinnert, zu wie vielem Danke die deutschen Literaturfreunde dem Meister Bodenstedt verpflichtet sind wegen seiner trefflichen Uebertragungen der russischen Dichter Puschkin und Lermontoff. **W.**

* Der Herzog von Koburg hat den Dichter Dr. Eduard Tempelten, den Verfasser der Tragödie „Klytemnestra“, zu seinem Geheimsecretär und Cabinetsrath ernannt.

* In Berlin sprach neulich im wissenschaftlichen Vereine Berthold Auerbach über die Poesie des Weltschmerzes und erwarb sich nach dem Zeugniß der Nationalzeitung in hohem Grade den Dank des Auditoriums durch Fülle des Stoffs, übersichtliche Oekonomie und fesselnde Anmuth der Darstellung. Für den Ausdruck Weltschmerz hat keine andere Sprache eine völlig ausreichende Bezeichnung, und in der That gedieh das, was wir so nennen, auf deutschem Boden am üppigsten. Drei Quellen sind es vornehmlich, aus denen der Weltschmerz sich nährt. Zunächst die Philosophie, die unablässig bemüht ist, die Kluft zwischen Idealem und Realem, Denken und Sein, zu überbrücken und stets wieder ihren so stolz und kühn aufgerichteten Bau unter den Händen zusammenbrechen sieht. Die zweite Quelle ist die Weltgeschichte, die uns mit ihrem bunten Spiel des Entstehens und Vergehens wohl als ein hoffnungsloser Progreß ins Unendliche erscheinen kann. Dazu kommt drittens der Druck der bestimmten socialen Verhältnisse, der auf dem Willen und Können des Einzelnen lastet, die subjective Freiheit mit unauflöslichen Fesseln umgiebt. Anklänge des Weltschmerzes gehen durch die ganze Weltgeschichte, namentlich durch das Schaffen aller Dichter vom Hiob und Salomo an bis in unser Jahrhundert. In diesem sind es besonders drei Dichter, die dem Wesen des Weltschmerzes charakteristischen Ausdruck verliehen haben, Platen, Heine und Lenau. Nur die Lyrik besitzt die Fähigkeit, dies Thema zu behandeln, weil nur sie allein die Freiheit hat, in der Dissonanz zu beharren, weil bei ihr ferner das individuelle Wesen des Dichters das allein Bestimmende und Allgegenwärtige bleibt. Epos und Drama sind zu objektive Gebilde; machen sie den Weltschmerz zu ihrem Gegenstande, wie dies im Hamlet geschehen, so gehen sie doch zugleich über ihn hinaus und bringen uns die Erlösung, indem sie im Schlußakkord zu der Harmonie mit der wirklichen Welt zurückkehren müssen. Mit einer warmen Schilderung Lenaus und einer geistvollen Parallele zwischen ihm und Byron schloß der Vortrag. Beide sind hoch aristokratische Naturen, heimisch in der Welt der Ideale, dieser frei geboren, jener frei geworden. Der englische Dichter fand einen Halt an den großartigen politischen Verhältnissen, in denen er aufgewachsen, der andere rang und kämpfte unter dem Drucke Metternichs, den er zugleich persönlich aufs bitterste haßte, in dem ihm alle Noth und alles Elend der Zeit verkörpert erschien. Byron trug sein Ideal in die Vergangenheit, Lenau in die Zukunft, der eine wandte den sehnsüchtigen Blick nach Griechenland, der andere nach Amerika, das er als letzter Europamüder betrat und aus dem er enttäuscht zurückkehrte. Entsprechend dem philosophischen, historischen und socialen Inhalt des Weltschmerzes sind seine drei Typen Faust, Ahasver und Don Juan, Byron fügt ihnen noch den Kain hinzu. Die Poesie liegt nicht in dem einem oder dem andern Gegenstande, sondern in allen Dingen, aber nur das Auge des Dichters vermag sie zu entdecken, er muß eben selbst poetisch sein, um den verborgenen Schatz heben zu können. Was das Leben in bunt gestreuten Zügen bietet, das faßt die Dichtung in klarem, harmonischem Bild zusammen, und dies ist der Sinn des Satzes: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Musikalischer Bericht.

Bremen, 24 Januar 1862.

Der verstorbene Musikdirector Riem in Bremen hatte sich vor einer Reihe von Jahren — der Himmel weiß, wie grade er dazu kam — verleiten lassen, eine Vorstellung der Oper „Der Postillon von Longjumeau“ zu besuchen. Dem begeisterten Verehrer Bachs und Händel wurde es bei der Musik Adams so unbehaglich, daß er nach dem ersten Akt auf und davon ging. Im Corridor begegnete ihm ein Mitglied des Orchesters und fragte ihn, ob er denn schon fort wolle. „Lieber Freund“, entgegnete der alte Riem, „ich will nach Hause gehen und mir die Ohren mit einer Bach'schen Fuge ausspülen.“

An diese Aeußerung wurden wir erinnert, als wir im letzten Privatconcerte nach einem mittelmäßigen Gesang und einem ähnlichen Harfenspiel durch einen Chor für weibliche Stimmen von Cherubini entschädigt wurden. Es ist eine ganz kurze Composition, betitelt Blanche de Provence; ein reizendes Musikstück, mit der vollen Kunst des großen Meisters gemacht, dabei einfach und anmuthig, überhaucht von echter Poesie und sehr schön instrumentirt. Man war von Leipzig her, wo kürzlich dieser Chor ausgeführt wurde, auf denselben aufmerksam gemacht worden und hat wohl daran gethan, daß man sich die Composition sofort aneignete. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, den Herr Musikdirector Reinthaler hatte, als er die Damen der Akademie aufforderte, für das Privatconcert einige Frauenchöre zu studiren. Freilich kam zu dem Glück gleich wieder das Mißgeschick, daß ein Unwohlsein der von Leipzig gekommenen Sängerin Fräulein Lessiak die beabsichtigte Ausführung des Trauergesanges Heloisens am Grabe Abälards von Ferdinand Hiller vereitelte. Das Musikstück ist allerdings einem Theil unseres Publikums bereits bekannt vom Künstlerverein her, in welchem es bei der Anwesenheit des Componisten im vorigen Frühjahr gesungen wurde. Allein nach abermaligem Studium und bei den viel günstigeren akustischen Verhältnissen des Concertsaales würde es weit mehr zu seinem Rechte gekommen sein. Ein Ersatz für diese ausfallende Nummer bot sich in der Arie mit Frauenchor „da Israel aus Egypten zog“ aus dem „Jephta“ von Reinthaler, indem Fräulein Charlotte Beste bereitwillig die Sopranpartie übernahm. Gleiches geschah bei der Morgenhymne aus der „Vestalin“ von Spontini. Das Programm des Concertes, dem es im Uebrigen an Mißlichem nicht fehlte, erhielt durch diese Vorträge eine feine und bei uns leider seltene Würze.

Es wurde oben gesagt, diese Einführung von weiblichen Chören sei ein glücklicher Gedanke gewesen. Frauenstimmen, gut geschult und discret geleitet, haben zunächst immer einen außerordentlichen Reiz für den Zuhörer und sind eines bedeutenden Eindrucks gewiß; sie sind aber auch für den Musikdirector ein treffliches und dankbares Material. Er wird Damen allezeit bereit finden, zu so guten künstlerischen Zwecken zusammenzutreten; sie sind ernst und unermüdlich im Probiren, während es unendlich schwer ist, zum Ziele zu gelangen, wenn man sich dabei auf die Herren der Schöpfung verlassen muß. Die schlimmen Seiten des Dilettantismus, Selbstüberschätzung, Unlust am Studium, Unzuverlässigkeit, sind Eigenschaften, welche die Mehrzahl des männlichen Chorcontingents allezeit an den Tag zu legen bei der Hand ist, während bei den Damen, wenn sie einmal ihre Zusage gegeben haben, stets auf Ausdauer gerechnet werden kann. Wir wollen daher hoffen, daß Herr Musikdirector Reinthaler häufiger in der Lage sein wird, die Besucher der Concerte durch Frauenchöre zu erfreuen.

Denn wie schwierig es ist, die hergebrachte Programmform der Concerte aufrecht zu erhalten, hat das letzte Concert wieder bewiesen. Diese Form enthält schablonenmäßig neben der Symphonie und zwei Ouvertüren ein Paar Arien, in der Regel eine gute und eine schlechte, ferner zwei Instrumentalvorträge. Ist man nun in der Lage, allezeit gute Musik zu bieten oder doch das Virtuosenthum von seiner guten Seite zu zeigen, so mag das sein, da nun einmal der Lauf der Welt es so will. Allein wie häufig sind die Fälle, wo man unmittelbar neben die Symphonie eine arge Mittelmäßigkeit stellen muß, weil grade nichts Besseres zu haben war! Die Direction ist dabei in der Regel ohne Schuld, denn sie kann nicht alle deutschen Vaterländer durchreisen, um selbst zu hören und zu sehen; sie engagirt auf Empfehlungen hin, die bald gut, bald schlecht ausfallen. Auch haben wir nicht speziell den jüngsten Concertabend im Auge, denn die Sängerin war leidend und daher wohl nicht im Stande zu zeigen, wie weit die Ausbildung ihrer gewiß kräftigen und in einigen Lagen schönen Stimme vorgeschritten ist. Mit Fräulein Eichberg aus Stuttgart wollen wir, abgesehen von der sogenannten spanischen Phantasie für Harfe, ebenfalls nicht rechten und von dem Beifall der Zuhörer ihr nichts verkümmern, indem jene gegen die Mitwirkung in der Mendelsohn'schen Ouverture zur „Athalia“ und der Reinthaler'schen Arie mit Chor vergessen werden mag. Wir meinen vielmehr die Anfertigung der Programme im Ganzen, insbesondere des Vokaltheils, und müssen immer wiederholen, daß bei dem bisherigen System weder künstlerisch noch finanziell das Heil ist. Im Concerte vom 7. Januar sang Fräulein Ubrich vom Hoftheater in Hannover; sie ist, wie wir hören, ein Liebling der dortigen Bevölkerung, die allerdings mit ihren Lieblingen gern wechselt. Auch unser Publikum nahm einen Anlauf zu gleicher Sympathie beim Vortrag der Walzerarie „il bacio“ von Arditi und war von diesem höchst mittelmäßigen Machwerk sehr erbaut; dagegen zeigte sich die Sängerin einer anderen, wirklich künstlerischen Aufgabe, dem Vortrage der großen Sopranarie aus Spohrs „Faust“, nicht gewachsen. Ueberhaupt reden die Erfahrungen, welche die Direction der Concerte im gegenwärtigen Winter auf diesem Gebiete macht, laut für unsere Behauptung, daß sie bei Zeiten an weise Einschränkungen denken muß.

In jeder Hinsicht erwünscht dagegen und dankenswerth war der Besuch von Frau Ingeborg von Bronsart, die im vorigen Winter als Fräulein Starck bei uns erschien und am 7. Januar d. J. abermals als Gast auftrat. Das Spiel der Künstlerin scheint seit jener Zeit außerordentlich gewonnen zu haben, es ist bewußter, tiefer, bedeutender geworden. Das schöne Clavierconcert in E moll von Chopin entzieht sich dem seichten Virtuosenthum völlig; es bedarf einer künstlerischen Natur, bei welcher Verstand und Herz auf dem rechten Fleck sind. Und das war hier der Fall, indem Frau von Bronsart die Erwartungen, mit denen wir nach den Vorträgen des vorigen Winters an dies Concert herangingen, weit übertraf. Hätte sie sich nun entschließen können, den ersten Ungehorsam gegen ihren jungen Gatten zu begehen, indem sie ihm erklärt hätte, statt der Beaveur-Tarantelle seines Lehrers Liszt wolle sie lieber etwas Gutes spielen, so würden wir in dieser Streitsache durchaus auf die Seite der aufrührerischen Frau treten. Doch sind das Dinge, in die wir uns nicht zu mischen haben. Daß aber das betreffende Musikstück weder schön noch angenehm ist, muß jedenfalls nachdrücklich gesagt, auch vor Wiederholungen gewarnt werden. In musikalischen Gesellschaften, wenn Fräulein Tochter mit Erlaubniß der lieben Eltern, die ihr Kind nicht besser zu beschäftigen wissen, dergleichen Wochen lang studirt hat, mag solche Musik an der Stelle sein und viele Verehrer finden; der Concertsaal aber ist ein Garten, der von dieser und von ähnlichen Arten von Unkraut rein gehalten werden muß.

Im nächsten Artikel wird über andere und meist sehr schöne Genüsse zu berichten sein. **F. P.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 5. Bremen, 2. Februar. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Zu Lessing's Geburtstag.

(Ein, am 22. Januar im Bremischen Künstlerverein gehaltener Vortrag.)

Von Otto Gildemeister.

Ueber eine seiner theologischen Streitschriften hat Lessing ein Motto aus den Werken Luthers gesetzt, welches so lautet: „Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eisen und hat kein Aergerniß. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seelen geschehen mag. Wo nicht, so soll ich meiner Seelen rathen, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt.“ — Dieser Kern- und Kraftspruch kann ohne Weiteres als Motto nicht einer einzelnen, sondern aller Schriften des großen Mannes dienen, welcher vor heute 133 Jahren der deutschen Nation geschenkt ward und welcher der deutschen Nation in seiner Weise und auf seinen Gebieten nicht minder unvergeßliche Dienste geleistet hat als Luther vor ihm. Luther ist der Hervorragende, der Anführende, der Treibende unter denjenigen gewesen, welche im 16. Jahrhundert die deutsche Kirche, die deutsche Wissenschaft und das deutsche Volksleben von der römischen Fremdherrschaft erlösten; Lessing war der Treibende, Anführende und Hervorragende unter denen, welche im 18. Jahrhundert die deutsche Nation von der Knechtschaft ihrer eigenen Fehler und Untugenden, von ihrer geistigen Trägheit und Rohheit, von ihrer sklavischen Anbetung der Autoritäten, von ihrer Versunkenheit in pedantischer Büchergelehrsamkeit, von ihrer Verkümmerung in engen, würdelosen, naturwidrigen Verhältnissen zu befreien strebten, und indem sie zunächst auf den Gebieten der Kunst, der Dichtung und der Wissenschaft die Geister an höhere Bahnen und an höhere Ziele gewöhnten, dem Volke wiedereroberten, was selbst den Besseren schmählich abhanden gekommen war, das Bewußtsein menschlicher Würde und das Gefühl nationalen Daseins.

Es ist schwer, heutzutage sich einen anschaulichen Begriff von der Erbärmlichkeit des deutschen Lebens zu machen, wie es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war. Und doch muß man sich die Ställe des Augias vergegenwärtigen, wenn man die Arbeit des Herkules würdigen will. Ich rede nicht von den politischen Zuständen, mit denen Lessing sich nicht beschäftigt hat, und von denen man nicht recht weiß, ob man sie mehr elend oder mehr furchtbar nennen soll*). Sondern ich meine die Zustände des gesellschaftlichen Lebens in ihrem weitesten Umfange, von der Häuslichkeit bis zum Theater, von der Kunst bis zur Kirche, von der Poesie bis zu den Kathedern. Ueberall begegnet dem ermüdeten Auge die nämliche dürre Wüste einer abschreckenden Armseligkeit, welche um so widerwärtiger erscheint, als sie nicht in der einfältigen Nacktheit der Barbarei, sondern mit der anspruchsvollen Geziertheit der Verbildung auftritt. Alle menschliche Natur scheint untergegangen in schnörkelhafter Versteinerung, und selbst die einfachsten Beziehungen der Familie verzerren sich zu einem fratzenhaften Ceremoniell. Wie die kindliche Ehrfurcht in steifen Bücklingen und Knixen sich kundgiebt, ebenso haben alle anderen Regungen der menschlichen Seele ihren angeborenen Ausdruck verlernt und bringen es nur noch zu conventionellen Grimassen, deren Ernst uns heute lächerlich und deren Scherz uns langweilig vorkommt. Die Wissenschaft ist dem Leben gänzlich fremd geworden; sie schließt sich hochmüthig von der Gegenwart ab und bedient sich am liebsten einer todten Sprache, um eine Scheidewand zwischen sich und den Lebendigen zu ziehen. Sie beschäftigt sich fast nur damit Stoff zusammen zu schleppen, oder wenn hie und da ein Geist höheren Ranges neue Schöpfungen, neue Gedankenwelten eröffnet, wie Leibnitz und Wolf, so bleibt er doch ohne unmittelbare Wirkung auf die Empfindungs- und Denkweise der Nation. Er findet sein Publikum in der intellectuellen Aristokratie Europas, aber kaum unter den Gelehrten, viel weniger in

*) In neuester Zeit hat man Lessing mit aller Gewalt auch zu einem Politiker und zwar zu einem Republikaner machen wollen. Aber seine Schriften und Briefe enthalten nichts was diese Behauptung rechtfertigen könnte. Daß er irgend eine Staatsform für die absolut beste gehalten haben sollte, ist weder nachweisbar, noch wahrscheinlich. Er liebte das Recht, wie auf anderen Gebieten, so vermuthlich auch im Staate, und er wird mithin derjenigen Staatsform den Vorzug gegeben haben, welche den jedesmaligen Umständen nach das Recht am besten zu verbürgen versprach. Er war ein Bewunderer des Despoten Friedrich, aber nur des Mannes, nicht des Despoten. Der Glanz des Herrschers verblendete ihn nicht über die Schattenseiten seines Regiments. Ueber die in Berlin herrschende Freiheit sagt er in einem Briefe: „Lassen Sie doch einmal Einen in Berlin versuchen, über andere Dinge (als Philosophie &c.) so frei zu schreiben als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus die Stimme erheben wollte, wie es itzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist.“ Auch hat Lessing einen lasterhaften Fürsten und einen schurkischen Kammerherrn auf die Bühne gebracht, und er hat einmal geäußert, er würde, wenn er könnte, überall eine republikanische Freiheit — in die Literatur einführen, aber er hat auch einen edlen Sultan auf der Bühne geschildert, und die Helden seiner „Minna“ und seiner „Emilia“ sind von Adel.

weiteren Kreisen des eigenen Landes. Leibnitz schreibt französisch, wie Händel für die Engländer componiren mußte. Die Theologie ist zu einem unfruchtbaren Buchstabendienste geworden; die Philologie eine kleinliche Wortklauberei; die Alterthumskunde eine Anhäufung unverdauter Notizen; die Geschichte eine geistlose Zusammenstoppelung von Namen und Jahreszahlen; die Philosophie, von den wenigen vereinzelten Vorläufern einer neuen Zeit abgesehen, eine Spiegelfechterei mit scholastischen Spitzfindigkeiten.

In den anderen Ländern Europa's, in Frankreich, England und Italien, hatte die Wissenschaft und die Literatur zwar im Allgemeinen den nämlichen Charakter einer von der Natur und dem Leben abgewandten Verbildung angenommen, aber sie hatte dort wenigstens, unter dem dreifachen Einflusse glänzender Hofhaltungen, glücklicher Volksanlagen und überlieferter Geschmacksverfeinerung aus besseren Zeiten her, sich den Reiz einer gewissen weltmännischen Eleganz bewahrt, welche in Deutschland gänzlich mangelte. In Deutschland verblieb die Pflege der Künste und der Wissenschaften den Mittelclassen, welche noch unter den Nachwehen des entsetzlichsten Krieges, im harten Kampfe um eine kümmerliche Existenz nicht zu jener heiteren und freien Beweglichkeit des Geistes gelangt waren, ohne welche man den Grazien vergebens opfert und deren selbst die Wissenschaft nicht entbehren kann, wenn sie, ihrem Berufe gemäß, der Wahrheit um ihrer selbst dienen soll. Die Vornehmen in Deutschland wandten sich verächtlich von ihren schwerfälligen, unbeholfenen Landsleuten ab und holten sich ihre geistige Nahrung aus Italien und Frankreich, eine Vorliebe die verzeihlich genug erscheint, wenn man die schönen Geister jener Zeit ansieht, welche in Deutschland zuerst den Muth hatten, die ungelenke, hausbackene Sprache zu einem Organ für französische Sentimens und französischen Esprit zu machen. War ihr Inhalt kein anderer als der Inhalt der Franzosen, was Wunder daß man die feine, zierliche, fertige Form der letzteren der plumpen, geschmacklosen, radebrechenden Form der vaterländischen Poeten vorzog? Die Franzosen waren in den Augen der Welt nicht allein die Lehrmeister, sondern auch die Muster des guten Geschmacks, und ihrer Autorität beugten sich nicht bloß die vornehmen Cavaliere, sondern auch die bürgerlichen Dichter selbst, deren höchster Ehrgeiz es war, als einigermaßen erfolgreiche Nachahmer der überrheinischen Vorbilder anerkannt zu werden.

Unter Autoritäten beugte überhaupt das ganze gelehrte und schöngeistige Deutschland sich. Der Theologe, welcher auf seine symbolischen Bücher schwor, nicht minder als der Theaterdichter, welcher ängstlich in seinem Boileau nachschlug ob er einen guten Einfall haben dürfe oder nicht; der Kunstkenner, welcher aus schweinsledernen Folianten sich die Erlaubniß holte eine Statue schön zu finden, ebenso gut wie der Philologe, der vor jedem Gedanken erschrak, den er nicht durch eine Stelle der Alten oder der Erklärer zu belegen vermochte. Die kriechende, unterwürfige Gesinnung welche im bürgerlichen Leben, den höheren Ständen, den Excellenzen und Durchlauchten gegenüber, in unablässiger Devotion zu ersterben pflegte, diese nämliche Gesinnung hielt auch auf den Gebieten des geistigen Lebens Alles oder beinahe Alles in sklavischem Respect vor der anerkannten Regel, vor dem Buchstaben des Gesetzes, vor dem Ansehen des gefeierten Namens.

Von dieser Gesinnung die deutschen Gelehrten, Dichter und Künstler befreit, sie zu männlichem Selbstgefühle, zu selbstvertrauender Kühnheit geführt und ihnen durch Wort und Beispiel die eine ausschließliche Liebe der Wahrheit als das einzige Gesetz gelehrt zu haben, das ist Lessings unvergängliches Verdienst. Er hat viele Verdienste neben diesem, aber seine eigentliche Größe finde ich darin, daß er durch sein Leben und Wirken zugleich mit einem reichen Schatze neuer werthvoller Ideen einen höheren sittlichen Gehalt in die gebildeten Kreise seines Volks hineintrug, daß er nicht allein ein vielseitiger unterrichtetes, geschmackvolleres, sondern auch ein besseres, männlicheres Geschlecht heranziehen half. Wir Deutschen sind erst durch unsere Literatur, durch unsere Dichter und Denker wieder zu einer Nation geworden; erst durch sie haben wir den Boden gewonnen, auf welchem wir daran denken können einen deutschen Staat zu begründen, und wenn wir in diesem Hinblicke unsere politischen Wohlthäter aufsuchen wollen, so müssen wir vor allen anderen zu Lessing zurückgehen, dem unerschrockenen, unermüdlichen Vorkämpfer jener geistigen Wiedergeburt, welche freilich unmittelbar mit der Staatsverbesserung nichts zu schaffen hatte, ohne welche aber wir vielleicht in diesem Augenblicke als Nation gar nicht mehr existiren würden.

Wenn man sich Lessings Wissen, seine geistige Begabung, seinen Scharfsinn und Witz allein denkt, so hat man nur den halben Mann vor sich. Was ihn zu einem Heros in der Geschichte unseres Volkes macht, das ist die, man kann sagen leidenschaftliche Wahrheitsliebe, mit welcher er sein Jahrhundert in die Schranken forderte. Er vergaß sich und seine Person gänzlich; es war ihm nur um die Sache zu thun, oder wenn man will, um den Kampf als Kampf. Er war überzeugt daß ohne Kampf die Wahrheit nie fortschreite, daß beinahe kein Kampf denkbar sei, welcher die Wahrheit nicht fördere, und er regte manchmal, wo der nächstliegende Streitpunkt ihm gleichgültig war, den Streit bloß deshalb an, um die Geister in Bewegung zu setzen. Ueberall wo er sah daß die Lüge, die Halbwisserei, das Vorurtheil sich breit machen wollte, überall wo er bemerkte daß ein ungeprüfter Glaubenssatz die Menschen zu beherrschen anfange, wo er glaubte daß einem Todten zu viel Tadel oder einem Lebenden zu viel Ehre widerfahre, da ruhte er nicht bis er eine Fehde angefangen, bis er Tausende in Aufregung versetzt, bis er die Welt von einem schädlichen Irrthum oder von einem ungerechten Wahne befreit, oder wenigstens ihr handgreiflich gezeigt hatte, daß es viele Dinge gebe, denen auf den Grund zu kommen es rastloser Arbeit, steter Selbstverleugnung und muthiger Rücksichtslosigkeit bedürfe.

Daß die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit der unwandelbare Leitstern alles menschlichen Denkens, Forschens und Lehrens sein müsse, dieser Satz war für Lessing nicht eine wohlklingende Redensart, sondern er war der Ausdruck seines innersten Wesens, die Formulirung der treibenden Kraft seiner Seele, welche in seinen Werken jede Zeile belebt, die sich manchmal zu fieberhaftem Ungestüme steigert und die ihn selbst in den Augenblicken literarischer Tändelei nicht verläßt. Einen Druckfehler, eine falsche Leseart, eine schielende Wendung verfolgt er mit einer innerlichen Antheilnahme, mit einer Freude, welche im Kleinen die Natur seines Geistes wiederspiegelt. Einmal mißtrauisch geworden gegen die hergebrachten Autoritäten, giebt er sich die Mühe Alles selbst zu untersuchen, und er findet seine Gewissenhaftigkeit am meisten belohnt, wenn dieses eigene Zusehen ihn in den Stand setzt, eine eingewurzelte Verleumdung aus der Geschichte auszurotten, oder einem ehrwürdigen Trugschlusse die Thür zu weisen. Wo ihm in den Lehrbüchern ein Begriff dunkel bleibt, da rastet er nicht ihn sich selber entweder völlig klar und durchsichtig zu machen oder ihn zu zerstören; wo eine überlieferte Theorie ihn stutzig macht, da beginnt er sofort sie von ihren Anfängen an kritisch zu durchdenken und die Fundamente zu prüfen, die fast immer mangelhaft sind, wenn das Gebäude einen Sprung zeigt.

Nichts Verkehrteres kann es geben, als Lessing, weil er in Deutschland der Herold einer geistigen Revolution war, mit den literarischen Aposteln der französischen Staatsumwälzung Voltaire

und Rousseau auf eine Stufe zu stellen. Es ist wahr daß er und sie Feinde bekämpfen, welche einander sehr ähnlich sehen. Aber nichts ist unähnlicher als die Gesinnung, die Kampfweise und die Waffen des Deutschen denen des Franzosen und des Genfers. Bei den letzteren ist das eigene glänzende Ich die Hauptsache, und die Wahrheit genießt bei ihnen nur einer zufälligen Auszeichnung, wenn sie das Ich zu schmücken geeignet erscheint. Eitelkeit hat an ihrer Tapferkeit den nämlichen Antheil wie Haß gegen den Irrthum. Sie sind die geschworenen Feinde des Fanatismus, aber ihre Feindschaft ist selbst fanatisch; sie predigen die Duldung, aber sie sind unduldsam gegen die Andersdenkenden. In allen diesen Stücken ist Lessing ihr Gegentheil. So brennend, so stürmisch sein Eifer gegen den Irrthum ist, niemals verwechselt er die Person mit der Sache des Gegners, niemals kommt es ihm darauf an, sich selbst zu verherrlichen, sich als unfehlbar hinzustellen, für sich die Autorität in Anspruch zu nehmen, die er Anderen abstreitet. Er warnt unaufhörlich den Leser, nicht ihm zu Gefallen, sondern seinen Gründen zu Liebe einer Ansicht beizutreten. Er wirbt förmlich um Widerspruch, um Widerlegung, damit er selber belehrt werde. Wo Voltaire und Rousseau lieben, um zu hassen, da haßt Lessing, um zu lieben. Die ersteren lieben die Freiheit, weil sie die Theologen hassen, Lessing haßt eine gewisse Gattung der Theologie, weil er die Freiheit liebt. Wohlgemerkt, eine Gattung der Theologie, nicht die Theologen. Bei Voltaire ist das Wort „Priester" ohne Weiteres ein Schimpfwort; die Geistlichen sind seine persönlichen Feinde, denen er mit allen Mitteln ein Leides anzuthun sucht. Lessing sitzt im Hamburger Theater, wo ein Trauerspiel des Herrn von Cronegk aufgeführt wird. Es kommt ein Vers vor, ganz nach Voltaire'schem Geschmacke:

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Priester nicht."

Das aufgeklärte Parterre murmelt Beifall. Aber Lessing ist entrüstet. „Ich wünschte", schreibt er in seiner Recension, „ich wünschte sehr daß die Mißbilligung an jenem Gemurmel den meisten Antheil möge gehabt haben. Es ist nur ein Athen gewesen, es wird nur ein Athen bleiben, wo auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein, so zärtlich war, daß einer unlauteren Moral wegen Schauspieler und Dichter Gefahr liefen vom Theater herabgestürmt zu werden. Wenn Ismenor ein grausamer Priester ist, sind darum alle Priester Ismenors? Man wende nicht ein daß von Priestern einer falschen Religion die Rede sei. So falsch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenschen sein müssen. Priester haben in den falschen Religionen, so wie in der wahren, Unheil gestiftet, aber nicht weil sie Priester, sondern weil sie Bösewichter waren, die, zum Behufe ihrer schlimmen Neigungen, die Vorrechte auch jedes anderen Standes gemißbraucht hätten."

Wenn bei Lessing Alles sich auf die Wahrheit bezieht, so ist doch Niemand mehr als er von der menschlichen Schwäche, der Wahrheit gegenüber, durchdrungen. Gerade weil er weiß, wie schwer es uns fällt der Wahrheit auf die Spur zu kommen, wie leicht wir dem Irrthum verfallen, gerade deswegen eifert er so unablässig für rücksichtsloses Aussprechen des Erkannten, für Auflehnung gegen menschliche Autoritäten, für Selbstprüfen, für Untersuchung aller auch der kleinsten Umstände, die für sich allein gleichgültig erscheinen, die aber im Zusammenhange mit anderen kleinen Umständen dazu dienen können, einen Irrthum fern zu halten. Deswegen ist er in seinen gelehrten Untersuchungen ebenso genau und ebenso peinlich wie die geistlosen Bücherwürmer seiner Zeit; er erörtert mit ihnen Buchstaben und Kommata; er giebt ihnen an grammaticalischer Gründlichkeit, an antiquarischer Pedanterei nichts nach; aber er ist doch von ihnen so verschieden wie es der Untersuchungsrichter von dem Lumpensammler ist. Wenn der Richter den Kehrichthaufen durchstöbern läßt, so weiß er daß von einem Fetzen in diesem Haufen möglicherweise Schuld oder Unschuld eines Menschen entschieden werden kann; der Lumpensammler sucht die Fetzen um ihrer selbst willen. Aber auch dann noch, wenn der gewissenhafte Richter alle Winkel durchforscht, alle Zeugen vernommen hat, überhebt er sich nicht seiner menschlichen Schranken. Er gesteht bescheiden zu, daß die Möglichkeit des Irrthums auch jetzt noch vorhanden sei. Ja, Lessing geht noch einen Schritt weiter. Er stellt geradezu das Suchen nach der Wahrheit und den Kampf um die Wahrheit höher als die Wahrheit selbst. Es ist eine berühmte und oft wiederholte Stelle, die man aber gern immer von neuem hört:

„Nicht die Wahrheit in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe die er angewandt hat hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein."

Was Wahrheit für den menschlichen Geist ist, das ist für die menschliche Kunst Natur. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war die Natur der Kunst nicht weniger fremd geworden, als die Wahrheit der Wissenschaft. Der Geschmack der Pariser Salons war an die Stelle des ewigen Gesetzes getreten, welches allein die Kunst beherrschen soll, des Gesetzes der inneren Nothwendigkeit welches sich aus dem Zwecke der Kunst ergiebt. Die Muster der Griechen, in denen jenes Gesetz am vollkommensten sich verkörpert, genossen zwar einer unangefochtenen Verehrung, aber man verehrte sie mehr von Hörensagen als weil man ihre Vortrefflichkeit selbst angeschaut und verstanden hätte. Diejenigen welche die Griechen kannten, fanden gleichwohl daß die Franzosen weit eleganter, geistreicher und gebildeter seien, und man bediente sich der hellenischen Muster beinahe nur, um die französische Kunst als die eigentliche Erfüllung der von den Griechen aufgestellten Regeln und Vorbilder nachzuweisen. An diesem Satze zu zweifeln, dazu gehörte vor hundert Jahren mehr Kühnheit als heute zu einem Zweifel an der Größe Shakspeares. Denn nicht allein daß damals die Franzosen ebenso im Besitze waren, wie heute Shakspeare im Besitze ist, sondern damals war auch außerdem der Besitz ein ganz anderes Heiligthum als jetzt. Sich kritisch gegen das Urtheil der Welt aufzulehnen ist heutzutage nichts außerordentliches; vor hundert Jahren gehörte Heroismus dazu. Lessing hatte diesen Heroismus Luthers, der da spricht: „Aergerniß hin, Aergerniß her!" und auf jede dictatorische Regel welche von Paris her der Welt verkündet ward, ließ er sein ungläubiges Warum? erschallen. Die Franzosen sagten: So muß es sein, und Lessing entgegnete: Es ist möglich daß es so sein muß, aber wir wollen doch erst untersuchen, ob es auch wahr ist. Lasset uns eure Regeln prüfen, ob sie aus dem Wesen der Kunst entspringen, und lasset uns zusehen ob eure gepriesenen Meisterwerke, welche jenen Regeln folgen, die höchste Aufgabe der Kunst erfüllen. Sind jene Regeln erforderlich zu einer künstlerischen Darstellung der wirklichen Natur? Sind sie selbst vereinbar damit?

Der Erörterung dieser Fragen ist die „Hamburgische Dramaturgie" gewidmet; eine Reihenfolge von Recensionen derjenigen Stücke, welche in den Jahren 1767—1769 von der Ackermannschen Truppe auf dem Hamburger Stadttheater aufgeführt wurden, Recensionen die, weit über ihren unmittelbaren Kreis hinausgreifend, die vorgestellten Schauspiele zu Anknüpfungspunkten benutzten, um das französische und die den französischen nachge-

bildeten Theater an dem Maßstabe der wahren einfältigen Kunst und der griechischen Muster zu messen. Schon die Entstehungsweise dieser berühmten Abhandlungen schloß ein systematisches Doeiren aus; anstatt eines förmlichen Lehrgebäudes finden wir nur mehr oder minder ausführliche Bemerkungen über einzelne Materien, fragmentarische Anregungen, Fingerzeige für das Nachdenken *), hin und wieder aber auch eingehende Untersuchungen besonders wichtiger Puncte, unter welchen namentlich die Beweisführungen gegen die Bühnenregel der sogenannten „drei Einheiten“ und gegen die Behauptung daß Aristoteles die Erregung des Schreckens als Aufgabe der Tragödie hingestellt habe, epochemachend gewesen sind. Wahrscheinlich hat die journalistische Form dieser Recensionen ihre Wirkung verzehnfacht. Ein gelehrtes, methodisch aufgebautes System der Aesthetik würde nie diesen weiten Leserkreis und, was wichtiger ist, nie dasjenige Verständniß gefunden haben, wie die Dramaturgie mit ihren stets an Beispiele sich anlehnenden, stets ad oculos demonstrirenden Argumenten sie im deutschen Publicum fand. Was bisher einzelne Schriftsteller unter schüchternen Entschuldigungen gewagt hatten, Abweichungen von dem französischen Geschmackscodex, das verkündete jetzt Lessing als den einzigen richtigen Weg zur Vollkommenheit; er verkündete es nicht allein, sondern er bewies es auch, und er zeigte daß die Alten selbst, wenngleich scheinbar den Franzosen näher stehend, im Wesentlichen diesen Weg gegangen seien.

Es ist natürlich unmöglich den ganzen Inhalt der Dramaturgie auch nur andeutungsweise zu schildern. Aber auf einige Punkte will ich doch hinzuweisen mir erlauben, um die eigenthümliche Methode Lessings zu zeigen, welche stets an einen besonderen Fall anknüpft, um dem allgemeinen Gesetze auf die Spur zu kommen. Die französischen Classiker verbannen das Uebernatürliche von der Bühne; vornehme gebildete Menschen glauben ja nicht an Gespenster, und es ist daher unanständig ihnen im Theater mit solchen Bauernmährchen zu kommen. So lautet das Gesetz. Voltaire hatte gleichwohl die Kühnheit in seiner Semiramis den Geist eines Erschlagenen auftreten zu lassen, nicht jedoch ohne vorher sich bei den aufgeklärten Parisern zu entschuldigen. Aber er entschuldigte sich nicht mit seinem guten Rechte, sondern mit dem Beispiel der Griechen, die ja auch Geister und Götter auf die Bühne gebracht hätten. Er lehnte sich gegen eine Autorität auf, nicht weil sie unvernünftig war, sondern weil er eine andere Autorität für sich zu haben glaubte. Ganz anders Lessing. Zunächst zeigt er daß die Autorität der Alten für Voltaire gar keine Autorität war. Die Alten glaubten an Gespenster, und deshalb brachten sie dieselben unbedenklich auch auf die Bühne. Wir, die wir an Gespenster nicht glauben, können uns also nicht auf den Vorgang der Alten berufen. Allein dies ist auch nicht nöthig. Wir haben nicht die Autorität zu fragen, sondern die menschliche Natur. Und was sagt uns diese? Sie sagt uns daß, wir mögen noch so aufgeklärt denken, für unsere Empfindungen dennoch das Gespenstergrauen noch eine Quelle lebendiger Erregung ist. Folglich, sagt Lessing, darf auch unser Nichtglaube den dramatischen Dichter im Geringsten nicht abhalten, Gebrauch von dem Gespensterglauben zu machen. „Der Same Gespenster zu glauben liegt in uns allen. Es kommt nur auf die Kunst des Dichters an, diesen Samen zum Keimen zu bringen; hat er die Kunst nur, so mögen wir im gemeinen Leben glauben was wir wollen, im Theater müssen wir glauben was er will. So ein Dichter (fährt er fort) ist Shakspeare und Shakspeare fast einzig und allein. Vor seinem Gespenste in Hamlet richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Shakspeare's Gespenst kommt wirklich aus jener Welt, so dünkt uns. Denn es kommt zu der feierlichen Stunde in der schaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düstern, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wann und mit welchen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt sind. Aber Voltaire's Geist ist auch nicht einmal zum Popanz gut, Kinder damit zu schrecken; es ist der bloße verkleidete Comödiant, der nichts hat, nichts sagt, nichts thut, was es wahrscheinlich machen könnte, er wäre das wofür er sich ausgiebt; es ist das Geschöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuschen und schrecken möchte, ohne daß er weiß wie er es anfangen soll. Man überlege auch nur dieses einzige: am hellen Tage, mitten in der Versammlung der Stände des Reichs, von einem Donnerschlage angekündigt, tritt das Voltaire'sche Gespenst aus seiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört daß Gespenster so dreist sind? Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können daß Gespenster das Sonnenlicht scheuen und große Gesellschaften gar nicht gern besuchen.“

Dies Beispiel zeigt, wie Lessing Kunstregeln überhaupt ableitet. Nicht aus willkürlicher Convenienz, sondern aus dem Wesen des Menschen. Hieraus und aus dem Wesen der Werkzeuge mit welchen die Kunst operirt. Auch mit diesem zweiten Maßstabe gemessen, muß das Voltaire'sche Gespenst exorcisirt werden. Denn, so bemerkt Lessing weiter, „für den Theaterdichter ist es außerdem unschicklich ein Gespenst vor den Augen einer großen Menge erscheinen zu lassen. Alle müssen auf einmal, bei Erblickung desselben, Furcht und Entsetzen äußern. Nun richte man einmal eine Herde dummer Statisten dazu ab, und wenn man sie auf das glücklichste abgerichtet hat, so bedenke man, wie sehr dieser vielfache Ausdruck des nämlichen Affects die Aufmerksamkeit theilen und von den Hauptpersonen abziehen muß. Beim Shakspeare ist es der einzige Hamlet mit dem das Gespenst sich einläßt; in der Scene wo die Mutter dabei ist, wird es von der Mutter weder gesehen noch gehört. Alle unsere Beobachtung geht also auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, desto bereitwilliger sind wir, die Erscheinung welche diese Zerrüttung in ihm verursacht, für eben das zu halten wofür er sie hält u. s. w.“

Die Lessing'sche Methode entspricht nicht demjenigen was die Schule „philosophisch“ nennt. Er construirt seine Theorie nicht auf dem Boden der Abstraction, sondern er sucht in den Erscheinungen selbst das Gesetz. Er verfährt wie die Naturwissenschaften, die keine andere Gesetze kennen als diejenigen, welche die Beobachtung der Thatsachen an die Hand giebt und die das Experiment bestätigt. Mag eine solche Methode, auf die Welt des menschlichen Geistes angewandt, immerhin eine einseitige heißen, jedenfalls würde ohne sie das Wirken Lessings nie die fruchtbare Bedeutung, die wir ihr nachrühmen, gewonnen haben. Denn auf hundert Köpfe welche für Lessing'sche Beweise empfänglich sind, kommt noch nicht ein philosophischer Kopf *). Es muß auch

*) Bei dieser Gelegenheit will ich auf einen, bis jetzt von der Praxis wenig beachteten Fingerzeig aufmerksam machen, der in dem 51. Literaturbriefe vorkommt und wohl einer Erwägung werth ist: „Sollte es nicht wohl rathsam sein zur musikalischen Composition bestimmte Gedichte in prosaischem Sylbenmaße (wie die Klopstock'schen Oden) abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musicus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählt, und alle Schwierigkeiten desselben sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm sogar hinderlich, und er muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gekostet hat.“ — Daß Prosa wenigstens sehr wohl componirt werden kann, lehren unsere Oratorien, die fast alle ohne Metrum sind, während andererseits diejenigen Compositionen zu den Ausnahmen gehören, in denen das Versmaß des Textes von dem musikalischen Rythmus nicht zerstört wird.

*) Es ist bemerkenswerth daß Lessing in allen seinen Schriften seinen großen Zeitgenossen Kant nicht einmal nennt. Und es ist ferner bezeichnend daß, wie Schiller an und durch Kants Philosophie sich bildete, so Goethe als seinen Lehrer Lessing anerkannte.

eingeräumt werden daß Lessing, indem er seine Kunstlehre lediglich aus den Kunsterscheinungen ableitete, indem er es vermied über die letzten Ursachen zu philosophiren, nicht dahin gelangte die Kunst als etwas aufzufassen, was lediglich um seiner selbst willen da ist und seine Berechtigung in sich selber trägt. Aber wenigstens war er seinem Zeitalter darin voraus, daß er die moralischen und gesellschaftlichen Nebenzwecke, in denen man damals gewissermaßen eine Entschuldigung für die Kunst suchen zu müssen glaubte, weit würdiger, tiefer und damit auch richtiger erfaßte als die Franzosen und ihre Nachbeter. Ja, man darf sagen, daß er die Souveränität und Autonomie der Kunst, wenn nicht klar erkannte und aussprach, doch ahnte und andeutete. Er gab allerdings der hergebrachten Lehre Recht, welche der dramatischen Dichtung eine moralische Tendenz beilegte, aber er verwahrte sich und die Dichtung sehr nachdrücklich gegen die landesübliche Anwendung dieser Lehre, gegen den Wahn daß es die Aufgabe sei, durch das Drama irgend einen bestimmten Satz der Moral einzuschärfen, die Vortrefflichkeit irgend einer einzelnen Tugend oder die Verwerflichkeit eines besonderen Lasters, einer besonderen Thorheit zu erläutern. Sondern er beschränkt die moralische Wirkung des Theaters einfach darauf daß durch den Anblick erschütternder tragischer Menschenschicksale die Seele des Zuschauers zu höheren und reineren Affecten *im Allgemeinen* emporgestimmt und dadurch auch für das Leben mit einem sittlichen Gewinne ausgestattet werde; daß durch das Anschauen der Lächerlichkeiten der menschlichen Schwäche der gesunde Sinn für das Lächerliche *im Allgemeinen* angeregt und geschätzt werde, jener Sinn welcher für die Moral das sei was für die Heilkunde die Präservative sind. Fast möchte man meinen, daß selbst auf diese Wirkungen der Tragödie und der Comödie Lessing einen erheblichen Werth nicht legte, daß sein Scharfsinn vielmehr den Ausweg nur deshalb aufspürte, um der gewöhnlichen philisterhaften Nützlichkeitslehre zu entgehen, die er in ihrer Grundlosigkeit nicht nachweisen konnte, deren ungereimte Consequenzen er aber fühlte. Er verfuhr auch hier ganz naturwissenschaftlich. Daß das Drama unmittelbar moralisch bessern solle, könne nicht wahr sein, weil das Drama unmittelbar zu bessern nicht im Stande sei. Es sei ganz gegen alle menschliche Erfahrung, wenn man annehme, ein Eifersüchtiger werde sich durch das Beispiel Othello's bekehren lassen, oder ein Geiziger werde von Molières Harpagon den Geiz verabscheuen lernen. Wenn mithin Aristoteles lehre, daß die Tragödie durch Erregung von Furcht und Mitleid die Affecte läutern solle, so könne Aristoteles damit nur eine Läuterung oder Veredelung des Menschen im Allgemeinen, nicht aber die Heilung der Zuschauer von den im Stücke dargestellten Untugenden gemeint haben. Und so kommt er, an der Hand scharfer Beobachtung, wenn nicht zur Wahrheit selbst, doch ihr so nahe, daß ein Unterschied zwischen seinen Resultaten und denen der tiefsten Kunstphilosophie kaum übrig bleibt.

Wenn es nun wahr ist, daß dies die eigentliche Aufgabe der Tragödie ist, daß ferner die Tragödie ihre Aufgabe durch gewisse unabänderliche Kunstmittel, nämlich durch die Darstellung auf der Bühne, zu erfüllen hat, so ist es (schließt Lessing) klar, daß alle Regeln der Tragödie, welche nicht nothwendig mit jener Aufgabe und mit diesen Kunstmitteln in Widerspruch stehen, zulässig sind, und daß hinwieder alle Regeln welche weder durch die Aufgabe noch durch die Mittel unbedingt geboten erscheinen, zwar unter Umständen zweckmäßig sein, aber nie Anspruch auf allgemeine Geltung erheben können. Und dies letztere trifft namentlich die Regeln des französischen Theaters, welche damals für unumstößlich galten. Ein Stück darf nur den Zeitraum eines Tages darstellen; der Ort der Handlung muß durch alle fünf Acte der nämliche sein. Aristoteles selbst hat es so vorgeschrieben, und kein classisches Stück ist denkbar, in welchem diese Einheiten verletzt sind. Ganz Europa betete dieser Theorie nach. Lessing untersuchte die Sache etwas genauer, und fand erstlich daß diese sogenannten aristotelischen Einheiten dem Wesen der dramatischen Poesie gänzlich fremd seien, daß es höchst vollkommene Dramen ohne diese Einheiten gebe, und er fand zweitens daß Aristoteles selbst gar nicht daran gedacht habe die Einheit des Ortes und der Zeit als ein Gesetz für den Dichter aufzustellen, daß er vielmehr lediglich für die griechische Bühne und deren besondere Einrichtungen es theatralisch zweckmäßig finde, wenn die Handlung sich thunlich auf einen Ort und einen Tag beschränke, weil auf der griechischen Bühne jede Handlung in Gegenwart des das Volk darstellenden Chors vor sich ging, von welchem man weder ein häufiges Wechseln des Platzes, noch auch ein übermäßig langes Ausharren auf dem nämlichen Platze erwarten durfte. Der Chor ist von der modernen Bühne verschwunden, und mit ihm jede Veranlassung die Entfaltung des Drama's in die engsten Grenzen einzuengen. Die Franzosen haben ihrer vermeintlichen Regelmäßigkeit die wirksamsten Schönheiten des Drama's geopfert, und weit entfernt die erste tragische Bühne Europa's zu besitzen, haben sie, so sagt Lessing, in Wahrheit gar keine tragische Bühne. Er zerlegt ihre berühmtesten Meisterwerke, Corneille's Rodogune, Voltaire's Semiramis und Zaire, bis ins Kleinste und weist ihnen für jede Regelmäßigkeit in den Aeußerlichkeiten zehn Verstöße gegen das Wesentliche der Tragödie nach.

Wir können uns heute kaum ein Deutschland denken, in welchem Shakspeare selbst dem Namen nach beinahe unbekannt war. Lessing entdeckte ihn gewissermaßen für uns; er veranlaßte die erste (Wieland'sche) Uebersetzung seiner Stücke, und er verkündete ihn sofort, im ersten Augenblicke, als den den größten Griechen ebenbürtigen Dramatiker. Wenn die Franzosen wähnten die Griechen übertroffen zu haben, so wies Lessing ihnen nicht allein den gröblichen Irrthum dieses Wahns nach, sondern er zeigte ihnen zugleich den Engländer, welchem ihr angemaßter Lorbeer gebühre. Man muß die Umstände sich vergegenwärtigen, um den Eindruck einer Kritik zu bemessen, mit welcher Lessing die Ankündigung Voltaire's, in der Zaire die Liebe tragisch verherrlichen zu wollen, beantwortete. Die Stelle in der Dramaturgie muß ich mittheilen. Es heißt dort so:

> „Die Liebe selbst hat Voltaire die Zaire dictirt, sagt ein Kunstrichter artig genug. Richtiger hätte er gesagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst hat arbeiten helfen, und das ist Romeo und Julie von Shakspeare. Es ist wahr, Voltaire läßt seine verliebte Zaire sehr fein, sehr anständig ihre Empfindungen ausdrücken: aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten, geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, der unmerklichen Vortheile die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird? Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Canzleistil der Liebe vortrefflich, d. i. diejenige Sprache, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe gebraucht, wenn sie sich auf das behutsamste und gemessenste ausdrücken will, wenn sie nichts sagen will, als was sie bei der spröden Sophistin und bei dem kalten Kunstrichter rechtfertigen kann. Aber der beste Canzlist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das meiste, oder hat gleichwohl Voltaire in das Wesen der Liebe eben die tiefe Einsicht wie Shakspeare gehabt, so hat er sie wenigstens hier nicht zeigen wollen."

Ebenso stellt er Voltaire's eifersüchtigen Orosman als ein farbloses Nachbild neben den Othello, jenen mit einem rauchenden Scheit, diesen mit einem flammenden Scheiterhaufen vergleichend, und seinem Zeitgenossen, dem Poeten Weiße, welcher einen Richard III geschrieben und sich gegen den Verdacht verwahrt hatte, als habe er das gleichnamige Stück Shakspeare's gekannt

und an diesem ein Plagiat begangen, bemerkt Lessing, daß man an Shakspeare ein Plagiat so leicht gar nicht begehen könne. „Was man von Homer gesagt hat, es lasse sich eher dem Herkules seine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakspeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: Ich bin Shakspeare's! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat sich neben sie zu stellen! Shakspeare will studirt, nicht geplündert sein. Haben wir Genie, so muß Shakspeare uns das sein was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist: er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf eine Fläche projectirt. Aber er borge nichts daraus. Aus einzelnen Gedanken beim Shakspeare würden bei uns ganze Scenen und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Aermel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nützen will, so muß man ihm nicht wieder einen Aermel, sondern einen ganzen Rock daraus machen."

So nachdrücklich aber Lessing auf jedem Blatte seiner Dramaturgie den dramatischen Dichter und überhaupt den Künstler drängte, zur Wahrheit und Einfalt der Natur zurückzukehren, so wenig gab er zu daß die Kunst nur in einem Copiren der Natur bestehe, so entschieden verlangte er von dem Künstler Weisheit und Nachdenken und ein Bewußtsein der Schranken, welche er ungestraft nicht überschreiten darf. In diesem Sinne schrieb er seinen berühmten „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie", ein Werk welches freilich ein vollständiges Lehrbuch der Kunst weder ist noch sein will, welches im wesentlichen nur auseinandersetzt was die Poesie und die bildenden Künste nicht sich erlauben dürfen, und auch diese Erörterung nur an einzelne Punkte knüpft, welches aber gleichwohl eine solche Fülle fruchtbarster Anregungen enthält und dieselben mit einer so entzückenden Anschaulichkeit dem Leser klar macht, daß man sich nicht wundert, wenn man später Goethe bekennen hört, von der Lectüre des „Laokoon" datire bei ihm eine vollständige Umwälzung des ästhetischen Bewußtseins. Für Lessings Methode ist diese Abhandlung bezeichnend. Er findet in dem classischen Alterthum den Tod des Laokoon zweimal dargestellt, einmal von der bildenden Kunst, einmal von der Dichtung, dort in Marmor von den Meistern der weltberühmten Vatikanischen Gruppe, hier in heroischen Versen vom Virgil. Winkelmann preist die Meister der Laokoongruppe wegen ihrer maßvollen Darstellung des furchtbarsten Schmerzes; ihr Laokoon schreie nicht, er seufze nur, während beim Virgil der Unglückliche ein entsetzliches Geschrei erhebe; ihr Laokoon leide, wie der Philoktet des Sophokles. Diese Bemerkung machte Lessing auf einen der einfachsten, aber wichtigsten Unterschiede zwischen der bildenden Kunst und der Poesie aufmerksam; indem er die Beispiele untersuchte, fand er ein unumstößliches Gesetz. Zunächst bemerkte er daß Winkelmann mit Unrecht den marmornen Laokoon mit dem sophokleischen Dulder verglichen hatte. Auch der Philoktet des Sophokles schreit, auch der sterbende Herakles des Sophokles schreit, getrieben von körperlichem Schmerze, die Helden und Götter Homers schreien, wenn sie verwundet werden. Und in der Dichtung ertragen wir sehr wohl diesen stürmischen Ausbruch ihrer körperlichen Qual. Auch dem Virgil ist kein Vorwurf daraus zu machen, daß er das Wehegeschrei seines Laokoon bis zu den Wolken steigen läßt. Im Gegentheil, es ist der furchtbaren Lage, in welcher er sich befindet, völlig angemessen, und erhöht das Grausen des Lesers. Man denke sich dagegen den Laokoon des Bildhauers schreiend, und das ganze herrliche Werk ist mit eins vernichtet. Wie geht dies zu? Warum ist hier der bildende Künstler gezwungen einer Darstellung zu entsagen welche dem Dichter gestattet ist? Diese Frage ist der Text über welchen Lessing im „Laokoon" predigt. Er untersucht, wiederum ganz naturwissenschaftlich, die gesammte Scala der menschlichen Empfindungen auf deren Erregung und Befriedigung der künstlerische Genuß beruht, und er untersucht sodann die Mittel welche den verschiedenen Künsten zu Gebote stehen, um jene Empfindungen in Schwingung zu versetzen. Da ergiebt sich ihm denn daß die Mittel der einen Kunst ganz anders als die der anderen Kunst wirken; daß die Mittel der einen Kunst in ihrer eigenen Natur Eigenthümlichkeiten besitzen, welche es ihnen unmöglich machen, die Mittel der anderen Kunst nachzuahmen oder zu ersetzen. Und diese Verschiedenheit zwischen der poetischen und der bildnerischen Darstellung besteht hauptsächlich darin daß die erstere ihre Eindrücke in der Zeit auf einander folgen läßt, ein Wort nach dem andern, ein Bild nach dem andern, einen Gedanken nach dem andern, während die Malerei und die Sculptur ihre Eindrücke im Raume neben einander, ganz ohne Zeitverhältniß, in einem einzigen bleibenden Momente wirken lassen muß.

Aus diesem Unterschiede ergeben sich für die Grenzen der Poesie und der Malerei zwei wichtige Folgerungen, deren eine das Wesen, deren andere den Grad der Darstellungsfähigkeit betrifft. Zunächst den letzteren, den Grad der Darstellungsfähigkeit anlangend, so ist es klar daß eine Kunst, welche, wie die Malerei und die Sculptur nur ein einziges Moment festzuhalten vermag, ein Moment das in vollem, unbedingtem, ungetheiltem Grade immer das Nämliche bleibt, — es ist klar daß eine solche Kunst sich aller derjenigen Gegenstände ganz enthalten muß, deren Anblick auf die Dauer widerwärtige Empfindungen erweckt und dadurch das Gefühl des Wohlgefallens, welches ein unentbehrliches Element jedes Kunstgenusses ist, aufhebt. Der Dichter braucht in dieser Beziehung weit weniger streng zu sein. Der Eindruck den er hervorzaubert rauscht mit dem flüchtigen Worte vorüber, und wenn dieser Eindruck auch noch so peinlich ist, so wirkt er doch nicht unmittelbar auf die Sinne, sondern nur auf die Einbildung, oder wenn er auch, wie auf der Bühne, die Sinne selbst ergreift, so hält er sie doch nicht dauernd fest, sondern es folgen ihm andere, wohlthuende, erhebende Eindrücke, welche den einen peinlichen Eindruck in eine höhere harmonische Stimmung auflösen können. Und dies ist der Grund weshalb der Laokoon des Virgil schreien darf, der Laokoon des Bildhauers nur seufzen. Ein erzähltes Geschrei ist nicht im Stande die Phantasie so anzuekeln, daß sie darüber den Genuß an der Erzählung verlieren müßte, zumal sie in der nächsten Minute von neuen Gegenständen gefesselt wird; ein schreiender Mund in Marmor dagegen hebt sofort alle Kunstwirkung auf. „Man reiße nur dem Laokoon den Mund auf, und urtheile! man lasse ihn schreien und sehe!" Lessing weist an einer Reihe schlagender Beispiele nach, wie das Häßliche an sich vom Dichter noch immer mit künstlerischem Erfolge verwerthet werden kann, während es die bildende Kunst nie darstellen darf, es sei denn daß sie im Stande wäre den widrigen Eindruck des Häßlichen durch einen gleichzeitigen noch mächtigeren Eindruck, z. B. des Komischen, in Wohlgefallen aufzulösen. Der Dichter kann die Verwerthung des Häßlichen bis zu einem Grade treiben, wohin die Malerei ihm nicht folgen kann, ohne den Zuschauer körperlich unwohl zu machen; der Dichter kann nicht allein das Häßliche, sondern auch die äußerste Stufe des Häßlichen zu seinem Werke verwenden, — das Ekelhafte. Denn er kann, was der Maler nicht kann, das Gefühl des Ekels, das er nur in der Phantasie, nur auf einen Augenblick anregt, ablenken in das Gefühl des Lächerlichen oder es aufheben in dem Gefühle des Schreckens. Wenn beim Aristophanes mit dem offenen Munde

des Philosophen etwas Aehnliches geschieht wie mit dem Auge des alten Tobias, so ist ohne Zweifel dies ein ekelhaftes Motiv, aber es wirkt komisch. Gemalt würde es uns lediglich abstoßen, und je mehr, je besser es gemalt wäre. Beim Homer wird Hectors Leiche geschildert, nachdem der rasende Achill sie dreimal um die Stadt geschleift hat, das Antlitz von Staub und Blut besudelt, die Haare klebend von dem geronnenen Strom der Wunden. Aber bei diesem Anblicke wird der Ekel eine Quelle mitleidigen Grauens, und er wird nicht bloß erträglich, sondern schön. Lessing hat bei diesem Anlasse eine förmliche Aesthetik des Ekelhaften geschrieben, welche das Thema mit höchstem Scharfsinne behandelt.

Die zweite Folgerung welche der „Laokoon" aus der Verschiedenheit der Werkzeuge zieht, mit denen die Poesie einerseits, die Malerei andererseits schafft, ist eine noch tiefer eingreifende. Die Dichtkunst, weil sie nicht im Raume, sondern nur in der Zeit existirt, kann auch nur Gegenstände der Zeit, nur Handlungen darstellen, deren einzelne Bestandtheile einer auf den anderen folgen. Die Malerei dagegen, weil sie nur im Raume existirt, kann nur Gegenstände darstellen, wie sie im Raume neben einander vorhanden sind, also Zustände. Alle Versuche der Malerei, eine fortschreitende Handlung zu bilden, sind ebenso verkehrt und erfolglos, wie die Anstrengungen der Dichter, durch auf einander folgende Worte etwas zu malen, was in der Wirklichkeit nur neben einander existirt. Das klingt paradox. Aber man sehe etwas näher zu. Will Lessing mit seinem Satze behaupten, daß der Dichter darauf verzichten müsse, in unserer Seele das Bild räumlicher Zustände zu erwecken? oder daß der Maler nicht den Eindruck einer fortschreitenden Handlung anstreben dürfe? Im Gegentheil, in dem ersteren erblickt er den Triumph der Poesie, in dem letzteren das höchste Ziel der Malerei. Nur daß er von dem Dichter fordert, er solle, anstatt sich auf ausführliche Schilderungen einzulassen, aus der Erzählung der Handlung die begleitenden Zustände, und von dem Maler, er solle aus dem gemalten Zustande die vorangegangene und die nachfolgende Handlung so deutlich errathen lassen, daß der Zuhörer oder Zuschauer glaube dasjenige wirklich zu sehen, was nur ihre Phantasie selbstthätig dem Kunstwerke hinzuthut. Im ganzen Homer kommt nicht eine einzige Schilderung vor, bemerkt Lessing, und gleichwohl ist kein Dichter so anschaulich wie er. Die Ilias dreht sich um die Schönheit der Helena, und Homer hat diese Schönheit nirgend gemalt. Trotzdem haben drei Jahrtausende ihm aufs Wort geglaubt daß Helena die schönste aller Frauen gewesen ist. Wie hat er es erreicht, daß die Phantasie so vieler Generationen diesen Eindruck festgehalten hat? Lessing erinnert an einen einzigen, Alles klar machenden Zug. Helena wandelt in ihrem Schleier über die Straße. Da erblicken sie die alten Männer der Stadt, die nicht mehr kampffähig von der Stadtmauer der fernen Feldschlacht zuschauen. Und so groß ist Helena's Schönheit, daß die bloße Erinnerung daran, (denn die Greise sehen sie nur im Schleier) selbst das kalte Alter hinreißt. Was sagen die trojanischen Greise? Rufen sie vielleicht: „Da geht sie hin, die verfluchte Ehebrecherin, die uns so viel Blut und Thränen gekostet hat?" Nein, vor dem Zauber ihres Liebreizes tritt selbst der Kriegsjammer in den Hintergrund, und sie sagen einer zum andern:

„Kein Unrecht, daß die Troer und wohlgeschienten Achäer
Solchem Weibe zu Lieb' unendliche Leiden erdulden;
Denn den unsterblichen Göttinnen gleicht sie wahrlich an Schönheit."

So malt der Dichter, nicht durch einen Katalog der einzelnen Reize welche die Helena schmückten, der doch, bei aller Kunst, nie im Stande sein würde dem Leser anschaulich zu machen, wie denn nun diese Reize, alle in einem einzigen Augenblicke auf einmal gesehen, wirken. Das vermag nur der Maler. Lessing weiß zu allen seinen Sätzen ein Beispiel aus der Literatur. Er kennt nicht nur die Alten, sondern auch die Neueren, die oft genug gegen das von ihm aufgestellte Gesetz gesündigt haben. Ariost widmet im „rasenden Roland" der Beschreibung eines schönen Mädchens nicht weniger als vierzig Zeilen und er zählt in denselben mindestens vierzig verschiedene Eigenschaften auf, aus denen diese Schönheit zusammengesetzt ist. Und was nützt all dieser Aufwand dem Leser? Gewinnt er dadurch etwas was dem wirklichen Anblicke eines schönen Mädchens analog wäre? Nicht im mindesten: anstatt ein Bild zu sehen, wird ihm ein Bild beschrieben. Und was selbst Ariost nicht konnte, das sollten, meint Lessing, andere Dichter doch ja bleiben lassen.

Ein anderes umgekehrtes Beispiel entlehnt Lessing von dem olympischen Zeus des Phidias. Phidias soll geäußert haben, eine Stelle im Homer habe ihn zu dieser größesten Schöpfung der alten Bildnerei begeistert. Hat nun etwa Homer genau beschrieben, wie der König der Götter aussehe, und Phidias hat ihn nachgeahmt? Hat er dem Künstler gesagt, wie die Stirn, die Nase, die Lippen des Donnerers geformt sein müßten? Wir schlagen die Odyssee auf, und wir finden drei Zeilen, welche uns nichts beschreiben, sondern welche uns erzählen, daß und wie Zeus genickt habe, aber drei Zeilen, bei denen unsere angeregte Phantasie die erhabene Erscheinung des Gottes beinahe so deutlich ahnt, wie unser Auge sie beim Anblicke der Statue sehen würde.

Also sprach und es winkte mit dunkelen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höhn des Olympos.

Wenn Homer uns einen räumlichen Gegenstand schildern will, so bedient er sich einer eigenthümlichen Methode, die Lessing zuerst entdeckt hat. Er beschreibt nicht den Gegenstand, sondern er erzählt die Entstehung des Gegenstandes. Wir sehen die Sache vor unseren Blicken werden, und wir glauben sie selbst zu sehen. Den prächtigen Schild des Achilleus z. B. feiert er in mehr als hundert Zeilen, aber er malt nicht den fertigen Schild, sondern er zeigt uns den göttlichen Meister, welcher das Prachtwerk schuf. „Der Meister tritt mit Hammer und Zange vor seinen Amboß, und nachdem er die Platten aus dem gröbsten geschmiedet, schwellen die Bilder die er zur Auszierung bestimmt, vor unseren Augen, eins nach dem andern, unter seinen feineren Schlägen aus dem Erze hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugen, der es machen sehen."

Es ist gewöhnlich daß selbst bedeutende Geister, wenn sie von der Vorzüglichkeit einer Sache, einer Lehre, einer geschichtlichen Erscheinung lebhaft durchdrungen sind, in eine einseitige und ungerechte Ueberschätzung des verehrten Gegenstandes gerathen, in welcher sie das was bedingt wahr ist zu unbedingter Geltung erheben. Dies ist der Fanatismus, die Caricatur der Wahrheitsliebe. Lessings sittliche und geistige Größe kann nicht höher gepriesen werden, als durch den Nachweis daß er, der die Wahrheit leidenschaftlich liebte, keine Spur von Fanatismus in sich trug. Niemand erkannte lebhafter als er die hohe Vortrefflichkeit der antiken Dichtungen. Aber er war ganz frei von blinder Vergötterung der Alten. Ihr Beispiel war für ihn nicht ein unbedingtes Gesetz. Viele seiner Zeitgenossen glaubten an eine Herstellung hellenischen Schönheitsdienstes im Großen und im Kleinen. Lessing wollte weder im Großen noch im Kleinen von solchen unhistorischen Ideen etwas wissen. In seinen „Briefen über die neueste Literatur" geißelt er Wieland, welcher darauf gedrungen

hatte die deutschen Knaben nach griechischem Muster zu erziehen, mit überlegenem Spotte. Er weist nach daß das idealische Hellenenthum Wielands nie in der Wirklichkeit existirt hat und daß es ein sittlicher Rückschritt sein würde, aus dem 18. Jahrhundert zum Zeitalter des Perikles zurückzukehren. Ebenso tadelt er die neuaufgekommene Dichterschule, welche den Reim aus der deutschen Dichtkunst verbannen wollte, um ein verjüngtes Griechenthum heraufzuführen. „Den Reim für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und dem Leser vortheilhafte Schönheit sein können, und es aus keinem anderen Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beispiel der Alten mißbrauchen.“

Ebenso wenig verleitete ihn seine Kenntniß der höchsten Leistungen alter und neuer Zeit dazu, vornehm gegen die Zeitgenossen sich abzuschließen, den ersten Versuchen einer beginnenden deutschen Literatur theilnahmlos den Rücken zu wenden. Wenn man ihm einen Vorwurf machen wollte, so wäre es eher der umgekehrte, daß sein Urtheil über die vorclassischen Dichter seiner Zeit zu milde gewesen sei. Ramler, Hagedorn und Gellert, Geßner, Gleim und Utz sind ihm noch würdige und werthe Vertreter der deutschen Poesie, deren Vorzüge er gern ins Licht setzt, deren Schwächen er mehr der Ungunst ihres Zeitalters, als ihnen selbst anrechnet. Er ist vollkommen im Reinen darüber, daß die deutsche Literatur noch in den Kinderschuhen einhergeht, und nach diesem Maßstabe ist sein Lob zu messen. Die großen Verdienste Klopstocks um Veredelung und Belebung der deutschen Diction finden bei ihm eine warme Anerkennung, aber er bleibt der Klopstock-Schwärmerei gegenüber ein kühler Kritiker, der sich über die schwachen Seiten des ringsum vergötterten Sängers der Messiade keinen Augenblick täuscht. Das falsche Pathos, das überschwengliche Empfindeln imponiren ihm nicht im mindesten, so sentimental und rhetorisch auch das Jahrhundert allmählich geworden ist *). Mit sicherem kritischem Blicke entdeckt er sofort die tödtliche Stelle der Messiade, das gänzlich Unpoetische eines Stoffes, welcher übermenschlich ist und den er mit gewohnter Freimüthigkeit „völlig unbrauchbar für die wahre Dichtkunst“ nennt. Denn die Grenzen der Dichtkunst fallen ihm immer zusammen mit den Grenzen der menschlichen Natur.

Auf die Beachtung und Achtung dieser Natur kommt er immer und immer wieder zurück. Aus diesem einen Centrum läßt er ein wohlthätiges Licht auf alle Materien strahlen, die ihm nahe treten, auf die minder wichtigen ebenso wohl wie auf die größesten Fragen der Menschheit. Wenn er dem Bühnendichter empfiehlt „die Kraft der gemeinen Wörter“ wohl zu beachten, weil der Gebrauch der edelsten Worte mit der Leidenschaft sich nicht immer verträgt; wenn er der Frau Neuber, welche in der Uebersetzung eines französischen Stückes den Ausruf „ma mère!“ durch „Frau Mutter!“ wiedergiebt, bemerkt: „Der Muttername ist ein süßer Name, aber Frau Mutter! ist Honig mit Citronensaft; wenn er Wielands Schönthun mit überflüssigen Fremdwörtern tadelt; wenn er den Schauspielern zeigt, wie man bei dieser Stelle den Finger heben, bei jener die Hand sinken lassen müsse, so sind das Alles Kleinigkeiten, aber die Kleinigkeiten des großen Mannes. Sie wurzeln in dem nämlichen souveränen Wahrheitstriebe, mit welchem derselbe Mann die feinsten Probleme der Wissenschaft und die tiefsten der Speculation untersucht. Auch in seinen gelehrten Erörterungen vergißt er nie das ihn umgebende wirkliche Leben der Gegenwart um Rath zu fragen, und er zeigt dann immer auf schlagende Weise, wie man die Alten verstehen lernt, wenn man die Neueren kennt. Daß Horaz keine Memme gewesen sei, beweist er durch eine einfache Berufung auf die menschliche Natur, die es nicht gestatten würde daß ein wirklicher Feigling seine schimpfliche Flucht selbstgefällig erzähle, wie Horaz es thut. Ein tapferer Mann aber kann sehr wohl in einem Gedichte seinen gleichfalls tapferen Cameraden so anreden, wie Horaz den Varro: „Weißt du noch wie wir bei Philippi den Schild wegwarfen und das Weite suchten?“ Zumal wenn dieser Mann hernach ein Freund des Siegers wird. Ob die alten Steinschneider Vergrößerungsgläser gebraucht haben, diese von den Gelehrten vielerörterte Streitfrage erledigt er, indem er sich erkundigt, was denn unsere Steinschneider thun. Sie bedienen sich eines Vergrößerungsglases bei der Arbeit selbst nie, aus dem einfachen Grunde, weil das nämliche Glas, welches die Arbeit deutlicher macht, auch die Instrumente vergröbert. Für unsere Forscher im 19. Jahrhundert ist diese Methode etwas gewöhnliches; vor hundert Jahren war sie das noch nicht aufgestellte Columbus-Ei. Die damaligen Gelehrten glaubten der Würde der Wissenschaft etwas zu vergeben, wenn sie Belehrung im gemeinen Leben gesucht hätten *). Lessing war der bahnbrechende Meister, welcher den gesunden Menschenverstand und die gemeine Wirklichkeit in ihre Rechte siegreich wieder einsetzte **).

Die Höhe seiner Mission aber erreicht er, wo es gilt die Wahrheit gegen anmaßenden Irrthum, gegen den Dünkel eingebildeter Scheinwisser, gegen den Despotismus gelehrter Cliquen zu vertheidigen. Dann spannt seine Kritik den gewaltigen Bogen des Odysseus und seine Pfeile fliegen in mörderischen Schauern unter den Troß der falschen Freier. Er ist der größeste polemische Schriftsteller der Deutschen; seine Streitschriften sind in ihrer Art so classisch wie die Ilias und wie Othello. Wehe dem Gegner der es wagte eine schlechte Sache gegen Lessing zu vertreten! Er konnte sicher sein, mit unsterblichem Hohne heimgesandt zu

*) Von der Ossian-Schwärmerei wurde Lessing nicht einen Augenblick angesteckt. Er hat es nicht einmal der Mühe werth gehalten dieser Mystification zu erwähnen, welche eine Zeit lang ganz Europa blendete. Für sein Verhältniß zu der Ueberschwenglichkeits-Literatur seiner Zeit ist seine berühmte Aeußerung über deren genialstes Erzeugniß, Werthers Leiden, am bezeichnendsten. Merkwürdig ist nur daß so geistreiche Männer, wie der neueste Biograph Goethe's, diese Aeußerung Lessings so schief haben auffassen können. Sie übersehen dabei Zweierlei. Einmal daß die Aeußerung in einem Briefe vorkommt, der nichts weniger als eine erschöpfende Recension sein will. Sodann aber, daß Lessing nicht im geringsten die wundervolle poetische Schönheit des Goethe'schen Romans bestreitet, sondern nur bedauert daß der Dichter Werthers Seelenkrankheit so hinreißend geschildert habe, ohne ihr mit gleicher Gewalt das Gegenbild einer gesunden Seele gegenüber zu stellen. Er protestirt gegen den Eindruck, (welchen Goethe allerdings nicht beabsichtigt, den aber das Werk gemacht hat,) als solle Werther ein poetischer Held sein, und er protestirt gerade deshalb, weil das Werk von so außerordentlicher Schönheit sei.

*) Noch der alte Voß hatte von den Philologen viel zu leiden, weil er Virgils Gedicht über die Landwirthschaft mit Hülfe der gemeinen Bauernpraxis dem modernen Verständnisse näher zu bringen unternahm.

**) Man könnte eine ganze Reihe Lessing'scher Beispiele zusammenstellen, wie sich der gesunde Menschenverstand, die Beachtung des wirklichen Lebens gegen empfindsamen Selbstbetrug und gelehrte Einseitigkeit wehrt. Manche Lieblingsirrthümer die noch heute in den Köpfen spuken, hat Lessing schon vor hundert Jahren widerlegt. So die Ansicht, als ob die Dichter mehr als andere Menschen vom Schicksal ungerecht behandelt zu werden pflegten. Wie viele unglückliche Dichter, fragt er, sind denn durch die Dichtkunst und nicht durch ihre eigene Schuld unglücklich geworden? Und wie viele andere verdiente Männer haben nicht auch ihr Kreuz zu tragen? — Ein Vorläufer Elihu Burritts, Herr von Palthen, ließ 1759 ein „Project einen immerwährenden Frieden zu unterhalten“ drucken. Das Project ist genau das Nämliche welches die modernen Friedensfreunde anempfehlen. Ein völkerrechtliches Tribunal soll alle Streitfragen entscheiden. Lessing fragt, was denn geschehen soll, wenn eine halsstarrige Macht sich weigert dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leisten. „Wie da? — O, der Herr v. Palthen hat vollstreckende Völker, militärische Execution. — Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg.“ —

werden. Lessing allerdings kämpft nur für die Sache, wenn aber dieser Sache die Personen sich feindselig aufdrängen, dann ist er nicht der Mann, der aus höflicher Schonung für die Personen die Wahrheit leiden läßt. Dann sehe jeder sich vor, daß er nicht zu Schaden komme! „Ich will der Unwahrheit die Maske vom Gesichte reißen“, ruft er, „und wenn auch die Haut daran hängen bleibt.“ So hat er denn unter andern den Geheimenrath Kloß verewigt, der in Halle eine Zeitschrift zu Zwecken gegenseitiger Lobhudelei und des Scandals gegen Dritte herausgab, einen eitlen, vorlauten Schöngeist, welcher Lessing mit dilettantischen Widersprüchen behelligte. Lessing vernichtete ihn in einer Weise, wie noch nie ein Gelehrter vernichtet worden war. Er zeigte dem Herrn Kloß, daß er ihn, Lessing, nicht einmal zu verstehen im Stande sei, daß er nur wie Don Quixote gegen eine Windmühle anrenne, die ihm gar nichts zu leide gethan habe. Seine eigene Schuld, wenn die Flügel der Mühle ihn aus dem Sattel schleuderten. „Ich“, sagt Lessing, wie der Herr Kloß sich über seine Beulen und Schmarren beklagt, „ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze ganz außer dem Dorfe auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden und helfe niemanden und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Mahlsteinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein mit welchem Winde es will. Alle zwei und dreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen, aber böse Buben müssen nicht jeden Augenblick sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß eine Hand sie hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben; auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen als er fällt.“

Den verzärtelten Ohren des Jahrhunderts war die Unumwundenheit der Lessing'schen Kampfweise etwas Neues. Etwas höflicher könnte der Mann schon sein, meinten die Rücksichtsvollen; wozu das ewige Zanken? sagten die Gleichgültigen. Lessing antwortete: „Die Menschen würden noch über nichts in der Welt einig sein, wenn sie noch über nichts in der Welt gezankt hätten. Es sei daß die Wahrheit noch durch keinen Streit ausgemacht worden, so hat dennoch die Wahrheit bei jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geist der Prüfung genährt, hat Vorurtheil und Ansehen in beständiger Erschütterung erhalten; kurz hat die geschminkte Unwahrheit verhindert sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.“ Sehr wohl, erwiderte man; aber Höflichkeit kann doch nicht schaden. Allerdings, antwortet Lessing, kann sie schaden, sobald Höflichkeit Unwahrheit wird. Jedenfalls, sagt er, „ist Höflichkeit keine Pflicht, während Freimüthigkeit zum Besten der Mehreren eine Pflicht ist, eine Pflicht, selbst auf die Gefahr hin, für ungesittet und bösartig gehalten zu werden. Wer gegen Alle höflich ist, der ist im Grunde gegen die er höflich sein könnte, grob.“ Jeder Tadel, jeder Spott, den der Schriftsteller mit dem Buche des Gegners in der Hand gut machen kann, ist erlaubt. „Nur wo der Tadel gegen Dinge sich richtet, die in dem Buche nicht stehen, wird er zur persönlichen Beleidigung, und der Schriftsteller der so tadelt, wird das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf sein kann, ein Klätscher und Anschwärzer.“ Nach diesem Gesetze, sagt Lessing, verlange ich selbst gerichtet zu werden!

Das Recht wahr wahr und falsch falsch zu nennen ist für Lessing ein unbedingtes, ein Urrecht, dessen er sich nirgend zu begeben denkt. Am wenigsten imponirt ihm die Gefahr Aergerniß zu erregen. Was, fragt er in seinen Literaturbriefen, was heißt denn heutzutage z. B. in religiösen Fragen Aergerniß? Wer nur sich auf Leisetreterei versteht, der hat den Ruhm niemanden zu ärgern. Und was ist die Folge dieses Vertuschens und Verschleierns? Hat es die Orthodoxie etwa gerettet? „Wissen Sie denn nicht daß jetzt ein guter Christ ganz etwas anderes zu sein anfängt, als er noch vor dreißig, funfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist ein Gespött worden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christenthum gezogen hat, und weicht allem Verdachte der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen weiß. Wer die Klugheit hat, alle Religionsstreitigkeiten mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen, o, der ist vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so völlig ohne Tadel als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird.“ Aus dem Diplomatisiren, bemerkt Lessing, ist eine Art von Mittelding entstanden, welches die Herren „vernünftiges Christenthum“ nennen, welches aber leider weder Christenthum ist, noch vernünftig. Er selbst nahm einen viel zu innerlichen Antheil an den großen Fragen welche das Streitgebiet zwischen der kirchlichen Lehre und der wissenschaftlichen Forschung bilden, um seinerseits sich aus Furcht vor Aergerniß hinter den Schutz allgemeiner Phrasen und weltkluger Compromisse zurückzuziehen. Er war aber auch auf der anderen Seite viel zu gewissenhaft, um in der oberflächlichen Weise Voltaire's gegen die kirchlichen Autoritäten zu Felde zu ziehen *). Er wollte nicht urtheilen ohne eine genaue Kenntniß der Acten, und er bemeisterte sich durch ein anhaltendes Studium aller erreichbaren Materialien, welche zur Aufhellung der streitigen Fragen dienen konnten. Wie er die Kirchenväter wiederholt und genau gelesen habe, erzählt er selbst; aber auch die Theologen des späteren Mittelalters, der Reformationszeit und der folgenden Perioden wurden von ihm ebenso sorgfältig studirt, wie die gelehrten Schriften der Engländer, Franzosen, Deutschen und Italiäner, welche zu den religiösen Problemen in Beziehung standen. Obwohl er sich immer nur für einen Laien ausgab, war seine theologische Bildung, wie noch heute von Fachmännern anerkannt wird, eine hervorragende. Es würde mich zu weit führen, wollte ich auf die Ergebnisse der Lessing'schen Religionskritiken näher eingehen; auch auf diesem Gebiete ist es mehr das Wie als das Was, worin die hohe Bedeutung des Mannes beruht. Die Ergebnisse zu denen er gelangt, mögen durch Ergebnisse einer weiter vorgeschrittenen Forschung widerlegt sein, bleibenden Werth hat das Beispiel, welches er der Wissenschaft durch seine unbestechliche Ehrlichkeit, seine gewissenhafte Unparteilichkeit und seine nur der Sache dienende Hingebung gegeben hat. Worauf es ihm ankam daß war vor Allem dies, daß die Streitfragen selbst klar und deutlich hingestellt, daß die Argumente für und wider mit Bestimmtheit und verständlich erörtert, daß beiden Theilen eine vollständige Freiheit der Rede gewahrt **), daß in die wissenschaftliche Führung des Prozesses kein schnödes Spiel mit Persönlichkeiten, mit Denunciationen, mit Aufhetzerei, mit falschen Zeugnissen hineingetragen werde. Ueber die letzten Fragen endgültig zu entscheiden, schien ihm weniger seines Amtes, als die richtige Entscheidung Anderen möglich zu machen. Nicht die Bank der Geschworenen, sondern der Stuhl des präsidirenden Richters war seine Stelle. Vor seiner Jury hörte er die Zeugen ab, examinirte sie in die Kreuz und Quer, gab das Wort dem Ankläger und dem Vertheidiger, faßte in gedrängte lichtvolle Résumés Aussagen und Beweise zusammen, und forderte dann die Geschworenen auf das Recht zu finden. Dann und wann kam es auch vor daß er einen Unberufenen welcher den Gang des Prozesses mit Schimpfen und mit Lärmen stören wollte, zur Ordnung und zum Schweigen verweisen mußte. Ein solcher Unberufener war der hamburgische Hauptpastor Goeze, welcher Lessings Unternehmen, die berühmten „Wolfenbüttler Fragmente“, eine anonyme Sammlung handschriftlicher Bibelkritiken, später als das Werk des gelehrten Reimarus erkannt, dem öffentlichen Urtheil zu übergeben, mit zelotischem Geschrei zu unterbrechen suchte. Dem unverständigen Eifer dieses Mannes verdankt die deutsche Literatur nicht allein eine Reihe glänzender Streitschriften, welche noch heute als die Verherrlichung sittlichen Zorns gegen die Feinde der freien Wissenschaft bewundert werden, sondern auch ein Kleinod der dramatischen Dichtung, Nathan den Weisen, zu welchem der Gedanke unter den theologischen Fehden, wenn nicht entstanden, doch zur Reife gediehen war. Nathan ist der Herold religiöser Duldung; aber es giebt zwei Arten der Duldsamkeit, die eine welche aus der Gleichgültigkeit entsteht, die andere welche eine Frucht der Demuth ist. Und diese ist die Duldung Nathans.

Nathan aber erinnert mich daran daß ich von dem Dichter Lessing noch kein Wort gesagt habe. Ich werde es auch jetzt nicht mehr thun, nachdem die Fülle meines Stoffes mich schon über die Grenzen einer Vorlesung hinausgelockt hat. Es hat eine Zeit gegeben wo es Mode war, Lessing als Dichter nicht anzu-

---

*) Auch in seinen religiösen Ansichten und in den Ergebnissen, zu denen seine Untersuchungen ihn führten, ist Lessing von Voltaire himmelweit verschieden. Der letztere sog aus der Kirchengeschichte so viel Gift wie möglich; Lessing suchte das Gift zu entfernen, um den Honig verwerthen zu können. Für Voltaire war die positive Religion einfach eine Gaukelei, für Lessing war sie das Gefäß für einen ewigen Inhalt, und er wollte nur nicht daß der Inhalt mit dem Gefäße verwechselt und um der Schadhaftigkeit des Gefäßes willen verschüttet werde.

**) Beiden Theilen! An Nicolai schreibt er 1769: „Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen.“

erkennen. Die romantische Schule konnte sich nicht vorstellen daß man zugleich ein scharfer Kopf und ein Poet sein könne. Wir würden Gott danken, wenn unsere Dichter nie etwas schlechteres geschrieben hätten als die Emilia Galotti und Minna von Barnhelm. Aber es ist wahr daß die Prosa der Wahrheit dem Kranze auf Lessings Haupt mehr Lorbeern eingeflochten hat, als die Poesie es vermochte. Die erstere ist es welche ihm seine charakteristische Stelle in der Geschichte des deutschen Geistes anweist, eine Stelle, um es zu wiederholen, neben Luther. Und so hat er es selber gefühlt. Nicht ohne tiefe Bewegung vermag ich es zu lesen, wenn er sagt:

> „Die Weisheit die den Zusammenhang aller Dinge geordnet hat, erweckt von Zeit zu Zeit Leute die sich ein Vergnügen daraus machen den Vorurtheilen die Stirn zu bieten und alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, sollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Bösewicht und ein vermeinter Bösewicht zum Heiligen werden."

An ihm selber aber wird in Erfüllung gehen, was er von der wahren Größe bemerkt:

> „Ungerecht wird die Nachwelt nie sein. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekommt; nach und nach aber bringt sie beides auf ihren rechten Punct. Bei Lebzeiten und ein halb Jahrhundert nach dem Tode für einen großen Geist gehalten werden, ist ein schlechter Beweis daß man es ist; durch alle Jahrhunderte aber dafür gehalten werden, ist ein unwidersprechlicher."

* Die Siegelbewahrer.

Eine russische Geschichte.

Von Wilhelm Lenders.

Kennet Ihr Reval, die Stadt am äußersten Rande der Ostsee,
Wo's neun Monate Winter und drei schlecht Wetter im Jahr giebt?
Aber die Stadt ist deutsch, und man fühlet sich dort wie zu Hause.
Nun, da war ich einmal mit meinem vortrefflichen Schooner,
Der Karl Otto getauft nach dem ältesten Sohne des Rheders
Und schon lange von mir mit beständigem Glücke geführt war.
Als auf der Rhede mit donnerndem Schwalle der Anker gefallen
Und ich mit glattem Gesicht und geputzt schon, fertig zum Landen,
Dasteh' auf dem Verdeck und betrachte den stattlichen Domberg,
Ganz mit Schlössern bedeckt und herrlichen Kirchen: da klettern
Auch schon die Hafenmeister an Bord, vollbärtige Russen,
Leute gering von Stand und geringer an Geist und Begriffen.
Wunderlich; aber es hat im Zorne der Kaiser befohlen,
Daß nicht seinen Beamten mit Stickereien am Kragen,
Sondern dem bärtigen Volk zu vertrauen das Siegel des Reiches.
Denn von den sämmtlichen Sprüchen der Schrift mißfällt den Beamten
Rußlands keiner so sehr als jener: Gebet dem Kaiser,
Was des Kaisers ist! Mit Listen und groben Praktiken
Fegen sie stets, was dem Kaiser gehört, in den eigenen Beutel.
Da ist endlich dem Kaiser die Galle — wer kann's ihm verdenken? —
Uebergelaufen. Es kam ein Ukas mit Donner und Blitzen
Gegen das schändliche Laster: Bestechlichkeit. Allen Beamten,
Welche von nun an sich am Gute des Staates vergriffen,
Wurde die Aussicht auf Sibiriens Freuden eröffnet.
Nicht mehr sollte zum Wächter die Bildung und listige Klugheit,
Sondern die Einfalt, hieß es, die ehrliche, künftig bestellt sein.
Unsere Hafenmeister, das waren die Leute, die führten
Jetzo das Siegel des Reiches allein. So wollt' es der Kaiser.
Sie nur durften das Wappen in Wachs ansetzen, das alle
Waaren und Räume verschließt und sichert vor jeder Berührung.
Niemand durfte das Siegel des Reichs abnehmen, sie selbst nicht,
Sondern gemeinsam nur und im Beisein aller Behörden
War das geheiligte Wachs mit dem Doppeladler zu lösen,
Das wie ein Amulet von den gläubigen Russen verehrt wird.
Und nun mag man sich denken, ob unsere Hafenmeister,
Die im ledernen Sack mit dem Siegel des Reiches sich schleppten,
Wichtig sich dünkten und ob es die höher'n Beamten verdrossen,
Vorgesetzte, die nun von den Untergebenen bewacht sind,
Und von manchem Verdienst, an den sie gewöhnet, geschieden;
Aber die Katze, sie lässet das Mausen nicht! saget das Sprichwort.
„Steuerbares?" So kamen die bärtigen Russen auf Deck an,
Schmunzelnd und freundlich nach ihrer Natur. Ich sagte: „ich weiß nicht;
Das ist Euer Geschäft. Ich kenne nicht Eure Gesetze."
„Nun, Capitainchen, was führet Ihr? Sprecht." — „Was soll ich denn führen?
Sand und Steine ja nur; ist dafür Zoll zu bezahlen?"
„Nein, Capitainchen! O nein! Eu'r Gnaden belieben zu scherzen.
Aber was führet Ihr sonst?" — „Was sonst? Nur zu essen und trinken,
Erbsen und Graupen und Gries und etwas verschimmelten Zwieback —"
— „O, das ist nichts — Paschol! Doch führet ihr keine Getränke?"
„O ja, Leute, da stehet ein Faß!" So sagt' ich und wies hin
Auf ein Wasserfaß. Sie schnoperten drüber und drunter,
Bis sie merkten den Spaß und laut auflachend erklärten:
„Das ist Wasser ja nur! Wir fragen nach geist'gen Getränken!"
„Geistige? Ja ich führe von Wein einen tüchtigen Rückhalt
Und den vorzüglichsten, köstlichsten Rum in versiegelten Krügen." —
„Wollt Ihr den Wein und den Rum versteuern?" — „Ich werde den Henker!
Nein, ich gedenke damit zu Hause mir gütlich zu thun noch.
Wenn ich in Rußland bin, so trinke ich immer nur Branntwein."
„Warum das, Capitainchen?" — „J, sagt ich, der russische Branntwein
Ist ein solches Getränk, wie nirgends man sonsten ihn antrifft,
Ist Vitriol auf Wasser verdünnt und kratzet den Magen
Wie mit Bürsten. Den trinke ich stets auf des Kaisers Gesundheit,
Welcher die Herzen mit Liebe erfüllt und die Magen mit Branntwein.
Saget, er schlägt daraus wohl ein artiges Sümmchen zusammen?"
„Ja, Capitainchen, man könnt' mit dem jährlich vertrunkenen Branntwein
Füllen ein Loch, ein gewaltiges Loch; wenn der Thurm von Olai
Stände' in dem Loch, ging' über den Hahn noch der fluthende Schnaps weg.
Also Ihr wollt das Getränk nicht hiesigen Ortes versteuern?"
„Nein!" „So müssen wir unter Verschluß es wohl bringen?" — „Natürlich."
„Nun, so zeiget uns denn, Capitainchen, wo liegen die Sachen?"
„Kommt nur mit" so sagt' ich und führte sie in die Kajüte.
Seht, hier lagert der Wein und der Rum, hier unten im Keller.
Dies ist die Kellerthüre. So zeigt' ich im Boden die Thüre,
Die in den Keller hinführt, den verschlossenen Raum auf dem Schiffskiel.
„Dies ist die Thür zum Keller? Wohlan, die müssen wir schließen."
Also holten sie denn aus dem ledernen Säckchen das Siegel,
Holten das Wachs hervor zum Siegeln und machten sich Licht an;
Denn sie sind mit Allem versehen. Hilf Himmel, wie langsam
Machten sie feierlich ab das Geschäft und drückten das Siegel
Groß und breit in röthlichem Wachs auf die Thüre des Kellers.
Drauf empfahlen sie sich mit Bücklingen. „Wollt Ihr noch etwas?"
Aber sie dienerten fort. Da gab ich denn funfzig Kopeken,
Und sie küßten den Rock und verließen das Schiff mit Vergnügen.
Bald d'rauf kamen an Bord auch die höheren Steuerbeamten,
Artige Leute von viel Anstand, die deutsch von Geburt sind
Oder doch deutsche Erziehung gehabt, so daß sich mit ihnen
Umgehen läßt; sie sind von milden und höflichen Sitten,
Uebrigens Russen, das heißt, für Geld zu haben, wie Alle
Bis zum Minister hinauf und den Adjutanten des Kaisers;
Doch sie entschuldigen sich mit der Noth und der kargen Besoldung.
Diese belachten das Thun und Treiben der Siegelbewahrer.
„Meinen Sie, sagte zu mir ein Rath der Tamaschna, der immer
Heiteren Sinnes und immer gelaunt zu Schwänken und Kurzweil,
Wirklich ein lustiger Rath — Tatischnischew, glaub' ich, so hieß er —
Solch ein Tölpel vom Kerl, dem aller Verstand in den Bart wuchs,
Halte mich ab zu thun, was ich will? Wir lachen darüber!"
Wirklich er hatte zu viel nicht geprahlt. Ich sah es ja selbst an,
Wie die Beamten ihr Spiel mit den Siegelbewahrern — so nennen
Sie zum Spott das bärtige Volk — zu treiben gewohnt sind.
Neben mir lag ein finnisches Schiff, ein gewaltiger Kasten,
Plump, doch geräumig gebaut, das stets von der finnischen Küste
Hin nach der esthnischen fuhr und zurück von Abo nach Reval.
Was es betrieb, das ward Holzhandel genannt, doch in Wahrheit
War es zum Schmuggel bestimmt. Denn Finnland, müsset Ihr wissen,
Ist noch von russischen Zöllen befreit. Da werden in Abo
Mechelner Spitzen zusammengepackt und kölnisches Wasser,
Uhren von Genf und die Seide Lyons und türkische Shawle,
Schuppenpelze und Alles, was hoch zu verzollen in Rußland
Oder verboten wohl gar — das legt der betriebsame Kaufmann,
Der vom Gelde so denkt wie der römische Kaiser: man riecht nicht,
Wo's herkommt, in lange wie Balken erscheinenden Kisten
Die er geschickt wegstaut und zwischen dem Holze versteckt.
Nachher werden die Sachen in Reval heimlich geschmuggelt.
Ja, man treibt das Geschäft manchmal ganz offen am Tage,
Nämlich wie folgt: Man holet hervor die verbotenen Waaren,
Und man verpacket sie sammt und sonders in mächtige Säcke,
Wie ein Träger sie grad' auf die Achsel zu nehmen im Stand ist.
Damit schleppen zur Stadt um die Mittagsstunde die Träger,
Aber am Thore, da wachen die ehrlichen Siegelbewahrer,
Pflichttreu rufen sie: Halt! und beschlagen die Säcke der Träger.
Aber was weiter geschieht mit den Säcken, das sollt Ihr erfahren.
Neben dem Thore gelegen erhebt sich das stattliche Zollamt,

Und da sitz' ich einmal mit den Steuerbeamten nnd plaudre,
Denn sie sind, wie gesagt, umgängliche artige Leute;
Leben nnd leben lassen, das ist so ihre Devise.
Pocht' es da nicht an der Thür? Ja wohl, doch schüchtern und leise,
Daß durch die Thüre man schon die Unterthänigkeit spüret.
Auf ein lautes Herein von Tatischnischew's flötender Stimme,
Der heut mehr noch als sonst zu Ränken und Schwänken geneigt schien,
Oft aus dem Fenster sah und den Schnurrbart schmunzelnd sich glatt strich,
Kamen die Siegelbewahrer herein mit tiefer Verbeugung.
„Hier drei Säcke, so meldeten sie, mit geschmuggelten Waaren,
Die wir eben ertrappt.“ — „So!“ sagte Tatischnischew ernsthaft,
Woher wisset Ihr denn, daß geschmuggelte Sachen im Sack sind?
„O wir wissen es nicht, Herr Rath, wir vermuthen es aber.
Daher brachten wir Ihnen die Säcke; Sie können sie prüfen.“
„Nun, ich werde sogleich vornehmen die dienstliche Prüfung.
Scheert Euch! setzt' er hinzu; denn dies sind amtliche Sachen!“
Damit mußten die bärtigen Kerl' aus dem Zimmer sich trollen.
Als kaum hinter dem Volke die Thür sich geschlossen, so lachten
Heiter die Herr'n, und es wurde zur Amtsgebahrung geschritten,
Einfach darin besteh'nd, daß man alle zu schmuggelnde Waaren
Aufschreibt und sie sortirt und den passendsten Käufern sie zuweist,
Die sie vertreiben auf halben Gewinn mit den Steuerbeamten.
Als nun Alles in Ordnung gebracht und zum Scheine belieb'ge
Dienstpapiere zusammengeschmiert, so wurden die armen
Teufel, die Siegelbewahrer, von Neuem in's Zimmer gerufen.
Ganz Amtsmiene, das Dienstreglement in der Hand, so empfing sie
Zornig der Rath und warf anfangs nur vernichtende Blicke
Schweigend auf sie, die jene mit Zittern und Zagen ertrugen.
„Sagt, was habt Ihr schon wieder gemacht?“ so begann er die Rede.
Diese Säcke, so sprach er pathetisch und wies auf die Säcke
Wie ein Rechtsanwalt, der vor den Geschworenen redet,
Auf die glänzend von ihm an's Licht gezogene Unschuld,
„Diese Säcke, sie sind vor meinen eigenen Augen
Amtlich auf's Strengste geprüft, und was, was hat sich ergeben?
Alles in Richtigkeit — nichts Steuerbares darunter!
Hier sind Stück für Stück die gefundenen Waaren verzeichnet!
Sprach er, das Dienstpapier aufhebend und stark darauf schlagend.
Sämmtliche Waaren gehören zu C. 2. oder zu C. 11.
Oder zu D. 13., F. 18. 27
Litera c. und d.; das sind die verzeichneten Nummern.
„Könnt Ihr lesen?“ so schnauzt' er sie an. Sie bejahten es zitternd,
Wie wenn, wer zu lesen versteht, zu hängen verdammt sei.
„Nnn, Schwerenöther, so lest! Lest selber im Reglement nach.
Hier ist das Reglement und hier, wo den Finger ich halte,
Stehen die Nummern der Waaren, die sich in den Säcken gefunden.
Was steht hier? Helleborus! Seht! Und weiter da? Spleßglas!
Oker — Ich muß umschlagen, was macht Ihr mir, Tölpel, für Mühe! —
Sassafras und Cardamom, Perlgraupen und gelbe Carotten,
Cerealien — Seht! Dies ist F. 27.
Also seht Ihr nun selbst, daß nichts in den Säcken vorhanden
Als Helleborus und Perlgraupen und gelbe Carotten,
Sassafras und Cardamom, Spießglas, Cerealien, Oker,
Lauter Erzeugnisse, welche nach Allerhöchster Bestimmung
Zollfrei sind. Was fällt Euch denn ein zollfreie Artikel
Anzuhalten, die Leute zu scheeren und nns zu berauben
Unserer kostbaren Zeit? Euch soll ja“ — schrie er; die armen
Siegelbewahrer erschracken und flehten ihn an um Verzeihung,
Daß sie ein solches Versehen gemacht und die Herren bemühet.
Aber der Rath fuhr fort auf sie zu schelten und toben:
„Kommt das noch einmal vor, so muß ich berichten nach Pet'sburg *).
Wie oft soll ich Euch sagen, Hallunken, daß unser erhabener
Allergnädigster Herr höchstselbst nachdrücklich geboten,
Nicht unnöthige Last Kaufleuten und Schiffern zu machen,
Handel und Wandel zu fördern und nicht zu hindern! Wie dürft Ihr
Sr. Majestät Befehlen zum Trotze.“ — Indem er
So sich ereiferte, zwickt er dem einen das Ohr und den andern
Zupft er am Bart und theilt Kopfnüsse und Püffe nnd Knüffe
Reichlich unter sie aus und jagt sie zuletzt aus dem Tempel.
Als sie sich rasch aus der Thüre gedrängt, brach aus das Gelächter,
Das mit dem Schnupftuch kaum noch die Herren Beamten bezwungen.
„Nein, das ist doch zu arg!“ So sagt' ich mit Schütteln des Kopfes.
Aber sie lachten mich aus und sprachen: „So lebt man in Rußland!“
Freilich, wie können die Leute, die so man behandelt, bestellt sein,
Um die Gesetze zu hüten und ihnen als Wächter zu dienen?

Meine Cajüte, sie könnte davon am besten erzählen.
Als an Bord, wie oben erzählt, die Beamten gekommen,
Röthigt' ich sie zur Cajüte herab — das lieben die Herren,
Denn wir Schiffer, wir schleppen uns mancherlei Gutes zusammen,
Und die Cajüte, die ist für uns, was der Bau für den Hamster.
Nun, ich bewirthete sie nach meinem geringen Vermögen,
Aber sie sahen zuweilen sich nm und erwarteten etwas.
„Ach, ich merke, Sie sind am Ende wohl durstig!“ so sagt' ich.
„Leider hab' ich den Herren nichts vorzusetzen als Wasser;
Oder mögen Sie Bier? Cajütswacht, hole das Bier her.“
Aber Cajütswacht sagte: Das Bier ist sauer geworden!
„Sehen Sie, wertheste Herrn, so bleibt nichts Anderes übrig,
Als ich schicke den Jung in der Jölle nach Reval, damit er
Branntwein hole —“ Doch kaum als die Herren nur hörten von Branntwein,
Russischem Branntwein, wehrten sie ab mit Händen und Füßen.
„Pflegtet Ihr Herren doch sonst Euch besser im Punct der Getränke
Vorzusehen!“ so sagte der Rath Tatischnischew. — „Freilich,
Sprach ich. Ich führ' auch alten Bordeaux und aus sicherster Quelle
Aechten und feinen Jamaica Rum in Krügen die Menge,
Aber es ward ja Alles versiegelt. Da sehet nur vor Euch,
Grad vor der Mitte des Tisches, da geht in den Keller die Thüre.
Darauf schauet in Wachs das gewaltige Siegel des Reiches,
Das ist der Talisman, der meine Schätze gebannt hält.“
„Waren die Kerle schon da? Wahrhaftig, die Siegelbewahrer
Haben den Boden bereits mit dem Wachse beklezt und beklebet.
Hol' sie der Deuker! Ich wollte, sie müßten mit eigenem Körper
Siegeln das brennende Wachs!“ So rief Tatischnischew zornig.
Aber er ward bald anderen Sinns und sagte mit Lachen:
„Wissen Sie was, Capitain? Wir scheeren uns nicht an das Siegel,
Reißen Sie's ab! Ganz dreist!“ Ich sagte: „Ich muß mich bedanken,
Solche Verantwortung kann ich nicht über mich nehmen.“
„Ei, so thu' ich es selbst!“ Und ohne sich viel zu besinnen,
Bückt er sich nieder und reißet das Siegel des Reichs von der Thüre.
Jubelnd drängte sich d'rauf in den Keller die ganze Gesellschaft,
Wo kaum Platz zum Steh'n, und schleppten als wie im Triumphe
Flaschen und Krüge heraus. Da ward gezecht und gesungen
Und ein lustig Gelag beim Klange der Gläser gehalten.
„Das ist Alles, Ihr Herrn, recht schön“, so sagt' ich am Ende;
„Aber wie wird es uns gehn? Wir haben das Siegel des Reiches
Freventlich abgerissen. Es stehen entsetzliche Strafen,
Sagt man, darauf. Ihr müßt nun freilich am besten es wissen,
Was Ihr gethan habt. Aber ich seh' im Geist Euch schon Alle
Auf die Kibitke gepackt und das Paschol! nach Sibirien.“
„O, das hat nicht Noth! Laßt mich nur machen!“ so sprach er
„Seht, hier nehm' ich das Siegel — Allein schier hätt' ich's vergessen,
Herr Capitain, ich hätte vorher noch etwas zu bitten.“
„Womit kann ich Euch dienen? Es wird mir zur Ehre gereichen.“
„Könntet Ihr von dem vortrefflichen Rum ein zehne bis zwanzig
Krüge mir wohl ablassen?“ „Warum nicht? sagt' ich, mit Freuden.“
Und so holt' er sich denn die geforderten Krüge und mehr noch
Erst aus dem Keller heraus und sagte: „Ich danke verbindlichst.
Ueber den Preis, da werden wir uns schon später vergleichen!“
Nun, ich wußte vorher, daß er abzurechnen vergäße.
Darauf nahm er zur Hand das abgerissene Siegel,
Legt' es behutsam ganz auf die richtige Stelle, daß halb es
Deckte die Thür und halb den Boden; es lag in der Mitte
Grad vor dem Tisch, auf dem rund standen die Flaschen und Gläser,
Und dann stampft er darauf, mit dem Fuß breit tretend das Siegel,
Daß es nur flach als ein Fladen zu sehn und das Wappen verwischt war.
„Geh' nun Einer, so sagte der Rath, und hole die Kerle!“
Und so kamen an Bord noch einmal die Hafenmeister.
„Sind sie da? so fragte der Rath. Dann ruft mir den Hauptkerl,
Den mit dem röthlichen Bart. Ihr sollt seh'n, wie ich es mache.
Wenn ich ihn fest anseh' mit scharfem Blicke, so sieht er
Dienstlich mir wieder in's Aug' und kann nicht sehn, wo er hintritt,
Wenn ich das Glas ihm reich' hier über die Mitte des Tisches.
Und dann trappt er darauf, auf das Siegel, und glaubt in der Dummheit —
Aber so ruft mir den Kerl mit dem fuchsigen Bart nur herunter.
Solche Komödie saht Ihr noch nicht! Doch dürft Ihr nicht lachen.
Ernsthaft also!“ So wurde der fuchsige Kerl denn gerufen.
Als er hereintrat, stand Tatischnischew hinter dem Tische,
Sah ihn feierlich an mit einem durchbohrenden Blicke,
Und mein Russe, er sah ihm dienstlich wieder in's Auge.
„Komm her! sagte zu ihm sein Vorgesetzter und streckte
Ueber die Mitte des Tisches das volle Glas ihm entgegen,
Komm' und trinke! Ich weiß, du verschmähst nicht etwas, das gut ist.“
Nun mein Russe, er trat auch heran, indem er die Augen
Unverwandt auf den Rath Tatischnischew hatte gerichtet,
Kaum nach dem lockenden Glas seitwärts sich getrauend zu blinzeln.
Nahm sein Glas und bückte sich rings vor der ganzen Gesellschaft,
Dankte gehorsamst und leerte das Glas bis zur Neige auf Eins aus,
Wischte vergnügt sich den Bart und setzte das Glas auf den Tisch hin.

*) Dortige Aussprache.

Aber da kaum zwei Schritt' er zur Thüre sich wieder entfernt hat,
Schreit ihn schon Tatischnischew an: „Was hast du begangen?
Unglückseliger, schau! In deiner Gier nach dem Glase
Hast du den Fuß auf das Siegel gesetzt und es schmählich zertreten!“
O wer beschreibet den Schrecken des bärtigen Siegelbewahrers,
Als er das heilige Siegel als flachen Oblaten erblickte,
Nichts vom Wappen zu sehen, ganz schmählich beschimpft und zertreten!
Und in wohl geheuchelter Wuth und großer Entrüstung
Riß Tatischnischew flugs von der Kellerthüre das Siegel,
(Und das wurd' ihm nicht schwer; denn es lag ja nur los auf dem Boden!)
Hielt es ihm vor und sprach: „Unglücklicher, sieh', das ist dein Werk!
Wie wird dir es ergehen!“ Der Russe, er fiel auf die Kniee;
„Ach mein gnädigster Herr! Herr Rath, so verzeiht mir die Sünde!
Stehn mir die Heiligen bei, ich sah es ja nicht, wo ich hintrat!“
Und da hatte er Recht! Ich, welcher genau darauf Acht gab,
Sah recht gut, daß er kaum mit der Zeh' auf das Siegel getreten;
Aber er hielt sich schuldig an Allem, der arme Betrogene.
„Zeiget mich nur nicht an, Herr Rath! Sonst bin ich verloren!“
Also fleht' er und küßte den Rock und war in Verzweiflung
„Ja wie soll ich es machen, Gregorowitsch? Ist doch das Siegel
Gänzlich verschimpft und kömmt die Commission nun zum Nachseh'n —“
„Ach mein gnädigster Herr, das ginge mir ja an den Kragen!
Redet doch nicht von der Commission! die nimmt mir die Stelle,
Stecket mich ein — O erlaubet mir doch, noch einmal zu siegeln!
Seht, ich habe ja Frau und Kinder!“ so flehte der Russe.
„Ja, wenn du Frau und Kinder besitzest, so sagte der Rath da,
Das ist freilich was Andres. Da will ich ein Uebriges thun, Sohn,
Und dir das Siegel darauf noch einmal zu setzen erlauben.
Streng ist's freilich verboten am Siegel, sobald es gesetzt ist,
Wieder zu rühren. Allein ich bin barmherzig, ich habe
Selber ja Frau und Kinder zu Haus. Ich will's dir erlauben,
Doch das beding' ich mir aus, und du mußt es mir heilig versprechen,
Wenn uns künftig einmal mit dem Siegel so etwas passiret,
Mußt du für uns so gefällig auch sein und siegeln noch einmal!“
Mein Bartrusse gelobt es mit Freuden. „Nun spute dich aber,
Siegle, so rasch du nur kannst!“ Mein Russe, mit zitternden Händen,
Holte das Wachs und das Siegel herbei. So schnell er nur konnte,
Schloß er die Thüre des Kellers von Neuem mit mächtigem Siegel,
Und obgleich er die Hand in der Eil mit dem Wachse verbrannte,
Ging er doch froh wie ein König davon. So lebt man in Rußland!

• Musikalische Rundschau.

Bremen, 31. Januar 1862.

Der Geburtstag Felix Mendelssohns, der 3. Februar, führt uns abermals den schweren Verlust vor die Seele, den das neidische Schicksal durch den frühen Tod des Meisters der Kunst bereitet hat. Er würde, wenn er uns erhalten geblieben wäre, jetzt nur wenig über fünfzig Jahre alt sein, und ohne Zweifel hätte er die Behauptung seiner Feinde und Neider, daß er sich erschöpft habe, durch manches ausgezeichnete Werk zu Schanden gemacht. Im Grunde ist das nun freilich eine müßige Behauptung der soeben berührten gegenüber, da wir uns an das zu halten haben, was da ist, nicht an das, was da hätte sein können. Die musikalische Gegenwart legt das Zeugniß ab und liefert den Beweis, daß sein Wirken kein von augenblicklicher Gunst und vom Geschmack der Zeit getragenes war, das mit ihm selbst gelebt hätte und mit ihm zu Grunde gegangen wäre, sondern daß es in vollem Maße die dauernde und kunstgeschichtliche Bedeutung gehabt hat, welche seine Verehrer und die mit ruhigem Blicke prüfende Kritik ihm beilegen. Er hat durch die sinnige und geistvolle Art, wie er die mitten im Treiben der Romantik oft verachteten und fast vergessenen Formen der klassischen Periode neu belebt und wieder flüssig gemacht, eine wichtige und für alle Zeiten unverrückbare Stellung innerhalb der Entwickelung der Musik eingenommen. Es sind aber auch unter seinen Werken, wenn sie allerdings von Manier und Hinneigung zur Weichlichkeit nicht frei sind, doch so viele durch Anmuth des Gedankens und der Form ausgezeichnet, vom Standpunkt musikalischer Schönheit so mustergültig, daß die Gunst, die ihnen zu Theil wird, durchaus berechtigt ist und nicht so bald verblassen wird.

Es ist daher nicht eine Sache der Convenienz und des Anstandes, sondern es ist natürlich und nothwendig, daß seiner zu aller Zeit, besonders aber an seinem Geburtstage gedacht werde; wie das denn auch so ziemlich allerorten geschieht. In Bremen begehen das Theater und die Akademie sein Gedächtniß, während der Künstlerverein aus Rücksicht auf jene Institute einen gleichen Gedanken vertagte. Die Bühne bereitet uns die besondere Freude einer Aufführung der kleinen Oper „die Heimkehr“, die allerdings nur ein Gelegenheitsstück war, jedoch keineswegs des künstlerischen Werthes ermangelt. Mendelssohn schrieb das Werkchen für ein Familienfest und hat dabei nie an die Oeffentlichkeit gedacht. Es ist aber derselben durchaus nicht unwürdig. Denn wenn zwar auch der Text sehr unbedeutend, inhaltsleer und flach sein mag, so hat er ihn doch durch eine reizende Musik geadelt und ihm so den Weg durch die künstlerische Welt bereitet. Die Operette ist vor einigen Jahren bereits in Leipzig gegeben worden, kürzlich auch in Wien.

Die graziöse Weise und Erscheinung Mendelssohns sind übrigens in diesem Winter oft schon uns entgegengetreten. Im Theater erlebte der Sommernachtstraum bereits einige Aufführungen, bei welchen Herr Kapellmeister Hentschel mit gewohnter Umsicht und Sorgfalt der Musik ihr Recht gab. Ein Symphonieconcert führte die glänzendsten Seiten der Mendelssohn'schen Schöpfung vor, indem es die Ouverture, das Notturno, das Scherzo und den Marsch zu einem reizenden Strauß duftender Blumen vereinigte. Mag immerhin der Einwurf, daß aus Rücksicht auf die soeben stattgefundene theatralische Darstellung des Ganzen statt dessen vielleicht andere Tondichtungen hätten genommen werden können, nicht unberechtigt sein, so ist doch der Reiz einer volleren und üppigeren Instrumentation, wie sie im Concertsaale möglich war, so bedeutend, daß wir von Herzen dankbar für diese Ausführung sein müssen. Auch die prächtige Walpurgisnacht, welche die Kunst des Meisters auf einem ganz ähnlichen Gebiete in das schönste Licht stellt, wurde in einem Privatconcerte mit großem Eifer und mit dem besten Erfolge wiedergegeben. Sie entstand in derselben Zeit, aus welcher die prachtvollen Reisebriefe stammen, welche in diesem Winter eine Quelle des schönsten Genusses für unzählige Leser gewesen sind. Mendelssohn begann die Composition des Goethe'schen Gedichtes auf der italienischen Reise zu Anfang der dreißiger Jahre, widmete der seinem Wesen so außerordentlich zusagenden Aufgabe seine ganze Liebe, hat sie dann aber, unterbrochen durch die für England geschriebenen Werke und den Paulus, erst viele Jahre später in Leipzig zur Aufführung gebracht. Der Abend, an dem das geschah, ist uns noch in lebhafter und herzlicher Erinnerung. Es war dieselbe Zeit, wo er die dritte Symphonie in A moll, das zweite Trio in C moll, die Variations sérieuses für Pianoforte selbst dirigirte oder in seiner unnachahmlich schönen Weise spielte. Seitdem ist die Walpurgisnacht ein Liebling aller Gesangvereine, ein unentbehrlicher Bestandtheil der Concertprogramme geworden. Die jüngste hiesige Aufführung unter Leitung des Herrn Musikdirectors Reinthaler war im Ganzen eine sehr gelungene; neben Orchester und Chor that sich besonders das durch Herrn Behr kraftvoll und schön vorgetragene Baßsolo hervor. Da wir ihn gerade erwähnen, so muß eine gleiche Anerkennung für seine Mitwirkung in der neunten Symphonie von Beethoven, welche sich an demselben Abend der Walpurgisnacht anschloß, ausgesprochen werden. Den Genuß dieses Werkes haben wir erst seit einigen Jahren. Die Ausführung des vierten Satzes war früher schon gelungener; die Leistung des Orchesters hat unter Beihülfe einiger besseren Besetzungen bei den Bläsern ganz ungemein gewonnen.

Dem Gesangverein des Herrn D. Engel verdanken wir endlich den Lobgesang, jene Symphonie-Cantate, welche für das Gutenbergfest von 1840 componirt wurde. Die Wahl war eine so gute, daß wir den verhältnißmäßig geringen Besuch des Concertes zu bedauern haben. Liegt der Grund hierfür zum Theil in den Verhältnissen, so war es doch jedenfalls ein Fehler, die Ansgariikirche zu wählen, wenn man nicht den Altarraum durch ein Gerüst erhöhen und so dem Chor und Orchester bessere Klangwirkungen verschaffen konnte. Eine freie und volle Entwickelung des Gesanges und der Instrumente, die beide in dem Lobgesang so sehr schön behandelt sind, war hier so gut wie unmöglich, wäre aber im Unionssaale leicht zu erreichen gewesen. Es ist dringend anzurathen, daß der Verein, dessen ernstem und gediegenem Streben wir allseitige Anerkennung und verdiente Erfolge wünschen, künftig solche Mißgriffe vermeide. Wäre die Kirche stark besucht gewesen, so hätte sich vielleicht manches ausgeglichen, so aber war es schwer, einen günstigen Standpunkt zu gewinnen. Was das Werk selbst angeht, so ist es so bekannt, daß es nur weniger Worte bedarf. Daß der oft gemachte Einwurf, die Anfangs-Symphonie sei zu lang, eine Berechtigung hat, ist zuzugeben; so schön die Gedanken sind, so haben sie doch nicht eine so hohe Bedeutung, daß die weite Ausführung ganz zu rechtfertigen wäre. Um so vollendeter ist das künstlerische Maß der Cantate. Herr Engel leitete das Werk umsichtig und fest; er hatte die Freude, seine Bemühungen belohnt zu sehen. Seine Chöre sind nach heutigen Begriffen nicht stark, haben aber eine ausreichende Zahl von guten und geübten Stimmen aufzuweisen; als der schwächste Theil erschien uns der Alt. Von außerordentlich schöner Wirkung war der Gesang des Herrn Gunz von Hannover, der die Tenorpartie weich und ganz vortrefflich vortrug, mit weit mehr Ruhe, Einsicht und Ebenmaß, als er bei seinen früheren Leistungen im Privatconcert und im Dom zeigte. Den Sopran hatte Frau Engel von Oldenburg übernommen; er liegt ihr zu hoch, doch ist der Stimme, die allerdings an Kraft sehr verloren hat, die frühere anmuthige Wirkung geblieben.

Neben dem Lobgesang führte der Gesangverein Beethovens Oratorium „Christus am Oelberge“ aus, ein fast vergessenes Werk. Man sagt, Beethoven habe diese Composition, die in seiner besten Zeit, um 1803, entstand, später selbst verworfen. So schlimm wird es wohl nicht sein, doch ist es erklärlich, wenn er in der Periode seiner größeren Entwickelung den „Christus“ nicht sehr hoch stellte. Durch den Text und die Gestalt des Heilandes geht ein weichlicher Zug, der dem Wesen Beethovens sonst ganz fremd ist. Für eine Cantate zu groß, für ein Oratorium zu klein, ist diese Tondichtung ein Mittelding, das sich nicht recht hat geltend machen können, besitzt dabei aber so fesselnde und große Schönheiten, daß wir für die Wiederbelebung erkenntlich sein müssen. Die Ausführung der Solopartieen des Christus und des Seraphs, welche den Chor kaum aufkommen lassen, durch Herrn Gunz und Frau Engel war eine sehr gelungene.

Einigen größeren Instrumentalwerken, die in der jüngsten Zeit zu Gehör kamen, muß schließlich noch ein Wort gewidmet werden. Das Symphonieconcert ehrte das Gedächtniß Marschners durch seine Ouverture zum „Vampyr“; die Wahl war gut, denn diese Ouverture zeigt den Componisten in seiner charakteristischen Weise. Beethovens eroica erhielt eine treffliche Ausführung, bei der aber das Tempo des ersten und zweiten Satzes wohl zu langsam genommen wurde. Vielleicht sollte wieder gut gemacht werden, was an Webers Euryanthen-Ouverture durch übermäßige Eile verdorben war; wir haben das Tempo derselben noch nie so rasch erlebt. Um nun aber nicht zum Schlusse noch ein Aergerniß zu geben, wollen wir mit einem Worte herzlicher Freude über Mozarts dreisätzige Symphonie in D dur heute abbrechen. Haben wir dieses Prachtwerk seit Jahren vermißt, so möge man es nunmehr nicht wieder vergessen.

F. P.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 6. Bremen, 9. Februar. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Flüchtige Eindrücke aus Norwegen.

Von Ad. Seubert.

I.

Der Viken, ein großes norwegisches Schraubenschiff, nahm mich an der Zollbude von Kopenhagen in seinen Schooß. Einige Freunde aus der ewig heitern Dänenstadt kamen noch an Bord, um mir Lebewohl zu sagen. Obwohl geborne Dänen hatten sie mich die leidigen Händel nicht fühlen lassen, welche zwei Völker entzweit, die sich gegenseitig so gut brauchen könnten. Ueberhaupt hatte ich in Kopenhagen nur freundliche Begegnungen gefunden und ganz andere Eindrücke daraus mitgenommen, als ich nach den Beschreibungen anderer Reisender erwarten durfte. Auch hatte ich später noch oft Gelegenheit Vergleichungen anzustellen, die sehr zu Gunsten dänischer Bildung und Liebenswürdigkeit ausfielen. Immerhin mag es sein, daß der Süddeutsche anders sieht und wohl auch anders hier aufgenommen wird, als der Preuße; gewiß ist, daß ich mit starkem Vorurtheil und Unwillen nach Dänemark kam und es mit jener gewissen wehmüthigen Sehnsucht verließ, für welche nur der Portugiese ein Wort hat und die er Saudade nennt.

Schon dampften wir an der langen Linie vorüber, jenem prächtigen mit schwerem Geschütz besetzten Kai, der von der Stadt nach der Citadelle zieht, den nördlichen Eingang in den Hafen vertheidigt, übrigens aber den Lieblingsspaziergang der Kopenhagener bildet. Auf eine Bank hier niedergelassen, schaut man auf die blaue Fläche des Sundes hinaus und läßt die Schiffe des Nordens in unaufhörlicher Parade an sich vorüberziehen — ein unvergleichlicher Anblick! Die wehenden Tücher der Freunde, die Schiffe am Neuholm verschwanden allmälig; wir waren schon dem Stolze Kopenhagens gegenüber, dem Thiergarten, der Meilen weit die Küste mit seinem grünen Gürtel besäumt. Ueber ihn hinweg schaute das freundliche Rococo-Schlößchen Eremitage, wo ich noch vor Kurzem im Schatten herrlicher alter Buchen gelegen und an den rings gelagerten, Kurzweil treibenden Gruppen der Kopenhagener Sonntagsspaziergänger mich erfreut hatte. Undeutlicher ward dann die dänische Küste, und die Blicke wandten sich rechts dem schwedischen Hügellande zu, wo Helsingborg und Malmö herüberglänzten. Dann noch einmal fesselte Hamlets stolzes Schloß, das vielgethürmte Kronborg an der äußersten Ecke Seelands, den Blick; ein letzter Sonnenstreif erhellte die zackigen Zinnen, und so frisch schimmerte die Königsburg herüber, daß man sie noch von dem Geschlechte Hamlets bevölkert denken konnte.

Dann schwand die Küste, und ich wandte mich der Schiffsgesellschaft zu. Dieß ist die Schattenseite nordischer Reisen! Im Süden, selbst in den entferntesten Nestern Italiens und Spaniens, trifft man immer mit Menschen zusammen, die Liebe zur Kunst und Natur hierher geführt, mit Künstlern, mit heitern Touristen aus aller Herren Ländern, mit denen man eine unter der Sonne des Südens schnell reifende Freundschaft schließt und ein paar Tage brüderlich durch die Welt wandert; im Norden sieht man nur Kaufleute, und zwar nicht immer von der interessantesten Sorte, solide langweilige Geschäftsleute, die den Ernst des Nordens in Gesicht, Haltung und Kleidung tragen. Es war auch hier so; wenn ich mich dafür interessirte, konnte ich hören, daß man in Nähnadeln und buntem Luxuspapier schöne Geschäfte nach Norwegen mache, daß die Hamburger nicht mehr das Monopol des nordischen Handels haben, daß auch Preußen seine Handelspioniere aussende, um hier neue Wege zu eröffnen. Gewiß war dieß eine Weile nicht uninteressant, denn auch die Spekulation hat eine gewisse Poesie, aber in die Länge und im Detail war dieß Gespräch doch nicht nach meinem Geschmack; so unterhielt ich mich lieber mit einem russischen Offizier über Thorwaldsens Christus in der Frauenkirche, diesem Höhepunkt christlicher Skulptur. Wir tauschten unsere Bemerkungen: ich hätte nur eine formelle zu machen, die nämlich, daß in der Frauenkirche die Apostel anders standen als in Thorwaldsens Museum, in jener nämlich Paulus und seine Reihe rechts, Petrus links von Christus, in diesem umgekehrt; und doch konnten sie nur für eine Aufstellung componirt sein, und zwar für die der Kirche, wo sie Thorwaldsen selbst gestellt hatte. Woher kam die veränderte Stellung im Museum? Bedeutender war die Bemerkung des Offiziers; sie galt der Auffassung des Christus: ist es nicht weit mehr Christus in der Bergpredigt, sagte er, als der die Nägelmale zeigt? — Das Letzte war von mir in der That gar nicht bemerkt worden, ich hatte nur den Prediger gesehen. Je mehr ich darüber nachdachte, desto weniger konnte ich mich von der Idee losmachen, daß Thorwaldsen einen lehrenden und nicht einen erscheinenden Christus gegeben habe, obschon er das Gegentheil wollte. War die Erscheinung überhaupt ein Vorwurf für die Plastik und nicht vielmehr für die Malerei, und paßte nicht der Prediger besser in die Kirche?

Die Seekrankheit machte unserer Unterhaltung ein Ende. Das Kattegat ist eine böse Gasse; ein so starkes, ruhig und be-

dächtig gehendes Schiff der Viken auch war, die Bewegungen, welche ein beständiger Gegenwind hervorrief, wurden nachgerade unerträglich. Ach, das Meer des Südens ist doch ein anderes! Dort eine blaue, glatte schimmernde Fläche und ein warmer heiterstrahlender Himmel darüber, hier schwere dunkle Wellen, ein bewölkter Horizont, ein kühler fröstelnder Wind. Ich legte mich in meine Koje, die sehr bequem eingerichtet war, versuchte vergebens die verschiedenen Mittelchen, um mein Geschick zu zwingen, und war am Morgen zu elend, um Gothenburg, wo wir anliefen, zu betrachten. Ich sah nur wie im Traum eine Kette von Felsenbergen, die da und dort mit kastellartigen Gebäuden gekrönt waren, und im Vordergrund einen wirren Wald von Masten mit Häusern dahinter. Dann ging es wieder in See! Bald begann die Fahrt durch die Scheeren: ein Chaos von größeren und kleineren Felseninseln, bald mit einzelnen niedern Fichten bewachsen, bald kahl, schwarz, zackig; hie und da ein Fleckchen Grün am Strande, ein hölzernes verrauchtes Fischerhaus darauf, ein einzelner Granitblock mit eisernem Ring zum Anlegen der Boote davor, auf einer Höhe ein optischer Telegraph, ein Leuchtthurm oder Feuerbecken an besonders gefährlicher Stelle, Alles Grau in Grau! Mit Mühe wand sich das Boot durch dieses Felsenlabyrinth; unverwandt blickte der Steuermann nach dem Lootsen auf der Schiffsbrücke, und die Passagiere wurden ersucht, die Gasse dahin frei zu halten, damit jenem keine Handbewegung des letzten entging. Diese Scheeren schneiden, und es ist mit ihnen nicht zu spaßen; haarscharf geht oft die Schiffswand an ihnen vorüber, oft sind sie nur mit einer dünnen Wasserschichte, einer zufälligen Woge, bedeckt und zeigen im nächsten Augenblicke ihre scharfen Zähne. Seit dem Unglück des „Adlers“ sind die Kapitäne doppelt vorsichtig geworden, besonders in dem dicken Nebel, mit dem diese Wasser häufig gesegnet sind. Gegen Abend kamen wir größeren Orten nahe. Boote kamen und gingen mit Passagieren; ich war aber zu seemüde, um die Eindrücke fest zu halten. Am Morgen liefen wir in Christianias Hafen ein, wo uns Regen und Zollbeamte erwarteten.

II.

Ich hatte so viel Schönes von Norwegen gelesen. Die Natur sollte unbeschreiblich reizend und großartig, die Gastfreundschaft eine beispiellose sein. Ich war voll übertriebener Erwartungen, die noch in Kopenhagen durch rückkehrende Reisende genährt wurden, aber wie alle ausschweifende Phantasien an der Wirklichkeit ihre Abkühlung fanden. Die glänzenden Schilderungen, welche man von Norwegen zu lesen und zu hören bekommt, scheinen ihren Grund — abgesehen davon, daß der Reisebeschreiber gerne mit der schönen Farbe der Erinnerung malt, während der Reisende selbst die rauhe Tünche der Gegenwart sieht — hauptsächlich darin zu haben, daß der Norden meistens von Solchen bereist wird, die im nördlichen Flachlande zu Hause sind. Wer vom Süden und selbst aus den Bergen kommt, wer die Schweiz, Tyrol, Savoyen, die Pyrenäen kennt, wird nüchterner urtheilen. Der Maßstab seiner Vergleichung ist ein anderer.

Um ganz aufrichtig zu sein, muß ich bekennen, daß ich auf der Reise selbst Mügge und Andere mit ihren brillanten Schilderungen hundertmal verwünscht und auch sonst nicht einen Reisenden gefunden habe, der nicht betheuert hätte: „Einmal im Norden gewesen und nie wieder!“ Jetzt wenn ich die Erinnerungen wieder an mir vorüberziehen lasse, muß ich mir sagen, daß wir unbillig gegen Norwegen waren, weil uns Widerwärtigkeiten des Augenblicks verstimmten, daß wirklich viel Schönes dort zu sehen ist, wenn man es auch manchmal theuer erkaufen muß, daß man aber wohl thut, nicht mit zu großen Illusionen dahin zu kommen, und daß Redensarten wie: „die Schweiz sei nichts gegen Norwegen“, gradezu abgeschmackt sind. — Mit der Gastfreundschaft ging es ähnlich. Ueberall wo wenig Reisende erscheinen, in den Apenninen, in den iberischen Bergen, auf dem Atlas, ist der einzelne Gebildete glücklich, wenn einmal ein Reisender bei ihm anklopft; er erweist ihm alle mögliche Ehre und wirkliche Freundschaft, denn der Trieb der Geselligkeit und die Sehnsucht, einmal wieder seine Gedanken mit einem Menschen seiner Bildungsstufe auszutauschen, läßt ihm den Fremdling als Bruder und den Tag als Festtag erscheinen; je mehr aber Reisende kommen, desto weniger interessirt sich der Eingeborene für sie, ja zuletzt findet nicht selten das Gegentheil statt. So habe ich auch in Norwegen große Gastfreundschaft, obwohl vorzugsweise von Deutschen, genossen, aber ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, andere Völker, bei denen ähnliche Verhältnisse obwalten, seien weniger gastlich, und der Nordländer mache hier eine absonderliche Ausnahme. Ich wenigstens habe in Italien, Spanien, Portugal, Afrika, bei durchaus fremden Menschen ganz die gleiche Freundlichkeit gefunden. Einige meiner Bekannten hatten in dieser Beziehung geradezu Unglück in Norwegen: man bot ihnen in Häusern, wohin sie empfohlen waren, nicht einmal einen Stuhl an, und sie kamen mit den verwünschten Anschauungen, die sie aus Reisebüchern gewonnen und wonach sie glauben mußten, sie würden in den Gastmählern fast zu Grunde gehen. Diese werden nicht das Beste vom Norden erzählen.

Ich war im Victoria-Hotel abgestiegen, welches noch vor Kurzem der einzige empfehlenswerthe Gasthof war; jetzt ist man im Hotel du Nord vielleicht noch besser aufgehoben. Der quadratförmige, rings von Gebäulichkeiten eingeschlossene Hof mit dem Springbrunnen in der Mitte und den Galerien rund herum, nach welchen die Zimmer gingen, erinnerte lebhaft an den fernen Süden; die gewaltigen Oefen in den Zimmern vernichteten aber diesen Wahn, noch mehr die schweigsam ernste Mittagstafel. Freilich war eben Geistlichen-Versammlung in Christiania, und die vielen Pastoren machten die Physiognomie des Gasthofs noch ernster als gewöhnlich. Man speiste ohne große Unterhaltung, aber materiell um so besser, und las dann die Zeitungen auf der Galerie oder im Cafézimmer; Alles in ruhigem Ernst. Ein Bekannter von mir behauptete, er habe in Norwegen überhaupt Niemanden lachen gehört als sich selber; dieß ist nun nicht wörtlich zu nehmen, aber auffallend trübselig muß dem Südländer die ganze Gesellschaft hier erscheinen. Nicht einmal die Wirkung von Bier und Schnaps vermag eine muntere Abwechselung hervorzubringen, sondern fördert im Gegentheile durchaus unliebenswürdige, ja abschreckende Erscheinungen zu Tage.

Doch betrachten wir uns die Stadt näher. Es ist schwer etwas Bestimmtes über ihre äußere Gestalt zu sagen, mit wenigen Strichen ein festes Bild von ihr zu geben. Die Lage auf einer Landzunge, deren äußerste Spitze die alte Festung Agershuus einnimmt, und den zwei Buchten östlich und westlich dieser Landzunge entlang, giebt der Stadt eine gewisse Excentricität, der ein compacter Mittelpunkt und damit auch ein Anhaltspunkt für die Beschreibung fehlt. Der erste Eindruck von der See aus giebt gleichfalls keine feste Handhabe. Man blickt zunächst auf unansehnliche, gelbangestrichene hölzerne Waarenhäuser und Matrosenwohnungen, hinter denen sich höhere Gebäude mit einigen unschönen Thürmen erheben; weiter im Hintergrunde erscheint das Schloß hoch über der Stadt erhaben in einem grünen Kranze von Gärten; noch weiter rückwärts erheben sich schön geformte Berge, weit hinauf mit Gebäulichkeiten aller Art besetzt. Das ist der Anblick gegen Westen; wendet man sich im Schiffe gegen Osten, so wird man von dem mächtigen Gebirgsrücken des Ege-

berges überrascht, an dessen Fuße das alte Oslo, die erste Ansiedelung in dieser Gegend, erscheint. Bei diesen zwei Bildern bleiben wir immer in der östlichen Bucht, der Björvig oder dem eigentlichen Hafen. Ungleich großartiger macht sich der Anblick Christianias der größeren westlichen Bucht gegenüber, worauf wir noch zurückkommen werden.

Die Hauptmasse der Stadt liegt hinter der Festung, zwischen ihr und dem Hafen; in diesem Theile wollen wir uns zunächst umsehen, obschon es regnet. Es ist gesagt: es regnet! Ich widerhole es mit einem Seufzer, denn dieß ist die größte Schattenseite alles Reisens im Norden. Man versicherte mich zwar, im Juni regne es gewöhnlich nicht, und dieß sei die schönste Zeit zur Bereisung des Landes, was ich hiemit andern Lustragenden gesagt haben will; daß aber jeder Juni trocken ist, will ich nicht verbürgen. Unbestreitbare Thatsache ist, daß jeder Norweger vom Tagelöhner bis zum Staatsrath und vom Knaben von acht Jahren bis zum Greise Inhaber eines oder mehrerer Regenmäntel und eines geölten Regenhutes ist. Ich hatte es Anfangs nicht glauben wollen und von der Möglichkeit geträumt, mit einem harmlosen Regenschirm auskommen zu können, aber bald sah ich, daß dieß ein eitler Wahn war. Der norwegische Regen, — der Himmel weiß, von welchen Richtungen er herkommt, es war mir oft, als schieße er aus dem Boden — er spottet jenes sinnreichen Instrumentes des mittleren Europa. Sein guter Freund, der Wind, versteht es, ihm eine solche Verbreitung über den ganzen Menschen zu geben, daß nur der Guttapercha- oder geölte Mantel und der entsprechende Hut mit Ledergamaschen im Stande sind, uns einigermaßen trocken zu erhalten. Außerdem trägt aber noch jeder ordentliche Mensch in der Stadt auch seinen Schirm und seine Galoschen. Sie etwa bei heiterem Wetter zu Hause zu lassen, ist eine Thorheit, die man nur einmal begehen wird.

Wer in Christiania und überhaupt in Norwegen schöne Architekturen sucht, der verrechnet sich gewaltig. Christiania hat zwar größtentheils breite, regelmäßige Straßen und in einigen auch hohe stattliche Häuser, die wegen der vielen Feuersbrünste aus Stein gebaut werden mußten. Von diesen Häusern aber können nur wenige auf ein geschmackvolles Aeußere Anspruch machen, sie sind fast alle in dem bekannten Kasernenstil erbaut und imponiren nur durch ihre Massenhaftigkeit. Auch die aus Backsteinen aufgeführten Kirchen in einem schüchternen gothischen Stile vermögen nicht jenen tiefen Eindruck hervorzubringen, wie ihre majestätischen Schwestern im Süden. Nur das Schloß, die Universität und einige Landhäuser in den Vorstädten bilden angenehme Ruhepunkte für das Auge. — So wenig anziehend wie die Gebäude ist das Treiben auf der Straße: es ist ein reingeschäftliches, ohne jedoch durch Massenbewegung oder ein lebendiges Tempo der Hin- und Herwandelnden einen Reiz zu gewähren. Ich schritt zunächst durch die Raadhuusgade, in welcher das Hotel liegt, nach der nahen Kirkegade, welche jene und die Stadt ungefähr in der Mitte senkrecht durchschneidet und parallel mit dem Hafen läuft. Sie führt an meistens unansehnlichen Häusern vorüber dem Markte zu, in dessen Nähe die Gebäude größere Dimensionen zeigen, obwohl er selbst größtentheils von niedern Wohnungen umgeben ist. Dort steht auch die Erlöserkirche, im Halbkreis umgeben von der neuen Fleischhalle, die in halbgothischem, halb maurischem Stil aus Backsteinen erbaut ist. Der Markt selbst unterscheidet sich von andern Märkten nur dadurch, daß er mit zahlreichen zweirädrigen einspännigen Karren bedeckt ist, auf welchen die Landleute die Lebensmittel in die Stadt führen. Diese Karren mit den kleinen, häßlichen, aber kräftigen falben Pferden davor bilden eine der Eigenthümlichkeiten Norwegens, auf die ich später zurückkommen werde. Ich bemerke nur noch, daß auf dem Markt auch noch ein- und zweispännige Droschken stehen, welche bei der großen Ausdehnung Christianias und dem Umstande, daß der reichere Theil der Bevölkerung zeitweise auf Landsitzen in der Umgegend wohnt und die Wege nicht überall gut sind, zur Nothwendigkeit werden. Wir wenden uns nun vom Markte links nach der Oestre Gade und von dieser nach der schnurgrade auf das Schloß zuführenden, langen und breiten Karl Johanns Gade, welche übrigens nur auf der rechten Seite mit stattlichen Häusern besetzt ist, während die linke theils von Bauplätzen, theils von öffentlichen Anlagen eingenommen wird. Das Schloß am Ende dieser Straße auf einem weithin gesehenen Hügel macht in der That einen imposanten Eindruck; seine Architektur ist einfach im italienischen Stil mit einem Seitenportal erbaut, jedoch ohne neue Idee, besonders elegante Formen oder auffallend schöne Verhältnisse, aber solid und würdig. Auf dem Wege dahin kommen wir an dem neuen Universitätsgebäude vorüber, welches aus drei Hauptgebäuden im römischen Tempelstil mit Säulenhallen und Treppen besteht, die einen nach der Straße zu offenen Platz einschließen; das schönste Gebäude Christianias, welches sich auch sonst überall sehen lassen könnte. Mit Recht hat man der Universität diesen schönen Wohnsitz gegründet, denn von ihr erwartet man, daß das neue Licht über Norwegen ausgehen soll.

Außerhalb der Linie von der Erlöserkirche nach dem Schlosse beginnen gegen Osten, Norden und Westen die kleinen Wohnungen der kleinen Leute. Ungeachtet der Fremde in Christiania selbst nicht viel zu bewundern findet, ist doch der Totaleindruck einer Wanderung durch die Stadt kein unangenehmer: die breiten wohlgepflasterten, mit Trottoirs versehenen Straßen, die Wasserleitung mit ihren Spuren durch die ganze Stadt hin, die Gasbeleuchtung, die Sauberkeit der Straßen, die wohlgehaltenen Häuser sprechen von einer umsichtigen Leitung der städtischen Angelegenheiten, von Ordnung und Wohlstand. Das ruhige Treiben der Bevölkerung, durch welche sich nur wenige unbewaffnete, durch höchst abgeschmackte hohe und spitzige Käpis bemerkbare Polizeidiener und ebenso wenige, jedoch geschmackvoller gekleidete Militärs bewegen, verbreitet ein gewisses Gefühl der Sicherheit und Behaglichkeit. Aber der Fremde vermißt doch etwas, dasselbe was unsere Leser wohl auch in unserer Schilderung vermissen: einen gewissen geistigen Reiz, etwas das uns anregt, interessirt, spannt, etwas Neues, was wir sonstwo noch nicht gesehen, einen gewissen Charakter, eine gewisse nationale oder örtliche Eigenthümlichkeit, die zu denken und zu rathen giebt. Sprechen wir es mit einem Worte aus: Christiania ist langweilig, sehr langweilig! Es liegt dieß wohl zum Theil darin, daß die Stadt erst im Werden begriffen ist, daß die altnorwegische Stadt verschwunden, die neue gewissermaßen noch nicht recht im Lande zu Hause ist. Der Reiz des zukünftigen Christiania wird in großartigen Bauten am Hafen bestehen müssen, wo jetzt die schönsten Bauplätze von Baracken eingenommen sind; die Architektur vor Allem, die hier von Hause aus eine nicht uninteressante Holzarchitektur ist, wird ihren neuen Charakter durch einige großartige Bauten zeigen müssen. Der zunehmende Handel und Verkehr mit dem Auslande muß dem an sich etwas trägen Wesen des Norwegers einen lebendigeren Impuls geben. Der wachsende Wohlstand wird neue Bedürfnisse schaffen und auch dem Vergnügen eine Bahn brechen, denn der Norweger amüsirt sich bis jetzt nicht, was besonders auffällt, wenn man von dem lebenslustigen Dänenvolk herkommt, welches das Vergnügen mit Leidenschaft, mit einer Art Kunst oder Wissenschaft kultivirt. Der Norweger ist allerdings um so ehrenwerther.

* Englische Dichtungen in deutscher Uebertragung.

Von W. H.

Liebes-Abschied.

Es soll so sein! Leb wohl denn, sei es so!
Noch einen Kuß, nichts mehr! — es ist vorbei.
Und ich bin froh, ja recht von Herzen froh,
Daß ich mein eigen wieder bin und frei.

Der letzte Handschlag tilge jeden Schwur;
Und treffen wir uns einst im Lauf der Zeit,
So zeig' in unsern Blicken keine Spur,
Daß wir vordem geliebt uns — und entzweit.

Jetzt, da der Liebe letzter Athem flieht —
Ihr Pulsschlag stockt; sie schweigt in Todesruh';
An ihrem Sterbebett die Treue kniet;
Die Unschuld drückt ihr still die Augen zu —

Jetzt, da sie schon von Allen aufgegeben,
Willst du —, erweckst du sie zu neuem Leben.

Mich. Drayton.

An den Gürtel der Geliebten.

Was ihren schlanken Leib umwand,
Das schmücke meine Stirn als Band;
Ein Fürst gäb' seine Krone dran,
Wär' ihm erlaubt, was du gethan;

Kreis, drin mein Himmel sich bewegt,
Hag, der mein holdes Reh' umhegt,
— Hoffnung und Liebe, Lust und Pein, —
Du schlossest Alles für mich ein.

Ein enger Kreis; und doch es ruht
Drin Alles, was da schön und gut.
Was dieses Band umfaßt, gieb mir;
Den Rest des Weltalls lass' ich dir.

Edmund Waller.

In Trennung vereint.

(1602.)

Dein Drohen straf' ich mit Verhöhnung,
Abwesenheit,
Trotz Raum und Zeit!
Versuch's! Entfremd' uns durch Entwöhnung
Für Herzen echter Währung
Schafft Trennung Einheit, Zeit Bewährung.

Nennst du ein Weib mit solcher Gabe dein,
So findest du
Der Liebe Ruh';
Zeit, Raum — ist nichts; sie bleibt im Grabe dein.
Wenn fest der Herzen Wille,
Ist Trennung Nähe, Zeit steht stille.

Und was mir Trennung nur erlaubt:
Es hegt versteckt
Und unentdeckt
In stillem Winkel sie mein Haupt.
Dort herz' ich sie und küß' ich sie,
Ist sie auch ferne: nicht vermiß' ich sie.

Dawison.

Stichhaltiger Grund.

Liebe meine Anmuth nicht,
Nicht mein Aug' und hübsch Gesicht;
Lieb' an mir kein äußres Gut,
Auch nicht meines Herzens Gluth;
Denn all das ist veränderlich
Und kann zuletzt uns trennen.
Lieb' als ein echtes Weib mich drum,
Das liebt und selbst nicht weiß warum,
Der Grund bleibt ewig dir, für mich
In Liebe zu entbrennen.

(Anonym.)

Morgen.

Neigt einst sich mein Leben und geht es zu Rande,
Sei dies mir gegönnt vom Geschick:
Ein behaglicher Lehnstuhl, ein Hüttchen am Strande,
Weit über die Wogen den Blick;
Und ein Pferdchen, zu trotten durch Wies' und durch Wald,
Wenn mein Lied fortjubelt die Sorgen,
Das wie Lerchengesang in der Früh' erschallt
Und mich stärkt in der Hoffnung auf morgen.

Vor der Thür eine Laube zum Schutz, wenn es regnet,
Und der Gluth der Sonne zum Trutz,
Ein Gärtchen zum Graben mit Früchten gesegnet
Eine Scheuer den Dreschern zu Nutz';
Eine Kuh zur Milch und ein Hund zur Jagd,
Eine Börse, dem Freunde zu borgen;
Nicht beneid' ich den Nabob um Reichthum und Macht,
Und was sonst ihm bringe der Morgen.

Daß der frostige Nord um die Hütte nicht streiche,
Sei nahe ein Hügel davor,
Und daß Nachts mich süßer der Schlummer beschleiche,
Ummurmle ein Bächlein mein Ohr.
Wenn Frieden und Fülle mein Haus mir beut
Und Freiheit von Krankheit und Sorgen,
Mit den Freunden dann theil' ich die Tafel für heut,
Sie decken die ihrige morgen.

Und muß die gebrechliche Hülle zerstäuben
Nach sechzig Jahren und zehn,
Will nicht ich am Rande des Grabes mich sträuben,
Um auf's neue die Spindel zu drehn.
Mein heitres Gesicht, das der Spiegel mir weis't,
Macht nicht um die Runzeln sich Sorgen;
Der verschlissene Stoff, wenn er heute zerreißt,
Wird ersetzt durch dauernden morgen.

Collins.

* Ein letztes Piedigrottafest in Neapel.

Von C. M. von Sudow.

Ist es wohl allgemein bekannt, daß man zur Zeit der Bourbonen in Neapel die Madonna nicht nur zur Fürsprecherin wählte, zu ihr flehte, vor ihr kniete, sie in Pariser Toiletten hüllte, sondern sie thatsächlich zum Generalissimus der neapolitanischen Armee ernannt hat? Man glaubte sie nicht höher ehren zu können als durch diese Charge, welche Santa Maria di Piè di Grotta bekleidet. Ihr Fest war darum ein religiös-militärisches und nicht nur äußerst charakteristisch für die neapolitanischen Zustände, sondern ein Blatt in der Kulturgeschichte überhaupt. Karl III. hat es gestiftet, der Himmelskönigin zum Danke für den Sieg über die Oesterreicher, denen er seine Krone abkämpfen mußte.

Schon Monate lang vorher dreht sich in Neapel alles um diese Feier, alles sinnt darauf sie zu verherrlichen; am meisten beschäftigen sich der Lehr- und der Wehrstand damit. Die Truppen werden schon täglich darauf einexercirt, man macht ihnen neue Uniformen, jedes Regiment möchte das schönste sein bei dieser Gelegenheit. Ich wollte doch auch die Bekanntschaft der Madonna di Piè di Grotta machen und stattete ihr meinen Besuch ab. Es ist ein unscheinbares Kirchlein, wirklich gewissermaßen am Fuße der Grotte von Posilipo, also nahe dem Grabe Virgil's, dessen

Lorbeer sich jene als grünes Federbüschlein aufgesteckt hat. Man war, als ich in den kleinen Tempel trat, grade daran ihm für den 8. September geschwind noch eine neue Seitenfaçade anzumörteln; — wenn nur alles neu sein kann in Neapel! Auf dem Hochaltar schimmerten flache Blumensträuße von getriebenem Silber, wie zu San Gaetano, eigentlich Basreliefs von Silber; in den anstoßenden Kapellen goldne.

In den beiden ersten Kapellen rechts und links standen große Glaskasten. Den einen bedeckte ein weißer Bettvorhang von zwei Seiten; die mittlere blieb frei und ließ eine schmerzhafte Muttergottes, in Lebensgröße fast, erkennen. Sonst prächtig geputzt in Seidenstoff und lustigen Farben, trug sie auf der Brust, wie ein Schild, ein goldnes, von silbernen Schwertern durchbohrtes Herz. Ihre Taille blitzte von Geschmeide, von ganz modernen Brochen, Nadeln, Spangen und Haken voll Edelsteinen und Diamanten. Das drolligste war, daß sie auf der Seite, wie jede andere wohlerzogene reiche Dame, an goldener Kette eine sehr hübsche neumodische kleine Uhr hängen hatte — als wenn die Muttergottes nicht von selbst wüßte, wie viel Uhr es ist. Auch hielt sie in den Fingerspitzen, gleich einer Stutzerin, ein elegant gesticktes, mit Brüsseler Spitzen garnirtes Taschentuch. Eine andere Madonna in dem zweiten Glasschranke begnügte sich damit, ihre Hand schmerzhaft in die Brust zu wühlen, mit silbernen und goldenen Votiven an rothen und blauen Schleifen über und über belastet.

Je näher die Zeit rückt, desto weniger spricht der Neapolitaner noch von etwas anderem als von seinem Hauptfeste. Selbst Dona Maria auf ihren langsam schleifenden Pantoffeln, die betagtere Ehehälfte des treuen Vincenzio, die sich sonst nur durch eine Scala von einzelnen Tönen verständlich macht, läßt sich herbei, mir auf gut neapolitanisch in dramatischer Weise das Defiliren der Truppen, das Vorbeifahren des „re e di tutta la famiglia" zu schildern oder vielmehr darzustellen; wobei sie mit Arm und Haupt gegen die Wand anrennt, um die Vehemenz des Zugs auszudrücken, und gleich Aeolus die eingefallenen Backen aufbläst, um mir das kriegerische Brausen zu vergegenwärtigen.

Gleich in der zweiten Nacht meiner Heimkehr aus Sicilien, als Fortsetzung der Soldatenscenen auf dem Corriere, tobte eine Militärhölle um uns. Mit Trommeln und Pauken zog es, dem wilden Heere ähnlich, beständig unter meinem Balkon vorbei, weil ringsum die Truppen sich vom Lande herein in die Hauptstadt concentriren. Man sollte viel eher meinen, es gelte einem Kriege als einem Marienfeste. Die beiden letzten Tage vor demselben sind nun vollends bunt, wirklich ein Carneval. Neapel ist noch tosender als sonst, es wimmelt bereits von Auswärtigen. Keine halbe Stunde, wo nicht Truppen mit klingendem Spiele nach allen Richtungen her und hin marschiren. Jetzt die Infanterie, jetzt die Husarengarde, mit gezogenem Säbel, den sie erst an der Ecke wieder einstecken. Bei einigen Regimentern bilden die weißen, kreuzförmig über der Brust sich begegnenden Riemen, auf den blauen Röcken mit ihren rothen Epauletten, in der Masse ein artiges Mosaik. Hinter einem Fußregiment zogen mit langen Stöcken Bauern und Bäuerinnen her, abenteuerliche Figuren, Gott weiß aus welcher fernen Provinz. Riesige Weiber mit weiten Schritten: roth und grüne Faltenröcke hochgeschürzt, schwarzwollene schleierartige Kopftücher, das kurze Mieder ebenfalls weiß, grün, roth, die Strümpfe roth. Daneben Pfaffen, Klosterbrüder in allen geistlichen Trachten und Farben, die Bettelmönche mit ihren langen Bärten. Diese ganze Staffage bewegte sich auf dem Hintergrunde von Meer und Gebirg. Doch kam ein Moment, wo letzteres hinter den Wolkenvorhang schlüpfte und nur ein ungeheuerer Regenbogen sich über all den Schiffen wölbte, als wäre es das Riesenthor, durch welches sie einziehen müßten. Denn wir hatten bei ermattendem, markverzehrendem Sirocco in den letzten Tagen häufig Regen. „Das ist immer zum Feste so", versicherte man mir. Dennoch knallt am Vorabend beim Castel nuovo die schönste Girandola auf, der Mondsichel zum Trotze: ganze farbige Blumenbeete, in der Luft schwebend hoch über dem Ocean, als hätte der Sirocco sie erblühen lassen. Prächtige Equipagen mit goldbetreßten Vorreitern und Kutschern rollen vorbei voll Prinzen oder hoher Offiziere, die roth und goldne Mützen tragen und überall ehrerbietig gegrüßt werden. Man kann sagen, daß der Spektakel in Neapel nicht fehlt, noch weniger als in Paris — und auch hier eben so wenig fehlen darf wie dort. An der brausenden Festlust, an dem hochgehenden Puls des neapolitanischen Lebens bei solchen Galatagen, an der grenzenlosen Schaugier spürt man viele Verwandtschaft heraus mit dem Treiben an der Seine. Eine Aehnlichkeit, die sich in den jüngsten Zeiten immer weiter ausspinnen ließe. Ich bleibe dabei: der Neapolitaner ist der Pariser des Südens.

Der große Morgen bricht an. In aller Frühe zieht unter meinem Balkon das halbe Heer vorbei, Jäger, Schweizer, Garde, die schwere und die leichte Artillerie, Letztere auf Maulthieren, originell anzuschauen, mit ihren für die Gebirge bereiten Tragbahren neben den Kanonen auf Rädern. Alles so proper, nagelneu, in wirklich hübscher militärischer Haltung. Es war nicht leicht durch die Spaliere, welche sich bald nachher aufstellten, auf dem Toledo vorzudringen; allein Neapolitaner sowohl als Schweizer, Gemeine wie Offiziere, wetteiferten in Ritterlichkeit gegen die Forestiera, und so gelangte ich doch auf den Balkon der Corona di Ferro, wo mich meine nordischen Freundinnen erwarteten; zufällig gesellt mit einem netten freundlichen Paare aus der Schweiz, einem Regimentsquartiermeister mit seinem jungen Weibchen, und einem Italiener, so liebenswürdig und schön wie ich noch keinen sah, der wohl auf einem Bilde der alten Meister hätte figuriren können.

Das Defiliren der Truppen nahm kein Ende. Ich ward wie seekrank davon: von lauter Trommeln und Pauken und Gradlinigkeit, weiß und grauen Streifen der Tornister, weißen Lederkreuzen auf der Brust. Auf dieser Halbinsel, wo uns stets so hohe Genüsse von Natur und Kunst, überall das Ideale umgeben, greift dich das Mechanische noch weit mehr an als sonst. Dazu wehte der Sirocco. — Die Brigadegenerale in Silber, die Marschälle in rother Uniform mit Gold ritten nebst ihrem Stabe vor den Schaaren her. Völlig maroccanisch sind die Zimmerleute mit ihren Monster-Bärenmützen, noch mehr die Garde-Musiker, und vor allem die Tambour-Majore. Das ist fabelhaft lächerlich: der eine hatte buchstäblich verschiedene Etagen von Federbüschen, die auf seinem Haupte schwankten, den riesig langen Mann fast in zwei Längen theilend. Warum läßt man ihn nicht lieber auch noch auf Stelzen gehen? Zuerst ein Federbusch, dann ein Kranz von blutrothen Federn, dann wieder ein Federbusch und auf diesem noch ein rother Büschel. Einer dieser Tambour-Majore trug gelbe Husarenstiefel mit Gold, ein Anderer grüne; kurz, was die ausschweifendste Militärphantasie ersinnen kann. Dazu die barbarischen Kupferhörner der Jäger, die Karikaturpfeifchen der Garde — ein Charivari, so trefflich auch die einzelnen Regimentsmusiken sind.

Unter Anführung des Regimentsquartiermeisters eilten wir, weil von vorne die Passage gehemmt war, rückwärts durch einen Knäuel von Seitengäßchen, auch hier ein paarmal in Gefahr durch plötzlich einschwenkende Cavallerie zerstampft oder gegen die Mauern gedrückt zu werden: nach der Riviera di Chiaja in den Palazzo meiner liefländischen Freundinnen, von deren Balkon aus sich ein reiches Festbild entrollte; eingerahmt rechts von Piedi-

grotta, von der Salita di San Antonio mit ihren über den Hügel verstreuten Häusern und Baumgruppen; links vom Pizzofalcone, Castel dell' Uovo. Vor uns das Meer, die Küste von Sorrent, Capri, über einem Gewinde von Wipfeln der Villa reale. Am Gestade Neapels auf der See ein Kranz von Dampfern, mächtige Kriegsschiffe, vielbewimpelt. Zu unsern Füßen hinter dem Gitter der Villa, auf dem Hintergrunde der üppigen Baumpartien, das hellste bunteste Mosaik von Zuschauern, orangefarbene Tücher, weiße Kleider. Unter der Altane in Vogelperspektive die Riviera di Chiaja, auf der einen Seite von Jägern, auf der andern von den Lancieri mit ihren schwarzen Rossen und rothen Fähnlein eingesäumt. Zwischen durch ein Volksstrom, farbig und wechselnd wie auf einem Maskenballe. Mönche in allen möglichen Ordensgewändern, die weiße wie die braune Kutte, Bauernkostüms wie in der Oper, im Ballet. Ein Weib z. B. im weißen Rocke mit gelber Stickerei als Borte und im rothen Mieder; eine andere trägt schwarze Aermel, an der Schulter mit den gleichen Bändern hinaufgebunden, so daß ihr mit weißen Aermeln bedeckter Oberarm vorschaut.

Das war plötzlich ein Zucken, da die erste Kanone von San Elmo brummte, just als hätte man die Menge elektrisirt, ein Zappeln, ein Gewimmel. Bald folgte das Castel dell' Uovo, und dann fingen die Kriegsschiffe an, eines um das andere. Es donnert und raucht über das blaue Meer hin; noch schöner als der sich verziehende weiße Rauch ist das Aufblitzen, das sich unglaublich lang vor dem Knalle einstellt. Bei Piedigrotta bricht sich der Schall, ein dröhnendes Echo. Die Uhlanen sind aufgesessen. Jetzt bewegt sich feierlich, voraus Garde zu Fuß, hinter d'rein die Husarenregimenter, der königliche Zug, zunächst von Chiatamone und S. Lucia*) und der Salita del Gigante: eine unabsehbare Reihe von Staatskarossen, acht- und sechsspännig. Voraus nach spanischer Sitte, der überhaupt das ganze Hofceremoniel folgt, die „coche de etiqueta“, wie man sie bei ähnlichen Gelegenheiten in der „corte“, d. h. in der Residenzstadt Madrid sieht; die goldene Reserve-Staatskutsche, welche von silbernen Basreliefs glänzt und auf der auch weiße Federn schwanken. Alles maroccanisch überschwänglicher Pomp. Kutscher und Lakaien in Galalivree, in rosaseidenen Strümpfen, barhaupt, die Lakaien zu beiden Seiten der Pferde schreitend. Bloß die nebenherreitenden Stallmeister haben ihre goldbetreßten Hüte auf. Das Ganze gemahnt eigentlich mehr wie ein Leichenconduкt, der dem Escorial entgegen zieht. Und wohl war es der Leichenconduкt Ferdinands, und mehr noch der Bourbonen in Neapel! An der eigentlichen Prachtkarosse der Majestäten tänzeln, schweben sechs Läufer voraus, ganz in weißem Atlas mit himmelblauem Sammet; rosa Strümpfe, Atlasschuhe mit Schleifen; silberne Caskets mit weißen Federn. Im Wagen selbst die Königin in einer Toilette von reicher Goldstickerei auf weißem Atlas, vor ihr auf dem Rücksitze ihre Schleppe wie ein Pfauenschweif hingebreitet, auf dem Haupte rosa Federn schwankend. So fährt durch ein sonderbares Fügen die Tochter Habsburgs zu dem Siegesfeste, welches einen Triumph über Oesterreich feiert. Ihr zur Rechten saß der letztverstorbene König in goldstrotzender Uniform. Wir hatten uns auf dem Balkon niedergekauert, um tiefer in den Wagen hineinschauen zu können. So mochten wir, auch schon durch die schwarzen Gewänder, unter den heute sämmtlich rosenroth gekleideten Neapolitanerinnen auffallen. Es behagte ohne Zweifel dem absoluten Herrscher beider Sicilien die „forestiera“ auf den Knieen. Er grüßte mich ganz direct, mich allein, mit dem Kopfe nickend und indem er mit der Lorgnette winkte, ein wenig sultanisch, es ist wahr, allein es lag doch eine Bonhommie darin, eine naive Herablassung. Ich erwiederte, versteht sich, mich neigend den Gruß, obschon es mich wurmte, ich läugne das nicht, mich einer Kniebeugung verdächtigt zu wissen. Er lorgnirte mich mit der Doppellunette; ich gab es ihm mit dem Doppellorgnon tapfer zurück. Er sieht frappant aus wie auf seinem Geldgepräge, auf jedem Piaster, jedem Gran. „Er ist doch wohl gutmüthig!“ äußerte ich. „Wer weiß, wie das despotische Prinzip sich in ihm entwickeln mußte!?“ — Seitdem sagten mir meine Freunde nach, daß ich für den König von Neapel schwärme.

In der nächsten Galakutsche folgte der Kronprinz, der sehr artig und sanft grüßte, bleich und schmächtig aussieht. Er soll viel Aehnlichkeit mit seiner Mutter haben, einer sardinischen Prinzessin — wie wir Alle wissen und Schwester Viktor Emanuels — und wird daher vom Volke geliebt, das sie wie eine Heilige verehrt und mindestens ihre Seligsprechung demnächst erwartet. Man muß gesehen haben, mit welcher brünstigen Andacht es in Santa Chiara den Marmor ihres Sarges, ja nur das Gitter ihrer Gruftkapelle knieend küßt, nicht bloß die Lippen, sondern auch Wangen und Stirne an das Mausoleum legt. Als ich fragte, welcher Heilige hier bestattet sei, entgegnete mir ein vor dem Sarcophag sich beugender Greis: „Maria Cristina, la moglie di nostro sovrano . . . . é in concetto di Santità . . . . ha fatto molti miracoli.“ — Es muß eine sehr gute, schöne Frau gewesen sein. Ihr Sohn, der „principe ereditario“, (jetzt der entthronte König Franz auf dem Quirinale), gleicht ihr nicht nur äußerlich; er ist hauptsächlich bekannt wegen seiner Wohlthätigkeit.

Darauf kamen die Brüder des alten Königs mit ihren Gemahlinnen. Einige kleinere Prinzen saßen in ihren Uniformchen jeder jedesmal allein im Fond des Wagens, die Damen, seine Gouvernantinnen ꝛc. in Hoftracht rückwärts. Selbst die jüngsten königlichen Kinder auf den Armen ihrer Pflegerinnen fuhren nach im Zuge. In allen Karossen der Regentenfamilie saßen die Damen stets auf der linken, die Herren auf der rechten Seite. In den übrigen Staatskutschen hingegen, in denen der Minister, der Generalität, die Damen rechts. Es funkelten die Ordenssterne, die Hofmäntel. Eine der Damen trug einen goldstrotzenden Manteau, Kornblau und Gold auf der einen, Hochroth und Gold auf der andern Seite. Was sah man da für dicke Maccaroni-Gestalten, Frauen sowohl als Männer.

Beim Kanonendonner von den Schiffen fuhr sie so hin die lange Reihe der Galakutschen, am Meere, unter dem still rauchenden Vesuv, und kehrte nach einer halben Stunde etwa in der nämlichen Ordnung wieder zurück von der kleinen Kirche Piedigrotta, welche an diesem Tage kaum den Hofstaat und die höchsten Würdenträger faßt, sonst keine Zuschauer oder Beter. Während sich der Zug heimwärts wandte, rollte er, indem er sich fortbewegte, wie einen ungeheuern Schweif, alles Militär mit sich auf, einbegriffen die Regimenter, welche Spalier gebildet hatten. Einige 20,000 Mann mochten wohl auf den Beinen sein. Ein pompöses Kriegsschauspiel! Unsere Russinnen verschworen sich hoch und theuer, daß es mit nichts sich vergleichen lasse, als mit der glänzenden Entfaltung von Streitkräften der vaterländischen, weltberühmten Heerschau fern im Norden. Die heutige im Süden ist eigentlich nichts anderes als eine Parade vor dem Himmel, eine Inspection durch die Maria.

Und durch welche Scenerie fliegt dies alles, gleich einem gestickten, langwallenden Teppich! — Ein Regenschauer war inzwischen über das ganze Triumphfest gesprüht. Wie trauerten die Läufer und sämmtliche rosa Strümpfe der Lakaien mit dem träufelnden

*) Die breite, von S. Lucia am Arsenal vorüber nach dem königlichen Palast führende Straße nennt sich nach dem Brunnen mit der liegenden Statue des Flußgottes Sebelo, von Cosimo Jansaga. (1635.)

Haare! Wie stürzten Husaren und Uhlanen mit den Pferden hin auf der schlüpfrigen Lava! Wie schlug das Fußvolk hin mit den Bajonetten! Denn gleich einer wilden Jagd ging es zuletzt immer toller und toller; die Letzten hetzen förmlich den Ersten nach. Dazu knallen Böller, den ganzen Tag, und desto mehr, je weiter der Abend vorrückt. Alle Häuser sind voll Gäste von nah und fern, jede Familie vervollständigt sich, alles kehrt zu den Seinen wieder, kampirt diese Nacht bei den Angehörigen: „Es ist ja Piedigrotta!“ Da wird gesotten und gebraten, gegeigt, gesungen und gesprungen. Da glitzern die Juwelen, falsche und ächte, da wehen die Festkleider — wohin man blickt, Rosenroth: „Es ist ja Piedigrotta!“ — Am Schönsten war es freilich, als sich alles verlaufen hatte, der Mond hoch da stand, aus einer dunklen Wolke schauend, und rings um den ganzen Horizont Ein Blitzen zitterte über dem Fluthenspiegel.

Dies war das Piedigrottafest, auf welches sich der Neapolitaner von einem Jahre zum andern freut. Das Fest aller Feste in einer Stadt, wo jeder Tag ein Fest ist. Es sollte mir noch einmal Napoli in seinen grellsten Verirrungen wie in seinem vollsten Zauber weisen, zwischen seiner Hölle und seinem Himmelreich... Wenige Tage später segelte ich zum letzten Male aus dem blauen Golf.

Dies war das Piedigrottafest, in welchem die Bourbons ihren Leichenzug feierten und sich selbst zu Grabe trugen. Darum, wegen dieser historischen Bedeutung, habe ich es noch aufzeichnen wollen. Denn gleich nachher kam das Piedigrottafest wieder, der 8. September, und mit ihm Garibaldi, der an diesem Tage landete mit wehenden Fahnen. Da hat man über den Generalissimus von Italien den Generalissimus der neapolitanischen Armee, Santa Maria di Piè di Grotta, wenigstens damals vergessen.

Alte und neue Musik.

* Robert Schumanns Musik zu Goethe's Faust. Vor einigen Wochen wurde mitgetheilt, daß die Musik, welche Robert Schumann zu Scenen aus Goethe's Faust componirt hat, in Köln zur Ausführung gebracht worden ist, und zwar in einem Gürzenichconcert und unter Mitwirkung von Stockhausen, welcher die Partie des Faust übernommen hatte. Eine nähere Darlegung des Schumann'schen Gedankenganges und der von ihm componirten Scenen ist in der Nr. 3 d. J. abgedruckt. Der Meister hat seine Schöpfung nicht aus einem Guß, sondern nach und nach in großen Zwischenräumen ausgeführt; erst nach seinem Tode wurde sie herausgegeben, auch hier und dort, z. B. in Leipzig, theilweise zu Gehör gebracht. In ihrem ganzen Umfange trat sie aber in Köln zum ersten Male zu Tage vor einer glänzenden Versammlung, welcher die Wittwe des Componisten und eine große Zahl seiner Verehrer beiwohnten, und mit glänzendem Erfolge. Hören wir den Bericht des Professors Bischoff in der Kölnischen Zeitung: Der Eindruck, den die Aufführung auf uns gemacht hat, war im Ganzen und Großen ein so entschiedener, daß wir dieser Schöpfung des Verewigten, die in den letzten zehn Jahren seiner ungetrübten Geisteskraft entstanden, unbedingt den Preis unter seinen Vocalwerken, ja, in einigen Abtheilungen derselben unter allen seinen Compositionen zuerkennen. Wohl kann es uns nicht entgehen, daß gegen die Auswahl der Scenen und gegen die Art der Auffassung des Einzelnen wie selbst ganzer Theile sich gewichtige ästhetische Zweifel und Bedenken regen können; allein wenn wir uns auf den Standpunkt des Componisten stellen und seine individuelle Auffassung einmal gelten lassen, so reißt uns die musikalische Durchführung dieser Auffassung in der That über jene Bedenken hinweg, weil sie in ihren meisten Phasen eine melodische Erfindung und einen harmonischen Reichthum, und in beider Verbindung eine Kraft und einen Schwung der Phantasie offenbart, wie sie nur einem musikalischen Genie gegeben ist, und das ist es, was Schumann von Richard Wagner unterscheidet oder vielmehr unendlich hoch über ihn stellt. Denn nehmen wir auch bei Letzterem seinen Standpunkt an, lassen wir selbst mit gänzlicher Ergebung sein System für den Augenblick gelten, so stößt uns dennoch, wenn wir die Resultate dieser besonderen Kunsttheorie hören, die musikalische Leere, die Abwesenheit aller musikalisch-schönen Gedanken zurück, und die blendende Folie starker und neuer Klangfarben vermag nicht, das Glas, dem sie untergelegt ist, in echte Steine zu verwandeln. Wohl ist es aber wahr, daß auch bei Schumann der musikalische Strom nicht immer ungetrübt und unaufgehalten fließt, daß er selber ihm oft, wie absichtlich, Steine und Felsstücke in den Weg legt, daß man in vielen Stücken mehr studirte Combination als frischquellende Melodie findet, daß da oder dort Rhythmus den Schwung der Gedanken ersetzen soll und die Neuheit seltsamer Harmonieen um den Preis des Wohllautes erkauft wird; allein in dieser Faust-Musik weht ein Geist, der in den meisten Nummern dies alles überwunden hat und der in den größeren Tonbildern, wie in der Scene im Dom, in der Eröffnungsscene der zweiten Abtheilung (Ariel und die Elfen) und vor allen in der ganzen dritten Abtheilung, der Verklärung Faust's, die mit dem Chor: „Waldung, sie schwankt heran“, beginnt, ferner das große Prachtstück: „Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt“ (Nr. 4), und die süßen Melodien des Baritonsolo's: „Herrscherin der Welt“, und „Dir, der Unberührbaren“ (mit Harfenbegleitung und Chor — Nr. 5 und 6) enthält, endlich in dem gewaltigen Schlußchor: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß“ — ein Geist weht in diesen Tongebilden, sagen wir, der in wunderbarer Bewegung die Erinnerung an Beethoven's letzte größere Composition für Chor und Orchester in unserem Gemüth weckt; es wird uns bei vielen Stellen so zu Muth, als müßten wir Schumann's „Unsterblichem“, wie es Goethe nennt, zurufen: „Ja, du hattest ein Recht dazu, dich Beethoven anzuschließen.“ Die Schwierigkeiten der Ausführung sind nicht so groß, wie sie beim ersten Anlauf scheinen. Der Solostimmen sind allerdings viele, sie verlangen aber nicht so sehr Virtuosität als fleißiges Studium, richtige Auffassung und Ausdruck.

* Niels Gade in Deutschland. Vor Kurzem hat der dänische Componist Niels W. Gade, der sich auf einer Reise nach Paris befindet, in Köln einen künstlerischen Besuch abgestattet. Der Männergesangverein begrüßte ihn in einer außerordentlichen Liedertafel mit Gesang und Festmahl; im Gürzenichconcert am 28. Januar dirigirte er die „Frühlingsbotschaft“, die vierte Symphonie in B dur und die neue Ouverture „Michel Angelo.“ Es ist jetzt etwa zwanzig Jahre her, daß Gade in die Reihe der bedeutenden Componisten der Gegenwart eintrat und seinen Weg auf dem Felde der Kunst von Leipzig aus unter dem Schutze Mendelssohns begann. Er steht zu diesem Meister, wie Bischoff in der Kölnischen Zeitung sehr richtig bemerkt, etwa in demselben Verhältniß der Geistesverwandtschaft, wie Marschner zu Weber. Geboren in Kopenhagen am 20. October 1817, trat er früh als Violinist in die Kapelle seiner Vaterstadt ein, wandte sich aber, da der innere Beruf ihn dazu drängte, hauptsächlich der Composition zu und reichte dem Kopenhagener Musikverein, der eine Preis-Ouverture ausgeschrieben hatte, unter den gewöhnlichen Förmlichkeiten, die beobachtet werden, um den Urheber zu verbergen, ein Werk ein, welches der Verein den Preisrichtern Spohr und Friedrich Schneider mit den übrigen eingegangenen zuschickte. Gade's Ouverture wurde als die beste anerkannt (1841); es war diejenige, die unter dem Titel: „Nachklänge an Ossian“ bekannt und beliebt wurde. Mendelssohn begeisterte sich ganz außergewöhnlich für den Autor dieser Ouverture, die er sogleich aufführte. Gleiches geschah bald nachher mit der ersten Symphonie Gade's in C moll. Die musikalische Welt rechtfertigte Mendelssohn's Urtheil. Sie erkannte in Gade's Orchestermusik die Grundzüge des Mendelssohn'schen Stils, aber auch die auf diesen Grund aufgetragenen Eigenthümlichkeiten, namentlich des Colorits, das seinen Werken einen neuen und sehr gewinnenden Reiz verlieh. Der große Erfolg der Symphonie in C moll in Leipzig und Mendelssohn's Aufenthalt daselbst veranlaßten Gade, auf seiner Reise ins Ausland, zu welcher ihm der König von Dänemark eine ansehnliche jährliche Unterstützung bewilligte, sich zunächst nach Leipzig zu wenden. Er brachte dort den Winter von 1843 auf 1844 zu, ging dann nach Italien, kehrte jedoch schon im Herbst nach Leipzig zurück und übernahm die Leitung der Gewandhaus-Concerte während Mendelssohn's Aufenthalt in Berlin und Frankfurt am Main. Im Winter von 1845—46 führte er mit Mendelssohn die Direction gemeinschaftlich. Darauf kehrte er nach Kopenhagen zurück, wo er seinen bleibenden Aufenthalt wählte und als Organist und Dirigent eines Musikvereins einen Wirkungskreis erhielt. In Leipzig war er als Künstler und Mensch sehr beliebt. Man fand — und nicht mit Unrecht — in seinem Profil eine Aehnlichkeit mit Mozart und gab scherzhaft etwas darauf, daß sein Name, wie der Name Bach, durch Noten ausgedrückt werden konnte, ein Scherz, auf den er selbst einging, indem er in der Mitte von zwei sich kreuzenden Notensystemen mit einer einzigen

ganzen Note sich unterzeichnete, welche je nach den verschiedenen vorgestellten Schlüsseln g-a-d-e lautete. — Ueber die auch in Leipzig schon ausgeführte neue Ouverture schreibt Bischoff: Wir glaubten dieselbe zu einem Drama geschrieben, das wir nicht kannten: allein dies ist nicht der Fall, sondern der Componist hat die Ueberschrift „Michel Angelo“ nur als ein Motto, als ein Programm darüber gesetzt. Wir können auch nach Anhörung dieses Orchesterstücks unsere Ansicht über dergleichen Musik, die ihren Inhalt nicht aus ihrem eigenen Wesen schöpft, sondern ihn von außen her nimmt, oder wenigstens hernehmen will, nicht ändern. Aber auch abgesehen von dem historisch-psychologischen Vorwurf dieses Stücks schien uns der rein musikalische Werth nicht so hoch zu stehen, wie in den frühern symphonischen Arbeiten Gade's, den wir — aufrichtig gesagt — in dem Aufwand von Kraftklängen kaum wieder erkannt haben. Wann werden unsere Componisten die Posaunen auf das Maß zurück führen, welches Mozart und auch Beethoven noch zu wahren wußten? Ihre höchst charakteristische und ergreifende Wirkung geht ganz verloren, wenn sie Einem vom Anfang bis zum Ende ins Ohr dröhnen. — In demselben Concert in Köln machte ein junger spanischer Geiger J. de Monasterio außerordentliches Aufsehen. Er ist Schüler de Beriots und besitzt einen schönen und vollen Ton, dabei große technische Fertigkeit. Sein Spiel hat etwas Geniales, das unwillkürlich einnimmt und fesselt.

* Die Familie Karl Maria's von Weber. Unser geehrter Mitarbeiter Karl Seifart in Hildesheim theilt in dem von ihm herausgegebenen „Neuen Kurier“ einige Notizen über die Eltern des Freischütz-Componisten Weber mit. Diese Mittheilungen sind amtlich beglaubigt, indem sie den kirchlichen Protokollen entnommen sind. Es heißt in jener Zeitschrift: In besonderer Veranlassung sind hier in dieser Zeit Nachforschungen nach den Familienverhältnissen Karl Marias von Webers angestellt, welche ein für Hildesheim interessantes Resultat ergeben haben. Wir verdanken diese Ermittelungen theils den unermüdlichen Nachforschungen unseres um die Geschichte der Stadt Hildesheim verdienten Dr. Kratz, theils den unter seinem reichhaltigen Quellenschatze befindlichen Protokollen des frühern Hildesheimischen Domcapitels, ohne welche eine solche genaue Ermittelung gar nicht möglich war, und welche die Biographen Webers in den Stand setzen wird, ihre bis jetzt nur sehr kümmerlichen Nachrichten über Webers Eltern zu vervollständigen. Franz Anton von Weber, der Vater des Kapellmeisters Karl Maria von Weber, Lieutenant in kurpfälzischen Diensten, kam im Jahre 1757 nach Hildesheim und wurde durch die Protection seines Chefs, des Freiherrn Ignaz Franz von Weichs, Herrn zu Sarstedt und Ahrbergen, der Generalmajor über die Garde zu Pferde bei dem Kurfürsten von der Pfalz gewesen war, von dem Kurfürsten Clemens August von Köln, Fürstbischof von Hildesheim aber zum geheimen Rathe und Drosten zu Steuerwalde ernannt wurde, in die fürstbischöflichen Staatsdienste aufgenommen, indem er die Anwartschaft auf des, am 30. September 1757 verstorbenen Hofkammerraths und Amtmanns Johann Ferdinand von Fumetti beide Stellen erhielt. Franz Anton von Weber heirathete am 13. Februar 1758 dessen einzige Tochter Maria Anna von Fumetti, wurde am 12. Juli 1758 als Amtmann zu Steuerwald eingeführt und gleich nachher als Hofkammerrath beeidigt. Derselbe hatte aber von Kindheit auf das ihm angeborne Talent für Musik, besonders für die Geige, gepflegt und bildete dasselbe auch in seinem neuen Wirkungskreise, und trotz seiner Amtsgeschäfte in dem Grade aus, daß er sonderbarerweise die Geige auch auf seinen Spaziergängen bei sich trug, in der freien Natur spielte und dadurch die im Felde arbeitenden Landleute nnd die Wanderer höchlich ergötzte. Als der Fürstbischof Friedrich Wilhelm sich persönlich von seiner Virtuosität überzeugt hatte, ertheilte er ihm den Auftrag, seinen Enkel in der Musik zu unterrichten, welches schmeichelhafte Anerbieten aber derselbe entschieden ablehnte. Seine leidenschaftliche Neigung für die Musik machte ihm wahrscheinlich die trockenen Amtsgeschäfte zuwider, sie wurden vernachlässigt, und es entstand darin eine Stockung, die ihm die Ungnade seines Fürsten und Differenzen mit dem Domcapitel zuzog. Wir finden ihn als Amtmann zu Steuerwald bis zur zweiten Hälfte des Jahres 1767, aber um die Zeit wurde er der Stelle enthoben und legte auch am Ende des Jahres 1768 das Amt als Hofkammerrath nieder. F. A. von Weber lebte dann noch einige Jahre als Privatmann, von nun an sich lediglich der Musik widmend, in Hildesheim bis zum Jahre 1773, wo er als Kapellmeister nach Eutin in Holstein ging. Nach Ausweis der Pfarrbücher von St. Godehard hat derselbe mit seiner Gattin Maria Anna von Fumetti in Hildesheim 8 Kinder, nämlich 3 Knaben und 5 Mädchen erzeugt, doch ist sein berühmtester Sohn Karl Maria von Weber nicht darunter. Dieser wurde vielmehr erst am 18. December 1786 zu Eutin geboren. Unter den 8 in Hildesheim gebornen Kindern führten die 3 Knaben und 4 Mädchen den Vornamen Maria.

* Bremen, 7. Februar. Das Privatconcert am 4. begann mit der dritten Symphonie von Spohr in C moll, welche wir zuletzt gleich nach dem Tode des Componisten hörten. Die Tondichtung verräth zwar in manchen Theilen die Manier ihres Verfassers, zeigt aber denselben von so vortrefflichen und liebenswürdigen Seiten wie wenige andere seiner Schöpfungen. Besonders der zweite Satz mit seiner wunderschönen Instrumentation ist eine Perle der Orchestermusik, der vierte hinsichtlich der Arbeit ein Meisterstück. Die Ausführung zeugte von Sorgfalt und Liebe; hoffentlich begegnen wir der Symphonie bald wieder. Das Orchester gab weiter an diesem Abend die ehernen Klänge der Coriolan-Ouverture Beethovens und den Ruy Blas von Mendelssohn. — Der Gesang war durch Fräulein Jenny Meyer sehr glücklich vertreten. Die Künstlerin, welche wir schon oft zu begrüßen hatten, war ganz besonders gut disponirt, namentlich für die würdevolle Hoheit Händels, dessen prachtvolle Altarie „Er ward verschmähet“ aus dem Messias charakteristisch und innig gesungen wurde. Auch der Vortrag der Arie des Arsaces aus der „Semiramis“ von Rossini war recht gut, eindrucksvoller jedoch der Gesang einiger Lieder von Taubert und Schubert. — Herr Jacobsohn, Mitglied des Orchesters, spielte den ersten Theil des Militärconcertes von Lipinski, ferner ein Wiegenlied von Reber und eine Mazurka von Biernacki. Der junge Geiger steht bei uns bereits durch seine Vorträge im Privatconcert und in eignen Quartettabenden in gutem Ansehen und findet volle Anerkennung für die Tüchtigkeit seiner Technik und die Wärme des Vortrages. Wir müssen jedoch bemerken, daß ein Violinspieler, der so viel Gutes gelernt hat, es für einen Ehrenpunkt halten soll, auch nur Gutes vorzutragen. Das Wiegenlied, das allerdings auch mehr für eine Theegesellschaft als für ein Concert sich eignet, wollen wir hingehen lassen, aber wer in aller Welt hat denn Herrn Jacobsohn gerathen, sich durch die Mazurka zu compromittiren? Wir müssen dagegen protestiren, daß solch Zeug in den Concertsaal gebracht wird. — Vom Theater giebt es so viel zu berichten, daß wir eigentlich heute nicht davon reden dürften, da nur wenig Raum zur Verfügung steht. Allein die Operette „Heimkehr aus der Fremde“ von Mendelssohn, welche am Geburtstage des Componisten gegeben wurde, ist eine zu erwünschte Gabe, als daß wir nicht gleich jetzt ein Wort des Dankes dafür abstatten sollten. Das Liederspiel war im Laufe von nur acht Tagen durch die Damen Dessoir und Carl, die Herren Behr, Wild und Braske einstudirt, wurde aber so sicher und gut dargestellt, daß der Werth vollkommen zu Tage trat. Das Werk ist im Jahre 1829 von Mendelssohn zur Feier der silbernen Hochzeit seiner Eltern componirt, von Geschwistern und Freunden aufgeführt, später bei Seite gelegt. Die Nachkommen des Meisters thaten aber recht, daß sie die Operette herausgaben. Der Text ist allerdings sehr, fast unerhört leer und fade, die Musik aber vortrefflich. Obwohl für kleine Verhältnisse bemessen, besteht diese Musik vor dem künstlerischen Gesetz vollständig. Es ist alles da, was eine Oper ordnungsmäßig haben soll, Ouverture, Sologesänge, Ensemblestücke, sogar ein Finale — alles in Miniatur, aber alles nicht bloß correct, sondern auch hübsch und anmuthig, theilweise reizend und schön. Dabei sind alle Anforderungen an Wahrheit des Ausdrucks und Charakterzeichnung innerhalb dieser engen Grenzen erfüllt. einzelne Nummern sind Cabinetstücke von feinster Arbeit, z. B. das Duett der Mutter und der Lisbeth, das Nachtwächterlied des Kauz und dessen Duett mit Hermann. Ueberall verräth sich die feine, geistvolle Weise des damals erst zwanzig Jahre zählenden Meisters, der später seine außerordentliche Begabung auf höheren Gebieten geltend machte. Sollen wir unter den Darstellenden einen Unterschied machen, so gebührt der Preis Herrn Behr (Kauz), der besonders das Lied „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen“ vortrefflich sang. Ein näheres Eingehen auf die Mendelssohn-Feier müssen wir uns versagen, dürfen jedoch nicht unerwähnt lassen, daß in einer Soiree der Akademie, welche Herr Musikdirector Reinthaler an demselben Abend veranstaltete, ein selten gehörtes Ave Maria für gemischten Chor zur Ausführung kam. Mendelssohn hat dasselbe in Italien componirt; man könnte sagen, es habe einen etwas weltlichen Anstrich, es ist aber durch Melodik und Stimmführung in hohem Grade ausgezeichnet. Man möge es bald wieder zu Gehör bringen. — Anhangsweise ist noch der Athalia-Ouverture Erwähnung zu thun, welche im vorletzten Privatconcert zur Ausführung kam und für das Publikum dieser Abende neu war. Hat sie auch nicht den poetischen Reiz der anderen verwandten Schöpfungen Mendelssohn's, so ist sie doch schön und interessant, besonders in der Durcharbeitung des Allegro. Die Akademie möge diese Athalia-Musik mit ihren prächtigen Chören sich nicht entgehen lassen; die ganze musikalische Ausstattung, welche Mendelssohn dem Racine'schen Trauerspiel hat angedeihen lassen, ist durch ein verbindendes Gedicht, welches den Inhalt der Tragödie wiedergiebt, zu einem Ganzen zusammengeschlossen worden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 7. Bremen, 16. Februar. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Giuseppe Pescatore.

Ein Bild aus der Zeit der italienischen Kunstblüthe.

Von A. von Eye.

In keiner neueren Kunstgeschichte findet sich mehr der Name Giuseppe Pescatores aufgeführt, und doch gehörte er zu Rafaels liebsten Schülern und stand einst Rom bewundernd vor einem Werke desselben. Zwar besaß er die Zuneigung seines Meisters nicht zunächst wegen seiner Kunst; es blieb sogar lange zweifelhaft, ob Pescatore wahren Beruf in sich trage. Er war vornehmer Leute Kind; sein Vater Nicolo und seine Mutter Portia verfolgten beide leidenschaftlich den Aufschwung des Geistes, der durch die schönen Künste und Wissenschaften kurz zuvor in Italien eine Wiedergeburt des geselligen Lebens bewirkte, als diesseits der Alpen deutsches Gemüth und deutscher Charakter eine Reformation der Weltgeschichte begründeten. Von frühester Jugend, recht eigentlich mit der Muttermilch sog Giuseppe den Hauch eines geistig und sinnlich verfeinerten Daseins, wie es nur ausnahmsweise und meistens für nicht lange Zeit in der Geschichte festen Grund erlangt. Er wuchs auf unter den Eindrücken, welche die Wunder Roms auf einen empfänglichen Sinn machen. Die Eltern, welche kein anderes Kind besaßen, freuten sich ihres Sohnes doppelt, als sie merkten, daß dessen Neigung und Anlagen sich mit Entschiedenheit eben dahin wandten, wo sie für ihr eigenes Trachten die Hauptergötzung fanden. Giuseppe freute sich wenig der jugendlichen Gespielen und ihrer Unterhaltung; er weilte fast unausgesetzt in der Nähe der Eltern, und selbst in deren glänzenden Gesellschaften, wo die ersten Geister Italiens sich zusammenfanden, behauptete er sein bescheidenes Plätzchen. Da sah man den Knaben zu Füßen seiner Mutter auf goldbefranfetem Schemel sitzend und mit angehaltenem Athem lauschend, wenn Peter Bembo seine begeisterten Vorträge hielt, obwohl noch kaum ein Wort davon ihm verständlich sein konnte. Am glücklichsten war er, wenn er Vater oder Mutter in die Kirchen oder die Häuser ihrer reichen römischen Freunde folgen durfte, wo in aufgehäuften Kunstschätzen sich dem spähenden Auge überreichliche Nahrung bot. Dann ließ der kleine Giuseppe, die feine weiße Hand in die Seidenfalten der elterlichen Gewandung klammernd, sich nachziehen und wandte das Auge nicht von den Marmorbildern oder den bemalten Wänden und Decken. Was allein der Eltern Freude trübte, war des Sohnes wankende Gesundheit. Sein Wuchs war zwar hoch, aber nicht kräftig; für seine Wangen schien das jugendliche Roth ewig verloren zu sein. Wie oft ruhte der Mutter Auge trübe sinnend auf dem Antlitz ihres Lieblings, als lese sie auf der alabasterweißen Stirne verhängnißvolle Züge; und doch war es, wenn der Knabe das Auge aufschlug, als leuchte ein Feuer heraus, das die Bürgschaft der Unsterblichkeit in sich trage. Eben wegen seiner Kränklichkeit überließ man ihn, was Unterricht und Lehre betraf, auch ganz seinem eigenen Triebe. Zwar hätte man ihn gern zu den ritterlichen Uebungen angehalten, die damals die Bildung des vollkommenen Mannes ergänzten, aber Giuseppe fühlte sich wenig davon angezogen. Er verweilte lieber in Gesellschaft der ausgezeichneten Lehrer, die man ihm gab, und er durfte hierin um so eher seiner Neigung folgen, als zu jener Zeit der wissenschaftliche Unterricht, noch frei von der heutigen Pedanterie und Uebertreibung, das Gleichgewicht zwischen Körper und Geist nicht leicht störte. Seine Lieblingsbeschäftigung aber war das Zeichnen, und er machte darin auch ohne strenggeregelte Anleitung ersichtliche Fortschritte. Daß diese Uebung allmälig allen anderen den Vorrang abgewonnen, bemerkten die Eltern, die auch daran große Freude empfunden, erst, als ihr Sohn mit dem Verlangen an sie herantrat, sich ganz der Kunst widmen zu dürfen.

Zu allen Zeiten hat es für ehrenvoller gegolten, das Schöne zu genießen, als es zu schaffen. — Auch der alte Pescatore wie nicht minder seine Frau waren über das Anliegen ihres Sohnes nicht wenig betroffen. Es hieß, wie es ihnen schien, ihrem Hause einen Flecken anfügen, wenn ein Sprößling desselben, statt die eigenen Säle mit Kunstwerken zu schmücken, für Andere arbeiten wollte. Ohne indeß ihr Mißvergnügen allzusehr merken zu lassen, suchten sie einzulenken, durch Umschweife zu überreden, abzubringen und hinauszuschieben. Aber mit dem Eigensinne eines immer geschonten und verwöhnten Kindes beharrte der Knabe, der eben an der Schwelle des Jünglingsalters angekommen war, auf seinem Vorhaben. Und man sah sich endlich genöthigt nachzugeben, wenn man ernstliche Nachtheile vermeiden wollte. Einmal entschieden, war man auch entschlossen, das Aeußerste zu thun. — Eben damals ging am römischen Himmel, obwohl es diesem auch sonst an Lichtern nicht fehlte, des Urbinaten Ruhm in nie gesehenem Glanze auf. Von dessen Schein ein Strahl auf Giuseppe's Wandel geworfen, mußte viel von dem Dunkel hinwegnehmen, das nach Ansicht der Eltern daran haftete. — Rafael bezeigte in Aufnahme des neuen Schülers mehr Rücksicht auf das elterliche Ansehen, als auf die Leistungen desselben, die immerhin noch zu unbedeutend

waren, als daß er von diesem Grunde aus den angehenden Künstler hätte gern weiter führen mögen. Doch faßte er zu ihm bald Zuneigung wegen seiner anmuthigen Gestalt und seines stillen, bescheidenen Wesens.

Einige Gefreundete der Familie hatten geglaubt, Giuseppe werde einen Widerwillen gegen sein Vorhaben gewinnen, sobald er die Beschwerlichkeiten des Handwerks in der Kunst spüre, wie sie jede Ausübung derselben mehr oder weniger mit sich bringt. Und dieses war mehr noch als heute zu jener Zeit der Fall, wo der Künstler manche Arbeit selbst verrichten mußte, die der neuere vorbereitet findet. Der Maler des 16. Jahrhunderts bereitete größtentheils seine Farben selbst, unterwarf sie wenigstens einer letzten Behandlung; er überzog Holz und Leinwand mit Grund, setzte die Firnisse zusammen, in welchem allem nebst den Vortheilen einer uns leider verloren gegangenen Technik die Ursache liegt, daß die Werke der Blütheperiode bis auf unsere Zeit sich so wohl erhalten haben, während unsere Malereien wahrscheinlich schon nach einem Jahrhundert meistens nur schwarze Flächen bieten werden. — Der angehende Künstler unterzog sich aber mit großer Gelassenheit allen Folgen seines Schrittes. Er vertauschte gleichmüthig die Sammetjacke mit dem Leinenkittel, stellte sich an den Mörser, Schmelztopf und Reibstein, wie es die Gelegenheit mit sich brachte, und fügte sich willig allen Anordnungen des Meisters. Doch wenn einer von dessen übrigen Gehülfen meinte, in seiner vorgerückteren Stellung den Sohn des römischen Patriziers tyrannisiren zu dürfen, dann flammte sein dunkles Auge, und er nahm eine Haltung an, vor der jene gemeineren Naturen nicht Stand zu halten vermochten. Rafael schützte seinen Zögling gegen Unbilden, wie sie stets vorkommen, wenn Jüngere in Gemeinschaft mit Aelteren schaffen, indem er ihn so viel wie möglich in seiner unmittelbaren Nähe behielt, und Giuseppe befand sich ersichtlich auch dort am wohlsten. Gern suchte er seinen Platz hinter dem Rücken des Meisters, wenn dieser arbeitete, und verfolgte oft mit angehaltenem Athem, wie er aus kahlem Grunde das himmlische Leben erblühen ließ.

Es kam die Zeit, daß Rafael eine seiner herrlichen Madonnen vollendete, wie sie noch heute uns einen Gegenstand wahrer Anbetung gewähren. Die Schüler umdrängten das Bild, wie der Meister es zum ersten Male als abgeschlossen den Betrachtenden preisgab. Er beobachtete den Eindruck, den es auf die Umstehenden hervorrief, unter denen auch Giuseppe sich befand. Ein Theil der Blicke glitt auf den schön geschwungenen Linien der Zeichnung auf und nieder; ein Theil verlor sich in das anmuthige Spiel der Farben. Jeder suchte aus dem ganzen Werke heraus, was er eben am meisten für eigene Zwecke brauchte oder woran er am liebsten sich vergnügte. Giuseppe schaute verklärten Angesichts mit vollem Blicke in die Glorie, die still und mächtig von der Leinwand herabstrahlte. Seine Brust war gehoben, ein leises Zittern durchzog seine Glieder; sein sonst so bleiches Antlitz war geröthet, als fühle er Scham, daß er in fremder Gesellschaft dem höchsten Wonnerausche sich hingebe.

Aber auch selbst lernte und übte der junge Künstler sich fleißig und hatte in einigen Jahren sich zu eigen gemacht, was als Mittel zum völligen Ausdrucke des Gedankens dient. Er half seinem Meister bei Ausführung von dessen größeren Arbeiten und bekundete bereits, daß er zu selbständigem Auftreten hinreichend ausgerüstet sei. Doch sorgfältig verbarg er vor den Augen seines Lehrers und seiner Mitschüler Alles, was er selbst entwarf. Er entschuldigte sich stets damit, daß noch ungenügend sei, was er mache, daß er es zeigen wolle, wenn ihm selber etwas gefalle. Man wollte nur bemerkt haben, daß er stets die höchsten Gegenstände der Kunst, vorzüglich die jungfräuliche Majestät der Himmelskönigin zum Vorwurfe seiner Uebungen mache. Man drang eine Zeitlang nicht weiter in ihn, weil man für unangemessen hielt, den durch Kränklichkeit reizbaren Jüngling zu beunruhigen.

Endlich aber drängte sich die Wahrnehmung auf, daß Giuseppe sich innerlich an Gedanken verzehre und daß eine Wendung seines Geschickes, auf welche Weise immer, herbeizuführen sei.

„Geh' zu deinen Eltern!“ sagte eines Tags Rafael in schmeichelndem Tone, „du bist krank, Giuseppe, und wirst sterben, wenn du dir nicht Erheiterung suchst.“

„Ich bin wohl krank“, erwiderte der Jüngling, „aber ich werde nicht eher sterben, bis ich ein gutes Bild gemalt habe. Ich weiß, daß ich nicht eher sterben werde. Kennt Ihr nicht die wunderbare Art der Schmetterlinge? Diese leben auch am Faden der grausamen Knaben fort und sterben nicht eher, bis sie ihrer künftigen Brut ein Nest bereitet.“

Da entschloß sich Rafael, seinen Zögling zu nöthigen, eine eigene Arbeit zu vollenden, um ihn von seinem Wahne zu heilen. — Nicht lange nachher bestellten die Nonnen von Santa Maria in Cosmedi eine Himmelfahrt der Maria, und sie bestimmte er als Preis für Giuseppes Meisterarbeit. Dieser erbleichte, als er den Antrag vernahm. Ein Wort der Entgegnung schwebte ihm auf der Zunge, aber es ward weggerissen im innern Kampfe, der für einen Augenblick seine Züge verwirrte. Er bat endlich gelassen nur um die Vergünstigung, ungestört arbeiten zu dürfen, bis er selbst die Anderen zur Beurtheilung seines Werkes herbeirufen werde.

Von diesem Zeitpunkte an war Giuseppes Aufmerksamkeit allein auf Vollführung seiner Aufgabe gerichtet; ja, er schien der Welt abgestorben, so daß seinem Lehrer selbst Zweifel kamen, ob er wohlgethan, die Schultern des Schwachen mit einer solchen Arbeit zu belasten. Mit ziemlicher Unruhe machte der junge Künstler seine ersten Vorbereitungen; dann arbeitete er still und ernst. Und er arbeitete lange, so daß seine Mitschüler bereits zu spotten anfingen und meinten, man werde wohl nichts zu sehen bekommen; Giuseppe arbeite ohne Zweifel mit überirdischen Farben, die nur die Himmlischen zu erkennen vermöchten. Auch die Besteller des Bildes wurden ungeduldig und wandten sich an Rafael. Dieser schickte sie zu Pescatore, der sie aber mit der Versicherung abwies, er male nicht auf ihre Bestellung, sondern zur Ehre der Mutter Gottes.

Endlich öffnete Giuseppe den Raum, den er so lange gehütet, und Alle verstummten, die bis dahin vorlaute Reden feil gehabt. Nur der bisher schweigend gewartet, der Meister, ward laut. Er zog hingerissen seinen Schüler an die Brust und bedeckte ihm Stirn und Wange mit Küssen zum Zeichen innigster Anerkennung und Freundschaft. — Denn da stand in höchster Schönheit die neuerhobene Himmelskönigin, jungfräulich zugleich und majestätisch, blendend im überirdischen Glanze und doch anziehend durch Demuth und Lieblichkeit. Noch von außen rings gekleidet in niedrige Magdsgestalt, schien der hohe Geist bereits in vollen Zügen das neue Leben einzuathmen und zur Verklärung des irdischen Leibes sich anzuschicken. Während in den Augen der unten stehenden Apostel noch der Blick sich spiegelte, mit dem sie zum Abschiede holdselig die Erde begrüßt, hing ihr Auge bereits engverbunden am ewigen Lichte, das sie bald der trüben Erde in Liebe und Erbarmen wiederspiegeln sollte.

Alle Welt drängte sich herbei, das Werk des neu hervorgehenden Künstlers zu bewundern. Der Ruhm desselben drang bis an die Enden Roms. In feierlicher Prozession ward das Bild an seinen Bestimmungsort getragen und geweiht auf dem Altare aufgestellt.

Von allen Seiten wünschte man Giuseppe und seinen Eltern

Glück. Man hoffte das Größte von der Zukunft des ersteren, und in die Ergebung der letzteren trat zum ersten Male ein Gefühl der Genugthuung und Freude. — Aber der junge Künstler legte von dieser Zeit an Pinsel und Palette nieder. Er begab sich in den Palast der Eltern zurück und sprach wenig mehr von dem, was sonst ihn erfüllt hatte. Er kränkelte mehr als zuvor, zehrte sichtbar ab, und noch war kein Jahr verflossen, als man seine sterbliche Hülle zu Grabe trug. An der Seite des Altars, den seine Hand geschmückt, ward er bestattet.

Eine Zeitlang sprach man noch von Pescatores Künstlerruhm. Dann aber, als dieser keine neue Anregung mehr bot, vergaß man ihn in der Stadt, die damals täglich das Größte und Wunderbarste geboren werden sah. Nur sein Lehrer behielt ihn im Andenken und stiftete seinem Lieblinge ein Denkmal, so schön, wie kaum je ein Anderer es gefunden.

Er malte für die Kirche San Dominico zu Neapel eine Madonna, die, bekannt unter dem Namen „del pesce", gegenwärtig im Museum zu Madrid leider der Mehrzahl der Verehrer zu weit entrückt ist. Die heilige Mutter sitzt thronend mit dem Kinde. An ihrer Seite, auf den Stufen knieend, befindet sich der heilige Hieronymus, der aus einem Buche vorliest. Von der anderen Seite tritt, geführt von einem Schutzengel, ein Jüngling ein, der ebenfalls vor dem Throne der Himmlischen sich auf die Kniee nieder läßt und einen Fisch darbietet. Diese geringe Gabe erhält Werth durch den Blick voll unbeschreiblicher Anmuth, Süßigkeit und Liebe, mit welchem sie begleitet wird. Die Jungfrau nimmt mit holdester Würde ihn auf, der göttliche Knabe wendet sich freundlich ihm zu. — Unter dem Jünglinge erkennt man den alttestamentlichen Tobias; aber es ist gewiß, daß sein Antlitz die Züge des vollendeten Giuseppe verewigt, und in Anspielung auf dessen Familiennamen gab der Meister ihm den Fisch in die Hand.

Giuseppe Pescatore gehörte zu den Erscheinungen, die nur zu gewissen Zeiten die Erde betreten können und die Erde nur berühren, um sie schleunigst wieder zu verlassen. Hervorgegangen, wir möchten sagen erzeugt aus einer geistig auf's Höchste gespannten Stimmung, werden sie sogleich über die Bedingungen des irdischen Lebens hinausgeboren, und schon in ihrem Jugenddasein entfaltet sich, während ihr sichtbares Theil für unser Auge zu verwelken scheint, ihr inneres Leben so rastlos der himmlischen Heimath entgegen, daß es scheinen könnte, sie seien den Bedingungen menschlicher Entwicklung enthoben. Aber es wird ihnen wohl nichts von dem erspart, was uns Anderen aufbehalten ist; nur brennt die läuternde Gluth in ihnen gedrängter und rascher, und sie hängen nicht weniger an unserer Wohnstatt, als wir; denn sie mögen sie nicht verlassen, ohne ein Zeugniß für ihren Durchgang und eine Aussaat zur Ernte nach ihrem Scheiden zurückgelassen zu haben. — Auch unsere Zeit müßte im Stande sein, solche Naturen hervorzubringen. Aber sie würde ihnen wohl eine andere Bahn zur kurzen Bethätigung und ein verschiedenes Lager zum letzten Kampfe bieten.

---

* Eine Epistel des Martinez de la Rosa.

Nach dem Spanischen von F. Ruperti.

Worüber klagt, o Freund, der schwache Mensch,
Wenn seines niedern Zustands er vergißt
Und seine Wünsche dehnt ins Grenzenlose
Gleich einem Meere sonder Grund und Ufer?
Mit Weinen wacht er auf in enger Wiege
Und athmet lange Zeit mit schwerer Mühe,
Daß einer Mutter Sorgfalt seines Lebens
Hinfälligkeit allein vermag zu schirmen.
Gleich einem Traume fliegt dahin die Kindheit,
Und kaum genießt er ihres kurzen Glückes;
Und wenn er nun als Jüngling frisch und stolz
In seines Lebens schönen Frühling tritt,
Da stört er selbst die Blüthenpracht und läßt,
Was er berührt, durch seine Gluth verwelken.
Von Täuschung eilt zu Täuschung er, aus Wahn
Stürzt er in Wahn, er sehnet sich, er seufzet;
Er rennt mit blindem Ungestüm und breitet
Die Arme aus nach manchem flücht'gen Schatten,
Doch will er endlich an die Brust ihn pressen,
Da schwindet er hinweg im Windeshauch.

So zehrt er sein elendes Dasein auf;
Für wenig achtet er die raschen Tage
Und zählt die Sandeskörner dennoch ängstlich,
Die seines Lebens Augenblicke messen.
Da, siehe, naht, von Sorgen und von Schmerzen
Umgeben, schon das Alter langsam sich,
Und wie er weiter lenken will den Schritt,
Liegt vor ihm offen da bereits die Gruft.

Wer in der Welt, nur einen Einz'gen nenne,
Wer mißt den kurzen Raum mit seinen Augen
Und mäßigt seinen Ungestüm, hinschauend
Auf das so nahe düstre Todesziel?
Hin rennen diese blind sich zu zerschmettern,
Und jen' ermuntern sie mit Hand und Stimme;
Es folgen andre, wieder andre drängen
Zurück sie mit Gewalt, um doch am Ende
Gleichmäßig sich mit allen zu verderben.

Es bauet auf den Sand der Mensch sein Glück
Und wähnet doch es sicher und beständig;
Er schaut am unheilvollen Strande nicht
Die Trümmer, die zerschellten Schiffesplanken,
Wie an dem Fuß des glühenden Vesuvs
Stets neue Herde, neue Dörfer stets
Erwachsen aus Ruinen von zerstörten
Und aus der Lava, die sich kaum verkühlte.

Wenn auch das blinde Schicksal wohl einmal
Mit trügerischem Antlitz freundlich lächelt,
Freund, wähne dennoch nicht, daß je ein Mensch
Hienieden ein vollkommnes Glück genießt.
Gewinn ersehnter Güter reizt nach andern
Noch größern die Begierde mächtig an,
Und auf den Gipfel, welchen wir erstiegen,
Folgt gleich ein andrer, der noch höher ragt,
So wie der Wandrer in den rauhen Alpen
Wohl hundert Berge mühevoll erklimmt,
Und glaubt er nun sich nahe schon dem Ziel,
Starrt in die Luft die eisbedeckte Spitze.

Auf schwachem Brett vertrauet sich der Kaufmann
Dem wilden Meere kühnlich; Haus und Herd
Wie Vaterland und Freunde, Weib und Kinder
Bringt er dem Durst nach Goldgewinn zum Opfer.
Nicht schrecken ihn die ungemeßnen Weiten,
Die tiefe See, ein unbekanntes Land,
Und was als sichre Beute ihn erwartet,
Ein zehrend Fieber auf der Unglücksküste.
Er landet, quält sich ab, er unterwirft
Der Sklaven Schaar der tödtlichen Beschwerde,
Und nie gestillt nennt er die Erde geizig
Und schilt als unfruchtbar die reiche Mine.

Auf hohen Thron als Herrscher Griechenlands
Sah Philipps Sohn sich eines Tags erhoben,
Und dennoch fühlt er eng sich und beschränkt
Und dringt erobernd mächtig in die Weite;
Es zittern zwei Welttheile seiner Stimme,
Und hundert Kön'ge beugen ihm die Kniee,
Und schon der Erde Grenzen nahe findet
Er doch genügend nicht den Raum und seufzet.

Doch warum such' ich in dem Strom vergangner
Jahrhunderte nach traurigen Belegen,

Da mit den eignen Augen sie zu schauen
Uns beid' ein hartes Schicksal doch verdammte?
Beim ersten Blick, den wir zur Sonne thaten,
Erbebte bis zum Grund der bange Boden,
Und während uns in frohem Spiel die Kindheit
Hinschwinden sollte, flossen Ströme Bluts.
Vergebens lockte dann das Jünglingsalter
Mit Lieb' und Lust; des armen Vaterlands
Klagende Stimme löschte jeden Funken
Von Freud' in unsrer Brust, und traurig schauten
Wir statt begrünter, friedlicher Gefilde
Von Schwert und Feuer heimgesuchte Gauen.

Und er, der mächt'ge Sterbliche, der damals
In seinem Geist die Weltgeschicke wälzte,
Dem als Entscheider über Tod und Leben
Demüthig sich und bang Europa beugte?
Das Echo seines Namens flog von Land
Zu Land, als kaum noch seine bleichen Wangen
Der Flaum verdunkelt hatte; in den Alpen
Löscht' er die Spuren des Karthagers aus
Und unterwarf im Flug Italiens Gauen.
Dann flatterten am Nilstrom seine Fahnen,
Und durch die Wüsten Syriens ziehend griff er
Kühn nach der Herrschaft selbst des Orients.
Doch rückwärts warf den Blick er in die Heimath,
Die sich in wildem Hader selbst zerfleischte,
Und damals schon versprach das stolze Herz,
Hochschlagend in der Brust, ihm Sieg und Macht.
Er flog dahin, und mit der starken Rechten
Riß er den Wagen von des Abgrunds Rand;
Doch er belud mit Fesseln ihn und Ketten
Und häufte Siegstrophäen hoch darüber.
Auf ihnen thronend sah zu seinen Füßen
Ein blutbeflecktes Diadem er liegen,
Er griff nach ihm, er schlang es um die Stirn
Und schrieb dem bangen Erdtheil die Gesetze.

Jetzt blicke, Freund, nach jenem engen Raum
Des Eilands, das sich wie ein schwacher Punkt
Im weiten, ungemeßnen Meer verliert!
Gewahr' ihn, wie er einsam, unbeweglich
Am öden, felsigen Gestade sitzt!
Der hundert Völker sah zu seinen Füßen
Und hundert Kronen in den Staub geschleudert,
Sieht nun allein die wilden Meereswogen,
Die schwellend, Schaum aufwerfend seine Sohle
Bedräun und für sein abgelegnes Grab
Ihm kaum die arme Ruhestatt vergönnen.

---

* Flüchtige Eindrücke aus Norwegen.

Von Ad. Seubert.

III.

Die Sehenswürdigkeiten Christianias sind nahe beisammen. Oeffentliche Denkmäler, Statuen, Säulen, Brunnen, giebt es hier keine. Norwegen ist vor der Hand kein reiches Land, obwohl es noch ungehobene Schätze genug besitzt. Ueberdieß trägt hier Alles den Charakter strenger Solidität, die zuerst das Nützliche ins Auge faßt; schon die Summen, die für das Schloß nöthig waren, haben nicht gefallen. Ein rangirter Staatshaushalt ist dem Norweger das erste und nächste, und darin hat er gewiß sehr recht. — An Kunstsammlungen besitzt Christiania eine Gemäldegalerie, welche nach dem Katalog 175 Bilder zählt, worunter 19 Italiener, 87 Niederländer, 36 Deutsche, 7 Franzosen, 8 Dänen, 4 Schweden und 14 Norweger. Unter den älteren Meistern sind hervorzuheben: ein treffliches Porträt von Mirevelt, eines von Ravesteyn, ein Fruchtstück von David de Heem und ein Porträt, Friedrich IV. von Dänemark, von Denner; unter den Neueren Sohn's Tasso und die beiden Leonoren und Hübner's Auswanderung. Norwegen selbst hat bekanntlich mehrere tüchtige Künstler aufzuweisen: unter jenen 14 Bildern sind einige vorzügliche Landschaften von Dahl, Frich, Gude und Cappeln. Das Hauptstück aber bilden die Haugianer von Tidemand: in einer geräumigen Bauernstube, die von einem Oberlicht effektvoll beleuchtet wird, predigt ein begeisterter Jüngling, auf dessen schön und edel geformtes Haupt ein Lichtstrahl fällt. Um ihn, der auf einem Schemel steht, gruppiren sich verschiedene männliche und weibliche Anhänger der Sekte, in deren Köpfen sich stille Frömmigkeit, stupider stumpfer Aberglaube, lebendige Schwärmerei, melancholisches Sinnen spiegelt. Hier wie in allen ähnlichen Genrebildern Tidemands tritt uns ein tiefes Gemüth, ein ernstes Wollen, eine süße Trauer entgegen, die uns lebhaft ergreift. — Wenn man aber wegen dieser oder einiger andern tüchtigen Künstler von einer spezifisch skandinavischen Kunst träumt und sich auch in dieser Richtung von Deutschland feindselig abwendet, während doch notorisch die bedeutendsten Maler des Nordens in Deutschland gelernt haben und viele noch dort wohnen, schaffen und ihre Bilder absetzen, so kann dieß nur mit einem Lächeln über diese auf die Spitze getriebene Nationaleitelkeit beantwortet werden.

Es bestand eben eine sogenannte nordische Kunstausstellung, an welcher sich 28 Dänen, 9 Schweden und 23 Norweger betheiligt hatten und welche in der That manche recht brave Bilder aufwies, die aber die deutsche Schule nicht zu verläugnen vermochten. Daß viele darunter nordische Landschaften, nordische Volksscenen und Porträts von Skandinaviern darstellten, kann doch offenbar nicht als Beweis für das Bestehen einer eigenthümlichen nordischen Kunstrichtung gelten: der Gegenstand hat ja noch nie eine Schule begründet, sondern die besondere technische Behandlungsweise und vor Allem der eigenthümliche Geist. Schon der Umstand, daß der größere Theil dieser Kunstwerke aus Landschaften bestand, worunter überdieß ein Dutzend aus Italien und Deutschland, deutet darauf hin, daß sich hier kein besonderer skandinavischer Genius entwickeln konnte, denn das Wiedergeben gemüthlicher Stimmungen in der Landschaft ist nichts Neues. Von großen historischen Bildern aber, wo eine besondere Kunstrichtung am ehesten sich geltend machen könnte, war kaum ein bedeutendes vorhanden. Es bleibt somit das Genre, und hier war eigenlich nur Tidemands verwundeter Bärenjäger, überhaupt das Glanzstück der Ausstellung, von Bedeutung: wir sehen eine ähnliche Bauernstube wie vorhin vor uns, deren Mittelpunkt der sitzende Verwundete einnimmt, um den Mütterlein und Gattin beschäftigt sind. Der Held selbst ist in seinem Wesen jenem Prediger verwandt. Die Frauen in ihrer bekümmerten, vorwurfsvollen Liebe, die Männer in ihrem fröhlichen Stolze, die Buben in ihrer lärmenden Lustigkeit bilden zusammen ein sehr ansprechendes Ganzes, das auf den Titel der Originalität und einer eigenthümlichen Auffassung Anspruch machen kann, welcher zwar die deutsche Gemüthstiefe zur Grundlage dient, die aber noch einen gewissen dem Norden eigenen Anflug von strenger Melancholie besitzt, wie er in den einsam düstern Felsenthälern, an der sturmgepeitschten Klippe des Nordens, wo der Mensch mit der lebenden und todten Natur ringt und ihr oft unterliegt, zu Hause ist. Es ist dieß aber offenbar zu wenig, um von einer skandinavischen Kunst sprechen zu können, wie es damals die Blätter thaten, welche dabei natürlich keine andere Tendenz verfolgten, als die eine feindliche Gesinnung gegen Deutschland zu verstärken.

Diese Kunstausstellung fand in einem Theile der Universität, in so engen, schlechtbeleuchteten Zellen statt, daß man sich kaum darin umdrehen konnte. Die ordnende Hand eines Künstlers scheint hier nicht gewaltet zu haben. Sie wie der Kunstverein,

dessen Lokalität aber die ausgestellten Bilder in einem recht vortheilhaften Lichte erscheinen ließ, waren vom Publikum ziemlich stark besucht. Doch versicherte man mich, daß diese Theilnahme sich selten in einer für die Künstler fruchtbringenden Weise äußere, und daß diese ihre Werke meistens im Auslande absetzen. Auch im Kunstverein fand sich ein ansprechendes Bild von Tidemand: ein sterbender Alter, sowie einige gute Landschaften von Eckersberg und Wexeren, eine Genrestatuette von Glosimodt und ein Paar gute Büsten von Borch und Fladager. Dieser Kunstverein kauft jährlich für etwa 2000 Speziesthaler Bilder, jedoch nicht ausschließlich Norweger, was als ein heroischer Entschluß inmitten mancher engherzigen Anschauungen hervorgehoben werden muß, und verloost dieselben sodann.

Die dramatische Kunst ist in Christiania für gewöhnlich nur durch ein unbedeutendes Volkstheater vertreten, welches von der besseren Gesellschaft kaum besucht wird. Eben jetzt war aber eine Gesellschaft schwedischer Sänger von der Stockholmer Oper da und gab einige Vorstellungen, zu denen man nur mit Mühe ein Billet erhalten konnte. Das Theater ist klein und so spärlich mit Gas ausgestattet, daß über die Zeit des Spiels nur die Bühne erleuchtet ist, während die Zuschauer im Dunkeln sitzen und sich nur in den Zwischenpausen sehen können. Dieß mochte mit zu der Andacht beitragen, mit welcher Lucia von Lamermoor angehört wurde. Die schwedische Sprache mit ihren sonoren Klängen, welche zum Theil an das Italienische erinnern, eignet sich übrigens trefflich zum Gesang. Die Hauptpartien waren auch wirklich gut vertreten, namentlich zeichnete sich die Primadonna sowohl durch Spiel als Gesang aus. Ich hatte das Vergnügen, die ersten Mitglieder dieser Gesellschaft, welche auch in den benachbarten Orten Vorstellungen gab, in einer Privatgesellschaft deutsche Lieder von dem in Christiania lebenden trefflichen Componisten Arnold in großer Vollendung und mit einem warmen Gefühl vortragen zu hören und mich dabei zu überzeugen, daß auch diese Kunstgattung ihre Hauptnahrung aus dem gering geschätzten Deutschland zieht.

Was von der Kunst gilt, kann auch von der Wissenschaft behauptet werden: die nordische Gelehrsamkeit steht nicht auf eigenen Füßen, obwohl es hier einzelne sehr bedeutende Gelehrte giebt. Deutschland ist ihre Wiege, ihre Heimath. Abgesehen davon, daß noch jetzt deutsche Gelehrte in Christiania wirken, schauen auch die Andern nach dem Lichte deutscher Wissenschaft und stehen mit Deutschland in enger Verbindung. — Die interessanteste wissenschaftliche Sehenswürdigkeit Christianias ist die zoologische Sammlung der Universität. Ich rathe Jedem, auch dem der keine Specialkenntnisse mitbringt und sonst keinen rechten Sinn hierfür hat, eine Wanderung durch die dem Publikum geöffneten Säle dieser Sammlung zu machen. Sie ist besonders reich an Fischen und Vögeln. Norwegen ist angefüllt von diesen liebenswürdigen Sängern; überall begleiten sie den Reisenden die Straße entlang auf Zäunen und Hecken, im Felsenthal und auf dem Wasser, und lassen ihn den Mangel an Menschen vergessen. Hier paradiren sie in ihren verschiedenen bunten Röcken auf's Neue vor ihm. Unter den jagdbaren nimmt das Schneehuhn den ersten Rang ein; dieser Vogel verändert mit der Jahreszeit sein Kleid, von blendender Weiße bis zum vollständigen Braun, nur die Flügel bleiben immer weiß. Er ist hier in allen Nuancen seiner Uniform zu sehen. Eigenthümlich ist die Aufbewahrungsart kleinerer Seethiere, Reptilien rc.: um nämlich ihren zarten Körper in dem Weingeist beisammen und stramm zu erhalten und doch von allen Seiten zu zeigen, sind gläserne Stäbchen hindurch gesteckt; die Fläschchen selbst aber stehen im Kreise auf drehbaren Cylindern, wodurch der Beschauer sie durch eine leichte Handbewegung von jeder Seite betrachten kann. Die Cylinder lassen sich wieder etagenweise abnehmen. Die Sammlung ist noch nicht ganz vervollständigt, weil die Mittel natürlich nicht sehr reich fließen, der Weingeist hier sehr theuer ist, aber die ganze Einrichtung ist bequem für das Publikum und im Einzelnen sehr sinnreich. Besonders zu rühmen ist aber die Artigkeit, womit die der Anstalt vorstehenden Gelehrten die Fremden herumführen.

Der botanische Garten hat eine prachtvolle Lage auf einem sanft ansteigenden Hügel im Südosten der Stadt, so daß man von dort über sie, den Hafen davor und die Berge dahinter eine köstliche Aussicht genießt. Die Alpenflora ist hier besonders reichlich vertreten; im Uebrigen sind die Pflanzen nach dem System von Linné und Decandolle eingetheilt. Ausgedehnte Räumlichkeit und günstige geschützte Lage zeichnen den Garten aus, der zugleich ein für Norwegen so nöthiges landwirthschaftliches Versuchsfeld enthält. Die schönen Alleen mit Ruhebänken locken das Publikum herauf, welches so unwillkürlich veranlaßt wird, nebenbei den Blick auf die umgebenden Pflanzen zu werfen, ihre Namen zu entziffern und so sich gewissermaßen spielend mit der Botanik zu beschäftigen.

IV.

Die Umgebungen Christianias nach allen Richtungen hin sind lieblich und anziehend. Wie könnte es auch anders sein? Die Bilder, die sie gewähren, sind ja aus den Kapitalstücken einer Landschaft zusammengesetzt; aus Wiesen mit dem hellen saftigen Grün des Nordens, aus dunklen Wäldern, zierlichen Landhäusern, Bergen mit den kühnen mannichfaltigen Formen des Urgesteins und endlich dem prächtigen blauen Meer mit seinen rührigen Seglern und Dampfern. Es war ein heiterer Sonntagnachmittag, als wir auf dem Drammen-Wege hinausfuhren; die Fahrt ging durch ein Hügelland an größeren Gütern und Gärten vorbei, aus deren Baumkronen da und dort Landhäuser theils im italienischen Villenstil, theils in Form eleganter Schweizerhäuser emportauchten. Neben uns her wanderten Leute der niederen Volksklassen dem Vergnügungsorte Frederiksborg zu. Sie waren anständig gekleidet, trugen aber eine gewisse Verdrossenheit auf den Gesichtern. Von dem Mittelstande kamen Einzelne im Wagen oder zu Pferde, selten zu Fuße vorüber. Welch' ein Contrast gegen das bunte, lustige, jagende Gewimmel aller Volksklassen aus den Thoren Kopenhagens! Es war, als ob diese Leute erst lernen müßten, wie sie sich zu amüsiren hätten. Ein Gatterthor, das wir in der Weiterfahrt passiren mußten, ward von einer armen Frau mit einigen Kindern geöffnet, die bettelte. Ein seltener Fall in Norwegen! Ich bin in den sechs Wochen, die ich in dem Lande zubrachte, nur zweimal angebettelt worden; gewiß ein ehrenvolles Zeugniß für ein Land, welches arm ist und die Polizei so gut wie gar nicht kennt, wo also die Zurückhaltung des gemeinen Mannes nicht der Furcht vor der Obrigkeit, sondern einem gewissen Selbstgefühl zugeschrieben werden darf. Allerdings war dieß zur Sommerzeit; im Winter, dem bösen Feinde der Armen, mag es auch anders sein.

Wir waren bisher ziemlich dem Meere entlang gefahren, nach welchem sich ab und zu anmuthige Blicke eröffneten; jetzt bogen wir links nach der Ladegaardshalbinsel, auf welcher Frederiksborg und Oscarhald, zwei Hauptzielpunkte der Christiania-Sonntagswanderer, liegen. Die ganze Halbinsel bildet eine liebliche Mosaik von Wiesenthälchen und Waldhügeln, mit einzelnen Höfen dazwischen. Frederiksborg selbst ist eine neuentstandene Industrie, eine blasse Kopie der Kopenhagener Tivoli's und Alhambra's. In einigen Bretterhütten tanzten die niederen Klassen beiderlei Geschlechts, Andere saßen an Tischen und tranken. Es sah aber eher aus, als ob die Sache später in Trunksucht und Händel, als

in einer fröhlichen Unterhaltung endigen würde. — Wir hielten uns hier keinen Augenblick auf, sondern bogen links nach Oscarhald, einem Lustschlößchen im englisch-gothischen Stil mit Thurm und Terrasse davor, umgeben von Blumengärtchen und Promenaden, die mit niederem Tannenwald eingefaßt sich bis zum nahen Felsenufer hinab erstrecken. Herrlich ist die Aussicht von der Terrasse über den Trogner Kil, eine weite Bucht, nach Christiania hinüber mit seinem ganzen großartigen Hintergrunde. Auf der äußersten Linken steigt mit dazwischen gestreuten Landhäusern ein grünes Stück Wiese, Garten und Wald bis hinauf zu den Bergen des Hintergrundes, von wo die umfangreichen Gebäulichkeiten der Irrenanstalt, ein Werk des verdienten Architekten Schirmer, wie ein stattliches Kloster herüberschauen; dann folgt hoch über der Stadt stolz und frei das königliche Schloß, ein Stück Stadt schließt sich an und bildet den Uebergang zu den Bastionen der Festung Agershuus; rechts hinter dieser endlich erhebt sich der bewaldete Egeberg. Den Raum dahin aber füllt das blaue Meer aus, mit einzelnen kleinen Dampfern, mit vorüberhuschenden kleinen Segelschiffen und zahlreichen gefüllten Ruderbooten, die ihre Last am Fuße von Oscarshald oder weiter rechts bei Frederiksborg absetzen. Oscarhald ist eine Schöpfung des verstorbenen Königs Oscar und seiner Witwe. Wenn jener hier wegen seiner Rechtlichkeit und Menschenfreundlichkeit in guter Erinnerung steht und schmerzlich vermißt wird, so hat sich diese die allgemeine Achtung durch die aufopfernde Liebe zu ihrem Gemahl erworben, von dessen Bette sie in seiner letzten Krankheit nicht wich und dem sie selbst Tag und Nacht unverdrossen alle Dienste der barmherzigen Schwester leistete. Die Königin Witwe ist jetzt die populärste Persönlichkeit im Norden; der Norweger schwört nicht höher als sie. Es scheint auch, daß die hohe Frau den republikanischen Charakter des Volkes richtig zu behandeln weiß; ihre Hofetikette ist nicht beengend, und an ihre königliche Tafel werden keineswegs nur hohe Würdenträger, sondern auch Kaufleute und andere Bürger geladen. Der Adel gilt hier überhaupt nicht viel; der Norweger bildet sich im Gegentheil nicht wenig darauf ein, daß er keinen Adel habe; ich glaube, es besteht überhaupt nur eine einzige eigentlich norwegische Adelsfamilie. Natürlich giebt es aber deßhalb doch hier wie auf der ganzen Welt eine Aristokratie, und Richter, Pröbste, große Kaufherren und reiche Bauern wissen gerade so wie anderswo einen Unterschied der Stände geltend zu machen und werden von den Niedern gerade mit denselben Augen betrachtet wie anderswo der Adel.

Oscarshald besitzt außer seiner reizenden Lage und Umgebung noch einen künstlerischen Magnet. Der getäfelte, in gothischem Stil erbaute Speisesaal des Schlosses zu ebener Erde ist nämlich mit schönen norwegischen Landschaften geschmückt, über welchen sich das ganze Leben des Norwegischen Bauern von der Geburt bis zum Grabe in einer zusammenhängenden Reihe von Genrebildern entfaltet. Der liebenswürdige Tidemand hat diesen glücklichen Gedanken des Königs Oscar ausführen dürfen und seine Aufgabe trefflich gelöst; er hat sein ganzes reiches und tiefes Gemüth in diese heimathlichen Scenen gelegt. Besonders reizend fand ich die Mutter, die ihre Mädchen lehrt, den romantisch-nächtlichen Fischfang, den Hochzeitszug und endlich jenes ergreifende Schlußbild, die einsamen Alten, ein altes Paar, dessen Kinder in die Welt hinaus geheirathet und die nun allein in ihrem Holzhause sitzen, der ehrwürdige Alte die Bibel vor sich und dem greisen, strickenden Mütterchen vorlesend; man hört seine Stimme, den monotonen Schlag der Wanduhr und empfindet die ganze Vereinsamung des Paares. — Leider soll dieser poetische Fleck in einem sonst ziemlich prosaischen Lande wegen der Kostspieligkeit seines Unterhalts jetzt verkauft werden.

Ein anderer lohnender Ausflug von Christiania für solche, die das Land selbst nicht weiter hinein bereisen wollen, ist die Fahrt nach Maridal oder richtiger Maritdal. Wenn Oscarshald einen Begriff oder den Anflug eines Begriffes giebt von dem Reiz der norwegischen Küste, so erhält man in Maritdal einen Vorschmack von der Natur des Binnenlandes. Die Fahrt dahin geht auf dem rechten hochgelegenen Ufer des Agershuus Elv, an dessen Gestaden sich zahlreiche Fabriken an einander drängen, unberechtigte Unternehmungen in einem Lande, dem es an Menschen und Kapitalien, den zwei Hauptbedingungen des Fabrikbetriebs, fehlt. Nach einem kurzen Gang durch einen dünnen Fichtenwald stehen wir plötzlich an dem einsamen blauen See von Maritdal, mit seinen Inselchen, kaum von einem Segel belebt und von dunkeln Waldbergen beschattet. Wenden wir uns von hier rechts nach Christiania und dann wieder links durch Gerölle und niedern Tannenwald nach irgend einem der Sommerhäuser am Bergabhang, so belohnt uns eine überraschende Aussicht über Stadt und Meerbusen von Christiania auf der einen und die stillen, waldbekränzten Wasser des Sees von Maritdal auf der andern Seite. Manche Einwohner von Christiania bringen in den einfachen Landhäusern dieser Waldabhänge oder auch in der weiter unten gelegenen Kaltwasserheilanstalt, die ein treffliches Trinkwasser besitzt und mit das Ziel der Sonntagsausflüge der besseren Klassen bildet, den Sommer zu, der übrigens auch in Christiania nicht unerträglich ist und reichliche Abkühlungen durch norwegische Regen bietet.

V.

Nach den Schilderungen von Mügge, Moritz und Anderen machte ich mich auf furchtbare Gesellschaftsschlachten und Niederlagen unter den Fahnen des Bacchus gefaßt. Ich war entschlossen, die Ehre des Südens zu retten und möglichst lange auf dem Wahlplatze auszuharren. Mein Heldenmuth ward indessen auf keine so schlimme Probe gestellt. Ich hatte zwar die Ehre, die Liebenswürdigkeit verschiedener Häuser zu erfahren, allein es kam nie zur Schlacht, höchstens zu einem Vorpostengefecht. Die norwegische Gesellschaft der Hauptstadt ist von der des übrigen civilisirten Europa nur in sehr wenigen Dingen verschieden.

Der Gang der Gesellschaft ist der gewöhnliche: Thee mit musikalischer oder anderer Unterhaltung und dann Souper. Die musikalische Unterhaltung war lediglich deutscher Natur, die übrige drehte sich um Politik und Nationalökonomie, wobei Norwegen die Hauptrolle spielte. Ich muß gleich hier hervorheben, daß der Norweger sehr stolz, ja eingebildet auf die Vorzüge seines Landes ist; wenn er auch mit Schmerzen zugiebt, daß nicht Alles vollkommen ist, so weiß er doch der Vortrefflichkeiten genug geltend zu machen. Alle Völker sind mehr oder weniger für ihre Einrichtungen und Sitten eingenommen; wenn dieß in Norwegen besonders hervortritt, so mag es daher rühren, daß der Norweger ein derber Natursohn ist und seine Nationaleitelkeit in etwas ungenirter Weise kund giebt. Ich will auch nicht läugnen, daß er Ursache hat, sich manches Vorzugs zu rühmen, wobei ich seinen geregelten Staatshaushalt obenan stelle. Wenn er aber auf Deutschland herabsehen zu können glaubt, so kann man solcher Ueberhebung nur mit einem Lächeln begegnen. Wirklich unangenehm fiel mir eine gewisse, ganz unmotivirte Gehässigkeit gegen Deutschland auf, die aus der entschiedenen Parteinahme für Dänemark entsprang. Ich hatte dieß in Dänemark selbst nicht empfunden; der Däne ist zu fein, um dieß den Fremden fühlen zu lassen; der Norweger macht weniger Umstände. Aber Norwegen, das der langen Dänenherrschaft nur ein Zurückbleiben in allen Zweigen der Civilisation verdankt, aus dem es sich kaum herauszuarbeiten anfängt, hat wahrlich keine Ursache für Däne-

mark zu schwärmen, und noch weniger gegen Deutschland feindselig zu sein, das ihm nie etwas gethan hat. Wenn Dänemark ehedem schlechte deutsche Beamte ins Land schickte und diese manches Verkehrte begingen, so trägt doch Deutschland wahrlich nicht die Schuld daran. Dieses spitzige Wesen mag in früheren Jahren nicht so hervorgetreten sein; auch versicherten mich hier ansässige Deutsche, daß das Leben für sie früher weit angenehmer gewesen sei, während sie jetzt von skandinavischer Anmaßung Manches auszustehen hätten. Es ist diese feindselige Stellung um so beklagenswerther, als die Familienverwandtschaft der skandinavischen und germanischen Völker von Hause aus eine intime ist und beide in einer engeren politischen Verbindung nur gewinnen könnten: wir durch die skandinavischen Flotten Schutz zur See gegen Frankreich und England, sie durch unsere Armeen Schutz zu Land gegen Rußland, das man im Norden mehr fürchtet und haßt, als man bei uns weiß. Die Norweger selbst gaben deutlich zu verstehen, daß die Niederlage der deutschen Waffen in Italien und die moralischen Niederlagen Preußens vor der öffentlichen Meinung Europa's, dessen schwankende, behutsame Politik eine gewisse Mißachtung Deutschlands im Norden hervorgerufen. Würden sie uns fürchten, so würden sie uns auch achten.

Am widrigsten und beschämendsten ist für den Deutschen die Wahrnehmung, wie der Deutsche selbst im fremden Lande so leicht den deutschen Charakter auszieht. Hier geborene Söhne von Deutschen brüsten sich damit Normannen zu sein und sehen mit Geringschätzung auf das Land ihrer Väter. Dieses leichte Fahrenlassen des großen Vaterlandes läßt zwar freilich auf eine geringe Kenntniß desselben schließen, aber es erklärt sich zum Theil doch aus der traurigen Rolle, die Deutschland gegenwärtig spielt. — Kehren wir in das Gesellschaftszimmer zurück und führen wir unsere Dame zu Tische, auf dem neben den gewöhnlichen süßen und sauren Gaumenreizen der Fisch eine Hauptrolle spielt. Bald kommen die Toaste in französischen und spanischen Weinen. Der Herr des Hauses erhebt sich und trinkt uns ein Willkommen in Norwegen zu. Mügge räth bei dieser Gelegenheit eine Gegenrede auf Norwegen und seine Fürtrefflichkeiten zu halten. Ich finde dieß sehr unnöthig, der Deutsche braucht den Norweger, der sich ohnedies so sehr zu schätzen weiß, durch servile Unterordnung nicht noch aufgeblasener zu machen. Man kann artig sein, ohne sich etwas zu vergeben, und so trinken wir lieber auf die Gesundheit der Dame des Hauses. Ein zweiter Herr spricht nun unsern Namen aus und erhebt sein Glas; wir folgen seinem Beispiel, denn diese altdeutsche Sitte des Zutrinkens ist uns nicht unbekannt, unsere Studenten und Bauern im Süden halten sie eben so fest wie die gute Gesellschaft im Norden. — Nach Tische schüttelt man sich die Hände und bedankt sich bei Herrn und Frau vom Hause für das Genossene: Tack for mat! (Dank für die Speisung), etwas naiv, aber ehrlich gemeint und ganz wie in unsern guten alten Bürgerhäusern. — Nun kommt ein Stück schlechter englischer Sitte, die uns weniger behagt — man kopirt hier überhaupt die Herren Engländer in ehrfürchtiger Demuth! Die Herren begeben sich nämlich nach einem Nebenzimmer, die Damen bleiben zurück. Was diese thun, weiß ich nicht, jene fangen an zu rauchen, trinken Grog, politisiren, erzählen pikante Geschichtchen und trinken wieder. Nach einem Stündchen der Plauderei trennen wir uns in aller Solidität und mit dankendem Gemüthe für die gute Straßenbeleuchtung Christianias, auch zur Nachtzeit.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Erzählungen und Novellen. 2 Bde. Von A. Glaser. — Skandinavische Reisebilder in Versen. Von H. Lembcke. — Weltbürger und Patriot. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von L. Eckardt. — Imma. Trauerspiel in 5 Akten. Von E. Kieckebusch. — Die Kunst und die Künstler des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Von A. W. Becker.

* Unter den Büchern, deren baldiges Erscheinen angekündigt wird, sind historische Erinnerungen aus dem Mittelalter von Brachvogel und ein Roman „Peter Paul Rubens“ von Sternberg. Auch Tizian ist zum Mittelpunkte eines historischen Romans gemacht worden, mit dem W. Bergmann beschäftigt ist.

* Geographische Mittheilungen. Herausgegeben von August Petermann. Gotha, J. Perthes. 1862. — Das erste Heft des neuen Jahrgangs enthält einen weiteren ausführlichen Bericht über die neuerdings so viel besprochene Heuglin'sche Expedition nach Inner-Afrika. Petermann hat jüngst in Gotha einen ausführlichen Vortrag über diese Angelegenheit gehalten und seitdem im Feuilleton der Kölnischen Zeitung abdrucken lassen. Heinrich Barth bleibt bei seiner Befürchtung, daß Heuglin seine eigentliche Aufgabe vernachlässige. Das Heft der Mittheilungen enthält ferner Dr. A. Roscher's Tagebuch über seine Reise nach dem Lufidji, 6. Februar bis 24. März 1859; über die meteorologischen Beobachtungssysteme zu maritimen Zwecken, vorzugsweise zur Vorherbestimmung stürmischen Wetters, so wie über deren Bedeutung für die Seeplätze, von Dr. M. A. F. Prestel, ferner Arbeiten über den Flächeninhalt der österreichischen Länder nach ihrer gegenwärtigen administrativen Untertheilung; über die Gebirgspässe Graubündtens und der Eisenbahnstrecke zwischen der Schweiz und Italien und über die Lage der alten Städte von Tripolitanien. Drei Kartentafeln enthalten: die physicalisch-statistische Karte von Ungarn, Galizien, Siebenbürgen u. s. w. Maßstab 1 : 3,700,000; den Canton von Graubündten und Profil der Graubündtner Gebirgspässe und eine Skizze der tripolitanischen Küste mit der Lage der alten Städte. — Ueber das kürzlich herausgekommene Buch „Reise in das Innere von Algerien durch die Kabylie und Sahara“ von Dr. Max Hirsch (Berlin, Hirsch) sagt die Kölnische Zeitung: Es reiht sich den Schriften von Dr. Buvry und K. M. von Weber über Algerien an, auch gehört sie nicht der jüngsten Zeit, sondern datirt schon vom Jahre 1855 her. Indeß der Verfasser, der es weniger auf Schilderungen, als auf die Befolgung des Spinoza'schen Satzes, „weder weinen noch lachen, sondern verstehen“ abgesehen hat, wie er im Vorworte bemerkt, hat nicht ganz Unrecht, wenn er die Verspätung der Herausgabe damit entschuldigt, daß sich in den Verhältnissen Algeriens in den letzten Jahren nur Unwesentliches verändert habe. Sein Buch, das im Ganzen den Stempel des treuen und unbestochenen Beobachters trägt, ist voll von Belegen zu dem Satze, daß die Franzosen sich wohl aufs Erobern, nicht aber aufs Colonisiren verstehen. Experimente sind so häufig, wie wirkliche Erfolge selten! Algerien war unter Louis Philipp ein Kriegslager, unter Napoleon wurde es ein großes Exercir- und Abhärtungsfeld für die napoleonischen Cohorten und eine Sinecure für Marschälle wie Pelissier, der ein tapferer Degen ist, aber die Verwaltung der Colonie, so weit sie nicht rein militärische Zwecke betrifft, höchst cavalierement treibt. Sicherheit von Leben und Eigenthum ist unter dieser Militärdictatur jetzt vorzüglich geschützt, im Uebrigen aber stockt und modert die Colonisation, und nur einzelne Erwerbszweige, wie z. B. der Oel- und Orangenbau, haben sich namhaft gehoben.

* Die schöne neue Ausgabe sämmtlicher Werke Beethovens wird von Ferdinand Hiller warm empfohlen. Er sagt: Das Vorhaben der um die Kunst wahrhaft verdienten Verlagshandlung ist um so mehr anzuerkennen, als die Auspicien, unter welchen die neue Ausgabe ins Leben tritt, in kaufmännischer Beziehung nicht gerade die günstigsten sind. Seit Jahren haben sich große und kleine Musikalien-Verleger der Compositionen Beethovens bemächtigt und zwar natürlich vorzugsweise derjenigen, welche der Dilettantenwelt, dem eigentlichen musikalischen Lesepublikum, die zugänglichsten sind. Die Clavierwerke des großen Meisters sind in unzähligen Ausgaben verbreitet, von welchen zwar nur wenige das Verdienst haben schön zu sein, von welchen keine wahrhaft correct ist, welche aber, zum Theil durch außerordentliche Wohlfeilheit mit Recht sich eine große Verbreitung verschafft haben. In letzterer Beziehung kann eine Ausgabe wie die von Breitkopf und Härtel unternommene natürlich nicht mit den in Rede stehenden concurriren. Abgesehen von den Kosten des Stiches sind diejenigen sehr bedeutend, welche bei einer kritischen Ausgabe die nöthigen Materialien und die künstlerischen Kräfte veranlassen. Indessen ist der Preis in Hinsicht auf das, was geboten wird, doch möglichst niedrig, auf die

Hälfte des gewöhnlichen Musikalienpreises gestellt, und es sind dem Publikum dabei manche andere Vortheile geboten. So namentlich der, aus den verschiedenartigen Compositionsgattungen, welche Beethoven kultivirte, sich die auswählen zu können, die einem anstehen. Die Werke für Pianoforte, für Streich-Instrumente, für Gesang 2c., werden in einzelnen Serien ausgegeben, und es steht Jedem frei, ohne weitere Verbindlichkeit nur auf einzelne derselben zu unterzeichnen. So sei denn das herrliche Unternehmen allen Künstlern und Liebhabern, allen Vereinen und Schulen bestens empfohlen. Concertgesellschaften werden nicht versäumen dürfen, sich in den Besitz der Orchesterwerke zu setzen und ihre Dirigenten von den unbequemen und so merkwürdige Fehler enthaltenden früheren Ausgaben zu befreien. — Quartettvereine werden über manche Unbegreiflichkeiten, die sich in die früheren Editionen eingeschlichen, sehr befriedigende Aufschlüsse erlangen, und die Pianisten jeden Ranges und Geschlechtes dürfen sich freuen, ihre Lieblingssonaten aus Exemplaren spielen zu können, welche keine falschen Noten zulassen, als die, welche der Ausübende selbst hinzubringt.

* Ein Oratorium „Belsazar“ von Karl Reinecke befindet sich unter der Presse. Durch den Stern'schen Gesangverein in Berlin ist ein neues Requiem von Friedrich Kiel aufgeführt worden und hat ganz außerordentlichen Eindruck gemacht. Ein Kritiker meint, seit dem Requiem von Cherubini sei ein so bedeutendes Werk dieser Gattung nicht mehr geschrieben.

σ Auf der Dresdener Hofbühne sind am 12. Februar zwei Novitäten in Scenen gegangen: erstens „Im Vorzimmer“ von Rud. Hahn, ein Dramolet in einem Akt, dem ein genügendes dramatisches Motiv abgeht und das nur wegen Dawisons meisterhaften Spiels beklatscht wurde. Sodann „Der letzte Brief“, nach dem Französischen bearbeitet von Theodor Gaßmann, ein spannendes Intriguenstück, das beifällig aufgenommen wurde, obgleich die Katastrophe sich auf ziemlich unwahrscheinliche und gesuchte Weise löste.

* Der seit langer Zeit schweigsame Bauernfeld hat ein neues dreiaktiges Lustspiel „Melampe“ dem Wiener Burgtheater eingereicht.

* Ignaz Castelli. Der Veteran der Wiener Schriftsteller, Ignaz Castelli, ist im Alter von 82 Jahren am 5. Februar in Wien gestorben. Er war zwar schriftstellerisch noch in der allerletzten Zeit gelegentlich thätig, doch liegt die Zeit, wo er eine Stellung einnahm, weit zurück. Das fällt zusammen mit der nun vergessenen Blüthe der Almanache und Taschenbücher, in denen er eine große Rolle spielte. Er ist auch der Verfasser des Textes zu der bekannten Oper „die Schweizerfamilie“ von Weigl. Castelli war geboren in Wien am 6. Mai 1781 und vollendete dort seine Studien, worauf er im Jahr 1801 die Stelle eines Praktikanten bei der landesfürstlichen Buchhaltung erhielt. Als im Jahre 1805 die Franzosen in Wien einrückten, erhielt Castelli den Auftrag, als ständischer Lieferungscommissär nach Purkersdorf abzugehen. Im Jahr 1809 zum Secretär ernannt, dichtete Castelli mehrere Kriegs- und Wehrlieder, welche ihm den Haß der Franzosen derart zuzogen, daß er im „Moniteur“ öffentlich in die Acht erklärt wurde. Castelli entkam glücklich der Gefahr, indem er sich nach Dotis in Ungarn begab. Im Jahre 1811 wurde Castelli als Hoftheater-Dichter angestellt, welche Stelle er jedoch im Jahre 1814 wieder aufgab. Im Jahre 1839 wurde Castelli zum Doctor an der Universität zu Jena ernannt. Bald darauf trat er als Landschafts-Secretär in Pension und zog sich nach Lilienfeld, wo er sich angekauft hatte, zurück. Dort verweilte er auch während des stürmischen Jahres 1848. In den letzten Jahren verkaufte er seine Besitzung und kehrte nach Wien zurück, wo er sich stets mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Die Stadt Wien verlieh ihm im Jahre 1835 das Ehrenbürgerrecht. Seine letzten Stunden waren ganz schmerzlos. Erst vor kurzem äußerte er gegen einen Freund, daß er sich in seinem hohen Alter einer Seelenruhe und Zufriedenheit erfreue wie sonst niemals, und daß er sich nur von dem Gedanken an seinen baldigen Tod beunruhigt fühle. Ein Fall veranlaßte eine gefährliche Operation, welche er nicht überstand. Die letzte Krankheit dauerte nur drei Tage.

* Bremen, 12. Februar. Im gestrigen vierten Symphonieconcert hörten wir nach einer Pause von mehreren Jahren Robert Schumanns Ouverture, Scherzo und Finale. Das ist in Gedanken und Form eine der besten Tondichtungen Schumanns, entstanden in seiner glücklichsten Zeit, frisch, gesund und natürlich. Das Scherzo wird zwar von manchem anderen Satze gleichen Charakters hinsichtlich des leichten Flusses und der originellen Färbung übertroffen, doch ist es gleich der Ouverture und dem Finale trefflich gearbeitet. Zu diesem Werke Schumanns gesellte sich Beethovens große Leonoren-Ouverture nebst der Mehulschen zum „Josef in Egypten“; endlich Haydns Symphonie in Es mit dem variirten Andante, in welchem Herr Concertmeister Böttjer das Violinsolo spielte. Das Programm war also ein vorzüglich gutes, die Ausführung unter Leitung des Herrn Musikdirectors Reinthaler sorgfältig und bis auf einige Fehler bei den Bläsern glücklich. Doch schien es uns, als wäre das Orchester von einer kleinen Schlaffheit, die in dieser concertreichen Zeit sehr natürlich sein würde, beschlichen, nicht so lebendig und gut gestimmt wie sonst wohl. Auch meinen wir, das Tempo der Mehulschen Ouverture sowie der Introduction und des vierten Satzes der Haydn'schen Symphonie hätte um etwas beschleunigt werden können. Doch soll darauf kein großes Gewicht gelegt werden. Im nächsten Privatconcert am 18. Februar kommt eine neue Symphonie von Reinthaler, das erste Werk des Componisten auf diesem Felde, zu Gehör Nach der ersten Probe erwartet man viel Gutes von dieser Symphonie.

Zur lyrischen Poesie.

* Aus dem Elsasse. Gedichte von Friedrich Otte. Neue Auswahl. St. Gallen. Verlag von Scheitlin und Zollikofer. 1862. — Wie es in Trümmer sank, dies alte herrliche Reich, einst das herrlichste von allen, das deutsche Reich! Von Verlusten, von Stößen, die das gewaltige Gebäude in seinen Grundvesten erschütterten, hat kaum einer das Nationalbewußtsein schwerer verletzt, als der Raub des schönen Elsaß. Daß man diese Schmach ungestraft hingehen ließ — ein Fluch der unseligen Vielherrschaft, die unser Vaterland zum Spielball und zum Gespött der Völker gemacht — mußte den Deutschen die Hoffnungslosigkeit ihrer politischen Zustände sonnenklar machen; darum rings Apathie, höchstens gestört durch Regungen niederer Selbstsucht, rings, da Alles zerbröckelte, ein Chaos von Schutt und Staub, in welchem das nationale Ehrgefühl derselben so gründlich verloren ging, daß es erst zehnjähriger Drangsale blutiger Fremdherrschaft bedurfte, bis es wieder sich fand. Kaum erwachte das deutsche Volk aus seinem Todtenschlafe, da begehrte es den geraubten Schatz zurück, doch umsonst: Die Fürsten wollten's nicht, und noch heute ist das Elsaß französisch, und noch heute grollt jedes treue Herz in deutschen Gauen solchem Verhängniß. Allein fast zweihundertjährige Lostrennung hat deutsche Sitte, Sprache, deutsches Wesen im Elsaß nicht unterdrücken können. Politisch uns entfremdet mag der dortige Bruderstamm sein; im Uebrigen hält er noch treu zu uns. Als einen Beweis davon, als einen warmen Brudergruß empfangen wir die angezeigten Gedichte von Friedrich Otte. Achtdeutscher Geist weht in diesen Liedern, kein Hauch von Franzosenthum ist darin zu spüren. Friedrich Otte (pseudonym) ist als Dichter schon seit einer langen Reihe von Jahren thätig — das als ältestes bezeichnete Gedicht der Sammlung trägt die Jahreszahl 1837 — und dieser Name hat guten Klang in der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. Die vorliegende Sammlung enthält im ersten Buche „Vermischte Gedichte“, in denen sich viel Schönes findet. Gedankentiefe, Gemüth waltet überall; wenn in einigen, wahrscheinlich Jugendgedichten, die Form nicht ganz rein ist, so erklärt sich das wohl aus dem Umstande, daß der Verfasser aus Pietät sich scheute die kleinen Härten auszumerzen. Das zweite Buch bringt Sonette: „Elsässische Denksteine“, die durch Formenschönheit ausgezeichnet sind; allein trotzdem muß der dritten Abtheilung: „Episch-lyrische Gedichte“, der Preis zuerkannt werden. Friedrich Otte ist vorwiegend Epiker; manche seiner Balladen und Romanzen sind meisterhaft. Nur zuweilen, scheint es uns, war er nicht glücklich in der Wahl seines Stoffes. Die Localsagen dürfen nur mit Vorsicht verwandt werden, nur wenn sie durch ethischen Gehalt allgemeines Interesse beanspruchen können. Die Behandlung der Sagenstoffe im vorliegenden Werke ist jedoch fast ohne Ausnahme, selbst wo das Sujet weniger zusagt, gelungen, die Darstellung plastisch, die Sprache markig. Als besonders hervorragend müssen wir bezeichnen: „Ein Sohn'“ „Freinersberg“, „Der fahrende Schüler“, „Das Todtengericht“, „Das Agnus Dei“ und „Der Weiberkrieg von Buchsweiler.“ Das dritte Buch ist überhaupt auch dem Umfange nach das größte, da es mehr als die Hälfte der ganzen Sammlung einnimmt. Die Stoffe der Balladen sind durchweg deutsch, kein einziger der französischen Geschichte entnommen, und in keiner Zeile ist eine Verherrlichung der sogenannten „großen Nation“ zu finden, die an der Spitze der Civilisation einherzuschreiten behauptet. Von dem Flitter des neuen Imperialismus ungeblendet, hat unser liebenswürdiger Dichter sein Herz deutsch bewahrt, wie die trefflichen Stöber, die auch aus dem uns entfremdeten Elsasse so manches kräftige, kernige deutsche Lied zu uns über den Rhein erklingen ließen. Friedrich Otte ist in jeder Beziehung würdig, als Dritter in ihren Bund zu treten. Ihm, dem deutschen Dichter im französischen Elsaß, freundlichen Gruß und herzliche Anerkennung. Es ist ein Trost für jedes vaterländisch gesinnte Herz, zu sehen, wie deutsches Wesen überall, wo es sich findet, energisch sich zusammenrafft und feindlichen Elementen trotzt, wie im Elsaß, so in Schleswig-Holstein, wie in Rußlands Ostseeprovinzen, so im fernen Nord- und Südamerika.

W.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hulfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 8. Bremen, 23. Februar. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Der letzte Hexenproceß in Hildesheim.

Von Karl Seifart.

„Scribere plura libet, sed pondere lassa catenae
Est manus."

Wenn dich einmal zur Sommers- oder Frühlingszeit dein Weg in die alterthümliche Bischofsstadt Hildesheim führt, mein Leser, so wirst du, falls du eben auf einer Vergnügungsreise begriffen bist, es nicht bereuen, einige Ausflüge in die romantischen Umgebungen der Stadt zu machen. Besonders lohnend ist eine Wanderung nach dem etwa drei Stunden entlegenen Wohldenberg, von dessen waldumrauschten Ruinen herab dein Blick ein leise wallendes Meer herrlicher Buchenwaldungen und reiche, lachende Fluren durchschweift, welche mit freundlichen Dörfern, Schlössern, Klöstern und Weilern übersäet sind. Der Hauptthurm oder „Bergfried" des Schlosses Wohldenberg ist in neuerer Zeit angemessen restaurirt, seine guten Treppen lassen ihn leicht besteigen, und zu ihm wendest du deine ersten Schritte, wenn du dich in dem benachbarten, gut bestellten Wirthshause von deiner Wanderung erholt hast.

Als ich an einem schönen Tage des verwichenen Sommers den Thurm bestieg, fand ich den untern Raum von einer fröhlichen Zechgesellschaft, die sich dort Tische, Stühle und Getränke hatte hinbringen lassen, besetzt, und der Schall lustiger Lieder durchdröhnte die uralten Mauern, in welchen noch so mancher Stein sitzt, der dieselbe Stelle einnimmt, die er einnahm, als hier die Seufzer der Gefangenen und das Schmerzgeschrei der Gefolterten laut wurden.

Das hat man von dem Durchstöbern der vergilbten Bücher und Papiere, daß einem so mancher schöne Fleck Erde im lieben Deutschland durch die Erinnerungen an dort begangene Barbareien und Unmenschlichkeiten vergällt wird. So wollte mir auch dort auf dem schönen Wohldenberge trotz aller lustigen Lieder, die ich hörte, und trotz der schönen Landschaftsbilder, die mein Auge durchstreifte, ein hier unter grausamen und empörenden Umständen eingeleiteter Justizmord nicht aus dem Sinn, von welchem ein Stoß gelb gewordener Akten erzählt. Dieser letzte hier im Hildesheimischen geführte Hexenproceß, welcher mit der Verurtheilung eines rechtlichen Mannes und Familienvaters endete, macht einen um so empörenderen Eindruck, als er in eine Zeit fällt, in welcher man von der Kultur und Aufklärung der Richter schon mehr hätte erwarten können. Schon hatten die englischen Vorläufer der Encyclopädisten ihre menschenbefreiende und menschenbessernde Thätigkeit begonnen, schon waren auch bei uns in Deutschland die vorgeschrittenen Kulturbedingungen gegeben, welche es möglich machten, daß ein Lessing unter uns erzogen werden konnte. Die Akten des Processes selbst sind bereits in besserem Stile geschrieben und logischer gehalten, als die mit dem unsinnigsten Wust durchflochtenen Akten des vorhergehenden Jahrhunderts, und eingestreuete, elegante französische Phrasen erinnern an die von Frankreich ausgehende und damals Europa durchwandernde Feinbildung, welche freilich einen sehr zweifelhaften Werth hatte.

Lassen wir nun unsere Akten*) aus der „guten alten Zeit" reden: Unterm 20. Juli des Jahres 1715 erließ die fürstliche Regierung zu Hildesheim an das Amt Wohldenberg folgendes Rescript: „Wir sind benachrichtigt worden, daß ein gewisser Rademacher, wohnhaft im Dorfe Ringelheim, welcher sich nebst Frau und Kindern jetzt in das Amtsdorf Sillium begeben haben soll, der Zauberei verdächtig ist, inmaßen er einen gewissen Knaben, welcher sich noch zu Ringelheim aufhält, zu solchem Laster verführt haben soll. Da nun höchst nöthig ist, dieserhalb genaue Nachricht und behufige Indicien amtshalber einzuziehen, so wird Euch hiemit aufgegeben, solches fördersamst zu bewerkstelligen, auch zu solchem Ende dem Amtmann zu Liebenburg davon Kundschaft zu ertheilen, damit dieser gleichfalls seines Orts unverweilt das Erforderliche vornehme, namentlich den obengenannten Knaben gehörig examinire und dem Befinden nach gefänglich einziehe. Sollet Ihr einige zulängliche Indicien zur Hand gebracht haben, solchen Falls soll gedachter Rademacher auf dasiges Amt zur Haft gebracht, auch dessen Frau, wofern sie des Lasters mitschuldig wäre, mit eingezogen werden. Wir erwarten, daß Ihr hierunter behutsam zu Werke gehen und die Sache ihrer Wichtigkeit nach wohl überlegen werdet und sind Euch u. s. w. Hildesheim, den 20. Juli 1715. Zur churfürstlichen Stift-Hildesheimischen Regierung verordnete Präsident, Vice-Canzler und Räthe."

In Folge dieses Rescripts wurde vom Amte Wohldenberg am ersten August 1715 der Regierung berichtet, daß der Rademacher Christof Voges aus Ringelheim, welcher sich nebst Frau und Kindern bei seinem Vater in Sillium aufhalte, sofort

*) Wir folgen, um den Leser nicht mit ermüdenden Weitschweifigkeiten zu behelligen, einem getreuen Auszuge der Akten, welchen der Landdrostei-Registrator Meese im Jahrgang 1850 des landdrosteilichen Amtsblatts veröffentlichte.

verhaftet und wegen des angeschuldigten Lasters in Untersuchung gezogen sei. Auch der im obigen Rescripte erwähnte Knabe, der dreizehnjährige Sohn des weiland Kesselhändlers Heßeler in Ringelheim, sei auf Requisition des Amtes Wohldenberg auf dem Amte Liebenburg vernommen.

Mit dem Berichte wurden die meist Suggestivfragen enthaltenden Protokolle über die beim Amte Wohldenberg geschehene wiederholte Vernehmung des Voges und über die beim Amte Liebenburg erfolgte des Knaben Heßeler der Regierung vorgelegt. Daneben wurde auch angezeigt, daß des Inquisiten Frau bislang nicht sonderlich mitschuldig erscheine und dieselbe deßhalb nicht gefänglich eingezogen sei. Ferner, daß der Vater des Inquisiten beim Amtmann erschienen sei und unendlich viel darüber „lamentirt“ habe, daß sein Sohn in ein solches Unglück gekommen sei. Eides und Pflicht halber habe das Amt indeß noch zu referiren, daß des Inquisiten Großmutter von mütterlicher Seite, die alte Hartmann zu Sillium, nicht ganz unverdächtig wäre, „denn fast Jedermann scheine auf deren Hof zu gehen und mit ihr zu conversiren“ (!).

Durch den jugendlichen Bösewicht Heßeler war nun laut der obengedachten Protokolle hauptsächlich folgendes ausgesagt: Er heiße Johann Daniel Heßeler und werde künftigen Michaelis 13 Jahr alt, sein verstorbener Vater wäre ein Kesselhändler gewesen und seine Mutter wohne nebst seinem jetzigen Stiefvater zu Ringelheim. Vor längerer Zeit habe er seinen Eltern etwas Geld aus einer Kiste gestohlen und zur Eröffnung der Kiste von dem Rademacher Voges zwei beschriebene Zettel erhalten. Rademacher habe ihm bei Behändigung der Zettel gesagt, er solle dieselben in das Schlüsselloch der Kiste stecken und die darauf geschriebenen Worte aussprechen; außerdem solle er sagen „de Düvel regiert.“ Diese Vorschrift habe er befolgt und dadurch die verschlossene Kiste sofort geöffnet. Außer jenen Zetteln habe ihm auch Voges eine Giftkruke zum Behexen der Kinder und eine andere mit häßlichen Sachen gefüllte Kruke mit dem Bemerken gegeben, daß, wenn er die Kunst nicht mehr gebrauchen wolle, er mit dem Inhalt der letztgenannten Kruke sich die Hände waschen solle. Außerdem habe ihn Voges lehren wollen, aus einer Schlange eine Bratwurst und aus einer Eidechse einen Fisch zu machen; ferner den kleinen Kindern lebendige Dinger in den Leib zu hexen. Der Ort, an welchem Voges dieses gesprochen und ihm die Zauberzettel gegeben habe, sei eine ganz finstere Kammer in Voges' Hause gewesen. Einige Zeit nachher habe ihn auch Voges gewarnt, ferner die Zauberzettel zu gebrauchen, da solches die Patres sehen könnten.

Die Aussage des beschuldigten Voges lautet dagegen im Wesentlichen folgendermaßen: Er heiße Christof Voges, sei dreißig Jahre alt und aus Sillium gebürtig. Es sei ihm bekannt, daß der Heßeler seinen Eltern einiges Geld entwandt und mehreren Personen in Ringelheim von diesem Gelde Geschenke gemacht habe. Es wären von dem Heßeler auch ihm einige Thaler geschenkt, doch habe er diese gleich nachher an die Eltern desselben zurückgegeben. Alle Angaben des Heßeler indeß hinsichtlich der Zauberei seien durchaus unwahr und rein erfunden.

Nach dem Eingange der diese Mittheilungen enthaltenden Aktenstücke bei der Regierung wurden von dieser zwei Commissarien, die Hof- und Regierungsräthe Lammers und Schiller, nach dem Amte Wohldenberg zur Fortsetzung der Untersuchung gesandt. In den hierauf am 12. und 13. August 1715 von diesen Commissarien vorgenommenen, umständlichen Vernehmungen des Voges und des inmittelst gleichfalls beim Amte Wohldenberg zur gefänglichen Haft gebrachten Heßeler und deren nachheriger Confrontation, beharrten beide bei ihren früheren Aussagen. Abgesehen jedoch davon, daß der Voges in Ansehung der beschuldigten Aushändigung von zwei Kruken an den Knaben Heßeler in der Confrontation einräumte, wohl Kruken in seinem Hause zu haben, während er in den ersten Verhören behauptet hatte, überall keine Kruken zu besitzen. — Dem Protokolle sind die beiden aus der Heßelerschen Wohnung herbeigeschafften Zettel beigefügt, mittelst deren die Zauberei betrieben sein sollte; dieselben bestehen aus zwei kleinen Streifen Papier, auf welchen einige unleserliche Buchstaben gekritzelt sind. Die ebengedachten beiden Kruken, welche Heßeler in dem elterlichen Garten unter einem Hollunderbusche vergraben haben wollte, waren indeß ungeachtet aller angestellten sorgfältigen Nachgrabungen nicht gefunden worden. Auch die Ehefrau des Inquisiten Voges wurde von den obengedachten Commissarien vernommen, dieselbe betheuerte die Unschuld ihres Ehemannes und wollte überall von dem Verbrechen nichts wissen.

Bald nach diesen Verhandlungen wandte sich der Vater des Voges an die Regierung zu Hildesheim und bat um Milderung des Schicksals seines Sohns. In dieser Vorstellung heißt es unter anderm: „Wenn mein unschuldiger Sohn im Thurme auf dem Wohldenberge in einem tiefen häßlichen Gefängniß sitzt und vor Stank und Unflath darin sterben muß, ich aber als dessen Vater, der ich in Sillium mit Haus und Hof ansässig bin, mich erbiete, mit aller meiner Habe und meinen Gütern zu caviren, daß mein Sohn sich zu jeder Zeit stellen wird, so bitte ich unter Beifügung eines Zeugnisses über denselben ganz unterthänigst und allerinständigst, es wollen Ew. Hochwohlgeborne Gnaden, Excellenz und Hochedelgeborne Herren doch gnädig geruhen, gegen vorgedachte meine offerirte Caution, die ich ad protocollum oder sonst quovis modo wirklich zu machen erbötig bin, meinen Sohn aus seinem jetzigen Gefängnisse zu entlassen und ihn dagegen etwa in der Pfortstube, wenn auch geschlossen, verwahren zu lassen.“ — Das in dieser Vorstellung erwähnte Leumundszeugniß ist vom Pastoren des Ortes und von dem Bauermeister im Namen der ganzen Gemeinde ausgestellt, und es heißt darin, daß man durchaus nichts Böses von dem Voges wisse, er habe fleißig die Kirche besucht, sei mit Aufmerksamkeit der Predigt gefolgt und habe stets fleißig gearbeitet, die ganze Gemeinde wisse von ihm nichts Böses.

Weder die billige Bitte des Vaters noch das gute von der Gemeinde und dem Pastor ausgestellte Sittenzeugniß wurden beachtet, ebenso wenig fand eine an die Regierung gerichtete Vorstellung der Ehefrau des Voges Berücksichtigung. Diese Vorstellung lautet wörtlich: „Ew. u. s. w. ist bekannt, wie oft und vielfältig mündlich und schriftlich bei churfürstlicher Regierung supplicirt worden, daß doch mein zum Wohldenberge inhaftirter unglücklicher Ehemann Christof Voges aus dem schrecklichen Gefängniß entlassen und derselbe etwa in der Pfortstube geschlossen gesetzt werden möchte, diese Bitte aber bis dato unerhört geblieben ist. — Da nun gedachter, mein Ehemann, bereits in die zehnte Woche in dem abscheulichen, garstigen, stinkenden und finstern Carcer sitzt, dadurch aber in solch elenden Zustand gerathen ist, daß seine Gesundheit ganz verloren gegangen und er kaum um sein Leben hinzuhalten, die Speisen mehr genießen kann; derselbe jedoch an der imputirten Zauberei sich ganz unschuldig weiß, auch außer der falschen Imputation des bekannter Maßen im Grunde nichtsnutzen, gottlosen Jungens kein einziges Indicium obhanden, wodurch er dergleichen veneficii verdächtig gemacht werden könnte; so bitte und flehe ich daher mit meinen unmündigen Kindern hiemit durch Gott nochmals Ew. u. s. w. inständigst und demüthigst an, dieselben wollen doch gnädig geruhen, die Verordnung ergehen zu lassen, daß mein unglücklicher Ehemann aus seinem jetzigen Carcer entlassen und anstatt dessen etwa in die Pfortstube geschlossen

festgesetzt werde, gestalt mein Schwiegervater vor als nach erbötig ist, mit allen seinen Gütern zu caviren, daß er ex carcere nicht entweichen solle."

Voges erhielt kein milderes Gefängniß, sondern man fand es für gut ihn auf die Veste Steuerwald bei Hildesheim führen zu lassen, deren Gefängnisse nach noch umlaufenden Traditionen und Sagen in keinem besseren Zustande gewesen sein können, als das, in welchem man den Inquisiten auf dem Wohldenberge gefangen gehalten hatte. Auch der böse Bube Heßeler wurde nach Steuerwald abgeführt und mit beiden dort am 16. October 1715 das erste Verhör vorgenommen, in welchem sich im Wesentlichen das uns bereits bekannte wiederholte. Nur hervorzuheben wären die Umstände, daß Voges nach vielfachem Inquiriren einräumte, schreiben zu können und eine dunkle Kammer im Hause zu haben, welches beides derselbe in den früheren Verhören in Abrede gestellt hatte und ihm nachher als ein schweres Indicium angerechnet wurde, obschon er sich zu seiner Rechtfertigung darüber dahin aussprach, daß er unter Schreibenkönnen mehr verstanden habe, als er darin zu leisten vermöge, und daß es nur durch seine Verwirrung geschehen sein müsse, daß von ihm, wie er sich aber nicht entsinne, das Vorhandensein einer dunklen Kammer in seinem Hause geläugnet worden. Ferner ist hier noch hervorzuheben, daß, da Voges auf dem Transport vom Wohldenberg nach Hildesheim, nach der Aussage des ihn begleitenden Gefangenwärters in der Gegend des Dorfs Wendhausen geäußert haben sollte, er wisse es bereits seit sechs Wochen, daß er nach Hildesheim kommen werde, man diesen Umstand aufgriff, Voges darüber zu inquiriren, ob er solches nicht etwa vom Teufel erfahren habe. Am Schlusse des Verhörs mußte der Voges auf die an ihn ergangene Aufforderung schreiben. Das hierauf von ihm auf einen Bogen Papier Geschriebene sind einige kaum zu entziffernde Buchstaben und seine noch schwerer zu entziffernden Namenszüge.

In Veranlassung dieses Gutachtens haben die geschworenen Canzlisten der Regierung die niedergeschriebenen Buchstaben mit den auf den beregten Zetteln befindlichen verglichen und ihr Gutachten dahin abgegeben, daß beide Handschriften von derselben Hand sein müßten. Sieht man sich aber nun die Charaktere auf den Zetteln und auf dem Bogen an, so ist es augenscheinlich, daß das Gutachten der Canzlisten nur unter den größten Vorurtheilen gegen den Inquisiten abgegeben sein kann, indem die zur Vergleichung gekommenen Handschriften mit einander überall weiter keine Aehnlichkeit haben, als daß sie beide aus fast unleserlichen Buchstaben bestehen.

Trotz alledem lagen nach der Ansicht seiner Richter gegen Voges jetzt genugsame Indicien vor, um ihn, da er unausgesetzt seine Unschuld behauptete, durch die Tortur zum Bekenntniß seiner Schuld bringen zu lassen. Gegen den Inquisiten Heßeler dagegen, heißt es in dem betreffenden Aktenstücke, wäre behufs Feststellung der wider Voges vorgebrachten Denunciation, weil er minderjährig sei, die Tortur zwar nicht anzuwenden, doch anzudrohen, und wenn er bei dieser Bedrohung (Territion) bei seinen Aussagen beharre, so würde desto mehr Ursache gegeben werden, den Voges schuldig zu halten, sich durch die Tortur zu reinigen. Infolge dieses Beschlusses wurde den beiden Inquisiten am 26. October von den Commissarien eröffnet, daß zur Ermittelung der Wahrheit die Tortur an ihnen vollzogen werden solle. Daneben wurden dieselben nochmals umständlich vernommen, beharrten indeß beide bei ihren früheren Aussagen.

Behufs Vollziehung der Tortur wurde nun laut einer in den Acten befindlichen Notiz des Aktuars der Scharfrichter nebst seinen Knechten auf den 13. November 1715 vorgeladen. Wir theilen über die an diesem Tage vorgenommenen Proceduren den Inhalt des Protokolls in Folgendem wörtlich mit: „In Inquisitions-Sachen des churfürstlichen Amts Wohldenberg contra Christof Voges und Daniel Heßeler wurde der Junge Heßeler vorgefordert und abereins über die in verschiedenen vorherigen Verhören vorgehaltenen Punkte vernommen, die er sodann abermals wie vorher wahr zu sein, ausgesagt, addendo, daß er sich nöthigenfalls darum vom Scharfrichter torquiren lassen wollte und könnte. Als er nun also beständig bei seiner vorigen Aussage verblieben, wurde der Inquisitus Christof Voges vorgefordert und ihm die Punkta, so ihm im vorigen Verhöre vorgehalten worden, der Länge nach nochmals vorgehalten. Er blieb aber bei seinem Abläugnen, verlangte darauf, daß der Junge möchte herein kommen, welcher denn auch wieder vorgelassen wurde. Als ihnen nun die mehr gemeldeten Punkta aus dem vorigen Protocollo der Länge nach vorgehalten wurden, verblieb der Junge beständig bei seinem vorigen aussagen und affirmiren, der Voges aber bei seinem negiren, auf scharfes Zureden aber wurde er ganz zaghaftig und sagte, daß er dem Jungen seines Wissens niemalen dergleichen angestellt. — Hierauf wurde er dem Scharfrichter und seinen Leuten überantwortet, (nachdem vorhin ihm der Inhalt des decreti torquendo genugsam eröffnet worden), die ihn dann auf den Thurm, allwo die Tortur vorgenommen wird, geführet und erstlich die Daumschrauben applicirt und damit ungefähr eine Viertelstunde continuirt. Wie aber derselbe stets bei seinem Läugnen verblieben, wurden ihm auch die Beinschrauben angelegt, die er ungefähr eine Viertelstunde angehabt. Als ihm nun unter währender Tortur die ad marginem gesetzten articuli zweimal der Länge nach vorgelesen worden, sagte er endlich, er hätte es dem Jungen aus Kurzweil vorgesagt. Wie nun demselben die Beinschrauben abermals stärker angesetzt worden, sagte er endlich, daß er dem Jungen die Zettel in der Stube gegeben, auch die rechte Wahrheit bekennen wolle. Als ihm nun die Daumen- und Beinschrauben darauf abgelegt, wurden ihm die ad marginem gestellten articuli abereins vorgelesen und deponirte er u. s. w."
— — Ja, der arme Unglückliche mochte nun schon deponiren, was man wollte, denn deponirte er nicht, so waren wiederum die Daumschrauben und spanischen Stiefel da, um ihm allen erdenklichen Unsinn abzuzwingen. Wir ziehen aus den ihm durch die Folter abgezwungenen, unsinnigen und den Verstand seiner Richter schändenden Aussagen folgendes zusammen: Die Zettel habe er dem Jungen auf der düstern Kammer zu Ringelheim in seinem Hause gegeben, doch habe er ihm aus Kurzweil gesagt, daß er die Formel gebrauchen müsse: de Düwel regiert. Nach scharfem Zureden und Bedrohen aber sagt er, daß er solches im Ernst dem Jungen gesagt. Gefragt, wo er es gelernt aus einer Schlange eine Wurst und aus einer Wurst eine Schlange, deßgleichen aus einer Eidechse einen Fisch und Mäuse zu machen, antwortet er, auf dem Harze zu Clausthal. Wer ihm denn dort solches gelehrt? Ein Rademacher Hans Klages, so mitten auf dem Clausthal gewohnt; er wisse aber nicht, ob derselbe noch lebe. Ob es wahr sei, daß er gesagt, wenn der Junge obige Künste lernen wolle, müsse er Gott verschwören, in keine Kirche gehen und sich nicht waschen und kämmen? Ja! Ob es wahr, daß die Zettel, so ihm vorgezeigt worden, diejenigen seien, so er dem Jungen Heßeler zugestellt. Ja! Ob er mit dem Teufel gewisse Verbündnisse gemacht? Ja! Wo und in welchem Jahre solches geschehen? Auf dem Harze zu Clausthal ungefähr vor zehn Jahren! Was ihm denn der Teufel eigentlich gelehrt, davon solle er alle Umstände sagen. Allerhand gute Rademacherarbeit, als Kutschen und dergleichen! Ob er denn den Teufel und in was für Gestalt gesehen? In eines Bergmanns Gestalt! Ob er in diesem Jahre, bevor er dem Jungen die Zettel gegeben, den Teufel ge-

sehen und was er ihm gesagt habe? Er hätte den Teufel damals in eines kleinen Kerls Gestalt gesehen und hätte derselbe einen grauen Rock angehabt, ihm auch gesagt, daß er dem Jungen die Zettel geben und diesem die Worte lehren sollte: „de Düwel regieret."

Doch genug des durch Meister Hämmerlings Schrauben abgepreßten Unsinns, welchen der arme Voges in einem sechs Tage nach der Tortur angestellten Verhöre selbst als abgepreßt bezeichnete und widerrief. Natürlich wiederum mit der Folter bedroht, äußerte Voges, nach dem vorliegenden Protokoll, die folgenden denkwürdigen Worte, welche zugleich als eine treffliche und schlagende Kritik des Verfahrens mit der Tortur gelten können: Er könne, da er nichts gethan habe, nichts bekennen, alles was er während der Tortur gesagt habe, wäre nicht wahr, was er deponirt habe, wäre aus Schmerz und Angst geschehen, auch wolle er, wenn der Scharfrichter und seine Knechte wieder über ihn herkommen sollten, Alles bekennen, warum man ihn fragen würde.

In Folge dieser Erklärung des Voges wußten die hochgelahrten Richter (im Jahre 1715) nichts weiter zu thun, als am 17. December die abermalige und zwar verschärfte Tortur gegen Voges zu erkennen und zu diesem Ende den Scharfrichter zu bestellen. Als nun am 20. des genannten Monats der Scharfrichter Renshausen den Inquisiten mit verschärfter Tortur bedrohete, erklärte der Unglückliche seiner obigen Aeußerung getreu, daß er Alles bekennen werde, was man von ihm bekannt haben wolle. Auf Verlangen der Richter bestätigte der Arme nun seine früheren, tollhäuslerischen Aussagen. Das Protokoll schließt hierauf mit folgenden Worten: „Nachdem ihm Obiges alles nochmals der Länge nach vorgelesen und er dabei zugeredet worden, die Wahrheit nochmals auszusagen, blieb er bei seiner obigen Deposition und wollte er darauf leben und sterben. Begehrte auch darauf, daß der Pastor Crispen aus Hildesheim zu ihm kommen möchte, damit er von dem Bündniß mit dem Teufel wieder könnte befreit werden, auch damit ihm, wenn es möglich wäre, das Leben möchte geschenkt werden. Bat anbei, daß er doch möchte in die Pforte gebracht werden, weil er in dem Thurme vor Kälte nicht dauern könne." — Der Unglückliche wurde jedoch wieder in den Thurm geführt und am 4. Januar 1716 nochmals vor die Untersuchungsrichter gebracht. Als er hier seine früheren Bekenntnisse abermals wiederrief und wiederholt behauptete, solche nur aus Schmerz und Angst gemacht zu haben, wurde er abermals mit verschärfter Tortur bedroht. — Die nach diesem Vorgang folgenden Verhandlungen sind leider unvollständig, indem, wie aus der Numerirung der Akten hervorgeht, in denselben drei Aktenstücke fehlen. Höchst wahrscheinlich würden aber diese fehlenden Aktenstücke aussagen können, daß die verschärfte Tortur und vielleicht wiederholt gegen den Angeschuldigten zur Anwendung gekommen ist, insofern er nicht etwa seine früheren Bekenntnisse in den betreffenden Verhören bestätigt haben sollte. So viel ist indeß aus einem späteren Protokolle vom 3. Juni 1716 mit Gewißheit zu entnehmen, daß Voges am 23. Mai desselben Jahres die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen abermals eingeräumt hat. Zu erwähnen ist auch, daß in den fehlenden drei Aktenstücken der Ausgang der Untersuchung gegen den Mitinquisiten Heßeler enthalten sein wird, da der böse Bube in den nachherigen Akten nicht weiter vorkommt.

Wenden wir uns nun wieder zu dem Schicksale des angeschuldigten Voges, welcher nunmehr fast ein Jahr lang im abscheulichen Thurmgefängnisse und den ganzen Winter über ohne Erwärmung eingekerkert saß, die Seinigen, eine Frau, zwei unmündige Kinder und einen alten Vater, nicht sehen durfte und daneben die fürchterlichsten Folterqualen auszustehen hatte, so besteht das nächste Aktenstück der gegen ihn anhängigen Untersuchung aus einem Briefe, welchen wir hier wörtlich mittheilen. Auf der Adresse heißt es: „A Monsieur, Monsieur Lammers, Conseiller de Régence à S. A. Electorale de Cologne etc. present a Hildesheim." Hochedler, Hochzuverehrender Herr Hofrath! Ich diene Ew. Herrlichkeit auf Dero beliebten Schreiben gehorsamst, daß der Inquisit anitzo voll zufrieden mit dem was er aussagt. Er redete die Worte: er habe viel ausgesagt und müsse wohl Wort halten. Doch könnte Gott der Allmächtige die Herrn Commissarios wohl dahin vermögen, daß er noch einmal wieder losgelassen und seinen armseligen Kindern wieder zurückgegeben werde; sollte es nicht geschehen und Gott die Gnade ihm nicht thun wollen, müßte er damit zufrieden sein, wollte aber wünschen und gern sehen, daß die Herrn Commissarien noch einmal wieder herauskommen möchten. Wie nun ihm zugeredet, es würde solches noch vor dem Feste geschehen, so war er wohl zufrieden und verlangte alsdann seinen Seelsorger zu sprechen, womit verharre Ew. Hochedelgeb. gehorsamst. Diener Bernhard Wichmann, Verwalter zu Steuerwald.

Als nun Voges vor den Commissarien seine früheren durch die Folter abgepreßten Aussagen nochmals wiederholt und um Gnade für sein Leben gebeten hatte, war er überreif das folgende Urtheil zu vernehmen, welches am 24. Juni 1716 gefällt wurde: „In Inquisitionssachen des hochfürstlichen Stift-Hildesheimischen fiscalis an einem, wider den vor peinlichem Halsgericht hieselbst stehenden Inquisitum, Christoph Voges an anderm Theil ist auf eingeholten Rath der hohen Obrigkeit hiemit zu Recht erkannt: Nachdemmahlen Inquisitus sowohl in als außer Tortur bekannt und ausgesagt, auch nachmals coram notario et testibus abermals frei gestanden, daß er Gott den Allmächtigen vermessentlich verschworen, darauf mit dem Teufel vermittelst eines demselben zugestellten und mit seinem eigenen Blut unterschriebenen Zettels ein Verbündniß gemacht, zu solcher Zauberei auch nachmals den Jungen Heßeler verführen wollen, gestalt er denn zu allsolchem End zwei geschriebene Zettel dem Heßeler gegeben, womit dieser die verschlossene Kiste im Namen des leidigen Satans eröffnen können; daß daher mehrgedachter Inquisitus Voges wegen solcher begangener Zauberei ihm zur wohlverdienten Strafe und andern zum Abscheu mit der ordentlichen Strafe des Feuers wohl zu belegen wäre. — Alldieweilen gleichwohl Ihre churfürstlichen Durchlaucht zu Cöln *), unser gnädigster Herr aus gewissen dazu bewegenden Ursachen die sonst verwirkte Strafe aus churfürstlicher höchster Gnade und Clemence ermildert, so wird Inquisitus mit dem Schwerte vom Leben zum Tod billig gestraft und sodann nach vollstrecter Execution der Körper auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Gestalten denn er hiemit dazu verdammt und dem Scharfrichter die Execution anbefohlen wird. Von Rechtswegen."

Das Urtheil wurde auf der Vehmstätte zu Steuerwald vollzogen.

Dieser Justizmord wurde auf die Aussage eines unnützen, bösartigen Jungen hin verübt, der augenscheinlich sich an dem Voges rächen wollte, weil dieser das ihm von Heßeler geschenkte Geld dessen Eltern als ehrlicher Mann zurückgab und dadurch den Jungen als Dieb offenkundig machte. Die Richter führten ihren Proceß und fällten ihren Spruch nach Carpzow, Del Rio und Remigius, trotzdem daß nicht allein die Werke von Weier, Loos, Spee, Balthasar Becker, sondern selbst die berühmte Streitschrift von Thomasius schon vorlagen. Bei einigem guten Willen

*) Clemens August, der damalige Fürstbischof von Hildesheim, war zugleich Erzbischof und Kurfürst zu Köln.

und einigem guten Verstande mußte ihnen der vorliegende Fall doch höchst bedenklich vorkommen, wenn sie den Abschnitt 46 bei Thomasius gelesen hätten. Hier erzählt Thomasius bei Erwähnung der großen Hexenprocesse in Schweden (1670), daß er aus dem eigenen Munde eines schwedischen Assessors selbst gehört habe: Er und andere Beisitzer des Gerichts seien überzeugt gewesen, daß gegen viele der Inquisiten nur die Angaben unverständiger und minderjähriger Kinder vorgelegen hätten, und daß er mit seinen Collegen darum der Ansicht gewesen, man dürfe gegen die Angeklagten nicht peinlich verfahren. Allein es habe leider die Meinung der geistlichen Beisitzer gesiegt, indem dieselben sich auf den Spruch berufen: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir eine Macht zugerichtet, daß du vertilgst den Feind und den Rachgierigen.“ Nachdem nun durch diese geistlichen Herren, erzählt der schwedische Richter weiter, verschiedene unschuldige Personen dem Feuer aufgeopfert worden, hätte es sich einstmals gefügt, daß einer dergleichen Knaben einen sehr angesehenen Mann des Bündnisses mit dem Teufel beschuldigt habe. Da hätte sich denn einer von den weltlichen Richtern mit den andern beredet, den denunciirenden Knaben in Versuchung zu führen und ihm einen halben Thaler zu versprechen, wenn er aussagen würde, er habe sich in der Person geirrt und dafür eine andere Person angebe. Die Maus sei richtig in die Falle gegangen, und zur Beschämung der geistlichen Herren Beisitzer alle Knaben, welche sich als Angeber hätten gebrauchen lassen, mit der Ruthe abgestraft.

So hätten es die Richter auch in dem vorliegenden letzten Hildesheimischen Hexenprocesse mit dem Jungen Heßeler machen sollen, dann hätten sie sich ein Schanddenkmal und einer rechtlichen Familie namenloses Elend erspart. Die grausamen einfältigen und unwissenden Richter aber lebten ihrer Zeit herrlich und in Freuden, aßen und tranken sich satt und blieben in hohen Ehren, obwohl ihr menschlicher Werth sicherlich tief unter dem menschlichen Werthe ihres Opfers stand. — — So wie jene „hochgelahrten“ und hochedelgeborenen Richter, schreitet auch unter uns wohl noch mancher aufgeblasene, sich selbst belügende und in Vorurtheilen befangene Thor einher, dünkt sich wunder wie viel in hoher dienstlicher Stellung und ist gleichgültig gegen das Wohl und Weh seiner äußerlich niedriger gestellten Mitmenschen. Verbrennen Leute dieser Art auch keine Hexen mehr, so verbreiten und sanctioniren sie doch mancherlei die Entwicklung vernünftigen menschlichen Zusammenlebens hemmenden Aberglauben, der mit dem heutigen Standpunkt der geistbefreienden Naturwissenschaften im crassesten und lächerlichsten Widerspruch steht.

* Gedichte von P. J. Willatzen.

1.

Ode.

Fragt den Vogel im Laub, fraget, warum er singt,
Fragt den rieselnden Born drüben im Wiesenthal,
Fragt des Meeres Gewoge,
Das mit Donner-Accorden braus't.

Weil sie's heißet ein Gott, tönet ihr Weltgesang.
Also treibt es auch mich, heiligen Dranges voll,
Und ein selig Genügen
Fühl' ich, wenn mir ein Lied gelingt.

Freunde, glaubt mir, o glaubt, gerne bescheid' ich mich!
Mir kein fürstliches Grab! Mir kein granitnes Mal!
Nimmer fliege mein Name
Ruhmbeflügelt von Land zu Land!

Mag vergessen er sein, sein wie versenkt in Nacht,
Wenn der Morgen zuerst strahlt um mein frisches Grab,
Wo nicht Blumen der Liebe
Sanft sich wiegen im kühlen Hauch,

Tönt in lauschiger Nacht einst nur ein Sehnsuchtslied,
Einst auf sonnigen Höhn froh nur ein Wandersang
Vom vergessenen Dichter,
Der im Liede die Seele gab!

2.

Stimmen der Nacht.

Leise weht's von Thal und Hügeln
Fernher durch die stille Nacht,
Wie mit sanften Engelsflügeln
Streift es mir die Wangen sacht.

Im Gezweig der dunkeln Bäume,
Wie der Wind so flüsternd rauscht,
Daß das Herz voll süßer Träume
Diesen Stimmen selig lauscht.

Geister sind's geweihter Stunden,
Wo die Seele Blüthen trug,
Geister, die, zu lang' entschwunden,
Wieder lenken her den Flug.

Die an's Herz ich einst geschlossen
Und nun Jahre lang nicht sah —
Theure freundliche Genossen
Holder Lenzfahrt sind mir nah;

Die das Grab mir hat genommen,
Die so schmerzlich ich vermißt —
Die geliebten Todten kommen
Segnend her zu dieser Frist.

Wer denn mein denkt in der Ferne,
Liebend meinen Namen nennt,
Sei es hier, sei's auf dem Sterne
Dort am dunkeln Firmament:

Ihm zurück den Gruß zu bringen,
Dieser Stunde Frieden auch,
Reg', o Nachtwind, deine Schwingen
Mit dem seelenvollen Hauch!

* Flüchtige Eindrücke aus Norwegen.

Von Ad. Seubert.

Eidsvold und der Mjösen-See.

Man hat verschiedene Wege nach Bergen. Die bedeutendsten sind über Kongsberg mit seinen interessanten Fabriken und Werken und den Rinken Fos, den größten Wasserfall Norwegens, und über Ringerige, den norwegischen Rigi, und das Valders-Thal. Da ich einen Freund in Eidsvold besuchen wollte, zog ich die zweite Route vor, doch zunächst nicht über Ringerige, sondern über den Mjösen-See. Seitdem überhaupt eine Eisenbahn nach Eidsvold geht, läßt man gewöhnlich Ringerige bei Seite und geht über den Mjösen nach Gjövik und erst von hier mit dem eigenthümlichen norwegischen Fuhrwerk, dem Kariol, weiter. Man gewinnt hiedurch nicht nur an Zeit und Annehmlichkeit der Reise, sondern lernt auch zugleich die einzige Eisenbahn Norwegens und einen seiner größten und schönsten Binnenseen kennen.

Zum Reisen in Norwegen bedarf man gewisse Dinge, mit denen man sich sonst nicht zu versehen gewöhnt ist: vor Allem einen langen weiten Regenmantel und einen Regenhut, sodann eine gute Peitsche und endlich einige Lebensmittel, namentlich

Brod und Fleischwaaren. Den Regenmantel wird man, da sämmtliche Fuhrwerke unbedeckt sind, oft genug brauchen. Die wenigsten Reisenden vermögen das norwegische Brod zu essen und sehen somit häufig ihre bescheidensten Wünsche im Nachtquartier unerfüllt; von Fleisch ist unterwegs ohnedies keine Rede. Endlich ist noch die Taschenreiseroute (Lomme Reiseroute), welche sämmtliche Notizen über das Reisen im Innern enthält, sowie eine gute Karte nöthig. Die deutschen Reisehandbücher sind schlecht, nur Murray ist zu gebrauchen.

Die Eisenbahn geht täglich zweimal von Christiania nach Eidsvold in nordöstlicher Richtung durch ein von Flüssen und Bächen durchschnittenes Hügelland, wo Tannenwaldungen mit Wiesen und Haferfeldern wechseln. Was dem Fremden zunächst auffällt, ist die Abwesenheit von eigentlichen Dörfern und Städtchen, wie man sie in andern Ländern zu sehen gewohnt ist. Alles trägt den Charakter amerikanischer Hinterwäldlerei, einzelne Höfe mit ihren Holzhäusern, Sägemühlen, vereinzelte Kirchen gleiten an uns vorüber, — aber langsam, denn die Locomotive übereilt sich nicht. Der zerstreute Anbau bringt mit sich, daß um so öfter gehalten wird; dann treten Kinder an die Waggons mit Kirschen, Erdbeeren und Johannisbeeren, ganz wie anderswo, nur daß hier noch die Moltebeeren dazu kommen, eine gelbliche, den Himbeeren äußerlich ähnliche Frucht, die reif angenehm und kühlend schmecken, während sie halbreif, wie man sie leider sehr oft erhält, stachelige Schalen am Gaumen zurücklassen und nichts weniger als gut sind, so sehr die Norweger unter allen Umständen dafür schwärmen.

Unterwegs gab es nicht viel Interessantes zu sehen; von der Eisenbahn aus kann man ja kein Land kennen lernen, kaum die Bahn selbst. Gegen Abend kamen wir nach Eidsvold am Vormen, einer ziemlich breiten von dem Mjösen nach dem Glommen führenden und bereits für Dampfschiffe fahrbaren Wassergasse. Ich schritt wohlgemuth nach dem Stationsgebäude, wo ich ein Nachtquartier finden sollte; aber die unerwartete Ankunft eines inspizirenden Generals und seiner Suite hatte die wenigen Gelasse absorbirt. Durch die Vermittelung meines Freundes ward ich jedoch in einem weiter rückwärts gelegenen Wirthshause des überhaupt zerstreut an den Schluchten und auf dem Plateau liegenden Orts einquartirt.

Wenn man auch kein Neuling im Reisen ist, so bleibt es doch immer ein unbehagliches Gefühl, so ganz allein ausgesetzt zu sein in einem Lande, das man noch gar nicht kennt und dessen Sprache man nur nothdürftig versteht. Ich hatte mich zwar längere Zeit vorher mit der Landessprache beschäftigt, aber noch bei keiner so sehr empfunden, daß Lesen und Sprechen oder vielmehr Sprechenhören zwei äußerst verschiedene Dinge sind. In der That hatte ich in den ersten Tagen in Dänemark kein Wort verstanden, so undeutlich und schnell schwirrten mir die Laute am Ohr vorüber. Nachher ging es zwar etwas besser, aber ich brachte es doch nicht so weit, wie ich es sonst immer in einigen Wochen gebracht hatte: ich vermochte keine eigentliche Unterhaltung mit den Leuten anzuknüpfen und war froh, wenn wir einander über die nothwendigsten Dinge verstanden. Dieß ist ein Hauptgrund, warum sich das Reisen in Norwegen für den Fremden schwierig und weniger interessant gestaltet, als es sein könnte. — Ich hatte mein Nachtessen bestellt, war glücklich verstanden worden und sah mich nun in meinem Quartier um. Man spürte ihm wohl an, daß wir uns an einer Eisenbahnstation befanden, denn die Kultur hatte sich bereits eingestellt. Zwar war das Haus ein Blockhaus wie die meisten in Norwegen, aber die Wände waren doch mit schönen, glattgehobelten, in einander gefalzten Brettern bedeckt, an denen sogar Lithographien, natürlich deutschen Ursprungs, hingen. Ein eigenthümlicher behaglicher Holzgeruch ging von dieser reinlichen Umschalung aus. Am Ofen standen noch die vergilbten jungen Bäumchen vom Johannisfeste her, und ein Sopha mit feinen Sesseln, ein polirter Tisch und eine Kommode ließen mich durchaus vergessen, daß ich mich in einem norwegischen Bauernwirthshause befand. Als nun noch Forellen, ein gutes Brod und ein treffliches Bier aufgetischt wurden, begann ich allerdings etwas voreilig, die Reisebeschreiber, welche so entsetzliche Schilderungen von der norwegischen Bauernküche gemacht hatten, als Verläumder zu betrachten, soupirte wie ein König und schlief, ohne von den gleichfalls bedrohlich geschilderten Insekten beunruhigt zu werden, bis mich ein plätschernder Regen erweckte.

Um 6 Uhr sollte der Jernbarden da sein, das Dampfboot, welches gewöhnlich Waaren führte, etwas langsamer ging, aber doch früher an meinem Zielpunkte Gjövik ankommen sollte als das zweite. Ich machte aber die erste Erfahrung, daß nicht Alles, was gedruckt in der Reiseroute steht, wörtlich so zu nehmen ist: das Dampfboot war nicht da. Somit bekam ich Zeit mich in Eidsvold selbst noch umzusehen. Eidsvold ist der historisch berühmte Ort, wo die Norweger am 17. Mai 1814 die Verfassungsurkunde entwarfen, auf welche sie so stolz sind, ich glaube, weniger weil sie die beste für ihre Verhältnisse, als weil sie sehr demokratisch ist. Wenigstens kam mir immer, wenn von der Verfassung die Rede war, vor, als ob die Norweger sich weit mehr darüber freuten, daß sie diese fast republikanische Form einem Könige aufgenöthigt, als weil sie dieselbe an und für sich als eine vollkommene betrachteten. In der That fand ich nicht Jedermann unbedingt davon entzückt; namentlich gefiel die etwas engherzige Sparsamkeit, die von dem dominirenden Bauernstande ausgeht, nicht Allen, und man fand die Regierung hierdurch in manchen bedeutenderen, von Staatsbedürfnissen gebotenen Unternehmungen in kleinlicher Weise beengt. Aber das muß man sagen: seine Verfassung kennt der Norweger besser als jeder Andere, und ich fand sie fast überall lithographisch illustrirt an den Wänden der Bauernhäuser. — Eidsvold ist ein Kurort, wo besonders viele Damen aus Christiania und Umgegend den Sommer zubringen, baden und Wasser trinken. Seine Lage auf einer Hochebene ist gesund und bietet hübsche Blicke auf den Vormen und die höheren Berge rings umher, während Eisenbahn und Dampfboot Unterhaltung bringen. — Endlich erschien mein Dampfboot, der Färdesmanden, und bald darauf der Morgenzug von Christiania. Ich ging an Bord, winkte wieder einmal zum Abschied und dampfte durch das freundliche Vormenthal dem Mjösen zu. Ich hatte übrigens im Augenblick ein größeres Interesse an der Gesellschaft als an der Natur, denn ich sagte mir, daß von dieser Gesellschaft möglicherweise meine ganze künftige Tour abhing, und so traf es sich auch wirklich. Unter den spitznasigen Normannen fiel mir nämlich bald ein großer bärtiger Herr auf, dessen ganzer Habitus der eines Reisenden war. Als er nun vollends eine Karte entrollte, so war ich überzeugt, daß er nur eine Reiseroute studiren könne. In der That, ich hatte das seltene Glück einen Deutschen zu treffen, der noch dazu fast dieselbe Tour machen wollte wie ich.

Obschon ich nun im Allgemeinen kein Liebhaber von Reisegefährten auf längere Zeit bin, so war es mir doch bei der großen Isolirung des Reisenden in einem so dünn bevölkerten Lande, wo man ganz auf sich selbst angewiesen ist, von wirklichem Werth die Unterhaltung eines gebildeten Menschen für mich gesichert zu wissen. Zwar verstand mein neuer Kamerad, ein norddeutscher Professor, noch weniger von der Landessprache als ich, allein jedenfalls konnten wir jetzt unsere Leiden gemeinschaftlich tragen und Vexationen, die für den Einzelnen eine unerträgliche Qual sind, zusammen als Scherz, als amüsantes Abenteuer auf die leichte Achsel nehmen. Inzwischen waren wir bei Minde aus

dem Fahrwasser des Vormen in den breiteren Mjösen gelangt. Dieser See hat viel Aehnlichkeit mit dem Lago Maggiore. Wie dieser bildet er ein lang gestrecktes Wasserbecken, das sich etwa in der Mitte gabelt, nur daß beim Mjösen die Gabel nach Norden zielt, während beim Langensee nach Süden. Auch die Ufer des Mjösen sind denen des letzteren insofern nicht unähnlich, als sie nach der einen Seite sich in schön bewachsenen Hügeln erheben, auf der andern mehr abflachen. Da wo dort die Borromeischen Inseln aus der blauen Fläche emportauchen, breitet sich hier an der Stelle der Gabelung die Helge-Insel aus. Die Umgegend des Mjösen ist eine der bestbebauten in Norwegen; überall erblickt man größere Höfe mit reichen Weiden und Ackerland, selbst einzelne Obstgärten kommen hier vor. Die vier Dampfer, welche den See befahren, tragen wesentlich zur Belebung des Verkehrs bei, wie denn überhaupt das Dampfboot überall in Norwegen den Vorläufer der Kultur macht. Da das Boot den Verkehr mit beiden Ufern vermittelt, so fuhren wir zuerst nach rechts, wo das freundliche Städtchen Hamar unweit der Gabelung des Sees dem Ufer entlang läuft; unweit davon erhebt sich der zerfallene Chor einer alten katholischen Kirche, ein seltener Anblick in Norwegen. Bei Hamar stieg der General aus, um die Rekruten in Hamar zu inspiziren; bald darauf verließen auch vier erst kürzlich zu Lieutenants ernannte Kadetten das Schiff, um auf dem Landgut des einen derselben die schöne Zeit nach glücklich überstandenem Examen zuzubringen. Andere Herren und Damen gingen weiter nach Lillehammer. Endlich bogen wir in die nordwestliche Gabel ein und hielten bald darauf vor Gjövik an, einem kleinen Orte, der aber durch die Dampfschifffahrt und namentlich durch die neue Reiseroute von hier nach Bergen sich sichtlich hebt. Zwei Bootsladungen von Reisenden verließen hier das Schiff und zerstreuten sich am Ufer. Die Einen bestiegen bereit stehende Kariolen und fuhren gleich weiter; die Andern verliefen sich in den neuen Straßen des Orts, welche den Raum zwischen dem See und den Bergen dahinter einnehmen. Wir nahmen unsere Ranzen auf den Rücken und folgten der Straße, die in malerischer Windung, von Wohnungen umsäumt, das Plateau hinanführt.

Literatur und Kunst.

* Demnächst wird aus dem Verlage von Brockhaus in Leipzig eine neue Abtheilung des großen Reisewerkes der Brüder Schlagintweit hervorgehen. Dieselbe enthält eine detaillirte Schilderung der Höhenverhältnisse Indiens und Hochasiens nebst einer zweiten Lieferung des Atlas. Das Tagebuch des verunglückten Adolf Schlagintweit ist erst kürzlich in die Hände der Brüder gelangt und wird nun von ihnen für das Werk benutzt.

* Wieder hat Ludmilla Assing zwei starke Bände aus den Tagebüchern Varnhagens von Ense zusammengestellt. Der Inhalt derselben erstreckt sich von der Zeit, da König Friedrich Wilhelm IV. damit umging, den vereinigten Landtag zu berufen, bis in die ersten Tage des März 1848. Es wird also für fernere Bände noch viel Pikantes übrig bleiben.

* Zu unserer Freude haben wir eine „Volksausgabe" von den „Schlesischen Gedichten" Karls von Holtei (Breslau, E. Trewendt), anzuzeigen, die ohne Zweifel allgemeinen Beifall finden wird. Ein sehr billiger Preis ermöglicht wenigstens die größte Verbreitung. Ueber den Werth dieser Gedichte brauchen wir uns nicht auszulassen, da derselbe von der Kritik allgemein anerkannt ist; nur wollen wir bemerken, daß unsers Erachtens ein Glossar, wenn auch ein kleines, bei dieser Ausgabe insbesondere nicht hätte fehlen dürfen. W.

* Skandinavische Reisebilder in Versen. Von Hermann Lembke. Stralsund 1861. Siegmund Bremer. — Heine'sche Knittelverse in erhöhter Potenz, doch ohne eine Spur von Witz und Genialität. Die Prosa des Prologs ist Gold im Vergleich mit dieser „Poesie." Die Freiheit, mit welcher Situationen und Wendungen aus „Deutschland, ein Wintermärchen" und andern Gedichten des „ungezogenen Lieblings der Grazien" benutzt sind, ist unerhört, und so geistlose Ausnutzung und Nachbetung hat uns geradezu angewidert. Die Apotheose Heine's in Cap. 35 ist vollständig läppisch. W.

* Das jüngst erwähnte neue Werk Alfreds von Reumont, „Zeitgenossen, Biographieen und Charakteristiken", beschäftigt sich im ersten Bande lediglich mit Cesare Balbo, dem italienischen Staatsmann und Schriftsteller. Die Geschichte seines Lebens und Wirkens ist in gewisser Beziehung die Geschichte einer großen politischen Partei des neuen Italiens. Sie ist die Geschichte jener nationalen Partei, welche geboren und aufgewachsen war inmitten der Stürme der französischen Revolution und nun nach dem Sturze Napoleons in der Neugestaltung der Halbinsel keine Befriedigung und Erfüllung ihrer Hoffnungen fand, dann die Ereignisse von 1820 herbeiführte und so den Grund legte zur jetzigen Umwälzung in Italien. Cesare Balbo ist vielleicht die edelste Figur unter denen, welche in der großen Zahl von Männern, denen wir in dieser Zeit begegnen, die ersten Plätze einnehmen. Den Extremen politischer Agitation abhold, aber dem Vaterlande innig ergeben, war er weder den Factionen noch der Reaction angehörig. Hineingezogen in den revolutionären Versuch der Zwanzigerjahre, den er widerrathen hatte, sah er seine politische Stellung vernichtet und sich im frischesten Mannesalter auf schriftstellerische Thätigkeit beschränkt. Bis an sein Ende blieb er seinen Grundsätzen getreu und hielt das Banner der Unabhängigkeit Italiens hoch. An den Reformen von 1848 nahm er noch Antheil, erlebte aber die Freiheit des Vaterlandes nicht; er starb 64 Jahre alt 1853. Die Stadt Turin errichtete ihm ein Denkmal; sein Name wird in Ehren bleiben. — Der zweite Band der Zeitgenossen enthält eine Reihe von kleineren Charakterbildern, unter denen einige auch Italiener schildern: Julio Cesare Rospigliosi Pallavicini, den 1859 gestorbenen Repräsentanten des römischen Adels in der besten Bedeutung, den Historiker Pompeo Litta, Mitglied der provisorischen Regierung in Mailand im Jahre 1848. Ferner finden wir hier die in die Geschichte der ionischen Inseln verwickelten Männer Frederick Adam, Frederick North und Andrea Mustoxidi. Die meisten Leser unter den Charakteristiken dieses Buches wird neben Thorwaldsen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen finden. Herr von Reumont gehörte zu den Schützlingen dieses Monarchen und hat in dankbarer Anhänglichkeit an ihn, dem er auch während des unglücklichen Aufenthalts in Italien nahe war, dem Verstorbenen ein literarisches Denkmal setzen wollen. Er redet „von der persönlichen Güte des Königs, von der Wärme seines Herzens, der Innigkeit seiner Empfindung und dem Adel seiner Gesinnung."

* Der italienische Dichter Dante ist zur Zeit der Gegenstand eingänglichen Studiums in England, Frankreich und Deutschland und ruft eine ganze Reihe von Büchern hervor. Karl Witte hat soeben seine kritische Geschichte der göttlichen Komödie erscheinen lassen, Forgues in Paris erneuert die Uebersetzung von Lamennais, in England erscheint fast allmonatlich eine neue Schrift über den großen Florentiner.

* Am 13. Februar starb zu Muskau in Schlesien der greise Dichter Leopold Schefer, der Verfasser des Laienbreviers, der Hausreden, einer großen Anzahl von Novellen und anderer Werke. Er erreichte ein Alter von 78 Jahren. Seine Poesie hatte sich überlebt, und die Dichtungen der letzten Jahre fanden nur noch wenige Leser und Verehrer, da Schefer mit seinem ganzen Denken und Dichten einer längst verklungenen Zeit angehörte. Er bezog in den letzten Jahren eine Pension der Schillerstiftung. Kurz und treffend sagt von ihm Hillebrand in seiner Literaturgeschichte: Schefer steht, wie Chamisso, nach Ton und Haltung in der Sphäre der Romantik, beide begegnen sich auf dem Wege gesinnungstüchtiger Weltbetrachtung, so wie sie sich in diesem Elemente über die leichtfertig-willkürliche Weise der genialen Ironie der älteren Jünger der Schule erheben. Wie Chamisso hatte er auch auf vielseitigen Reisen (auch nach dem Oriente) sich mannichfache Natur- und Kulturanschauungen gesammelt und gebildet. Geboren (1784) zu Muskau, kam er mit dem berühmten gräflich-fürstlichen Schriftsteller Pückler-Muskau in mehrfache Berührung, ohne jedoch dessen literarische Farbe zu theilen. Denn obgleich auch der Letztere in das Gebiet der Humoristik hinüberspielt, so ist doch der Standpunkt der Auffassung und die Methode der Darstellung bei Beiden wesentlich verschieden. Während der Graf-Fürst in Ton und Haltung die Weisen des jungen Deutschlands anschlägt, bewegt sich Schefer eben auf den Grenzlinien der romantischen Phantastik, zwischen den J. Paul'schen Reminiscenzen und den Brentano-Arnim'schen Originalitätslaunen herüber- und hinüberschwebend; wie er denn mit Brentano selbst in näherer persönlicher Verbindung stand. Bald hören wir, wie er in der Manier des Ersteren über jede Blume und

jeden Vogellant sentimentalisirt, bald müssen wir ihm auf dem Wolkenpfade spekulativer Welthumoristik folgen. In dem »Laienbrevier«, welches in der Naturseligkeit schwelgt nnd in breiter Rede einen pantheisirenden Christianismns der Liebe predigt, drängt neben den gedankenreichsten Stellen die Stimme tiefer Gemüthserfüllung vielfach hervor. In den Novellen dagegen spielt mehr die Phantasie des Humors, wobei nur zu bedauern, daß bei anziehender Eigenthümlichkeit die Affektation der Originalität sich öfter und mehr als erquicklich abmühet, um etwas Absonderliches zu bieten. Diese Absonderlichkeit steigert sich nicht selten bis zu widerwärtiger Phantasterei und unverständlichem Sprachzwange. Ueberhaupt leidet Schefer's Dichtung an der Krankheit des Gesuchten. Daher auch die reflexive Dehnung und die wunderliche Prätension des Sichgehenlassens. Eine runde fertige Gestalt, damit eine resolute ästhetische Wirkung bleibt meistens unerreicht. Es ist in Schefer mehr fragmentarische Genialität als Talent künstlerischer Organisation.

* Der berühmte belgische Maler Gallait hat ein Porträt des Papstes Pius IX. gemalt und in Wien ausgestellt. Es ist eine sehr schöne Arbeit, welche classischen Vortrag nnd einfache Auffassung vereinigt. Das Bild stellt den Papst im einfachen Hauskleid aufrecht sitzend dar mit klarem offnen Auge und milden Zügen. Maler bewundern besonders die schöne Hand. Man reiht das Bild den besten Werken der Porträtkunst aus den Zeiten van Dycks an.

* Am 15. Februar beging in München der Künstlerverein Jung-München sein Maskenfest mit glänzendem Erfolge. Die herrlichen Decorationen des Saales und die prächtigen Costüme erregten allgemeine Bewunderung. Aus dem Hintergrunde des Saales, dem Ritterschloß am Rhein, erschienen in zwei prachtvoll ausgestatteten Zügen die Rolandsknappen, die drei Schwestern, der Graf von Gleichen, Aschenbrödel, Schneewittchen, Rothkäppchen, Rübezahl, die Nixenkönigin, der gestiefelte Kater, die goldene Gans und manche andere Gestalten. Zu bedauern war nur, daß der Raum eine rechte Entwicklung der darstellenden nnd zuschauenden Massen nicht gestattete.

---

* Musikalische Notizen. Seit Kurzem hat sich Richard Wagner in Bieberich am Rhein niedergelassen, um dort einige Zeit zu verweilen. Er läßt seine auf vier Abende berechnete Riesenoper »Die Nibelungen« bei Schott in Mainz im Druck erscheinen, wird also wohl vorläufig daranf verzichtet haben, dies Hauptwerk seines Lebens anf der Bühne zu sehen. Es sei hierbei bemerkt, daß Alfred Jaell drei Stücke aus »Tristan und Isolde« für das Pianoforte bearbeitet hat. — Die Concert-Ouverture »Aladdin« von Karl Reinecke ist im Gürzenichconcerte in Köln zur Aufführung gekommen. Das Publikum ließ sie theilnahmlos vorübergehen, doch ist sie ein recht gutes Orchesterstück, das ohne bedeutende Originalität tüchtig gearbeitet ist. Ob der Componist dabei das Märchen oder das Drama von Oehlenschläger zum Vorwurf genommen habe, ist nicht gesagt. Das neue Oratorium »Belsazar« von demselben Componisten, dessen in der vorigen Nummer Erwähnung geschah, ist kürzlich im Gewandhaus in Leipzig zu Gehör gekommen und hat einen günstigen Eindruck gemacht. Es ist eigentlich mehr eine dramatisirte Ballade oder Cantate als ein Oratorium im strengen Sinne des Wortes; die letzte Bezeichnung hat Reinecke, dessen nmfangreichstes Werk immerhin der Belsazar ist, demselben auch nicht gegeben. Man rühmt an der Tondichtung einsichtige Darstellung der Situation, interessante Behandlung des Chors und Orchesters, überhaupt vortreffliche Arbeit. In der Haltung schließt sich der Belsazar jener Gattung von sogenannten weltlichen Oratorien an, welche jetzt die herrschende geworden ist. Der Text von Roeder in Barmen lehnt sich an die gleichnamige Ballade von Heine. Besonders guten Eindruck machten einige Chöre und die Scene, wo die Geisterhand ihr Urtheil an die Wand schreibt. — Johanna Wagner hat es mit allen Versuchen im Schauspiel nicht zu einer durchgreifenden Wirkung bringen können, weßhalb sie eine längere Pause machen will, um im Herbste von Neuem zu beginnen. — Eine nene Oper von Ferdinand Hiller »Die Katakomben« ist am 15. Febrnar in Wiesbaden und überhaupt zuerst unter der Leitung des Kapellmeisters Hagen zur Aufführnng gekommen. Wir finden in der Kölnischen Zeitnng einen ausführlichen Bericht von Bischoff, welcher die Hoffnung ausspricht, daß Bühnen von Bedentnng das schöne Werk von Hiller zur Aufführung bringen werden. Freilich verlangt dasselbe ein Publikum, das nicht des Spectakels und des Ballets nnd der Teufeleien wegen in die Oper geht, sondern eine Zuhörerschaft bildet, die in jeder Hinsicht, d. h. in Bezug auf den Inhalt des Dramas, so wie namentlich auch auf die Musik, noch einer ernsten Stimmnng fähig ist, Zuhörer, deren Sinn für das gediegene Schöne durch die moderne italienische Effectmusik und durch die französische Spectakel-Oper noch nicht abgestnmpft ist. Denn der Gegenstand des von Moritz Hartmann verfaßten Gedichtes ist ein ernster, man könnte fast sagen: religiöser, da er das Martyrerthum der ersten Christengemeinden und den Gegensatz der neu ansgehenden inneren Welt im Gemüth des Menschen gegen die hohle Nichtigkeit der in Sinnlichkeit versnnkenen Römerwelt darzustellen sucht. Wenn der Dichter nun auch die beiden Hanptrepräsentanten dieses Gegensatzes, die Römerin Lavinia und den Sclaven Lucius, den Führer der Christenschaar, nach den zwei verschiedenen Richtungen hin wohl zu scharf gezeichnet hat, so ist doch die Stimmung im Ganzen des Dramas gut fest gehalten nnd wird durch nichts Ungehöriges getrübt oder gestört. Die Oper hat eine große Anzahl von hervorragenden, trefflich gedachten und ausgeführten Musikstücken, zunächst im ersten Akt eine lebensvolle Introduction mit den Gegensätzen eines wilden Bachanals und einer reizenden Ballade, dann ein schönes Duett und ein meisterhaftes Sextett mit Chor, das in Melodik, Harmonie und Gesammtwirkung von hohem Werth ist, im zweiten eine Tenorarie im Stile von Mehuls »Josef in Egypten«, einen ergreifenden Trauergesang in den Katakomben für Sopran nebst einem Chorgesang der Christen nnd ein prachtvolles Finale; im dritten einen lieblichen Frauenchor, ein sehr schönes Duett für Sopran und Tenor, einen pompösen Marsch mit Chor; endlich im letzten Aufzug treten eine im Gefühlswechsel sich bewegende Tenorarie nnd ein Siegeshymnus der Christen besonders hervor. Die ganze Oper ist mit einem großen und würdigen Kraftaufwande musikalischer Mittel componirt und den hervorragenden Werken unserer Zeit beizurechnen.

* Bremen, 19. Februar. Das gestrige achte Privatconcert wurde eröffnet mit einer Symphonie in D dur von Karl Reinthaler. Der Componist hat dies Werk, mit welchem er ein neues Feld zum erstenmal betritt und einen Abschnitt seiner künstlerischen Entwickelung bezeichnet, seit längerer Zeit mit dem Eifer und der Spannung, die in solchem Falle natürlich sind, am Herzen getragen; er dirigirte die Symphonie selbst und hatte die Frende, daß sie im Ganzen wie in jedem einzelnen der vier Theile mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. Unser Urtheil dieser Tondichtung gegenüber kann lediglich ein vorläufiges sein, da wir von den Proben nur so viel hören konnten, daß wir mit dem ersten und letzten Satz, allerdings also den wichtigsten, einigermaßen vertraut wurden. Uebrigens ist das Werk im Allgemeinen klar und durchsichtig, sein Bau correct und fest, von der heutzutage so häufigen nebelhaften Romantik ganz fern. Die Symphonie erwächst auf dem Grunde, den die großen Meister bis in unsere Zeit herab gelegt haben, und weist besonders, wenn von einer Zurückführung auf vorhandene Muster die Rede sein soll, auf Mendelssohn hin. Die Mittel, welche das Orchester nach den gemäßigten Grnndsätzen der Instrnmentation bietet, sind voll nnd energisch, dabei mit künstlerischem Maße, benutzt. Den musikalischen Gedanken ist nachzurühmen, daß sie fest und sicher auftreten, der Arbeit, daß sie mit Sorgfalt und ernstem Streben zu Werke geht. Von den vier Sätzen scheint uns der dritte, das Scherzo, derjenige zu sein, welcher am besten gedacht und mit besonderem Glück ausgeführt ist. Das Andante hat ein sehr anmuthiges Motiv, dem aber vielleicht eine größere Last der Durcharbeitung zugemuthet ist, als es nach seiner Natnr erhalten haben sollte. Dem ersten und vierten Satze hat der Componist große Liebe und eingehenden Eifer gewidmet nnd damit manche schöne Klangwirkung erreicht, die sich vielleicht durch geschickte Kürzungen noch erhöhen ließe. Wir hoffen der neuen Schöpfung bald in einem Symphonieconcerte wieder zu begegnen. Das Orchester gab noch den Anacreon und den Fidelio, hatte aber nicht viel Glück damit. Der Carneval greift die Kräfte der Musiker so sehr an, daß unmöglich die rechte Lust und Kraft erhalten bleiben können. — Durch die große Arie Leonorens im »Fidelio« und die reizende Cavatine Rosinens im »Barbier« führte sich Fräulein Anna Reiß aus Mannheim ein. Sie hat eine schöne, kräftige Stimme und zeigte in der Rossinischen Arie und deren üppiger Ausstattung mit eleganten Coloraturen eine sehr sorgfältige Schule, welche sie zu einer anmuthigen nnd glänzenden Wiedergabe dieser Composition befähigte. Bei der Fidelio-Arie wurde aber allerdings die poetische Tiefe, ohne welche dies herrliche Tonstück nicht zu denken ist, vermißt. — Das meisterhafte Spiel des Violoncellisten Herrn Davidoff aus Leipzig steht allerorten in der öffentlichen Meinung so fest, daß es eines näheren Eingehens nicht bedarf. Er trug ein Concert eigner Composition, das auch hier schon bekannt ist, und eine Phantasie von Servais über den angeblich Schubertschen Sehnsuchtswalzer vor. Der hochgeehrte Künstler wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihm bemerken, daß wir an seinem Spiel eine erhöhte Freude gehabt haben würden, wenn er — nicht noch besser, aber — noch Besseres vorgetragen hätte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 9. Bremen, 2. März. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Der Realismus und die sociale Ethik.

Von Wilh. Kiesselbach.

Friedrich der Große schreibt einmal an Voltaire: „Wir kennen Alle die Verbrechen, welche der religiöse Fanatismus begangen hat; hüten **wir** uns, einen Fanatismus der Philosophie einzuführen; ihr Wesen muß vielmehr in Milde und Mäßigung bestehen. Die Toleranz in der Gesellschaft muß einem Jeden das Recht sichern, zu glauben was er will; aber diese Toleranz soll nicht die Frechheit und Zügellosigkeit derer autorisiren, die das, was das Volk verehrt, ungescheut verhöhnen.“ Wir möchten heute an diesem Worte anknüpfen, um es in einigen Andeutungen darzulegen, wie die realistische Weltanschauung, die wir jüngst in dem Sonntagsblatte etwas näher zu charakterisiren suchten, sich zu dem Christenthume und der Kirche verhält. Der frühere Aufsatz bleibt unvollständig, so lange er nicht nach der Seite der positiven Religion, welche seit fast zwei Jahrtausenden mit dem gesammten Kulturleben Europa's verwachsen ist, die weiteren Folgerichtigkeiten aus seinem Ausgange zieht. Weil der religiöse Glauben fortan in immer größeren Kreisen der menschlichen Gesellschaft die physicalische Welt der Wissenschaft überlassen muß, darum wird noch nicht im allerentferntesten der Grundboden zerstört, aus welchem die Religiösität emporwächst, oder die Formen verworfen, in denen sie geschichtlich zum Ausdruck gelangt ist. Schon in der früheren Abhandlung hoben wir es hervor: „Die Idealspeculation trägt der ursachlichen Nothwendigkeit in den Thatsachen keine Rechnung; sie ihrerseits verfährt bei ihrer Weltconstruction willkürlich subjectiv; die Realphilosophie dagegen ist eine geistige Reproduction der Natur- und der Menschheitsgeschichte; sie läßt daher jeder aufgetauchten politischen und religiösen Entwicklungsphase des Menschengeschlechts ihr vollständiges Recht zukommen.“

Wer nun nicht bei seiner wissenschaftlichen Betrachtung der Historie den Ursprung der Religion auf eine überirdische Offenbarung zurückführt, eine Annahme, welche, wie Arthur Schoppenhauer es einmal sehr bestimmt ausdrückt, die vernünftige realistische Geschichtsauffassung nirgendswo unterzubringen weiß, sollte diese Offenbarung auch in das dunkelste Dunkel der Vorzeit hinausgeschoben werden; für den leiten sich die religiösen Regungen in der Menschenbrust einzig aus der Menschennatur selber her, wie sie im Zusammenleben mit Andern sich ihrer bewußt wird und sich allmälig weiter ausbildet. Die Geschichte der Religion ist die Geschichte der Menschheit überhaupt, in ihren allerfeinsten Resultaten; schon aus diesem Grunde läßt sich also der religiöse Glauben eines Menschheitstheils, d. h. eines Volkes, einer Nation, nicht aus dem geschichtlichen Zusammenhange reißen, in welchem er zu der Vergangenheit steht. Die Kette der kulturlichen Gebilde, welche durch die auf einander folgenden Geschlechter hinläuft, bricht in ihrer Continuität nicht ab, jede Generation setzt vielmehr nur ein neues Glied den bereits vorhandenen an.

Consequenter Weise könnte mithin bloß eine genaue und vollständige Kunde von allen früher bei den verschiedenen Völkern aufgetauchten Religionssystemen und ihrer etwaigen Uebertragung von einem Volke auf das andere den Gang nachweisen, den die Ausbildung der Religion unter den Menschen in steter Wechselwirkung mit der Ausbildung der Menschennatur vom Anfange der Geschichte an genommen hat. Allein die Thatsachen am Anfange der Menschheitsgeschichte bleiben dem positiven Wissen der Nachwelt für immer entzogen, weil Niemand der Zeitgenossen bereits Bildung genug besaß, sie in der Beobachtung festzuhalten und durch Worte oder gar schon durch Schrift den späteren Generationen zu überliefern. Der Mensch erscheint erst als sichtbar in der Geschichte, nachdem er bereits seinen rohesten urzeitlichen Zustand einigermaßen überwunden, bereits den Ansatz eines gesellschaftlichen Verbandes und in demselben eines beginnenden sittlichen Bewußtseins herausgearbeitet hat. Ist nun auch nachher in hochgebildeten Kulturepochen von mehreren Religionsstiftern grade in diesen durch die Geschichtsschreibung gar nicht zu controlirenden vorgeschichtlichen Zeitraum der Eintritt der von Außen kommenden Religionsoffenbarung verlegt, weil sie es unabweisbar herausfühlten, daß sie in **ihrer** Periode und der Bildungshöhe **ihres** Volkes gemäß die Gebote der Ethik und die etwa daran sich lehnenden nationalpolitischen Einrichtungen in Beziehung zu dem Ursprung der Welt überhaupt bringen und demnach in ihrer unantastbaren Berechtigung hinstellen mußten; so beweist doch die heutige Ethnographie wie die Alterthumswissenschaft übereinstimmend, daß bei einem auf den untersten Stufen der Kultur stehenden Volke allemal die sogenannte Naturreligion Platz greift. Die unverstandenen gewaltigen Naturkräfte werden dann als ebenso viele einzelne Götter betrachtet, und die Furcht vor ihnen regiert alles Thun und Treiben der Menschen in ihrem gesellschaftlichen Zusammenleben. Nichts widerspricht der realistischen Weltanschauung mehr, als wenn man annimmt, die alten Göttergestalten seien in den Vorstellungen der kindlichen Menschheit aus an-

fänglich bereits von ihr erkannten sittlichen Prinzipien hervorgegangen. Es ist schon ein großer Fortschritt in der Menschheitsgeschichte, daß auf die vergötterte Naturkraft allmälig menschliche sittliche Regungen, wie sie im Familien- und Volksdasein entstehen, übertragen werden. So sind denn die Göttervorstellungen in der altasiatischen Geschichte in steter Umwandlung begriffen, je nachdem das Volk, welches sie trägt, kulturlich vorrückt, oder ein anderes Volk die ihm aus der Nachbarschaft überkommenen Ideen in seine neue Entwicklung aufnimmt. Die Bewohner des griechischen Olymps haben seltsame altasiatische Ahnen, der geläuterte Jehovahbegriff der Juden setzt eine vorangegangene ungeheuer lange Kulturgeschichte Bactra's und Aegyptens voraus, von welchem Lande Moses ihn nach Kanaan verpflanzte, um als Gesetzgeber selbstbewußt denselben zum kulturlichen und nationalpolitischen Schwerpunkt seines Volkes zu machen.

„Westward the star of empire takes its way.“ Das gemäßigte Klima an den westlichen Außengrenzen Asiens, die den Ackerbau und Seeverkehr begünstigende Ländergestaltung des nahen östlichen Europas ließen das ökonomisch-politische Leben der Küstenbewohner am mittelländischen Meere zu einem andern Ausdruck gelangen, als die Binnengebiete des Orients. An die Stelle der Theocratien im Innern des Ostens tritt demnach hier bereits der Staat, und damit ein Fortschritt in der allgemeinen Gesittung, der auf die religiösen Anschauungen der Menschen zurückwirken mußte. Selbst die Juden, die von einem von Priestern regierten Jehovahreiche ausgegangen waren, verwandeln dasselbe in der Folge unter dem Nachdrucke der internationalen Beziehungen in eine Monarchie, und in Griechenland und Rom trägt vollends der Staat über die Priesterherrschaft den Sieg davon. Freier, selbständiger mithin stellen sich im Westen bereits die Völker ihrer Gottesidee gegenüber; neben der Furcht vor den als überirdischen Wesen personificirten Naturgewalten entwickelt sich bei ihnen schon die Erkenntniß der Ethik, der sittlichen Gesetze, wie sie sich aus dem geordneten gesellschaftlichen Zusammenleben ergeben. Die Familiengliederung, die in ihrer moralischen Bedeutung zuerst in dem Hirtenthume der Israeliten mehr hervortritt, die Liebe zum Freunde, zum Vaterlande findet hier einen moralischen Rückhalt, weil die Menschen in den ausgebildeteren Staatsverhältnissen mehr zu Individualitäten werden, zu Sonderexistenzen mit eigener sittlicher Rechtssphäre, während sie im tiefen Asien nur die Nullen hinter der Eins ihrer Priester oder Kriegsfürsten sind. Dazu muß man berücksichtigen, daß die geringe Entfernung der Länder von einander in der östlichen Ecke des mitteländischen Meeres, die leichte Verbindung, welche sich zwischen ihnen mit Hülfe der Inseln im Verkehr herstellen ließ, im späteren Alterthume eine über die nationalen Absonderungen hinausschreitende Gesammtkultur aufwachsen ließ, wie sie auch heutigen Tages von den europäischen Völkern im geistigen Zusammenhange unter sich herausgearbeitet wird. Politische und religiöse Gedanken flossen allmälig von dem einen Lande in das andere über; wenn früher bloß der Staatsangehörige Menschenrechte beanspruchen durfte, so wurden dieselben jetzt bereits immer mehr dem Menschen als solchen zugestanden. Die Ethik, bisher nur auf dem nationalen Bereiche anerkannt, kam allmälig auch auf dem internationalen Gebiete zur Geltung; die religiöse Bethätigung der Einzelnen, früher ein knechtischer Gottesdienst, wurde nach und nach zu einer sittlichen Pflichterfüllung gegen die Mitmenschen.

Eine große Rolle in dieser zwischen den Völkern im Umkreise des mittelländischen Meeres vor sich gehenden Humanitätsentwicklung spielt aber die platonische Philosophie, welche die Ideen ihrer Zeit systematisch zusammenfaßt. Ohne sie, als Unterlage, ist das Aufkeimen der christlichen Lehre gar nicht zu denken, wie nachher wiederum der Neuplatonismus tief in die Gestaltung des christlichen Dogma's eingreift. „Gleich der Grundgedanken der platonischen Staatslehre“, sagt Zeller in einem Aufsatze „der platonische Staat in seiner Bedeutung für die Folgezeit“ (Sybel's historische Zeitschrift 1859) — die Tübinger, die Jünger Baur's, tragen ja auf diesem Gebiete noch immer die Fackel voran — „gleich der Grundgedanken der platonischen Staatslehre hat mit der Idee der christlichen Kirche auffallende Aehnlichkeit. Der Staat ist nach Plato, seiner eigentlichen Bestimmung zufolge, nichts anderes, als eine Darstellung und ein Hilfsmittel der Sittlichkeit; seine höchste Aufgabe besteht darin, seine Bürger zur Tugend und eben damit zur Glückseligkeit zu erziehen. — — Es liegt am Tage, wie nahe dieser Staat dem „Reiche Gottes“ verwandt ist, dessen irdische Erscheinung die christliche Kirche sein will.“ Dann bemerkt der geistreiche Verfasser an einer anderen Stelle seiner Abhandlung: „Die platonische Lehre ist eines der wichtigsten von den Bildungselementen des späteren classischen Alterthums, eine Macht, deren Wirkungen weit über den Kreis der platonischen Schule hinausgehen. Unter den nachfolgenden Systemen hat nicht blos das aristotelische, sondern auch das stoische ihren Geist in sich aufgenommen, und das letztere besonders hat für seine Moral der platonischen Ethik ungemein viel zu verdanken. Die Philosophie war indessen in den letzten Jahrhunderten vor Christus bei allen Gebildeten, so weit die griechische Sprache und Literatur reichte, im Osten und Westen an die Stelle der Religion getreten, oder sie hatte doch ihre Auffassung der Religion so durchdrungen, daß von den alten Mythen kaum noch die Hülle übrig geblieben war; ihre wesentlichen Ergebnisse und vor Allem ihre sittlichen Grundsätze waren in die allgemeine Bildung übergegangen, zur Weltreligion geworden.“ „Auch das werdende Christenthum konnte sich diesem Einfluß nicht entziehen, und es sind gar nicht blos die platonisirenden Theologen der griechisch-orientalischen Länder oder die gnostischen Secten, die ihn in die Kirche einführten! Die griechische Philosophie hatte schon lange vorher zur Entstehung des Christenthums ihren Beitrag geliefert, und sie drang Jahrhunderte lang, wie der Hellenismus überhaupt, dessen edelste Früchte sie in sich vereinigte, von den verschiedensten Seiten her in die neue Religion ein.“ Die Juden kamen zunächst in Alexandria, dem Emporium des Welthandels und dem Knotenpunkte für die Verschmelzung der griechischen und der orientalischen Bildung, mit dem hellenischen Geiste in Berührung, nachdem sie die Erben in den großen kaufmännischen Geschäften der Phönicier geworden waren. „Die Schule Philo's, des Alexandriners, muß selbst auf Palästina und die östlichen Länder ihren Einfluß erstreckt haben. In enger Verbindung mit dieser theologischen Schule steht die jüdische Secte der Essener, welche im zweiten vorchristlichen Jahrhundert, zunächst, wie es scheint, durch die Einwirkung der pythagoräischen Mysterien und der damit verknüpften Askese entstanden war, die dann aber, bei der allmäligen Bildung einer neupythagoräischen Philosophenschule, auch an dieser, mehr noch platonischen als pythagoräischen, Speculation theilnahm. Diese auch in Palästina verbreitete Secte war Allem nach einer der wichtigsten von den Kanälen, durch welche die griechische Bildung, und somit auch die ethischen und religiösen Anschauungen der griechischen Philosophen ins Judenthum einströmten.“

An einer andern Stelle haben wir darauf hingewiesen, daß bei der richtigen Auffassung des Zusammenhanges in dem Bildungsgange der Menschheit die christliche Lehre als das Endprodukt der Gesammtkultur des Alterthums erscheint. Je mehr aber das nationale Staatenleben der Völker mit seinen alten Nationalgöttern unter der Weltherrschaft der Römer zerbrach, desto freier wurde der von aller politischen Gliederung losgelöste Huma-

nismus. Obgleich die Erde noch lange nicht als eine große schwebende Kugel erfaßt war, ringt sich am Schlusse des Alterthums bereits der Begriff der Menschheit los. Die daraus hervorsprossende neue religiöse Anschauung geht nicht mehr auf die altasiatische Gottesidee der Naturgewalt zurück, sie macht sich von kosmogonischen Vorstellungen nicht mehr abhängig. Mit dem Satze „Gott ist ein Geist" verläßt sie für immer den Standpunkt der Naturreligion; die Ethik, die Liebe, die sittliche Bethätigung des Menschen zu den Mitmenschen und demgemäß zu sich wird von ihr fortan statt eines Gotteskultus gefordert. Zeller bemerkt aber: „Plato führt schon aus, der Gerechte werde auch dem Feinde nie Böses zufügen, denn dem Guten komme es nicht zu, Anderes zu thun als Gutes. Wer in den Griechen nur Heiden zu sehen gewohnt ist, den mögen solche Züge, die sich ohne Mühe vermehren ließen, befremden: einer wahrhaft historischen Betrachtung werden sie nur das Gesetz der geschichtlichen Continuität bekräftigen."

So lange nun das allmälige Verfallen des römischen Reiches fortdauerte, so lange behält in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters die neue Menschheitsreligion im Kreise der alten Kulturvölker die Ethik zum fast ausschließlichen Ausgange, und unausgesetzt wirkt auf sie der Platonismus fort. „Die ganze Philosophie der Kirchenväter und ein großer Theil ihrer Theologie, die ganze Scholastik ist nicht anders als ein großartiger, Jahrhunderte lang fortgesetzter Versuch, die griechische Philosophie für die Fortwirkung und das Verständniß der christlichen Lehre zu verwenden." Sobald jedoch die religiöse Gesellschaftsverfassung, die sich freiwillig und seitab von der politischen Organisation als Kirche gebildet hatte, einerseits in die Hierarchie des byzantinischen Kaiserthums eingefügt wird, und andererseits von der alten Kulturstadt Rom aus unter die jungen Stämme von Mitteleuropa tritt, welche noch in der Kindheit der Bildung stehen, beginnt sofort eine wesentlich andere Auffassung der christlichen Lehre sich geltend zu machen.

In Konstantinopel wird das religiöse Dogma, genau genommen, zum politischen Dogma; die im Volke gepflegte Vorstellung von der providentiellen Weltregierung, welcher gegenüber die ethischen Gebote des Christenthums in den Hintergrund weichen müssen, sollen zugleich das vorhandene Staatsgebäude stützen. Die religiösen Anschauungen werden zum Gegenstande dialectischer Grübeleien gemacht, man erörtert die religiösen Normen spitzfindig wie die Gesetze des Civilrechts. Ein politisch und kulturlich untergehendes Volk kann einen neuen Religionsgedanken, den es noch in sich aufgenommen hat, nicht weiter entwickeln, beide verfallen gleichzeitig. Bei der Uebersiedlung des Christenthums nach dem Norden unseres Erdtheils dagegen, welche die römische Kirche vermittelte, mußten seine feinen ethischen Principien sich abermals, wie in den Vorzeiten des Alterthums, mit den Vorstellungen von der physikalischen Weltordnung verbinden; seine Lehre „Gott ist ein Geist" konnte in diesen Gegenden nicht in ihrer ursprünglichen Reinheit aufrecht erhalten werden. Deßwegen wird denn auch im Mittelalter unter den neubekehrten Völkern ein eben so großes Gewicht auf das alte Testament als auf die Evangelien gelegt. Im Umkreise der thalatischen Welt, in Italien und Griechenland nahm man die altisraelitische Mythologie und die Sagen der Juden nicht in die christlichen Auffassungen des Lebens mit hinüber. Bei der hohen Bildung beider Länder lag ja in der Annahme der reinen Liebelehre und ihrer Vergeistigung des Daseins ein offener Bruch mit der eigenen, aus der Vorzeit herstammenden Mythologie: das alte Judenthum mit seinem zornigen Jehovah hatte bei den Neuplatonikern mit der Ethik von Nazareth nichts zu schaffen. Für sie trennte sich bereits die Kenntniß der vorhandenen Welt von der Erfassung der religiösen Regungen im Menschen. Die nordischen Barbaren indessen empfingen erst aus der Hand der römischen Priester mit dem Christenthume überhaupt ihre gesammte höhere Bildung. Bei ihnen mußte demnach, wie im grauen asiatischen Alterthume, die Lehre von der Welterschaffung, der materielle Supranaturalismus, unmittelbar und direct das Gebot der Liebe und Sittlichkeit unter den Menschen begründen; und da nun die Juden allein unter den alten Völkern die Idee des einigen Gottes aufrecht erhalten hatten, außerdem aber ihre aufbewahrten alttestamentlichen Schriften bei der Faßlichkeit ihrer Erzählungen dem Kulturzustande der Germanen entsprachen, so verwuchs, durch die Vermittlung der klugen römischen Missionare, der Gedankenkreis des alten Testaments fast ebenso fest mit der jungen germanischen Kulturentwicklung als die Evangelien. Einzelne Zugeständnisse waren dabei dann freilich von Seiten der sich in Mitteleuropa ausprägenden Symbole sowohl an verschiedene Gestalten der griechisch-römischen Mythologie als an die Götterfiguren des nordischen Himmels zu machen. Mehr als ein im Volksbewußtsein festsitzender und gepflegter heidnischer Heroe verwandelte sich allmälig in einen christlichen Heiligen, mehr als ein uraltes Naturfest erhielt den Stempel eines kirchlichen Feiertages.

Dieser Vorgang, die Anpassung eines hehren ethischen Kulturgebildes, woran das ganze Alterthum gearbeitet hatte, an die rohen Anschauungen jener in ihrer geistigen Kindheit sich befindenden Völkerstämme ist jedoch so durch und durch natürlich und zugleich eine so großartige Kulturthat der sich ausbreitenden römischen Kirche, daß nur derjenige sie dem menschheitlichen Bildungsgange zum Vorwurf machen kann, dem sich ein wirkliches Verständniß der organischen Entwicklung in der Geschichte noch nicht eröffnet hat. Freilich stand das Christenthum an den Ufern des Rheines und der Elbe mit seinem materiellen Bilderdienste nicht auf der Höhe der christlichen Auffassungen wie die philosophisch gebildeten alten Kirchenväter Italiens sie hegten; es war mehr versinnlicht, es bedurfte mehr allgemein verständlicher Symbole, die Figuren von Adam und Eva wurden für dasselbe beinahe ebenso wichtig als die Worte der Bergpredigt; allein in dieser rauhen Schale, welche dem Wesen der Bauernhorden des Nordens entsprach, barg sich doch sein ganzer feiner sittlicher Gehalt; in dem Mariadienste lebte die volle ethische Anerkennung des Weibes neben dem Manne, die Altasien nicht kannte; dasselbe Kreuz, mit dessen Zeichen man Hexen bannen zu können glaubte, trug doch auch die Vorstellung durch die kindlichen Geschlechter weiter, daß die sittliche Pflichterfüllung selbst vor dem Tode nicht zurückschrecken darf. Der Zukunft blieb es anheimgeben, wieder zu dem wahren Kerne dieser aus Jahrtausende langem menschheitlichen Denken und Empfinden erwachsenen Frucht vorzudringen.

Die Gliederung der römischen Kirchenherrschaft, die sich über Europa ausspannte, geht uns hier nichts an. Sie stellte an unsern Erdtheil die Frage, ob die religiöse oder politische Gesellschaftsverfassung auf demselben vorherrschen sollte, und weil sie dergestalt selber zu einer weltlichen Regierung werden wollte, mußten bei der päbstlichen Curie ebenso wie bei dem Kaiserthum in Byzanz die christlichen Dogmen so hergerichtet werden, daß sie diese priesterliche, von der Tiber ausgehende Weltherrschaft stützten. Mindert jedoch etwa der Gebrauch, den die Kirchenherrschaft von der christlichen Lehre und ihren Symbolen machte, den ethischen Gehalt des Evangeliums an sich? So wenig als in Byzanz, ebenso wenig konnte derselbe in dem kulturlichen Stillstande Roms geistig weiter geführt werden. Je mehr deßwegen die Völker des Nordens zu eigener Bildung vordrangen, um so mehr mußten sie bei ihrer Erfassung der reinen christlichen Lehre zu den Sätzen der römischen Hierarchie in Widerspruch gerathen. Die selbständig

werdenden Nationen des Nordens sprengen die weltliche und kulturliche Oberherrschaft Roms zu einer und der nämlichen Zeit; die protestantische Bewegung in Deutschland ist nicht minder politischer, nationalstaatlicher, als religiöser Natur.

Daß sie nicht völlig ihr Ziel erreichte, daß die Kaiserpolitik auch damals das deutsche Volk verhinderte, zur nationalstaatlichen wie zur kulturlich-ethischen Selbständigkeit durchzudringen, ist eben das tragische Geschick Deutschlands. So heimste denn zunächst nur das Territorialfürstenthum für sich die Früchte der religiösen und politischen Bestrebungen ein, welchen eine Zeitlang wohl die Mehrheit der deutschen Nation angehört hatte. Dazu fiel mit der beginnenden Verarmung Deutschlands in Folge der inneren Kriege auch die bereits herausgearbeitete allgemeine Bildung wieder zurück. Das siebenzehnte Jahrhundert hat bei uns keine Köpfe aufzuweisen, wie die Humanisten des sechszehnten waren. Während demnach der einsetzende Absolutismus der größeren Kronen auf's neue einen Bund mit der römischen Hierarchie schloß, und das Christenthum als Stütze der eigenen Herrschaft benutzte, bildete auch der Protestantismus an den Höfen der kleineren Fürsten, in gleichem Interesse, hauptsächlich das kirchliche Dogma aus, dem gegenüber der ethische Gehalt der Evangelien zur Nebensache wurde.

Wieder indessen darf eine vorurtheilsfreie historische Betrachtung diese durch die äußeren Umstände bedingte Verunstaltung der christlichen Lehre nicht den in ihr enthaltenen ethischen Schatz entgelten lassen. Die Schwankungen in den menschlichen Auffassungen derselben werden durch die in der Geschichte auftretenden Veränderungen des äußeren gesellschaftlichen und politischen Lebens hervorgerufen. Wie das Licht sich bricht, hängt von dem Spiegel ab, auf welchen es fällt; aber das sich in der jedesmaligen Zeitepoche spiegelnde Christenthum an sich leidet nicht durch die trüben Reflexe, in denen es vorübergehend erscheint. Der nachfolgenden, weiter vorgeschrittenen Nation wird immer von Neuem die Möglichkeit geboten, über jene zeitweiligen kirchlichen Erscheinungen hinaus an die reine Quelle zurückzugehen, welche die am Schlusse des Alterthums herausgearbeitete Erkenntniß der sittlichen Gesetze im Menschendasein in einfacher, klarer Form enthält. Wie sehr daher auch immer die hervorragenden Köpfe unserer Nation seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Bildung auf's Neue vorwärts ging, zu den Aeußerlichkeiten und dem Supranaturalismus der protestantischen Kirche in Gegensatz geriethen, sie alle stehen völlig und ganz unter dem Einflusse der christlichen Ethik, die sich trotz der inzwischen aufgetauchten dogmatischen Phantasien durch die Gemüther von Geschlecht zu Geschlecht hingezogen hat. Sie können in sich den Zusammenhang ihrer eigenen Bildung mit der Kulturarbeit der gesammten Vergangenheit nicht aufheben, und die Quintessenz dieser Kulturarbeit ist eben das ursprüngliche Christenthum. Selbst da, wo die deutschen Dichter und Denker, in Feindschaft zu den Dogmen ihrer Zeit, sich in's griechische Alterthum zurückflüchten, thatsächlich entquillt ihnen doch ihr Vermögen, die ethischen Gebilde der Hellenen geistig in sich aufzunehmen, aus dem christlich sittlichen Gedankenkreise, der im Hause ihrer Eltern geherrscht hatte, in welchem sie selbst auferzogen waren. Die einfachen menschlichen Verhältnisse, wie z. B. die Odyssee sie uns vorführt, die Liebe des Mannes zu seinem Weibe, seinem Sohne, seiner Heimath, ziehen sie nicht unmittelbar ihre Linien zu der sittlichen Durchbildung herüber, wie sie durch das Christenthum für immer mehr Menschen Allgemeingut geworden ist? Erfaßt uns die hellenische Tragödie nicht deßwegen so gewaltig, weil wir bereits in ihr die sittlichen Anschauungen finden, die später mit der christlichen Kultur zur weiteren Durchprägung gekommen sind? Da, wo wir in den geistigen Schöpfungen des Alterthums auf keine Anklänge oder Vorklänge der ethischen Empfindungen stoßen, die mit der Vergeistigung der Religion den Grundton der heutigen Bildung ausmachen, lassen sie uns kalt. Das Sittlich-menschliche an ihnen schlägt erst in unserer eigenen Brust den entsprechenden Accord an; denn eben dieses Sittlich-menschliche ist mit der Verbreitung des Christenthums über die Welt ein weltgeschichtlicher Factor geworden, dessen Einwirkungen und Rückwirkungen sich kein Leben eines ganzen Volks, sich das Leben keines Einzelnen zu entwinden vermag.

Diese in den Jahrtausenden der Menschheitsgeschichte hervorgetretene Thatsache ist aber so großartig und dabei so real greifbar, daß der Mensch selber sich sein Dasein ableugnen müßte, wenn er ihre Wirklichkeit ableugnen oder in ihr ein willkürlich hergerichtetes Phantom erblicken wollte. Und die gewaltige Wucht dieser Thatsache für das sittliche Fortarbeiten der Menschen, für die religiöse Harmonie, die sie in sich erstreben, wird für den ernsten Forscher nicht im allergeringsten dadurch geschwächt, daß die realistische Weltanschauung die physicalische Welt einzig der Wissenschaft zuweist, und sie mit der, der Ethik entquellenden, Religion gar nicht in Berührung gebracht wissen will. Das reine Christenthum, wie es im neuen Testament niedergelegt ist, war über den materiellen Supranaturalismus des jüdischen Alterthums, hervorgegangen aus der kindlichen Vergötterung der Naturgewalten, mit den erhabensten Worten, so je gesprochen: „Gott ist ein Geist“ hinausgeschritten. Die vorhandene Naturwelt wurde dadurch frei für die wissenschaftliche Forschung, und die Religiösität zur ethisch geistigen Arbeit, nicht mehr zu einer kosmologischen Glaubenssache der Menschen. Die späteren Jahrhunderte haben dann freilich diesen feinsten Religionsgedanken bei der Ueberfiedlung des Christenthums in die rohen Schaaren des mittleren Europas unter dem abermaligen Ueberwuchern des Transcendentalen fast völlig verloren. Allein die Gegenwart, so weit sie in ihrer Weltanschauung nicht mehr durch die ehemaligen politischen Rücksichten gestört wird, darf und muß ihn in seiner vollen Reinheit wieder in sich auffassen, und ihn je nach der geistigen Kraft des Einzelnen zur ausschließlichen Grundlage der eigenen religiösen Bildung nehmen. Darin besteht eben die hohe Bedeutung, welche die „Tübinger Schule“ für Erneuerung des ächten Christenthums in Deutschland erlangt hat, daß durch ihre historisch-realistische Betrachtungsweise der Kern der christlichen Lehre von der Schaale befreit wurde, mit welcher die nachfolgenden Geschlechter, bei dem Verfall ihrer Kultur, ihn umgeben hatten. Da im Laufe der Zeit durch äußere Gewalt und zum Nutzen nach Außen das Dogma an der Stelle sittlicher Bethätigung zum Schwerpunkt der Religion und des religiösen Lebens gemacht worden war, so galt es allerdings zunächst, dem künstlichen Dogma das geschichtliche und naturwissenschaftliche Factum gegenüber zu stellen. Das Dogma hatte die reiferen Geister längst von der Kirche zurückgestoßen; das Christenthum, als die menschheitlich herausgearbeitete Ethik erfaßt, wird grade sie um so eher zu der religiösen Gemeinschaft, zur Kirche zurückrufen, als doch einzig und allein in dem ethischen Ringen die tiefinnerste Befriedigung des Einzellebens zu erringen bleibt. Es ist nicht etwa als eine vorübergehende Mode zu betrachten, daß gerade jetzt der kirchliche Sinn auch in dem Kreise der höher gebildeten Männer unverkennbar wieder zunimmt; das Christenthum, das mit den ihm hinterdrein aufgenöthigten Dogmen die Bildung befeindete, wird um so mehr zur Bewunderung hinreißen, je mehr es bloß die Tiefe seines sittlichen Gehaltes offenbart. Der Geistliche, der diese Seite seines Berufs wahrhaft erfaßt, arbeitet damit in der edelsten Weise schöpferisch weiter an der Kulturentwicklung der Menschheit!

Man hat in unserer Zeit häufig den Vorwurf ausgesprochen,

daß die Mehrzahl der Menschen in den sogenannten gebildeten Kreisen dem Christenthume mehr oder weniger entfremdet seien und sich demgemäß seitab vom kirchlichen Leben hielten. Die stellenweise auftauchende Opposition gegen die Taufe der Kinder, der immer allgemeiner werdende Ruf nach der Civilehe und der seltene Besuch der Predigt gelten als Belege für die unreligiöse Richtung der Gegenwart. Allein wenn diese Thatsachen an sich auch nicht in Abrede zu stellen sind, so bleiben doch die Folgerungen falsch, die man aus ihnen ziehen will. Nicht gegen das Christenthum selbst, sondern gegen die Verwechselung desselben mit dem streng festgehaltenen Dogma, unter welchem es im Laufe der Jahrhunderte, äußeren Einflüssen gemäß, aufgetreten ist, sträubt sich die moderne Kultur, hauptsächlich in denjenigen Gegenden, in welchen das Dogma unter dem Schutze des Polizeistaates steht. Der vermeintliche heutige Kampf gegen das Christenthum ist in Wirklichkeit nur ein Kampf gegen die geschichtlich von ihm angenommenen Aeußerlichkeiten, die als sein eigentlicher Kern ausgegeben werden, und gegen die kirchliche Hierarchie, welche sich auf jene Aeußerlichkeiten stützt. Wer sich von der Stichhaltigkeit dieser Behauptung überzeugen will, braucht bloß die Wirksamkeit eines Mannes zu beobachten, der als ächter Geistlicher, als Träger der wahren menschlichen Sittlichkeitsbildung, wie sie sich im langen Laufe der Geschichte in der Religion entwickelt hat, innerhalb seiner Gemeinde das Verständniß der ethischen Wahrheiten des neuen Testaments vermittelt, und den Weg zu betrachten, welcher sich dem Lehrer dabei naturgemäß von selbst darbietet. Daß bei dem unlöslichen Zusammenhange, in welchem das Denken und Empfinden der Gegenwart zu dem Denken und Empfinden der Vergangenheit hält, auch der freisinnigste Prediger die historisch überlieferten Symbole nicht völlig verwerfen kann, bedarf wohl keiner weitern Auseinandersetzung. Wie überhaupt jedes gesellschaftliche Zusammenleben die Ceremonie unveräußerlich bedingt, so erhebt sich vollends die Ceremonie in dem ernsten religiösen Verein, in dem kirchlichen Verbande zu einer socialen Bedeutung, die selbst dann Nichts an Würde verliert, wenn auch inzwischen die gesellschaftlichen Sitten, aus der sie einst hervorgegangen ist, sich verändert haben sollten. Nur sobald die Ceremonie an und für sich zur Hauptsache gemacht wird, da, wo sie sich an die Stelle des ethischen Gedankens, den sie tragen soll, zu setzen strebt, lehnt sich das gesunde menschliche Gefühl gegen sie auf. Und wie der Realismus, in seinem Verständniß des religiös-socialen Lebens zur sittlichen Fortbildung der Einzelnen in dem sittlichen Geiste der Gemeinde die Berechtigung einer durch die Jahrhunderte geweihten Ceremonie vollständig anerkennt, insofern sie eben nur Ceremonie sein will; in gleicher Weise erscheint ihm das dogmatische Symbol als die nothwendige Brücke von der höheren Bildung der Wenigen zu der geringeren Bildung der Vielen. Es ist unmöglich, daß die große Masse der Menschen jemals eine gleiche Bildungshöhe erreicht; in ihr finden sich so ziemlich alle Kulturstufen vertreten, welche die Menschheit, als Ganzes genommen, im Laufe der Zeit erstiegen hat. Also wird auch ein Gedanken, der das Gemeingut möglichst Vieler sein soll, sich in eine Form kleiden müssen, in welcher er für die möglichst Vielen erreichbar ist. Und solche Formen arbeitet allein die Geschichte selber heraus, wie sie dem menschlichen Wesen in seiner durchschnittlichen Art entsprechen. Ihnen gegenüber bleibt dann die religiöse Freiheit des Einzelnen für seine Person völlig unbegrenzt. Er soll allerdings nicht, wie Friedrich II. es ausdrückt, „das, was das Volk verehrt, ungescheut verhöhnen"; allein er kann in seiner Auffassung sich das Symbol so weit vergeistigen, als überhaupt seine geistige Kraft reicht, und demnach in seiner Weltanschauung Alles der Naturwissenschaft zuweisen, was etwa das Symbol, des gemeinsamen gesellschaftlichen Verständnisses halber, für sich aus der physicalischen Welt entlehnt hat. Dagegen, so mannichfaltig die Standpunkte der Menschen dem Dogma gegenüber sein und bleiben können, so verschieden ferner die Linien sind, mit welcher sie die Gesetze der Ethik zu ihrem Dogma in Verbindung bringen — die Ethik selber ist für Alle die Eine und Gleiche, und der historische Quell, woraus der Einzelne die sicherste Belehrung über sie zu schöpfen vermag, ist und bleibt das ursprüngliche Christenthum, das Produkt Jahrtausende langer ethischer Arbeit der Menschheit, welches die Menschheit auf ihrem Weitergange in sich nicht wieder verlieren wird.

Die Idealphilosophie hat sich nie viel um die Evangelien bekümmert; die Realphilosophie, indem sie der Naturwissenschaft überläßt, was der Naturwissenschaft gehört, kehrt bei der Erfassung der ethischen Gesetze, welche die innere Harmonie des Einzellebens wie des Gesellschaftsleben bedingen, stets von Neuem gern zu jenen Parabeln und Sprüchen zurück, deren wunderbar einfach erhabene Fassungen die ethischen Schätze der Menschheitsseele in sich schließen.

---

* Flüchtige Eindrücke aus Norwegen.

Von Ad. Seubert.

Norwegische Verkehrsmittel.

In Gjövik begann erst unsere Wanderung in Norwegen, denn so lange man mit Eisenbahn und Dampfboot zu thun hat, kann von einem rechten Reisen doch nicht die Rede sein. Das Erste war, daß wir nach dem Skydskaffer fragten; man wies uns den Berg hinauf. Wir fanden ein neues Häuschen an der Straße, welches durch einen Schild mit Inschrift als Stationshaus bezeichnet war. Bekanntlich reist man in Norwegen nicht wie in andern Ländern mit Post, Omnibus; gleichwohl ist auf eine den Landesverhältnissen entsprechende Art für die Beförderung der Reisenden gesorgt. Es sind nämlich auf allen Haupt- und Nebenrouten in Entfernungen von 1 bis 2 norwegischen Meilen (3 bis 6 Wegstunden) Stationshäuser (Staschon, Schifte) bestimmt, wo der Reisende vom Skydskaffer (Schußverschaffer) entweder unmittelbar oder mittelbar Skyds (Schuß), d. h. Pferde und Wagen, auf Verlangen auch Speisung und Nachtquartier erhält. Die oben besprochene gedruckte Reiseroute enthält fast sämmtliche Stationen, ihre Entfernungen, sowie den Preis für Pferd und Wagen. Gewöhnlich sagt man, wer bequem reisen wolle, solle sich schon in Christiania ein gutes Kariol kaufen. Allein dies hat auch wieder seine Nachtheile: da man nämlich nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser reist, so muß man im letzteren Falle das Kariol auf das Dampfschiff oder Ruderboot packen und dann bedeutend mehr bezahlen. Wer vollends tiefer in das Innere reist, kann in Gegenden gerathen, wo er nur noch zu Pferd oder zu Fuß fortkommt und somit das Kariol stehen lassen muß.

Da wir zu Zweien waren, bestellten wir einen sogenannten Stolkjärre (Stuhlkarren), ein zweisitziges hölzernes Fuhrwerk, auf dem man allerdings schlechter sitzt als auf dem Kariol, das aber die Annehmlichkeit hat, daß man neben einander sitzen und sich somit unterhalten kann. — Im Stationszimmer saß ein Herr im schwarzen Frack, schwarzen Beinkleidern und weißer Halsbinde, den wir anfangs für einen Pastoren hielten, bis wir zu unserem Erstaunen die Entdeckung machten, daß dieß der Skydskaffer sei, obschon er sich um unsere Bestellung nicht bekümmert, sondern in stoischer Würde seine Cigarre fortgeraucht hatte. Diese noble Erscheinung erfüllte uns mit einer gewissen Ehrfurcht vor dem

Skydsskaffertum, die aber schon auf der nächsten Station verschwand. In der That fanden wir die bei weitem größte Zahl der Herrn Skydsskaffer nicht im schwarzen Frack, sondern viele sogar ohne Rock oder in noch minder elegantem Kostüme. In dem Stationszimmer war ein Buch aufgelegt, in welches jeder Reisende seinen Namen, die Anzahl Pferde und das Ziel seiner Reise sowie etwaige Bemerkungen der Unzufriedenheit oder Zufriedenheit einträgt. Diese Bücher werden von den Amtsrichtern visitirt, die Klagen der Reisenden untersucht und die Entschließung des Richters, die verhängte Strafe, in das Buch eingetragen. Namentlich kann der Reisende aus diesem Buche ersehen, ob schon viele Pferde an dem Tage verbraucht wurden, ob er also auf schnelle Beförderung rechnen darf oder nicht. Denn wenn gleich die Hauptrouten feste, d. h. solche Stationen haben, wo im Stationshause selbst eine Anzahl Pferde bereit steht, so kann man doch, wenn viele Reisende an demselben Tage vor uns da waren, nicht auf schnelle Beförderung rechnen. In diesem Falle kommt man so schlecht weg wie auf nicht festen Stationen, d. h. man muß so lange warten, bis die Pferde beim nächsten schußpflichtigen Bauern (Skydsbonde) geholt sind, was ein, zwei und drei Stunden dauern kann. Der Norweger ist träge, man muß auf jeder Station, wenn man rasch weiter will, Skydsskaffer und Skydsskafferin antreiben und das Wörtchen strax (sogleich) nicht sparen, worauf man gewöhnlich wieder die Antwort: Ja, ja, strax erhält, aber durch die langsamen Bewegungen der Leute fast zur Verzweiflung gebracht wird. Nun giebt es aber einen Talisman, der jeden Norweger in Bewegung setzt und den er noch mehr liebt als Ruhe und Gemächlichkeit — das Geld. Verspricht man ihm etwas mehr Trinkgeld, als die Taxe ist, so darf man sicher auf größere Schnelligkeit rechnen.

Inzwischen war unser Stuhlkarren mit dem falben Rosse vorgefahren, wir packten unser Ranzen auf, der Skydsjunge, eine Art Postillon, Kutscher, Hausknecht, gab uns die Zügel und setzte sich hinten auf. Da wir beide nicht kutschiren konnten, so gab es einen edeln Wettstreit; endlich nahm der Professor Zügel und Peitsche, aber schon auf der zweiten Station hatte ich die Ehre und behielt sie dann für immer. Auf ein freundschaftliches Zungenschnalzen von Seiten des Skydsjungen setzte sich die Maschine in Gang.

Wir fuhren in westlicher Richtung das Plateau hinan, welches den Mjösen von dem parallellaufenden Randsfjord trennt. Die Straße war überall mit einem Zaun eingefaßt, der aus rauhen schräge gelegten und an senkrechte Stangen befestigten Latten bestand. Damit verhindert man das Ausbrechen des Viehs, was bei den gewöhnlichen Zäunen mit senkrechten Latten viel leichter ist. Hinter diesem Zaun, der dem Wege eine gewisse Monotonie verlieh und für den Fußgänger, der nicht darüber wegsehen konnte, besonders widerwärtig sein mußte, lagen die Höfe mit ihren Wiesen und Wäldern. Die Höfe bestanden gewöhnlich aus zwei bis drei einstöckigen, selten zweistöckigen Häusern, der Unterstock von rohen Steinen, wagrecht laufende Stämme, oft durch senkrechte Bretter verschalt, darüber. Noch öfter bestand das ganze Haus aus Holz und saß nur an seinen vier Ecken auf großen zwei bis drei Schuh hohen Steinen, so daß die Luft unten frei durchstreichen konnte. Das Dach war theils geziegelt, theils mit Planken gedeckt, Erde und Steine darauf, so daß Gras und Blumen droben wuchsen. Die eleganteren Häuser waren dunkelroth angestrichen, was sich in der sonst monoton düstern Landschaft recht freundlich ausnahm. Unter der Vegetation hatten die Wälder bei Weitem die Oberhand; es waren aber nicht die schönen Eichen- und Buchenwälder Deutschlands, sondern ein dürftiger Fichtenschlag in grausamer Verwilderung; überall geknickte oder abgehauene junge Stämme, herausgewuchtet, die schwarzen Wurzeln emporstreckend, Stümpfe und wirres Gebüsch, viel Felsstücke, Sumpf und Lachen dazwischen. Durch dieses Chaos, welches die deutschen Forstleute, die hie und da als Waldärzte herberufen werden, zur Verzweiflung bringt, arbeitete sich das Rindvieh und das Pferd. Dieser sonderbaren Art Weide verdankt aber das Pferd seine kräftigen Sehnen, seinen zuverlässigen, vor nichts scheuenden Charakter; von Jugend auf gewöhnt, auf diesen Waldweiden zu springen, an Felsen emporzuklettern, über Sturzbäche zu setzen, sich durch Gestrüpp über Stämme und Aeste wegzuarbeiten, wird es ein ebenso dauerhaftes als verläßliches, dem Menschen nützliches Thier. Wir erfuhren dieß hundert Mal praktisch: trotz unserer elenden Kutscherkunst passirte uns nie das Geringste, und doch fährt man hier ohne Hemmschuh steile Berge im vollen Trab hinunter, vor denen man sich bei uns entsetzt hätte; man kutschirt hart an Abgründen, an blitzenden Seen, an donnernden Wasserfällen vorüber, durch Bäche, über Felsen und Gerölle, ohne daß das Pferd einen Augenblick zögert oder strauchelt. Häßlich ist das Thier, das ist wahr; meistens ein kleiner Falbe mit kurzem dicken Halse und abschüssigem Rücken, dem man auf den ersten Anblick nichts zutraut, der aber bald alle Erwartungen übertrifft. Wenn wir von dem Pferde sprechen, so dürfen wir dessen Führer, den Skydsjungen, nicht vergessen; dieser „Junge“ ist keineswegs immer ein Knabe, obwohl allerdings größtentheils; ich hatte solche von kaum sechs Jahren, aber auch stämmige Knechte, alte graue Männer, ja es kommt sogar vor, daß Mädchen diesen Postillonsdienst verrichten. Diese Bursche sind die verantwortlichen Redacteure der Fahrt; sie sorgen dafür, daß nicht zu schnell gefahren wird, daß das Roß zur rechten Zeit anhält und ausschnaubt; sie öffnen die häufig den Weg sperrenden Gatterthüren, zu welchem Behufe sie blitzschnell hinten herabspringen und vorauslaufen und nach glücklicher Passage und wieder geschlossenem Gatter ebenso schnell aufsitzen. Manchmal traben sie auch, um das Pferd zu schonen, nebenher, doch leisten sie hierin bei weitem nicht so viel als der spanische Zagal. Nach vollendeter Fahrt erhalten sie ein kleines Trinkgeld, wofür sie manchmal die Hand küssen, oft aber auch nicht einmal danken. Diese Burschen können dem Reisenden das Fahren oft sehr verleiden, indem sie sehr bestimmt verlangen, daß er nicht schnell fahre. Kaum haben wir das Pferd durch einen Zungenschlag in Trab gesetzt, so sucht der Junge durch Pfeifen es wieder in Schritt zu stimmen. Gleich unser erster war von dieser widerwärtigen Sorte, und wir fuhren wahrlich nicht verwegen. Regel ist hier in der Ebene und Berg ab Trab zu fahren, vor jeder Steigung das Pferd vorher ausschnauben zu lassen und dann im Zickzack hinaufzufahren, welche Form auch beim Hinabfahren beobachtet wird, des mangelnden Hemmschuhs wegen.

Es war schon spät am Abend, als wir nach dem ersehnten Randsfjord hinabfuhren. Leider war die Sonne von Regenwolken verschleiert, die Berge lagen grau, die Wasser des Fjords in blaßgelbem Schimmer. Bei einer schönen Abendbeleuchtung mußte der plötzliche Anblick des langgestreckten Fjords und der hohen kühn gezeichneten Berge des jenseitigen Ufers brillant erscheinen. Unten am Ufer bogen wir in die Straße von Christiania ein, und nun ging es scharf rechts immer dem Ufer entlang. Bis dahin war die Straße trefflich gewesen, hier mußte es aber besonders viel regnen, denn sie war ausgewaschen, holperig und schlammig. Als wir das Ende des Fjords und damit unser Nachtquartier Skôjen erreicht hatten, war bereits jene täuschende Dämmerung eingetreten, bei der man hier zu Lande nicht weiß, ob es acht oder zehn Uhr ist. Es war schon halb 11 Uhr, und Skydsskaffer nebst Familie mußten aus dem Schlummer geweckt werden.

Literatur und Kunst.

* Von einigen neuen Dramen.

Bremen, 28. Februar 1862.

Als vor nicht langer Zeit von den Schauspiel-Vorstellungen der hiesigen Bühne die Rede war, mußte die Klage ausgesprochen werden, daß die jüngste Vergangenheit ganz außerordentlich arm an neuen Dramen von Bedeutung sei. Der Verlauf des Winters hat das bestätigt. Nirgends taucht eine Dichtung auf, die sich auf der Bühne zu behaupten und eine Reihe von Theatern zu erobern wüßte. Erst das damals grade entstandene Schauspiel „Wilhelm von Oranien in Whitehall“ von Putlitz bringt es zum resoluten, über das Maß einiger Anstands-Vorstellungen hinausgehenden Leben, welches man diesem Drama beim Lesen in Aussicht stellen konnte. Auf der Berliner Hofbühne hat es einen namhaften Erfolg gehabt, der ihm ein Paß durch das Vaterland sein wird. Allerdings steht dem Dichter, welcher in dem Leben und Wirken des großen Oraniers mit bedenklicher Willkür herumfuhr und geschichtlich weit auseinander Liegendes zusammenschob, auf große politische Fragen eine kleinliche Coulissenantwort gab, nicht die poetische Kraft zur Verfügung, ohne die man eigentlich solche Menschen und Dinge nicht berühren sollte; allein ernstes Wollen und bedeutende Erfahrung haben ihm doch zu einer sehr achtungswerthen Schöpfung verholfen.

Auch unsere Bühne wird ohne Zweifel das Schauspiel von Putlitz bald geben. Sind zwar allerdings einige Hauptfächer nicht den Anforderungen des höheren Dramas entsprechend besetzt, so läßt sich doch durch sorgfältiges Studium und geschickte Regie viel erreichen. Jedenfalls ist das Personal sehr fleißig und kämpft energisch an der Bewältigung seiner Aufgabe, die allerdings kaum zu bewältigen ist. Die Erfahrungen dieses Winters haben wieder die Richtigkeit des zu Beginn aufgestellten Satzes erwiesen, daß es unmöglich ist, den Anforderungen der Direction, die täglich spielen lassen, und der Abonnenten, welche täglich etwas Neues sehen wollen, zu genügen. Wie oft bleibt überdies eine aufgewendete Mühe unbelohnt, wie manches von müden Augen bei Nacht gelesene und gelernte Stück wird von den souveränen Richtern im Parterre erbarmungslos zurückgewiesen! Ein Urtheil, in dem die angestrengte Arbeit von Wochen summarisch verworfen wird.

Unter solchen Umständen ist es mehr eine Pflicht als eine Freude, von den dramatischen Versuchen, welche in der letzten Zeit an das Licht der Lampen befördert sind, zu berichten. Denn mehr als Versuche sind es nicht, und einige derselben sogar schon auf Nimmerwiederkehren verabschiedet. Der kleinste zunächst war der glücklichste, eine dramatisirte Anekdote „Die Gustel von Blasewitz.“ Der Verfasser derselben, Sigmund Schlesinger, ein Wiener Feuilletonist und Schützling Laube's, hat eine kleine blühende Fabrik von dramatischen Schmucksachen, die mit verwegener Eleganz gearbeitet sind und sich ganz artig präsentiren. Von Weitem und nicht zu scharf besehen, sind sie so übel nicht, doch verbitten sie sich jede nähere Prüfung. Diesmal hat er die bekannte Anekdote vom Loschwitzer Waschzettel aus Schillers Erlebnissen bei der Familie Körner als Rohstoff benutzt, um daraus mit Hülfe eines durch Schiller berühmt gewordenen Paares, des langen Peters von Itzehoe und der lustigen Gustel von Blasewitz, eine keck und artig hergestellte Waare zu präpariren. Die Gustel trumpft ihren Peter tüchtig ab, dieser erzählt die Geschichte von der ersten Aufführung der „Räuber“ in Mannheim, Schiller hat einen Monolog zu halten, bekommt Eierkuchen zu essen und verspricht das Paar berühmt zu machen. Man sieht, darin ist nicht viel Poesie, den großen Dichter mit seinem Schwäbeln auf die Bretter zu citiren ist ferner ein sehr zweifelhaftes Verdienst, allein da ihn Schlesinger nicht zum Phrasenhelden gemacht, Raum und Zeit knapp bemessen hat und mit der deutschen Sprache anständig umgeht, so mag das Stückchen passiren. Wir sind nicht so reich, daß wir Kleinigkeiten, die leidlich angefertigt sind, zurückweisen sollten, und der Beifall der Zuschauer läßt sich rechtfertigen.

Dagegen hat es uns wenig Freude gemacht, Zeuge des unzweideutigen Mißfallens zu sein, mit welchem eins der neuesten Lustspiele von Benedix, „Blaubart“, kürzlich bedacht wurde. Wir können hier freilich nicht zustimmen, aber auch nicht resolut widersprechen. Daß der Verfasser seine Aufgaben durchschnittlich viel zu leicht nimmt, Erfindung und Ausführung gar zu nachlässig behandelt, ist ihm oft genug gesagt worden. Er hat so ziemlich in jedem Genre gearbeitet, diesmal aber das einzige unerlaubte ergriffen, das langweilige. Daß der „Blaubart“ demselben angehört, können die besten Freunde des Dichters nicht ableugnen. Die Fabel des Stückchens, Bestrafung weiblicher Neugier, ist so schmächtig, daß man sie wohl zu einem einaktigen, rasch sich abwickelnden Stückchen verwenden kann, nicht aber für ein Lustspiel in zwei langen Aufzügen; jedenfalls wäre dazu viel mehr geschickt arrangirtes Beiwerk, ein besserer Dialog und eine Anzahl von witzigen Pointen erforderlich. Hier aber wird eine Stunde lang etwas vorbereitet, was schließlich doch nichts Rechtes ist. Bei alledem soll das Verfahren des Publikums nicht gebilligt werden; Zischen und Pfeifen sind unter allen Umständen Handlungen, deren sich ein gebildeter Zuschauerkreis zu enthalten hat. Finsteres Schweigen ist auch tödtlich und Strafe genug. Ist aber im Parterre gesündigt worden, so noch mehr auf den Brettern, welche die Welt bedeuten. Wir sind überzeugt, das Lustspiel wäre zu retten gewesen, und zwar erstens durch die Regie, die unbegreiflich genug nichts gestrichen hatte, während das sehr energisch geschehen mußte, zweitens durch ein rascheres Spiel der Betheiligten, die gar nicht von der Stelle kamen, endlich drittens durch bessere Besetzung der Rosamunde, welche die Trägerin der Handlung ist und nicht von der Schauspielsoubrette gegeben werden darf. Bei Erfüllung dieser Bedingungen wäre nach unserer Ueberzeugung das Lustspiel lebensfähig geworden. Unter den Darstellenden waren Herr Schmitt und Herr Ellmenreich allein ihrer Befähigung zusagend beschäftigt; jener konnte sich eine amüsante Rolle erhalten, wenn er als unerbittlicher Regisseur auftrat. Ein solcher Mann mit erbarmungsloser Scheere wird von den Dichtern in der Regel als ihr schlimmster Feind betrachtet, ist aber in Wahrheit gewöhnlich ihr bester Freund.

Wie leicht sich mit ungefähr denselben Mitteln, welche Benedix gebraucht, aber mit allerdings größerem Aufwand von Verwickelungen und Situationen etwas Leidliches erreichen läßt, bewies ein vieraktiges Lustspiel von G. von Moser, „eine Frau, die in Paris war.“ Angeblich eine Originalarbeit, wahrscheinlich aber die Copie eines an der Seine gearbeiteten Originals. Das ist für einen soliden deutschen Kritiker schon ein Bedenken; dazu gesellt sich das zweite, daß man im Grunde hier mit der demi-monde zu thun hat. Aber, lieber Himmel, das kommt vor und ist nicht immer zu vermeiden. Uebrigens wird alles in Ehren abgemacht; eine junge lebenslustige Wittwe findet, daß ihre Freundin sich vom Gatten tyrannisiren läßt, entführt sie zu einem alten befreundeten Offizier, unternimmt allerlei Intriguen, geräth in komisch-verzweifelte Situationen, windet sich glücklich heraus und bekommt zuletzt einen ganz netten zweiten Mann. Der Verfasser ist weit entfernt, in der Herbeiführung von Verwicklungen und in der Gestaltung des Dialogs scrupulös zu sein, er geht bisweilen ganz dicht an die Grenze des Möglichen, aber er wird nie langweilig und weiß recht ergötzliche Verlegenheiten herbeizuführen. Ist nun ein so lustiges Erzeugniß geschickt in Scene gesetzt, so läßt man sich's gefallen, beschwichtigt das Gewissen und lacht herzlich mit. Die vergnügte Wittwe wurde von Fräulein Liebich vortrefflich gegeben. Die Künstlerin ist so verständig einzusehen, daß man das Liebhaberfach nicht länger bekleiden soll, als Mutter Natur das passend findet. Sie ist in ein gereifteres Fach übergegangen und bewegt sich in demselben hier wie in manchem andern Lustspiel, z. B. im „Störenfried“ von Benedix, mit großer Gewandtheit und Wahrheit.

Mußte oben gegen das Verhalten der Zuschauer beim „Blaubart“ Verwahrung eingelegt werden, so wäre dagegen ein ähnliches bei dem Lustspiel „1740“ von Hersch nicht übel angebracht gewesen. Diese Komödie ist eine jüngere Schwester der Anna Lise, jener aus Uebermuth und Sentiment zusammengesetzten Apothekerstochter, welche den alten Dessauer zum Manne bekam, da er noch jung war. Herr Hersch hatte mit besagtem Lustspiel ein so gutes Geschäft gemacht, daß er dachte, etwelche andere geschichtliche Charaktere ließen sich ähnlich gebrauchen, da sie verstorben sind und sich nicht wehren können. Da hat er denn deren mehrere herbeigeholt, allein weder die Bühnen noch er selbst fanden ihre Rechnung dabei. Nun nahm Herr Hersch den Fürsten Leopold noch einmal, und zwar jetzt wirklich den alten, dazu die Anna-Lise als Matrone und Friedrich den Großen als jungen Monarchen. Aus diesen Bestandtheilen wurde eine Mixtur zurechtgemacht, die ein spezifisch preußischer Magen allenfalls, aber auch nicht jeder, verträgt. Leopold flucht, Anna-Lise jammert und trinkt Kaffee, was bei alten Frauen bekanntlich oft vereinigt ist, die Tochter der glücklichen Eltern liebt, der König versöhnt und schlichtet alle Streitigkeiten. Mit wenig Witz und viel Behagen geht das durch vier Aufzüge, und das Stück ist um mindestens drei zu lang. Zudem ist dem großen Monarchen jene französische Radebrecherei zugemuthet, die seit Gutzkow's unleidlichem „Königsleutnant“ Mode geworden ist. Dem Stück wurde durch Fräulein Liebich und Herrn Schmitt, welche das alte fürstliche Paar darstellten, durchgeholfen, während Herr Dessoir, das begabteste Mitglied unserer Bühne für das Lustspiel, mit seinem Könige Friedrich an einen ganz falschen Platz gestellt war.

Vielleicht wurde schon zu viel geredet von einem Erzeugnisse, das kaum der Rede werth ist. Nächstens wird von Besserem zu handeln sein.

L. P.

Das Alexanderfest von Händel.

Bremen, 28. Februar.

* Das für den 4. März angesetzte Privatconcert wird den Freunden der Musik einen ganz besonderen Genuß bereiten durch die Aufführung der großen Cäcilienode oder des Alexanderfestes von Händel. Die Akademie studirt unter der Leitung des Herrn Musikdirectors Reinthaler seit längerer Zeit an diesem schönen Werke, in welchem Fräulein Beste und die Herren Gunz von Hannover und Behr von hier die Solopartieen übernommen haben. Denjenigen, welche nicht genauer mit dem Alexanderfeste bekannt sind, wird die folgende Einführung in die Zeit und Entstehung der Ode willkommen sein.

Den Tag der heiligen Cäcilie, jener wegen ihrer musikalischen Fähigkeiten zur Schutzheiligen der Musik erhobenen christlichen Märtyrin, den 22. November, festlich zu begehen, ist eine sehr alte Sitte der Musiker aller Länder, in denen die heilige Tonkunst waltet. Ursprünglich auf häusliche Kreise beschränkt, erweiterte sich der Cultus der Cäcilie zu öffentlichen Musikfesten, die besonders in England heimisch wurden. Eine solche öffentliche Feier hat zuerst im Jahre 1683 zu London stattgefunden und machte so großen Eindruck, daß die beiden bedeutendsten Componisten jener Zeit, Purcell und Blow, Oden für diesen Tag anfertigten. In Kurzem gestaltete sich das Fest vorwiegend kirchlich, zur Ode gesellte sich die Predigt, und für die Jahre 1693 und 1694 componirten jene beiden oben genannten Tondichter hervorragende Werke. Dadurch bekam die geistliche Musik einen höheren Schwung, als ihr bis dahin in England eigen gewesen war, Poesie und Kunst vereinigten sich zu ernstem und erhabenem Werke. Seinen Höhepunkt erreichte solches Streben durch Dryden und Händel.

Im Jahre 1697 dichtete John Dryden (1631—1701) seine unter dem Titel „Alexanders Fest oder die Gewalt der Musik“ berühmt gewordene Ode in Folge einer Aufforderung der in London bestehenden Musikgesellschaft und erhielt dafür, beiläufig bemerkt, 40 Pfd. Sterl. Der 66 Jahre zählende Dichter ging anfänglich mit Unlust daran, dann kam, wie uns berichtet wird, die dichterische Gluth über ihn, und die Ode wurde in einer einzigen Nacht fertig. Der Componist aber, dem sie anvertraut wurde, Jeremias Clarke, brachte ein klägliches Werk zu Stande, das nicht auf die Nachwelt gekommen ist. Erst lange nach dem Tode Drydens, 1736, erstand seine Dichtung durch das Genie Händels von Neuem, um für Jahrhunderte fortzuleben. In der Entwicklungsgeschichte Händels nimmt die Cäcilienode einen wichtigen Platz ein. Er schuf sie inmitten der zerrissenen wirren Zeit seiner Opernkämpfe in London; er rettete sich aus diesen niederdrückenden Kämpfen auf das Gebiet der ganzen Reinheit und Tiefe seiner Kunstbegeisterung hinüber *) und schuf ein so völlig neues und originales Werk, wie es nur aus seinem Geiste entspringen konnte. Indem eine Composition entstand, in welcher die Tonkunst selbst den Gegenstand bildete, und dieser der höchste Adel der Kunst verliehen wurde, reinigte er sich selbst von allen Schlacken, welche das Parteitreiben ihm nothwendig anfügen mußte; er verlieh seiner Kunst den ihr gebührenden, aber verloren gegangenen Grad der Vollendung. Es entstand etwas Neues, zwischen der Oper und dem Oratorium und über beiden Stehendes, die Macht der freien, reinen, auf die Ausprägung ihrer eignen Ideen gerichteten Tonkunst. Deßhalb bezeichnet dies Werk im inneren Leben Händels eine entscheidende Wendung, wenn es auch nicht eine durchgreifende Weiterbildung erlangt, vielmehr nur den Durchgangspunkt zu den großen Oratorien gebildet hat, die 1741 mit dem Messias beginnen.

Dryden hatte die ursprüngliche mythologische und ungeschichtliche Sage von der wunderbaren Wirkung der Musik verändert und einen geschichtlichen Vorgang zum epischen Mittelpunkte seines Gesanges gemacht: das Siegesfest Alexanders, an welchem Timotheos aus Theben durch die Gewalt seiner Kunst aus der großen Schaar der versammelten Musiker Griechenlands hervorragte. Timotheos war ursprünglich Flötenspieler, doch Dryden läßt ihn namentlich mit seinem Gesange und den Saiten seiner Lyra in psychologischer Folge alle Saiten einer griechischen Brust berühren. Nach einer kurzen Einleitung singt Timotheos vom Zeus, wie er auf die Erde herabkam, ein göttliches Geschlecht gründend, und seine Schilderung ruft den in Alexanders Seele schlummernden Gedanken eines göttlichen Ursprungs wieder hervor. Der Sänger leitet zum Bacchus über, als aber auch dieser den König zum Sinnestaumel reizt, singt er, um das Mitleid Alexanders zu erregen, vom Darius, und es gelingt ihm, Alle zu erschüttern. Diese Wendung hat eine der schönsten Stellen in Händels Composition hervorgerufen. Timotheos bringt nun in weichen Tönen Versöhnung und preist die Liebe, welche durch die Macht der Musik den Sieg erringt. Damit schließt der erste Theil, welcher also vier Stufen der Empfindungen darstellt und dem Componisten ein reiches Feld bot, das er kunstvoll und herrlich benutzt hat. Im zweiten Theile wird Alexander auf seinen heroischen Grundzug zurückgeführt. Indem Timotheos der Gefallenen, welchen die Perser das Begräbniß verweigerten, gedenkt, entflammt er die Griechen, die sich jauchzend erheben. Solche Macht hatte die Musik bei den Griechen, sagte der Dichter; dann kam Cäcilia, sie that eine neue Welt auf, die Orgel ertönte, Hymnengesang erschallte, die christliche Menschheit reichte dem griechischen Bewußtsein die Hand.

Das Alexanderfest von Händel, welcher diesen letzten kühnen Uebergang wunderbar schön und erhaben darstellte, wurde zuerst am 19. Februar 1736 aufgeführt und machte einen gewaltigen Eindruck.

*) Vergl. Chrysander, G. F. Händel, Band 2, Seite 411 u. die folg.

---

* **Neue literarische Erscheinungen.** Saul. Ein Drama. Von J. G. Fischer. — Strafford. Trauerspiel in 5 Akten. Von J. L. Klein. — Am grünen Tische. Vier Criminalgeschichten. 2 Bde. Von Ernst Willkomm. — Ein Unempfinder. Novelle. Von H. Presber. — Neue Novellen. Dritte Folge. Von Elise Polko. — Die Niederlande; ihre Vergangenheit und Gegenwart. Von A. Wild. — Harriet Wilson. Original-Roman. Von Amely Bölte. — Der Erbstreit. Roman in 3 Bänden. Von A. Mützelburg.

* Eine zweite Sammlung von Predigten des Kirchenraths Schwarz in Gotha kommt demnächst in den Buchhandel. — Von dem jüngst erwähnten neuen Werke von A. B. Marx in Berlin „Gluck und die Oper“ ist die erste Lieferung ausgegeben. Es ist berechnet auf zwei Bände zu acht Heften, die im Mai fertig sein und vier Thaler kosten sollen.

♂ Dresden, 24. Februar. Gestern ging hier das Schauspiel „Osternacht“ von Wilhelm Wolffsohn neu bearbeitet auf der Hofbühne in Scene. Der Verfasser hatte mit diesem seinen umgestalteten Werk einen bedeutenden Erfolg und wurde mehrmals hervorgerufen.

* Justinus Kerner †. Wieder hat der Tod eine jener poetischen Erscheinungen abgerufen, die aus vergangener Zeit in die unsrige herüber ragten und zuletzt eigentlich nur noch eine literarhistorische und pathologische Bedeutung hatten. Auf Leopold Schefer ist Justinus Kerner gefolgt. Der wunderliche Heilige von Weinsberg ist am 21. Februar gestorben. Die letzten Jahre des erblindeten Greises waren nicht reich an Freuden, denn die literarischen Erzeugnisse seines Lebensabends brachten ihm höchstens bei seinen allernächsten Freunden die gewünschte Anerkennung ein. Ueber Stellung und Wesen Kerners sagt Hillebrand in seiner Literaturgeschichte: Zu Uhland und Schwab gesellt sich Justinus Kerner, der, aus Ludwigsburg gebürtig und ihnen schon in Tübingen durch akademische Studienverhältnisse befreundet, auch auf demselben Grunde der Dichtung steht. Natur und wieder Natur, die Sehnsucht aus dem Diesseits zum Jenseits wiederholt sich bei Kerner bis zur vollen Sättigung. Obwohl er durch Reisen das große deutsche Vaterland kennen gelernt hat, schwebt seine Phantasie doch fast ausschließlich nur in den Gefilden der Heimath und unter den Schatten der Vorwelt, die ihn dort umgeben. Nicht getragen wie Uhland von dem festen Boden antiker Plastik, giebt er sich der subjektiven Gefühlsseligkeit hin und flügelt sich in romantischer Willkür zu den leeren Höhen des Unendlichen auf, wo seine Anschauungen von dem Dufte unbestimmter Wolkengebilde umnebelt werden. Natur und Himmel wenden seinen Blick ab von der Menschen Thun und Leben, und so treibt sein Dichten in eine Sentimentalität hinüber, die zuletzt in weichlicher Schwäche und in einförmigster Tonart sich absingt. Ohne alle Energie der That oder des Duldens spielt Kerner am liebsten mit seiner eigenen Wehmuth, seinem Seelenschmerze, und „Leichentuch und Grabesmoos“ sollen ihm Verband und Heilkraut sein für seine „Menschenwunden.“ Seine Gedichte sind ihm Kinder „der Schwere des Lebens“, die an seinem „Herzen zieht“ und ihn zu Liedern treibt, „wie das Gewicht an der Uhr zieht, bis sie laut ein Liedchen tönt.“ Bei solcher Entfremdung von der Wirklichkeit mag es nicht Wunder nehmen, wenn der traumfreundliche Mann sich in der Schattenwelt der Geister und Gespenster, in den dunkeln Gängen alles möglichen Aberglaubens besser gefällt als auf den hellen lichten Wegen der gegenwärtigen Wirklichkeit, und lieber den Phantastereien oder Lügen der Somnambülen sein Ohr leiht (z. B. der Seherin von Prevorst) als den Wahrheiten einer vernünftigen Gedankenwelt. Angesiedelt unter den Trümmern der Burg von Weinsberg, hegt und pflegt er die Jenseitskrankheit, deren Schmerzen sogar die Scherze entsprangen, die er in seinen „Reiseschatten“ (1831) mit dem Anstriche des romantisirenden Humors vorträgt. Wenn wir nun von Kerner's Muse eben keine besondere Erhebung zu erwarten haben, so redet uns doch manches seiner Lieder mit echtem Seelenworte an und erfreut durch die reinste Melodie der Seele. Die Elegie der Heimathssehnsucht ist ihm namentlich mehrfach gelungen. Seine Romanzen tönen wie Geisterstimmen; die Schauer der Dämmerung wehen aus ihnen. Sie harmoniren gewissermaßen mit „der Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ (1836), einer Schrift, worin Kerner das Hereinragen dunkler Lebensmächte in den Tag der Gegenwart unheimlich genug darstellt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 12.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 10. Bremen, 9. März. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Ein neues Denkmal.

Von E. Linden.

Auf der letzten großen Kunstausstellung in Berlin war unter den übrigen Kunstwerken so zu sagen eine kleine Ausstellung für sich veranstaltet, von der ich Ihnen auch zur Zeit berichtet habe. Diese kleinere Ausstellung bildeten zwölf etwas mehr als sonst üblich ausgeführte Skizzen zu einem großartig angelegten Reiterstandbilde, welches der jetzt regierende König Wilhelm von Preußen, nachdem sein Bruder und Vorgänger sich schon mit der Idee dazu beschäftigt hatte, seinem Vater, dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten, zu errichten beabsichtigt. Die Künstler, eine bestimmte Anzahl von preußischen Bildhauern in Rom und Berlin, welche sich schon durch Werke größeren Umfangs bekannt gemacht hatten, waren zu einer Concurrenz aufgefordert worden und ihnen zugleich zwei Programme zugestellt, von denen das eine — vom Kultusminister von Bethmann-Hollweg — den Gedankengang entwickelte, welcher sich ihnen bei der Conception des Werkes empfehlen dürfte, ohne jedoch daß dieses Programm ihren eigenen Ideen vorgreifen sollte, das zweite — von dem Geschichtsschreiber Friedrich von Raumer — den Künstlern die historischen Daten an die Hand gab, die bei der Darstellung in Betracht kommen könnten. Doch hatte, vielleicht ohne es zu wollen, der Gelehrte in die Aneinanderreihung dieser Daten Betrachtungen eingeflochten, welche vielfach auf das Gebiet der künstlerischen Gestaltung hinüber traten.

Die Mehrzahl der Bewerber hatte sich bei ihrem Entwurfe mehr oder weniger an diese Programme gehalten, die besten unter den Arbeiten waren jedoch zugleich diejenigen, welche am selbstständigsten auftraten. Aus der ganzen Anzahl ließ sich leicht eine kleine Gruppe von Werken ausscheiden, welche des Schönen und Bedeutsamen genug boten, um die Hoffnung auf eine befriedigende Lösung der Aufgabe im Großen zu begründen; indessen ließ doch bei allen eine tiefer gehende Durchmusterung das Gefühl und das Bewußtsein übrig, daß eine vollkommenere Lösung der Aufgabe möglich und ebenso für ein Werk von so weittragender Bedeutung nothwendig sei. Nicht ganz ausgenommen hiervon war selbst der eine der Entwürfe, vom Professor Albert Wolff, dem von der überwiegenden Mehrzahl der Berliner Künstler und von sonstigen Kunstverständigen wie von Seiten des Publikums der unbestreitbare Vorrang vor allen übrigen zuerkannt wurde. Das Urtheil der die Angelegenheit leitenden Persönlichkeiten schloß sich der in der Oeffentlichkeit kundgegebenen Meinung an, und da eine nochmalige Concurrenz selbst unter einer kleineren Anzahl doch nicht wohl angemessen war, entnahmen jene Personen aus dem Stande der Sache die Ueberzeugung, daß der Professor Albert Wolff durch seinen Entwurf dargelegt habe, daß er am ersten befähigt sein würde zu würdiger Durchführung des Unternehmens; von bedeutender Mitwirkung zu dieser Ueberzeugung war die Rücksicht auf andre Werke desselben Künstlers monumentaler Art, namentlich auf das Reiterstandbild Ernst Augusts in Hannover, welches der Kunst unserer Zeit zu hoher Ehre gereicht.

Auf einen dahinzielenden Antrag genehmigte dann der König, daß dem Künstler die Anfertigung einer zweiten Skizze übertragen wurde, in welcher er endgültig das Beste geben sollte, was er zu leisten vermöge, ohne jede Beschränkung in Rücksicht auf Gedanken und Zeit. Fiel diese Skizze zur Zufriedenheit aus, so sollte sie der Ausführung im Großen zu Grunde gelegt und diese Ausführung dem Künstler definitiv übertragen werden. Nachdem die zweite Skizze vor einiger Zeit beendigt, dem leitenden Comité übergeben und von diesem begutachtet worden war, hat der König jetzt entschieden, daß der Entwurf ausgeführt und demgemäß die Ausführung dem Professor Albert Wolff übertragen werden solle.

Das Denkmal soll ein Gegenstück zu dem so großartig angelegten Denkmale Friedrichs des Großen werden, und es ist somit dem genannten Künstler die beneidenswerthe und allerdings auch beneidete Gelegenheit gegeben, sich einen europäischen Ruf zu erwerben. Gelingt ihm dies, so wäre dieser Ruf doppelt verdient in Anbetracht der Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat. Auf eine dieser Schwierigkeiten erinnere ich mich in dem Eingangs erwähnten Berichte bereits hingedeutet zu haben. Sie betrifft die Persönlichkeit des darzustellenden — Helden —, schreibe ich, da von einem großartigen Denkmale die Rede ist. Man hat in der That diesen König einen Helden im Dulden genannt und damit die Charakterstärke bezeichnet, welche er in der großen Katastrophe des Untergangs der Monarchie Friedrichs des Großen allerdings bewies. Von anderer Seite her hat man die Eigenschaften des Fürsten nur als die eines vortrefflichen Privatmannes anerkennen wollen; und zwar, wie ich glaube, mit größerem Rechte. Seit langer Zeit ist es allgemein bekannt, daß die Erhebung Preußens nicht von ihm ausging, ja daß sie unter heftigem Widerstande von seiner Seite vor sich ging, und daß er auch in der Folge stets mehr von den Ereignissen getragen wurde, als

daß er sie leitete. Ebenso bekannt ist es, daß die ganze Anschauungs- und Aeußerungsweise des Fürsten etwas Nüchternes hatte —; man kann nicht leugnen, daß dieselbe in vielen Fällen oft und namentlich zu Anfang seiner Regierung, wo er den Staat durch die üppige Regierungsweise seines Vorgängers finanziell desorganisirt vorfand, von vortheilhafter Wirkung war.

Doch die Begeisterung des Künstlers, die doch für das rechte Gelingen des Kunstwerks von tiefgreifender Bedeutung ist, verlangt nach etwas Anderm. Vielleicht, daß es sich machen ließe, in idealisirender Weise die große Epoche der Erhebung und Befreiung Preußens mit der Person des Königs zu identificiren, seine Gestalt mit der damaligen Bewegung der Geister zu durchgeistigen, ohne der Wahrheit der persönlichen Erscheinung zunahezutreten. Immerhin bleibt eine große Schwierigkeit zu überwinden, eine von denen, deren ich vorhin gedachte, und alles in allem genommen wird der Künstler bei dieser einen Hälfte des Werkes, der Reiterstatue, den größten Theil seiner Begeisterung aus der spezifisch künstlerischen Seite der Aufgabe zu schöpfen haben. Anders bei der zweiten, in diesem Falle kaum weniger wichtigen Hälfte, dem Postamente, das mit bedeutungsvollen Figuren-Compositionen geschmückt werden soll, wie es bei dem Denkmale Friedrichs des Großen der Fall ist. Es lag nahe, hier die volle Größe und Bedeutung der hervorragendsten Epoche aus der Regierungszeit des Königs in Gestalten vorzuführen. Diese Epoche mit ihren Thaten lebt und wirkt noch in uns, wenn auch bei dem größten Theile der jetzt Lebenden nicht unmittelbar durch eigne Anschauung und Erlebniß, so doch durch Geschichte und Tradition; ja, für die künstlerische Darstellung in Wort oder Bild fängt sie eben erst an, lebendig, d. h. historisch zu werden.

So fände der Künstler also hier wenigstens eine nur dankbare, lohnende Aufgabe? — Mit nichten! In der Kunst unsrer Tage kämpfen zwei Gegensätze oder haben sich zwei Elemente zu Gegensätzen gestaltet: der Idealismus und Realismus, und grade in der Skulptur ist, vermöge der realistischen Strömung unserer Zeit, die Versöhnung dieser nun einmal zu Gegensätzen gewordenen Elemente am schwierigsten. Der entschiedene Realismus muß das Symbolisiren verwerfen, und wenn jedes Kunstwerk in gewisser Beziehung schon symbolisch ist, so ist es das plastische durch und durch. Die Statue trägt nicht die Farbe der Natur, sie erscheint nirgends räumlich auf gleicher Linie mit den lebenden Menschen, sondern auf hohem Postamente oder im Relief an erhöhter Stelle der Wandfläche; eine Statue auf ebener Erde ist eine Geschmacklosigkeit; sie ist also überwiegend repräsentirend. Wie also sollte ohne Zuhülfenahme der conventionellen Symbole der Künstler die Gedanken verkörpern, die er seiner Schilderung der Ereignisse zu Grunde legt. Er kann wirkliche Ereignisse realistisch im Relief darstellen, aber wie soll er abstrakte Dinge, wie die Gerechtigkeit, die Frömmigkeit, die Gesetzgebung, die Herbeiführung der Union, die Gründung des Zollvereins, die Aufhebung der Leibeigenschaft ausdrücken? Die Vermischung von realistischen Theilen mit symbolisirenden ist eine Halbheit und von größerem Uebel als das entschiedene Parteinehmen für das Eine oder Andere.

Rauch hat an dem Postamente des Friedrichsdenkmals die Hauptdarstellung vollkommen wahrheitsgetreu gehalten. Die Helden des Kriegs und Friedens unter des Königs Regierung treten in Gestalt und Kostüm rein historisch auf. Er hat sich aber nicht enthalten können, ein Zwischenglied des Postamentes mit symbolischen Eckfiguren, den vier Regententugenden, und mit einem Friese zu verzieren, welche Hauptmomente aus dem Leben des Königs darstellen. In dem ersten Bilde dieses Frieses bringen Engel das Kind den Eltern, in dem zweiten ertheilt ihm Minerva Unterricht, in dem dritten reicht sie ihm Waffen u. s. w. Der Prinz oder König tritt immer in seinem wirklichen Kostüm auf gegenüber den symbolischen Göttergestalten, die hier noch dazu bald christliche, bald heidnische Anschauungen verkörperlichen. — Wolff, obwohl ein Schüler Rauchs, ist ein entschiedener Idealist; dem entsprechend hat er die Darstellungen an seinem Postamente ganz symbolisirend gehalten, und zwar in so selbständiger und verständiger Weise, als dies überhaupt möglich erscheint. Die griechische Götterwelt zopfigen Andenkens hat er aus dem Spiele gelassen. Die zwei Gestalten, welche an zwei Ecken den Rhein und die Memel darstellen (an dem letzteren Flusse begann ja die Erhebung gegen Napoleon) brauchen nicht grade dem Alterthume entnommen zu sein; wenigstens kann man nicht leugnen, daß eine solche Personificirung eines Flusses stark in das Bewußtsein der Neuzeit übergegangen ist. Außerdem erinnert ihre Stilisirung und Ausstattung in nichts an die Antike. Zwischen diesen beiden Figuren, nur etwas höher und den Raum der Breitseite füllend, erscheint eine weibliche kriegerische Gestalt, ebenfalls ohne jede Reminiscenz an die Antike, im Brustharnisch und mit dem Helme auf dem Kopfe. In der einen Hand hält sie das gezogene Schwert, in der andern trägt sie, hocherhoben, das Zeichen der Landwehr inmitten eines Kranzes. Sie schreitet in feuriger Bewegung zum Kampfe vor. An der andern Seite zieren die Ecken zwei Gruppen: die eine die Wissenschaft vorstellend, die andre die Industrie und die schönen Künste; die große Mittelfigur dieser Seite, ein Weib von hohem, aber sanften Charakter, trägt Krone und Scepter und hält neben sich eine Tafel, auf welcher Thaten verzeichnet sind, welche den friedlichen Theil der Regierungszeit des Königs auszeichnen. An der vorderen schmalen Seite schreibt eine reizende, ganz jugendlich gehaltene weibliche Figur die Widmung an das Postament, und die entsprechende hintere Seite schmückt eine Gestalt religiösen Charakters; sie hält eine Friedenspalme über einen Kelch — eine Hindeutung auf die Stiftung des Friedens (Union) zwischen Lutheranern und Reformirten. Die Reiterstatue ist selbstverständlich vollständig Porträt sowohl in Gestalt als Kostüm.

Die Stilisirung der Compositionen ist, soweit die Skizze, die jedoch einen ziemlichen Grad von Ausführung zeigt, es erkennen läßt, groß und selbständig, gleich entfernt von der Nachahmung der Antike wie von der reinen Copie der Natur; das Pferd, fast die schwierigste Partie einer Reiterstatue, hat schöne Proportionen, ist edel in Formen und Haltung; dem Ganzen entsprechend ist es in ruhigem, aber festem Schritte. Wie das Werk nun einmal sich gestaltet hat, ist es von hoher Schönheit, und ich habe die feste Ueberzeugung, daß der Vorzug, der dem Künstler vor den übrigen Bildhauern von Ruf in Berlin gegeben wurde, ein vollkommen gerechtfertigter ist. Nur einer unter ihnen (Wredow), der jedoch bei der Concurrenz nicht erschienen war, da er mit seiner Skizze nicht fertig geworden, hätte unter Umständen sich Wolff an die Seite stellen können, wenn auch in ganz verschiedener Weise, da er seine Aufgabe überwiegend realistisch durchgeführt hatte; nämlich wenn er erstens bei dieser Richtung nicht in's Extravagante verfallen wäre, und wenn er überhaupt bei dem Gedanken an die Ausführung im Großen mit hätte in Betracht kommen können, da mit mathematischer Gewißheit angenommen werden kann, daß er zur Vollendung des Werkes zwei Menschenalter gebraucht hätte. Er hat jene Skizze jetzt mit einigen Abänderungen zu der Concurrenz nach Köln geschickt, wo sie unter einigen Einschränkungen großes Lob erwirbt.

Ich sagte: Wie das Werk Wolffs sich nun einmal gestaltet hat, und spreche damit meinen Wunsch aus, daß es sich anders hätte gestalten mögen; und dieser Wunsch ist zugleich feste Ueberzeugung, daß es sich anders hätte noch besser gestalten müssen.

Wolff hatte bei seinem Werke nur, oder doch überwiegend, das Kunstwerk an und für sich im Auge, d. h. die ästhetische Seite der Arbeit; bei einem Monumente dieser Art spricht aber das historische Element ein Wort mit, und zwar ein gewichtiges. Damit das Historische darin aber wahr und erkennbar erscheine, muß es unverhüllt und unvermischt auftreten, also in realistischer Darstellung. So schön, so feurig und erhaben die Gestalt mit dem Landwehrkreuze am Postamente auftreten mag — ihre Wirkung auf den Beschauer wird immer eine erst vermittelte und deßhalb abgeschwächte sein. Welche tiefe Wirkung bringt die einfachste, nur wahre Erzählung des Hergangs jenes wunderbaren Aufschwungs des ganzen Volkes hervor, der seine ganze Gewalt in den herrlichen Thaten der Landwehr, überhaupt des preußischen Heeres äußerte. Aber der Künstler, in die Kreise seiner idealistischen Anschauungen gebannt, schauderte zurück vor der Prosa des Tschacko's, Tornisters, des steifen Uniformkragens und des Soldatenmantels. Freilich wäre es eine kühne That gewesen, den Schauder zu überwinden, dem Vorurtheile auf den Leib zu gehen. Aber es wäre nicht die erste kühne That dieser Art gewesen, und der glückliche Erfolg auch nicht der erste seiner Art. Die Reiterstatue des großen Kurfürsten, das größte Meisterwerk unter aller Reiterstatuen in Europa, stand lange da in Berlin in römischem Harnisch mit nackten Armen und Beinen mit Sandalen; dann kam die Statue Schwerins mit der Fahne in demselben Kostüm und wurde zur Zeit ihrer Entstehung als großes Meisterwerk bewundert, (während es noch jetzt für ein Meisterwerk im Zopfcharakter gilt); und plötzlich entstehen zwei Standbilder, Keith und Seidlitz, in der genauesten Nachbildung der Person und des Zeitkostüms und finden allgemeinen Beifall, (jedoch nur mäßigen, da die Behandlung nicht geistvoll genug war); ihnen folgt die Statue des alten Dessauers, ebenfalls in voller Naturwahrheit und mit großem Geiste behandelt, und das Werk feiert den vollständigsten Triumph. Und steht dann der Blücher nicht da von Rauch, und der Bülow und der Gneisenau, zwar im Offiziersmantel und ohne Kopfbedeckung, aber doch sonst in ihrem historischen Kostüme? Auch das Kostüm des gemeinen Soldaten der Freiheitskriege muß künstlerisch zu bewältigen sein, freilich dann nur mit dem höchsten Maße von Geist und Geschmack und dem höchsten Grade von Meisterschaft in der Stilisirung.

Unsere Zeit stellt nun einmal Wahrheit und Charakteristik ebensohoch als die Schönheit, und will der Künstler sich nicht selbst seinen Lebenszweck verkümmern, die Wirkung auf seine Zeitgenossen, also ihren Beifall (natürlich den der besten unter ihnen), so wird er es nicht verschmähen dürfen, bis zu einem gewissen Grade ein Kind seiner Zeit zu sein; auch ist das bis zu einem gewissen Grade ein jeder, er mag wollen oder nicht. Ist er wirklich der große Geist, und hat er das seiner Meinung nach Höchste erstrebt, so wird auch die von andern Richtungen beherrschte Nachwelt das Urtheil der Zeitgenossen bestätigen.

* Das Teufelsschiff.

Nach Thomas Hood.

'S war nah dem Wash — die Sonne sank — grau lag und grimm das Meer,
Ein flockig Sturmgewölk zog schwarz vom Horizont daher;
Titanen-Schatten riesig hoch — als ob die ew'ge Nacht
Des Orcus aufsteht und dem Licht anbeut die letzte Schlacht.

Ein wachsam Aug' in solcher Zeit thut sehr dem Schiffer noth,
Wenn See und Himmel ihn zugleich in finsterm Bund bedroht.
Das Steuer los, — scharf eingerefft, — die Scholen frei in Hand —
Ballast in Ordnung —: also legt' ich um und hielt auf's Land.
Leewärts ums Boot zischt laut die See; schnell fliegt es hin die Bahn,
Doch schneller, schneller hinterher fliegt brausend der Orkan.

Gott, wie die Windsbraut mit Gebrüll an meinem Segel saus't,
Wie Schlossensturm und Hagelschlag flach in's Gesicht mir saust!
Wie hier der Abgrund gähnt und dort ein schroffer Berg sich thürmt,
Ein Schlachtroß, das wild durch den Wind mit Schaumes-Mähnen stürmt.

Und jedes sank am Spiegel hin, erschöpft und abgehetzt;
Doch wenn es sank, hat im Gallop ein andres es ersetzt.
Schwarz wie die Nacht, dann weiß wie Schnee warf es den grellen Schein
An das Gewölk, als breitet' es des Schiffers Todtenlein.

Fort schoß mein Boot! Doch weh! o weh! dem Ende naht sein Lauf;
Ha! sieh die Wog'! Es häufen sich in ihr zehn Wogen auf,
Die Schreckensmasse rollt und rollt mit rasender Gewalt
Als ob die ganze hohle See in ihr allein sich ballt.

Sie kommt mit tobendem Gebrüll — ein rasch verfolgend Grab,
Als stürzt' ein riesiges Gewölk in ihrem Schwall herab.
Ich fühlte wie ihr salz'ger Schaum schon ins Gesicht mir stob,
Wie von der nahen Schwellung sich der Kiel von hinten hob;
Hoch über meinem Haupte thürmt's wie Alpenfirnen sich:
Ein Pulsschlag! — Die Lawine stürzt zusammen über mich.
Noch ein Gedank' an Weib und Haus — Ein Schrei zu Gottes Thron —
Das Wasser schloß sich — als ich schrie, verschlang die Fluth mich schon.
Von dem was nach dem Sturz geschah bleibt keine Ahndung mir.
Ich trieb wie Tang, besinnungslos durch's wüste Seerevier.

* * *

Wo bin ich? — Unter Lebenden? Bin ich im Todesthal?
Scharf athm' ich auf, als käm' ich erst zur Welt — zum zweitenmal.
Ein dunkles Licht — ein dunkler Schall mein Aug' und Ohr durchbebt;
Und ist ein wirklich Schiff dies Schiff, deß Tauwerk mich umschwebt.

Den Mond, ganz gleich dem ird'schen Mond, sah ich am Himmel stehn,
Doch ist sein Strahl derselbe Strahl, den ich so oft gesehn?
Ein Antlitz wie ein menschliches bewacht mich unverrückt;
Doch ist ein Menschenauge dies, das stier in meines blickt?

Enthülle niemals mir der Mond solch einen Blick voll Graus,
Als da in die verfluchte Nacht zuerst ich sah hinaus!

Schon tausend grasse Fratzen sah ich oft im Fiebertraum
Wenn Schreckgestalten fürchterlich bevölkerten den Raum;
Blutdürst'ge Vampyr'n, Katz' und Wolf, ein grinsend Affenheer,
Schlangen voll Gift, ein wilder Stier, Hyäne, Löw' und Bär;
Manch starker Feind mit Judasblick, voll Haß, Verrath und Hohn,
Verruchte Mienen, welche kaum vom Licht verbannt entflohn,
Geister im Leichentuch, mit Blut im Haar, vom Grab erwacht
Und was von Schreckgespenstern sonst durchschwirrt die Mitternacht;
Kobold und Hex' und Teufel hielt mich oft mit Graun gebannt;
Doch nichts dem grimmen Wesen gleich, das dort am Maste stand.

Die Wange schwarz; schwarz Stirn und Haar, und finster war sein Blick,
Und wo die Hand hinfaßte, blieb ein dunkler Fleck zurück;
Sein Hals war schwarz, schwarz seine Brust, sein Hemd von schwarzem Lein
Alles war schwarz, nur grinsten weiß der Zähne scharfe Reih'n.
Das Volk umher war schwarz wie er gleich Negern und — o Graun! —
Das Schiff selbst, das die düstre Fluth durchfurcht, ist schwarz zu schaun.

„Weh!“ schrie ich, „laßt bei Gottes Gnad' und ew'ger Huld mich flehn:
Wo bin ich? Welch ein furchtbar Schiff? Was für furchtbare See'n?
Und wer ist die kohlschwarze, dort die grimmige Gestalt?
Ist es Mahaunt? Hat über mich der Böse schon Gewalt?

„O liebe gute Mutter mein! o Heimathsau'n, wo sind
Die sel'gen Tage, da auf euch ich spielt' ein harmlos Kind?
O Mutter mein, o Heimathsflur, euch seh' ich nimmermehr!
Ich segle in dem Teufelsschiff und auf dem Teufelsmeer!“

Laut lacht der schwarze Schiffer auf, laut lacht wie wild und toll
Die ruß'ge Mannschaft nach, daß es vom Bug zum Steven scholl;
Ein Dutzend Wangen zerrten sich in Falten auf einmal,
Draus grins'ten weißer Zähne Reih'n hervor in gleicher Zahl.
Dem düstern Schatten schien mein Schmerz zum Spaß ein lust'ger Fund;
Das kreischt und schreit mit Fluch und Eid wie aus der Hölle Grund

Erst lachten sie sich satt; dann sprach der Häuptling so zu mir:
Schwarz sind wir freilich, wie du siehst — denn Kohlen führen wir.
Du wirst Mama und Haus und Feld bald wieder sehn, mein Mann;
Dies Schiff hier hat dich aufgefischt — von Shields die Mary Ann.

W. H.

* Flüchtige Eindrücke aus Norwegen.

Von Ad. Seubert.

Allerlei Fahrten und Erlebnisse.

Am andern Morgen ging es über Tomlevolden und Molandsveen durch das schöne Waldthal des Etnen-Elf, eine Schwarzwaldlandschaft, die aber bei Bruflat großartiger wurde. Hier zog die Straße links über eine Brücke und einen so steilen Gebirgsrücken hinan, daß wir es vorzogen, zu Fuße voranzugehen. Leider kam jetzt auch der Regen und trübte uns den Rückblick in das Etnethal, auf das malerische Bruflat mit seiner Holzkirche. Die Straße stieg anfangs neben einer tief hinab bewaldeten Schlucht mit weit unten rauschendem Bache, der Via mala nicht unähnlich. Das Urgestein zur Seite der Straße war scharf abgeschliffen, wie von ehemaligen Gletschern. Oben auf der Hochebene lag ein See im Tannenwalde, von Felsen überragt und von Mooren begrenzt. Dann ging es steil in das seenreiche Ourdal hinab. Elstern und Bachstelzen hatten uns heute trotz dem Regen das Geleite gegeben, auch lag hie und da eine schön gefleckte Kuh am Wege und betrachtete die Wanderer, aber von Menschen gab es nur eine blinde Bettlerin und einen Zug sogenannter Landhändler mit ihren Waarenkarren, d. h. Krämer, die mit allem Möglichen handeln und die einzelnen Höfe mit ihren Bedürfnissen versehen.

Es war noch früh am Tage, als wir Frydenlund erreichten. Wir hatten eine Empfehlung an einen Arzt, der noch eine halbe Wegstunde weiter vorwärts wohnte, und machten uns daher sofort dahin auf. Der kultivirte Mensch kann nun einmal die Gesellschaft von seinesgleichen nicht entbehren, und wir waren froh ein Paar Stunden unter dem äußeren Apparat der Civilisation und unter interessanten Gesprächen über Land und Leute zubringen zu können. Der Herr wohnte unmittelbar an der Straße in einem eleganten Holzhause, von welchem das Terrain sanft nach einem kleinen See hinabfiel, der mit allerliebsten Inselchen besetzt war und hinter dem sich höhere Berge mit einzelnen Wohnungen erhoben. Das ganze Thal, durch welches wir reisten, bildete eine fortgesetzte Reihe von kleineren und größeren Seen, welche sich in mannichfachen Krümmungen, im Allgemeinen aber in nordwestlicher Richtung ziehen und an beiden Seiten von mittelhohen, größtentheils bewaldeten Bergen eingesäumt sind. Auf diesen Bergen entdeckt man da und dort an flacheren Stellen oder Vorsprüngen einzelne Höfe mit einem Stückchen Grün davor, einem Kartoffelfeld, einem Roggenacker, einer Wiese. — Des Doctors Wohnung trug den übrigens öfters vorkommenden klassischen Namen Onstadt, d. h. Odins Stadt, und es blieb uns unbenommen, von einem Tempel des Donnergottes zu träumen, der nicht hier gestanden. Diesen Gedanken hatte auch unser heiterer Wirth ausgebeutet und einen kleinen buschigen Irrgarten gerade über vom Hause mit Ruhebänken und heimlichen Sitzen unter Felsblöcken und düstern Tannen als Walhalla getauft. Unmittelbar vor dem Hause aber, das eine überaus liebliche Aussicht über die Krümmungen des Sees hin bot, war ein kleines, von Regen und Wind übel zerzaustes Gärtchen angelegt, wo uns prächtige Erdbeeren, die hier wie bei uns die Kartoffeln in kleinen Aeckern gezogen werden, und blühende Rosen entgegenwinkten; freilich rochen die letzteren nicht wie die von Granada. Aber es war doch ein idyllischer Wohnsitz der des Doctors von Onstadt und sein Roecamarina nicht zu verachten.

Als wir in der Frühe weiter fuhren, war ein heiterer Sommertag angebrochen; eine frische milde Luft umfächelte uns, klar und rein wölbte sich der Himmel und spiegelte sich im See; ein bläulicher Duft hing um die Berge, und die Schneefelder im Hintergrunde glänzten hell. An einem solchen Morgen in angenehmer Gesellschaft mit einem rüstigen Pferde, die Peitsche in der Hand, lustig hinauszufahren in unbekannte Thäler, das ist der eigentliche Reisegenuß in Norwegen. Der Wagen rollt, die Berge fliegen vorüber, die Vögel jauchzen uns von den Zaunspitzen zu, der Skydsjunge knallt und singt. Man möchte im Uebermuth des Wohlseins fragen: Was kostet die Welt? — Bald erreichten wir den Strandfjord, einen größeren See mit steilem bewaldeten Felsufer, dem entlang die treffliche Straße zog; links hart neben den Rädern des Fuhrwerks stürzte die dunkle zackige Klippe hinab, rechts streckte sich die schwarze nackte Felswand empor. Die zahlreichen Krümmungen des Ufers boten bald vor- bald rückwärts immer neue reizende Landschaftsbilder. Hier herum führt eine Straße rechts nach dem Bitihorn zwischen den Seen Bygdin und Stromvand. Dort soll das Aeußerste zu finden sein, was Norwegen an ungeheuerlicher Romantik besitzt.

Der Skydskaffer in Stei mußte ein wohlhabender Mann sein, denn seine junge hübsche Bäuerin trug Schmuck um den Hals und in den Ohren und feine bunte Kleider, aber ihr Kaffee, obwohl in Porzellan mit Silber servirt, war schlecht. Wenn man nämlich hier zu Lande Kaffee bestellt, so wird gleich ein solche Quantität gebraut, daß das ganze Haus des Skydskaffers sich nachträglich noch daran erlaben kann. So schlecht aber der Kaffee ist, so ausgezeichnet ist die Sahne (Flöde); ja ich darf behaupten, absolut nirgends in Europa eine solche Sahne gekostet zu haben wie hier, wozu freilich das aromatische Futter und der beständige Aufenthalt des Viehes auf der Weide ebenso viel beiträgt als der Umstand, daß Butter- und Käsebereitung auf einer sehr niederen Stufe stehen. — Hier trafen wir die ersten Fremden, einen Deutschen und einen Belgier, die mit einem Dolmetscher von Bergen kommend nach Christiana reisten. Auch fand ich hier zu meiner großen Freude in den bekannten großen Zügen den Namen eines Freundes im Skydsbuch, mit dem ich vierzehn Jahre früher in den Straßen Roms, in Frascati und Albano herumgewandert war. Im Jahre vorher war er dieselbe Straße gezogen.

Gleich hinter Stei stießen wir auf den ersten größeren Fos oder Wasserfall: es war der Rie-Fos. Zwar hatten wir schon manchen in schmalen weißen Silberfäden fern an den dunkeln Bergen herabrinnen sehen und ihr leises Rauschen vernommen; hier aber trat uns das schöne Naturspiel in nächster Nähe entgegen. Wir hielten an und kletterten links vom Wege ab durch die niedern Büsche und Felsstücke bis an den Fuß des betäubend tosenden Wasserschwalls, der in breiter Schichte, von einigen Felsstücken unterbrochen, dem Schaffhausener Falle nicht unähnlich eine Felsenmasse im Slidre Fird durchbrach. Einzelne Tannen auf Steinblöcken ragten aus dem weißen Schaume hervor, und weiter rechts schoß ein Arm über das Rad einer Mühle, die kühn auf einem Vorsprunge saß. — Durch Tannenwald erreichten wir Oylo und damit eine großartigere Natur. Die Paar Holzhäuser, welche den Ort bildeten, lagen im Vordergrunde der hoch hinaufstrebenden breiten und schwarzen Felswand des Houg-Jokube. Hier begann der romantische kleine Mjösen, dem Wallenstädter See vergleichbar, von hohen steilen Bergen eingeschlossen, die sich, wenn man am schmalen Uferrande hinfuhr, bald rechts bald links

in Vorsprüngen wie Theaterkoulissen verschoben, aber dunkel und von tiefen Regenwolken umschleiert.

In Oylo kamen wir auf die unglückliche Idee zu reiten, weil der Weg bis zur nächsten Station ein beschwerlicher Gebirgspfad sein sollte, so daß wir hoffen durften, zu Pferde rascher vorwärts zu kommen. Aber leider war nur ein Sattel da, den ich allzu großmüthig dem Professor überließ, während ich mich mit einer wollenen Decke behalf. Diese war aber keineswegs so dick, um den harten Rücken des Thieres nicht fühlbar zu machen. Dazu kam noch das übelbefestigte schwankende Gepäck und der immer dichter fallende Regen, der den Schirm aufzuspannen nöthigte. In dieser fatalen Haltung bald mit dem Ranzen auf der einen bald auf der andern Seite, den Schirm in abenteuerlicher Balance, trabte ich meinem Professor nach, der ziemlich bequem auf hohem Rosse um die Felswand von Oylo herum und den steilen Kvamsklev-Paß hinauf ritt. Wir hatten ursprünglich noch mehrere Meilen bis Nystue reisen wollen, aber das trostlose Regenwetter bestimmte uns, in dem nahen Tune zu übernachten, um vielleicht am nächsten Morgen die Schönheiten dieser düster romantischen Thäler in besserem Lichte zu genießen. Tune lag wohl tausend Schritte von der Straße ab, und wir hatten von dem Teufelchen auf hoher Stange an, welches die Station an der Landstraße bezeichnete, noch einen überaus schlechten Weg über Felsstücke, Schlamm und Kothlachen zurückzulegen, bis wir endlich vor der Skydskafferhütte vom Pferde springen konnten. Wir hatten dießmal ein echt norwegisches Nachtquartier gewählt und sollten hier alle Reize dieses Lebens durchgenießen. Zwar die Frau Skydskafferin war ein junges schmuckes Weibchen und zeigte unaufhörlich ihre weißen Zähne, auch die Magd war heitern Humors trotz ihres schauderhaften Lumpenkostümes und die Kinder nicht minder. Allein so vergnügte Leute sind immer ein böses Zeichen, und unwillkürlich fiel mir das alte Mährchen von dem Hemde des lustigsten Unterthanen ein, das den kranken König retten sollte. Der glückliche Kerl hatte keins. Von dieser Sorte war das heitere Völkchen in Tune; es war nichts hier zu haben als schreckliches Flabrö, Butter und jene getrockneten Molken, welche man hier zu Lande Käse (Mysost) zu nennen sich herausnimmt. Ich wollte nun Fleischbrühe, die ich in Staniolbohnen bei mir hatte, in der Maschine zubereiten, aber mein Weingeist war dahin und hier natürlich keiner zu haben. Endlich machten wir den Leuten begreiflich, daß sie heißes Wasser machen sollten. Die Küche oder vielmehr nur der Heerd war auf dem Flur; dort in der Ecke wurde nun Feuer angefacht. Ein uraltes kindisches zerlumptes Weib kauerte daneben und rieb sich in Wonne über die Wärme ungenirt die nackten alten Glieder. Von der offenen Hausthüre her schlug der Regen herein. Die Wirthin dirigirte den Kessel, ich warf die Staniolbohnen hinein; das übrige Völkchen hockte neugierig und stumm rings herum, von der Flamme grell beleuchtet. Es war ein wahrhaft Rembrandtsches unvergeßliches Bild. Endlich war der Zaubertrank, denn so sah die ganze Prozedur aus, fertig, und wir froh bei der schaurigen Feuchte etwas Warmes zu erhalten. Die Wirthin wollte Anfangs nicht von der Fleischbrühe kosten, am Ende fand aber auch sie und die ganze Wirthschaft, die wohl selten Fleisch zu sehen bekam, ein unendliches Behagen daran. Auch der heimkehrende Gatte kostete und noch einige Nachbarn. Indessen waren im Nebenzimmer ein Paar Betten aufgeschlagen worden, die dem Essen entsprachen; es waren natürlich eigentlich die des Wirths und der Wirthin, welche sie großmüthig abtraten und nun im Wohnzimmer auf der Bank schliefen. Nachdem wir die zerschlagenen Fenster nach Kräften gegen den einfallenden Regen geschützt hatten, überließen wir uns der Ruhe, die jedoch nicht so appetitlich war, daß wir uns ihr nicht hätten in aller Frühe entziehen können.

Es regnete wieder, als wir um 6 Uhr aufbrachen! Gleich anfangs stürzte unser Pferd in dem furchtbaren Chaos von Schlamm und Felsstücken zwischen unserer Station und der Straße, welche jetzt dem südlichen Ufer des kleinen Mjösen entlang durch prächtige Engpässe führte, die aus riesigen, von der hohen Felswand herabgestürzten Blöcken gebildet waren. Nach einem kurzen Aufenthalte in Kvame am Ende des Sees ging es auf einer neuen Straße an einem tief eingeschnittenen Gebirgsbach allmälig nach der Hochebene des Fjelle Fjeld hinauf. Steiler und schwärzer wurden die nackten Felsen, die Fichten hörten auf, eine liebliche Alpenflora begann. Unweit der Straße am nahen Bergstrom sahen wir einige ernste Söhne Albions in ihren bekannten barocken Aufzügen stehen und angeln. Auf diese Art Reisender stößt man in Norwegen am häufigsten, und man verdankt ihren Ansprüchen mancherlei Bequemlichkeit. Von Hull gewöhnlich kommen sie herüber mit ihrem ganzen Angler- und Jägerapparat, suchen sich irgend einen jagd- oder fischreichen Punkt aus, der auch sonst Comfort bietet, und treiben sich dort einige Wochen mit ihrer Lieblingsbeschäftigung herum. Auerhahn und Lachs sind ihre Hauptzielpunkte, und selbst Ladies kann man hier mit Angelruthe und Büchse begegnen.

Jetzt hatten wir das Plateau erreicht; ein Alpensee, das Utro Vand (Wasser), blieb zu unserer Linken, blumige Wiesen rings um; rechts stiegen kahle Berge empor, von denen hie und da eine dichte Steinmasse, wie wenn Bresche in den Felsen geschossen wäre, bis an das Ufer hinab und über die Straße hingerollt lag. Es waren Rudera von Lawinen, denn im Hintergrunde lagerte ewiger Schnee. — Es ist eine Eigenthümlichkeit des norwegischen Gebirges, daß zwar die Abhänge schroff sind, das Gebirge selbst aber selten die Kegel- und Pyramidenform zeigt, sondern als ein flaches, leicht gewelltes, mit ewigem Schnee bedecktes Plateau weite Räume ausfüllt. Mit Recht heißen diese Schneeberge Bretterberge (Fjølle Fjeld), denn sie liegen flach wie ein großer Flur da. Die Auffahrt zu diesem Gebirge ist übrigens bei Weitem nicht so gewaltig, als sie sonst schon beschrieben worden ist, und mit den Alpenpässen nicht zu vergleichen, wohl aber die Hinabfahrt.

In Nystue am Ende des Sees machten wir Mittag. Als Absteigequartier der Engländer bot es natürlich allerlei Comfort, wie schon aus der umfangreichen Speise- und Weinkarte zu ersehen war. Heute gab es Rennthierfleisch, dem Hirschfleisch im Geschmack ähnlich, nur noch kräftiger, und treffliches Bier. Bis das Mahl fertig war, hatte der Professor die kolossale Idee in dem eiskalten Alpensee zu baden, während ich mich an dem von Professor Dahl gemalten Porträt der Wirthin, noch mehr aber am Ausblick über See, Wiesen und Schneefelder erfreute. Nach dem guten Mahle, welches den gefrorenen Professor wieder restaurirte, ging es nach Maristue hinab und von da durch ein tief eingeschnittenes Thal, an Wasserfällen und hohen dunkeln Bergen vorüber nach Häg. Da Häg keine feste Station ist, so mußten wir hier nicht weniger denn 2½ Stunden warten, bis ein Pferd da war. Sonst hatte es uns immer amüsirt, wenn, sobald sich unser Fuhrwerk am Horizonte zeigte, ein Junge von der Station aus im Trab nach der Weide eilte und nach kurzer Frist ein kleines dickes Rößlein buchstäblich an den Ohren wie ein Opferthier zur Schlachtbank herbeischleppte. Hier schauten wir lange vergebens nach allen Bergpfaden, wo wir ein Pferd hervermutheten, sahen uns mehr als einmal durch Vorübereitende getäuscht, unsern Tagesplan gestört und ärgerten uns unnöthigerweise über Dinge,

die in der Natur der Sache lagen. Freilich ist es auch in solchen Stationshäusern zumal bei Regenwetter zum Verzweifeln. Man hat sich den Tag über ausgesprochen, die Unterhaltung mit den Wirthsleuten stockt bald, das Stationsbuch mit den Unzufriedenheits-Bemerkungen übelgelaunter Engländer ist bald durchblättert; zum Essen und Trinken giebt es auch nichts; die schrecklichen Lithographien an der Wand wiederholen sich überall. So sitzt man da und sieht dem Regen zu oder zeichnet ein altes Holzhaus. Wenn wir glauben: jetzt endlich geht es fort — erhebt sich der Skydskaffer mit norwegischer Gemächlichkeit und beginnt unser Fuhrwerk, ein schadhaftes Rad, ein zerrissenes Zaumwerk langsam herzustellen. — Endlich ging es wieder vorwärts.

Es war schon Abend, als wir in einiger Entfernung von der Straße auf einer Wiese mit dunklem Tannenwald dahinter ein seltsames schwarzes Gebäude erblickten: es war die Kirche von Borgund. Wir hielten an und nahmen den Meßner des Dörfchens mit, um uns den wunderbaren Bau aufschließen zu lassen. Die Kirchen Norwegens sind gewöhnlich sehr einfach; sie bestehen aus einem Spitzthürmchen und einem Hause daneben, beide meistens von Holz und oft roth angestrichen, was bei der düstern Färbung der Landschaft nicht unangenehm absticht. Es giebt aber einige Kirchen, welche von dieser einfachen Form abweichen und ein eigenthümliches halbchinesisches Profil zeigen. Hier steigt nämlich das Thürmchen über dem Betsaal oder dem Schiff der Kirche aus drei sich verjüngenden Giebeldächern empor, deren Firste mit wundersamen Auswüchsen wie die Pagoden geschmückt sind, die man auf den ersten Anblick für hinaus lungernde Drachenköpfe halten könnte, die aber Schiffsschnäbel und ein uralter skandinavischer Brauch sein sollen. Diese aus dem 11. Jahrhundert stammenden Kirchen aus Fichtenholz, welche jetzt ganz braunschwarz sind, haben einen niedern mit einem Dach überdeckten Eingang und kleine Holzsäulchen rings herum, bei deren Anblick der Gedanke an eine Basilica in uns aufdämmert. Innen sind sie nicht länger als 20 Schritte bei 12 Schritt Breite. Alte geschnitzte Stühle füllen sie aus, wunderliche Malereien decken die Wand. Alles ist hier so enge, so niedrig, daß man unwillkürlich an das Mährchen denken muß, wo ein Riese ein Haus von innen an den Wänden faßt und wie einen Mantel fortträgt.

Im Augenblick war es noch dazu schon finster, was bei der Einsamkeit doppelt abenteuerlich wirkte. Der Glockenthurm stand einige Schritte davon; alte Gräber, halb versunkene Kreuze um beide her, von einer niedern Mauer eingefaßt. Wir schauten noch lange nach dem räthselhaften Bau zurück, der über acht Jahrhunderte gesehen und sich eben so fest in unser Gedächtniß einwurzelte, wie ein alter Tempel des Zeus.

Bald darauf ging es eine jähe, wendeltreppenartige Steige zwischen schwarz bemoosten Felswänden hinab, eiserne Stangen und mächtige Steine schützten die Wagen vor dem Hinausfahren. Es war die ebenso schön als solid gebaute Kunststraße durch den Gebirgspaß Vindhellen. Birken wuchsen am Fuße, und zahllose Wasserstürze belebten das sonst überaus einsame Thal, dessen Schweigen nur ein vereinzeltes Schneehuhn oder eine Krähe unterbrach.

Wildromantisch gestaltete sich die Fahrt am nächsten Morgen, obschon sie in dem unvermeidlichen Regen begann. Der Weg führte den Leirdals-Elf entlang, anfangs zwischen Felsstücken aufwärts, dann in scharfen Windungen und immer zwischen diesen schwarzen riesigen Blöcken fort, hinter denen dunkle Berge auftauchten, einer hölzernen Brücke zu, einem schwindelnden Steg über das tosende Bergwasser, Hochgebirge hüben und drüben. Dann ging es wieder empor; über der weiten Kluft rechts, die wir verlassen hatten, rann ein Netz von Wasserrinnen die Bergwand herab, weiter unten zu einem mächtigen Falle sich vereinend — es war der Sogne-Elf-Fos. Die ganze Scenerie sah aus wie ein Schauplatz für Riesen, lauter kolossale Verhältnisse, harte zackige Formen, düstere Farben, tief unten ein brodelnder Hexenkessel, oben Nebel und Wolken, die sich an einander stießen. Das Bodethal mit der Roßtreppe bildet eine fast idyllische Skizze zu diesem mit breitestem Pinsel ausgeführten Gemälde. Als es wieder bergab ging, ward das Thal weiter, die prächtigen Felsberge, hier häufig in kolossaler Kegelform, traten in ein mystisches Dunkel zurück, jene Gletscherdämme (Morainen) vorschiebend, die wie von Menschenhänden gemacht, regelmäßig begrenzte grüne Erdwälle bis nahe an die Straße rückten. Im Thale selbst erschienen wieder Haferfelder, Birken und Ulmen.

Die nächste Station, Blaafeld, in einer Thalweitung und einem Wasserfalle gegenüber, erinnerte lebhaft an das obere Rheinthal bei Reichenau; wie dort brach auch hier zur Linken ein Seitenthal auf. Endlich erschien das Städtchen Leirdalsören, die Berge des Sogne Fjords dahinter, wo wir bei Petersen wieder einmal ein gutes Unterkommen und eine civilisirte Gesellschaft trafen. Die Tischgesellschaft bestand aus einigen heiteren Offizieren, welche hier ihre Rekruten dressirten und uns freundlich an ihren Tisch luden. Da wurde bedeutend politisirt, gegen Preußen losgezogen, für Dänemark, Italien, Ungarn, Polen Partei genommen. Doch ließen die Herren artig auch unsere Ansicht gelten und meinten, sie wollten sich eigentlich nur ihrer Haut wehren gegen die drohende Germanisirung. Dann priesen sie Norwegens Verfassung, ihr neues Schulgesetz, ihre Fortschritte überhaupt.

Die Familie Karl Maria's von Weber.

* Vor einiger Zeit haben wir nach dem Hildesheimer „neuen Kurier" einige Notizen des Dr. Kratz über die Familie Karl Maria's von Weber, des Freischütz-Componisten, mitgetheilt. Dieselben sind von mehreren Blättern abgedruckt worden und haben die Veranlassung gegeben zu Ergänzungen, welche wir in den zu Wien erscheinenden „Recensionen" finden und ihrem wesentlichen Inhalte nach wiedergeben wollen. Sie bilden einen willkommenen Beitrag für eine Biographie Webers, welche von dem Sohne des Meisters vorbereitet wird.

Franz Anton von Weber, des großen Componisten Vater, früher Offizier, später Hofkammerrath und Amtmann zu Steuerwald bei Hildesheim, war ein leidenschaftlicher Musikfreund und vernachlässigte darüber seine Amtspflichten so sehr, daß er 1768 entlassen wurde. Fünf Jahre später wurde er Kapellmeister in Eutin, wo sein Sohn Karl Maria am 18. December 1786 geboren wurde. Einige Zeit nachher finden wir ihn in Weimar, wo er aber durch die ihm eigene Unstätigkeit sich auch seine Stellung verdorben zu haben scheint. Um 1796 lebte er in Hildburghausen, wo sein später so berühmter Sohn von Hauschkel unterrichtet wurde. 1798 zog er nach Salzburg und ließ Karl Maria durch Michael Haydn weiter ausbilden. Welche Anstellung er dort hatte, ist nicht mehr zu ermitteln, daß er aber in bedrängten Verhältnissen lebte, geht daraus hervor, daß er wegen einer Kiste mit theatralischen Kleidern, die er von Hildburghausen nach Weimar an den Hofkammerrath Kirms, Mitdirector des Theaters, geschickt hatte, viele Briefe mit diesem wechselte. Er wünschte für dieselbe sechs Carolin zu erhalten, sah aber seinen dringenden Wunsch nicht erfüllt. In jenen Briefen klagt er sich selbst an, seine Stellung in Weimar leichtsinnig aufgegeben zu haben. Wahr-

scheinlich gehörte er mit mehreren Mitgliedern seiner Familie zum Personal des von Goethe und Kirms geleiteten Theaters.

Der in Salzburg 1798 erfolgte Tod seiner Gattin scheint die Lage Webers noch verschlechtert zu haben. Er zog nach München, wo Kalcher und Walleshauser seinen Sohn unterrichteten. Hier schrieb derselbe im Alter von 13 Jahren seine erste Oper „Die Macht der Liebe und des Weins“, die aber unbekannt geblieben ist. Bald darauf trat der Vater mit dem Sohn eine Kunstreise an, auf welcher Leipzig besucht wurde. Gleich nachher ließ sich der unruhige Mann in Freiberg nieder und errichtete eine Notendruckerei. Hier componirte Karl Maria die Oper „Das stumme Waldmädchen“, die in Freiberg und Chemnitz 1800 aufgeführt wurde. (Sie ist später von ihm umgearbeitet und als „Silvana“ allgemeiner bekannt geworden.) Der Vater wandte sich nun brieflich nach Weimar, um durch Goethe und Kirms eine dortige Aufführung dieser Oper zu erlangen. Man ließ dieselbe auch kommen, gab sie aber nicht; weitere schriftliche Bitten Webers scheinen unbeantwortet geblieben zu sein. Bald darauf ist er schon wieder in München. Nachdem er lange unstät umherirrend sein Lebensglück vergebens gesucht hatte, gingen endlich seine Hoffnungen auf das Talent des Sohnes in Erfüllung. Dieser bereitete dem alten Vater eine sichere und ruhige Stätte; derselbe erlebte noch den wachsenden Ruf seines Lieblings, nicht aber die Höhe seines Ruhmes.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die Frauen in der Kunstgeschichte. Von W. Lübke. — Novellen. Von Jul. Grosse. — Dorfschwalben aus Oesterreich. Geschichten. Von A. Silberstein. — Erzählungen. Von J. J. Zagler. — Rosmarin oder die Schule des Lebens. Roman. Von A. Jung. — Karl der Fünfte. Drama. Von Th. Schlemm. — Idalium. Novelle. Von E. Fritze. — Das deutsche Theater. Eine Darstellung der gegenwärtigen Theaterzustände. Von R. Wirsing.

* In Kurzem erscheint das neue Reisewerk von Friedrich Gerstäcker „achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Colonieen“ bei Costenoble in Leipzig. Es ist berechnet auf drei starke Bände. Gerstäcker besuchte die kleinen Antillen, Panama, Neugranada, Ecuador, Lima, Valparaiso, Buenos Ayres, Rio grande und Rio de Janeiro, von wo aus er nach Europa zurückkehrte.

* Was sich der Wein erzählt. Von Arnold Schloenbach. München 1862. E. A. Fleischmann's Buchhandlung (A. Rohsold). — Der Dichter, welcher hier vor's Publikum tritt, hat sich schon mehrfach vernehmen lassen; seine „Weltseele“ enthält manches schwungvolle Gedicht, und das anonym erschienene Epos „Die Hohenstaufen“ verdiente eine größere Beachtung, als ihm zu Theil zu werden scheint, wenngleich es sowohl in Anlage wie Ausführung nicht ohne bedeutende Mängel ist. Das vorliegende Werklein von 43 Seiten hat uns, aufrichtig gestanden, nicht zusagen, dieser Wein uns nicht munden wollen. Die Geschichten sind zum Theil nicht übel erzählt, der „Stoff“ fließt an und für sich, allein es will uns bedünken, als habe dieser Wein doch zu wenig „Blume“ und sei namentlich unbedeutend an Gehalt. W.

* Josef Haydn und sein Bruder Michael. Zwei bio-bibliographische Künstler-Skizzen. Von Constant von Wurzbach. Wien, Hofdruckerei. — Josef Haydn harrt noch immer eines Biographen, der seinem Genius gerecht würde und ihn in seiner ganzen kunstgeschichtlichen Bedeutung schilderte. Mettenleiter in Regensburg arbeitet an einem auf vier Bände berechneten Werke. Von Otto Jahn haben wir, und zwar in hoffentlich nicht allzu langer Frist, ein Buch und eine That zu erwarten, die dem Componisten der „Schöpfung“ dasselbe Recht angedeihen läßt wie dem des „Don Juan.“ Das Schriftchen von Wurzbach ist nicht ohne Verdienst. Mit warmer Verehrung für die Brüder Haydn verfaßt, giebt es eine recht dankenswerthe, mit großem Fleiß zusammengestellte Uebersicht ihrer Werke, und man findet hier viel vereinigt, was sonst von allen Ecken und Enden her zusammengesucht werden muß. Aus dieser Rücksicht können wir das Büchlein, dessen Verfasser für Beethoven und Gluck Aehnliches gethan hat, empfehlen. Das Biographische dagegen ist sehr dürftig, und es ist nicht wohl einzusehen, weßhalb Herr Wurzbach, der überdies mehr österreichisch als deutsch schreibt, sich mit so mageren Lebensskizzen begnügte; denn dergleichen findet sich in jedem musikalischen Lexikon.

* Ueber die Karte von Europa in vier Blättern, von Stülpnagel und Bär, die so eben (Gotha, bei Perthes) in vierter verbesserter und vermehrter Auflage aus der kundigen Hand des Dr. A. Petermann hervorgegangen ist, äußert sich die Kölnische Zeitung folgendermaßen: Nicht die Masse, sondern die weise Benutzung des Materials bekundet bei solchen Karten den Meister. Die Nachweisungen der Eisenbahnen, überseeischen Dampferlinien, des europäischen Telegraphennetzes, der Racen- und Confessions-Unterschiede wie der Bevölkerungsdichtigkeits-Verhältnisse sind auf keiner uns zu Gesicht gekommenen Karte von Europa so übersichtlich und zuverlässig geordnet. Die technischen Vorzüge derselben, vor den meisten ähnlichen Karten, sind gleichfalls sehr erheblich. In demselben Verlage ist ein Heft neuer Bearbeitungen zu dem methodischen Hand-Atlas von E. von Sydow erschienen, vier mit ungemeiner Sorgfalt und Sauberkeit von Premier-Lieutenant F. Friederichsen gearbeitete Blätter: Skandinavien, Großbritannien und Irland nebst den Niederlanden und Belgien, die Balkan-Halbinsel und das europäische Rußland, von denen wir dem ersten und letzten Blatte, wahren Perlen, den Kranz zuerkennen. Es kann nicht fehlen, daß diese Bearbeitungen, wenn sie möglichst rasch auf einander folgen, dem etwas veralteten Sydow'schen methodischen Hand-Atlas neue Freunde gewinnen werden. Bei dem stets reger werdenden Sinne der Nation für die geographischen Wissenschaften war eine den jetzigen Anforderungen entsprechende Umschmelzung des an Vorzügen reichen Sydow'schen Kartenwerkes schon längst unser stiller Wunsch. — Von dem „vollständigen geographisch-topographisch-statistischen Ortslexikon von Deutschland“ (Leipzig, Albert Hoffmann) liegen jetzt sechs Lieferungen vor. Das Unternehmen giebt sich sichtbartiche Mühe, möglichst kurz und bündig, correct und vollständig in seinen Ortsangaben über die Oerter des deutschen Landes und der unter Preußen und Oesterreich stehenden nicht-deutschen Länder zu berichten. Das Ganze erscheint in 36 Lieferungen. Die Redaction eines solchen Unternehmens ist schwieriger, als man gewöhnlich glaubt. Der Herausgeber, H. Rudolph, ist Verfasser des Leipziger Meß-Adreßbuches.

* Auf den zwanzig deutschen Universitäten sind augenblicklich 1343 Docenten thätig, und zwar 685 ordentliche Professoren, 318 außerordentliche und 340 Privatdocenten. Vor hundert Jahren lehrten auf deutschen Hochschulen 578 Docenten, und zwar 454 ordentliche Professoren, 86 außerordentliche und 38 Privatdocenten.

* Der niemals ruhende Gerstäcker ist schon wieder unterwegs. Kaum von Südamerika heimgekehrt, hat er sich der Expedition des Herzogs Ernst von Koburg nach Ostafrika angeschlossen und schreibt soeben aus Triest den ersten Reisebrief an die Kölnische Zeitung. Die Mitglieder der Expedition bestiegen am 28. Februar in Triest das Dampfschiff und hofften am 5. März in Alexandrien einzutreffen.

* Während die deutschen Bühnen sich beeifern, die Oper „Faust und Margarete“ von dem Franzosen Gounod aufzuführen, ist das jüngste Werk dieses Componisten, „Die Königin von Saba“, am 28. Februar in Paris in Scene gegangen. Der Erfolg war nicht bedeutend; man lobt die Chöre, findet aber die Musik zu einförmig.

* In diesem Jahre soll wieder ein mittelrheinisches Musikfest, und zwar in Darmstadt, begangen werden von den Gesangvereinen von Wiesbaden, Mainz, Darmstadt und Mannheim.

* Die Angelegenheit des in Worms zu errichtenden Lutherdenkmals ist in glücklichem Fortschreiten begriffen. Nach dem jüngsten Berichte

des Ausschusses beliefen sich die Einnahmen beim letzten Jahresabschluß auf 165,984 Fl. 23 Kr. Das jetzt noch verbleibende Deficit, welches sich auf circa 3400 fl. beläuft, hofft der Verein durch weiter eingehende Beiträge, durch den Verkauf der noch vorräthigen 20,000 Exemplare der Abbildung des Denkmals und durch den Zinsenertrag der angelegten Gelder zu decken. Der Verein hatte im vorigen Jahre durch den Tod Rietschel's einen schweren Verlust zu beklagen; seine beiden Schüler Kietz und Donndorf werden unter Beihülfe von Dr. Schnorr von Karolsfeld und Dr. Ernst Hänel die Arbeiten des verstorbenen Meisters fortsetzen. Die Statuen Luther's und Wielef's sind noch von Rietschel vollendet, die Luther-Statue ist bereits glücklich gegossen, Huß und Savonarola gehen der Vollendung entgegen; ebenso sind die Granitarbeiten rüstig gefördert worden. Leider sind die Bemühungen des Vereins, einen passenden Platz für das großartige monumentale Werk zu erwerben, bisher vergeblich gewesen. Als den einzig günstigen Ort haben Sachverständige den im Besitz der Witwe Heyl befindlichen Garten in Worms bezeichnet, umsomehr, als nach den besten Forschungen an jener Stelle der »Bischofshof« war, wo Luther vor Kaiser und Reich seine berühmte Protestation aussprach. Ein im Mai v. J. vom Verein der protestantischen Witwe Heyl gemachtes Anerbieten, ihr den Garten mit 30,000 Fl. abzukaufen, ist bisher ohne Antwort geblieben und scheint leider nicht annehmbar befunden worden zu sein. Die öffentlichen Plätze in Worms genügen in ihrer Ausdehnung und Umgebung in keiner Weise für das Denkmal, dessen quadratmäßige Grundfläche 40 Schuh rh. nach Länge und Breite beträgt. — Fernkorn in Wien arbeitet an dem kolossalen Modelle des Monumentes für den Prinzen Eugen von Savoyen, dem projectirten Gegenstücke zum Denkmal des Erzherzogs Karl; Hans Gasser an der Statue der Kaiserin Maria Theresia. — Die Kolossalstatue Schillers, welche Widnmann in München im Auftrage des Königs Ludwig arbeitet, ist nahezu vollendet. Schiller ist in der Tracht seiner Zeit, worüber der Mantel in schön geordnetem Faltenwurfe fällt, ohne mehr als nöthig die Formen zu decken, dargestellt, die linke Hand ruht auf der Brust, die rechte hält herabgesunken einen Lorbeerkranz Blick und Haupt richtet sich nach oben und steht in voller Harmonie zur fortschreitenden Bewegung. Das Werk soll sehr gelungen sein. — Der Plan, dem großen Astronomen Kepler zu Weil in Würtemberg ein Denkmal zu errichten, ist jetzt endlich der Verwirklichung nahe, indem die nöthige Summe fast aufgebracht ist. — Man schreibt der Allgemeinen Zeitung aus Weinsberg vom 3. März: Wenige Tage nach dem Tode unseres unvergeßlichen Just. Kerner haben sich die Bürger und Beamten Weinsbergs versammelt, um sich zu berathen, ob es nicht für die Stadt, in der er 43 Jahre lang als Arzt und Dichter gelebt und gewirkt, der er so vielfache und so große Dienste erwiesen, die er durch sein Wirken und seines Namens Glanz aus einem fast unbekannten Städtchen zu einem Ort von europäischem Rufe gemacht hat, eine Ehrenschuld sei, dem deutschen Sänger irgend ein Gedächtnißmal hier zu errichten. Mit Einstimmigkeit wurde dieß beschlossen, und sogleich ein Comite gewählt, das sofort die ersten Einleitungen zur Verwirklichung des schönen Planes traf. Wie billig, haben die Bewohner Weinsbergs bereits bedeutende Beiträge für ein solches Denkmal unterzeichnet, um durch diesen Anfang die auswärtigen Freunde Kerners zu einem noch glänzenderen Fortgang zu ermuntern. Denn es liegt in der Natur der Sache, sowohl daß eine kleine Stadt wie Weinsberg ein solches Unternehmen nicht allein auf sich nehmen kann, als auch daß sie durchaus keinen Anstand nehmen darf für das Denkmal eines Lieblingsdichters der deutschen Nation auch an diese deutsche Nation sich zu wenden, und sie zu bitten: durch reichliche Beiträge die Verwirklichung des Plans ihr möglich zu machen.

Aus dem Bremer Künstlerverein.

* Bremen, 6. März. Es ist noch über mehrere Versammlungen des Künstlervereins zu berichten; mit der letzten mag begonnen werden. Am 26. Februar sprach Herr Dr. Emminghaus über den Luxus. Die Hauptgedanken des Redners waren die folgenden: Ebensowohl die ethische wie die wirthschaftliche Seite der Luxusfrage ist von jeher mit besonderer Vorliebe und von entgegengesetzten Standpunkten aus erörtert worden — und den Widerstreit der Schule begleitet von jeher ein Widerstreit der Lebenserscheinungen. (Die Cyniker und die Epikuräer. Die Athenienser und die Spartaner. Die Entstehung der Bettelmönche in einer Zeit, wo in Spanien und dem übrigen kultivirten Europa gewisse Klassen der Bevölkerung in Genußsucht versunken waren. Rousseau, Fenelon und Pinto gegen Voltaire.) Es wäre vergeblich, über den Luxus zu streiten, wenn man nicht vorher festgestellt, was unter Luxus zu verstehen. Nennt man allen denjenigen Aufwand Luxus, welcher gemacht wird zur Befriedigung der Bedürfnisse des Wohllebens — so giebt es jedenfalls ebenso einen erlaubten, ja wünschenswerthen, wie einen unerlaubten und verderblichen Luxus. Verderblich ist der unkluge und der unsittliche Luxus. Wer unklugen Luxus treibt, macht freiwillige Ausgaben, die das Einkommen übersteigen, so daß das Unentbehrliche um des Entbehrlichen Willen leidet. Wer unsittlichen Luxus treibt, verletzt nicht nur geradezu die Sittengesetze, sondern er vergißt die Nothwendigkeiten der Seele über den Ueberflüssigkeiten des Leibes. Der unkluge und unsittliche Luxus tritt vornehmlich in zwei Gestalten, als Luxus der Eitelkeit und Prunksucht und als Luxus der Genußsucht auf. Nicht nur vom sittlichen, auch vom wirthschaftlichen Gesichtspunkt sind beide Arten des Luxus für unbedingt verwerflich zu erklären. Sie äußern sich anders bei rohen, anders bei überbildeten Völkern. Dort dominirt die Massenhaftigkeit, hier das Raffinement. Lobenswerth und förderlich ist der Luxus, den man Luxus der Bildung im höheren Sinne dieses Wortes nennen könnte. Man wird, um zu untersuchen, ob wir, was diesen Luxus anlangt, Fortschritte in unserer Entwicklung gemacht haben, unterscheiden müssen zwischen einem Luxus, den man öffentlichen nennen könnte, und dem Privatluxus. Die Kulturgeschichte bezeugt einen wesentlichen Fortschritt in Deutschland in der einen wie in der anderen Richtung. »Daß es« — schloß der Redner — »bei der gedeihlichen Weiterentwicklung dieses Luxus, welche, wenn auch nicht eine Rückkehr zur Natürlichkeit im Sinne Rousseaus oder seiner Epigonen, so doch eine Durchgeistigung des Künstlichen und eine Entfernung aller geistlosen Formen sein muß, vor Allem der stillen und sinnigen Mitwirkung der Frauen bedarf, der Frauen, welche den Schatz einer glücklichen Häuslichkeit zu hüten und zu mehren, welche »himmlische Rosen in's irdische Leben zu flechten und zu weben« haben, — das wird man der Volkswirthschaftslehre kaum gönnen, auch von ihrem Standpunkte aus als ein Axiom hinzustellen.«

In der Versammlung vom 5. März sprach Herr Dr. E. Sägelken über Philipps II. Achtserklärung gegen Wilhelm von Oranien und deren nächste Folgen. Zuerst suchte der Redner durch eine kurze Einleitung die Kämpfe der damaligen Zeit, die zwischen den nach Freiheit ringenden Niederlanden und ihrem finstern Tyrannen stattfanden, seinen Zuhörern ins Gedächtniß zurückzurufen. Dann führte er den Inhalt des Manifestes an, das Oranien in die Acht erklärt und Demjenigen, der ihn todt oder lebendig in Philipps Hände liefern würde, eine große Belohnung an Geld und Gut und Erhebung in den Adelstand verheißt. Darauf folgte die Besprechung der Vertheidigungsschrift, die Oranien durch Peter von Villiers ausarbeiten ließ und worin dieser die gegen den Schweiger erhobenen Beschuldigungen eingehend widerlegte. Der Darlegung des Inhalts dieser beiden für die Beurtheilung der damaligen Zeit so überaus wichtigen Actenstücke schloß der Vortragende die Schilderung der einzelnen Mordversuche gegen das Leben des Prinzen an, deren letzter dem von fanatischen Geistlichen angestachelten Mörder leider vollkommen gelang. An ein kurzes Referat über den Prozeß gegen den Schuldigen, sowie über die Strafe, die derselbe zu erleiden hatte, reihten sich noch einige Betrachtungen darüber, daß diese Achtserklärung, trotzdem daß Philipp seinen nächsten Zweck erreichte, doch nicht die Folgen hatte, die er sich davon versprach. Auf's höchste erbittert, führten die Niederlande den Kampf um ihre Freiheit glücklich zu Ende. Sie zeigten — so schloß der Redner seinen Vortrag — durch ihr Beispiel, daß jedes Volk, das von dem Bedürfniß nach nationaler Existenz ernsthaft durchdrungen ist und nach Freiheit und Selbstbestimmung ringt, dem hemmenden Particularismus und dem entgegenstehenden Fürsteninteresse zum Trotz doch sich zu nationaler Selbständigkeit empor zu kämpfen vermöge.

Ueber die musikalischen Vorträge, welche in den Versammlungen der letzten Wochen stattfanden, noch ein kurzes Wort. Am 5. vereinigten sich acht Mitglieder der musikalischen Abtheilung unter Leitung des Herrn E. Rakemann zur Ausführung eines Octetts für Blasinstrumente (je zwei Clarinetten, Oboen, Fagotten und Hörner) von Mozart. Die Zuhörer hatten ihre große Freude an der melodiösen Composition und der vorzüglich schönen Behandlung der Instrumente, besonders des Fagotts. Das Octett ist mit einem zweiten vereinigt unter dem Titel pièces d'harmonie bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienen. In der Versammlung am 26. Februar hörten wir durch die Herren Mertel, Jacobsohn und H. Weingardt das schwierige prächtige Trio in B dur für Pianoforte, Violine und Violoncell von Franz Schubert. Herr Mertel spielte außerdem ein Notturno von Chopin und das Rondo capriccioso (Op. 14) von Mendelssohn. Der eifrigen Pflege der Kammermusik, durch welche die Mitglieder des Künstlervereins sich verdient machen, haben wir während der letzten Wochen so manches Ausgezeichnete zu verdanken gehabt, daß darüber in einem besonderen Artikel berichtet werden muß.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 11. Bremen, 17. März. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Ein deutscher Staatsmann der Gegenwart.

Nach Erinnerungen skizzirt.

Von Wilh. Kiesselbach.

In der „florentinischen Historiographie" sagt Gervinus bei einem Vergleiche zwischen den Geschichtsschreibern Dino Compagni und Villani: „An ihnen kann man den Unterschied zwischen der Ansicht eines Literaten und kaufmännisch Interessirten, wie Villani, der jeden Schritt zur Versöhnung lobt und rühmt, und der Auffassung eines Staatsmanns von Grundsätzen deutlich erkennen." Es ist eine eigenthümliche Bezeichnung: ein Staatsmann von Grundsätzen; namentlich muß sie einem Leser in Deutschland auffallen. Giebt es denn wirklich in der Welt Staatsmänner von Grundsätzen, oder bildet nicht vielmehr die völlige persönliche Grundsatzlosigkeit die unterste Bedingung alles staatsmännischen Wirkens? Ist nicht allein „der Spitzbube" um mit dem alten Schlosser zu reden, so etwa ein Contrefei von dem „Schuft Talleyrand", der geeignete Mann zur höheren Bethätigung in der Politik; oder wird dazu vielleicht doch mehr verlangt als abgefeimte Schlauheit, die bloß den augenblicklichen Gewinn zu machen versteht? Wenn, nach Hegel, „was wirklich ist, auch vernünftig ist", dann könnte freilich selbst die flüchtigste Musterung der deutschen Staatsmänner in der Gegenwart diese Frage rasch entscheiden; dann gehörte vor allen Dingen ein Mangel an positiven Kenntnissen, an Ehrgefühl und Muth, und dagegen ein Ueberfluß kammerdienerlicher Gefügigkeit dazu, um irgend einen Junker oder einen im Dienste hinaufgerückten Amtsschreiber zur Führung des Ministerportefeuille's zu befähigen. Gott, der Gerechte! welche „Staatsmänner" sehen wir heut zu Tage in Deutschland vor uns!

Wir verspüren indessen in diesem Augenblicke nicht die geringste Lust, uns jene Herren näher zu betrachten, aus deren Händen das Vaterland jetzt angeblich sein Geschick empfangen soll. Ueber den gonfalone di giustizia von Florenz, Pietro Soderini, schrieb 1502 Macchiavelli den vernichtenden Vers:

„La notte, che mori Pier Soderini
L'alma n'andò dell' inferno alla bocca,
E Pluto la gridò: anima sciocca,
Che inferno? Va nel limbo de' bambini."

Auch wir wollen hoffen, daß selbst die Hölle dereinst die abgeschiedenen jämmerlichen Seelen der heutigen Staatsmännchen, statt sie im Hauptsaale unter die respectablen Sünder in gewohnter Hochachtung ehrenvoll aufzunehmen, des Anstandes wegen nel limbo de' bambini — mit Verachtung in den „Nebenstall der Jüngelchen" verweisen wird. Wie mag der kommende Geschichtsschreiber, der diese Subjecte doch in seinen Werken aufführen muß, dabei in sich sogar mit dem Gefühle körperlichen Ekels zu kämpfen haben!

Um so freudiger aber richtet sich dafür der Blick auf eine einzelne politische Persönlichkeit im Vaterlande, welche, obgleich sie erst vor kurzer Zeit die Bühne des staatlichen Lebens schöpferisch handelnd betreten hat, doch bereits mit genannt wird, wenn Deutschland seine besten Namen nennt, und an die, wie auch an den nächsten Kreis der Charactere um sie her, sich alle patriotischen Hoffnungen knüpfen, so uns in der Oede der Gegenwart noch übrig geblieben sind — wir meinen den Freiherrn Franz von Roggenbach. Wolle der badische Minister des Auswärtigen dem ehemaligen Universitätsgefährten und Genossen in dem gastlichen Hause des lieben alten Schlosser zu Heidelberg es freundlich gestatten, daß er wagt, mit freier Feder offen all' den in der Presse laut gewordenen hämischen Angriffen auf einen Mann zu begegnen, mit welchem in fröhlicher Jugend Stunden und Tage am lieblichen Neckar verlebt zu haben, zu seinen glücklichsten Erinnerungen gehört; ich möchte das Bild, wie ich es in der Seele trage, zum Troste und zur Ermuthigung auch Andern zeigen; wir Alle bedürfen in der schwankenden Zeit des geistigen Rückhaltes an eine starke, edle Natur.

Als vor einem Jahre die Journale die Nachricht brachten, daß Baron Roggenbach als Präsident in das badische Ministerium des Auswärtigen getreten sei, fragte die angestellte Publicistendiplomatie der Clerikalen und Großdeutschen, für welche die Zurückweisung des Roßhirt'schen Kirchenvertrags von Seiten der Karlsruher Kammer schon ein schwerer Schlag gewesen war, in ihren Blättern nicht ohne Hohn: „wer ist das"? und antwortete sich dann selber darauf: „ein homo novus"! Einige biographische Notizen über die unbekannte Erscheinung in der politischen Arena liefen auch wohl mit unter; namentlich bildete sich in Frankfurt geradezu ein von höherer Hand beeinflußtes Complott, um durch allerlei erdichtete Erzählungen in den Zeitungen einen neuen Minister persönlich zu verdächtigen, von dessen Individualität man doch eigentlich Nichts Anderes wußte, als daß er eben nicht „zu der Sorte der Andern" gehörte. Nur die Kölner Zeitung sprach von ihm sogleich als von einem „Edelmann im wahrsten Sinne des Worts", wenn sie auch zugestand, daß er seit länger

jeder officiellen Betheiligung an Staatsgeschäften fern gewesen sei und Nichts weniger als eine Amtscarriere durchgemacht habe.

Am Schlusse der vierziger Jahre, noch ehe der Märzsturm losgebrochen war, studierte in Heidelberg ein junger Badenser, Franz von Roggenbach. Der im Großherzogthum Baden von Altersher ansässigen, im Breisgau begüterten freiherrlichen Familie von Roggenbach angehörend, deren Mitglieder in den letzten Generationen namentlich mit höheren militairischen Posten im Staate bekleidet gewesen waren, hatte er im stillen elterlichen Hause zu Mannheim eine vortreffliche Erziehung genossen, und gab sich nun im Kreise von Schlosser, Gervinus und Häusser dem Studium der Staatswissenschaften hin. Schon von der Schule her waren aber seine Mannheimer Commilitonen gewohnt, ihn mit einer gewissen Auszeichnung zu behandeln, nicht etwa seiner adeligen Geburt halber, — darum pflegt man sich auf deutschen Hochschulen nicht viel zu bekümmern — sondern weil seine feine Persönlichkeit ihnen unwillkührlich eine Achtung abnöthigte, welche ihm gegenüber gar keine jugendliche Rohheit aufkommen ließ. So wenig nun sonst gewöhnlich ein Gymnasiast, ganz nach dem Herzen der Herren Lehrer, auf Universitäten, geschweige später im practischen Leben zu bedeuten pflegt, so unbedingt räumten doch auch wir Andern im täglichen Studentenverkehr Roggenbach, ohne daß er es seinerseits irgend wie suchte, gern eine Stellung ein, die eine gewisse Autorität auf uns ausübte. Er war uns an Kenntnissen und Scharfsinn durchweg überlegen, während wieder die milde Harmonie seines Wesens bei der Festigkeit seines Characters diese Ueberlegenheit durchaus nicht drückend machte. Ein eigentliches Studentenleben führte er freilich nicht; ein Räuschchen, so doch auch wohl in jungen Jahren außerhalb einer Damengesellschaft erlaubt ist, haben wir an ihm nie gesehen; allein er entzog sich auch der jugendlichen süddeutschen Heiterkeit, dem glücklichen Pfälzer Humor keineswegs, obschon sein Sinn stets mehr dem Ernste zuneigte.

Bereits damals nahm er sehr lebhaften Antheil an den politischen Vorkommnissen des Tages; es war die Zeit des Februarpatents, die deutschen Hoffnungen gingen aufwärts, eine schöne Epoche für das Vaterland schien anbrechen zu wollen. Während indessen wir Andern in ungeregeltem Patriotismus schwärmten, verarbeitete Roggenbach in sich die auftauchenden Fragen schon mit viel mehr Umsicht und Reife; er beurkundete dabei ein staatsmännisches Wesen, das uns Andern imponirte. Metternich soll einmal gesagt haben: „Ich halte Nichts von einem Menschen, der nicht mit dem achtzehnten Jahre für die Republik begeistert ist, und Nichts von einem Manne, der sie als Dreißiger noch in Europa für möglich hält.“ Ich glaube übrigens nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß Roggenbach in seinem frühzeitigen klugen historischen Verständnisse der Thatsachen eine solche Durchgangsperiode nicht zu überwinden nöthig hatte; selbst in dieser Hinsicht ist er niemals eine Natur nach dem Wunsche des östreichischen Staatskanzlers gewesen. Von vornherein zeigte er sich auch nach der politischen Seite bei allem Liberalismus einer humanen Gesinnung als harmonisch angelegt, und wir ehrten jene im besten Sinne des Wortes ächt vornehme Sicherheit in ihm, wie wenig wir sie immerhin in der Erregung des Tages zu theilen vermochten. Im Hause des alten Schlosser, dessen edle Greisengestalt wie ein schützender Genius mit fester Zucht des Geistes und des Herzens so herrlich über dem Jünglingskreise stand, war Roggenbach von Anfang an der auserkorene Liebling. Der lebendige, unerbittliche Historiker mit dem aus der Tiefe herausleuchtenden Blicke, er, „der in der Wolle gefärbte Democrat von Gesinnung, der Aristocrat von Person“, wie Gervinus von ihm sagt, wurde in seinen Unterhaltungen mit dem talentvollen Schüler gern zum Weltmann, zum Staatsmann, welcher auch nach der diplomatischen Seite hin die Augen eines reifenden Mannes schärfen zu wollen schien, dessen Klarheit und Reinheit im Denken und Fühlen so sehr seinem eigenen Wesen entsprach. Glückliche Stunden im kleinen Berggarten unter dem Riesenstein, wo in der schönen Häuslichkeit des jugendfrischen Gelehrten Alles sich vereinte, um uns das wahre Ziel des Lebens zum erhobenen Bewußtsein zu bringen — auch der Minister wird sie noch heute warm im Gedächtniß tragen!

Als die Bewegung der Märztage durch Deutschland hinging, hatte, wenn wir uns recht erinnern, Herr von Roggenbach das badische Staatsexamen schon hinter sich und stand grade im Begriff in die diplomatische Carriere seines Heimathslandes einzutreten. Da indessen damals der Schwerpunkt des politischen Lebens von Deutschland sich nach Frankfurt zu verlegen schien, und man im Allgemeinen für die künftige selbständige Existenz der Einzelländer so wenig Aussicht hatte, daß Max von Gagern dem Herzog von Nassau schrieb, er würde nach Verlust der Souveränetät doch jedenfalls als deutscher General sein gutes Auskommen finden, so mußte eine für die Erfassung größerer politischen Verhältnisse angelegte staatsmännische Natur, wie die des jungen Diplomaten, sich wohl nach der Mitte des nationalen Lebens hingezogen fühlen. Bei seinen mannichfachen persönlichen Beziehungen zu den hervorragenden Capacitäten des Parlaments, zu Mohl, Dahlmann, Gervinus und Andern öffnete sich ihm auch bald eine Stellung, in welcher er, den Verhältnissen unmittelbar nahe, unter gleichzeitiger Verwerthung seiner bereits tüchtigen Kraft für's Vaterland, seine politische Laufbahn begann — er trat als Secretär in's Reichsministerium des Auswärtigen ein. Als Schreiber dieser Zeilen im October mit der „Deutschen Zeitung“ von Heidelberg nach Frankfurt übersiedelte, fand er den hochverehrten ehemaligen Commilitonen inmitten des regsten politischen Treibens, die Hand am Pulsschlage der Zeit, wieder. Der tägliche Verkehr mit all den bedeutenden Köpfen ringsum hatte den angehenden Staatsmann trotz der kurzen Frist schon sehr bestimmt ausgeprägt; er wurde nicht bloß durch seine Studien und seine ihm, so zu sagen, angeborne Anschauungsweise, sondern auch durch den Beginn seiner Carriere von vornherein in die national-deutsche Richtung hineingewiesen.

In jenem merkwürdigen Winter am Maine, während dessen selbst „ein ganz gewöhnlicher Literat“, wie man hörte, gelegentlich sogar eine feine Perique-Prise aus einer reichsministeriellen Dose, völlig en frère, schnupfen durfte, fand vollends Herr von Roggenbach Gelegenheit genug, mit den diplomatischen Cirkeln Deutschlands bekannt zu werden. Dem noch nicht ganz verflogenen Studentenhumor blieb dabei freilich sein gutes Recht. Soll ich es hier in wenigen Strichen zeichnen, wie Abends der junge Redacteur den jungen Diplomaten im Taxischen Palais auf dem Büreau des Reichsministeriums aufsuchte, und dann Beide mit einander nebenan, ungestört, im leeren Bundestagssitzungssaale den Leitartikel für die folgende Nummer der Zeitung entwarfen? Auf den grünsaffianen abgesessenen Armstühlen, die schon damals der Umpolsterung dringend bedurften, mitten in der Höhle des Drachen, ist lange vor der Positionscigarre des Grafen Rechberg und der auf Befehl von Berlin hin gerauchten Oppositionscigarre des Herrn von Bismark-Schönhausen mehr als eine ächte Upmann von undiplomatischen Lippen verdampft worden. Der Raum an sich war gar nicht unbehaglich; nur die Beleuchtung ließ, da die Reichsfinanzen damals noch nicht recht geordnet schienen, bei jenen unseren abendlichen Zusammenkünften im Heiligthume der großen Eschenheimer

Gasse Einiges zu wünschen übrig. Sie bestand nämlich einzig in einem Wachslichtstümpfchen, das auf einem sogenannten Profitchen sparsam zu Ende brannte —

„De littje Jann Tölken
seet up synen Stöhlken,
je länger he satt,
je korter he wall“ . . . .

und dem Parlamente in der Paulskirche, „Heinrich von dem kühnen Griff“ auf dem Präsidentenstuhle, ging es ebenso.

Nach der Auflösung der Nationalversammlung trug sich Herr von Roggenbach noch eine Zeit lang mit der Hoffnung, daß der gute Willen der Cabinette wenigstens einigermaßen eine Bundesreform zu Stande bringen würde; während der Tagfahrt in Erfurt nahm er deßhalb eine Stelle als Legationssecretär bei der badischen Gesandtschaft in Berlin an. Allein der Tag von Ollmütz belehrte ihn bald, wie in den nächsten Jahren für das Gesammtvaterland kein politischer Fortschritt zu erwarten war. Hätte er nun etwa im diplomatischen Subalternendienste verbleiben sollen? Seine politischen Principien harmonirten nicht mit dem damals in Baden sich festsetzenden Systeme; er wäre also gezwungen gewesen, unter einem Ministerium zu arbeiten, das er doch nicht unterstützen konnte und wollte, und außerdem mochte bei dem Mangel an wirklich wichtigen diplomatischen Geschäften ihm eine Stellung jetzt nicht mehr zusagen, die an ihre Besitzer offenkundiger Weise eigentlich nur kammerjunkerliche und gar keine staatsmännischen Ansprüche richtet . . . . . man kennt ja das Wesen der kleinstaatlichen Legationssecretärchen an den deutschen Höfen!

So quittirte denn R. nach kurzer Zeit den Staatsdienst, er war nun, was man im gemeinen Leben so nennt, Nichts; und über einen solchen Mann pflegen Leute, die schon in der Welt was geworden sind, welche vielleicht bereits als Referendare oder Assessoren sich hienieden nützlich machen, gewöhnlich mitleidsvoll die Achsel zu zucken. Daß ein geistesbegabter, charakterfester Mensch in sicherem Selbstvertrauen seinen eigenen Weg wandelt und ruhig in klarer Erwägung der Verhältnisse wartet, bis die rechte Zeit zum Handeln für ihn kommt, wird „von den Andern“, um mit Schlosser zu reden, niemals erlaubt, obgleich sie freilich dabei thatsächlich meistens nichts zu erlauben haben. Wer in Deutschland nicht früh im Bureau unterkriecht, oder sich der im Amte befindlichen Staatsweisheit beugt, wie hohl sie immer sei, ist in den Augen erbgesessener Mittelmäßigkeit für ewig verloren; deßwegen haben wir denn auch so wenig Staatsmänner von schöpferischem Geiste und durchgreifender Thatkraft in unserm armen Vaterlande!

Frei nach allen Seiten hin, benutzte jetzt der junge Edelmann seine unabhängige Lebenslage, um sich in der großen Welt umzusehen. Wie ihrer Zeit Stein und der ältere Vincke wandte auch er seinen Schritt nach England, der Hochschule der modernen Staatskunst. Persönliche Beziehungen zu dem Baron Stockmar, dem geprüften Rathgeber der Coburgischen Familie in Brüssel und London, müssen seinen politischen und diplomatischen Studien mannichfachen Vorschub geleistet haben. Hie und da trafen wir ihn auch vorübergehend wieder am Neckar.

Im Anfange der fünfziger Jahre, nachdem sich in Heidelberg der alte Kreis aus den Stürmen der Märzbewegung so ziemlich wieder zusammengefunden hatte, sagte an einem Maiweinabend im Schlosser'schen Berggarten der alte Historiker mit nachdrücklichem Ernste zu seinem Liebling: „Nun, sehen Sie doch zu, Herr von Roggenbach, daß Sie in Karlsruhe bald in die Geschäfte kommen, Männer wie Sie kann unser Land nicht entbehren.“ Schon damals erkor der greise Geschichtsforscher den einstigen Schüler für eine weitausgreifende politische Thätigkeit. Allein in der badischen Heimath waren die Verhältnisse noch nicht dazu angethan, einer freien staatsmännischen Natur eine Wirksamkeit zu eröffnen. Die Wanderfahrt sollte noch nicht zu Ende gehen; noch einmal kehrte der strebende Politiker dem Geburtslande den Rücken; von dem gastlichen Schloße des Fürsten von Neuwied aus machte er sich von Neuem mit den entscheiden Kreisen Westeuropas in persönlichem Verkehr vertraut.

Ich schreibe hier keine Biographie, ich zeichne nur Erinnerungen auf, wie sie mir aus wiederholten Begegnungen bei Aufrechterhaltung frischer Jugendbekanntschaft geworden sind. Im Sommer 1857, wenn ich mich recht entsinne, trat eines schönen Tages ganz unerwartet Herr von Roggenbach in das stille Mannheimer Studierzimmer des einstigen Universitätsgenossen; eine Stunde des anregenden Gespräches über die Lage des Vaterlandes, über die internationalen Verhältnisse, über den augenblicklich erreichten Punkt der deutschen Entwicklung beurkundete in ihm den in sich fertig gewordenen Mann. Jetzt lagen die Wanderjahre völlig hinter ihm; fortan brauchte er nur noch ruhig den rechten Zeitpunkt zu erwarten, der seine edle Kraft in die Schranken des Kampfes rief. Ich hätte ihm damals das oben erwähnte Wort Schlossers wiederholen mögen, wenn ich nicht dieser festen, sicheren Natur gegenüber selbst die Aeußerung eines derartigen Wunsches für Anmaßung gehalten hätte. Solche Persönlichkeiten tragen in richtiger Selbsterkenntniß das Bewußtsein ihres Werthes und ihrer Bestimmung in sich.

Und die Zeit ließ wirklich nicht lange auf sich warten, in welcher die besten Söhne Badens mit aller Kraft des Geistes und Herzens eintreten mußten, um die Zukunft des Landes gegen die maaßlosen Ansprüche der katholischen Hierarchie, und gegen die habsüchtigen Intriguen Habsburgs in Sicherheit zu bringen. Der Aufstand vom Jahre 1849 hatte nach wiederhergestellter Ruhe im Großherzogthum eine politische Reaction zur Folge gehabt, die selbst die wissenschaftliche Freiheit Heidelbergs stark bedrückte. Wenn die berühmte Musenstadt am Neckar damals so weit hinabsank, daß ihre theologische Facultät, Ehrn Schenkel, Ehrn Hundeshagen und die Andern, mit Ausnahme Dittenbergers, sich auf diplomatischen Betrieb von Außen zum Ketzergericht über einen norddeutschen Geistlichen erniedrigte, der einzig und allein vor Geschworenen abzuurtheilen gewesen wäre — Schlosser schalt fürchterlich — daß ferner der Herr Schenkel den Philosophen Kuno Fischer mit Gewalt vom Katheder entfernte, und der heutige Professor Kußmaul im medicinischen Examen unter dem Rectorat des geheimen Hofrath Bähr den zweiten Grad erhielt, bloß weil er die Abstammung des Menschengeschlechts von dem einen Paare, Adam und Eva, wissenschaftlich bestritt, wie konnte es alsdann auf den übrigen Gebieten des öffentlichen Lebens in Baden etwa tröstlich aussehen? So wurde denn die völlige augenblickliche Lähmung des sonst so frischen politischen Sinnes in jenem lieblichen Lande von der Partei der Priesterherrschaft und des katholisirenden Feudalismus eifrigst benutzt, um den schönsten Bereich Deutschlands ein für allemal einzuheimsen. Von Mainz, wo der Bischof Freiherr von Kettler das hierarchische Werk des alten Bonifacius zu vollenden strebt, liefen die Fäden nach Freiburg zum Erzbischof Vicari hinüber, und der hohe Breisgauer Adel bot im Einverständniß mit Wien Alles auf, für sich die guten östreichischen Tage zurückzuführen; wobei vielleicht auch in Baiern ehemalige Gelüste nach der Mannheimer „Wiege“ aufwachten. Schon war das Ansehn der Regierung dem priesterlichen Hauptquartier von Freiburg gegenüber bald so weit gedemüthigt, daß viele Mitglieder der niederen Geistlichkeit von der Kirche zu Bußübungen nach St. Blasien geschickt wurden, weil sie wider Willen des Erzbischofs auf Befehl des Ministeriums dem ver-

storbenen protestantischen Großherzog Leopold die üblichen katholischen Obsequien in ihren Pfarreien celibrirt hatten. Und in der Mitte der fünfziger Jahre glückte es der Partei gar, die unselbstständigen Staatsmänner in Karlsruhe zur Absendung einer Gesandschaft nach Rom zu bestimmen, die dort mit den Cardinälen über einen Kirchenvertrag verhandeln sollte.

Das hieß doch von vornherein der römischen Priesterpfiffigkeit sich mit gebundenen Händen überliefern! Welche Mittel besaßen etwa die beiden Badischen Commissäre, Freiherr von Berkheim und Obergerichtsrath Roßhirt, um fern von der Heimath, am Sitze der Curie selbst, der festgeschlossenen Phalanx des Vatican auch nur eine einzige Concession abzudringen; zumal da Antonelli wohl wußte, daß im Rücken der Unterhändler in der badischen Residenz selber eine einflußreiche Clique stand, der Alles daran lag, Rom so mächtig als möglich in Baden werden zu lassen. Die Partei der gesunden politischen Vernunft durfte daher als Resultat dieser Negotiationen einen Tractat erwarten, welcher den Staat, ganz im Sinne des Cluniacenser Mönches, einer Kirche unterwarf, die noch kürzlich, trotz Lessing, Goethe, Kant, Fichte, Schleiermacher, Hegel, Baur und Strauß, das Dogma der „unbefleckten Empfängniß" auch nach Deutschland importirt hatte.

Anfänglich nahm die badische Bevölkerung den abgeschlossenen Vertrag, welcher allerdings noch der Genehmigung der Stände bedurfte, schweigend auf; man traute sich in der Menge nicht die Kraft zu, ihn auf gesetzmäßigem Wege abzuweisen. Allein es fehlte ihr gottlob nicht an Wächtern, die auf der Warte der Zeit ins Horn stießen und die Schaaren sammelten. In Heidelberg war es vornehmlich Häusser, dessen gewichtige Stimme die freisinnigen Landsleute auf die drohende Gefahr aufmerksam machte, in Karlsruhe, unmittelbar an dem Platze der Entscheidung, einer katholisirenden Hofumgebung, einem charakterlosen Ministerium gegenüber der kurz vorher in die Heimath zurückgekehrte Freiherr Franz von Roggenbach. Lassen wir es hier unberührt, welche inneren Empfindungen der muthige Mann vielleicht überwinden mußte, der im Interesse des gesunden Staatsleben seinen Breisgauer Standesgenossen, worunter wohl manche ihm nahestehende Bekannte, zu einem unversöhnlichen Kampfe entgegen trat; er hatte in der Schule der deutschen Wissenschaft, in der Schule des großen Weltlebens sich die geistige Unabhängigkeit errungen, welche den widerstrebenden Gefühlen des Einzelnen kein Recht einräumt, wo es sich um den Sieg der Wahrheit, um das Glück und die sittliche Freiheit von Millionen Menschen handelt — so konnte er dem Vaterlande Dienste leisten, die der eigenen Seele gewiß die schwersten Opfer kosteten.

Ohne officielle Stellung in Karlsruhe blieb jedoch damals dem heutigen Präsidenten des auswärtigen Ministeriums von Baden kein anderer Weg offen, seinen Ansichten in weiteren Kreisen Gehör zu verschaffen, als indem er in einem kleinen Lokalblatte — der Reiter adelte das Roß — den Kirchenvertrag in einer Reihe von Aufsätzen einer einschneidenden Kritik unterzog, und im gleichen Sinne persönlich am Hofe zu wirken suchte. Wie haben sie gespottet, die windigen Höflinge, jene übermüthigen, vornehmen, weisen Weibsbilder der Residenz über den „Zeitungsbaron", der, statt sich unter den Töchtern des Landes umzusehen und dabei pflichtschuldigst auch eine Schwiegermutter glücklich zu machen, vor die Bresche trat, wo Geist und Mannesehre ihn hinstellte — der „Zeitungsbaron!" Noch immer gilt es ja in gewissen Kreisen bei „satter Tugend und zahlungsfähiger Moral" für anständiger, selbst Härings- und Thrangeschäfte zu treiben, denn als unabhängiger Mann in geistiger Arbeit mit der Feder geistig zu nützen; obschon doch neuerdings selbst in Deutschland man in officiellen Schichten sich nach und nach daran gewöhnen muß, daß gelegentlich ein Journalist einen Staatsmann lehren kann, was freilich in Betreff manches deutschen Staatsmannes eben nicht viel sagen will. Aber unbekümmert um alles Geschwätz um ihn her, ging Herr von Roggenbach seine Bahn weiter; er vermochte in seiner erworbenen Bekanntschaft mit den Geheimnissen der europäischen Diplomatie am besten die Fäden bloßzulegen, die bei der spielenden hierarchisch-östreichischen Intrigue selbst gegen das großherzogliche Haus ausliefen; er wußte, daß wenn erst einmal in Baden der moderne Ghibellinismus siegte, eine gesunde nationalstaatliche Gestaltung Deutschlands für lange unmöglich blieb. So wurde denn, noch ehe die Kammern zusammentraten, in freiem Entschluß des Fürsten, der mit ächt englischer Verfassungstreue dabei verfuhr, das Ministerium Stengel entlassen, das Ministerium Stabel-Lamey trat an seinen Platz.

Eine Menge edler Kräfte im Lande hatten zu dieser Rettung ihres Heimathsstaates mitgeholfen; das neu auflebende Baden zeigte vor der froh zuschauenden Nation einen Gehalt politischer Bildung, die hebend und stärkend ihre Schwingungen in das Gesammtvaterland hineinzog. Unter den Namen indessen, welche am dankbarsten dabei überall genannt wurden, stand neben Stabel, Lamey, Hildebrand, Häusser, Franz von Roggenbach in vorderster Reihe.

Bereits im Sommer 1860, unmittelbar nach dem erfolgten Umschwunge der badischen Politik sagte uns August von Rochau bei einem Besuche in Frankfurt: „Es hängt nur von Herrn von Roggenbach selbst ab, ob er jetzt an die Spitze des auswärtigen Ministeriums in Karlsruhe treten will." Was Schlosser einst gewünscht hatte, war nun zu einem Rufe des ganzen, von einer glücklichen, ethischen Stimmung durchwehten Landes geworden. Noch zögerte indessen der Berufene; vielleicht wollte er, der so lange außerhalb des Staatsdienstes gelebt hatte, sich zuvor unter dem Minister Stabel in die Geschäfte hineinarbeiten; erst im März 1861 wurden in Baden die von dem genannten berühmten Juristen vereinigten Ministerien der Justiz und des Auswärtigen getrennt, welches Letztere dann R. zur Freude Aller, die ihn kannten, übernahm.

Ein Jahr ist seitdem verflossen, das Gebell der bezahlten Preßmeute, die von Wien und Frankfurt aus alsbald gegen den neuen Minister losgelassen wurde, da man an verschiedenen Stellen in genauer Kenntniß des selbsteigenen Werthes zunächst den Ehrenmann von sittlichen, politischen Principien, eine so seltene diplomatische Erscheinung, in ihm fürchtete, hat sich jetzt allmählig gelegt; die Achtung, mit welcher der Kern der badischen Bevölkerung den bis dahin unbekannten Staatsmann bei seinem Eintritt ins Ministerium empfing, wird gegenwärtig von allen Deutschen getheilt, welche in sich den Glauben an Wahrheit, Freiheit und Recht, und das Vertrauen auf die endliche Erfüllung der vaterländischen Hoffnungen im Laufe der Geschichte aufrecht erhalten; als einer der hervorragendsten Träger des nationaldeutschen Gedankens steht nun neben dem hochherzigen Fürsten Freiherr von Roggenbach vor der Nation da; Feinde genug vor sich, allein von einem nasenrümpfenden Gespötte über ihn zeigt sich denn doch fürwahr Nichts mehr — „Ew. Majestät, m'r haben uns geforchten", antworteten die zwei Juden in Potsdam, als König Friedrich Wilhelm I. mit dem Bambusrohr sie landesväterlich fragte, warum sie vor ihm weggelaufen seien. „„Was, fürchten? lieben sollt ihr mich, ihr Hunde!""

Und in der That, es ist für gewisse Kreise alle Ursache zu einer starken Furcht vorhanden, sobald einmal der moderne Staatsgedanken von einem geistvollen Kopfe getragen, auch nur in ein einziges deutsches Ministerium einzieht. Ueber drei Jahrhunderte lang ist wie in ganz Europa, so auch in Deutschland an den Höfen die politische Kunst allein nach den Heften des

florentinischen Secretärs gelehrt und getrieben worden. Man sah im Staate bloß die oberen, herrschenden Klassen; ihren Interessen gemäß wurden alle öffentlichen Angelegenheiten behandelt, die staatlichen Dogmen und Symbole zurecht gemacht. Die breite Masse des Volkes ward nicht weiter berücksichtigt; daß die Staatsordnung schließlich nur ein Mittel bleibt, die sittliche und kulturliche Durchbildung einer Nation zu ermöglichen, davon haben die Diplomaten des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nicht die leiseste Ahnung. Die Völker selber, England etwa ausgenommen, erscheinen in wirthschaftlicher Hinsicht noch zu wenig selbstständig, um sich durch eine reale politische Macht eine Stellung im Staate zu erringen, geschweige sich selbst als den eigentlichen Schwerpunct des Staates darzustellen. Seitdem jedoch nach dem Wiener Congresse in Deutschland ein öconomischer Aufschwung stattgefunden hat, welcher selbst bis in das letzte Dorf hinaus seine segensreichen Wirkungen äußert, seitdem die Bildung sich nicht mehr auf die vornehmen Schichten der Gesellschaft beschränkt, sondern zugänglich für Alle geworden ist, drängt sich der Politik die Nothwendigkeit auf, nicht wie bisher im gefühllosen Berechnen der gegebenen Factoren bloß der Klugheit Folge zu leisten, sondern in höherer, feinerer Erfassung der Staatsseele auch den ethischen Bedürfnissen der Nation Genüge zu thun. „Man hat," sagte Schlosser gelegentlich, „bis jetzt nach allen möglichen Systemen regiert, nur noch nicht nach den einfachen Eingebungen der Ehrlichkeit; man würde sich wundern, wie leicht es damit geht." Indessen die gewöhnliche Schule unserer heutigen Staatsmänner und Diplomaten steht durchschnittlich zu weit hinter der modernen politischen Bildung zurück, als daß sie den Sinn dieses Wortes begreifen, geschweige ihm gemäß handeln sollten. Sie laufen noch immer in der alten Bahn weiter; wer besitzt denn von ihnen ein tiefinnerstes Verständniß der Menschheits- und der Staatengeschichte und nimmt dasselbe zur Grundlage seiner politischen Combinationen? Sogar über die positive Unwissenheit eines bedeutenden Theils unserer officiellen Staatsmänner cursiren bei Wohlunterrichteten sehr komische Anecdoten. Schreiber dieser Zeilen selber begegnete einst einem berühmten Staatsrechtslehrer, als er gerade aus einem Diplomatenkreise die Treppe herunter kam. Außer sich vor Entsetzen, vermochte der gefeierte Gelehrte nur noch zu stöhnen: „Oh, diese Viecher, diese Viecher, diese Viecher"! Erst als ich ihn um's Himmelswillen bat, sich doch ja keinen Zwang aufzulegen und es ordentlich herauszuschimpfen, das thäte ihm und mir wohl, gelangte er allmählig wieder zu Athem; obgleich noch den ganzen Corridor entlang die wehmuthsvolle Klage weiter tönte: „Oh, diese Viecher, diese Viecher, diese Viecher"!

Ist nun überhaupt in dem politischen Leben Badens durch das Zusammenstehen einer Reihe der ehrenwerthesten Männer die Ehrlichkeit, die politische Humanität zum Siege durchgedrungen, tritt dort der Fürst vor seine Landesgeistlichkeit mit dem rückhaltslosen Worte freier Religiosität hin, weht ein Geist jetzt durch das Land, wie er einst in Karl Friedrich und seinem ächt menschlichen Wirken sich kund gab, klares Denken, wahres Empfinden; so wird derselbe von dem Minister von Roggenbach auch zum Ausgange der nationalstaatlichen Bestrebungen gemacht, deren schließliches Gelingen unsere nationale Existenz bedingt. Das ist in diesem Kopfe kein egoistischer Ehrgeiz, der etwa politische Befriedigung sucht, nicht jugendliche politische Phantasmagorie, wie die Kreuzzeitung meint; es ist der Muth der sittlichen Ueberzeugung, daß der Staatsmann in einer hochgebildeten Nation allein mit ehrenhaften Mitteln seine Ziele verfolgen darf, und daß kein Einzelrecht groß genug ist, um dem gesicherten staatlichen Glücke, einer neuen culturlichen und ethischen Arbeit der ganzen Nation die nothwendigen Opfer versagen zu können. Auf der Höhe der geistigen und sittlichen Bildung unserer Zeit, strebt er in selbstsuchtsloser, edler Vaterlandsliebe der wahren Aufgabe des Staatsmannes zu genügen, die Geschichte der Nation auf dem Wege der naturgemäßen Entwicklung weiter zu führen — mögen ihm die Besten des Volkes dabei zur Seite treten! Dann ist der Sieg der deutschen Hoffnungen zugleich ein Sieg über die alte Staatskunst, welche Jahrhunderte lang höhnend die Tugend aus der Politik gewiesen und zu Gunsten des nackten Egoismus die nach Ehrlichkeit und Wahrheit auch im Staatsleben ringende Menschennatur geknechtet hat.

---

* Ode an den Rhein *).

Nach dem Holländischen des Borger von Fr. Ruperti.

So ruhet endlich nun der Norden
Von Hagel, Schnee und Stürmen aus,
Und frei rollt zwischen grünen Borden
Der Rhein mit seiner Fluth Gebraus.
Das Landvolk, fröhlich den Genüssen
Des Lenzes wieder zugewandt,
Grüßt, heiter spielend an dem Strand,
Den Herrscher von Europas Flüssen,
Den Bergsohn, der die Ufer jetzt
Still küßt und jetzt zerreißt die Deiche,
Die Welt zertheilt in Königreiche
Und Fürstenthümern Grenzen setzt.

Auch ich genoß in frühern Tagen
An diesen Ufern Glück und Heil,
Und warm hat mir das Herz geschlagen
Bei dem mir zugewognen Theil.
Ein kleines Haus auf eignem Grunde,
Durch Lieb' und Treue schön und hehr,
War mir und meinem Weibe mehr
Als alle Pracht im Erdenrunde,
Wenn, von der Laube still umdacht
Oder vom Sternenglanz umflossen,
Wir uns in Gottes Preis ergossen,
Der uns so glücklich auch gemacht.

Und jetzo? Meiner Haare Menge
Zähl' ich, doch meine Thränen? Nein!
Eh' hemmt der Strom sein Fluthgedränge,
Eh' ich verwinde diese Pein,
Den Schlag, der mir zum zweiten Male
Die Kron' herunterriß vom Haupt.
Stets hab' ich, Gott, an dich geglaubt,
Und weil ich wall' im Erdenthale,
Will deiner Vaterhuld ich traun,
Die nimmer kränkt aus Lust am Kränken,
Doch schwer wird mir, den Schritt zu lenken
Durch dieses Doppeljammers Graun.

Zu Katwijk, wo der Rhein zum Schaume
Der Salzfluth seine Woge lenkt,
Hab' ich im engen Grabesraume
Mein Opfer an den Tod versenkt.
Laß meine Zähren sich vereinen
Mit deinem Wasser, stille Fluth!
Dem trüben Sänger fehlt der Muth
Sie selber auf die Gruft zu weinen
Der Gattin, ihm so rasch entführt.
Dich, Rhein, erkies' ich mir als Boten;
Trage zur Ruhstatt meiner Todten
Den Thränenzoll, der ihr gebührt!

*) Dies Gedicht ist eins der berühmtesten in der neueren holländischen Lyrik und fast jeder Gebildete in Nordniederland weiß es auswendig. In der uns vorliegenden 5. Auflage der nachgelassenen Poesieen Borgers vom Jahre 1838 sind demselben mehr oder weniger gelungene Uebertragungen in das Lateinische, Englische, Französische, Deutsche und Friesische beigegeben.

Grüß' auch das Kind, das schon im Grunde
Der Erde ruhig schlummernd lag,
Als ihr, die unserm Liebesbunde
Es trug, entfloh der Lebenstag.
Ich hab' es wieder ausgegraben,
Mein süßes Kind, und schmerzbewegt
Es an die Mutterbrust gelegt,
Die nimmer doch es konnte laben.
Ein Haus, — so gab der Geist mir ein, —
Ein Haus gebührt mit Recht den Beiden,
Was Gott vereint, will ich nicht scheiden, —
Und schloß sie in denselben Schrein.

Es nenne gern die Welt ein Eden,
Wer immer nur auf Rosen trat:
Ich segne meiner Schritte jeden,
Den näher ich dem Ziele that,
Ich rechne jeden Tag gewonnen,
Der meiner Last ein Theil mir raubt;
Es kreisten über meinem Haupt,
Gottlob, schon fünfunddreißig Sonnen.
Die Zeit rollt wie der Strom hier fort.
Schlaft sanft indeß, ihr lieben Beiden!
Bald enden alle Erdenleiden,
Und bei euch winkt der Ruheport.

* Flüchtige Eindrücke aus Norwegen.

Von Ad. Seubert.

Auf dem Sogne Fjord.

Der Sogne Fjord ist eine jener tiefen Einschnitte der Küste, welche zu den schönsten Eigenthümlichkeiten Norwegens gehören. Diese Einschnitte verzweigen sich innen nach allen Richtungen und werden fast durchweg von hohen, wildgeformten Felsbergen eingeschlossen, die oft senkrecht unmittelbar aus dem Wasser aufsteigen, nur hart am Uferrande mit spärlicher Bewachsung, da und dort von einem herabstürzenden Fos unterbrochen, die Füße in das blaue Meerwasser tauchend. Hier auf dem Dampfboot oder bei gutem Wetter auch im Ruderboot hinauszufahren ist eine wahre Lust. Bedenklich und sogar gefährlich wird es im Boote beim Sturm, denn so geschickte unerschrockene Seeleute die Normannen auch sind, so sind doch ihre Fahrzeuge manchmal gar zu liederlich gebaut, schmal, niederbordig und obendrein leck. Wir entschlossen uns nämlich, da das Dampfboot ausblieb, auf einem Nachen in den Fjord hinauszurudern. Für die Bequemlichkeit der Reisenden ist bei den Wilden besser gesorgt; es wird ihnen gewöhnlich der Platz hinten oder vorn im zugespitzten Theile des Nachens angewiesen, wo einige grüne Zweige ihr primitives Lager bilden. Die Herren Matrosen dagegen sitzen auf den Ruderbänken oder stemmen wenigstens ihre Füße dagegen. Mast und Segel liegen bei ungünstigem Winde unter den Bänken, ebendort ein Kästchen mit den nöthigen Lebensmitteln, verschiedene Packete, die gelegentlich mitgenommen werden. Wie diese lagen wir als Nebensache am Boden und schauten auf den Fjord hinaus. Zum Glück war das Wetter schön, die Sonne blitzte so golden über die blauen Wellen hin, als führen wir den Comersee hinab; eine großartige Bilderreihe entfaltete sich allmälig vor unsern Augen: überall die energische kühne Physiognomie des Urgesteins. Aber die sonst von dem ewigen Regen schwarz gewaschenen Felswände waren heute von einem lichten blauen Schleier umhüllt; die breite Wasserstraße stieg funkelnd auf und nieder; einzelne rothgefärbte Segel kamen uns, die wir mit widrigem Winde kämpften, entgegen; es waren Landleute, die nach dem Markte von Leirdalsören fuhren, auch Frauen führten darin mit starkem Arm das Ruder. Jetzt öffnete sich rechts der Lysterfjord mit seinen Bergkoulissen, über welchen ein heller leuchtender Streifen vom großen Joste-dal-Gletscher erschien. Dort droben sollte ein preußischer Offizier in tiefer Einsamkeit wohnen; leider führte uns der Weg zu sehr von ihm ab. Nach vorwärts erschien der Fjord der Krümmungen wegen verschlossen.

Bei der Hütte eines Holzhackers stießen wir das Boot gegen das Ufergerölle und landeten zum Frühstück; man konnte ja in dem verwünschten Boote weder sitzen noch stehen. Als ich mich erheben wollte, machte ich eine komische Entdeckung: der eine Kapitän in Leirdalsören hatte die Freundlichkeit gehabt, mir einen Regenmantel zu leihen; da Wasser im Boote stand, hatte ich mich behaglich darein gehüllt. Aber, o Jammer, nun klebte ich mit dem Mantel an dem fluchenden Professor und an mir selbst; der Freundschaftsmantel war frisch getheert und ließ bei jeder Berührung Spuren dieser höllischen Eigenschaft zurück. Hatte mir ihn der Kapitän aus stiller Bosheit gegeben, um den Theer etwas abzutragen? — Nachdem wir auf einem Haufen Bretter unsern Imbiß zu uns genommen, ging es weiter; der beständige Gegenwind verzögerte aber unsere Fahrt gewaltig. Erst als wir bei Fröningen die Ecke passirt hatten und nun links nach dem Fjord von Gudvangen einbogen, ward es möglich den Mast aufzurichten und das Segel zu stellen. Jetzt legten die Schiffer die Hände in den Schooß und begannen einen jener eintönigen Schiffergesänge, die in aller Welt dieselben sind. Die Scenerie wurde immer romantischer, der Fjord enger, die Uferberge rechts und links steiler und höher; Wasserfälle floßen an ihnen herab, unten aber wuchsen Birken und niedres Buschwerk; hie und da erschien ein braunes Holzhaus am Strande mit Erde und Gras bedeckt, ein Haferfeld, ein schmaler Wiesenstreifen daneben. Im Hintergrunde erhob sich die mächtige Felsenpyramide, welche die Fjords von Gudvangen rechts und von Unterdal links trennt. Wir folgten dem ersten, einer schmalen Wassergasse, von finstern, mit Wasserfällen belebten Bergwänden eingefaßt, die aber heute im Sonnenlicht strahlten. Weiter innen saßen zwei Maler unter ihren Schirmen am Ufer und verarbeiteten emsig die Landschaft; vielleicht daß wir uns und unser Schiffchen einst noch in einer Kunstausstellung als interessante Staffage wieder sehen.

Endlich knarrte unser Boot auf den Steinen des Ufers, und wir sprangen sehnsüchtig ans Land. Alle Achtung vor den Reizen einer Wasserfahrt, aber zehn Stunden lang fast unbeweglich auf einem Fleck in einem solchen elenden Boote zu liegen, das kann Einem das Schiffahren entleiden. Wir hatten ursprünglich in Gudvangen bleiben wollen, aber das Gesicht der Wirthin mißfiel uns, und es war so schönes Wetter, daß wir beschlossen, lieber noch bis Vossevangen zu fahren, obwohl es noch vier norw. Meilen entfernt war. Morgen konnte wieder schlechtes Wetter sein, dann entgingen uns die Schönheiten des Närödals, die man uns so sehr gerühmt hatte. Wir glaubten es sehr klug zu machen, wenn wir ein Pferd bis Vossevangen mietheten, weil die Zwischenstationen keine feste waren und somit Aussicht auf lange Wartestunden boten. So fuhren wir gegen 6 Uhr Abends ab durch das hochromantische Närödal, dessen Hauptschönheit in himmelhohen, steilansteigenden schwarzen und grauen Felsen bestand, die jetzt im glänzendsten Sonnenlichte standen. Es ist etwas Eigenes um die Landschaftsmalerei mit der Feder; man vermag dem Leser doch nur mit den einzelnen Stücken aufzuwarten und muß es ihm um so mehr überlassen, sich selbst daraus ein Bild zusammenzusetzen, als die Scene bei jedem Schritte wechselt. Höchstens hilft ein hinkender Vergleich. Aber dabei fehlen immer jene unbeschreiblichen Ingredienzien, welche das Gericht erst schmackhaft machen. Die Reize der Beleuchtung, die frische feuchtmilde, würzige

Luft, die man athmet, die Stille rings umher, nur durch das ferne Rauschen von Wasserfällen oder Gebirgsbächen unterbrochen, die aufregende Bewegung des Rosselenkers selbst, besonders wenn die Fahrt in wilder Hast an Abgründen vorüber, steile Hänge hinabgeht, die gespannte Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Es geht schnell und doch allzu langsam für uns verwöhnte Eisenbahnnaturen.

Bald hatten wir die schöne neue Steige am Stahlheimsklev erreicht: dieß war der Glanzpunkt des Thales und überhaupt einer der Glanzpunkte Norwegens. Die Kunststraße führt in zahllosen Krümmungen wie ein Babelsthurm hinan. Zwei grandiose Wasserfälle, der Stahlheimfos links und der Säblefos rechts, begleiteten den Weg, so daß man beim Rechtsfahren den einen Fall und nach vollendeter Krümmung links den andern in der ganzen Majestät seiner Wassergarbe und mit all seinem Donner, Strudel und Staub vor sich hatte. Beide kamen nicht nur von gewaltiger Höhe, 6 bis 800 Fuß, sondern auch in breitem ununterbrochenen Schwall und waren bis zum Fuße hinab zu übersehen. Lange standen und schauten wir den kühn herausspringenden Wasserbogen zu, dem schäumenden, weithin stäubenden und endlich tief unten in schwarzen Felsenspalten versinkenden Chaos, das, so oft es auch wiederkehrt, immer neu und belebend auf uns wirkt. Diese Wasserfälle sind das eigentliche Leben des Nordens, die gewaltige, Alles beherrschende Sprache seiner Natur, ihr Rauschen meldet uns von alten Heldensagen, vom König in Thule, von Frithjof und Ingeborg, von einer spurlos versunkenen Kultur und Geschichte. — Der Rückblick von der Höhe in das von Titanenhänden geschaffene Thal von Gudvangen ist einer der erschütterndsten in Norwegen; hier gipfelt sich die stumme Romantik der Natur und nöthigt den Beschreiber zum Schweigen.

In Stahlheim lief uns der Skydsjunge davon, indem er wie besessen „Station“ rief und uns zum Anhalten nöthigen wollte. Schon unterwegs hatte er uns durch wiederholtes Geheul zum langsamen Fahren zwingen wollen; wie wir denn auf der ganzen Tour von Christiania her häufig Gelegenheit gehabt hatten, uns über die Unfreundlichkeit der Skydsjungen zu beklagen. Wir fuhren ihnen immer zu schnell; später im Gulbrandsthale fiel dieß Keinem ein, ja in Ringerige trieben die Bursche uns zu rascher Fahrt. Auch machten wir die unliebsame Erfahrung, daß die gerühmte Ehrlichkeit der Norweger wenigstens auf dieser Strecke einen Stoß erhalten hatte, indem uns der Junge auf jeder Station mehr Geld abtrotzen wollte, als ihm der Taxe nach zukam, und wir häufig den neuen Skydskaffer herbeirufen mußten, um den Burschen zurechtzuweisen. Dieß ist mir später auf einer größeren Tour nie passirt, so daß ich geneigt bin, es dem hier stärkeren Fremdenverkehr zuzuschreiben. — Der Junge blieb richtig in Stahlheim; als wir aber bereits eine Stunde nach Vinje vorausgefahren waren, kam uns ein Mann zu Pferde nachgaloppirt, der uns in großer Aufregung vordemonstrirte, daß wir in Stahlheim hätten aussteigen und ein anderes Pferd nehmen sollen. Ich demonstrirte möglichst deutlich dagegen, daß wir das Pferd bis Vossevangen bezahlt hätten und es auch bis dort behalten würden. Er entgegnete, es sei sein Pferd, es halte die schwere Tour nicht aus, wir müßten das andere nehmen. Wir ließen ihn wüthen und fuhren nach Vinje, er immer tobend nebenher. In Vinje gab es nun großen Tumult, der Pferdebesitzer deklamirte über das ihm widerfahrene schreiende Unrecht; jetzt habe er für uns ein neues Pferd in Stahlheim gemiethet und müsse es bezahlen. Es sammelten sich Bauern und Jugend, doch mit der den Norwegern eigenthümlichen Ruhe. Ich citirte den Skydskaffer, der ein dummes Gesicht machte und nicht wußte, wie er den Fall entscheiden sollte. Indessen erklärte ich dem Manne, daß wir zu einem bedeutenden Storthingmann reisen und uns dort beklagen würden; dabei ließ ich aber dem Pferde Heu geben, viel Heu. Während es fraß, suchte ich dem noch immer Schmählenden begreiflich zu machen, daß, wenn seine Frau einen Fehler begangen, wir nicht dafür büßen wollten. Wir hatten bis Vossevangen vollständig und reichlich vorausbezahlt; dieß war der Kardinalpunkt. Je mehr das Pferd fraß, desto ruhiger wurde der Mann, er sah, daß wir uns nicht prellen ließen, aber doch für sein Eigenthum sorgten. Endlich ließ er das Pferd, auf dem er gekommen, in Vinje und bot sich an uns weiter zu fahren. Wir waren ganz damit einverstanden, um so mehr als bereits die Nacht einbrach. Unweit der nächsten Station machten wir an der Straße abermals Halt, das Pferd bekam wieder zu fressen, und als wir auch seinem Herrn ein Stück Fleisch und Brod anboten, Dinge die er wohl lange nicht gesehen hatte, wurde er unser guter Freund. Es war Mitternacht; gerade über von uns an der dunkeln Felswand rauschte der breite Tvinde-Fos herab; Berg und Thal lagen in der eigenthümlichen, lichten Dämmerung des Nordens. Dann ging es weiter, Nebel flogen um die Wälder und über den Bergstrom zu unserer Linken. Dann kam ein See, und geisterhaft über ihn wogten die blassen Luftschichten. Jetzt rollte ein Fuhrwerk uns entgegen. Es war die Post nach Christiania. Godt natt! rief uns der Condukteur herüber, und weiter rollte der nächtliche Vermittler der Civilisation. Es war nicht der einzige; auch die Stangen des Telegraphen ragten als gute Bekannte aus dem Nebel und gaben uns freundschaftlich das Geleite. Es war eine kühle, feuchte, schaurige Nacht; endlich um halb 3 Uhr Morgens hielten wir vor dem stattlichen Gasthause der Madame Schlaubach in Vossevangen und waren so glücklich, in dem überfüllten Hause ein Unterkommen zu erhalten.

Literatur und Kunst.

* Das Reisewerk von Möllhausen.

Balduin Möllhausen, Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas bis zum Hochplateau von Neumexiko, unternommen als Mitglied der im Auftrage der Regierung der vereinigten Staaten ausgesandten Colorado-Expedition 2c. Zwei Bände. Leipzig, Hermann Costenoble. 1861.

Nur sehr selten und ausnahmsweise hat A. v. Humboldt „die innere Scheu und Abneigung zu überwinden vermocht, welche er jederzeit empfand“, Schriften von fremder Hand vorredend einzuleiten. Während der ungewöhnlich langen Dauer seines vielbewegten Lebens waren es nur zweimal französische und zweimal deutsche Werke, denen das Glück zu Theil wurde, mit dem Namen des größten Gelehrten unserer Zeit an ihrer Spitze vor die Oeffentlichkeit treten und damit die Gunst des lesenden Publicums gleichsam im Sturm erobern zu können. Neben den glanzvollen Gestalten Leopolds von Buch, Sir Robert Schomburgk's, François Arago's, des Prinzen Waldemar von Preußen erscheint als letzte in der kleinen auserwählten Schaar die bescheidene Balduin Möllhausen's. „Unaufgefordert, aus Achtung für die rastlose ausdauernde Thätigkeit des Verfassers, für die Einfachheit seines kräftigen überaus ehrenwerthen Characters und für sein ausgezeichnetes durch den Anblick der freien Natur fast allein ausgebildetes Kunsttalent“, hatte schon früher der uralte Reisende auf amerikanischem Boden den jugendlichen Nachfolger bei seinem ersten Auftreten als Schriftsteller zu stützen gewußt. Ein paar herzliche in der bekannten unnachahmlichen, halb vertraulichen, halb docirenden Weise gehaltene Briefe, welchen wir in der Vorrede zu Möllhausen's zweitem Reiseberichte begegnen, scheinen deutlich zu beweisen, mit wie ungeschmälertem Interesse Humboldt den weiteren Entwicklungsstufen seines Schützlings gefolgt ist, in welchem Grade er demselben das einmal geschenkte Wohlwollen bewahrt hat.

Und dieses bedeutungsvolle Wohlwollen wird dennoch allen denen als berechtigt erscheinen, welche sich den ebenso mühelosen als lohnenden Genuß verschaffen wollen, Möllhausen auf seinen weiten abenteuerlichen Wanderungen in die unzugänglichsten Regionen des „fernen Westen“ zu begleiten, dem Reisenden wie dem Schriftsteller eine etwas mehr als flüchtige Beachtung zu schenken.

Wohl vorbereitet durch zwei frühere Reisen, deren erste keinen längeren Aufenthalt am Nebraskaflusse unter den Indianerstämmen einschließt, während die zweite, im Gefolge einer jener wichtigen Expeditionen unternommen, welche die Regierung der vereinigten Staaten zur Ermittelung eines geeigneten Schienenwegterrains an die Gestade der Südsee entsendet hat, Möllhausen vom Mississippi aus in gerader Richtung nach dem californischen Küstendorfe San Diego geführt hat, wurde derselbe abermals Seitens des Gouvernements durch das Anerbieten geehrt, den Lieutnant Ives auf einem im Herbste des Jahres 1857 anzutretenden wissenschaftlichen Explorations-Unternehmen zur Erforschung des namentlich in seinem oberen Laufe so wenig bekannten Coloradoflusses zu begleiten. Die Erlebnisse und, wenigstens zum Theil auch, Resultate dieser dreimonatlichen im hohen Grade denkwürdigen Reise sind es, von welchen das hier in Rede stehende neue Werk Möllhausen's Kunde bringt.

Man staunt, wie es gelingen konnte, ein eisernes Flußdampfboot stückweise von Philadelphia bis an die Mündung des „großen Colorado des Westens“ zu schaffen; man bewundert die ebenso kühn als beharrlich wiederholten Versuche, in jene geheimnißvollen Schluchten vorzudringen, die bald netzförmig, bald riesigen Querspalten gleich das hochgelegene Quellgebiet desselben durchfurchen, und man empfindet warme Theilnahme mit den gänzlich Erschöpften am Rio Grande und auf dem Rückwege durch die endlosen Grasfluren Missouri's.

Wenn aber schon die Ereignisse dieser Reise als solche, die natürliche Beschaffenheit des Bodens, auf welchem sich dieselbe bewegt, die Großartigkeit und Bedeutung seiner geographischen und naturgeschichtlichen Züge, das tragische Verhängniß, welches seiner dem Untergange zueilenden Urbevölkerung droht, unserer aufmerksamsten Betrachtung würdig erscheinen, so liegt gleichwohl der Schwerpunkt des fesselnden Reizes, welchen das Buch auf den Leser ausübt, in der Darstellungsweise des Verfassers.

Balduin Möllhausen hat die Colorado-Expedition als Topograph und Zeichner mitgemacht. Er kann keine Ansprüche auf physicalische Wissenschaftlichkeit begründen. Er ist nicht eigentlich Gelehrter. Aber ein frischer empfänglicher Sinn für die Natur und ihre endlosen Wunder, ein ungewöhnliches Talent, rasch aufzufassen und sich bis zu einem gewissen Grade anzueignen, was im täglichen Verkehr mit den Fachgelehrten der Expedition Belehrendes zu gewinnen war, ein ebenso ungewöhnliches, das solchergestalt Erworbene geschickt zu verwerthen, das alles macht die obengenannten Mängel kaum fühlbar. Möllhausen's Buch hat gerade soviel an wissenschaftlicher Zuthat, als nöthig war, um den Naturforscher von Fach, den Geologen, den Botaniker wie den Zoologen einigermaßen zu befriedigen, weit mehr als genug aber, um demselben seinen gebührenden Rang außer- und oberhalb der Touristenliteratur zu sichern.

Besondere Erwähnung verdient das ethnographische Element in Möllhausens Werke; denn hier liegt neben der bedeutenden Kunst, in Wort und Bild gleich treu zu schildern, lebensvoll und mit wirklichem Verständniß zu malen, die Stärke desselben. Bald ernst, bald humoristisch, allezeit aber mit keckem meisterlichen Pinsel führt uns der Reisende das wundersam bunte Gemisch der wilden, halbwilden und zahmen Gestalten vor, welche heutzutage die weite wilde Landschaft des inneren Nordamerica unter jenen Breiten beleben; den schwächlichen mehr und mehr verkommenden Ureinwohner, bald phantastisch geschmückt und bemalt nach Vätersitte, bald europäisch bekleidet, den kräftigen fleißigen deutschen Ansiedler, den gold- und händelsuchenden Desperado, die reizende Halbindianerin, den nomadisirenden Jäger. Aber das nivellirende Rad der Zeit ist auch an diesen entlegenen Wildnißen nicht spurlos vorübergegangen. So Vieles hat sich geändert im fernen Westen. Die markige, straffe, wettergebräunte Gestalt des ächten Trapper, wie wir sie durch Cooper kennen und wie noch Fremont sie antraf, die bewegliche des canadischen „Voyageur“, sie sind fast verschwunden vom Erdboden. Selbst der Ruf ihrer Thaten beginnt in der Steppe zu verhallen. Dafür erscheint alle überflügelnd der specifische Amerikaner, der Mann „who must get on, onner and onnest.“

Soviel des wohlverdienten Lobes. Soll schließlich auch dem Tadel sein herbes Recht werden, so möchte man wohl die gemüthliche Breite, mit welcher sich Möllhausen gelegentlich über die kleinen Erlebnisse des Tages, die häuslichen Interieurs der Reisegesellschaft ergeht, bisweilen etwas weniger gemüthlich und etwas weniger breit wünschen. Und dann noch eins. Wem durch öfteres Lesen von Humboldt's Schriften gewisse Eigenthümlichkeiten derselben in Stil und Behandlung geläufig sind, dem wird der allverehrte Meister in des dankbaren Schützlings Buche mitunter fast unverhüllt entgegentreten. Uns ist dies namentlich an einigen Stellen aufgefallen, wo sich die Darstellung zu generalisirender Betrachtung, zu höherem philosophischen Schwunge erhebt. Einen wirklich störenden Eindruck haben indessen diese vielleicht ganz unwillkürlichen, immerhin aber zu vermeidenden Anklänge nicht auf uns gemacht.

Die dem Werke beigefügten landschaftlichen Illustrationen sind als von kunstgeübter Hand an Ort und Stelle entworfen in hohem Grade interessant. Die chromolithographische Manier ist nicht unser Geschmack.

G. H.

---

* **Neue literarische Erscheinungen.** Altdeutsche Geschichten. 2 Bde. Von Karl Seifart. — Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius II. und sein Zeitalter. Von G. Voigt. — Karl von Zierotin und seine Zeit. 1564—1615. Von P. von Chlumecky. — Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings.

* Von der trefflichen Geschichte der deutschen Hansa von F. W. Barthold erscheint eine zweite Auflage. — Von der Schrift Häussers gegen den königlich hannoverschen Archivar und Historiographen Onno Klopp ist ein neuer Abdruck nöthig geworden.

* Geographische Mittheilungen. Herausgegeben von August Petermann. Gotha, J. Perthes. 1862. Heft 2. — Die beiden australischen Expeditionen von Stuart und Burke in den Jahren 1860 und 1861 geben den Hauptstoff für das Heft her und werden durch Karten begleitet. Den Continent Australien von der Südküste bis zur Nordküste zu durchschneiden, galt in den letzten zwei Jahren bekanntlich für eine Aufgabe, um deren Lösung besonders die Colonieen Süd-Australien und Victoria rangen. Letztere stellte den berühmten, seit 20 Jahren mit den Wüsten und Steppen des Innern vertrauten Stuart, dem es auch gelang, in der ersten Hälfte des Jahres 1860 mehr als drei Viertel des ganzen Continents zu durchschneiden. Auf seiner zweiten Reise, vom 1. Januar bis 31. August 1861, vermochte er es noch nicht, die wasserlosen Steppen des letzten Viertels ganz zu überwinden, — er mußte noch einmal nach dem Süden zurückkehren, um in diesem Augenblicke zum dritten Male zu versuchen, die Reise vollständig zum Ziele zu führen. Zur Lösung derselben Aufgabe aber schickte die Provinz Victoria eine Expedition ab, welche Melbourne am 20. August 1860 verließ und aus 30 bis 36 Personen, 25 Kameelen und 25 Pferden bestand. Es war dies die größte aller bisherigen Expeditionen und mag gegen 100,000 Thlr. gekostet haben: für die Kameele allein, die expreß für diesen Zweck von Indien geholt wurden, bewilligte die Regierung 28,000 Thlr., und unter den privaten Beiträgen belief sich einer auf nicht weniger als 7000 Thlr.; die ersten der erfahrenen und wissenschaftlichen Kräfte wurden als Führer und Mitglieder ausersehen. Trotz alledem hat diese Expedition nach einem Verlauf von nur drei Viertel Jahren ein trauriges Ende, einen theilweise schrecklichen Untergang gefunden. Sie hat zwar den Sieg erkämpft, aber mit den schwersten Opfern, denn während vier der Reisenden bis in die Nähe des Carpentaria-Golfes gelangten, starben sechs einen grausamen Hunger- und Erschöpfungs-Tod, darunter Burke, der Führer, und Dr. Ludwig Becker aus Darmstadt, der seit längerer Zeit in Australien angesiedelt war und sich in wissenschaftlicher Beziehung vielfach verdient gemacht hatte. Der Hergang der ganzen Expedition gleicht einem schrecklichen Drama. — Außerdem enthält das Heft Arbeiten über die Zigeuner in Aegypten von A. v. Kremer, über Deutung und Rechtschreibung türkischer Ortsnamen von Dr. O. Blau, Näheres über von Beurmann's Reise von Berber durch die Hochländer und Gebirge des südöstlichen Nubiens nach Suakin und einen Bericht über die Besteigung des Zad'-Amba durch v. Heuglin, Dr. Steudner und H. Schubert im September 1861.

* In Zürich hielt jüngst der Aesthetiker Vischer einen ausgezeichneten Vortrag, in welchem er die Eindrücke seiner griechischen Reise mit unnachahmlicher Frische, Tiefe der Gedanken und Reichthum der Bilder schilderte, welche diesen Vortrag mit den geschilderten Orten an Classicität wetteifern ließen.

* Das jüngst erwähnte Drama „Saul“ von dem Lyriker J. G. Fischer in Stuttgart ging dort in diesen Tagen in Scene. Es fand lebhafte Anerkennung, welche jedoch vorzugsweise den ersten, weniger den letzten Aufzügen zu Theil wurde. Man meint, das Drama sei zu lang und zu voll von Dialektik.

* Bremen, 13. März. In den hiesigen musikalischen Kreisen sieht man einem künstlerischen Besuche Karl Reinecke's entgegen. Er benutzt eine kurze Frist, welche ihm seine Stellung an der Spitze der Leipziger Gewandhaus-Concerte gewährt, um uns am 18. März mit seiner Ouverture „Aladdin“ und dem neuen Clavierconcerte, welches er jüngst in Leipzig selbst vortrug, bekannt zu machen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

№ 12. Bremen, 23. März. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Der Name Bremen und seine Bedeutung.

Von J. G. Kohl.

I.

Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Doch im Abgrund wohnt die Wahrheit.

„Die eiskalte Unachtsamkeit unserer Vorfahren, deren am Schwerte erkrümmten Finger in Büchern zu blättern oder die Feder zu führen ziemlich untüchtig gewesen, hat es“, wie der alte fleißige Bremische Sekretär Eggeling in einer Abhandlung über den Namen Bremen bemerkt, „verursacht, daß, wie der Ursprung so vieler anderer Orte und Ortsnamen, auch der unserer lieben Vaterstadt Bremen, der Zierde der Weser und der alten Krone der Chauken in dem Kerker der Unkenntlichkeit versperrt geblieben ist.“

Es ist ein Schicksal, welches Bremen mit so vielen anderen Namen von Städten theilt, deren Entstehungsgeschichte in Zeiten hinaufragt, wo man an Beobachtung und Aufzeichnung der Ereignisse noch nicht denken konnte. Bei weitem die meisten geographischen Orts-Benennungen stehen als räthselhafte Hieroglyphen da, die wir zu lesen und zu deuten, uns oft vergebens bemühen.

Da aber solche Benennungen nie aus der Luft gegriffen werden, vielmehr meistens entweder in einem an dem Orte stattfundenen Ereignisse oder in einer Naturbeschaffenheit der Lokalität ihre Veranlassung gefunden haben, so sind jene Hieroglyphen zugleich sehr ehrwürdig, der Beachtung und Untersuchung in hohem Grade werth. Könnten wir sie alle enträthseln, so würde uns die alte Geschichte und die Urbeschaffenheit unserer Länder vielfach klarer werden. Wilhelm von Humboldt hat bekanntlich durch seine eingehende Kritik der spanischen Städtenamen ein helles Licht über die Anfänge der Geschichte der Iberischen Halbinsel verbreitet.

Indeß wenn auch ein ähnlicher Erfolg von einem Versuche, den Namen Bremen zu deuten, nicht erwartet werden könnte, und selbst wenn man nicht hoffen dürfte, damit zu einem völligen Abschluß zu kommen, so wird doch die Frage nach dieser Ableitung, so lange der Name dauert, jedem Bremer und überhaupt Allen, welche ihn aussprechen, immer wieder auf die Lippen treten. Es ist für den denkenden Menschen unleidlich, sich der authentischen Bedeutung eines Worts nicht bewußt zu sein, welches er täglich gebraucht und von dem er überzeugt ist, daß es einmal eine Bedeutung gehabt haben müsse. Wo aber nichts Authentisches und Positives zu erlangen ist, da fühlt sich unser Forschergeist erst dann befriedigt, wenn man ihn wenigstens bis an die Grenzen des historischen Terrains führt, ihn in die Dunkelheit blicken läßt und ihm dann aus dem Möglichen und Denkbaren das Wahrscheinlichste herausstellt und darbietet.

Dieß etwa sind die Gründe, die mich veranlassen zu glauben, daß den Lesern dieses Blattes eine Zusammenstellung der vorgeschlagenen oder mehr oder weniger zuläßigen Erklärungsarten des Namens Bremen und ein Versuch, unter ihnen eine Wahl zu treffen, nicht unwillkommen sein könnte.

Bevor ich mich indeß an diesen Versuch wage, will ich darauf aufmerksam machen, daß der Name Bremen sehr tief und breit in die Geographie und die geographische Nomenklatur ganz Deutschlands verzweigt ist. Er erscheint in mannichfaltigen Abwandlungen und Zusammensetzungen und in sehr verschiedenen und weit von einander entfernten Gauen. Und die Untersuchung über ihn ist daher nicht bloß für unsere Weserstadt, sondern für das gesammte deutsche Vaterland von einigem Interesse.

Ich will zuerst diesen Punkt in ein etwas helleres Licht setzen, indem ich eine kurze Statistik des Namens Bremen und seiner Verwandtschaft gebe:

In der preußischen Rheinprovinz und in Westfalen giebt es vier „Bremen“, eins in der Nähe von Elberfeld, zwei bei Lennep, ein viertes bei Arnsberg. In Sachsen-Weimar findet sich ein Pfarrdorf „Bremen“ bei Eisenach und im Donaukreise des Königreichs Würtemberg kommt der Ortsname „Bremen“ dreimal vor *).

Viel zahlreicher sind die mit „Bremen“ oder „Bremer“ zusammengesetzten Namen. Sie erstrecken sich südlich sogar bis nach Baiern hinein und gehen ostwärts bis nach Schlesien und Pommern. — In Pommern liegt ein „Bremerheide“ unweit Stettin und ein „Klein“- und „Groß“-„Bremerhagen“ bei Stralsund, in Schlesien ein „Bremenhain“, bei Liegnitz in Bernburg ein „Bremermühle.“ In Tirol giebt es ein „Bremenried“ und ein „Bremenshub“ bei Bregrenz. In Baiern sind die mit Bremen zusammengesetzten Ortsnamen häufig: ein „Bremenhof“ und „Bremenstall“ (in Mittelfranken), ein „Bremenreuth“ (in der Oberpfalz), ein „Bremenried“ (im bairischen Schwaben), ein „Bremenhof“ (in der Pfalz), ein „Bremersberg“ (in Niederbaiern).

*) Siehe hierüber die sehr speciellen Orts-Lexika von Dr. Huhn und von H. Rudolph.

In der preußischen Rheinprovinz und in Westphalen ist die Anzahl ähnlicher Namen-Composita sehr groß. Es giebt dort verschiedene „Bremenfeld", „Bremenhäuschen", „Bremenkamp", „Brementhal", „Bremerhof", „Bremersheide", „Bremersberg", „Bremerwald", „Bremerfleck."

Die Hauptsylbe und Wurzel des Namens Bremen, das wenig veränderliche Consonanten- oder Knochenwerk des Worts steckt in den Buchstaben Br—m. Das „e" dazwischen und das „en" am Ende sind wandelbar. Um eine einigermaßen genügende Statistik des Namens und seiner Verwandtschaft zu schaffen, sollte man daher auch alle diejenigen Ortsnamen berücksichtigen, welche in ihrer Wurzelsylbe dieselben Consonanten „Br—m" in derselben Reihefolge enthalten, wenn auch die Endsylben und die Zwischen-Vokale verschieden sein mögen.

Ohne in dieser Hinsicht eine zu weitführende Vollständigkeit zu erstreben, will ich darauf aufmerksam machen, daß wir in unserer deutschen Geographie im Süden wie im Norden unseres Vaterlandes eine Menge Ortsnamen besitzen, welche die Hauptsylbe „Brem" mit anderen Endsylben haben, z. B. mehre „Bremkes" oder „Bremges", mehre „Bremings" oder „Bremerichs." Dazu Composita wie diese: „Bremthal", „Bremhof", „Bremholt", „Bremgarten", „Bremstall", „Bremschmiede", „Bremhain", „Bremrichhof" und gleichfalls einige „Bremsen" und Composita davon.

Die Veränderung des Zwischenlautes „e" in „a" ist sehr häufig, und es giebt eine große Reihe von Ortschaften mit „Bram" z. B. ein „Bramendorf" in Oesterreich, ein „Bramen" in Baiern, „Bramerau" und „Bramerloh" in Holstein und Hannover. Viele „Bramstedt", „Brambach", „Bramwald", „Bramhorst", „Bramkamp", „Bramberg", auch „Bramel", „Bramsche", „Brammer" &c. Auch die Verwandlung des „e" zu „o" kommt in vielen Namen vor. So in „Bromen" (Ort in Oesterreich bei Bregenz), „Brome" (im Lüneburgischen), „Brommenhof", „Bromberg", „Brombach" &c. Seltener ist die Verwandlung des „e" in „i" und „u" z. B. in „Brimingen" (bei Trier), „Brims" (in Böhmen), „Brümsel" (in Hannover), und mit Verdopplung des „m" in: „Brümmerloh", und „Brümmerhausen." Dann „Brümmern" (in Oesterreich), „Brummerloh" (in Hannover), „Brummsen (in Hannover), „Brummershof" (bei Stade).

Einige Orte haben die Stammsylbe des Worts ohne alle Anhängsel z. B. „Brem" (Dorf in Oberbaiern), „Bram" (mehre Dörfer dieses Namens in Baiern, Oesterreich, Sachsen und Holstein).

Da in allen unseren deutschen Dialekten das „B" sehr leicht in „P" und zuweilen dann weiter in „Pf" übergeht, so sollten von uns auch die Namen mit „Pr—m" und „Pfr—m" berücksichtigt werden. Wir finden sie in ganz Deutschland verbreitet, wenngleich auch nicht so zahlreich wie die mit „Br—m." Ein „Premen" giebt es in Würtemberg, mehre „Priemen" (in Preußen, bei Elberfeld, bei Stettin), auch verschiedene „Pram", „Prem", „Priem" und einige „Pfreim" oder „Pfreimdt" in Baiern. Die Zusammensetzungen mit diesen Formen sind wieder zahlreich und denen mit „Br—m" zuweilen ganz ähnlich. So giebt es: „Pramberg", „Pramhof", „Pramerberg", „Pramsen", „Premersdorf", „Premenreuth", „Premhof", „Premich", „Preming", „Premstätten", und ferner „Priemenberg", „Priemerburg", „Priemhausen", „Pfriemsdorf", „Pfrimmerhof", „Prombach", „Promberg", so wie auch „Pfrombach" &c.

Da auch der Uebergang des „B" in „W" in manchen deutschen Dialekten*) nicht selten ist, so wären vielleicht auch die Ortsnamen mit „Wr—m" z. B. „Wremen", „Wremertief", „Wremerbüttel" (im Lande Wursten), „Wrohm" (in Ditmarsen) hier beizuziehen.

Das „r" hinter „b" ist etwas schlüpfriger und wandelbarer Natur und geneigt, zuweilen seinen Platz zu verlassen und statt vor dem Vokal zu erscheinen hinter denselben zu treten. Es wären daher hier auch noch folgende Ortsnamen mit „B—rm": ein „Barmen", ein „Bermen", ein „Barmstedt", ein „Bermbach" in Vergleich zu bringen. Vielleicht sind sie — zum Theil wenigstens — nur wieder unsere „Brams", „Bremens" mit einer Transposition des „r".

Da eine Stammsylbe mit der Consonanten-Reihenfolge: „Br—m" in vielen Sprachen vorkommt, so finden wir davon auch in mehren außerdeutschen Ländern Ortsnamen gebildet, die den aus jener Wurzel entsprossenen deutschen und namentlich unserem „Bremen" ähnlich sind.

Ich bin zwar hier nicht im Stande, die ganze ausländische Verwandtschaft des Namens zu erschöpfen. Doch will ich aus verschiedenen Ländern wenigstens einige Beispiele geben: In der Geographie des uns verbrüderten Skandinaviens finden wir ein „Bremö", (Insel im Bothnischen Meerbusen an der Küste Schwedens), „Bremsnäs", (an der Westküste Norwegens), ein „Bremangerland" (in Norwegen bei Bergen). In England existiren mehrere Ortschaften: „Bramham" (bei York), „Bramley (bei Leeds), „Bramber" (in Sussex) und in Schottland bei Aberdeen ein Bergzug „Braemar" genannt, von welchem auch die Familie des Lords Braemar ihren Namen erhalten haben soll. Auf Slavischem Boden giebt es mehrere „Bremma", „Bremow", „Bremsnitz", „Brumow", „Brumowitz", „Premslaff", „Promno", „Promnitz" &c. Auch in der Geographie Italiens kommen ähnliche Namen vor, z. B. ein „Premion" (bei Roveredo), ein „Breme", (Flecken von 2000 Einwohnern im Piemontesischen bei Mortara am Zusammenfluß der Sesia und des Po). Von diesem italienischen „Breme" hat vermuthlich die Familie des „Marquis de Breme", die in Turin residirt, ihren Namen. In der Lombardei giebt es einen Fluß „Brembo" (Nebenfluß der Adda). Auf französischem Boden existirt ein Ort „Bremur" im Departement Cote d'Or, ein „Bramois" im Canton Wallis, und ein Dorf „Bram" am Midi-Canal bei Castelnaudary. Auf die Brama putras und die anderen vom heiligen Brama abgeleiteten geographischen Namen in Indien, will ich mich hier lieber gar nicht einlassen, obgleich auch schon vor 250 Jahren unser alter Bürgermeister Krefting (in seiner Discursus de Republica Bremensi) seine Landsleute darauf aufmerksam gemacht hat, daß sie jenseits des Ganges im Lande Cathay (China) den Namen ihrer Vaterstadt Bremen wiederfinden könnten.

Aus dieser Uebersicht, obgleich sie natürlich nicht vollständig ist, geht doch zur Genüge hervor, daß in vielen Gegenden Deutschlands und Europas Ortsnamen, welche mit dem unserer Stadt zum Theil ganz identisch oder wenigstens ihm ähnlich und lautverwandt sind, so zu sagen, von selbst und ganz unabhängig von unserer Stadt aufwuchsen.

In Folge verschiedener Umstände aber hat auch unsere Stadt ihren Namen selbst noch weiter auf mehrere Lokalitäten übertragen. In dieser Hinsicht kann man zuerst bemerken, daß der Name Bremen kurz ist und, obgleich nicht auffallend sonor, doch in seinem Tonfall etwas Schlankes und Gewandtes besitzt. Es lassen sich leicht Adjektive und andere Worte von ihm ableiten. Auch läßt er sich bequem mit anderen Worten zusammensetzen. Viel bequemer als z. B. die unbehülflichen Namen Hannover, Braunschweig, Lüneburg, Osnabrück &c.

Wir Bremer konnten unserer neuen Colonie an der Weser-

*) Z. B. in einem südtirolischen Dialekte: „Basser" statt „Wasser." Auch in niederdeutschen Dialekten, z. B. „Wase" statt „Base" — „bet" (Engl.) statt „wetten", und „Watt" mit „waden" und „Pfad" und „pätten" zusammenhängend.

mündung auch in ihrem Namen: „Bremerhafen“ ohne Anstoß unseren Stempel aufdrücken. Namen wie „Hannoverhafen“ oder „Hamburgerhafen“ wären viel schwerer in Cours zu setzen gewesen. Auch wäre es, das mag ich nebenher bemerken, kaum möglich gewesen, von ihnen, wie wir es von unserem Bremen thaten, ein Wort wie „Brematin“ zu bilden, das man bekanntlich vor Kurzem für einen in Bremen erzeugten Leuchtstoff componirt hat.

Dieser Umstand hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den Namen unserer Stadt in der Welt zu fördern, und ihn rings umher in unserer Umgegend gleichsam wuchern zu lassen. Wir finden daselbst ein „Klein-Bremen“ (bei Minden), ein „Bremerburg“ (ebenfalls bei Minden), ein „Bremerhagen“ (bei Harburg), „Bremerhorn“ (bei Beverstedt), „Bremerlehe“ (bei der Geeste), „Bremerreihe“ (im Lande Kedingen), „Bremervörde“ (bei Stade). Wahrscheinlich haben alle diese Ortschaften ihre Namen eben so wie Bremerhafen mehr oder weniger direct von unserer Stadt und ihren Bewohnern entlehnt.

Demselben Umstande, der Geläufigkeit und Handthierlichkeit des Namens Bremen ist es wohl zuzuschreiben, daß derselbe sich auch als Personen-Name mehrfach in unsere Familien eingeschlichen hat. Wir haben in Norddeutschland viele Familien des Namens „Bremer.“ Es giebt deren sogar in Schweden. Ich erinnere an die berühmte Schriftstellerin Friederike Bremer. Wir finden mehre „Herren von Bremen.“ In Hannover giebt es ein altadliches Geschlecht der Herren und Grafen von Bremer. Auch sind solche Namen wie „Bremeyer“, „Bremiker“ und „Bremermann“ in allen Ortschaften zwischen Elbe und Weser sehr zahlreich. Hamburgermanns und ähnliche Compositionen giebt es nicht, und sie konnten aus Rücksicht auf Wohlklang kaum entstehen.

Das hohe Alter und der frühe Glanz unserer Stadt, der Umstand, daß Karl der Große an diesem Weserorte eins seiner norddeutschen Bisthümer stiftete, hat natürlich auch mitgewirkt, um den Namen „Bremen“ zu verbreiten. Der Name der kirchlichen Provinz Bremen („Provincia Bremensis“) reichte bis zum 16. Jahrhunderte über einen großen Theil von Norddeutschland bis nach Pommern hin. Auch ging am Ende in Folge jenes Umstandes nach Aufhebung des Erzbisthums der Name unserer Stadt als ein bleibender Landesname auf die ganze ziemlich große Halbinsel zwischen der Unteren Weser und Elbe, auf das „Herzogthum Bremen“ über, dessen Adel und Stände noch jetzt im Königreich Hannover als „Bremischer Adel“ und „Bremische Stände“ bezeichnet werden. Die Beispiele, daß Länder von fürstlichen Residenzen und Schlössern benannt wurden, sind zahlreich in der deutschen Geschichte. Allein rar sind die Fälle, daß eine freie Reichsstadt einem großen Landstriche ihren Namen, wie dieß bei Bremen der Fall gewesen ist, gegeben hätte. (Mit Lübeck hat etwas Aehnliches stattgefunden).

Eben so ist es dem Ruhme unserer Stadt zuzuschreiben, daß ihr Name in neuerer Zeit auch jenseits des Oceans verpflanzt wurde, und daß es schon im Jahre 1854 in den Vereinigten Staaten neben den neugebackenen Roms, Korinths, Athens nicht weniger als sieben „Bremen“ gab, die fast alle (mit Ausnahme eines Dorfes „Bremen“ im Staate Maine) in den westlichen Staaten am Mississippi liegen *).

Alle diese aus den Mauern unserer Stadt hervorgegangenen und von unserem „Bremen“ abgeleiteten Namen können allerdings nicht zur Beleuchtung des Ursprungs des Wortes beitragen. Ich glaubte hier aber doch auch gleich auf sie aufmerksam machen zu sollen, weil dadurch gezeigt wird, wie viele andere Ortschaften und Ortsbewohner, Landeskinder, Provinzialen, Individuen und

*) Siehe den Gazetter of the United States. Philadelphia 185

Familien bei der uns beschäftigenden Untersuchung mehr oder weniger interessirt sind.

Indem ich nun „zur Vergnügung des curiosen Lesers“ auf diese Untersuchung selber übergehe, will ich zunächst einiger Deutungen des Namens erwähnen, die sich mir von vornherein als sehr gezwungen und unwahrscheinlich darstellen.

Dazu gehört die namentlich früher ziemlich allgemein beliebte Herleitung von dem alten Worte „Phabrianon“, welches als ein Ortsname im nordwestlichen Deutschland bei dem griechischen Geographen Ptolemaeus im 2. Jahrhundert nach Christi Geburt vorkommt. Die Sache wäre vielleicht kaum einer Erwägung werth, wenn nicht der Wunsch und das Streben, das Alterthum der Stadt so hoch, als nur möglich hinaufzuschrauben, so viele verleitet hätte, ohne Weiteres diese Ansicht zu adoptiren. „Die allgemeine Opinion der gelehrten Leute, ja der einhellige Consensus aller Welt-, Erde- und Geschichtschreiber“ nahm dieselbe um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als „unwidersprechlich“ an, wie dieß der Bremische Sekretär J. H. Eggeling in einer umständlichen Abhandlung über den Gegenstand *) bezeuget.

Herr Eggeling selbst, der natürlich auch diesem Consensus folgte, und ihn durch eine etymologische Entwicklung im Rococo-Style noch fester zu begründen suchte, bringt den Zusammenhang unseres „Bremen“ mit dem „Phabiranon“ des Ptolemaeus folgendermaßen heraus. Er zerlegt letzteres Wort in drei Theile 1) „Pha“, 2) „bi“, 3) „ranon.“ Das „Pha“ (oder „Fa“) nimmt er für eine Verstümmlung oder Abkürzung des Deutschen „Fahrt.“ Das „bi“ erklärt er für das Plattdeutsche „bi“ (bei). Und das „ranon“, indem er es von dem deutschen Worte „rinnen“ (im Imperfekt: rann) ableitet und mit den Wörtern „Ryn“ „Rhein“ zusammenbringt, denkt er sich identisch mit „Rinne“ „Fluß-Rinne“ und daher „Fluß.“ Das griechische „Phabiranon“ meint er, habe daher eigentlich bei den alten deutschen Bewohnern des Weserthals: „die Fahrt bei der Rinne“ oder die „Fahrt beim Flusse“ d. h. die Ueberfahrt an der Weser geheißen, und dieß sei der ursprüngliche einheimische Name des kleinen Fischer- und Fährortes gewesen. Die Römer und Griechen, die kein Deutsch verstanden und alle fremde Namen nach ihrer Weise verstümmelten, hätten dann aus „Fahrt-bi-Ranen“ jenes „Phabiranon“ gemacht, während umgekehrt auch im Munde der Weseranwohner im Laufe der Zeiten die ursprüngliche etwas längliche Benennung „Fahrt-biranen“, an der man das „Fahrt“ ganz fallen ließ, zu „Biranen“, „Biramen“, „Bramen“ und „Bremen“ abgerundet worden sei.

Der genannte Herr glaubt seine „Opinion“ auf diese Weise „mit guten Raisons und mit gesundem Judicio unterstützt“ zu haben, und denkt, daß sie „einen vollkommenen Glauben und klaren Beweis gebe.“ — Dagegen bekannte zwar schon im Jahre 1757 ein anderer Bremer Historiker, Herr J. H. von Seelen, „seine Schwachheit und gestand freiwillig, daß so aufrichtig er der berühmten Stadt Bremen alles Alterthum, alle Trefflichkeit, und Flor gönne, er doch aus vielen ihm bei der patriotischen Etymologie des Herrn Eggeling auftauchenden Zweifeln sich nicht völlig habe herausfinden können.“ Herr von Seelen drückt sich sehr artig aus. Er hätte auch geradezu sagen können, daß die Deutung „Fahrt-bi-Ranen“ bei den Haaren herbeigezogen und aus der Luft gegriffen sei. Nichts desto weniger aber hat sie auch in der Folgezeit bei anderen Bremischen Historikern so viel Anklang gefunden, daß sogar noch einige der modernsten, z. B. Pastor Duntze in seiner Geschichte der Stadt Bremen (gedruckt im Jahre 1845 **), dieselbe ohne Weiteres angenommen haben.

*) Siehe diese Abhandlung in „Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden.“ Stade 1774. Bd. VIII. S. 72 bis 112. Dasselbe sagt auch schon lange vor Eggeling der Bürgermeister Krefting in seiner Discursus de Rep. Brem. p. 6.

**) Siehe dieses Buch auf Seite 44.

Die Möglichkeit, daß schon zu des Ptolemaeus Zeit ein Weserort „Bremen“ existirt habe, und daß die Griechen und Römer dieß zu „Phabiranon“ corrumpirt haben, kann man zwar nicht ableugnen. Doch steht auch diese Möglichkeit auf etwas schwachen Füßen. Ptolemaeus giebt seinem „Phabiranon“ eine Lage, die bedeutend von der unserer Vaterstadt abweicht. Er versetzt sie mehr als zwei Grade nördlicher. Holsteinische Patrioten haben sein „Phabiranon“ wegen einer entfernten Namensähnlichkeit auf ihre Insel „Femarn“ bezogen. Und andere norddeutsche Ortsbewohnern haben ihn für andere ihnen naheliegende Lokalitäten in Anspruch genommen. Die Stellung, welche dem „Phabiranum“ auf den alten dem Ptolemaeus beigefügten Karten, bei der Wesermündung, auf der linken Seite des Flusses gegeben wird, spräche am meisten für Blexen im Butjadinger Lande.

Eine zweite Hypothese leitet den Namen „Bremen“, eben so wie den unserer Schwesterstadt Lübeck — und zwar bei ihr freilich mit vollem Rechte, — aus dem Slavischen her. Vaponius, ein polnischer Geschichtschreiber und Martinus Cromerus, ein polnischer Bischof zu Ermeland in Preußen haben geglaubt*), daß die Polen einst im 6. Jahrhunderte nicht nur überall längs der Ostsee, sondern auch bis an die Elbe und Weser geherrscht, und in Bremen eine Befestigung und stetige Besatzung gehabt hätten. Sie sollen nach der Meinung jener polnischen Skribenten den Ort „Brzemie“ oder „Brzema“ genannt haben, was im Polnischen so viel als eine „Last“ bedeutet und von den genannten Herrn mit der „Besatzungs-Last“ die man dem Orte aufbürdete, in Verbindung gebracht wird.

Die Unwahrscheinlichkeit dieser Herleitung, die zu sehr mit Allem, was eine wohl beglaubigte Geschichte uns von den Bewohnern unserer Wesergegenden berichtet, contrastirt, braucht kaum eines Beweises. Die westlichsten Slavensitze und slavischen Ortsnamen in unserer Nachbarschaft kommen bei Lüneburg an der Elbe vor. An unserer Weser haben Slaven nie längere Zeit gewohnt. Daß sich in den Dialekten der Slaven und unter den Ortsnamen ihrer Lande allerdings viele Worte finden, die dem von „Bremen“ ähnlich sind, deutete ich schon oben an. Doch rührt dieß nur von der Gleichartigkeit der Laut-Composition in beiden verwandten Indo-Germanischen Sprachen her, und beweist natürlich keine Entstehung des Wortes „Bremen“ aus dem Slavischen, da dasselbe sich viel bequemer und auch viel mannichfaltiger aus der Sprache des Landes deuten läßt, auf dessen Boden der Name und die Stadt erwachsen sind.

Gehen wir nun von jenen weither geholten zu diesen bequemeren und näher liegenden Herleitungen über und überschauen wir diejenigen Worte unseres deutschen Sprachschatzes, welche in ihren Wurzelsylben dasselbe Consonanten-Gerüste wie der Name „Bremen“ besitzen, und zugleich in ihrer Bedeutung die Möglichkeit einer Beziehung zu einer Lokalität und einem Wohnorte zulassen, so bieten sich deren mehre dar.

Zuerst das Wort „Brame“ (oder „Pram“, auch „Prame“ oder „Prahme“ und im Holländischen „Praam“ geschrieben**), welches in niederdeutschen Dialekten so viel als ein großes flaches Schiff bedeutet, womit Wagen, Pferde und andere Lasten über einen Strom gesetzt werden.

Mehrere alte Schriftsteller (z. B. Abraham Saur in seinem Städtebuche***) haben sich für die Entstehung des Namens unserer Stadt aus dieser Quelle erklärt. Sie haben dafür angeführt erstlich die natürliche Lage Bremens, und zweitens die Häufigkeit der Erscheinung, daß Ortschaften von einer bei ihnen existirenden Fähre ihren Ursprung und Namen bekommen haben.

Bremen liegt an der Vereinigung zweier Flußarme der sogenannten kleinen und großen Weser. In dem Punkte dieser Vereinigung entsteht eine Verengung des Flusses. Sowohl oberhalb, als unterhalb dieses Punktes ist die Weser besonders zur Zeit von Hochwasser und Ueberschwemmung breiter. Auf der einen Seite kamen hohe nie überschwemmte Dünen, auf denen jetzt der Dom und die inneren Partieen der Stadt liegen, heran und bildeten nach dem Flusse zu gleichsam einen sehr natürlichen Brückenkopf oder Ausgangspunkt für eine Fähre. Es ist daher auch sehr wahrscheinlich, daß hier bereits in den allerfrühesten Zeiten eine Fähre entstanden sei, sowie auch daß dieselbe vielleicht die allererste Veranlassung zum Anbau auf dem Flecke gegeben habe.

Ebenso ist es bekannt genug, daß wie anderswo so auch in Deutschland eine Menge Flußorte ihre Namen von Ueberfahrtsstellen, Furthen, Brücken &c. empfangen haben. Wir haben zahlreiche Städtenamen mit der Endsylbe „furth“ und „brücken“ und eben so viele, die eine Composition mit „Fähre“ darbieten.

An und für sich wäre es daher sehr natürlich, wenn Bremen seinen Namen von seiner ohne Zweifel uralten Fähranstalt empfangen hätte. Nichts destoweniger aber ist es nicht wahrscheinlich, daß derselbe aus dem Fährschiffe „Brame“ oder „Pram“ hervorgegangen sei, und zwar vornehmlich deßwegen, weil es gegen die Gewohnheit des Volks, den Genius der Sprache und gegen die Analogie anderer Orte zu sein scheint, daß einem Fährorte der specielle Gattungsname des Fährschiffs gegeben werde. Ich habe nie davon gehört, daß unsere Leute ein Fährhaus oder eine Anstalt zum Ueberfahren direct mit dem Namen „de Prame“, oder auch indirect etwa mit „beim Pramen“ oder ähnlich bezeichnet hätten. Ich habe auch in Niederdeutschland keine Orte entdecken können, die ihren Namen von „Smack“, „Kraffeele“, „Bock“, „Slup“, „Brigg“, „Ewer“ oder von anderen speciellen Gattungsnamen besonderer Schiffsformen abgeleitet hätten. Es scheint viel natürlicher, daß das Volk die Stelle, das Haus oder den Ort, wo die Einschiffung und Ueberfahrt geschieht, von der allgemeinen Action des Einschiffens oder Ueberfahrens als mit dem speciellen Gattungsnamen des Schiffs bezeichne. Wir haben eine Menge Orte in Deutschland, die „Fähre“, „Fähringen“, „Fährhaus“, „Fährkrug“, „Fährkathe“ &c. heißen. Wir haben in unserer Nähe den Namen der Stadt „Verden“, der vielleicht aus „Fähre“ entstanden ist. Und diesem „Verden“ in Ursprung und Wortbildung ähnlich sind wohl ohne Zweifel die verschiedenen Orte mit den Namen „Värde“, „Vörden“, „Färden“, „Forde“, die wir in Norddeutschland besitzen. Wir haben auch viele Ortsnamen, die mit „Schiff“ oder „schiffen“ componirt sind, z. B. mehrere „Schiffdorf“, „Schiffahrt“, „Schiffau“, „Schiffbeck“, „Schifferberg“, „Schiffereck“ &c. — Fast alle diese Orte liegen an Flüssen, die meisten an großen Strömen. Sie haben sämmtlich ihren Namen von der Action des Ueberschiffens entlehnt.

Dagegen läßt es sich von anderen deutschen Orten, welche in ihren Namen dieselbe Wurzelsylbe wie „Bremen“ besitzen, nicht wahrscheinlich machen, daß sie ihren Namen vom Schifferausdruck „Pram“ entlehnt, oder überhaupt irgend etwas mit einer Fähranstalt zu thun gehabt haben. Mit Ausnahme der Hansestadt Bremen liegen fast alle die übrigen „Bremen“, „Bremig“, „Bram“, „Bramstedt“, „Bramschen“ &c. nicht an großen Flüssen, wo ein „Praam“, d. h. ein großes Fährschiff zum Uebersetzen von schweren Lasten nöthig gewesen wäre. Vielmehr liegen sie fast sämmtlich abseits von Strömen im Innern des Landes. Namentlich auch kommt die Hälfte dieser Orte in Süddeutschland, vorzugsweise in

*) Siehe hierüber Eggeling l. c. p. 82.

**) Daß das Wort sowohl mit einem „B“ als mit einem „P“ geschrieben wird, bezeugt Grimm in seinem deutschen Wörterbuche. Bd. II. S. 293.

***) Citirt bei Eggeling l. c. p. 84.

Baiern vor, wo an eine Ableitung aus einem Schiffsnamen „Brame" oder „Praam" schon deßwegen gar nicht zu denken ist, weil diese Bedeutung dem Worte dort gar nicht zu Theil geworden ist*). Unser Bremen stände demnach neben allen seinen Namensverwandten vollkommen isolirt und exceptionell da. Die Möglichkeit einer solchen Exception muß man freilich immerhin noch zulassen. Sie ist aber doch dem Gesagten nach — schwach.

Eine andere Ableitung des Namens Bremen, die auch vielleicht Einiges für sich hätte, wäre die von dem altdeutschen Worte „Bräme" oder „Breme", das so viel als „Rand" oder „Saum", „Rain" und daher auch „Grenze" bedeutet, und das wir noch heutzutage in den Worten „brämen" und „verbrämen" (mit einem Saum umgeben) gebrauchen. Die Wurzel dieses Worts und der daraus hervorgegangenen Reihe von Bildungen ist der Stamm „Bra" oder „Braw", den wir als „Braue" oder „Augenbraue" noch heutzutage zur Bezeichnung des Haar-Saumes oder Randes um das menschliche Auge gebrauchen**). Schmeller bezeugt, daß im Bairischen Dialekt von diesem Worte der Pluralis so gebildet wird: „die Bram" (die Brauen) und daß zuweilen auch der Singularis: „das Bram" vorkommt***).

Im Nieder-Schottischen Dialekte heißt „Brae" ein abschüssiges Flußufer, ein Ufersaum oder Flußrand, und überhaupt ein Bergabhang oder Hügelrand. Von dieser Wurzel hat daher vermuthlich auch jene von mir schon erwähnte Hügelreihe bei Aberdeen in Schottland die sogenannte „Braemar" ihren Namen.

Ohne Zweifel hängt auch das englische „Brim" (der Rand oder Saum) mit diesem Stamm zusammen. So wie das schwedische „Bram" und das dänische „Brämme", die dasselbe bedeuten. Die Engländer gebrauchen das Wort „Brim" in der That auch vom Rande eines Flusses und es giebt in der englischen Geographie mehrere Ortsnamen, die wirklich von ihm ihren Ursprung genommen zu haben scheinen, z. B. mehre „Brimfield."

Aehnliches wäre nun auch in Deutschland und namentlich auch in dem Falle unseres Bremens, wo ein kleiner Dünenhügelsaum längs des Flusses hinging, im Allgemeinen wohl möglich. Man könnte sich denken, daß die Urbewohner diesen Saum „die Bräme" (den Flußrand) genannt hätten und daraus der Ortsname entstanden sei. Doch scheint mir die Sache aus dem Grunde unwahrscheinlich, weil so viel ich weiß die Deutschen (mit Ausnahme ihrer Dichter, die wohl zuweilen von „den Brauen" eines Berges reden) sonst nirgends die Wörter „Braue", „Bram", „Bräme" wie die Schotten, das Wort „Brae", und wie die Engländer ihr „Brim" auf abschüssiges Terrain angewandt haben. Namentlich weiß ich in Norddeutschland keinen Fall, daß man eine Lokalität der bezeichneten Beschaffenheit so genannt hätte, mit Bestimmtheit nachzuweisen.

Wieder eine andere Möglichkeit zur Herleitung unseres Stadtnamens böte sich in dem Worte „Bremen" dar, womit in vielen deutschen Dialekten das bekannte Insekt (tabanus) bezeichnet wird, das wir jetzt gemeiniglich „Bremse" nennen. Der Name dieses Insekts rührt nach der gemeinen Ansicht von einem alten Wortstamme her, der sich in mehreren Indo-Germanischen Sprachen findet, im Griechischen „bremein", im Lateinischen „fremere", im Altsächsischen „bremman", im Deutschen „brummen" ꝛc.

Wir finden in Deutschland viele Ortsnamen, die offenbar von Insekten genommen wurden. Die „Bienenhof", „Bienendorf", „Bienenthal", „Bienengarten" ꝛc. sind zahlreich. Auch haben wir mehrere Orte, die bloß „Bienen" heißen. Ebenso giebt es eine Menge „Immenrode", „Immenstedt", „Immenhausen" und auch bloße „Immen." Deßgleichen haben wir verschiedene „Fliegenfelde", „Fliegenberg" und auch ein „Fliegen", und dazu eine Reihe von „Mückenbusch", „Mückenloch", „Mückenwiese", „Mückenhain" und auch zwei bloße „Mücken." Auch die Käfer sind reichlich vertreten. Wir haben „Käferhofen", „Käfermarkt", „Käferloh" und mehrere ähnliche.

Es wäre in der That eine Singularität, wenn unter allen diesen und anderen Insekten die in unserem Lande so häufigen, unseren Landmann so vielfach plagenden „Bremen" oder „Bremsen" leer ausgegangen sein sollten, und es ist demnach von vornherein wahrscheinlich, daß einige der deutschen Ortsnamen mit „Brem" ihren Ursprung wirklich bei diesem Thierchen zu suchen haben.

Schmeller in seinem bairischen Wörterbuche*) sagt, daß „Bremstall" im Bairischen allgemein eine Lokalität im Gehölze in der Nähe eines Weideplatzes genannt werde, wo das Vieh vor lästigen Ungeziefern (vor den „Bremen") eine Zuflucht finden könne. Zwei Ortschaften: „Bremstall" und „Bremenstall" in Baiern haben daher wohl ganz sicherlich ihren Namen hierher bekommen. Dasselbe mag bei solchen Namen wie „Bremenhof" (in Mittelfranken), „Bremenhäuschen" (bei Düsseldorf) und noch wahrscheinlicher bei den Compositis mit „Bremsen" („Bremsenkathen", „Bremsenkrug" ꝛc.) der Fall sein.

Es giebt einen Ort in Preußen (bei Elberfeld), der bloß „Bremsen" heißt. Nach Analogie davon, so wie auch nach Analogie der oben genannten Orte „Mücken", „Fliegen", „Bienen", „Immen" könnte man sich denken, daß auch unter den verschiedenen Ortsnamen „Bremen" einige sein möchten, die ihren Namen dem bezeichneten Insekte verdankten. Dieselbe Möglichkeit müßte man bei unserer Vaterstadt zulassen.

Einige Historiker haben daher geglaubt, „es möchte bei der Fundation der Stadt Bremen ein Bremsennest im Busch gefunden sein." Andere haben angedeutet, man könnte die Sache vielleicht auch poetisch nehmen und sich denken, die Bremer seien wie alle von Tacitus als tapfer gepriesene Chauken für ihre Feinde wahre „Bremen" oder „Bremsen" gewesen. Indeß steht aller dieser Poesie und Hypothese, wenn sonst nichts, doch sehr stark der Umstand entgegen, daß die Form „Bremen" für den Namen jenes Insekts nie im niederdeutschen Dialekt gewurzelt zu haben scheint. Sie scheint nur Oberdeutsch zu sein. Im Niederdeutschen finde ich das Insekt nur „Bremse" genannt. Und wäre dies richtig, so könnte man jene Etymologie bloß für die Süddeutschen „Bremen" zulassen und müßte sie für unser Weser-Bremen völlig aufgeben.

Da Bremen ursprünglich ein kleiner Fischerort war, so mag es endlich auch noch der Mühe werth sein, daran zu erinnern, daß in einigen Sprachen eine Fischgattung nämlich „die Brachsen" oder „Brassen", die sich sowohl im Süßwasser, als im Meere finden, eine Benennung trägt, welche mit dem Namen der Stadt fast gleichlautend ist. Die Franzosen nennen den „Brachsen": „Breme" oder „Brame." Die Italiener: „abramo." Die Spanier: „Brema." Auch die Engländer haben diesen Fisch-Namen zu „Bream" ungeändert. Wahrscheinlich aber haben ihn die letzteren aus Frankreich und nicht aus Deutschland von unsern Angelsachsen erhalten. Wenigstens finde ich ihn in keinem Wortverzeichniß der Angelsächsischen Sprache. Er ist vermuthlich nicht Germanisch. Und es ist daher wohl ziemlich gewiß, daß er auf die Benennung unserer Stadt nicht einen solchen Einfluß geübt hat, wie ihn z. B. die Stinte auf die alte Stinteburg bei Bremerhafen gehabt haben.

---

*) Siehe hierüber Schmellers Bairisches Wörterbuch I. Theil p. 258, wo alle Bairische Bedeutungen des Namens „Bram" oder „Brem" entwickelt sind.

**) Umständlicher zu zeigen, wie dieselbe Wurzel auch dem Schiffsnamen „Pram", welcher so viel bedeutet als ein „verbrämtes" ein mit einem bloßen hohen Rande versehenes Floß, zum Grunde liegt, darauf verzichte ich natürlich hier.

***) Schmeller l. c. Bd. I. p. 242.

*) l. c. p. 258.

* Ein Künstler-Jubiläum.

Von Ed. Gerber.

Die deutsche Bühne besaß in dem Schauspieler Franz Grua, welcher am 2. Februar 1862 sein Jubiläum beging, einen der ersten Vertreter auf dem Gebiete der jugendlichen Liebhaber und Helden, der mit vielen Vorzügen des Körpers und des Geistes ausgestattet war. Die Eigenartigkeit seines Spiels bestand in der poetischen Auffassung und angenehmen Wärme, die er seinen dramatischen Leistungen zu verleihen wußte. Sein empfindungsvoller Ton ging zu Herzen; seine Bewegung war edel und belebt, Uebertreibung kannte er nicht. Mag Grua auch im Großen und Ganzen an scharfem und tiefem Sinn, an Vielseitigkeit des Spiels, an Ausbildung glücklicher Gaben übertroffen werden, nicht jedem Schauspieler dürfte es gelingen, mit so rühmlicher Anerkennung den Uebergang in das Fach der gesetzten Liebhaber und Helden und endlich in das der ernsten, zärtlichen und humoristischen Väter, das er noch jetzt mit redlichem Kunsteifer und in würdiger Weise ausfüllt, zu finden.

Franz Grua, Sohn des großherzoglich badischen Obereinnehmers Grua, am 21. December 1799 zu Mannheim geboren, trat am 2. Februar 1812 daselbst zum ersten Male als Genius in Mozarts „Zauberflöte“ auf. Ein guter Genius hat von da ab dem strebsamen Jüngling, dem wirkenden Manne, die Hand geboten und ihn über jedwede Fährlichkeit eines langen wichtigen Zeitraums zu einer ehrenvollen Stellung geleitet. Bemerkenswerth ist, daß man den mit anmuthiger Körper- und Gesichtsbildung Ausgestatteten sogar in weibliche Gewande (ganz wie bei Fleck) kleidete und ihn z. B. eine Priesterin in der „Vestalin“, wo gleichzeitig Fräulein Gollmann (Mutter von Johanna Wagner) die Julia darstellte, singen ließ, was damals selbst von dem grade anwesenden Altmeister Iffland freundlich hervorgehoben ward. Im Besitz einer klangvollen, umfangreichen, doch von zu früher Anstrengung leidend gewordenen Stimme, hatte seine Sänger-Laufbahn nur kurze Dauer, während welcher Rollen wie Jacob Friburg in der „Schweizerfamilie“, Antonio im „Wasserträger“, Figaro in der „Hochzeit des Figaro“ u. a. m., sich einer schmeichelhaften Aufnahme erfreuten. Mit den kleinsten Rollen beginnend, zeichnete sich unser Kunstjünger schon 1819 als erster Liebhaber im Lustspiele: „der Gläubiger“ aus, und als er weiter die so schwierige Aufgabe des Schiller'schen Don Carlos (die hochberühmte Sophie Müller war die Eboli) vom besten Glück und Erfolg gekrönt sah, stand sein Entschluß fest, sich mit Ernst und Fleiß dem Schauspiel zu weihen. Nach einem erfolgreichen Gastspiele in Hannover, Karlsruhe rc. erhielt er 1826 von dem kunstsinnigen Großherzog Ludwig eine lebenslängliche Anstellung in Darmstadt, woselbst der noch unübertroffene Seydelmann, Zahrt, August Fischer u. s. w., die Damen Miedke, Grahn und Peche, eine Fülle von bedeutenden Kunstkräften bildeten. Die allgemeine Anerkennung für den Künstler steigerte sich hier so, daß er, was bislang in Darmstadt nie geschehen, nach der Rolle des „Karl Moor“, die auch Tieck eine „hervorragende“ nannte, gerufen wurde. Nachdem er am Wiener Burgtheater rühmlichst gastirt, gab ihm die 1831 aus politischen Mißverhältnissen erfolgte Auflösung der Darmstädter Bühne Gelegenheit zu ausgedehnteren Gastspielen am Rhein und in München. In dieser letzten Hauptstadt war ihm ein Engagement zugesagt, das, als Berlin vortheilhaftere Bedingungen stellte, durch Küstners Vermittlung wieder gelöst wurde. So gewann Grua schließlich die Möglichkeit, am 1. October 1833 in den Verband des Berliner Hoftheaters einzutreten, in welcher Stellung er von da an ununterbrochen noch bis heute wirkt.

Einen Beweis der allgemeinen Achtung, welche er genießt, gab die dem Künstler bereitete Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums, am 2. Februar 1862, obgleich er sich, wie die Adresse des Berliner Hoftheaters hervorhob, jede „schreiende Ovation“, jedes „prunkende Geschenk“ in seinem bescheidenen Sinne verbeten hatte. Schon am frühen Morgen begrüßte den Jubilar eine treffliche Festmusik. Im Auftrage des Königs Wilhelm übergab sodann der General-Intendant von Hülsen ihm ein klingendes Ehrengeschenk. Ein königliches Schreiben lautete: „Ich nehme gern Veranlassung, Ihnen bei Gelegenheit der Feier Ihres fünfzigjährigen Dienstjubiläums Meine Theilnahme zu beweisen und verbinde hiermit den Wunsch, daß es Ihnen vergönnt sei, noch lange mit der stets bewiesenen Pflichttreue Ihren künstlerischen Beruf zu erfüllen, sowie auch in anderen Verhältnissen, wo Ich Gelegenheit hatte, von Ihrer erfolgreichen Thätigkeit Mich zu überzeugen, Ihnen diese Kraft noch recht lange erhalten bleibe. Wilhelm.“ — Demnächst erschien eine Deputation des Hoftheaters, und Namens desselben überreichte Frau Crelinger eine einfach herzliche Adresse. Eine gleiche, von dem Darmstädter Theater gesandt, sagte unter anderem: „Wir haben noch einen Grund diesen Tag hochzuhalten, da es gerade die hiesige Hofbühne war, bei welcher Ihr schönes Talent in der herrlichsten Blüthenentfaltung prangte, und zwar in einer Zeit, wo der Ruf desselben schon weit über die deutschen Grenzen reichte, und so wird Ihr Name mit der Geschichte der hiesigen Hofbühne in der ehrenvollsten Weise verflochten bleiben.“ Von vielen anderen Seiten kamen Deputirte zur Beglückwünschung, und zu den verschiedenen sinnigen, oft kostbaren Geschenken, welche unser Künstler in seinem Hause empfing, gehörte ein in riesigen Verhältnissen gebauter Baumkuchen, — ein „süßes Kunstwerk“ — geziert mit einer Menge Bildnereien, welche sich auf Scenen aus seinem Leben und Wirken bezogen, von einer liebenswürdigen Kunstfreundin, Frau Luise Karchow, verehrt. Gegen 3 Uhr Nachmittags fand sich eine Deputation des Fest-Comités ein, welche den Jubilar und seine Familie in eleganten Equipagen nach Arnim's Hotel geleitete, wo ihm von seinen Freunden und Verehrern ein großes Festmahl von nahe an 400 Personen (auch Grua's ältester College, der Oberregisseur des würtembergischen Hoftheaters, Moritz, wohnte demselben bei), das den Glanzpunkt des Tages bildete, veranstaltet war. Von rauschendem Orchestertusch empfangen, trat geführt von Frau Crelinger und Herrn Hendrichs der Jubilar in den Saal, und die ganze Versammlung erhob sich, um ihn zu begrüßen. Nachdem der Toast auf den König ausgebracht war, traten eingeführt von einem Quartett „Wir grüßen dich“, die Damen Crelinger und Döllinger, die auf reich gesticktem Kissen Kränze trugen, der Commerzienrath Volkart und Herr Hendrichs vor den Jubilar. Herr Hendrichs sprach mit schwungvoller Begeisterung folgendes von Theodor Fontane verfaßte Gedicht:

Freudvoll und leidvoll sind des Menschen Tage,
Des Lebens Lust ist auch des Lebens Last,
Beständig schwankt und steigt und fällt die Wage,
Und sind wir glücklich, so bedrückt's uns fast;
Es ist ein Glück zu ringen und zu streben,
Es ist ein Glück der Horen Wechseltanz,
Doch wie ein Glück, ist's auch ein Muth zu leben;
Drum reicht das Leben dir den gold'nen Kranz.

(Fräulein Döllinger überreicht einen goldenen Kranz.)

Doch sind wir nur des armen Lebens Hüter,
So sind wir nichts, sind nur wie Laub am Baum,
Erst durch die Pflege idealer Güter
Erwächst ein Dasein, das nicht Rauch, nicht Schaum;

Erst wo die Kunst den Tag, die Stunde weihte,
Gestaltet sich das Leben voll nnd ganz, —
Zum gold'nen Kranz gesellt sich drum der zweite,
Es reicht die Kunst dir ihren Lorbeerkranz.

(Frau Crelinger überreicht einen Lorbeerkranz.)

Und zu dem zweiten Kranze kommt der dritte,
Ein schlichter Kranz und doch von seltnem Werth;
Gönnt ihm den Platz in eurer beiden Mitte
Und gebt ein Zeugniß, daß ihr selbst ihn ehrt;
Es glänzt das Gold an diesem gold'nen Feste,
Es rühmt die Kunst des Lorbeers dunkler Glanz,
Die Pflichtentreue aber bleibt das Beste, —
Dem Mann, dem Bürger diesen Eichenkranz.

(Herr Commerzienrath Volkart überreicht einen Eichenkranz.)

Herzlicher Beifall erscholl nach dieser Scene. Der Director der königlichen Schauspiele Herr Düringer sprach darauf tief gerührt noch einige poetische Worte. Herr Grua erwiderte in schlichter herzlicher Weise: wie er unter den kümmerlichsten und drückendsten Verhältnissen in Mannheim seine künstlerische Laufbahn begonnen, und wie es ihn heute mit Genugthuung erfülle, daß er stets darnach gestrebt, seiner Kunstaufgabe gerecht zu werden und die kleinste wie die größte Rolle mit gleicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit durchzuführen. So habe er unter drei Königen und drei General-Intendanten am Berliner Hoftheater fast neunundzwanzig Jahre gedient; den schönsten Tag seiner hiesigen Wirksamkeit bereite ihm dieses Fest, welches ihm den Beweis der Gnade seines königlichen Herrn, des Wohlwollens seines Chefs, seiner Collegen, wie des Publikums geliefert; schließlich sprach er seinen Dank in einem Hoch auf die Versammelten aus. — Bald darauf ward ein telegraphischer Glückwunsch der General-Intendanz und des Gesammtpersonals des Hoftheaters zu Dresden verlesen. Den Humor des Festes entwickelte eine von dem talentvollen W. Scholz entworfene Tischkarte, die in einem Medaillon das Brustbild des Jubilars zeigte, umgeben von Genien und einigen Gestalten seiner Rollen; über dem Porträt erblickte man den Genius der Kunst, damit beschäftigt, einen Lorbeerkranz um das Bild zu winden. Dr. Löwenstein hatte die Erläuterung übernommen, die, nachdem Grua's Jugend vorgeführt war, in launigen Versen seine schauspielerische Thätigkeit schilderte.

Demnächst brachte noch Herr Stawinsky der Familie des Jubilars ein Hoch aus; auch den Frauen wurde ein Glas geweiht, während Tischgesänge, eine vorzügliche Tafelmusik und Liedervorträge die Freuden des Mahles würzten. — Erst um die späte Abendstunde trennte man sich in freudigster Stimmung. Das ganze Fest war ein schönes, ungetrübtes und wird dem Jubilar lange noch in freudiger Erinnerung bleiben.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erschrinungen.** Joachim Heinrich Campe's Leben und Wirken. Bausteine zu einer Biographie. Von E. Hallier. — Heimliche und unheimliche Geschichten. Gesammelte Erzähiungen. 2 Bde. Von Friedrich Gerstäcker. — Das Minoritenkloster und das neue Museum zu Köln. Eine historische Denkschrift. Von J. W. J. Braun.

* Der wunderliche alte Daumer hat sich kürzlich mit angeblichen Enthüllungen über den Freimaurerorden beschäftigt und dabei in seiner Weise allerlei mysteriöse Dinge vorgebracht; besonders in Betreff der drei Ordensbrüder Goethe, Mozart und Lessing. Alle drei sollen damit umgegangen sein, dem Bund einen edleren und besseren Inhalt zu geben; aber dies Bestreben hatte schreckliche Folgen, Mozart und Lessing fanden einen traglschen Untergang, und zwar durch Gift aus der fürchterlichen Ordensapotheke. Goethen erging es nicht ganz so schlimm, aber er sah seine schönen Träume in menschenfeindlicher Verzweiflung untergehen. Zu der schrecklichen Geschichle von Mozart und Lessing macht ein Berichterstatter über Daumers Enthüllungen die Bemerkung, daß beide bei Lebzeiten von den Ordensgenossen verlassen nnd im Tode beider Gräber verloren wurden, das Mozarts für immer. Ueber Danmer selbst wird übrigens berichtet, daß es ihm höchst traurig ergeht. Er ist fast ganz erblindet, an den Extremitäten gelähmt, von allen gesellschaftlichen Beziehungen getrennt und in trüber Lage.

* Es scheint leider, daß Heinrich Barth im Rechte war, als er Herrn von Heuglin beschuldigte, von seiner Aufgabe und Verpflichtung abgewichen zu sein. Das in Gotha bestehende Comité nimmt nach seinem bisherigen Verhalten an, daß er absichtlich von dem Wege, der ihm vorgeschrieben war, abgegangen sei, und eigenmächtig einen andern eingeschlagen habe. Es hat daher Herrn von Heuglin die Leitung der Expedition zur Auffindung Vogels entzogen und ihn zur Ablieferung der in seinen Händen befindlichen Ausrüstungs-Gegenstände aufgefordert. Munzinger, der seinem Auftrage getreu blieb, ist seiner contractlichen Verbindlichkeiten gegen Heuglin entbunden worden.

♂ „Die Schule des Herzens“, ein neues Schauspiel von Feodor Wehl, dem Redacteur des Feuilletons der constitutionellen Zeitung in Dresden, ist der dortigen Hofbühne eingereicht worden und soll demnächst aufgeführt werden. — Dr. Adolf Stern wird in nächster Zeit eine größere epische Dichtung „Gutenberg“ vollenden und arbeitet zu gleicher Zeit an einer Tragödie.

* In Wien starb am 16. März nach längerer Krankheit Josef Christian von Zedlitz, der Dichter der „Todtenkränze“, im Alter von 72 Jahren; auch eine poetische Erscheinung, die sich überlebt hatte und fast als verschollen zu betrachten war. Hillebrand sagt von ihm: In seinen Gedichten, unter denen die „Todtenkränze“ mit Recht besondere Gunst erlangt, begegnet man vielfach echt dichterischer Stimmung, reiner Phantasie (z. B. in der „nächtlichen Heerschau“), einer wohlgehaltenen Sprache und rhythmischer Geschicklichkeit. Nur hin und wieder tritt er aus der gemüthlichen Unmittelbarkeit auf den Weg der Künstelei. Die Todtenkränze wie seine „Gedichte“ geben hiervon Beispiele. Die Dramen gehen mehrfach in romantische Formen über, z. B. das Trauerspiel „Turturell“ in die fatalistische, „Zwei Nächte zu Valladolid“ in die Calderon'sche. Die Tragödie „Kerker und Krone“ ist eine Behandlung der Schicksale Tasso's, wohl in ansprechender Darstellung, aber ohne tragische Concentrirung. Sein „Waldfräulein“, ein Märchen, spricht durch Einzelheiten an, sowie überhaupt durch gefällige, leichte Phantasie, ohne jedoch im Ganzen eine bestimmte gleichmäßige Anschauung zu gewähren. — In der Kölnischen Zeitung heißt es: Zedlitz als Dichter ist Vielen bekannt, als Politiker Wenigen, und doch wird auch hierüber die Geschichte der Metternich'schen Epoche ein Urtheil fällen müssen; er war in der Staatskanzlei angestellt und beschäftigt, nachdem er es in der militärischen Carriere nicht weiter als zum Oberleutnant in einem Husarenregiment brachte. (Er war im Feldzuge von 1809 mit bei Aspern und Wagram). Aber auch in der diplomatischen Carriere gab es Hindernisse, die der von alter aristokratischer Familie abstammende Schriftsteller nicht überwinden konnte, und es gelang ihm nichts Anderes, als in späteren Jahren zum Gesandten einiger kleiner deutschen Fürsten am kaiserlichen Hofe ernannt zu werden. Der Bewegung von 1848 blieb er fremd und fern, ein Asyl in einem Bergstädtchen Oberösterreichs suchend; selbst literarisch und dichterisch konnte sich der Mann, der die napoleonischen Zeiten erlebt hatte, nicht in die neue Strömnng hineinfinden. Der Aristokrat, der Militär, der Diplomat war seinem Geiste hinderlich, unbefangen die Lage zu beurtheilen. Er war beinahe fremd geworden den leitenden Persönlichkeiten wie den Strebungen des Tages, und selbst in den Salons glänzte er nicht mehr durch seinen Geist, sondern bloß durch die Orden, die er anzulegen liebte. Mit seinem Ableben wurde auch eine obschwebende Finanzfrage gelös't. Man fand nämlich im Budget des Ministers des Auswärtigen einen Jahrgehalt für Freiherrn von Zedlitz mit 3000 fl.; er wurde beanstandet, weil sich über die eigentliche Amtirung des Besoldeten nichts nachweisen ließ. Herr von Zedlitz war, wenn wir nicht irren, ein Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitnng, daher mag sich die Regierungspension schreiben.

Aus dem Bremer Künstlerverein.

* In der Versammlung des Künstlervereins vom 12. März hielt Herr Dr. Wilh. Meyer einen Vortrag, welcher betitelt war: Der Pessimismus und die Kunst, oder: über die künstlerische Auffassung der Nothstände des Lebens. Nachdem der Redner in der Einleitung seines Vortrages auseinandergesetzt hatte, wie aus der Betrachtung des menschlichen Lebens von zwei verschiedenen und entgegengesetzten Gesichtspunkten aus zwei verschiedene Denkweisen, zwei sich einander widersprechende Lebensansichten, der Optimis-

mus und der Pessimismus, sich entwickelt und gebildet haben, welche als feststehende socialpolitische oder auch philosophische Ueberzeugungen von dem Werthe des menschlichen Lebens und der menschlichen Bestrebungen im Allgemeinen anzusehen seien —, ging er zur Beantwortung der Hauptfrage über: wie verhalten sich die Kunst und die Künstler zu den Nothständen des Lebens? und wie etwa können die letzteren von der Kunst aufgefaßt und behandelt werden?

Der Redner wies nach — indem er sich in seinem Vortrage vornehmlich auf die beiden recht eigentlich populären Künste, die Musik und die Dichtkunst, beschränkte —, daß, zunächst ganz abgesehen von dem Pessimismus, als System oder als social-politischer und philosophischer Ueberzeugung, die Kunst in einem an sich nothwendigen und natürlichen Verhältnisse zu den Nothständen des Lebens stehe. Verlange man von der Kunst Erheiterung, so liege schon dem Begriffe „Erheiterung", ganz allgemein gefaßt, die Voraussetzung zum Grunde, daß der Himmel um uns trübe, daß das Gemüth irgendwie verdüstert sein müsse, wenn die Kunst auf uns wirken solle; denn nur das Trübe könne erheitert, aufgehellt, nur das vorher Dunkele und Düstere geklärt werden. Es seien nun, zeigte der Redner, drei Fälle möglich, wie die Kunst sich zu der Noth des Lebens stellen könne. Zuerst nämlich werde der Begriff „Erheiterung" bloß subjectiv verstanden; die Kunst — so meine man — diene dazu, den Kummer und die Sorgen des Lebens zu verscheuchen, zu zerstreuen, kurz, zu erheitern im gewöhnlichen Sinne des Worts. So stehe die Kunst in einem bloß äußeren Verhältnisse zu den Nothständen des Lebens; sie stehe gewissermaßen als eine ganz fremde Welt der Wirklichkeit gegenüber. Diese Ansicht von der Kunst sei die allgemein verbreitete, und dieser Gebrauch, den man von ihr mache, der gewöhnliche.

Es sei nun aber zweitens zu beachten, daß die Kunst doch auch genöthigt sei, auf die Nothstände des menschlichen Lebens näher einzugehen. Der Künstler werde als Mensch von der Noth, so gut, wie wir Anderen, betroffen; er habe entweder eigenes Leid zu klagen, oder er stelle fremdes Leid dar, ja, er mache wohl geradezu die eigentliche Nachtseite des menschlichen Lebens, die tragische Verwickelung, die Schuld, das Böse und Verkehrte zum Gegenstande der Darstellung. Hier erweise sich nun die dichterische Verklärung der menschlichen Nothstände und des menschlichen Lebens überhaupt, die Erhebung und Befreiung des Gemüths als die eigentliche Aufgabe der Kunst, — dies sei eben der tiefere Sinn dessen, was mit dem Zwecke der Kunst, als Erheiterung gefaßt, gemeint werde.

Es könne nun allerdings die Noth und der Jammer des menschlichen Lebens in ihrer ganzen überwältigenden Stärke in einem Dichtwerke zur Darstellung kommen, es könne, so zu sagen, ein pessimistischer Grundton durch das Ganze gehen; aber auch dann dürfe der eigentliche Zweck der Kunst, die sittliche Erhebung und Befreiung des Gemüths, die poetische Verklärung der Wirklichkeit von dem Dichter nicht aus den Augen gesetzt werden, wenn die künstlerische Wirkung des Dichtwerkes nicht verfehlt werden solle. Dies wurde nun an einzelnen Werken der lyrischen, epischen und dramatischen Gattung, an Shakspere's „Hamlet", an Schiller's „Räubern" und „Kabale und Liebe", an Camoëns Liedern und Gesängen nachgewiesen und deutlich gemacht. Etwas näher ließ sich der Vortrag insbesondere auf Dante's „göttliche Komödie" ein. Dante beginne mit der „Hölle", dem mythologischen Symbol des Menschenlebens in seiner schlimmsten, seiner ärgsten Gestalt; der Ausgangspunkt des Dichters sei also ein pessimistischer, aber der Dichter verharre nicht im Pessimismus, vielmehr sei der zweite und dritte Theil seines Werkes, das „Fegefeuer" und das „Paradies", gewissermaßen die Läuterung und Klärung der Finsterniß der Hölle. In der Dante'schen göttlichen Komödie werde in dichterischer Weise das Gemüth befreit und erhoben zur Anschauung der ewigen, Welt und Tod überwindenden Liebe, nachdem der Streit und Unfrieden des irdischen Daseins überwunden und seine Räthsel gelöst seien

Auch die Musik — so zeigte der Redner ferner — vermöge in ihrem Kreise und mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln der Empfindung des Schmerzes ihren Ausdruck zu verleihen, und auch auf die Nothstände des Lebens näher einzugehen. Ihren tieferen Gehalt habe sie durch das Christenthum gewonnen, aber erst die Instrumentalmusik der neueren Zeit habe die Einseitigkeit und den Gegensatz der geistlichen und sogenannten weltlichen Musik in sich ausgeglichen und zur Versöhnung gebracht. Der größte Meister derselben in neuerer Zeit, Beethoven, habe sogar auch das, was man den „Weltschmerz" nenne, namentlich in den Compositionen seiner reiferen Jahre, zu Gehör gebracht; aber auch er verharre nicht im Pessimismus, sondern er überwinde ihn, gleich Shakspere und anderen großen Dichtern, durch den ihm eigenthümlichen Humor, und so erhebe er uns auf einen Standpunkt, auf welchem auch das Leid und der Schmerz zwar als nothwendig sich erweisen, aber zu einem in der Harmonie des Ganzen, in der Idee der göttlichen Weltordnung verschwindenden Momente werden.

Ueber die dritte Art und Weise, wie etwa die Nothstände des Lebens künstlerisch gefaßt und behandelt werden können, nämlich die satirische und komödirende Auffassung und Behandlung, bei welcher das Gemüth sich von vorne herein frei erhält von innerer Erregtheit und leidenschaftlicher Theilnahme, oder doch sich befreit durch den Witz und die Ironie, nicht minder durch den, selbst unter Thränen noch lachenden Humor, — darüber konnte der Vortrag wegen mangelnder Zeit nur noch Andeutungen geben.

Am 19. März hielt Herr Dr. Ehmck einen Vortrag über „Festungen und Häfen an der unteren Weser", welcher, indem er eine Uebersicht der auf die Beherrschung des Weserstroms und Weserhandels gerichteten Bestrebungen gab und namentlich die an dem Vereinigungspunkte der Weser und Geeste seit einer Reihe von Jahrhunderten gemachten Gründungen schilderte, eine kurze Vorgeschichte Bremerhavens enthielt. Wie die Herrschaft über die Weser das wichtigste Ziel der Politik Bremens wurde, wie es dasselbe in hohem Grade erreicht hatte, als es im 15. Jahrhundert ausgedehnte Landstriche und eine Reihe fester Plätze an beiden Ufern der Weser bis zur Mündung des Stroms hin besaß und ihm allgemein die Jurisdiction über „seinen" Strom als ein Recht zuerkannt wurde, entwickelte die Einleitung des Vortrags. Im weiteren Verlauf desselben wurden die Bestrebungen und Kämpfe um den Besitz des Mündungsgebiets am rechten Weserufer geschildert, dessen günstige Lage für die Beherrschung des Stroms früh erkannt wurde und daher stets die Aufmerksamkeit Bremens und seiner Nebenbuhler in besonders hohem Grade auf sich zog. Während die von Erzbischof Johann II. bei Geestendorf erbaute Stinteburg (1408), noch ehe sie vollendet war, den vereinigten Anstrengungen der Bremer und Wurster erlag, gewann und behauptete Bremen dort eine wichtige Position durch die Erwerbung des Amts Bederkesa und des Fleckens Lehe. Auf die Benutzung des durch die Geest gebildeten Hafens wurde freilich verhältnißmäßig geringes Gewicht gelegt, da die Schiffe in jener Zeit noch bis an die Stadt gelangen konnten und, als die Versandung des Stromes dies hinderte, in Vegesack ein Hafen für Seeschiffe angelegt wurde (1619). Während des dreißigjährigen Krieges drohten kaiserliche Truppen, dann Dänemark, endlich Schweden, die Bremische Herrschaft in jener Gegend zu vernichten. Den alten Privilegien Bremens zum Trotz wurden an der Geestemündung auf beiden Seiten des Flusses mehrmals Castelle errichtet. Im zweiten Stader Vergleich von 1654 mußte endlich Bremen Bederkesa und Lehe an das seit 1648 im Besitz der Herzogthümer Bremen und Verden befindliche Schweden abtreten, während zu derselben Zeit durch die vergeblich bekämpfte Errichtung des Elsflether Zolls seiner Stromhoheit ein bedenklicher Abbruch geschehen war. Bald erkannte die schwedische Regierung die für eine commercielle Anlage günstige Natur jenes vielumstrittenen Platzes und Karl XI. beschloß im Jahre 1672 an der Stelle der Leher Schanze eine Stadt zu gründen, welche als Festung wie als Handelsplatz eine große Bedeutung erlangen zu sollen schien. Aber der nach drei Jahren ausbrechende Krieg zwischen Schweden und Deutschland verhinderte die Entwicklung dieser Anlage, in welcher Bremen schon die künftige siegreiche Nebenbuhlerin erblicken zu müssen geglaubt hatte. Die Anlage dieser Karlsburg, die für die neue Stadt beabsichtigen Einrichtungen, der Streit über die Demolirung des Platzes, nachdem er im Januar 1676 von den Verbündeten erobert war, die von Bremen genährten Hoffnungen, in Folge des Krieges mehr als das an Schweden Verlorene zu gewinnen, waren im Vertrage ausführlicher geschildert. Nach Frankreichs Willen kehrte 1680 die schwedische Macht in die Herzogthümer zurück; allein die schon halb demolirte Karlsburg fand keine Pflege. Auch die von Karl XII. bald nach seinem Regierungsantritt gehegte Absicht, den Plan seines Vorgängers auszuführen (1698), kam nicht über die ersten Versuche hinaus und mußte bald hinter den gewaltigen Kriegsunternehmungen dieses Herrschers zurückstehen. Die große Weihnachtsfluth von 1717 verwandelte den Ort völlig in Ruinen, welche noch lange bestanden und vielleicht noch zu der 1804 von den Franzosen errichteten Batterie dienten. Am Ende des vorigen Jahrhunderts tauchte von Neuem der Gedanke einer Hafenanlage bei Karlsburg oder Karlsstadt, wie der Name jetzt öfter lautete, auf. Ein von einem Advocaten Wagner in Celle ersonnener, wohldurchdachter Plan, welchen er 1798 erst der Regierung in Hannover, dann in Bremen mittheilte, wurde von Einzelnen lebhaft begrüßt, aber von den einflußreichen Kreisen zurückgewiesen. Die Regierung Hannovers machte damals so wenig wie im Jahre 1817 Ernst mit der Anlage eines größeren Hafens an der Geestemündung, wiewol die Kunde von einer solchen Absicht schon in Bremen ungegründete Befürchtungen hervorgerufen hatte. So blieb es nach solchen untergangenen Gründungen, gescheiterten Versuchen und zerronnenen Plänen dem durch seinen Bürgermeister Smidt mit neuem Muth und Thatkraft erfüllten Bremen vorbehalten, die Gunst der Natur jenes Ortes erfolgreich zu versuchen und den Bremer Hafen zu begründen, der unserer Stadt die Bedeutung einer Seestadt wieder verschaffte und ihr ein Recht gab, über die Interessen des Weserhandels wieder ein entscheidendes Wort mitzusprechen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 13. Bremen, 30. März. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* In Bologna *).

Von Werner Bergmann.

An die letzten Ausläufer der Apenninen sich lehnend, liegt in einer fruchtbaren Ebene die schon im 16. Jahrhundert palastreiche, starkbevölkerte Stadt Bologna. Schon lange blühte in ihr die berühmteste und besuchteste Universität des südlichen Europas, und damals bildete und hob sich zusehends die durch die Maler Caracci, Guido Reni, Dominichino Albano und andere gegründete Malerschule. Die vielen Paläste der Stadt, welche größtentheils erst im 14. und 16. Jahrhundert erbaut waren, lagen, wie noch heute, in den verschiedenen Theilen der Stadt zerstreut. Sie ist eine der ältesten, schon den Römern wichtigen und reichsten Städte Italiens.

Die Straßen Bolognas waren heute ungewöhnlich belebt. Auf ein friedliches Volksfest deuteten die Bewegungen nicht, denn Alles hatte einen kriegerischen Anstrich. Schaaren Volks wogten auf der von der Piazza maggiore zum westlichen Thore führenden Straße auf und ab, und hin und wieder standen Gruppen bei einander, die sich in der lebhaften Weise des Südens unterhielten.

„Der heilige Vater hätte weiser gethan, nicht wider den Stachel zu löken", rief ein Bürger, „dann brauchte unsre päbstliche Stadt nicht das Panier Frankreichs zu tragen." — „Und", setzte ein anderer hinzu, „wir hätten nicht mit unsrer Polenta den hungrigen Magen und mit unsren Paolos den Säckel der Fremden zu füllen, so lange es ihnen gefällt, ihre Zelte vor der Stadt aufzuschlagen." — „Habt ihr die weltverrufenen schwarzen Geldernreiter draußen gesehen?" hieß es unter den sich Begegnenden. „Sie sehen aus wie Diavoli." — „Es ist ein Glück", sagte ein alter Bürger, „daß sie nicht in die Stadt kommen dürfen. Sie sollen in der Umgegend von Marignano furchtbar gehaust haben." — „Wer sind die draußen in den hellen Stahlpanzern und Scharlachwämsern? Sie schauen so ernst und verbissen drein." — „Das sind Gefangene von der Schweizern." — „Welche zierliche Burschen sind die fremden Bogenschützen", flüsterten bolognesische Mädchen unter einander.

*) Bruchstück aus einem geschichtlichen Roman: „Tizian."

Haufen Geharnischter drängten sich durch die Massen, die ihnen Platz machten. Durch das dumpfe Summen der Menge rief jetzt vom Thurme der kolossalen Petroniuskirche die Glocke zur Messe, und einzelne Haufen, von den Klängen gerufen, sonderten sich von dem bunten Gedränge ab. Auf der Piazza selbst bewegten sich noch größere Massen Volks, aber es herrschte mehr Ordnung und Mäßigung darin, welche ihren Grund theils in der Erwartung hatte, daß der anwesende Pabst Leo X. vom Balkon des alten Palastes del Podesta das Volk segnen werde, theils darin, daß das um den Segen schreiende Volk von Geistlichen und päbstlichen Dienern zur Ruhe und Geduld ermahnt wurde. Hin und wieder ritten auch Vornehme über den Platz, deren reiche oder fremde Tracht dann die Aufmerksamkeit des Volks fesselte. Besonders richteten sich die Augen der Nächststehenden auf eine Reitergestalt, die jetzt langsam am Portale des Palastes abstieg. Auf dem Haupte trug sie einen reich mit Gold ausgelegten Helm, welchen zwei gekreuzte Schlüssel krönten, und ein weiter Purpurmantel umhüllte die hohe markige, aber bartlose Gestalt. „Der Kardinal", flüsterte das Volk. „Er hat bei Marignano mitgefochten." — „Und ist mit geschlagen worden", rief eine höhnende Stimme aus dem Haufen. Sie gehörte einem Landsknechte, der es wissen mochte, daß er als Sieger sich so etwas herausnehmen durfte. „Er wird sich bei der fränkischen Majestät Verzeihung erbitten wollen; aber Seine Eminenz Mathäus Schinner sollte das besser draußen bei den Schweizern, seinen Landsleuten, thun, deren Blut er unnützer Weise hat vergießen helfen."

Das Volk murrte, und es richtete sich eben eine drohende Bewegung gegen den kecken Sprecher hin, als ein langgezogener Hurrahruf erscholl, dem das helle Geklingel silberner Glöckchen folgte. Durch die hohe Thür des Balkons bewegte sich ein getragener Baldachin. „Evviva il santo padre!" rief die Menge und knieete nieder. Der Pabst sprach den verlangten Segen, und seitdem leerte sich der Platz allmälig.

Die blutige Schlacht bei Marignano war am Tage der Kreuzerhöhung 1515 geschlagen. Franz der Erste, der junge einundzwanzigjährige, thatendurstige König von Frankreich, hatte die Gewalthaufen der Schweizer, der wichtigsten und treuesten Bundesgenossen des Herzogs Maximilian Sforza von Mailand, dessen Gebiet Franz beanspruchte, nach zweitägigem blutigen Morden mit Hülfe eines venezianischen Heeres unter Alviano niedergeworfen. Mailand und Genua hatten sich dem jungen Sieger ergeben, und der mit dem besiegten Herzoge verbündet gewesene schlaue Pabst hatte, als seine flüchtigen Heerhaufen unter dem Kardinal Schinner in die Thore Roms drangen, sogleich

Friedensboten an den König gesandt und ihn zu einer Zusammenkunft nach Bologna eingeladen, um über den Frieden dort mit ihm zu verhandeln.

Am Morgen des Tages, dessen Scenen wir beschrieben haben, waren bald nacheinander die beiden Herrscher, Franz mit einem Theile seines siegreichen Heeres, um es in den fruchtbaren Umgebungen der Stadt besser unterhalten zu können, und der Pabst mit einem zahlreichen Gefolge von Kardinälen, Hofbeamten und Dienern angelangt, und der heilige Vater hatte aus wohlersonnener Bescheidenheit dem Könige den Palazzo maggiore überlassen und sich in den kleinern und ältern einquartirt. Die ersten Friedensverhandlungen waren bald abgeschlossen, und es traten an ihre Stelle nun die Vergnügungen der Falkenjagd, festlicher Turniere, Bankete und Concerte, in denen Pabst Leo, der bekanntlich die Musik leidenschaftlich liebte, zu großer Belustigung des Königs, sich herabließ, bei Gesangvorträgen die erste Stimme zu singen.

Es war ein eigenes Schauspiel. Auf der einen Seite bemühten sich die Mitglieder der päbstlichen Kapelle, die Leo nach Bologna hatte kommen lassen, auf alle Weise, ihrem Herrn zu schmeicheln, indem sie seine Stimme und musikalischen Kenntnisse in den Himmel erhoben. Leo, eine fette schwammige Gestalt mit gewaltigem Oberkörper, hörte, ein behagliches Lächeln auf den dicken Lippen und eine Brille auf der Nase, die Lobsprüche an, die ihm sowohl von dem Vorstande der Kapelle als den Kardinälen gespendet wurden, und schlug von Zeit zu Zeit mit seinen unverhältnißmäßig dünnen schwächlichen Beinen den Takt zur Musik oder betrachtete mit Selbstgefälligkeit seine mit blitzenden Ringen geschmückten Hände, auf die er so eitel war, wie später Kaiser Napoleon auf die feinigen *). Auf der andern Seite war Franz der Erste, ein schlanker Mann mit kurzem kohlschwarzen Kinnbarte und feurig blitzenden Augen, mit einem großen Windspiele beschäftigt, das zu seinen Füßen lag, und richtete während der Pausen bald ernste Fragen, bald witzige Scherzworte an die in seiner Nähe stehenden Personen seines Gefolges. Unter ihnen, dem Sessel des Königs am Nächsten, befanden sich die großen Kriegshelden, die bei Marignano mitgefochten hatten, unter andern der Ritter Bayard mit dem bekannten Beinamen: Chevalier sans peur et sans reproche, der aber vor den Morgensternen und rasenden Schwerthieben der Schweizer zum erstenmale gewichen war **). „Hat die goldene Devise auf deinem Schilde in der Schlacht nicht gelitten, Bayard?“ hatte ihn der König nach dem Kampfe etwas spöttisch gefragt. Neben jenem saß der Vetter des Königs, der Connetable, dem es der König später wenig Dank wußte, daß er ihn in einem Augenblick der Gefahr gerettet hatte. Mit Mienen düsterer Trauer stand neben ihm der tapfere Feldherr des Königs, Trivulzio, denn er gedachte seines von den Schweizern gefangenen Sohnes. Auch Alviano, der Führer des venezianischen Hülfsheers, das so viel zum Siege beitrug, verweilte, obgleich seine Truppen schon den Rückmarsch nach Padua angetreten hatten, noch am Hoflager des Königs.

An ihn wandte sich der König jetzt und sagte: „Alviano! Wir haben beschlossen, uns von eurem berühmten Meister Tiziano malen zu lassen. Schickt ihm nach Venedig einen Boten, um ihn in unserm Namen einzuladen.“ Der Pabst, nachdem er sich den Schweiß von der Stirn getrocknet, da er leicht schwitzte, wandte sich rasch um und sagte zum Könige: „Per Dio, ich wünsche euch Glück, Sire, zu dem gescheuten Einfalle.“ — „Eure Heiligkeit ist sicherlich dabei interessirt“, entgegnete der König forschend.“ — „Ja freilich, ihr habt mit eurer Klatsche meine Fliege mit getroffen, denn wißt, ich wünsche sehr, ihn der stolzen Republik zu entführen und an meinen Hof zu fesseln“, antwortete Leo. — „Ich dächte“, meinte der König, „Eure Heiligkeit hätte viele berühmte Maler in Rom und an einem Raphael und Michel Angelo genug und könnte mir den Venezianer überlassen.“ — „Wenn ich ihn gebraucht habe, Sire, steht er euch später gern zu Diensten.“ — „Ei, Ei, Eure Heiligkeit will mir eine ausgepreßte Citrone schicken!“ — „Das Gleichniß, Sire, paßt für einen Tizian nicht, denn ihr werdet sehen, sein Ruhm wird noch manche Jahre lang höher steigen. Er porträtirt schon jetzt besser als Raphael, besonders männliche Portraits. Der Gesandte des Kaisers, der kürzlich von Ferrara kam, war außer sich vor Entzücken über einen Christus, den der Meister dort gemalt hatte, und über das lebensgroße Bild des Herzogs. Laßt uns sehen, Sire, wer von uns den Phönix fängt.“

„Erlaubt mir, heiliger Vater“, sagte Alviano mit einer Verbeugung, „zu bemerken, daß Eure Heiligkeit nicht politisch handeln, in Gegenwart eines Feldherrn der Republik euern Kriegsplan so offen mitzutheilen.“

Der König rief lachend: „Alviano hat Recht. Eure Heiligkeit beweisen da auf's Neue, daß ihr besser versteht, eine Messe zu celebriren als Krieg zu führen. Ich berufe mich auf das Zeugniß des Kardinals Schinner dort.“

Der Kardinal biß sich die Lippen und schwieg. „Sire“, nahm Alviano wieder das Wort: „Mein Landsmann hier, Pietro Bembo, ein Jugendfreund Tizians, sagt mir eben, daß unser Meister ganz in der Nähe, nämlich am Hofe Alfonso's, sich aufhalte.“ — „Desto besser!“ riefen beide Herrscher fast gleichzeitig, und gleich danach wurde ein reitender Bote mit einem Schreiben Bembo's, dem Leo im eigenen Interesse ein kurzes eigenhändiges Schreiben beifügte, nach Ferrara gesandt.

Schon am andern Tage kam Tizian in Begleitung seines jungen Schülers Paris Bordone, der ihn auf eigenen Wunsch nach Ferrara begleitet hatte, zu Pferde in Bologna an. Mehrere Diener bildeten sein Gefolge. Tizian wurde zuerst zum Könige geführt. Wie auf Verabredung ruhten beim Eintritte die Blicke Beider scharf und beobachtend auf einander. Doch vermochte der König das große dunkelfeurige Auge des Künstlers kaum zu ertragen. Mit feinem Lächeln und französischer Galanterie reichte er ihm die Hand. „Meister Tizian, wir haben von eurer Kunst so Preiswürdiges gehört, daß wir beschlossen haben, uns von euch malen zu lassen. Eure Siege müssen doch größer sein als die unsrigen, setzte er lächelnd hinzu, da wir eurer bedürfen, um die unsrigen zu verewigen.“

„Und doch, Sire, giebt es außer dem Schwert und Pinsel eine Waffe, die noch größere Eroberungen gemacht hat“, erwiederte Tizian. — „Wie meint ihr das, Meister?“ — „Sie ist, meine ich, der Griffel der Geschichte. Ihr, Sire, habt ihr glänzende Vorarbeit geliefert. Es ehrt mich doppelt, in euch nicht bloß einen König, sondern auch einen Sieger malen zu dürfen, der meinem Vaterlande gestattet, die Kraft seiner Waffen für ihn zu bewähren.“ — „Ja, ja, wir sind Alviano sehr verpflichtet, aber noch aufrichtiger euch, daß ihr unserer Einladung so schnell gefolgt seid. Seid ihr sogleich bereit oder wollt ihr, wie wir sehr wünschen, unserer Einladung nach Paris folgen, wo ihr zu Anfang des nächsten Jahres auch euern Landsmann Leonardo da Vinci treffen werdet?“ — „Eure Majestät wollen mir verzeihen“, sagte Tizian, „daß ich für jetzt diese Ehre nicht annehmen kann. Meine Liebe zum Vaterlande ist stärker als der ehrenvolle Ruf eines Königs.“ — „So wollen wir nicht weiter in Euch dringen, erwarten jedoch, daß Ihr dieselbe Standhaftigkeit auch gegen die Einladung, welche Seine Heiligkeit an Euch ergehn

*) Grimm, Michel Angelo, Th. I., S. 418.

**) Fröhlich, Zwingli, Ges. 3, S. 39.

lassen wird, beweisen werdet, damit nicht der Pabst über uns triumphire.«

Tizian gab das Versprechen und erklärte sich dann bereit, den König, sobald er befehle, in Lebensgröße zu malen. Er suchte darauf seinen Freund Bembo auf, den er seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte. Er wurde mit Herzlichkeit von ihm und seiner jungen schönen Frau Giovanna Morosina, einer Tochter Roms, empfangen. Zu seiner Freude traf er dort auch seinen Landsmann, den Geschichtsschreiber und Dichter Navagiero. Die Jugendfreunde erzählten einander ihre Erlebnisse und erneuerten den Bund ihrer Freundschaft. »Wie richtig ahnte ich schon damals in Venedig«, sagte Bembo, »daß du ein ruhmvoller Sohn der Republik werden würdest.« — »Und du Italiens«, entgegnete der Freund. »Mit stiller Freude habe ich vernommen, wie Großes Ihr beide durch Eure Schriften zur Wiederherstellung des guten Stils und zur Vervollkommnung unserer Landessprache gewirkt habt. Dir, lieber Bembo, danke ich auch besonders für die gerechte Kritik, womit du meinen Liebling Petrarka behandelt fest.« — »Ohne Zweifel besitzest du jene Ausgabe«, bemerkte Bembo, »sonst steht sie zu Diensten. Seine Heiligkeit erwartet dich noch heute. Ist's dir genehm, so begleite ich dich. Er kann das Verlangen, dich zu sehen, kaum bezwingen.« — »Auch ich bin begierig, erwiderte Tizian, den kunstsinnigen Mediceer von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ich weiß, daß er mich dringend nach Rom einladen wird, und es treibt mich fast, ungeachtet des dem Könige geleisteten Versprechens, zuzusagen, nicht um des Pabstes willen, sondern um Raphael und Michel Angelo und ihre Werke kennen zu lernen.« — »Ich gebe dir zu bedenken, Tizian«, sagte Navagiero, »daß du dich dann der Gefahr aussetzen würdest, deiner dankbaren Vaterstadt ganz entzogen zu werden.« — »O fürchte das nicht«, erwiderte Tizian. — »Auch ich, lieber Freund, theile die Bedenken Navagiero's«, rief Bembo. »Mindestens sage Leo jetzt noch nicht zu. Deine Stunde wird schon kommen, wo der Pabst einen Heiligen zum Ketzer machen wird, wenn er dich damit nach Rom ziehen kann.«

Tizian gab nach, und beide begaben sich zum Palaste Leo's. Obgleich das Vorzimmer von Audienzsuchenden gefüllt war, gelang es Bembo leicht, dem Freunde Zutritt zu verschaffen. Leo lehnte gemächlich im Sessel. Neben ihm auf einem Tische stand, wie er gewohnt war, eine Krystallschale voll Eiswasser, aus der er sich von Zeit zu Zeit durch einen Hofbeamten einen Becher füllen ließ. Tizian wurde, als er die gebräuchliche Ceremonie des Fußkusses verrichtet hatte, von Leo mit einer solchen Vertraulichkeit behandelt, daß derselbe, den Arm in den seinigen gelegt, mit ihm im Gespräche langsam durchs Zimmer auf und ab ging. Diese Vertraulichkeit und Herablassung bewies er immer gegen Niedere, während er den Fürsten gegenüber ein stolzer und schlauer Diplomat war.

Als solcher hatte er auch, um den jungen galanten König zu günstigeren Friedensbedingungen zu stimmen, seine schöne Nichte Marie Medicis mitgebracht. Sie war eine Hebe an Gestalt. Wie ihre Landsmänninnen trug sie das Haupt sanft zurückgeworfen. Ihr dunkles, feuriges Auge war groß und schmachtend, ihre feingeschnittenen, schön gewölbten Lippen verriethen sinnlichen Reiz; durch ihr Lächeln bezauberte sie eben so, wie durch ihre melodische Stimme und geistreiche Unterhaltung, so daß auch Franz sich gegen ihren Zauber nicht gewaffnet fühlte, sondern ihr seine Huldigungen darbrachte. »Bei unserer lieben Frau zu Paris, rief er wiederholt, ihr tragt nicht allein ihren Namen, sondern eure Schönheit fordert fast ihre Anbetung.« — »Dann wäre ich eine große Sünderin, Sire«, sagte sie mit schalkhaftem Lächeln. — »Das seid ihr auch, weil ihr mich zu einem Sünder machen könntet.«

Obgleich der Pabst im Laufe der Unterredung trotz seinen mit südlicher Heftigkeit verstärkten Versuchen, Tizian nach Rom zu ziehen, sich bald von der Vergeblichkeit derselben überzeugen mußte, blieb er dem Künstler nichts desto weniger gewogen. »Du warst also schon beim Könige, mein Sohn«, sagte er. »Nun, so kann ich mir deine Weigerung erklären.« — »Nein, heiliger Vater, versicherte Tizian, erklärt sie aus nichts Anderem als aus meiner starken Liebe zur Heimath und Familie. Was ich übrigens dem Könige versprochen, werde ich auch dem Pabste halten, wenn er das Versprechen von mir fordern wird.« — »Das thue ich, mein Sohn, und gebe dir im Voraus meinen Segen.« — »Und daneben den goldenen, heiligen Vater, den Tizian vom Könige empfangen wird!« sagte Bembo, der sich zu Zeiten gegen Leo, wenn dieser gut gelaunt war, manches Scherzwort erlauben durfte. — »Du nimmst dir viel heraus, Bembo, sagte der Pabst mit leichtem Stirnfalten.« — »Ich bin mit dem päbstlichen Segen zufrieden«, sagte Tizian beschwichtigend.« — »Nein, mein Sohn«, entgegnete nun der Pabst mit stolzem Ernste. »Ich bin ein Mediceer, und der ist gewohnt, die göttliche Kunst doppelt so hoch zu ehren und zu lohnen als ein Orleans!«

Dieser Ausspruch des Pabstes darf nicht befremden, da er bekanntlich an verschwenderischen Geldausgaben, besonders wo es der Musik, der Kunst überhaupt und der Aufgabe galt, mit Pracht und Glanz auftreten zu können, großes Behagen fand, wie er überhaupt an seinem Hofe damals den Mittelpunkt der civilisirten Welt darzustellen wußte. Ja, er war ein so ausnehmend thätiger Beschützer und Beförderer der Kunst, daß man mit allem Rechte behaupten darf, daß es ohne ihn keine Blüthe der Kunst in Mittelitalien gegeben haben würde. Raphael gehörte zu den Intimen des Vatikans und wurde auf ausdrücklichen Befehl Leo's von allen Hofleuten hochgeehrt und vom Pabste selbst nicht nur dadurch, daß er ihm seine Nichte Maria zur Gemahlin zugedacht hatte, als der frühe Tod des Künstlers seinen Plan vereitelte, als auch dadurch, daß er bei der Nachricht seines Abscheidens in heiße Thränen ausbrach. Nicht minder hoch ehrte er Michel Angelo und dessen und Raphaels vorzüglichste Schüler, berief niederländische Musiklehrer an seinen Hof, stellte die Universität zu Rom wieder her und gründete unter dem Griechen Lascaris, dem früheren Lehrer Bembo's, ein Collegium zum Zwecke der Herausgabe griechischer Klassiker.

Tizian wand sich durch die meisterhafte Vollendung seiner Aufgabe neue Kränze des Ruhms. Als er das lebensgroße Bild des Königs vollendet hatte, das jetzt eine Zierde der Gallerie des Louvre bildet, rief Franz von Bewunderung ergriffen: »Hätte ich doch fast lieber auf den Sieg verzichten wollen, als darauf, so gemalt zu werden!«

* Englische Dichtungen.

Uebertragen von Georg Pertz.

An George Chapman.

(Als der Dichter den Homer zuerst in seiner Uebersetzung kennen gelernt.)

Viel bin gewandert ich in gold'nen Reichen
Und schaute manch gesegnet Volk hienieden,
Manch Eiland fand ich, traut und abgeschieden,
Wo unentweiht noch flaggt der Dichtkunst Zeichen.

Doch mocht' ich nie den Wunderstrand erreichen,
Der dir, Homer, als Kronland ward beschieden;
Nie durft' ich athmen deinen sel'gen Frieden,
Bis Chapman ich gehört, dem Wen'ge gleichen.

Da ward mir wie dem nächt'gen Sternbeschauer,
Wenn plötzlich einen neuen Wandelstern er
Auftauchen sieht — wie Cortes, da von fern er

Mit Adlerblick zum Ocean starrt' — und Schauer
Durchrieselten die Mannschaft seiner Schiffe —
Schweigend, auf Dariens ödem Felsenriffe.

John Keats.

Die Stimme der Liebe.

(Aus den „letzten Tagen von Pompeji“.)

Am Strand, umrauscht von des Cephissus Fluth,
Flog eine Stimme zitternd durch die Luft;
Der Rose Wangen färbte tief're Gluth,
Die Tauben ruhten still im Sommerduft.

Die Stunden lächelten und lauschten d'rein,
Die Purpurblüthen lispelten vom Bach,
Und von der Grotte Pans zu Egle's Hain
Durchflog die Welt ein wonnebebend Ach.

Liebt, Sterbliche! Ich bin der Liebe Macht,
Der Genien erster, der vom Chaos schied;
Mein Lächeln hellt der Throne finst're Pracht,
Mein Kuß erweckt der Morgenröthe Lid.

Mein sind die Sterne — wer entzückt sie schaut,
Ist dort gefeit von meinem Zauberbann;
Mein ist Selene — eine blasse Braut,
Die des Geliebten nicht vergessen kann.

Mein sind die Blumen — mein der Rose Glüh'n,
Das Veilchen in verschwieg'ner Waldesnacht,
Mein ist der Sonnenstrahl im Blättergrün,
Mein jeder Traum, der Welkes blühen macht.

Liebt, Sterbliche, dieweil ihr lieben müßt!
Die ganze Welt durchlodert meine Gluth;
Lernt's von der Welle, die das Ufer küßt,
Lernt's von dem Sturm, sich bettend auf der Fluth!

Gott selbst sprach: „liebt!“ — Hier schmolz, gleich süßem Traum,
Der Ton im Licht — doch ob der Klang zerstiebt,
Das schwanke Schilfgras und der Stromesschaum
Und Wald und Echo rauschten weiter: „Liebt!“

Bulwer.

Als der Dichter nach dem Ursprunge der Liebe gefragt wurde.

Der „Liebe Ursprung“? — Ach, was plagt
Dein Spott mit dieser Frage mich,
Da leuchtend mancher Blick dir sagt,
Sie lod're auf, anschauend dich?

Und fragst du nach der Liebe Grab, —
Mein Herz, ach! sieht es bangend vor:
Sie zehrt in stillem Weh sich ab
Und lebt, bis sich mein Hauch verlor!

Lord Byron.

Eine spanische Anekdote.

Nach altem Brauch ward jedem Speisesaal
Als Wandschmuck tiefbedeutungsvoll geschenkt
Ein Bild von uns'res Heilands Abendmahl,
Das fromm nach oben ird'sche Triebe lenkt?

Im alten, spanischen Conventpalast,
Mit Kostbarkeiten reich und hehr bedacht,
Hing solch ein Bild, wie Himmelsabglanz fast,
Verdunkelnd spurlos rings die Wunderpracht.

Ein alter Meister weidete entzückt
An seinem Reiz sich, den er gluthvoll pries,
Dieweil ein Mönch ergraut schon und gebückt
Gedämpften Tones ihm erwidert dies:

„Fremdling! Schon sechzig Jahr sah diese Schaar
Auf meine Mahlzeit nieder, friedlich-mild,
Und schwerlich ahnst du, wie von Jahr zu Jahr
Liebwerther nur mir ward ihr leblos Bild.

Leblos? Ach nein! — Lieh Kunst und Glaube nicht
Der flücht'gen Stunde ew'ge Lebenskraft?
Und wer da lechzt nach himmlischem Gericht,
Naht jenem Tische ein willkommner Gast.

Leblos? Ach nein! — Ob ewig warm und frisch
Erinnrung uns're todten Brüder ehrt,
Ihr liebes Antlitz fehlt doch unserm Tisch,
Da ewig jenes stille Nachtmahl währt.

Denk' ich der Jugend — was ich damals war —
Was ich und all ihr Lieben, seit sie schwand:
So scheinen sie lebendig mir fürwahr,
Und wie die bunten Schatten an der Wand!“

R. M. Milnes.

Hoffnung.

Hoffnung, gleißnerische Fee,
Wandernd über Land und See,
Wiegst du sanft in Träumerei'n
Zarte Kinderunschuld ein?

Stiehlst du, holde Gauklerin,
Zu dem Trauernden dich hin,
Tröstend seine Angst und Pein:
„Schlaf! bald wird es Frühling sein!“

Zauberst auf den Meeresschaum
Dorf und Kirchlein du im Traum?
Sprichst zum Schiffer: „zage nicht,
Nah schon blinkt der Heimath Licht!“

Rufst du Liebenden zurück
Einst'gen Paradieses Glück —
Weiher, Park und stillen Hain,
Wo sie traut gewallt zu Zwei'n?

Malst du Ruhm, von Sieg verschönt,
Kriegern, wenn der Schlachtruf tönt?
Schreckst mit Goldgeklimper du
Jäh den Geizhals aus der Ruh'?

Schwärmst du einsam, wo zur Nacht
Still und bleich der Dichter wacht,
Seiner Stirne düstern Glanz
Schmückend mit dem Lorbeerkranz?

Alles Traum und Blendwerk nur!
Doch wer zürnte deiner Spur?
Wer verwünschte dich? Nicht ich —
Täusch' mich, täusch' mich ewiglich!

Gräfin Blessington.

* Der Name Bremen und seine Bedeutung.

Von J. G. Kohl.

II.

Ich komme nun schließlich auf diejenige Etymologie des Namens, welche mir besonders viel für sich zu haben scheint, nämlich auf die Ableitung von dem Worte „Brame“, („Breme“ oder „Brome“), mit welchem verschiedene mit Stacheln versehene Gewächse bezeichnet werden.

Ich will die Bemerkung vorausschicken, daß in Deutschland (und aus sehr begreiflichen Gründen vermuthlich auch in anderen Ländern) die Anzahl der Lokalitäten und Wohnplätze, welche von bei ihnen gefundenen Pflanzen ihren Namen haben, außerordentlich groß ist, weit größer als die von Insekten oder anderen Thieren hergenommenen Benennungen.

Die besonders auffallenden, großen und nützlichen Bäume als Eichen, Buchen, Linden, Ellern, Ulmen will ich dabei übergehen, weil es sich fast von selbst versteht, daß sie bei sehr vielen Ansiedlungen ihre Namen herliehen. Man zählt die mit jenen Pflanzennamen zusammengesetzten Ortsnamen bei uns dutzend-

oder hundertweise. Aber auch unscheinbare Gewächse, Gräser, Kräuter und Unkräuter spielen in unserer Geographie keine geringe Rolle. Z. B. die „Binsen“, die im bairischen Dialekte „Prims“ heißen, und von denen wir in Baiern und Oesterreich mehrere Ortschaften („Prims“, „Primst“, „Primsdorf“, „Primsweiler“, „Primshof“ ꝛc.) benannt finden. Wir haben ferner in Deutschland eine Menge „Beerendorf“, „Beerenheide“, „Beerenfelden“ und „Beeren.“ Deßgleichen viele „Binsdorf“, „Binsenbach“, „Binsenmühlen“, „Binsfeld“, „Binsheim“, „Binswangen.“ Ganz ähnliche und noch längere Namenreihen finden wir mit „Dornen“, „Stauden“, „Gras“, „Blumen“, „Rosen“, „Rohr“, „Schilf“, „Nesseln“, „Moos“, „Pilzen“, „Haide“, „Hopfen“, „Lauch“ und anderen Pflanzen. Im Ganzen, kann man wohl sagen, wurzelt fast ein Viertel unserer ganzen geographischen Nomenklatur im Pflanzenreiche, bedeutend weniger im Thierreich, vermuthlich, weil die an den Boden gehefteten und meist sehr geselligen Kinder der Flora aus handgreiflichen Gründen weit geeigneter sind, einer Lokalität Farbe und Charakter zu geben als die flüchtigen und meist mehr vereinzelten Thiere. Und wenn daher die Frage, ob ein Ort aus dem Pflanzen- oder aus dem Thierreiche seinen Namen erhalten habe, zweifelhaft, beides aber im Uebrigen gleich möglich ist, so hat man sich in dubio wohl für die erste Annahme zu entscheiden.

Dem oben angeführten Namen für stechende mit Dornen versehene Kräuter und Büsche scheint ein altdeutsches Wort „bremen“ oder „bramen“ zum Grunde zu liegen, das so viel als „stechen“ bedeutet. Das Wörterbuch der bremisch-niedersächsischen Sprache (Theil I., S. 138) und auch Grimm (Theil I., S. 294) spielen auf die Existenz eines solchen, jetzt aber vermuthlich verlorenen Urwortes an[*]). Es kommt jetzt nur noch bei verschiedenen spitzigen oder stechenden Gegenständen zu Tage. „Brame“ wird überhaupt als ein langes zugespitztes Ding erklärt. („Bramstange“ ist z. B. eine spitz zulaufende Verlängerung des Mastes.) Grimm bekräftigt, daß auch „Pfriemen“ damit zusammenhänge. Daß das Wort wieder durch alle Vokale läuft und bald als „Brem“, „Brim“, „Bram“, „Brum“ oder „Brom“ erscheint, kann nicht weiter auffallen.

Die stechenden oder dornigen Gesträuche, die damit bezeichnet werden, sind namentlich zunächst der Brombeerenstrauch, daneben auch wohl die wilde Himbeere, und dann der stachlichte Ginster. Die Brombeere (Rubus Vepris), wird in manchen deutschen Dialekten bloß „Brame“ genannt, im Altbairischen „Bram“, im Englischen „Bramble“, im Holländischen „Braamstruik“ (Bromstrauch), im Altsächsischen „Brembel“ oder „Bremel“, im heutigen Plattdeutschen „Brombeere“ oder „Brummelbeere.“ Die wilde Himbeere heißt im Niederländischen „bramboos“ oder „brambosh“ (Brombusch), womit auch das Französische „framboise“ augenscheinlich zusammenhängt.

Die Ginster (Genista), deren es in ganz Europa und namentlich auch in Deutschland sehr verschiedene Arten giebt, werden ebenfalls in mehren deutschen Dialekten „Bram“ genannt. Namentlich nennen so unsere niederdeutschen Bauern noch heutzutage allgemein die bei ihnen häufige Ginstergattung oder wenigstens dem eigentlichen Ginster sehr ähnliche Pflanze, welche den botanischen Namen spartium scoparium trägt. Im Englischen heißt dieselbe Pflanze „Broom“, im Holländischen „Braam“ und (nach Webster) auch „Brem.“ In den süddeutschen Dialekten, scheint es, kommt diese Bedeutung von „Bram“ nicht vor. Wenigstens giebt Schmeller unter „Bram“ bloß den Brombeerenstrauch an und nicht den Ginster oder das Spartium scoparium. Nach Dem, was ich oben sagte, ist denn auch in Deutschland der sehr verbreitete Name „Pfriemkraut“ für Ginster desselben Ursprungs mit „Bram.“ Und dasselbe läßt sich von dem bairischen „Prims“ oder „Primbst“ sagen, welches, wie gesagt, so viel als Binse bedeutet.

Da die Brombeersträuche und die wilden Himbeeren in Deutschland so weit verbreitet sind und stellenweise in ziemlich großen Gesellschaften vorkommen, so ist es von vornhereln wahrscheinlich, daß sie eben so gut wie die Haide, das Rohr, die Nessel, das Moos ꝛc. Veranlassung zur Benennung von Lokalitäten gegeben haben. Noch wahrscheinlicher aber ist dieß von vornherein von den verschiedenen Arten der Genista oder des Ginster.

Der Ginster, der zu den sogenannten Schmetterlingsblumen gehört, ist eine der schönsten Pflanzengattungen von Europa. In Spanien und selbst in Afrika giebt es Arten mit einem wahrhaft prachtvollen Reichthume herrlicher Blüthen. Auch die Arten, welche bei uns in Deutschland vorkommen, die Genista pilosa, die Genista tinctoria oder Germanica, die Genista herbacea und das ihm so ähnliche Spartium scoparium sind im Frühling meist ein Schmuck unserer Landschaft. Unsere Haidebauern unterscheiden sie nicht und nennen sie alle bloß „Bram“, weßhalb ich hier natürlich auch auf diesen Unterschied nicht weiter reflektire. Alle diese „Brams“ haben sehr viele und hellgefärbte meist goldgelbe Blüthen. Sie lieben trockenes, steriles, steinigtes oder sandiges Terrain, stehen auf ihm meist gesellig und oft in großen wuchernden Massen zusammen, so daß sie mitunter die Blicke schon von weitem auf sich ziehen, und wohl geeignet sind, einer Lokalität eine eigenthümliche Färbung und einen gewissen auffallenden Charakter zu geben.

Unsere Leute nennen jetzt gemeiniglich einen solchen Fleck, wo viel „Bram“ wächst, einen „Brambusch“, in manchen Gegenden, wie man mir gesagt hat, auch „Bramerich“ oder „Bramstette“[*]).

Nach dem von unserem Historiker Roller angeführten Zeugnisse eines „mit der Bremischen Geschichte sehr bekannten Gelehrten“ (eines Predigers Telge in Büttel im Osterstadischen) sollen solche Plätze, wo viel Ginster und auch Brombeersträuche wuchsen, auch mit dem Ausdrucke „Bremen-Plätze“ bezeichnet sein. Auch soll bei einem alten deutschen Schriftsteller, anscheinend aus der Zeit Karls V. einmal für ein mit Ginster und Dornen gefülltes Thal der Ausdruck „Bremen-Thal“ gebraucht sein[**]).

Wie in der Natur so spielt diese Pflanze auch in dem Haushalte der Menschen, namentlich der Bewohner unserer Haiden, eine nicht unbedeutende Rolle.

Die Wurzeln haben ein sehr festes Holz, das zu eingelegten Arbeiten benutzt wird. Auch werden die Zweige zuweilen so dick, daß sie zu Spazierstöcken dienen können. Wo wenig Wald ist, benutzt man sie als Feuerung. Weit und breit werden aus den jungen Zweigen die Besen gebunden. Der Bast ist sehr zähe, und es werden Stricke und Netze daraus geflochten. Er enthält auch einen sehr brauchbaren Färbestoff, und deßgleichen ein Salz,

[*]) Wie vermuthlich auch die Worte „Bräme“ und „Brim“ für Saum, „Brame“ oder „Pram“ für Fährschiff, und „Bremse“ (das Insekt) mit dieser alten Wurzel und Urbedeutung zusammenhangen, brauche ich hier nicht weiter auszuführen.

[*]) Ich habe über diesen hier natürlich besonders interessanten Punkt mit einigen inmitten der Haiden wohnenden Freunden eine Correspondenz geführt, dabei aber nur als sicher in Erfahrung gebracht, daß „Brambusch“ das gewöhnliche sei.

[**]) Siehe hierüber Roller, Versuch einer Geschichte der Stadt Bremen. Bremen 1803, Theil IV., S. 1 bis 4. Der dort von Roller citirte Pastor Telge glaubt, daß das Wort „Brem“ auch so viel als „grün“ bedeutet habe, und übersetzt daher die Ausdrücke „Bremen-Thal“ und „Bremen-Platz“ mit „grünes Thal“ und „grüner Platz.“ Ich finde bei unseren jetzigen Sprachforschern diese Modificirung der Bedeutung und Anwendung des Wortes nicht, obgleich sie an und für sich nicht unnatürlich wäre.

das man daraus gewinnt und Ginster-Salz nennt. Auch wendet man sowohl die Blätter als „die jungen Zweige“ statt des Hopfens an, um das Bier berauschend zu machen. Den Blättern werden viele medicinische Eigenschaften zugeschrieben, und unsere Bauern machen Ausgüsse davon, die sie in verschiedenen Krankheitsfällen trinken. Die Knospen der Blüthen macht man mit Essig ein, und bedient sich ihrer, wie der Kappern. Die entwickelten Blüthen ißt man auch, indem man Salat davon bereitet. Auch geben diese goldgelben Blüthen eine schöne Malerfarbe. Die kleinen Bohnen der reifen Schoten werden zuweilen wie Kaffee geröstet, gemahlen, und der Aufguß davon getrunken, wohl auch dem Indischen Kaffee als Surrogat beigemischt. Auch die Thiere, sowohl die wilden als zahmen, lieben die Pflanze sehr. Das Wildpret weidet die Ginsterblüthen gern ab. Für die Schafe werden sie als sehr heilsam betrachtet. Die Schäfer in manchen Gegenden pflegen und pflanzen den Ginster, um ihren Thieren zu Zeiten damit dienen zu können. Sie nennen eine solche mit Ginster bepflanzte Stelle „Bramkamp.“ Auch den Pferden gewähren die zerquetschten Zweige ein sehr nahrhaftes Futter. Hie und da hat man den Ginster auch zu dem Zweck angebaut, um den Flugsand der Dünen damit zu dämpfen. Auch der Umstand, daß unsere Vorfahren ihren Namen für den Ginster zuweilen auf Thiere übertragen zu haben scheinen, möchte wohl beweisen, wie sehr sie diese Pflanze beachtet haben. Eine Art Goldammer (Emberiza), deren Federn gelb verbrämt sind, als wären sie mit Ginster- oder Bramblüthen besetzt, heißt der „Brämling“ *). Vielleicht hat auch eine Schmetterlings-Gattung, ein Dämmerungs-Falter, aus einer ähnlichen Ursache seinen Namen: „Bremensphinx“ **).

Es ist, sage ich, dem Allen nach begreiflich, daß eine so vielfach benutzte Pflanze noch mehr als der sonst wenig brauchbare Brombeerenstrauch zu geographischen Benennungen Veranlassung geben mußte.

Da nach dem, was ich oben sagte, zuweilen sowohl die Ginster als auch die Brom- und Himbeeren „Brame“ genannt werden, so läßt sich bei den meisten davon gebildeten geographischen Benennungen nicht unterscheiden, welche von beiden gemeint sei. Weil aber hie und da auch jede einen besonders modificirten Namen trägt, so ist in vielen Fällen allerdings ein solcher Unterschied möglich.

Ich will einige dieser wie es scheint, zweifellosen Fälle anführen.

Im Niedersächsischen wird die Brombeere nie „Bram“ oder „Brame“, sondern durchweg „Brombeere“ oder „Brummelbeere“ genannt. Die in Norddeutschland vorkommenden Orts-Namen „Brummelberg“ (in Ostfriesland), „Brummelhoop“ (in Oldenburg), „Brummelkamp“ (in Ostfriesland), „Brummelkuhle“ (in Mecklenburg), sowie die häufigen „Bromberg“, „Brombach“ und „Bromen“ sind daher wohl ohne Zweifel auf die Brombeere und nicht auf den Ginster zu beziehen. Ebenso kann kaum ein Zweifel darüber sein, daß solche Ortsnamen, wie „Ginsterhof“ (bei Köln), „Ginsterhahn“ (bei Coblenz), „Ginster“ (bei Eupen) von der Genista und nicht von der „Brombeere“ ihren Ursprung haben, weil das Wort „Ginster“ sonst keine andere Bedeutung im Deutschen besitzt. —

Der Ginster, unter dem ich hier, um es noch ein Mal zu sagen, nach dem Vorgange unserer Landeskinder, auch immer das Spartium Scoparium der Botaniker begreife, hat aber außer „Bram“ noch verschiedene andere provinzielle Namen. Er heißt in einigen Gegenden „Günster“, in anderen „Genster“, „Gelster“, „Granse“, „Grünling“, „Gast“, „Gest“ und anders. Auch für alle diese mundartlichen Namen findet man in unserer Geographie einige Ortsbenennungen. Für Günster ein „Günsterode“ (in Kurhessen); für Gelster ein „Gelsterburg“ in Kurhessen und „Gelstern“ bei Arnsberg in Preußen; für Granse mehre „Granstedt“ (bei Lüneburg und Stade), ein „Gransdorf“ bei Trier, „Grünlingen“ und „Grünling“ in Baiern, „Gest“ und „Gesthuysen“ (bei Düsseldorf). Hier wäre also über ein Dutzend Orte, bei denen es unzweifelhaft scheint, daß sie ihren Namen von der in Rede stehenden Pflanze empfingen.

Ebenso — dieß mag ich nebenher bemerken — scheint es ganz sicher, daß die verschiedenen englischen und anglo-amerikanischen Ortsnamen „Broome“, „Broom-Centre“, „Broomtown“, der Genista und umgekehrt die verschiedenen Englischen „Bramber“, „Bramham“, „Bramley“, „Bramptons“ der Brombeere ihren Namen verdanken, weil die englische Form für Genista „Broom“ und die für „Brombeere“, „Bramble“ oder „Brame“ ist.

Da die norddeutsche Form für Genista „Bram“ (niedersächsisch) oder „Brem“ (holländisch) ist, während Rubus mit „Brom“ oder „Brummelbeere“ bezeichnet wird, so ist es auch bei allen norddeutschen Orten mit „Bram“ oder „Brem“ wenigstens höchst wahrscheinlich, daß sie dem Ginster und nicht der Brombeere zugeschrieben werden müssen. Der oben berührte Umstand, daß die Ginster in der Natur wie im Haushalte der Menschen eine so viel größere Rolle spielt, erhöht noch diese Wahrscheinlichkeit.

Von den süddeutschen und namentlich den vielen bairischen „Bramstädts“, „Brambachs“ rc. ist es dagegen wahrscheinlicher, daß sie der Brombeere zuzuschreiben sind, weil auch dort *) nur die Brombeere, nicht aber die Genista „Bram“ genannt wird.

Diejenigen, welche der Ableitung des Namens Bremen vom Ginster oder Bram abhold sind, haben es bezweifelt, daß derselbe je auf der Stelle unserer Stadt gewachsen sei. So sagt der schon oft angeführte Herr Eggeling, daß auf dem ganzen sandigen Gehügel, auf dessen einem Theile unsere Stadt liegt und das sich sowohl unterhalb der Stadt auf dem rechten Ufer der Weser bis Lesum, als oberhalb der Stadt bis Achim und weiter hinaus erstreckt, „sich nirgendswo ein einziges Bram-Büschlein finde, unerachtet der größte Theil dieser Hügel ihrer Unfruchtbarkeit halber nie angebaut worden sei“, und er schließt daraus, „daß solche Gewächse niemalen hieselbst, geschweige in einiger Menge zu finden gewesen, folglich diese Stadt von denselben nicht, wie etwa das auf der Geest hinter Lesum belegene Dorf „Bramstedt“ benannt sei“ **).

Diese Behauptung, die ich hier an Ort und Stelle auch jetzt noch wohl habe wiederholen gehört, kann nach Anleitung unserer modernen Botaniker ganz einfach als irrig bezeichnet werden. In einem kleinen Werke „Flora Bremensis“, Bremen 1855, welches sich speciell der botanischen Untersuchung unseres Stadtgebietes widmet, und das mir von einem hiesigen sehr kundigen und gelehrten Freunde mitgetheilt und als zuverlässig empfohlen wurde, werden wiederholt die gesammten Sandhügel oberhalb Bremen über Hastedt und Tenever hin, als auch die unterhalb bei Oslebshausen, Grambke, St. Magnus als Standorte verschiedener Genisten-Arten, von Spartium scoparium, Genista pilosa, Genista tinctoria und Genista anglica nachgewiesen.

Da dieser Dünenstrich jetzt, wo er doch sehr bebaut ist, noch so vielen „Bram“ hat, so ist es wahrscheinlich, daß jene Pflanzen hier früher noch weit häufiger waren, besonders da die Beschaffenheit des Bodens ihrer Erzeugung dort so günstig ist. — Alle „Brams“ lieben, wie ich sagte, trockenen sandigen Boden, und insbesondere die sonnigen Abhänge der Hügel und Gehölzränder. Der Abhang unserer Obernstraße- und Dom-Düne fällt beinahe gerade nach Süden hinab, und ist wie jeder an der sogenannten „Schlachte“ und an der Tiefer weiß, eine der wärmsten und sonnigsten Partien unserer Stadt. Es ist daher nichts weniger als unwahrscheinlich, daß in uralten Zeiten gerade dieser Strich von „Bram“ stark bewachsen war, mithin im Frühling, wenn er gelb wie ein Rapsfeld blühte, den Schiffern sehr auffiel und von ihnen als ein „Brambusch“, ein „Bramkamp“, eine „Bramstätte“ ein „Bremen-Platz“ an der Weser bezeichnet wurde. Der kleine Fähr- und Fischer-Ort steckte, so lange er sich innerhalb seiner alten Gränze, d. h. innerhalb der Balge hielt, ganz in den „Brams“ und erschien in der Blüthezeit des Ginsters rings umher von einem gelben Kranze von Bramblüthen verbrämt. Oben auf dem windigen und kalten Kopfe der Dünen (wo jetzt der Dom steht), wuchs bloß Haide, und für diese Partie der Stadt blieb daher bis auf unsere Tage der Name die „Haide“ oder „Domshaide.“

Zu diesem Allen aber kommt nun auch noch der Umstand, daß nicht nur alle Deutschen überhaupt, sondern auch ganz speciell die Bevölkerung in der Nachbarschaft unserer Stadt eine besondere Neigung gehabt zu haben scheint, ihre Wohnstätten nach dem „Bram“ zu benennen. Es giebt kaum in ganz Deutschland eine Gegend, in welcher dieser Name so vielfach, als Ortsname verwandt wäre und so tief in der Geographie der Lokalität wurzelte wie die Umgegend von Bremen. Da dieß für unseren Gegenstand natürlich von besonderer Wichtigkeit ist, so muß ich es hier im Detail nachweisen, will mich dabei aber nur in dem Umkreise von 7 bis 8 Meilen halten ***).

Zwei Meilen südwestwärts von unserer Stadt haben wir

*) Möglich, daß man hierbei auch nur an „Verbrämung“ dachte.

**) Alles Obige sowohl nach gedruckten Berichten als nach mündlichen und schriftlichen Nachrichten von Freunden.

*) So scheint es mir wenigstens nach Schmellers Wörterbuch. Siehe dasselbe Band I., S. 258.

**) Eggeling l. c. p. 87.

***) Ich folge dabei einigen Special-Karten und dem Orts-Lexikon von H. Rudolph, welches noch vollständiger ist, als das des Dr. Huhn.

um Harpstedt herum die „Brammer Haide“ und einen kleinen Ort „Brammer.“ Ein eben solcher Ort „Brammer“ findet sich eine Meile nordöstlich von Verden. Auch kommt der Name „Brammer“ als Benennung eines Bauerngehöfes $1\frac{1}{4}$ Meile nordöstlich von Achim vor. Nicht weit von Hoya, $\frac{1}{2}$ Meile nordöstlich von Liepenau, findet sich ein Dorf „Bramkamp.“ Und ein zweites „Bramkamp“ im Oldenburgischen $1\frac{1}{2}$ Meilen nordwestlich von Rastede; sowie ein „Bramlage“ unweit Varel. Den Namen „Bramerloh“ haben wir zweimal in unserer Nähe, und zwar im Hoyaschen einmal, 2 Meilen nordwestlich von Nienburg, und einmal 2 Meilen südwestlich von Stolzenau. Der Name „Bramstedt“ findet sich viermal: zwei Dörfer „Groß- und Klein-Bramstedt“ bei Syke. Ein seit der Heidenzeit bekanntes und von Heiden-Gräbern umgebenes Dorf „Bramstedt“, 4 Meilen südwestlich von Bremervörde und ein adliges Gut „Bramstedt“, unweit Stade, sowie ein Pfarrdorf „Bramel“ nahe bei Bremerlehe.

Es ist, sage ich, somit auch von dieser Seite her, ganz natürlich, daß bei einer so großen Geneigtheit unserer Bevölkerung, in ihrer geographischen Nomenklatur den „Bram“ zu berücksichtigen, in der Mitte aller jener „Brams“ auch ein „Bremen“ aufsprossen sollte.

Auch die älteste Form und Schreibweise des Namens „Bremen“ paßt wohl zu dieser Annahme. Es scheint eine Plural-Form zu sein. In dem ältesten Documente, welches wir über Bremen haben, in Karls des Großen Stiftungsbriefe heißt die Stadt „Bremon.“ Die Endsylbe „on“ konnte damals eine Pluralendigung sein. (Das Volk der Franken hieß z. B. auch „die Frankon.“) Auch wird, wie ich aus Roller lernte, im 13. Jahrhunderte und früher die Stadt häufig nicht Brema, sondern Bremae (Ablat.: Bremis = in den Bramen?) genannt *). Ja ein werther, in den Bremischen Geschichts-Documenten bekanntlich sehr bewanderter Freund, Herr Dr. Ehmck zu Bremen, hat mich versichert, daß dieser Pluralis in alter Zeit fast eben so häufig sei, als der Singularis. Auch das Neutrum „Bremum“ kommt nach Roller nicht selten vor. Dieß könnte dann als Collectivum gedacht werden = das Gebräme (der Dorn- und Ginster-Busch **).

Endlich spricht für dieselbe Annahme auch das anscheinend hohe Alter der Meinung, daß Bremen seinen Namen von den Bram-Pflanzen erhalten habe. Man könnte sie wohl fast als eine Tradition betrachten. Die ältesten Autoren haben sich zwar mit solchen Dingen den Kopf eben nicht heiß gemacht. Leider nicht! Am interessantesten wäre es, wenn Adam von Bremen, der im 11. Jahrhunderte schrieb, sich darüber ausgelassen hätte. Allein ich habe nicht finden können, daß er die Frage auch nur mit einer Hindeutung berührt hätte. Renner, der am Ende des 16. Jahrhunderts schrieb, ist auch darüber hinweggegangen. Der Bremische Gymnasialdirector Dr. Joh. Esychius aber, der ebenfalls am Ende des 16. Jahrhunderts schrieb, sagt, es würde unter den Leuten gemeiniglich („vulgo“) geglaubt, „daß Bremen seinen Namen von „Bram“ habe.“ Freilich erwähnt auch er schon einige Ableitungen der Geographen von Phabiranon, aus dem Polnischen 2c. ***).

Wilhelm Dilichius, der seine Chronik von Bremen 1604 publicirte, fängt dieses Buch mit der Aeußerung an, „es wäre ihm einerlei, ob man den Namen Bremen von Bram, oder aus dem Ptolemaeus ableiten wolle“ †).

Auch scheint es mir, daß unsere früheren Bremischen Sänger und Dichter, wenn sie poetisch und verblümt von dem Ursprunge unserer alten Vaterstadt reden wollten, sich dabei nur an den Ginsterstrauch gewandt und keiner anderen Etymologie gehuldigt haben.

Die Gedichte, welche vor dem Werke des Esychius, das im Jahre 1598 gedruckt wurde, stehen, richten sich alle an den Ginster. So fängt eins von Joh. Molanus (Scholae olim Rector) mit den Worten an: Brema vetus lentis nomen sortita genistis etc. (Das alte Bremen mit einem von den schwanken Genisten entnommenen Namen 2c.) Ein anderes mit den Worten: Brema Genistarum plantata in arvo etc. (Bremen, auf einem Genistenfelde [„Bramkamp“] gepflanzt, gedeiht unter den Auspicien des Namens mit schmucken Blüthen 2c.)

*) S. Roller, Theil I., S. 11, Anmerkung unter dem Text.

**) S. Roller, l. c. S. 10.

***) Siehe J. Esychius Discursus de rep. Brem. Msc. p. 4, wo es heißt: „Bremae nostrae appellatio a ruborum ibi nascentium multitudine vulgo putatur deducta.“

†) Siehe Dilichius: Urbis Bremae Typus et Chronicon. Cassellis. 1604. p. 54.

Aber noch in dem Jahre, in welchem des Delichius Geschichte gedruckt wurde, in der doch schon verschiedene andere Hypothesen aufgestellt waren, dachte auch ein gewisser Bremer Poet Hermannus Maierus nur an den Ginster, als er einige Ellen Verse zu Ehren der Chronik des besagten Dilichius fabricirte und dieselben mit folgender Ueberschrift versah:

„Cymae Genistarum“
„Succo Rubi Idaei humectatae“
„Chronicoque Bremensi Dilichiano consecratae“
„ab Hermanno Maiero Bremano“

was man etwa so übersetzen könnte:

„Blüthenkronen *) der Genisten“
(oder kurz: „Bramblüthen“)
„genetzt mit dem Safte des Idaeischen Brombeerstrauchs **)
und der Bremischen Chronik des Dilichius geweiht
von dem Bremer Hermann Maier.“

„Du führst uns“, sagt Herr Maier in diesem Gedichte von dem durch seine Verse gefeierten Dilichius, „in die innersten Verstecke und Thalschluchten der Geschichte ein, du zeigst uns die begrünten und blühenden Tempes, in denen in der Urzeit im Boden der Chauken der schmucke Ginster und die saftige Brombeere üppig wuchsen 2c. ***)

Man sieht, Herr Maier denkt wie seine Vorgänger nur an den mit Bram bewachsenen Abhang des Domhügels nach der Balge und Wachtstraße zu. Bekanntlich hat man in dieser Gegend, wo jetzt die neue Börse gebaut wird, sehr merkwürdige Alterthümer, Aschenkrüge, in ausgehöhlten Bäumen steckende Leichen, dazu Reste eines alten am Hügel hinaufführenden Knüppeldamms, und in dem Erdreich daneben auch allerlei Pflanzenreste, erhaltene Gesäme, Spuren von Haide 2c. gefunden. Vielleicht finden unsere Naturkundigen bei näherm Nachforschen auch wohl einige Schoten, Bohnen oder Wurzeln von den identischen Genisten, unter denen jene Leichen ruhten, neben denen die alten Balge-Bremer wohnten, und denen die Stadt ihren Namen verdankt. Fände sich eine solche Pflanzen-Antiquität, so müßte man sie in unserer Stadt unter Glas und Rahmen bringen. —

Vermuthlich hätte auch unsere Stadt Bremen diejenige Staude, die sich in ihrem Namen und Ursprunge fand, alsbald in ihr Wappen aufgenommen †), wenn sie von vornherein selbstständiger dagestanden und wenn nicht der mächtige Erzbischof ihr seinen Schlüssel aufgedrängt hätte.

„Die Bremer“, meint einer der alten Scribenten, „würden es doch nicht für schimpflich halten, von einer so geringen Feldstaude benannt zu sein.“ Ich glaube, dieß wird ihnen um so weniger einfallen, und ich hänge als Bremer um so lieber an dieser durch das Alter der Tradition und durch unsere Poeten geweihten Ableitung des Namens aus dem Pflanzenreiche fest, da ich beinahe geneigt sein möchte, mir vorzustellen, daß vielleicht noch berühmtere Leute, nämlich die alten griechischen Spartaner, ihren Stadtnamen vom Ginster abzuleiten sich entschließen müssen. Die Geniste ††) heißt nämlich im Griechischen „sparton“ oder auch „sparta.“ Sie wuchs in Griechenland vielerwärts auf unfruchtbarem dürren Boden und an sonnigen Bergabhängen. Auch wurde sie von den Griechen vielfach beachtet und benutzt. Ihre Schäfer machten sich Schuhe und Körbe davon, ihre Schiffer Stricke †††). Daß die Griechen eben so wie wir nach der Geniste

*) „Cymae“ werden nach Dufresne häufig die Wipfel der Bäume und Sträucher genannt. Hier konnte ich es wohl mit „Blüthenkronen“ geben.

**) „Rubus Idaeus“ (Idaeischer Brombeerstrauch) wurde nach Forcellini ein auf dem Berge Ida in Phrygien, auf welchem Paris den Streit der Minerva, Juno und Venus entschied, häufig wachsender Dornstrauch genannt. Vielleicht netzte Herr Maier seine „Ginsterblüthen“ deßwegen mit dem Safte dieser Idaeischen Brombeere, um damit irgend eine Anspielung auf jenen poetischen Weltstreit machen zu können.

***) „Jamque in recessus historiae intumos
Vallesque ducis; jam viridaria
Tempea monstras; quo Genista
Flore decens; Rubus atque pinguis
Solo in Caicum primitus hubere
Protuberarint etc.“

†) Die Ehre in ein Wappen aufgenommen zu werden, soll dem Ginster durch König Karl V. von Frankreich zu Theil geworden sein. Siehe Pratje, Altes und Neues aus Bremen und Verden. Stade, 1774. Band VII. S. 88.

††) Oder doch eine Gattung derselben. Welche species oder ob vielleicht mehre, darüber ist viel Streit. Siehe darüber Beckmann, Geschichte der Erfindungen. Bd. III. Erstes Stück. Leipzig, 1790. S. 123—125.

†††) S. hierüber H. Stephani. Thesaurus linguae graecae unter den Worten „Sparton“ und „Sparta.“

auch Landstriche oder Lokalitäten benannten, und daß dieß namentlich nicht weit von der Stadt Sparta geschah, geht daraus hervor, daß sich in Lacedämon ein Berg befand, der „sparton oros“ (der Ginsterberg — oder Bramberg, Bramstede) hieß *). — Zwar finde ich unter den verschiedenen meist aus der Mythologie genommenen Ableitungen des Namens der Stadt Sparta, die man aufgestellt hat, keine vom Ginster hergenommene vor.

Allein wer weiß, vielleicht übersahen die Classiker und Philologen diese „geringe Feldstaude“, und die Sache wäre am Ende noch einer Untersuchung werth. Möglich auch, daß sie schon irgendwo mir unbewußt gründlich untersucht ist.

Man könnte „Spartaner“ in's Deutsche etwa mit „Bremer“ und umgekehrt „Bremer“ in's Griechische mit „Spartaner“, und beides mit: „im Brambusch hausende Leute“ übersetzen. — wenn meine übrigens unvorgreifliche Vermuthung in Bezug auf „Sparta von Sparton“ das Rechte träfe, und — wenn auch die Ableitung des Namens Bremen von „Bram“ ganz außer Zweifel wäre.

Aber freilich kann trotz allem Gesagten dieß Letztere auch noch nicht einmal als völlig ausgemacht angenommen werden. Dergleichen auf gänzlich festen Fuß zu stellen wird wohl nie möglich sein.

Historische Fragen dieser Art, die man mit keinem authentischen Dokumente in der Hand beantworten kann, sind ungefähr wie die Frage von der Quadratur des Kreises. Man kann sich, indem man der Sache eine immer breitere Grundlage giebt, der Wahrheit immer mehr nähern, — den Grad der Wahrscheinlichkeit steigern, — ohne jedoch die Gewißheit und Wahrheit selbst je auf den Kopf zu treffen.

Erst nach hundert Jahren, nachdem die Philologen und Geographen über den Ursprung eines jeden der vielen „Brems“, „Brams“, „Brims“, „Broms“, die es in Deutschland giebt und aller anderen sprachverwandten Städtenamen eingehende und kritische Untersuchungen angestellt haben, wird man über den Ursprung des Namens Bremen noch etwas klarer und entschiedener urtheilen, als es hier geschehen konnte.

*) Ich finde diesen Berg angeführt in dem besagten Thesaurus l. c.

Literatur und Kunst.

* Die neueste dramatische Arbeit von Paul Heyse, „Ludwig der Bayer“, erscheint soeben im Druck. Sie behandelt den bekannten, auch von Uhland dramatisch gestalteten Streit Ludwigs von Bayern und Friedrichs von Oesterreich. — Die Krabbe'sche Buchhandlung in Stuttgart veranstaltet eine Gesammtausgabe der Erzählungen von Ottilie Wildermuth. — Die hier auf Erden schon heimgesuchte Hölderlin hat nach seinem Tode noch das Schicksal gehabt, von H. Rau als Held eines Romans verarbeitet zu werden.

* Der Vorstand des germanischen Museums zu Nürnberg hat beschlossen, nach dessen zehnjährigem Bestehen in diesem Jahre den Tag der Stiftung durch eine einfache, würdige Gedächtnißfeier zu ehren. Da das Museum am 17. August 1852 unter dem Vorsitz des jetzt regierenden Königs von Sachsen in Dresden gestiftet und durch Aufstellung seiner Statuten als bestehend erklärt ward, so soll in Berücksichtigung dessen die Jahresconferenz auch am 17. August d. J. eröffnet werden, wozu noch besondere Einladung ergehen wird.

* In Salzburg ist man bereits mit den Vorarbeiten für die diesjährige Versammlung deutscher Künstler im September beschäftigt. Es wird an eine großartige Bergbeleuchtung gedacht.

* In Berlin giebt man auf der Hofbühne ein fünfactiges Drama „Marfa“ von Karl Heigel, das Erstlingswerk eines begabten Dichters, mit gutem Erfolge. Der Verfasser hat eine spannende Handlung ersonnen und besitzt poetisches Talent und technisches Geschick. Die Hauptfigur ist der russische Czar Iwan der Schreckliche, im sechszehnten Jahrhundert, der Würger von Nowgorod; Marfa, eine Jungfrau aus dieser Stadt, bezaubert den Tyrannen durch ihre Schönheit und wird seine Gattin, indem sie dadurch ihr Volk zu retten hofft. Doch ist sie die Braut eines jungen Russen, der mit ihr zu Grunde geht. Die poetischen und technischen Vorzüge der Tragödie leiden unter der Inconsequenz Marfa's, der die tragische Größe fehlt, indem sie durch die Unwahrheit ihres Handelns zur Komödienheldin wird. — Ein vieractiges Lustspiel „Das Haus Eberhard“ von Fürbringer erwies sich als ein so fades Produkt, daß es nach wenigen Vorstellungen bei Seite gelegt wurde. — Das Schauspiel „Wilhelm von Oranien in Whitehall“ von Putlitz behauptet sich.

* Musikalische Notizen. Die großen Händel-Concerte, welche in London vorbereitet werden, nehmen wieder den in England beliebten und schon mehrmals durchgeführten kolossalen Maßstab an. Unter der Direction von Costa werden im Orchester 505, im Chor 3120 Personen mitwirken. Zur Ausführung kommen in den Tagen vom 23. bis 27. Juni der Messias, Israel in Egypten und ein gemischtes Concert. Aehnliche Händel-Concerte sollen künftig regelmäßig alle drei Jahre stattfinden. — Die mehrmals erwähnte reizende Operette von Franz Schubert „die Verschworenen oder der häusliche Krieg“ ist nun im Clavierauszug erschienen. — Zu den jüngsten Werken, die in den Druck gekommen sind, gehört ein Quintett für zwei Violinen, zwei Bratschen und Violoncell von Anton Rubinstein. — Das diesjährige niederrheinische Musikfest, das neununddreißigste, wird an den Pfingsttagen in Köln begangen. Ueber das Programm erfahren wir Folgendes: Zur Aufführung kommt am ersten Tage: Salomon, Oratorium von Händel. Dieses in Deutschland noch selten gehörte Werk wird nach der Original-Partitur mit Begleitung des Orchesters und der Orgel ausgeführt werden, mit Benutzung der von Mendelssohn für die Aufführung desselben Werkes im Jahre 1835 zu Köln ausgearbeiteten Orgelstimme. Am zweiten Tage werden die Ouverture und eine Zusammenstellung von Scenen aus der Oper Iphigenie in Aulis von Gluck; ferner das Sanctus und Osanna aus der großen Messe in H-moll von Joh. Seb. Bach; und in der zweiten Abtheilung Beethovens neunte Sinfonie mit Chören gegeben werden. Am dritten Tage werden nicht bloß Solovorträge der künstlerischen Virtuosität Rechnung tragen, sondern die einmal vereinigten Kräfte auch noch zu Gesammtaufführungen benutzt werden, wozu eine Sinfonie von Jos. Haydn, eine Hymne an die Nacht für Soli, Chor und Orchester von Ferd. Hiller (neu) und Mendelssohns Ouverture zu Ruy Blas bestimmt worden sind. Zum Fest-Dirigenten ist Herr Kapellmeister Ferdinand Hiller erwählt worden. Das Orchester werden die Herren Concertmeister J. Grunwald und O. von Königslöw anführen. Die Gesang-Solopartieen haben übernommen: Frau Luise Dustmann, geb. Meyer, aus Wien (Sopran), Fräulein Franziska Schreck aus Bonn (Alt), Herr Schnorr von Karolsfeld aus Dresden (Tenor) und Herr Becker aus Darmstadt (Baß).

⁝ Bremen, im März 1862. In einer General-Versammlung des Künstler-Vereins am 19. d. M. wurde die Bildung einer Abtheilung für bremische Geschichte und Alterthümer beschlossen, die sich die Erforschung und Erhaltung der im bremischen Staate befindlichen historischen und künstlerischen Denkmale der Vorzeit zur Aufgabe machen und durch die Herausgabe der geeigneten Gegenstände das Interesse für Bremens Vorzeit sowohl innerhalb der Stadt als im übrigen Deutschland beleben wird. Daß es dieser neuen Abtheilung, deren Gründung einen abermaligen erfreulichen Beweis der innerhalb des Künstler-Vereins bestehenden geistigen Bestrebungen ablegt, weder an Arbeitsstoff noch an Arbeitskräften fehlen wird, davon zeugen einestheils zwei neue kleine Abhandlungen von Dr. H. A. Müller, der, wie er vor einem halben Jahre im „Organ für christl. Kunst“ die hiesige L. Frauenkirche herausgab, jetzt in demselben Blatte (1862, Nro. 3., 4., 5.) auch die Ansgariikirche und ihre Kunstdenkmale sowohl historisch als künstlerisch erläutert und dabei einen bedeutenden Anfang zur Erklärung der in der Kirche befindlichen Wandmalereien gemacht, ferner ganz neuerdings im Märzhefte der „Mittheilungen der k. k. Central-Commission für die Baudenkmale“ eine ausführliche Abhandlung über die Miniaturen des in der hiesigen Stadtbibliothek befindlichen Evangelistarium's Kaiser Heinrichs III. mit vergleichender Rücksicht auf die fast gleichzeitigen miniirten Handschriften zu Gotha und Trier geliefert hat. Davon zeugt anderstheils die in der Kürze hieselbst (Verlag von C. Ed. Müller) erscheinende erste Lieferung eines Prachtwerkes über bremische Geschichts- und Kunstdenkmale, welche nach den trefflichen Zeichnungen des Geometers Th. Krone die Inschriften des Rathhauses, die ältesten Stadtsiegel u. dgl. in getreuen Facsimilien und prachtvollem Farbendruck bringen wird. Nach den uns davon zu Gesicht gekommenen Probeblättern der ersten Lieferung zweifeln wir nicht, daß die wissenschaftlichen und artistischen Arbeiten der neuen Abtheilung, die, wie wir also sehen, ihre Kräfte bereits vor ihrer förmlichen Gründung in Thätigkeit setzte, sich auch außerhalb Bremens einen ehrenvollen Namen erwerben werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 14. Bremen, 6. April. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Der Einzelne und sein Leben.

Von Wilh. Kiesselbach.

Die Geschichtsforschung ist gegenwärtig auf dem Standpunkte angelangt, von welchem aus sie die zusammenhängende Entwicklung der Menschheit als ein Ganzes zu betrachten anfängt. Die geographischen und ökonomischen Bedingungen, die sich im großen Völkerdasein geltend machen, die Theilung von Eigenthum und Arbeit in ihrer Rückwirkung auf das gesellschaftliche und staatliche Gefüge der vernunftbegabten Erdbewohner, die sich durch die Geschlechter hin stets vergrößernde Kette ihrer geistigen und ethischen Errungenschaften erscheinen dabei als Massenkräfte, unter deren sich gegenseitig ergänzendem Einflusse der Lebenslauf der Menschheit weiter geht. In einer einzelnen Nation zeigen sich dann diese allgemeinen Momente besonders individualisirt, sie führt wohl ihre eigene Existenz, allein sie vermag sich doch von dem durch sie hinfluthenden Menschheitsleben nicht loszureißen; sie bleibt im Großen und Ganzen von demselben abhängig. Folgt nun schon daraus, daß den allgemeinen Entwicklungsgesetzen gegenüber die Willensfreiheit einer Nation in ihren wirthschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen und kulturlichen Bethätigungen dem Charakter der jedesmaligen Zeitperiode unterworfen bleibt, daß ihre Staatskunst immer nur wollen darf, was sie den gegebenen Gesammtumständen nach kann, so verengert sich bei solcher Weltanschauung vollends für den einzelnen Menschen der Kreis seines freien Wollens und Thuns in solchem Grade, daß alles Ernstes die Frage entstanden ist, ob man ihm überhaupt eine eigene Selbstbestimmung beimessen darf.

Diese Frage beschäftigt gegenwärtig mehr Denker als vielleicht geglaubt wird, und es giebt wirklich Manche unter ihnen, welche, während früher die Philosophie von dem Individuum, dem Ich, ausging, indem sie das Ich dem Ganzen gegenüberstellte, jetzt im Hinblick auf das menschheitliche Gesammtleben den Einzelmenschen, d. h. „das menschheitliche Atom“ kaum der Berücksichtigung für werth halten; er ist eben nur ein Blatt am Baume. Irren wir aber nicht, so bereitet sich auf diesem neu eingeschlagenen Wege der Weltanschauung eine Wissenschaft vor, in der die Nationalökonomie und die später zu ihr getretene Socialistik erst ihre eigentliche Ergänzung finden werden, die Erforschung nämlich, unter welchen Gesetzen innerhalb des Volks- und Menschheitslebens das Einzelleben vor sich geht, eine „sociale Anthropologie“, deren gesundene Wahrheiten alsdann, wie jede entdeckte neue Wahrheit, zum Nutzen der Gesellschaft verwerthet werden.

Versuche in dieser Richtung sind freilich, genau genommen, schon gemacht, sobald nur die Kultur unter den Menschen rege wurde. In den alten religiösen Schriften wie auch in den dichterischen Werken des Alterthums finden sich eine Menge Stellen, welche sich mit dem „Geschick“ des Menschen beschäftigen, und Winke für ein weises, glückliches Verbringen des Lebens enthalten; ja, die ganze Philosophie der classischen Zeit verfolgt eigentlich das Ziel, durch gesteigerte Erkenntniß der vorhandenen Welt, den Einzelnen zu einem in sich harmonischen Dasein zu befähigen. Allein nachdem die römische Kirche den Schwerpunkt des Wandels auf Erden in die nachirdische Existenz verlegt hatte, und außerdem ihre Lehre von der Erbsünde und der unmittelbaren providentiellen Weltregierung die Vorgänge hienieden im Völker- wie im Einzelleben der logischen Herleitung aus Ursache und Wirkung entzog, mußte selbst dem forschenden Geiste auf lange die Untersuchung fern rücken, ob es nicht vielleicht eine „Kunst, eine Wissenschaft, richtig zu leben“, für den Menschen geben könne, die sich auf die Erfassung der das Einzelleben bedingenden Gesetze gründet. Erst die von dem kirchlichen Dogma völlig unabhängig verfahrende Nationalökonomie, welche Hungersnoth und Theuerungen, Wohlstand und nationales Gedeihen nicht mehr als directe transcendentale Sendungen zu betrachten pflegt, vermochte daher mit ihren Consequenzen auf die Dauer zu einem Standpunkte hinzuleiten, auf dem man auch im Betreff des Einzeldaseins nach bestimmten Normen forscht und damit der bloßen „Lebenserfahrung“ und „Lebensklugheit“ eine wissenschaftliche Basis zu verleihen sucht. Balthasar Graciano, jener Machiavell für den Privatmann; und Freiherr von Knigge reichen mit ihren Schriften dafür nicht aus, die Dichter der Gegenwart bieten wohl vortreffliche, tief greifende Gedanken in dieser Richtung dar, noch mangelt es indessen an einer systematischen Zusammenfügung aller dabei in Betracht kommenden Momente; unsere Zeit wartet in der Beziehung gleichsam auf ein Genie, welches mit einem durchschlagenden Werke die bereits darüber vorhandenen Vorstellungen plötzlich abklärt und so zu den übrigen Zweigen des Wissens die neue Wissenschaft von der Lebensführung setzt.

Wie selten gelingt doch eigentlich ein Menschenleben! Selbst Altvaier Goethe soll einmal gesagt haben: „und wenn ich alle meine Jahre durchmustere, so sind es kaum zwei Tage, an welchen ich ganz glücklich gewesen bin.“ Eine große Menge von Naturbedingungen und, so zu sagen, menschlicher Vor-

arbeiten gehört ja dazu, daß das Dasein eines Einzelnen, geschweige vieler Einzelnen, sich in freier Humanität zu gestalten vermag. Scheiden wir von unserer Betrachtung zunächst einmal alle die Menschenstämme aus, die in zu heißen oder zu kalten Zonen wohnend, durch die klimatischen Einflüsse an der Entwicklung einer höheren Gesammtkultur und somit der Durchbildung des Individuums in ihr verhindert sind; geben wir sogar Heinrich Heine Recht, wenn er meint, „das Judenthum hat längst aufgehört, eine Religion zu sein, es ist nur noch ein persönliches Unglück", halten wir uns einzig an die rein kaukasische Race in den für die menschliche Arbeit günstigen Länderbereichen Europa's und Nordamerika's — welch eine ungeheuere Summe menschlicher Anstrengungen hat es gekostet und kostet es noch immer, damit einige Wenige hienieden während der siebenzig oder achtzig Jahre ihrer Existenz zum Vollbewußtsein des Lebens, zu einem wirklichen Glücke gelangen können! Im Alterthume war es in Griechenland und Rom dem Stande der Sclaven von vorneherein unmöglich, sich zu der Höhe freier Menschlichkeit emporzuarbeiten; Millionen und aber Millionen Menschenleben sind damals vergangen, ohne daß je der Einzelne Platz und Zeit für sich fand, auf dem Boden wirthschaftlicher Unabhängigkeit in sich den Humanismus durchzuprägen; nur einer kleinen socialen und politischen Aristokratie blieb es vorbehalten, unter ihren Angehörigen hie und da einen Mann groß zu ziehen, dessen Dasein in edler, ungetrübter Freude dahinfloß. Und auch in der christlichen Zeit sah sich während der Feudalität die überwiegende Anzahl der Menschen Europa's von der persönlichen Freiheit, der untersten Grundbedingung alles individuellen Glückes, ohne daß sie irgend etwas an ihrer Lage zu ändern vermochte, vollständig ausgeschlossen. Man behauptet wohl, „ein Jeder ist seines Glückes Schmied"; aber damit er selber sein Glück schmieden kann, dazu ist doch zu allererst erforderlich, daß ihm nicht durch gesellschaftliche und staatliche Einrichtungen Arme und Hände gebunden sind! Die „Weisthümer von Amiens" belegen es der erstaunten Gegenwart unwidersprechbar, daß den französischen Feudalherren sogar auf dem nuptialen Gebiete bei ihren Hörigen Robotrechte zugestanden haben, und selbst die Ortsgeistlichen dabei mit einer Frohndeleistung bedacht waren — wie in aller Welt konnte da ein einzelner französischer Bauer sich zu einem menschlichen Dasein erheben?

Alle Aufstände, alle Revolutionen der Vergangenheit erscheinen unter solchem Gesichtspunkte demnach nicht etwa als Versuche, den Staat als solchen umzugestalten, sondern sie gehen bei dem Anspruche auf individuelles Glück, der in jeder Menschenbrust wohnt, schließlich darauf aus, durch neue Staatseinrichtungen für die Masse der Einzelnen die politischen und socialen Hindernisse hinwegzuräumen, welche ihnen die Befriedigung dieses Anspruchs unmöglich machten.

Nehmen wir indessen auch an, diese ganze staatliche Vorarbeit für das persönliche Glück aller Einzelnen sei bereits innerhalb einer Nation vollzogen, versetzen wir uns im Gedanken in die freieste Republik, die je ein Quäkerkopf in Pennsylvanien geträumt hat — ist dann wirklich ein Jeder so ohne Weiteres seines Glückes Schmied; wird auch nicht da das Glück des Einen von der gemeinschaftlichen Arbeit Vieler bedingt, und bleibt es nicht den verschiedenartigsten Verhältnissen unterworfen, deren Herrschaft alle Anstrengungen des Einzelnen doch nicht zu besiegen vermögen?

Der Mensch ist der Sohn seines Vaters und der Enkel seines Großvaters. Schon der körperliche Zusammenhang, in welchem das Individuum zu der langen, langen Kette seiner Voreltern steht, bedingt also in bestimmter Weise die Art seines Wesens. Denn so wenig als von ein Paar Kohlenpferden ein englischer Wettrenner gezüchtet werden kann, ebenso wenig vermag ein kränkliches, schwaches Ehepaar gesunde, kräftige Kinder in die Welt zu setzen. Durch die Generationen hin erben sich die Leibesgebrechen fort; der liebe Himmel, wie sehr man ihn auch anfleht, ist gänzlich außer Stande, daran irgend Etwas zu ändern; mit gleichem Rechte dürfte man von ihm verlangen, daß er kraft seiner Gnade einen nach dem Mittelpunkt der Erde zufallenden Stein frei in der Luft schweben lassen sollte. Demnach muß schon eine große Summe sittlicher Arbeit in der Stufenfolge der Ahnen voraufgegangen sein, allein zu der Wirkung, daß der neu geborene Mensch, mit einem gesunden Körper ausgerüstet, in's Dasein tritt. Der Fluch von Kind auf Kindeskind, von welchem die Bibel spricht, ist auf dem Gebiete der socialen Anthropologie wohl auch von der durch Laster zerstörten Gesundheit des Leibes zu verstehen, in dem dann die Nachkommen unverschulderter Maßen die Folgen der elterlichen Ausschweifungen weiter über die Erde zu tragen haben. Keinem vernünftigen Landwirthe fällt es ein, bei der Viehzucht ungesunde Stammthiere zu gebrauchen — die Menschen dagegen heirathen „aus Liebe" oder sonstigen Gründen; obgleich, völlig wie die Thiere, den Gesetzen des animalischen Lebens unterworfen, denken wohl nur die Wenigsten von ihnen beim Abschluß der Ehe daran, daß bereits die Wahl des Gesponses über das Schicksal des kommenden Geschlechtes mit entscheidet. Wie Viele würden sich sonst der Ehe enthalten müssen, damit sie nicht ihr eigenes körperliches Unglück fortpflanzen.

Setzen wir indessen auch voraus, der Säugling hat an seinen Gebeinen vollkommen gesund das Licht der Sonne schreiend begrüßt, so sind ihm damit noch keineswegs größere geistige und psychische Fähigkeiten verbürgt. „Die impertinente Gesundheit", wie Heinrich Laube einmal sagte, jene rothbackige, wohlgenährte Fleischlichkeit ist meistens im Betreff der Nerven nicht sonderlich fein besaitet. Auch die Substanz des Gehirns in dem Kopfe des Einzelnen hängt hinsichtlich ihrer eigenthümlichen Feinheit von der intellectuellen Arbeit und Uebung ab, durch welche die Voreltern das Stammmark des Geistes in der Familie ausgebildet haben. „Angeborne Gaben" sind ererbte Gaben. Ist jedoch etwa das geistige Leben des Vaters außergewöhnlich potencirt gewesen, dann tritt, wie in Folge einer Ueberreizung der Nerventhätigkeit seinerseits, bei dem Sohne nur zu leicht eine geistige Schwäche ein. Berühmte Männer haben sehr selten psychisch in gleichem Grade ausgestattete Kinder — das Männerpaar Chatham-Pitt, in welchem der Vater in dem Sohne fortlebte, ist in der Menschheitsgeschichte eine äußerst wenig wiederkehrende Ausnahme. In der Regel geht die geistige Kraft einer Familie, die einmal in einer Generation gegipfelt hat, unmittelbar in der nächsten sehr bedeutend abwärts, um sich vielleicht erst allmählig bei dem Enkel und Urenkel wieder zu erholen. Aus den Söhnen von großen Gelehrten, von ausgezeichneten Professoren, namentlich falls diese untergeordnete Frauen zu Gattinnen gehabt haben, werden durchschnittlich bloß mittelmäßige Menschen; und es bleibt doch für den Erdenpilger in der That ein entsetzliches Schicksal, von vornherein und unabänderlich der dumme Junge eines gescheuten Vaters zu sein.

Wir wiederholen den oben ausgesprochenen Satz, schon für den Eintritt des Menschen in die Welt muß von seinen Vorgängern in jeder Beziehung eine reiche Summe vernünftig-sittlicher Arbeit vollzogen sein, damit sich ihm nur einmal die Möglichkeit darbietet, sein eigenes Dasein harmonischer zu gestalten. Schon bei der Geburt sind für Viele die Pforten des Glückes für immer verschlossen. „Was", wie ein Pfälzer Sprichwort es spottend ausdrückt, „zum Handkäs geboren ist, das wird in seinem ganzen Leben kein Edamer." Und nicht minder haben für die leibliche

und geistige Entwicklung des Individuums eine Menge günstiger äußerer Bedingungen mitzuwirken, die sich zu beschaffen ebenfalls gänzlich außerhalb seiner Willensfähigkeit liegt. Der Mensch ist hinsichtlich der eigenen Ausbildung nach ihren meisten Richtungen hin das Produkt der Verhältnisse, unter denen er aufwächst; eine Waise, um von dem hinter der Hecke geborenen Findling völlig zu schweigen, hat eine ganz andere Jugend, als das im elterlichen Hause groß werdende Kind; ihre Seele erhält also grade in dem zartesten Alter ganz andere Eindrücke als das Gemüth des Letzteren. Der Knabe, welcher seine Eltern nie gekannt hat, dem die Durchbildung der natürlichen Kindespietät durch das Schicksal versagt ist, wird er nicht als Mann eine Lücke in seinem Wesen fühlen, die sich durch Nichts ausfüllen läßt? Scheiden wir indessen die Waise von unserer Betrachtung aus, so sieht auch das in der sicheren Umfriedung des Hauses aufwachsende Kind sich einer Reihe von störenden Einflüssen ausgesetzt, die in eigener Kraft zu überwinden das junge Wesen noch viel zu schwach ist. Zunächst einmal ist es ja eine unbestreitbare Thatsache, daß die Eltern erst an ihren Kindern das Erziehen lernen. Was versteht denn wohl eine zwanzigjährige Frau, die vor ihrer Ehe in Mädchenpensionen gewesen und dann auf den Bällen herumgefahren ist, die sich um Alles bekümmert hat, nur nicht um das, was ihr naturgemäß auferlegt werden soll, die Pflicht der Gattin und Mutter, was weiß sie von der feinsten Kunst, von der Seelenpflege, von der Erziehung? Sie experimentirt und folgt dabei im besten Falle den Eingebungen des warmen, liebenden Herzens. Im besten Falle! Wie viele Elternpaare giebt es aber, welche bei der beginnenden Erziehung der Kinder in erster Linie die eigene Selbsterziehung neu beginnen? Nur zu oft kommt es im Leben vor, daß die scharfen Ecken von Selbstsucht und Laune bei dem Vater oder der Mutter sich erst im Lauf der Jahre an der weichen Brust des Kindes allmählig abschleifen — unglückliches Wesen für den ganzen Rest der Tage, das als Kind auf Kosten seiner zartesten Empfindungen, mit seinem besten Blute seine ungerathenen Eltern hat erziehen müssen! Wer beobachtend mit offenen Augen sich in der Welt umsieht, der hat nicht selten Gelegenheit zu gewahren, daß die schlimmsten Verbrechen auf Erden von keinem Gerichtshofe rächend getroffen werden; nicht auf der großen Weltbühne der Politik, sondern am Familienheerde spielen sich die schärfsten tragischen Conflicte ab — zu dem Glück eines Einzelnen gehört die sittliche Arbeit Vieler!

Abermals verengern wir an dieser Stelle den Kreis unserer anthropologischen Skizze. Das Kind, dessen Lebenslauf wir hier verfolgen, erfreut sich also der sorgfältigsten Pflege, der liebevollsten Erziehung von Seiten der Eltern; wir nehmen ferner auch an, daß die Zahl seiner Geschwister jene Grenze nicht überschreitet, innerhalb deren noch ein inniges geschwisterliches Verhältniß möglich ist — bei vier Geschwistern stehen naturgemäß die Einzelnen an Jahren und Gewohnheiten einander viel näher als bei acht, geschweige bei zwölf — dessenungeachtet bleibt auch dann der junge Mensch, welcher in seinem Familienhause schon jetzt mehr Glück gekostet hat, als Millionen und aber Millionen Andern jemals zu Theil wird, so vielen äußeren Umständen widerstandlos unterworfen, daß Niemand ihm ein fernes Glück zu verbürgen vermag. Wo liegt das Wohnhaus seiner Eltern? Etwa nahe am grünen Berghang, inmitten von Buchenduft und Vogelschlag, oder in einer düstern engen Stadtstraße, wo ihn vielleicht nur die Gelbveiglein vor dem Fenster an den kommenden Frühling erinnern, und beim Hinauswandern aus dem Thore alle schwingende, klingende Jugendsehnsucht in seinem Herzen ihre Befriedigung finden soll auf dem mit Pappeln bepflanzten Steinwege, der in der Oede sich weiterzieht, oder an den gelben Kuhblumen einer benachbarten Weide! Goethe's Jugend kann nicht gedacht werden ohne jenes Frankfurter „Wäldchen“, das der Fürst Ysenburg im Tarokspiel an drei Frankfurter Patricier verlor, ohne das Rebengelände unter der „Warte“, wo es hinausgeht zu den Thälern des Odenwaldes, ohne die dunkle, lockende Wand des Taunus, ohne die blühenden Auen, durch welche sich das Silberband des Maines fortschlängelt; Goethe's Manneszeit aber bedurfte in ihren Erinnerungen des Rückhaltes der Goethe'schen Jugend. Und Freunde gehören zum Glücke der ersten zwanzig Jahre, liebe, muthige, gleichbeseelte Freunde; ja gänzlich dürfen ihm wohl auch die träumenden oder neckischen Blicke lichter Mädchenaugen nicht fehlen; halberwachsene weibliche Ideale spielen oft seltsam fördernd in den Entwicklungsgang des werdenden Jünglings hinein.

Bedenke man aber doch, wie viele und den Meisten unerreichbare Dinge wir hier fordern! Man hat es schon als eine große Abschlagszahlung des Glückes anzusehen, wenn nur der Knabe in der Schule einen einzigen Lehrer findet, der seinen durstenden Geist mit Gedanken labt, statt ihn mit todtem Wissen zu knechten, der ihn menschlich denken und empfinden lehrt, der auch die Stärkung der jungen Seele, nicht bloß die Kenntniß der Grammatik im Auge hat; selbst in dem hochgebildeten Deutschland sind nicht selten noch die Schulen wahre Schlachtbänke der Jugend.

Indessen auch in dieser Beziehung erweisen sich in unserer Voraussetzung für unsern Erdenpilger die Wege freundlich geebnet. Er, gesund an Körper und Geist, in lieblicher Gegend wohnend, in einem edlen Familienkreise stehend, hat auch eine fröhliche, glückliche Schulzeit durchlebt — nun soll er den Beruf wählen. Die meisten Berufsarten in dem gesellschaftlichen Getriebe der Menschheit sind jedoch gleichbedeutend mit Ernährungsarten; damit hängen sie also von der gerade augenblicklich sich zeigenden Conjunctur in dem Angebot und der Nachfrage rücksichtlich des einen oder des andern Arbeitszweiges ab. Nicht der freie Wille, die Eigenart des Individuums, vielmehr die Gesetze der Nationalökonomie entscheiden demnach in den meisten Fällen bei dem Jünglinge über seine spätere Stellung in der Welt. Nur dem Sohne reicherer Eltern ist dabei eine gewisse Willkür vergönnt, jedoch erscheint bei näherer Betrachtung selbst für ihn dieser Spielraum viel enger als man gewöhnlich meint. Wohlhabende Eltern, die mehrere Kinder besitzen, pflegen dieselben meistens an einen Lebensgenuß und eine sociale Stellung zu gewöhnen, für welche zwar ihr Gesammtvermögen, aber nicht mehr die Erbschaftsquote eines jeden einzelnen Kindes, geschweige die Mitgift ausreicht, welche sie ihm bei der Gründung des Haushaltes allenfalls gewähren können. Je feiner jedoch die Kultur eines Familienhauses ist, um so weniger erwerbsfähig pflegen unter der Einwirkung derselben die Kinder zu werden. Um Geld zu machen hienieden, muß man in unserem materialistischen Jahrhunderte nicht bloß grobe Hände, sondern namentlich auch eine grobe Seele besitzen. Fleiß und Sparsamkeit allein genügen zur Erwerbung pecuniärer Unabhängigkeit in dem jetzigen goldenen Zeitalter des Judenthums nicht mehr; entweder trifft dabei das Sprichwort eines Freundes ein, daß nämlich „die dummsten Bauern immer die dicksten Kartoffeln haben“, oder es sind dazu Kniffe und Pfiffe nöthig, zu denen die anerzogene Aristokratie des Geistes und Herzens sich nicht herzugeben vermag. Das Kind armer Eltern hat am Ende mehr Chancen, sein gutes Brod in der Welt zu verdienen, als der Enkel eines Großvaters von hunderttausend Thalern.

So wird denn in den meisten Fällen der Mensch der Sclav eines Berufes, den er nicht einmal hat wählen können. Milliarden von Thierleben sind nöthig gewesen, um, wie Ehrenberg uns versichert, den Boden zu bilden, auf welchem Berlin steht; Millionen von Menschenleben gehen unaufhörlich in Kummer und Noth oder

doch in Dumpfheit und Stumpfheit über den Erdball hin, über denen bloß einige Wenige zu einer harmonischen Gestaltung des Daseins gelangen — und wer löst schließlich diesen die letzten Fragen? Es ist ein schöner Gedanken, den Menschen als „Ebenbild Gottes“ zu betrachten, indessen wie viel bleibt unter der täglichen Berufsarbeit bei den meisten Menschen von der Gottähnlichkeit wirklich übrig? Dem Ideale hellenischer Menschlichkeit stelle man nur einmal die Figuren aus den verschiedenen Arbeitsklassen gegenüber, von dem Wollezupfer an bis zum Actensecretär hin — welche Jugend haben sie in der Werkstatt oder Schreiberstube durchquälen müssen, um sich endlich als Männer Sonntagsnachmittags in freier Luft und einem reinen Gewande bei einem Glase Bier eine Lebenssecunde hindurch freuen zu können; zu welchem geistigen Ergebniß über das Warum des Lebens sind sie als Greise gelangt?

Immer mehr ziehen sich die Grenzen zusammen, innerhalb deren das volle Gelingen einer Menschenexistenz auch nur gedacht werden kann. Ein Beruf, der nicht in einer geistigen Arbeit besteht, bei dessen Ausübung der Einzelne nicht unmittelbar Theil nimmt an dem geistigen Gesammtleben der Menschheit, welcher, mit einem Worte, nicht hebend und psychisch steigernd auf den Mann zurückwirkt, mag wohl mit seinen materiellen Resultaten einen freundlichen Genuß für die Mußestunden gewähren, jedoch bleibt die Arbeit, die er erfordert, stets Mittel, sie ist nicht Zweck, sie wächst nicht auf zur luftgetragenen Bethätigung der intellectuellen Kraft, sie selber ist nicht potencirtes Leben. Sehe man sich nur einmal in dem Kreise selbst der sogenannten gelehrten Stände um, wie viele Individualitäten trifft man nicht dort, die innerlich mit ihrer Stellung gänzlich verfallen sind. Auch die Kopfarbeit muß in den meisten Fällen handwerksmäßig mechanisch getrieben werden, mit der Stirn pflügen nicht allein die Stiere, und nach bestelltem Acker ist dann das Gehirn zu matt, um noch in freiem Schaffen oder selbst nur in frischer Empfänglichkeit sich im großen Gedankenstrome der Menschheit zu bewegen. Tausend und aber Tausend führen bloß halb ein geistiges Dasein, sie schauen das gelobte Land von ferne; ihr Beruf gönnt ihnen keine Zeit, ihre sporadische Bildung zu ergänzen; bei allem ursprünglichen Talente, bei aller Willensenergie gelangen sie doch nicht auf die geistige Höhe ihrer Zeit. Die Alltäglichkeit drängt sich unausgesetzt an sie hinan, ermüdend, unbesiegbar; die Resignation wird zum Grundprincip ihrer Weltanschauung.

Wer bleibt denn nun eigentlich noch übrig, der mit Hoffnung auf Erfolg nach einer harmonischen Gestaltung des Lebens ringen darf, der annähernd die Wünsche in Erfüllung gehen sieht, welche jede Menschenbrust durchziehen, dem das Dasein wirklich gelingt? Sogar der Erbe geistiger und körperlicher Gesundheit, welcher nach einer im wohl geordneten Familienhause glücklich verbrachten Jugend in eigener Wahl einen der edelsten Berufsarten ergreift, als Mann der Wissenschaft oder des Staates in freier Selbstbestimmung seine Jahre verwerthen will, auch er ist von vielen äußern Umständen abhängig, die, unglücklich gemischt, den Einklang seines Daseins völlig zu zerstören vermögen. „Es genügt nicht, ein großer Mann zu sein, man muß zur rechten Zeit kommen.“ Eine Individualität, welche für den Gang der Geschichte fünfzig Jahre zu früh auf der Erde erscheint, wird ebenso wenig zu einer vollen Ausnutzung des Lebens durchdringen, als diejenige, welche ihrem Wesen nach der Vergangenheit angehört; beide verzehren sich in tausend Conflicten mit der Wirklichkeit, und in keiner Richtung zeigt sich ihnen ein wohlthuendes Resultat ihrer Mühen und Anstrengungen. Es ist ein mehrfach aufgestellter Satz, daß der Mensch nach seinem vierzigsten Lebensjahre sich an keiner neu auftauchenden geistigen Bestrebung noch schöpferisch zu betheiligen vermag; sein Wesen ist dann fertig, es geht in der gewohnten Bahn weiter, neue Zeitrichtungen weiß er nicht mehr zu bewältigen. Wehe also demjenigen, in dessen zweite Lebenshälfte ein scharfer Umschwung der Wissenschaft oder der politischen Dinge tritt; er wird durch denselben vor der Zeit antiquirt, sein Dasein vollendet sich nicht harmonisch mit dem historischen Auswachsen eines Zeitgedankens; das Neue versteht er nicht mehr — lange vor seinem Greisenalter ist er schon überflüssig hienieden geworden.

Soll aber endlich der Glückliche, der als der richtige Mann auf der richtigen Stelle in der geistigen Werkstatt der Menschheit steht, nun noch das ächte Weib neben sich finden, mit welcher er in völliger psychischer Verschmelzung durch die Jahre hingeht, soll er mit seinen Kindern, seinen Enkeln keinen Schicksalsschlägen ausgesetzt sein, soll sich ein Kreis liebender Freunde um ihn schaaren, . . . „es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt“, . . . soll er im Vollgefühl des von der Menschheit aufgespeicherten Gedankenbesitzes denselben seinerseits in beseeligender Arbeit schöpferisch vermehren, die sittlichen Wirkungen seiner Thätigkeit noch mit eigenen Augen sehen, um schließlich, umringt von all den Seinigen die letzte Lebensschwingung im harmonischen Accord ausklingen zu lassen — — wo ist der Sterbliche, dem so das Leben gelingt? — — Vielleicht hat Cosmo von Medici dieses höchste Loos gezogen, er, der als „Vater des Vaterlandes“ der Stadt Florenz den inneren Frieden zurückerwarb, und darauf, umgeben von den edelsten Männern eine neue Kultur anbahnte, die sich später über Europa verbreitete. „Je mehr“, sagt Sieveking in dem vortrefflichen Essay über die florentinische Geschichte, „sich Cosmo's Ende näherte, je innigeren Antheil schien er an der Erneuerung der Platonischen Lehre genommen zu haben. Ficino mußte ihm noch, kurz ehe er starb, die tiefen Gespräche Plato's, den Parmenides und Philebus vorlesen, in denen dem lange hin und her getriebenen Verstande die Ruhe von ferne gezeigt wird. Als seine Gemahlin Mona Contessina ihn fragte, warum er die Augen schlösse, antwortete der sterbende Greis: „Um sie zu gewöhnen.“ Dann schloß er sie auf immer.“

Alle Menschen streben, bewußt oder unbewußt, nach einem solchen Dasein, sie alle fragen nach dem eigentlichen Zwecke ihrer Geburt, sie alle suchen in der einen oder der anderen Weise nach einer Versöhnung mit dem Leben und seinen wechselnden Erscheinungen. Während indessen der menschliche Geist unausgesetzt „auf Verbesserung hofft“, wie der Dichter sagt, und thatsächlich auf diese Verbesserung ruhelos hinarbeitet, hat er sich doch bei den kargen Abschlagszahlungen, die das „Geschick“ dem Einzelnen im Betreff einer glücklichen Existenz darbietet, einzugestehen, daß in dem gegenwärtigen Zeitalter der Menschheit die seitherige menschliche Arbeit noch lange nicht genügt, um innerhalb der durchgehenden Fäden, welche die Gesellschaft zusammenhalten, vielen Einzelnen die harmonische Gestaltung des Lebens zu ermöglichen. Wer nun bei seiner Weltbetrachtung bloß das Heute in's Auge faßt, und sein Einzel-Ich zusammenhangslos der vorhandenen Welt gegenüber stellt, für sich allein der Erde höchste Preise fordernd, der läuft leicht Gefahr, unter der Wucht der von ihm unbesiegbaren, unglücklichen äußern Umstände in sittlicher Hinsicht zu erliegen, und zuletzt den „Mummenschanz“ des Daseins nur noch mit der Resignation des Hohnes anzuschauen. Er hat vielleicht im Laufe seines individuellen Bildungsganges die kindlichen kosmogonischen Vorstellungen der Vergangenheit abgestreift, er hat den alten Halt verloren, ohne doch einen neuen gewonnen zu haben; so treibt er unter den schmerzlichen Eindrücken seiner Jahre in einen Nihilismus hinein, dessen innerstes Wesen in einer lebens-

überdrüssigen Verzweiflung besteht. Eine Faustnatur sucht die Versöhnung auf Erden vergebens. So lange Hiob faustisch ringt, verflucht er den Tag, „da er geboren, die Nacht, in der man sprach: ein Sohn“, und Tausende nach ihm haben im Ekel an der Wirklichkeit mit Sehnsucht dem Tode entgegengeharrt, seelenvergnügt, wenn sie sahen, daß die Sache zu Ende ging, und sie am andern Morgen sich nicht mehr zu neuer Frohnarbeit des Daseins vom Lager zu erheben brauchten. Sobald dagegen der Einzelne sich zunächst im Zusammenhange mit dem ganzen Menschheitsleben erfaßt, dessen kleines Produkt auch er ist, dann thut sich ihm wohl die Ahnung auf, daß die durch die Jahrtausende hingehende Menschheitsgeschichte die unausgesetzt vorschreitende Arbeit der Menschheit ist, um mit der durch angesammelte Erfahrungen immer stärker werdenden *sittlichen Vernunft* das Gesammtleben und in demselben das Einzelleben in stets edlerer Humanität zu gestalten.

Bei dem thierischen Ausgange, den der Entwicklungslauf der Menschheit im Beginn genommen, hat ein ungeheuerer Müheaufwand der früheren Geschlechtern dazu gehört, um der gegenwärtigen Generation das Leben in einem geordneten Staatsverbande, unter dem Schutze ärztlicher Wissenschaft zu ermöglichen, in ihr die Empfindungen der Seele auszubilden, durch den aufgehäuften Gedankenschatz ihr Selbstbewußtsein zu erhöhen. Ein Jeder, Niemand ausgenommen, zieht von dem in der Menschheit erarbeiteten Kulturkapitale seine Zinsen; unaufhörlich vergrößert sich die Durchschnittszahl der Menschen, denen sich der Raum zu einer freieren Existenz darbietet. Das Heute ist der Vergangenheit zu einem unaussprechlichen Dank verpflichtet; es kann denselben nur abtragen, wenn es seinerseits weiter dem Morgen vorarbeitet. Läßt sich nicht in diesem Gedanken, in der großen Lebenseinheit, die alle Einzelnen von Anfang an umfaßt und sie als Glieder in die Kette der zukünftigen Kultur einschließt, eine Lebensversöhnung finden? Unendlich viele Leiden des Erdenpilgers sind bereits durch die Anstrengungen der Voreltern überwunden; ferner über die Unvollkommenheiten des Daseins zu siegen, schreitet die Geschichte täglich vorwärts, und stets klarer wird man es erkennen, daß alle Gebote einer abstracten Ethik, von der körperlichen Keuschheit und Mäßigkeit an, Ehrlichkeit, Wahrheit, Mitleid, Liebe bis zur aufopferungsfähigen Selbstentäußerung hin nur die von dem Einzelleben zu erfüllenden Bedingungen sind, damit eine höhere Stufe des Gesammtlebens, ein höheres Glück der Menschheit und des Einzelnen in ihr erreicht werde. Der Fluch der bösen That ist es, stets wieder Böses zu erzeugen; dagegen geht auch keine ächt sittliche Arbeit im Menschheitsstrome verloren, die Werke des Gerechten folgen ihm nach.

Schon unter den Scholastikern des Mittelalters hat Thomas von Aquino den Satz ausgesprochen, daß die Tugend die vollendete *sociale Vernünftigkeit* sei. Wäre es nicht in unserer Zeit die Aufgabe der Philosophie, die ihre kritischen Arbeiten vollendet zu haben scheint, nun von der Basis des Menschheitslebens aus der Ethik einen realistischen Inhalt zu verleihen? Früher hat man die Menschheitsideale in der Vergangenheit gesucht; wenn es indessen des Menschen körperliche, geistige und sittliche Arbeit ist, welche durch die Jahrtausende hin der Außenwelt eine stets humanere Gestaltung des Lebens für Alle im Schweiße seines Angesichts abringt, dann wohnt den einstigen chiliastischen Träumen in so fern eine Wahrheit inne, als der Menschheit immer schönere Früchte reifen, je älter sie wird; dann liegen die Ideale in der Zukunft. Und das für die große Lebenseinheit erfaßte, durch sittliche Arbeit zu erringende Menschheits-Ideal, wobei der Einzelne, nach Schillers Worten „ein Sandkorn zum Sandkorn“ reicht, hebt ihn wohl über die Leiden seiner Zeit hinaus, er sucht und findet für sich Beruhigung in dem sittlichen Schaffen der Menschheit, welcher auch er angehört; die steigende Erkenntniß der wirklichen Welt verringert ihm nicht, sie hebt ihm den Werth des Lebens.

* Französische Dichtungen,

übertragen von Adolf Laun.

Michel Angelo.

Nach Barbier.

Wie ist dein Antlitz düster, abgezehrt,
Du, der einst Seele hauchte in den Stein!
Nie glänzt in deinem Aug' der Thräne Schein,
Nie war's, wie Dante's Aug', in Lust verklärt,

Dich hat der Muse Milch zu stark genährt;
Es trieb dich, sechzig Jahr' der Kunst allein
Auf dreigetheilter Bahn des Ruhms zu weihn,
Und Ruh' an Freundes Brust war dir verwehrt.

Nur Eins hat, Buonaroti, dich beglückt,
Daß Größe du dem Marmor eingedrückt,
Und furchtbar wie ein Gott warfst du darin. —

Als du des Lebens letztes Ziel erreicht,
Du alter Löwe, dessen Mähn' erbleicht,
Da starbst in Gram und Ruhm du langsam hin. —

An einen Freund.

Nach Alfred de Musset.

Schön ist die Welt und schön in ihr das Leben,
So sprachst du in der Sommerabendstunde,
So sprachst du, Freund, im frischen Waldesgrunde,
Von deiner Bäume liebem Kreis umgeben.

Die muntern Rosse weideten daneben,
Ich dir zur Seite mit verschwieg'nem Munde
Ließ meine Träume flattern in der Runde,
Und mir im Herzen klang's mit freud'gem Beben:

Schön ist die Welt und schön ist's, ohne Bangen
Der Jugend Götter festlich zu empfangen,
Der Freude Rausch im Fluge zu genießen.

Den Kranz um Freundin und Pokal zu schlingen
Und sich noch jung, ob dreißig Jahr vergingen,
Wie alte Freunde Arm in Arm zu schließen.

Buch und Schwert.

Fabel von Lachambeaudie.

Im Winkel lag ein altes Schwert versteckt,
Von Rost zerfressen und mit Staub bedeckt,
Das sprach zum Buch' einst, welches bei ihm lag:
„Dich ehrt man hoch, doch mir wächst jeden Tag
Der Unmuth, daß ich ungeehrt hier ruh',
Und dennoch bin ich nützlicher als du.
Wenn Geist und Herz an dir sich nährt und hebt,
Geh' ich drauf los, und Alles flieht und bebt.
Ach gern' verließ' ich diese feuchte Wand
Und tränke Blut, wo heiß der Kampf entbrannt!“
D'rauf spricht das Buch: „Des Schwertes Zeit ist hin,
Nicht mehr lenkt rohe Kraft der Menschen Sinn,
So mäß'ge nur die wilde Tapferkeit.
Ich pred'ge Frieden, du suchst Kampf und Streit,
Und Rach und Haß trägst du von Ort zu Ort,
Ich aber bring' der Lieb' und Eintracht Wort.

»Wo du das Land verheerst mit blut'ger That,
Verbessr' ich Welt und Zeit durch weisen Rath;
Steh' ab vom Kampf und bleibe rostig nur.
Durchpflügt der Landmann immerdar die Flur? —
Er spannt, wenn's Werk vollbracht, die Ochsen los
Und streut den Samen in der Erde Schooß.
Du hast dein Werk gethan wie jener Pflug;
Was übrig noch zu thun, das thut das Buch;
Ich streu' den Samen aus, der Alle nährt,
Mein ist die Zukunft, — ruh' auf Lorbeern, Schwert.«

* Wie man aus Noth klassisch wird.

Von F. Pletzer.

Bremen, 2. April 1862.

Es sind fast zwanzig Jahre verflossen, da besuchte der Verfasser dieser Zeilen, so oft es seine Finanzen erlaubten, die Vorstellungen der königlichen Bühnen in Berlin. Man konnte nicht sagen, daß die Zeit und die Kunst damals einen hohen Flug nahmen. Der Anlauf zur Begeisterung, den die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. hervorgerufen hatte, war vergessen, die Erwartung sehr herabgedrückt, die Stimmung flau. Der Kladderadatsch existirte noch nicht, aber der Berliner Witz bearbeitete bereits den König und seine Reden, die Gelehrten und Dichter, die er berufen hatte, und kaum war die Pistole Tschechs abgeschossen, so wiederhallte Berlin von mehr oder minder geistreichen Bemerkungen über den verruchten Bürgermeister. Im Uebrigen war es gewagt, sich mit politischen Dingen zu befassen, eine parlamentarische Anregung gab es nicht, man lebte still und harmlos, und wer um Mitternacht unter den Linden das Lied »Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus« summte, ahnte nicht, daß sein Verfasser im Jahre 1862 preußischer Cultusminister und ein sehr frommer Mann sein würde.

Im Theater regierte Herr von Küstner und wußte nicht recht, was er machen sollte. Das Ballet, des hochseligen Königs Steckenpferd, war bei Hofe nicht mehr beliebt. Man begünstigte die Antigone und den gestiefelten Kater, ließ im Uebrigen den Intendanten seinen Weg gehen, der dornenvoll genug war; denn Henriette Sontag und Sophie Löwe hatten sich verheirathet, Bader die Stimme verloren. Im Schauspiel gab's gelegentlich etwas Pikantes, wenn Laube und Gutzkow eins jener Tendenzdramen an den Markt brachten, die jetzt noch in dramatischen Leseabenden mit vertheilten Rollen zur Verwendung kommen. Wenn einmal Goethe's Iphigenie oder Tasso durch Frau Crelinger auf die Bühne gebracht wurden, so war das ein Fest für eine kleine Schaar Andächtiger, welche der wundervollen Plastik der Künstlerin und dem melodischen Flusse ihrer Rede sich hingab. Die Oper war lahm und leblos, sie machte große Anläufe und blieb gewöhnlich stecken. Komisch aber nahm es sich aus, wenn wiederholt Ausstattungsopern angekündigt wurden und statt deren regelmäßig der »Freischütz« zum Vorschein kam. Durch eine Tücke des Schicksals gestalteten sich die Dinge oft genug so, daß man mit unsäglicher Mühe, mit unzähligen Proben schlechte Opern vorbereitete und schließlich aus Noth eine gute darstellte. Da sowohl die Kunst als die Kasse dabei ihre Rechnung fanden, so blieb kein Grund zur Unzufriedenheit.

An diese Erlebnisse in der Metropole der Intelligenz wurden wir erinnert, als jüngst im Laufe von acht Tagen die hiesige Bühne den Freischützen, den Fidelio und Figaro's Hochzeit zur Aufführung brachte. Kein Mensch, das heißt kein Abonnent, dachte an Agathe, Leonore oder Susanne, alle Welt summte die düsteren Melodieen, welche Verdi der Azucena in den Mund gelegt hat, oder war darauf vorbereitet, Valentinens Klagen, ihren Kampf zwischen Liebe und Pflicht mit derjenigen Fassung anzuhören, welche regelmäßige Besucher des Theaters sich anzueignen pflegen. Auch Dinorah's Schattentanz, Corentins geistvolle und künstlerisch vollendete Couplets, Hoels weiche Klänge neben der Scheinleiche seiner Geliebten wären nicht unerwartet gewesen, aber durchaus nicht vorbereitet waren wir darauf, daß Figaro dem Gräflein aufspielen würde, da die amtliche Ankündigung von Raoul und Marcel berichtete.

Wenn übrigens der geneigte Leser aus der obigen Einleitung den Schluß zieht, daß dieselbe eine Polemik gegen die löbliche Direction der Bühne und ihr Repertoir sein solle, so wäre das ein falscher Schluß und eins der seit dem Völkerfrühling von 1848 üblichen Mißverständnisse. Nicht gegen das, was die Leitung des Theaters thut, ist der Angriff gerichtet, wenn anders von einem solchen die Rede sein kann, sondern gegen das, was sie thun muß. Das Verhältniß zu ihren Abonnenten zwingt sie zu Manchem, wobei sie ihr musikalisches Gewissen zu beschwichtigen hat. Die starke Betheiligung des Publikums, seine in diesem Maße nie dagewesene Liebhaberei für das Theater, bringen den ungemein großen Vortheil mit sich, daß dem Personal das traurige Loos, vor leeren Bänken zu spielen, erspart ist; die Sache hat aber auch den Uebelstand, daß von den Mitgliedern immer neue Leistungen gefordert, Wiederholungen mit Acht und Bann belegt werden. Denn auch hier sind wie überall die besten Freunde die schlimmsten Feinde, vornehmlich jene nicht kleine Schaar von unverheiratheten Partout-Abonnenten in vorgerückten Jahren, welche jedes Theaterpublikum aufzuweisen hat. Es ist in der Regel nicht schwer ihre Herzen zu gewinnen, und ein kleines Tendre für eine Sängerin entwickelt sich leicht; allein diese Klasse von Kunstkennern leidet an Grundsätzen und ist unerbittlich in der Verfechtung derselben. Um sie bei gutem Humor zu erhalten, muß das Personal athemlos von einer Aufgabe sich auf die andere stürzen; die Qualität der Leistung ist weniger wichtig als die Quantität.

Unter solchen Verhältnissen und solchen Beschützern gegenüber Director sein, ist mehr ehrenvoll als angenehm. Ein Opernrepertoir während eines Winters, wie der verwichene war, auf der Höhe der Anforderungen zu erhalten, muß namenlos schwierig sein. Wie selten gelingt es, mit einem Werk einen so glücklichen Griff zu thun, daß man es häufig vorführen kann. Nur mit zwei Opern ist das in dieser Saison gelungen, und zwar solchen, die man ohne viele Gewissensbisse zu den schlechten rechnen kann; wir meinen »das Glöckchen des Eremiten« von Maillart und den »Troubadour« von Verdi. Der Verfasser des ersten dieser Werke geht mit jener von uns Deutschen so viel bewunderten und beneideten französischen Naivetät zu Werke, die man auch Unverschämtheit nennen könnte. Ein solider deutscher Kapellmeister würde lieber verhungern, ehe er eine solche Musik machte; Herr Maillart macht sie und steht sich sehr gut dabei. Aber freilich, er ist so klug, sich in einem geschickten und recht ergötzlichen Textbuch einen Gefährten für seine Musik zu suchen, welcher das Beste bei der Sache thun muß. Auf diese Art ist mehr ein unterhaltendes Lustspiel mit Musik als eine Oper entstanden, und in den wichtigsten Rollen bewegten sich die Damen Carl und Dessoir, die Herren Behr und Henry mit so viel Gewandtheit und Lust, daß selbst die unzufriedensten alten Junggesellen im Sperrsitz in der besten Laune waren.

Anders ist es mit dem »Troubadour.« Signor Verdi ist nicht sehr wählerisch in seinen Texten; er braucht nur ein gut Stück Handlung als Unterlage, ihm ist die Musik, in der er es

so herrlich weit gebracht, die Hauptsache. Die Geschichte vom Trovatore ist eine prächtige Haupt- und Staatsaction, die unsere Nerven wohlthätig aufregt und besonders die Herzen erfüllt mit tiefem Mitleid für die arme Azucena, welche durch ein kleines reizendes Mißverständniß ihr eigenes Kind in das Feuer warf, für welches sie den jungen Grafen bestimmt hatte. Ihr späteres Verhältniß zu dem herangewachsenen Manrico, der als ihr Sohn gilt — denn sie ist die Mutter, sie sagt es ja selbst —, die romantische Unbestimmtheit seines Treibens, das von einer soliden bürgerlichen Thätigkeit ziemlich weit entfernt ist, die Liebe Leonorens, die zwischen dem Troubadour und dem Grafen Luna hin und her schwankt, — das alles sind Dinge, die viel zu denken geben. Bei der Musik dagegen braucht man nicht zu denken, sie will nur genossen sein. Die größere Welt kennt sie längst, denn diesseits und jenseits des Oceans schlagen seit einem Dutzend von Jahren alle Herzen für Manrico und Leonore. Unser Publikum war bisher nur mit einigen Hauptmelodieen durch die Drehorgel vertraut geworden und grüßte die lieben Bekannten mit inniger Theilnahme. Mancher mag wohl ein wenig erstaunt gewesen sein, als er die Cavatine Azucena's, die sich wie ein Liebeslied anhört, nun als Rachelied verwendet sah. In solchen Dingen muß man eben so unbefangen denken wie der Componist, der im letzten Akt kaum Azucena in Schlummer gesungen hat, als der Troubadour und Leonore solchen Lärm machen, daß sie Muttern sofort wieder wecken. Die gebildete Welt ist über dergleichen Bedenken längst hinaus und giebt sich dem Genusse freudig hin, den Verdi's Weisen bereiten. Jedenfalls, man mag so viel räsonniren, wie man will, ist einzugestehen, daß Rasse in dieser Musik ist. Studirt war sie vortrefflich, und so erfreuten sich denn die Damen Carl und Eicke so wie Herr Wild vollständiger Erfolge.

Ein so wackerer, das Gute liebender Kapellmeister wie Herr Hentschel kann unmöglich an dem Einüben und Dirigiren derartiger Werke eine große Freude haben. Allein es muß auch solche Opern geben, und wenn er sie aus Noth einstudirt, so wird er sich damit trösten, daß durch Sorgfalt und Geschick mittelmäßige Tondichtungen sich heben lassen. Und das in diesem Falle zu erreichen, ist seinem Eifer und seiner Umsicht, die keiner Aufgabe entzogen werden, gelungen. Eine hohe Freude aber muß es einem solchen Dirigenten bereiten, wenn er nun einmal im Lauf einer Woche den Freischützen, Fidelio und Figaro in Scene setzen kann, um dann gleich hinterher Mendelssohns „Heimkehr“ und Webers „Euryanthe“ folgen zu lassen. Dies Repertoir ist so ausgezeichnet, daß wir uns fast zu einer lobenden Bemerkung entschließen könnten, die sowohl der Direction als dem Publikum zu gute käme. Jene freilich kann nicht leugnen, daß sie eigentlich aus Noth klassisch geworden ist. Der „Troubadour“ bringt zwar viel Geld, aber man kann doch nicht täglich Caviar aufsetzen. Daher sollten nun die „Hugenotten“ an die Reihe kommen, allein von den beiden Baritonisten, welche bei Eröffnung der Saison engagirt waren, ist der eine zurückgetreten, der andere erst im Besitz einiger Rollen. So wurde denn mit Hülfe des Herrn Zottmeyer von Hannover „Figaro's Hochzeit“ möglich gemacht, und wir hatten den Beweis, wie man aus Noth klassisch werden kann.

Wir unsererseits haben diese Thatsache als eine erfreuliche zu begrüßen. Die Vorstellung der Mozart'schen Oper am 30. März war eine so belebte und glückliche, daß sie den Zuhörern einen ebenso großen Genuß bereitete, als sie der Direction zur Ehre gereichte. Es ging eine frische, schöne Stimmung durch das Haus, auch nicht eine einzige jener Störungen, welche der Sonntag sonst mit sich zu bringen pflegt, trat dem Eindruck des wundervollen Werkes lähmend entgegen. Die Darstellung war ein glänzendes Zeugniß für den guten Geist, welcher jetzt in dem Institut waltet, und nicht minder für den guten Sinn, der im Publikum vorhanden ist. Wir meinen, dieser Sinn könnte fast noch mehr genährt werden, als es durch die Directoren und den Kapellmeister, deren Vorliebe für das Beste und Höchste wir allezeit bereitwillig anerkannt haben, geschieht. In die Beurtheilung der Darstellung, welche von den Damen Carl, Dessoir und Eicke, den Herren Behr, Henry, Rafalsky und Zottmeyer getragen wurde, können wir uns heute nicht näher einlassen; es sei nur bemerkt, daß die beiden herrlichen Duette des dritten Aufzugs und Figaro's „Dort vergiß“ wiederholt werden mußten; fast wäre das bei anderen Nummern auch geschehen. Es ist wohl im Sinne der Zuhörer vom 31. März gehandelt, wenn wir mit der Bitte schließen, die Direction möge womöglich die ganze Oper bald wiederholen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Lerne, liebe, lebe. Dichtungen. Von Julins Hammer. — Reise nach Island im Sommer 1860. Von W. Preyer. — Zur Erforschung des Lebens. Von J. Moleschott. — Fichte, der Held unter den deutschen Denkern. Ein Lebensbild. Von Adolf Stahr. — Aus Schinkels Nachlaß. Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen. 2 Bde. Herausgegeben von A. von Wolzogen. — Erinnerungen. Gesammelte Gedichte. Von F. A. Märcker. — Rodrigo. Trauerspiel. Von A. Pichler. — Blücher, seine Zeit und sein Leben. Erster Band. Von J. Scherr.

* Ein neues Buch von Karl Seifart enthält in zwei Bänden „Altdeutsche Geschichten“ (Kassel und Göttingen, G. H. Wigand), die zum Theil vor längerer Zeit in unserem Sonntagsblatt zuerst mitgetheilt waren. Wir werden das Buch näher besprechen, während wir heute die Freude haben, das folgende Urtheil der Kölnischen Zeitung mittheilen zu können: Seifart ist durch eine Reihe kulturgeschichtlicher Arbeiten rühmlichst bekannt. Mit besonderer Vorliebe hat er sich dem deutschen Alterthume zugewandt, und durch das Studium der Quellen, vor Allem der Städtechroniken und der mittelhochdeutschen Dichtungen, die Grundlage zur Kenntniß und Würdigung altdeutschen Lebens gewonnen. In vorliegendem Buche giebt er uns Erzählungen aus verschiedenen Kulturperioden als Früchte seiner Forschungen, die uns deutsche Art, Sitte, Gewohnheit, deutschen Brauch und Glauben in lebendiger anschaulicher Darstellung vor Augen führen und auf jedem Blatte den Beweis liefern, daß Seifart auf diesem Gebiete völlig zu Hause ist. Indem er die novellistische Form wählte, war es ihm möglich, die Voroäter nach allen Beziehungen ihres geistigen und sittlichen Lebens handelnd und redend auftreten zu lassen. Statt weiterer Anführung verweisen wir auf die schöne Geschichte „die Metilsteiner“, in der sich das Ritterleben voll prächtiger Farben vor uns entrollt, ohne daß dem Lichte auch die Schatten fehlen, die wir in vielen historischen Werken vermissen.

* Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie von Dr. A. Petermann, 1862. Heft III. — Von Dr. Hochstetter's Arbeiten in Neuseeland, die einen Glanzpunkt in den Resultaten der österreichischen Novara-Expedition bilden, wird das Erste in dem obigen Hefte publicirt, bestehend aus einer Darstellung des außerordentlich interessanten Isthmus von Auckland mit seinen erloschenen Vulkankegeln. Auckland, erst im Jahre 1840 gegründet, ist die rasch aufblühende Hauptstadt Neuseelands und zählt jetzt bereits über 10,000 Einwohner; es hat eine prachtvolle Lage in einer von zwei Meeren zugänglichen paradiesischen Gegend, welche gleichzeitig eine der eigenthümlichsten Regionen der Erde bildet, indem sie ihre besondere Physiognomie einer großen Anzahl erloschener Vulkane verdankt, wahrer Modelle vulkanischer Kegel- und Kraterbildung. Die von Dr. Petermann gezeichnete Karte ist im Maßstab von 1/120.000. Die übrigen Aufsätze sind: Das rechte Ufer des San-Juan-Flusses, ein bisher fast gänzlich unbekannter Theil von Costarica. Von Dr. A. von Frantzius in San-José. M. von Beurmann' Reisen in Nubien und dem

Sudan, 1860 und 1861. Drittes Capitel: Suakim und Massua. Die deutschen Expeditionen nach Wadai. Achter Bericht: Stand des Unternehmens am 1. März 1862. Reise der Herren Th. von Heuglin, Dr. Steudner und H. Schubert von Keren in den Bogos-Ländern nach Adoa in Abessinien, 28. October bis 14. November 1861.

* Der König von Sachsen hat nun endlich den Componisten Richard Wagner, der im Mai 1849 wegen seiner Betheiligung an der Dresdener Revolution fliehen mußte, begnadigt. — In Nizza starb am 18. März nach schweren Leiden Jacques Frommenthal Halévy, der Componist der Opern „der Blitz“, „die Jüdin“, „Guido und Ginevra“, „das Thal von Andorra“, „die Musketiere der Königin“ u. s. w. Er war geboren in Paris am 27. Mai 1799 und stammte von jüdischen Eltern ab. 1809 kam er an das Conservatorium und somit unter die Leitung Cherubini's. Später machte er eine Reise in Italien und kehrte dann nach Paris zurück, wo er lange Zeit sich neben Auber nicht recht geltend machen konnte. Seine beste Oper, „die Jüdin“, entstand im Jahre 1835. Er war Lehrer der Composition am Conservatorium und Mitglied der Akademie der schönen Künste, wo er die Stelle Reichardts einnahm. Seine letzte Oper „La Magicienne“ ist 1858 componirt; er hat etwa zwanzig Werke für die Bühne geschrieben.

* Friedrich Wilhelm von Schadow. In Düsseldorf starb vor Kurzem im Alter von 73 Jahren der ehemalige Director der dortigen Kunstschule, Schadow, ein Mann, dessen Name mit der Entwicklung der Malerei innig verflochten ist. Er war der Lehrer und Rathgeber einer großen Anzahl bedeutender Künstler unserer Zeit, der Meister und Leiter der Düsseldorfer Schule. Geboren in Berlin 1789 und Sohn des berühmten Bildhauers Johann Gottfried Schadow, fand er früh Gelegenheit, die Wege der Kunst zu betreten. Eine selbständige Richtung entwickelte sich in ihm durch den Aufenthalt in Rom, wo er seit 1810 sich eng an Cornelius, Overbeck und Veit anschloß. Mit diesen sogenannten deutsch-römischen Romantikern wandte er sich besonders der religiösen Kunst zu und trat auch zum Katholicismus über, legte aber ein besonderes Gewicht auf das Technische der Malerei, die Erkenntniß der Bedeutung der darstellenden Mittel, besonders der Farbe und der Behandlung. Scharfer Verstand und kritische Beobachtung schützten ihn vor dem Versinken in phantastisch-idealistische Begeisterung. Er trachtete vor allem nach formeller Vollendung des Kunstwerkes und suchte die Kunst des Pinsels und der Palette wieder zu gewinnen. Das befähigte ihn besonders zu seinem späteren Antheil als Lehrer und Reformator der Malerei; als solcher ist er wichtiger denn als ausübender Künstler. Aus seiner ersten Zeit stammen Altarbilder für Kirchen in Potsdam und Schulpforta. 1819 nach Berlin zurückgekehrt und zum Professor ernannt, wurde er 1826 Director der Düsseldorfer Kunstschule. Als er dorthin übersiedelte, folgte ihm die Mehrzahl seiner Berliner Schüler, und es bildete sich auf solche Weise sogleich der Kern der Schule, welche sich später so außerordentlich erhob und ausbreitete: Karl Friedrich Lessing, Julius Hübner, Karl Sohn, Theodor Hildebrandt, Heinrich Mücke und Christian Köhler folgten ihrem Meister und machten ihre Namen bald bekannt und berühmt. Eduard Bendemann und einige Andere schlossen sich der neuen Schule sehr bald an. Schadow's Lehrertalent hat sich beständig bewährt, durch eine lange Reihe von Jahren hat er in jeder Weise der Düsseldorfer Schule vorgestanden und sie geleitet, und außer der künstlerischen Leitung hat er auch für die sociale Stellung der Künstler sehr günstig gewirkt, und selbst für die materielle Förderung der Kunst hat er vieles gethan, indem er seinen bedeutenden Einfluß in der höheren Gesellschaft, welchen ihm eine hohe Bildung und große Formgewandtheit verschafften, verwandte, um der Kunst und den Künstlern allseitig thätige und hilfreiche Gönner zuzuwenden. So ist auch der rheinisch-westfälische Kunstverein, welcher von allen deutschen Kunstvereinen wohl am meisten für seinen Zweck gewirkt hat, vorzugsweise sein Werk. Vor einigen Jahren nöthigte ihn seine leidende Gesundheit, zurückzutreten; Bendemann kam an seine Stelle. Durch Schadow's künstlerische Thätigkeit entstanden in Düsseldorf: „Christus unter den Pharisäern“, jetzt in einer Kirche in Naumburg, gemalt 1827, „Mignon“ (1828), „Charitas“ (1828), „Die Evangelisten“ in vier Bildern (1829), für die Werder'sche Kirche in Berlin; sodann, nach einem zweiten Aufenthalt in Rom, „Christus am Oelberge“, für die Marktkirche in Hannover (1832), „Christus und die Jünger in Emmaus“ (1833), „Die Himmels-Königin“ für eine Klosterkirche in Koblenz (1834), „Eine Pieta mit zwei Engeln“, für eine Kirche in Dülmen (1836). Hierauf folgte durch gefährliche Krankheitsanfälle und Reisen in Frankreich und Italien eine längere Unterbrechung von Schadow's künstlerischer Thätigkeit. Nach einem dritten Aufenthalt in Rom zurückgekehrt, vollendete der wieder genesene Meister ein bereits in Rom begonnenes Bild „Pietas und Vanitas“ und eine „Herodias“, beide 1842. Im Jahre darauf malte er „Die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen“, ein großes Bild, welches in die Sammlung des Städel'schen Institutes in Frankfurt gekommen und wohl das Beste ist, was Schadow überhaupt gemalt hat; 1844: „Die heilige Jungfrau als Fürbitterin“, für ein Kloster in Westfalen; 1845: „Den guten Hirten“, für Rußland, die „Himmelfahrt Mariä“, für die Dominikanerkirche in Aachen, und „Christus an der Säule“; 1846: „Eine heilige Hedwig“, und 1848 den „Quell des Lebens“, eins seiner größten Werke, welches im Besitz des Königs ist.

* In Hamburg starb am 28. März ein Mann, dessen Name nicht vergessen werden wird, Major Jungmann, der Held von Eckernförde. Die „Zeit“ bemerkt: Man liest, Jungmann habe eine „Pension“ vom deutschen Bunde bezogen. Dieser Ausdruck ist nicht ganz genau; und da es einen Mann betrifft, dessen Name mit einem jener wenigen Ereignisse (der Affaire von Eckernförde am 5. April 1849) verknüpft ist, deren man in unserer neueren Geschichte mit ungetrübter Freude gedenken kann, so gestatte man uns einiges Nähere. Jungmann hatte im Jahre 1852, schon damals kränkelnd und zu einem Badegebrauch genöthigt, wie wir aus eigener persönlicher Bekanntschaft wissen, an den Bund das Gesuch um Auszahlung von Prisengeldern für die an jenem Tage bei Eckernförde eroberte Segelfregatte Gefion, eventuell um Gewährung einer lebenslänglichen Pension gerichtet. Allein es fehlte ein Prisengesetz, und sowohl deshalb wie nach dem ganzen Verhältnisse glaubte man das Gesuch weder für rechtlich noch für thatsächlich begründet erachten zu sollen. Auch der spätere Bundesbeschluß vom 6. April 1854, wonach den Offizieren der vormaligen schleswig-holsteinischen Armee unter gewissen Umständen dauernde Unterstützungen gewährt werden, sollte auf Jungmann's Fall nicht passen. Anderntheils lagen doch auch dringende Gründe zu einer Berücksichtigung in anderem Wege vor; zumal sich der Betreffende seit seiner Entlassung aus dem Militärverbande ohne Bezug, ohne Erwerb und mit zerrütteter Gesundheit dem Mangel preisgegeben sah. Aus „Menschlichkeit und Billigkeit“ erhielt dann im November 1854 der Bittsteller eine einmalige Unterstützung von 2000 Gulden. Nach sechs Jahren hatten sich die Verhältnisse des Major Jungmann eher noch zu dessen Nachtheile gestaltet. Er kam daher im September 1860 mit dem gleichen Gesuche wie 1852, um Auszahlung von Prisengeldern, eventuell um eine lebenslängliche Pension ein. Eine rechtliche Begründung dieses Gesuches konnte man auch jetzt nicht finden, und es wurde in dieser Form zurückgewiesen; indessen begutachtete die Mehrheit der berichtenden Ausschüsse, diesmal in richtiger Erkenntniß, daß nur eine dauernde Hilfe dem Zwecke entsprechen könne, eine jährliche Beihilfe von 700 Gulden „ausnahmsweise bis auf weiteres, so lange ein Bedürfniß vorliege.“ Eine Minderheit wollte dem Gesuche gar keine Folge gegeben wissen! Die Bundesversammlung beschloß das Erstere. Heute ist Jungmann selbst dem „Bedürfnisse“ enthoben; aber, soviel wir wissen, trauern unmündige Kinder an dem Grabe des Vaters. Möge ihnen verbleiben, was der Verstorbene bezogen! Ein zweites Eckernförde wird ja doch so bald keine Kosten mehr verursachen!

* Bremen, 3. April. Im Laufe der letzten Wochen folgten auf unserer Bühne mehrere Gastspiele ziemlich rasch auf einander. Bei anderer Gelegenheit wird darüber wohl des Weiteren referirt werden; für heute beschränken wir uns auf einige kurze Andeutungen über einen Gast, den uns das nahe Hannover freundnachbarlich zugehen ließ, Herrn Alexander Liebe. Unsers Wissens war es das erste Auftreten des geschätzten Künstlers bei uns, und wir glauben, daß er vollkommen zufrieden sein dürfte mit der Aufnahme, die ihm hier zu Theil wurde. Ueber die Auffassung der Rollen, in denen wir Herrn Liebe kennen lernten, ließe hin und wieder sich vielleicht streiten, doch wird Niemand läugnen, daß sie wohl durchdacht und consequent durchgeführt waren. Zum Lobe muß es vor Allem dem Gaste gereichen, daß er die so häufigen Effekthaschereien vermeidet. In Einzelheiten dürfen wir hier nicht eingehen und wollen nur im Vorbeigehen bemerken, daß vorzüglich im letzten Akt von „Kabale und Liebe“ sein Ferdinand eine vortreffliche Leistung war. Herr Liebe schloß sein Gastspiel am Mittwoch den 26. März mit dem Holbach in „Lützower und Studenten“, einer patriotischen Novität von Dr. Wilhelm Schröder, auf welche wir zurückkommen werden. W.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

№ 15. Bremen, 13. April. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Die Anfänge der modernen Musik.

Von K. Meinardus.

Die Musik als Kunst ist nicht älter als das Christenthum. Erst dieses hat die Freiheit und Energie des inneren Lebens ermöglicht, ohne welche das Schaffen eines musikalischen Kunstwerks nicht denkbar ist. Mit Recht hat man daher die Musik die specifisch christliche Kunst genannt.

Aber so wenig die christliche Idee sofort ihre volle Verwirklichung fand, eben so wenig trat mit dem Christenthum die Kunst der Musik fertig in die Welt ein. Beide mußten sich erst durch beengende Formen langsam und mühevoll hindurch arbeiten, ehe sie ihren ganzen Inhalt entfalten konnten; beide sind auch jetzt noch keineswegs an diesem Ziele angelangt, sondern erwarten seine Erreichung von der Zukunft. Von Anfang an aber hat die Entwicklung beider in engem Zusammenhange gestanden, und dieser Zusammenhang dauert bis auf den heutigen Tag fort. Besonders deutlich tritt derselbe in den Perioden hervor, welche die Vorbereitung und Grundlegung der neuen Zeit bilden.

Von Anfang an ertönten die Versammlungen des Christenvolks von Psalmen und lieblichen Gesängen, in denen die von der christlichen Wahrheit erfüllten Seelen ihre Begeisterung ergossen. Allein ihr Gesang war formlos, wie die ganze Gestaltung der christlichen Angelegenheiten in den ersten Jahrhunderten. Sobald sich aber diese zu den festen Formen der Kirche geordnet hatten, wurde auch die Musik in dieselben Kreise hineingezogen, von kirchlichen Organen als solchen wissenschaftlich und praktisch ausgebildet und damit als ein wesentlicher Bestandtheil des christlich-kirchlichen Lebens anerkannt.

Einer der ersten Begründer jener festen katholischen Kirchenordnungen, Papst Gregor der Große, ist zugleich Hauptgründer musikalischer Wissenschaft und Formbildung. Die christliche Idee war damals den Völkern noch äußerlich; um sich geltend zu machen, mußte sie ihnen als äußerliche Macht gegenübertreten. Daher gestaltete sie sich zu einem irdischen Reiche, der Hierarchie, und übernahm es, das ganze geistige Leben zu beherrschen; sie zwang Alles, was sich geistig regte, in die festen Schranken der Kirche, welche Niemand überschreiten durfte. Ebenso erging es auch der Musik. Die von der vorchristlichen Vorzeit her und überhaupt die außerhalb der Kirche im Volke lebenden Gesänge wurden von der Kirche sorgfältig zurück gedrängt und nach und nach völlig beseitigt. Für die Kirche selbst aber stellte Gregor gewisse theils aus den vorhandenen ausgewählte, theils in ähnlichem Geiste erfundene Gesänge zum gottesdienstlichen Gebrauche fest, deren jeder sich in einer der gleichfalls festgestellten Tonarten, „die sieben Kirchentöne“ genannt, bewegen mußte. Sie sollten unabänderlich gelten, wie die einmal eingeführten Kultusformen überhaupt und wie das kirchliche Dogma. Es wird erzählt, man habe, um allen Aenderungen vorzubeugen, ein Exemplar dieses Gesangbuchs mit Ketten an den Altar zu St. Peter befestigt. Der eximirten Stellung der Kirche zur Welt entsprach dann die fernere Anordnung, daß nicht die Gemeinde der Laien, denen in allen religiös-kirchlichen Beziehungen die Selbstthätigkeit genommen war, diese Kirchenhymnen sang, sondern ein eigener, von der Gemeinde getrennt aufgestellter Kirchenchor, und zwar in der dem Volke fremden Kirchensprache, dem Lateinischen.

Jahrhunderte lang genügten diese kirchlichen Feststellungen der Christenheit. Das Leben zwar gestaltete sich immer reicher und mannichfaltiger, zumal als die Kreuzzüge die Völker in Fluß brachten und den Osten erschlossen; Kunst und Wissenschaft entfaltete sich zu schöner Blüthe, ebenfalls unter dem belebenden Einfluß fremder, großentheils nichtchristlicher oder doch nichtkirchlicher Bildungen. Aber bei allem dem blieb die Kirche die Beherrscherin des geistigen Lebens; der kirchliche Gedanke durchdrang nach wie vor Kunst, Wissenschaft und Leben; ihm waren alle jene neuen Regungen unterworfen, und wie weit dieselben sich auch ausbreiteten, keine maßte sich an, etwas Selbständiges, Neues neben der kirchlichen Wahrheit zu sein, alle wollten nur ihr als Dolmetscher dienen, und die Kirche ließ sich, wenn auch manchmal mit bedenklicher Miene, solche Dienste gefallen und zog sie in ihr Interesse, theils um sie unschädlich zu machen, theils in der Ueberzeugung, daß der kirchliche Einfluß auf die Gemüther durch sie nur gewinnen könne.

Auch auf dem Gebiete der Musik regte es sich mächtig. Hauptsächlich das neu belebte Studium des Alterthums, welches auf die ganze Zeit so außerordentlichen Einfluß ausübte, führte zunächst außerhalb der Kirche und von ihr unabhängig auch hier zu den bedeutendsten Ergebnissen. Die Harmonie wurde entdeckt, — eines der folgenreichsten Ereignisse in der ganzen Geschichte der Musik; — die Harmonie, diese wunderbare, einzig in ihrer Art dastehende Aeußerungsweise des Seelenlebens, in der die Herzenssprache mehrerer individuell verschieden sich Aeußernder

zur vollkommensten und schönsten Einheit gleichzeitig zusammenklingt. Bisher hatte nur die einförmige Einstimmigkeit geherrscht; nun that die Harmonie eine ganz neue, reiche Welt auf. Zunächst freilich erschien sie in allereinfachster, rohster Form. Ein Mönch Hucbald im 9. Jahrhundert hat zum ersten Mal gleichzeitig mit der Melodie andere Töne erklingen lassen, aber diese Töne waren — die Octave und zwischen ihr und der Prime die Quinte. So hat er eine ununterbrochene Fortschreitung von Accorden zu Tage gefördert, welche auch nur ein einziges Mal im Zusammenhange anderer Fortschreitungen ertönen zu lassen von der neueren Musiklehre strengstens verboten ist und auf jedes einigermaßen gebildete Ohr einen gräulichen, herzzerschneidenden Eindruck hervorbringt; Kiesewetter nennt es eine Höllenfolter. Gleichviel, das wenn auch noch so unscheinbare Samenkorn war gelegt; es sollte ein Prachtgewächs daraus hervorgehen.

Erst nach langer Zeit freilich rangen sich die ersten Keime empor: die rauhen Stürme des Mittelalters hielten ein rascheres Wachsthum zurück. Statt die mehreren Stimmen wie bisher nur gleichmäßig mit einander fortschreiten zu lassen, begann man allmälig, jeder eine selbständige Bewegung gegen die andere zu geben, und gelangte so zu dem sogenannten Contrapunkt, der eben darin besteht, daß einer Stimme gegenüber andere Stimmen punktirt, d. h. geschrieben werden, die ihre eigene Melodie haben und gleichzeitig mit der ersten scheinbar ihren eigenen Gang gehen; — wobei man, wie Luther in der bekannten Stelle sagt, »mit großer Verwunderung über die große und vollkommene Weisheit Gottes in seinem wunderbarlichen Werke der Musica vernimmt, daß Einer eine schlechte Weise oder Tenor (wie es die Musici heißen), hersingt, neben welcher 3, 4 oder 5 andere Stimmen gesungen werden, die um solche schlechte, einfältige Weise oder Tenor gleich als mit Jauchzen rings herum spielen und springen und mit mancherlei Art und Klang dieselbige Weise wunderlich zieren und schmücken und gleichwie einen himmlischen Tanzreihen führen, freundlich einander begegnen und sich gleich herzen und lieblich umfangen, also daß diejenigen, so Solches ein wenig verstehen, sich des heftig verwundern müssen und meinen, daß nichts Seltsameres auf der Welt sei, denn ein solcher Gesang mit viel Stimmen geschmückt.«

Längst bestanden diese zwei musikalischen Phänomene, Harmonie und Contrapunkt; anfangs lebten sie nur in den Köpfen und Zellen der Gelehrten, nach und nach drangen sie in's Leben, besonders in den rührigen Niederlanden, wo man sie hauptsächlich zur Unterhaltung der Höfe und Großen auf Volks- und Gesellschaftslieder anwandte. Die Kirche aber hielt immer noch an den festgesetzten einstimmigen, daher eintönigen gregorianischen Gesängen fest. Versuche, die neue Erfindung einzuführen, wurden noch 1322 durch päpstliches Decret zurück gewiesen, und nur an besondern Festtagen derlei erlaubt. Endlich aber mußte man nothwendig inne werden, wie trefflich die neuen Formen sich für die Zwecke der Kirche eigneten. Auch entsprachen dieselben ja ganz der christlichen Wahrheit, wonach vielerlei Glieder, aber Ein Leib, viele Gaben, aber Ein Geist ist. Man entschloß sich, den neuen Gast in die alten Räume aufzunehmen, und wurde baldigst mit größter Genugthuung gewahr, wie er sie reich auszuschmücken und neu zu beleben wußte.

Erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts war es, daß niederländische Künstler die ersten contrapunktisch geschriebene Messen nach Rom brachten. Fortan hörte man nun nicht wieder auf, die Resultate der wissenschaftlichen Forschung auf den Kirchengesang anzuwenden; die geweihten Räume vernahmen nur noch harmonische Vielstimmigkeit und freie Stimmenbewegung. Die Kirche nahm diese ganze Kunst in ihren Dienst, und erst unter kirchlicher Pflege gedieh sie zu wirklich kunstmäßiger Formvollendung. Nach und nach erhob sie sich zum Gipfelpunkt, und die Geschichte berichtet von den kunstvollsten Gebilden aus dieser Zeit.

Bei dem Allen gewann jedoch nur die Form. Der Inhalt, die Seele der Musik ist die Melodie. Und wie großartig und bewundernswürdig jene Werke auch sein mögen, nach einem Gewinn, welcher aus ihnen dem melodischen Elemente der Musik erwachsen wäre, sucht man vergebens. Die Kirche duldete nur Einen Inhalt, wie für die Systeme der Glaubenslehre, so auch für den Kirchengesang. Hier waren es die gregorianischen Hymnen, die nach wie vor aller kirchlichen Musik zu Grunde gelegt werden mußten. Wer sich unterfangen hätte, eine neue, frei erfundene Melodie in die Kirche zu bringen, der würde dadurch fast ebenso sehr in den Verdacht der Ketzerei gekommen sein, wie Einer, der zu der Kette der kirchlichen Glaubensätze aus eigener Speculation ein neues Glied hätte hinzufügen wollen. So mußte man sich damit begnügen, den einmal feststehenden Inhalt nach allen Seiten zu betrachten, ihn zu wenden und zu drehen, ihn in seine Bestandtheile zu zerlegen, ihn nach Kräften zu verzieren, ihn zu umschreiben und zu umspielen, kurz, alle Operationen mit ihm vorzunehmen, welche möglich waren, ohne ihn selbst aufzuheben. Eine Stimme sang die gregorianische Melodie, die man als die feststehende Grundlage den Cantus firmus nannte, — die andern Stimmen umkreisten und verbrämten sie auf's mannichfaltigste, der ganze Umfang der mit diesen Stimmen ausführbaren Combinationen und Variationen wurde durchmessen. Die Zahl der selbständigen Stimmen und Chöre wurde immer mehr gesteigert, — einer der berühmtesten Meister des 15. Jahrhunderts, der Niederländer Ockenheim, schrieb sogar eine Messe für 36 Stimmen, — und dabei eine Kühnheit und ein Scharfsinn, eine Gründlichkeit und ein Fleiß aufgewandt, die kaum ihres Gleichen haben.

Allein es handelte sich hier, wie man leicht erkennt, lediglich um eine Verstandesthätigkeit, — ganz so wie bei der damaligen kirchlichen Wissenschaft, der Scholastik. Daher mußten diese Produktionen bei aller formellen Großartigkeit nothwendig den Mangel alles rein verstandesmäßigen, reflectirten Schaffens an sich tragen, und nur die Werke einzelner besonders hervorragender Geister konnten sich ihm mehr entziehen. Ganz unvermeidlich gelangte man zu der Ansicht, daß die formelle Arbeit die Hauptsache sei. Je größere Schwierigkeiten gehäuft, je künstlichere Verschlingungen der Stimmen gewagt, je mehr Stimmen angewandt waren, desto mehr wurde das Werk bewundert. Was am Ende aus dem Cantus firmus wurde, war gleichgültig. Die Menge der begleitenden Stimmen erdrückte ihn immer mehr, zumal, da sie das ganze Interesse in Anspruch nahmen. Die einzelnen Töne des Cantus firmus wurden bald ganz lang gedehnt, bald bis zur Unscheinbarkeit verkürzt, wie es gerade dem Tonsetzer beliebte. Den Geist des Textes im Ganzen und Einzelnen zu durchdringen und auszulegen, was uns jetzt als unabweisliches Erforderniß des Gesanges gilt, lag dem Standpunkt jener Zeiten so fern, daß man nur die Anfangsworte des Textes unter die Noten zu schreiben pflegte und den Sängern überließ, nach ihrer Bequemlichkeit die übrigen Worte aus dem Gedächtniß hinzuzufügen. Da fand es sich denn manchmal, daß sich die Zahl der Noten mit den Silben des Textes gar nicht in Einklang bringen ließ. Auch an müssigen Spielereien aller Art fehlte es nicht. Genug, daß der kirchliche Cantus firmus, wenn auch noch so versteckt, allen diesen krausen und bunten Ornamenten zu Grunde lag: damit beruhigte man sein kirchliches Gewissen, um sich sofort ganz ungehemmt auf dem Boden der Form zu ergehen. Und so gerieth man denn in ein Wesen immer tiefer hinein, welches alles lebendigen Inhaltes, aller künstlerischen Begeisterung bar an der unerträglichsten Oede

und Trockenheit litt und sich zuletzt zu einem Wust von todtem Formelkram auflöste, der nothwendig anderen, lebensvolleren Bildungen weichen mußte.

Wie bekannt begannen die Geister nach und nach mündig zu werden. Die Zuchtanstalt der Kirche fing an sich zu überleben, nachdem sie ihre Bestimmung, die Geister zur Freiheit zu erziehen, erfüllt hatte. Immer mehr wurde ihr Einfluß als Bevormundung und Zwang empfunden: man begann sich demselben zu entziehen und sich auf eigene Füße zu stellen. Die Kirche aber, nicht gesonnen, ihre Ansprüche aufzugeben, bekämpfte solche Bestrebungen als Ketzerei. Doch die Ketzerei wurde eine Macht: vom 12., 13. Jahrhundert an entwickelte sich neben der Kirche eine neue Bildung, welche auf die Natur und die ersten Quellen, Alterthum und Bibel, zurückging und immer weitere Lebenskreise durchdrang, um schließlich eine ganz neue Welt aus sich zu erzeugen.

Auch die Geschichte der Musik berichtet von Ketzerei. Seit der genannten Zeit schlugen die Troubadours, die Minstrels, die Minnesänger einen Ton an, der wie der ganze durch die Kreuzzüge geweckte Geist allerdings im Dienste der Kirche entstanden war, allein bald genug den kirchlichen Mächten Bedenken genug einflößte. Die neue Lyrik richtete sich zwar vorzugsweise an die Jungfrau Maria, aber die Minne suchte sich auch weltliche Gegenstände, und Worte wie Gesang, welche in dieser Richtung geschaffen wurden, entlehnten ihre Stimmung viel mehr den Sinnen und der Weltlust, als der Kirche lieb sein konnte. Jedenfalls war in musikalischer Hinsicht der Grundzug dieser ganzen Erscheinung gegenkirchlich oder mindestens unkirchlich. Ging sie doch darauf aus, selbständig den Herzensgefühlen musikalischen Ausdruck zu geben, also eigene, neue Melodien zu erfinden; — und das konnte nach dem vorhin Dargelegten die Kirche nicht billigen, eben so wenig, wie jede andere selbständige Geistesregung.

Indessen bewegten die genannten Bildungen nur die oberen Schichten der Gesellschaft und pflegten daher einen gewissen Grad von Tiefe, somit auch von Gegenkirchlichkeit nicht zu überschreiten. Wenn der Gegensatz wirklich gefährlich werden sollte, mußte er tiefer gehen: er mußte Sache des Volks werden. Er wurde es wie auf den andern Gebieten des Lebens, so auch in der Musik. Nicht freilich in der spießbürgerlich beschränkten Meistersängerei, — aber im Volksliede. Die Entstehung und Ausbildung desselben bietet einen klaren Einblick in die allmälige Lösung des Geistes von den kirchlichen Fesseln und bildet einen der Hauptfactoren in der Geschichte der Musik.

Lange lauschte das Volk stumm den feierlichen Tönen, welche geheimnißvoll vom Chor herab die Mysterien des katholischen Glaubens wie aus einer höheren Welt verkündeten. Die alten vorchristlichen Volksgesänge hatte die Kirche in bester Absicht unterdrückt. Neue waren nicht aufgekommen, denn ein neues, vom Christenthum durchdrungenes Volksleben war noch nicht entstanden. Aber nach und nach erschloß sich dem Volke das Verständniß des Glaubens und der Kultusformen. Die Laien, die sich am gottesdienstlichen Gesange nur durch die Rufe „Kyrie eleison", „Hallelujah" u. dgl. betheiligten, begannen zu fühlen, was sie riefen, und auf den Endsilben eine Art Gesang austönen zu lassen, welche man Jubilationes oder Jubili nannte. Diese wurden allmälig selbständiger, besonders gegen Ende des 9. Jahrhunderts; man legte ihnen lateinische Texte unter, um sie leichter behalten zu können; sie wurden zu vollständigen Melodien. Bald nahm die Kirche diese Segnungen oder Leiche, wie man sie nannte, unter die Kultusgesänge auf, denn sie waren im Grunde doch nichts als Variationen der Kirchenhymnen, und nach den Regeln des gregorianischen Gesanges gebildet. Indessen sie waren andererseits doch Ergüsse des eigenen freien Gefühls, und insofern können sie als Anfänge des Volksliedes bezeichnet werden.

Als nun der Volksgeist immer selbständiger wurde, da wuchs zugleich die Neigung, auch ohne Anschluß an die kirchlichen Formen in natürlicher Weise die Stimmungen im Gesange laut werden zu lassen. Zunächst aber doch nur religiöse Stimmungen. Da für solchen Gesang die Kirchen verschlossen waren, so sah man sich mit seiner Neigung auf die außer den Kirchen vorkommenden festlichen Begebenheiten religiösen Inhalts, als Wallfahrten, Kirchweihen u. dgl. verwiesen. Ein ganz besonderer Anlaß düsterster Art waren die Fahrten der Geißler, welche durch die schwere Noth der Zeiten, durch Hunger und Pest zu ihrem unheimlichen Treiben und zu entsprechenden Gesängen geführt wurden. Schon drang nun auch dieser und jener rein weltliche Vorgang so überwältigend auf die Stimmung des Subjects ein, daß er ihm Lieder entlockte. Man kennt Schlachtlieder aus dem 13. Jahrhundert. Aber auch sie sind Gebete, also immer noch religiösen Charakters. Nicht lange jedoch, so wurde die geistliche Haltung ganz aufgegeben, und bald gab es eine Menge weltlicher Lieder, die „man sange und pfiffe in diesem Lande", wie die Limburger Chronik (14. Jahrhundert) sagt. Auch regte sich die Neigung, Gemeindegesang in deutscher Sprache in den Gottesdienst einzuführen; besonders in Böhmen machte man den Versuch. Vergebens erhob die Mutter Kirche warnend den Finger und erklärte durch das Concil von Constanz: „Wenn den Laien verboten ist zu predigen und die Schrift zu erklären, so ist es ihnen noch mehr verboten, in „öffentlicher Gemeinde zu singen." Vergebens straften die kirchlichen, schulmäßig gebildeten Musiker das naturalistische Treiben mit Stolz und Verachtung. Wenn man mit seinen Liedern dem Gottesdienste auch noch meistens fern bleiben mußte, so sang es doch und klang es draußen bald an allen Enden und in allen Ständen; — der Gesangesstrom brauste immer unaufhaltsamer einher, entsprechend der immer höher steigenden Fluth des Freiheitsdranges, und der altersschwachen Mutter Kirche antwortete man oft genug mit schelmischen Spottliedern auf sie selbst und auf ihre Tonmeister; z. B.:

Wenn man zusammen thut klauben
Sechs Poeten mit ihren Dauben,
Sechs Organisten mit ihren Mucken,
Sechs Componisten mit ihren Stucken,
Und thut sie setzen auf einen Karren,
So fährt anderthalb Dutzend Narren.
Nun bricht der Karren,
So fallen die Narren,
Und ob wohl zerbrochen ist der Karren,
So bleiben doch achtzehn großer Narren.

Der Gesang dazu wurde dann ganz in der feierlichen Weise der Kirchenhymnen und Kirchentöne gehalten und künstlichst contrapunktirt.

Jetzt aber begab sich ein merkwürdiges Schauspiel: die Kirche selbst wurde von der Ketzerei angesteckt! Die Abgelebtheit der Kirche führte auch sonst dazu, daß weltliche Elemente in sie eindrangen; des Clerus hatte sich besonders in seinen höchsten Schichten eine völlig heidnische Weltanschauung bemächtigt. In Gebräuche und Cultus war mancherlei Weltliches, Volksthümliches zugelassen. Man suchte dadurch neues Leben in die abgestorbenen Formen zu bringen und frisches Interesse für sie zu erwecken. So geschah es, daß auch das ketzerische Volkslied Zutritt in die Kirche fand. Die Contrapunktisten fühlten sich mit ihrer trockenen Kunst vereinsamt und verloren selbst als Kinder ihrer Zeit das Interesse an den geistlosen Künsteleien. Sie empfanden das Bedürfniß, die leeren Formen mit neuem, frischem Inhalt zu erfüllen, um sie und sich selbst der neuen Zeit mundgerechter zu machen. Sie

fingen an, selbst Melodien zu erfinden, aber ihre Phantasie, die so lange brach gelegen hatte, war so unfruchtbar geworden, daß ihre Erfindungen ihnen selbst nicht genügten, viel weniger die gewünschte Wirkung auf das Volk hervorbrachten. So griffen sie denn zu den verachteten weltlichen Liedern. Sie entkleideten sie möglichst des weltlichen Charakters, versahen sie mit den Worten der lateinischen Kirchenhymnen und wandten ihre formellen Künste an, um sie musikalisch auszustatten. Nachdem durch solche Umhüllungen der kirchliche Anstand möglichst gewahrt worden war, nahmen sie jene Lieder unter die Kirchengesänge auf, und die Kirche erhob unter genannten Umständen keine Einwendungen.

Der Erfolg, der sich aus solchem Flicken eines so alten Kleides mit neuen Lappen ergab, war natürlich abenteuerlich und widerwärtig genug. Es ging hier gerade so, wie überall, wo man das weltliche Element in die Kirche hatte eindringen lassen: wie der Klerus sich aller Zucht und Sitte entschlug, wie der Gottesdienst sich mit den unwürdigsten Rohheiten erfüllte, — dabei aber die würdevolle, geistliche Amtsmiene keineswegs aufgegeben wurde, — ebenso bildete sich auch auf dem angegebenen Wege die Kirchenmusik zu einem abschreckenden Zerrbilde aus. Nicht inneres Bedürfniß hatte ja zu den neuen Bildungen geführt; — das innere Leben war überhaupt alles wahren Inhalts ledig geworden. Daher erschien es für die Sache gleichgültig, welche weltlichen Melodien man in die Kirche brachte. Man griff zu den nächsten besten, mochten sie auch unwürdig und gemein sein, und versetzte sie mitten in die geheiligten Umgebungen. Ja man scheute sich nicht, den so entstandenen Kirchengesängen als Namen die Anfangsworte der zu Grunde gelegten weltlichen Lieder beizulegen, und es kamen so die wunderlichsten Erscheinungen zu Tage: eine Messe hieß „der bewaffnete Mann", — eine andere „von den rothen Nasen", — eine fernere „küsse mich!" u. dgl.

Aber auch die Formen des Kirchengesanges, auf deren künstliche Handhabung man sich so viel einbildete, waren durch ihre Geistlosigkeit bis zu einem unglaublichen Grade verkommen. Es giebt Schilderungen von dem Eindruck des damaligen contrapunktischen Kirchengesanges, die sich in den derbsten Ausdrücken überbieten. Dieser Gesang, sagte z. B. Jemand in der Mitte des 15. Jahrhunderts, als er um seine Meinung officiell gefragt wurde, erscheine ihm wie ein Sack voll junger Schweine; denn er höre wohl einen furchtbaren Lärm, könne aber nicht einen einzigen articulirten Laut unterscheiden. Und der Gesang, dem dies Urtheil galt, war der der päpstlichen Kapelle, also doch wohl der beste der Zeit, der Fragende war ein Papst, und der Antwortende ein Cardinal!

Man sieht, dies ganze Wesen war werth, daß es zu Grunde ging. Die Kirche selbst konnte das nicht verkennen. Als der Katholicismus nach dem Schiffbruch, den ihm die Reformation bereitet hatte, seine Trümmer zusammensuchte und mit so großem Erfolge ein neues Fahrzeug daraus zu bilden begann, — freilich wesentlich mit Hülfe der neuen Werkzeuge und Stoffe, deren sich der Protestantismus zu seinem Neubau bedient hatte, — da mußten vor Allem die alten Ueberbleibsel einer sorgfältigen Musterung unterworfen werden, und man weiß, wie viele derselben das tridentinische Concil als unbrauchbar zu verwerfen für nöthig fand. Auch die Kirchenmusik kam zur Sprache. Man beschloß eine radicale Reinigung dahin, daß im Grunde nichts als der einfache gregorianische Gesang übrig bleiben, alle künstliche Ausgestaltung, Harmonie und Figurirung also aus der Kirche verbannt sein sollte. Nur den einflußreichsten Verwendungen gelang es, diesen inhaltsschweren Beschluß vorläufig rückgängig zu machen, bis man noch einen Versuch gemacht habe, ob sich ohne alle Künsteleien eine Kirchenmusik herstellen lasse, welche einfach und edel, verständlich und würdevoll genug wäre, um auch bei den neuen Anforderungen die Sanctionirung der Kirche zu verdienen. Die ganze Zukunft des Kirchengesanges in der katholischen Kirche und eine Lebensfrage für die Kunst der Musik überhaupt lag in der Lösung dieser Aufgabe beschlossen. Die Kirche stellte dieselbe dem berühmten päpstlichen Kapellmeister Palestrina; er unterzog sich ihr. Sein Unternehmen gelang ihm in so eminenter Weise, daß die Beibehaltung der musikalischen Kunst in der Kirche für immer entschieden war. Der palestrinasche Stil wurde mit Einem Schlage zum herrschenden Kirchenstil erhoben, behielt die Herrschaft zwei Jahrhunderte lang und wird bis auf unsere Tage und jetzt mehr als je bewundert und dem Erhabensten beigezählt, was dem menschlichen Geiste zu schaffen gegeben ist. Der palestrinasche Stil bringt die Idee des Katholicismus zur Erscheinung in idealerer Weise, als irgend eine Gestaltung, in welcher der Geist der katholischen Kirche sich Ausdruck gegeben hat. Diese Kirche behauptet, die Trägerin und einzige Vermittlerin des göttlichen Gnadenwerks für die Menschen zu sein: nirgends bietet sie in so ungetrübter, erhabener Weise das Göttliche zum Genuß dar, als in den Chören Palestrina's und seiner Schule; in ihnen scheinen mit ruhiger, leidenschaftsloser Klarheit die Gesänge der Himmlischen selbst zur Erde herabzutönen. — Dennoch oder vielmehr eben deßhalb steht diese ganze Richtung mit dem stetigen Entwicklungsgange der modernen Musik nicht in organischem Zusammenhange, sondern sie tritt ihm etwas fremdartig und isolirt gegenüber, — was dann ganz dem Eindruck entspricht, den wir in der Gegenwart von jener Musik empfinden: es weht uns daraus ein Geist entgegen, der uns erhebt, aber nicht durchwärmt, weil wir ihn nicht als den unsrigen erkennen. Der Eindruck ist genau so, wie der, welchen der Katholicismus überhaupt auf uns macht. Obgleich nämlich in der palestrinaschen Schule der gregorianische Hymnus verlassen wird, und Alles, auch die Melodie, Resultat künstlerischer Stimmung und Empfindung ist, so bleibt doch das Ganze katholisch: es nicht der unmittelbare, rein menschliche Erguß der freien Stimmung des Individuums, sondern der von der Kirche bestimmten und gefesselten Stimmung; es ist ein Gesang der Kirche, nicht der Gemeinde; die Laien bleiben stumme Zuhörer, — die Empfindung, die den Gesang des Chors beseelt, ist nicht ihre eigene, sowenig der lateinische Text ihre Muttersprache ist.

So anregend daher die bezeichnete Form der Kirchenmusik nicht nur in katholischen Kreisen gewirkt haben mag, und bei aller ihrer Erhabenheit, oder vielmehr eben wegen dieser eigenthümlichen Erhabenheit konnte sie dem Zuge der Zeit nach Freiheit des individuellen Geistes, der zur Reformation geführt hatte, Stillstand nicht bereiten, ebenso wenig als es der Gegenreformation überhaupt gelungen ist, den neuen Geist wieder zu bannen.

* Frühlingsbilder aus der Residenz.

Von A. Lücke.

Berlin, Ende März 1862.

Frühling! Der Schnee ist von den Dächern und aus den Straßen — Sonnenschein und blauer Himmel, genossen ohne Hintergedanken an den warmen Ofen und den wattirten oder dublirten Schlafrock, genossen ohne Mantel, Pelz- und Düffelrock! Die Straßen entlang gegangen ohne mathematische Berechnung der möglichen Abkürzungen des Weges, in gemächlichem Schritt, ohne Kampf gegen Wind, Schnee, Hagel und Regen, ohne Sorge

um Erhaltung des Gleichgewichtes auf den Gletschern des abschüssigen Bürgersteigs! Ein Wonnegefühl des Sichgehenlassens ergießt sich durch den ganzen Körper, der gesteift ist durch den monatelangen Widerstand gegen das Andringen der tausend kleinen und großen Feinde des menschlichen Wohlbehagens, welche unter dem Collectivnamen Winter ein gutes Theil unserer Kräfte und Fähigkeiten fortwährend auf dem „Qui vive!“ erhalten haben! In seliger Unbefangenheit über die Zwecke des Trottoirs liegt und hockt die Straßenjugend auf den Granitplatten, mit Fanatismus ihre Marmeln (oder Mürmeln, wie man hier sagt) in die kleinen Gruben schiebend, welche sie zwischen den Steinen des Pflasters ausgehöhlt hat; in Winter-Wind und Wetter steigt selbst in dem friedfertigsten Gemüthe eine gewisse Bosheit auf, wenn ein Menschenkind durch Stehenbleiben auf dem Trottoire, durch Ausspreizen eines Spazierstockes oder sonst etwas bewußt oder unbewußt die Hindernisse noch vermehrt, welche schon die Natur dem directesten und schnellsten Fortkommen auf der schmalen Bahn bei jedem Schritt und Tritt entgegensetzt —; im Scheine der Frühlingssonne macht man mit der wohlwollendsten Rücksicht auf das Vergnügen der Herren Straßenjungen die complicirtesten Windungen auf seiner Bahn und fühlt sein Gewissen schon beschwert, wenn troß aller Vorsicht der Fuß das Unglück hat, eine wohlberechnete Combination des Kugelspiels zunichtezumachen oder wohl gar eine von den Kugeln in die schwer und nur mit äußerster Verläugnung aller ästhetischen Voraussetzungen zu ergründende Tiefe des Rinnsteins zu schleudern. Jeder Kunst- und Kupferstichladen lockt zum Verweilen, jedes Schaufenster mit Photographieen wird durchmustert, obwohl uns aus jedem das Bild oder vielmehr die Bilder der schönen Frau Kierschner entgegenleuchten, zwar in verschiedenen Kostümen, Attitüden und Positionen, aber immer mit derselben ernsten Durchdrungenheit der Situation, nämlich des Sichpräsentirens. Man ist versucht, zu glauben, daß die Photographie expreß für diese Dame erfunden und zu ihrer jetzigen Vervollkommnung gebracht sein könnte; denn da sie, die schöne Frau Kierschner, in bildlicher Darstellung, sie mag nun von einer Art sein, welche sie wolle, immer nur auf einmal eine Seite ihres schönen Ichs der Welt zum Genusse darbieten kann, so hat ihr die leichte Art der photographischen Darstellung das Mittel geboten, jener betrübenden Einseitigkeit durch Massen von verschiedenen Ansichten wenigstens in etwas abzuhelfen. Man darf es der Dame übrigens nicht verdenken, daß sie sich diese Art des Sichproducirens so angelegen sein läßt, denn so oft ihr auch anderweitig, in ihrer Eigenschaft als königlicher Hofschauspielerin, dazu Gelegenheit wird, so ist doch zu bedenken, daß die Nebenrücksicht auf ihre Rolle sie häufig verhindert, alle ihre Vorzüge nach allen Seiten hin zu entfalten.

Doch nicht nur in den Straßen, sondern auch hinter den Spiegelscheiben der großen Putz- und Modehandlungen entfaltet der Frühling seine Pracht. Karossen halten vor den Thüren, ihr Inhalt, eine crinolinengetragene luftige Masse von Seidenstoffen, in deren Mitte eine weibliche Gestalt schwebt, drängt sich allmälig durch die Enge der Wagenthür und hüpft über das Trottoir, den Blick unverwandt geheftet auf das Eldorado weiblichen Sehnens und Empfindens, hinein in die heiligen Hallen, in denen die neuesten Moden von Wien, Paris und London ihre Wunder entfalten. Erst nach Empfang der Weihe in diesen Hallen fühlt sich das weibliche Herz gestimmt, die Wonnen der neuerwachten Natur an sich herankommen zu lassen.

Doch so reizend sich auch der Frühling überall in der Stadt ankündigt, ein geheimnißvoller Zug des Gemüths läßt uns nicht genießend verweilen; es treibt uns weiter, hinaus aus den ummauerten Wegen, in die freie Natur. Dunkle Erinnerungen tauchen auf, an grünen, elastischen Rasen, frisch grünende Saatfelder, an Lerchengesang und Storchgeklapper, an friedliche Dörfer, aus denen die Bevölkerung auszieht zur Feldarbeit — die Menschen unter fröhlichem Gesang und Geplauder, das Vieh unter behaglichem Blöken, munterem Gewieher und Gebell. Also zum Thore hinaus! — Aber zu welchem? Die beiden nächsten führen in den Thiergarten. Wäre es Sommer, so beschleunigten wir unsre Schritte bei diesem Gedanken; wir sähen herrliche Bäume und Baumgruppen — ein dichtes Laubdach, darunter frischen Rasen — Wasserpartieen mit Schwänen und Inseln; wir hörten das Klopfen des Spechtes an die Baumrinde und tausendstimmigen Vogelgesang; wir athmeten frischen Waldesduft. Doch für jetzt gestaltet sich das Bild anders: Kahle Aeste und Zweige, die im Schimmer der Sonne in einförmigem Grau erscheinen, lichte Alleen, auf den Wassern noch die letzten mürben Reste von Eis, keine Fernsicht, kein freier Blick nach dem blauen Himmel, kein frischer Luftzug, kein Vogelgesang. — Also zu einem andern Thore hinaus! — Leider ist das aber leichter gedacht und gesagt, als gethan, denn die andern Thore sind so gut wie nicht vorhanden — ich will nicht sagen für den noblen, fashionablen Theil der Gesellschaft — nein für Alle, die in denjenigen Theilen der Stadt wohnen und verkehren, in welchen das einfachere Menschenthum noch nicht jeden Augenblick in Gefahr schwebt, von den energischen Kraftäußerungen des Handels, Wandels und der Industrie zerrissen und zermalmt zu werden. Um zu jenen andern Thoren zu gelangen, bedarf es erst einer Reise — einer Reise durch unendlich lange Straßen, durch Menschengewühl und Wagengerassel; und hätte sich bis zum Thore noch im verstecktesten Winkel des Gemüthes ein Rest von Frühlingssehnsucht lebendig erhalten — auf der weiten Wanderung vom Thore bis hinaus in's einigermaßen freie Feld würde er als letzter Seufzer dahinsterben, und wenn auch dann noch nicht, so doch ganz sicher beim Anlangen an dem nun endlich gewonnenen Ziele. Wie das Festland des Erdtheils weit hinaus im Meere immer noch hier und da als Insel auftaucht, so erhebt sich aus dem freien Felde hier eine Fabrik mit ihrem hyperprosaischen städtischen Ansehen, dort eine Bierbrauerei, eine Strafanstalt, ein Artillerie-Laboratorium, und an wieder einer andern Stelle verwandelt sich das Feld in einen Exercirplatz. Auch Lerchengesang beginnt hier noch nicht, und die ländliche Staffage tritt in sehr städtisch gefälschter Erscheinung auf. Die Bewohner der nächsten Dorfschaften treiben mehr Garten- als Feldwirthschaft, halten Vergnügungslokale für die Stadtbewohner und vermiethen ihre Häuser im Sommer an Flüchtlinge aus der Stadt, denen die Villeggiatur in der Schweiz oder am Comersee zu kostspielig ist.

Also mit dem Ausfluge aus der Stadt ist es nichts; doch es drängt und treibt uns, dem krassen Gegensatze zwischen der Werkeltagswelt und unserer Stimmung zu entfliehen. Nur eine Oertlichkeit giebt es in der Stadt, wo dieser Gegensatz wenn auch nicht ganz verschwindet, so doch sich so weit mildert, daß man ihn zeitweise vergessen kann: die Lindenpromenade. Da ist kein freier Horizont, aber man sieht doch ein ganzes Stück mehr vom Himmel — da umfängt uns nicht ringsum weiter freier Raum, aber doch engt und drückt die Häuserschranke nur auf einer Seite, da von der andern jenseits nur wenig bemerkbar ist — da ist man dem städtischen Getreibe noch nicht entflohen, aber wenigstens rennen die Menschen hier nicht mehr im Trabe ihren Geschäften nach, das Auge nach innen gerichtet auf Erwerb, Erhaltung, Erjagung, Erkämpfung, kein rechts und kein links kennend und es für Zeitvergeudung haltend, den im blinden Eifer An- und Umgerannten um Entschuldigung zu bitten. Da empfängt uns noch durchaus keine weihevolle Ruhe, aber wenigstens werden unsre Gehörnerven

nicht zerrissen von dem tollen Gepolter der Räder auf dem Steinpflaster, von dem rasenden Gerassel der Eisenstangen auf den Arbeitswagen.

Wenn der Anblick, der sich uns hier bietet, nichts Idyllisches hat, so ist er wenigstens reich, bunt, wechselnd und zu Betrachtungen und Vergleichen anregend. Die Beau-monde feiert hier ihr Frühlingsfest. Wie der sorgsame Gärtner alsbald beim Erwachen der linden Lüfte seine zarten Topfgewächse aus dem Glashause in's Freie trägt und sie, vorläufig an geschütztem Orte, der erfrischenden Wirkung der Urkräfte der Natur aussetzt, so bringt die Mutter, die Gouvernante oder die Bonne die zarten Pflänzchen der höheren hauptstädtischen Treibhauskultur an die dem Sonnenschein ausgesetzte, aber nach allen Seiten hin geschützte Oertlichkeit der Lindenpromenade. Fein, zart, durchsichtig und schlank aufgeschossen sind diese Pflänzchen, aber etwas blaß, zum Theil sehr blaß; früh und schnell entwickelt, mehr Linie enthaltend als Form, mehr Geist als Körper, mehr Transparenz als Farbe. Die hier lustwandelnde Schaar, namentlich der weibliche Theil, trägt mehr oder weniger erkennbar das Wasserzeichen mangelhafter Blutbildung. Wenn reichliche Ernährung und Körperbewegung allein zu normaler Blutbildung ausreichten, so würde die jetzt so durchaus cour- und salonfähige Bleichsucht sich wohl mit dem Aufenthalte in dem Dachstübchen der Nätherin, oder in dem dumpfen Atelier der Putzmacherin, der Blumen- und Federarbeiterin, begnügen müssen; denn die auf drei, vier, fünf und mehr Bällen und Theedansants innerhalb einer Woche entwickelte Thätigkeit der Muskeln und Lungen dürfte in ihrer Summe wohl schwerlich weit hinter derjenigen zurückbleiben, mit welcher der fleißige Handwerker oder der die Straßen auf- und abpatroullirende Dienstmann am Sonnabend Abend abschließt; aber leider gehört dazu noch nothwendig ein drittes Ingrediens, der Sauerstoff, und das ist leider ein Artikel, der von Natur nur in sehr geringer Quantität innerhalb der Stadt vorhanden ist, und den leider auch die Bauern und Gärtner nicht in die Stadt liefern und auf den Wochenmärkten feilbieten können; und ganz gewöhnliche Nahrungsmittel in eigner Person und von weit außerhalb der Stadt her einholen, das läßt Etikette und Zeit der höheren und höchsten Stände nicht gut zu.

Nichtsdestoweniger hat diese Bläffe und Frühreife auch ihre vortheilhaften Seiten. Wie gewöhnlich und normal und also uninteressant würde sich ein wenn auch schönes, aber doch gesundes zwölf- oder dreizehnjähriges Kind ausnehmen gegen die blasse, schmächtige junge Dame desselben Alters hier, welche schon die Aufmerksamkeit der goldnen Jugend in Uniform und Paletot in dem Grade auf sich zieht, daß bei ihrem Nahen sämmtliche Nasenquetscher, Lorgnons und Augenkneifer an ihrer richtigen Stelle sitzen, jene Instrumente, welche, mit der richtigen Grazie und Nonchalance angewendet, für das weibliche Herz zu wahren Sturmapparaten werden oder wenigstens zu werden bestimmt sind. Wie natürlich und also prosaisch oder dumm würde das normale Kind den Herren Brandstiftern in's Gesicht lachen oder auch verschüchtert ihre Begleiterin fragen, warum die Leute sie so ansähen — ob sie vielleicht einen schwarzen Fleck im Gesicht oder sonst etwas Auffallendes oder Lächerliches an sich habe! Wie ernst und bewußt faßt dagegen das blasse Dämchen die Sache auf! Ihr Herz hat schon mehrere kleine Romane durchlebt, und der leise verschleierte Blick sendet hin und wieder, namentlich beim Nahen einer goldgestickten Gardeuniform, einen hellen Strahl, als ob ein süßer Gedanke den Schleier zerrisse. Oder sollte etwa unsre Phantasie, allzu romantisch und geschäftig, mehr in die interessante Erscheinung hineinlegen, als wirklich aus ihr spricht? — Ich berufe mich auf die Erfahrung. Junge Damen offneren und lebhafteren Charakters, wenn sie eine Alters- oder vielmehr Jugendstufe erreicht haben, auf welcher sie mit einer gewissen Objectivität selbsterlebte Seelenzustände und Ereignisse zu betrachten vermögen, kommen wohl in besonders angeregter oder erinnerungsreicher Stimmung auf die Uranfänge jener holden sympathischen Regungen des Herzens zurück, unter deren Einfluß das weibliche Auge vorzugsweise und lebenslänglich die Welt anschaut, wie man allgemein behauptet. In der Mehrzahl von dergleichen mündlichen Memoiren herrscht eine merkwürdige Uebereinstimmung über den Zeitpunkt, in welchen jene Uranfänge fielen; immer war es die Zeit während des Besuches der oberen Klassen der Töchterschule.

Doch stehen wir ab von dem weiteren Vordringen auf den grade durch nur Ahnen und nur Errathen so reizvollen Gebieten der Jugend und Liebe, wenn wir auch, ohne den Vorwurf der Indiscretion auf uns zu laden, wohl bis hierher gehen durften, indem beispielsweise der Lehrer an einer hiesigen höheren weiblichen Bildungsanstalt eine gewisse Berühmtheit erlangt hat durch die freilich ohne sein Zuthun erfolgte Anstiftung von unendlich vielen zarten, aber freilich auch ergebnißlosen Leidenschaften; denn der Herr ist glücklich verheirathet, und die Allbekanntheit der Thatsache hat weder seiner Gattin noch seinen Oberen je Veranlassung zu Aergerniß gegeben.

Eine bedauernswerth untergeordnete Rolle spielen in dem Frühlinge der Lindenpromenade die eigentlichen, wenigstens vom Dichter so benannten Kinder des Frühlings, die Blumen. Ob sie so wenig angeboten werden, weil man sie so wenig kauft, oder ob sie so wenig gekauft werden, weil sie so theuer sind, oder weil die Erscheinungen der Verkäufer und Verkäuferinnen, so wenig mit der Waare harmonirend, so wenig zum Kaufe einladen, ist mir zweifelhaft geblieben. Wenn Dichtungen und Gemälde uns gewöhnt haben, bei dem Worte Blumenmädchen zwei reizende Begriffe zu einem reizenden Ganzen zu gestalten, so sehen wir hier vor uns das Ganze sich in zwei urverschiedene Theile auseinanderbegeben. Ziemlich verhungerte und dürftig gekleidete Kinder, aus deren kläglicher Miene man schon die Prügel herauszulesen glaubt, welche sie von ihren Eltern bekommen, wenn sie nicht genug Waare verkauft haben, treiben hier das Geschäft einerseits, während die kostbareren Bouquets von ganz robusten Kerlen ausgeboten werden, bei deren Anblick der Aerger über ihre faullenzende Thätigkeit der Anziehungskraft ihrer Waare großen Abbruch thut.

Eine besondre und sehr bemerkbare Beimischung erhält die hier sich ergehende Welt an Sonntagen, und zwar durch die zahlreichen aus der Hof- und Domkirche heimkehrenden oder doch zu ihrer Heimkehr diesen Weg wählenden Andächtigen. Gesenkten Blicks und wahrscheinlich noch vertieft in die, wie man sagt, oft wunderbaren Deductionen des Oberhofgeistlichen, wandeln sie durch die profane Menge, das in Sammt gebundene und durch Goldschnitt und goldgepreßte Verzierungen weithin bemerkbare Gesangbuch graziös vor sich haltend oder auch von einem Diener in Livree dicht hintersichher tragen lassend.

Betrachtend und betrachtet erreichen wir ein paarmal die Anfangs- und Endpunkte der Promenade, bis die Gesellschaft sich gegen die Stunde des Mittagsmahls lichtet. Gesättigt vom höchstmöglichen Naturgenuß und verlangend nach niederem, materielleren, biegen auch wir in eine der Seitenstraßen ein, um nach Hause zu gelangen. Wir sehen uns noch einmal recht mit Bedacht die lichten und reinlichen Straßen an, wir athmen noch einmal in vollen Zügen die verhältnißmäßig reine Luft ein, denn möglicherweise schon morgen ist Beides nicht mehr möglich. In der Residenz wird der Winter die eigentliche Saison, der Sommer die

Fremdensaison genannt — der Frühling würde mit Fug und Recht die Häuserabputz-Saison heißen können. Denn sofort nach dem Eintreffen der ersten Zeichen einer dauernden Milde des Wetters erscheinen in allen Straßen vor einer Menge von Häusern Wagen mit Rüstbäumen, Brettern, Kalkkasten und aller Art von Maurerhandwerkszeug beladen; der Trottoirraum vor dem Hause wird abgesperrt und mit einem Bretterzaun umfriedigt; Gerüste steigen am Hause auf, und eine Menge Hände machen sich zunächst daran, mit Schabeeisen die ganze Oberfläche des Hauses auf trocknem Wege zu rasiren und nebenbei den Luftraum der Straße auf einige hundert Schritt, d. h. bis in den Wirkungsbereich der nächsten gleichartigen Operation, mit einem feinen Kalkstaub zu erfüllen, den Personen von zweifelhafter Gesundheit der Lungen sehr ungern einathmen, andre zwar gesunde, aber an Reinlichkeit gewöhnte ebenso ungern als zarte Decke auf Gesicht und Kleidern sehen. Die Schlangenlinien, zu welchen derartige häufige Absperrungen des Trottoirs den Fußgänger nöthigen, machen die ohnehin schon weiten Wege in der Stadt noch um ein Bedeutendes weiter. Zwar sorgt die Polizei dafür, daß in den Straßen mit sehr starkem Verkehr ein Gang unter dem Baugerüste offen bleibt, doch der Vorsichtige oder Erfahrene meidet nichtsdestoweniger dergleichen gefährliche Durchgänge. Allerdings enthält das betreffende Straßenpolizei-Reglement einen für Fußgänger sehr wohlwollenden Artikel, laut welchem der Fußboden des Gerüstes unmittelbar über dem Trottoir so dicht zu machen ist, daß weder Mauersteine noch Unreinlichkeiten hindurch und dem Publikum auf den Kopf fallen können; indessen können doch die Begriffe von Dichtigkeit unter verschiedenen Menschen sehr verschieden sein und sind es, wie der Augenschein lehrt, auch sehr oft.

Noch verschiedener sind oft die Begriffe über einen Witz oder erlaubten Scherz unter den Maurern oder Anstreichern auf dem Gerüste und den unten Vorübergehenden, und also kann es gar nicht Wunder nehmen, wenn der Maurergeselle oben es für einen köstlichen Witz hält, dem neuen und eleganten Frühjahrsanzuge eines Vorübergehenden dadurch ein klägliches Ende zu bereiten, daß er einen Eimer mit Kalkwasser verschüttet, welches dann trotz aller reglementsmäßigen Dichtigkeit des Gerüstes seinen Weg zu dem ihm bestimmten Ziele findet. — Eitel wäre die Hoffnung auf eine baldige Beendigung der Operation des Abputzens, die an und für sich menschlichem Ermessen nach allerhöchstens acht bis vierzehn Tage in Anspruch nehmen kann. In der Regel benutzt der Hauseigenthümer die Gelegenheit, um nebenbei in der Geschwindigkeit noch ein Stockwerk aufsetzen oder auf den letzten zwei zur Noth noch entbehrlichen Quadratruthen des Hofraums ein fünf Stock hohes Hintergebäude aufführen oder aus den Wohnräumen des Erdgeschosses einen eleganten Verkaufsladen machen zu lassen. Eitel wäre auch die Hoffnung auf eine Zeit, wo alle Erdgeschosse zu Verkaufsläden umgewandelt und alle Häuser auf fünf oder sechs Stockwerke erhöht wären; der revolutionäre Sinn der Hauptstadt verlangt alle zehn bis fünfzehn Jahre eine neue architektonische Verfassung, und wenn diese Umwandlungen sich auch nur auf die Facaden erstrecken, so genügt dies doch um die Maurer- und Abputz-Saison bis in alle Ewigkeiten hinaus zu verlängern.

Wahrhaft paradiesisch im Vergleiche hiermit muß Einem der Conservatismus der Provinzialstädte erscheinen. Bei dem Besuche meiner Vaterstadt, die ich vor dreiundzwanzig Jahren verließ, schwelge ich noch heute, ungestört durch bauliche Veränderungen, in den Erinnerungen meiner Kindheit. Jedesmal begrüße ich wieder die einzelnen Merkzeichen, welche mir als Knaben das eine oder andere Haus, die eine oder andere Gegend auffällig oder interessant machten, und doch ist diese Stadt eine der größten Provinzial-Hauptstädte des Landes, an einem Knotenpunkte verschiedener der frequentesten Eisenbahnen Deutschlands gelegen! — Frühling, so heiß ersehnt und so freudig begrüßt an allen andern Orten, beeile deinen Flug über unsre Residenz, damit der Sommer uns armen Berlinern im schönen Thiergarten ein Asyl bereite, wo wir Menschen sein können!

---

* Rafaelbüsten von Kropp.

Von Hermann Allmers.

Schon in einem früheren Aufsatze dieses Blattes hob ich hervor, daß es mißlich ist bei den großen Kunstausstellungen, wie es fast immer geschieht, die farblosen Werke der Sculptur mit den Oelgemälden in denselben Raum zu bringen, weil jedesmal die Wirkung jener darunter leiden muß. Auch in der letzten Bremer Ausstellung geschah das wieder; vielleicht weil es bei der großen Bilderzahl der beschränkte Raum leider so gebot. Den wenigen Sculpturen, die es gewagt hatten sich einzufinden, erging es schlecht genug. Sie wurden so gut wie verschlungen vom großen Bildermeere, das rings alle Säle füllte und alle Wände überfluthete.

Der Bildhauer darf ausdrücklich und als erste Bedingung auf den Ausstellungen fordern, daß sein so verhältnißmäßig mühevolleres und kostbareres Werk selbst schon deßwegen einen Vorzug vor den Bildern bekomme, anstatt durch dieselben und gar oft noch durch die allerelendesten Machwerke, welche eigentlich gar keinen Platz verdienen, in seiner Wirkung vernichtet zu werden.

Diesmal hatte unter der großen Bildermasse namentlich auch ein vortreffliches Werk des Bremer Bildhauers Dietrich Kropp zu leiden, die Marmorbüste Rafaels. Um so mehr ist es Pflicht, an dieser Stelle würdigend und anerkennend darauf hinzuweisen. Man wird sich erinnern, daß schon auf der vorigen großen Kunstausstellung eine Rafaelsbüste von Kropp erschien, welche aber von der letzten in mancher Hinsicht verschieden war. Es dürfte daher sicher von Interesse sein, etwas im Allgemeinen über Rafaelsbildnisse zu erfahren und insbesondere über die Vorbilder, welche namentlich unserm Künstler zu seinen Studien gedient haben.

Selten wohl war ein schönes Menschenantlitz so der volle Ausdruck, so ganz das strahlende Bild des tiefinnersten Wesens und Waltens einer wunderbaren Seele, und auch selten wohl vereinigte ein solches eine so rührend kindliche Einfalt und Anmuth mit einer so ruhigen Hoheit des Geistes als das des göttlichen Jünglings von Urbino. Schon allein deßhalb ist es werth, die Künstler zur Wiedergabe desselben zu begeistern, so lange nur auf Erden gemalt und gemeißelt wird.

Rafael selbst hat zu wiederholten Malen sein Bildniß geschaffen, und noch jetzt giebt es sieben solcher Selbstporträts von ihm, theils in Oel gemalt, theils mit Kreide und Rothstift gezeichnet, bald als selbständige Brustbilder, bald als Figuren auf größeren Gemälden angebracht. In dieser Weise erscheint er einmal am Grabe des Auferstehenden als junger schlafender Hüter von entzückender Schönheit und Unschuld, (vaticanische Gallerie), ein andermal als edle schlanke Jünglingsgestalt auf dem Bilde der Schule von Athen (vaticanische Stanzen), wieder ein andermal auf einem Bilde in der Akademie zu Rom, wie er still dem heiligen Lucas zuschaut, der die Madonna malt, und auf noch andern herrlichen Werken erblickt man den herrlichen Schöpfer.

Aber auch schon der Vater, der alte Giovanni Santi, malte wiederholt seinen lieben gottbegnadeten Sohn, der ihm sogar schon als Kind mit seiner hohen Himmelsschönheit oft als Modell zum Jesusknaben dienen mußte. Endlich suchten auch verschiedene Schüler Rafaels die Züge ihres vielgeliebten Meisters zu verewigen, vor Allem sein Giulio Romano.

Es fehlt uns also nicht an gleichzeitigen Bildnissen von ihm. Die älteste Marmorbüste Rafaels aber ward erst 150 Jahre nach seinem Tode von dem sonst wenig bekannten Paolo Naldini geschaffen und ist jetzt in einem der Säle des römischen Kapitols aufgestellt. Und seitdem haben Manche ihre Kunst an jenem schönheitdurchleuchteten Antlitz versucht von jenen Zeiten bis auf unsere Tage.

Auf der großen deutschen Ausstellung in München im Herbste 1858 erregte eine wunderschöne geistvolle Statue Rafaels, angethan mit reicher Gewandung, mit Recht die freudigste und allgemeinste Bewunderung. Sie war von Hähnel aus Dresden. Vielleicht mochte dieses Werk des Meisters dem früheren Schüler desselben, unserm Kropp, die nächste Anregung gegeben haben. Als dieser im Winter darauf nach Florenz kam, trug er sich bald mit dem Gedanken, in Rom eine Rafaelsbüste zu schaffen. Zunächst war es das Porträt in der Sammlung italienischer Künstlerselbstbildnisse in den Ufficien, was Kropp sich hier zum Vorbilde ausersah und deßhalb auf's Genaueste zu studiren begann. In Rom angelangt, machte er sich nach einem Monate voll Begeisterung an die Arbeit und schuf nur allein nach jenem Florentiner Bilde seine erste Büste, die er in auffallend kurzer Zeit vollendete und mit seinem Medaillon, welches die Göttin der Nacht darstellte, nach Bremen sandte.

Einmal mit diesem Gegenstande beschäftigt, legte unser Künstler sich darauf, in Rom seine Studien über das Rafaelantlitz fortzusetzen und die dortigen Bildnisse zu untersuchen. Er sah bald, wie das Bild in der Schule von Athen zwar lange nicht so ideal sei als das Florentiner Brustbild, aber dafür ungleich charaktervoller und individueller. Sodann entdeckte er zu seiner großen Freude im Besitze des zu Rom lebenden Majors Kühlen eine alte Büste von Terracotta, (gebrannter Erde), die nach allen Anzeichen nicht von einem wirklichen Bildhauer, sondern gewiß von einem Maler modellirt wurde und höchst wahrscheinlich das Werk eines Schülers von Rafael sein dürfte, eine sehr naturalistisch und individuell behandelte, wenngleich etwas dilettantisch unbeholfene Arbeit. Endlich noch suchte er sich eine Pause von einem Bildnisse der Campana'schen Sammlung zu verschaffen, in welchem Giovanni Santi seinen Sohn im Alter von ungefähr zwölf Jahren und zwar im Profil dargestellt hatte.

Dieses Profil war ihm besonders wichtig, denn es gab ihm, verglichen mit der Terracottabüste, den meisten Aufschluß über das Bild in der Schule von Athen. Es ist dieses, nebenbei gesagt, noch dazu das einzige völlig unangefochtene und unbezweifelte Selbstporträt von ihm, und schon Vasari bezeichnet es ausdrücklich als durchaus eigenhändig von Rafael gemalt. Und nun erst nachdem Kropp über alle Formen und Linien zur völligen Klarheit und Sicherheit gelangt war, begann er mit erneuter Lust und Liebe die zweite Büste des göttlichen Urbiners in Thon zu formen, deren Verklärung in edlem Marmor wir jetzt vor uns haben.

Es wäre sehr interessant, beide Büsten einmal vergleichend bei einander zu sehen. Die erste nach dem Florentiner Bilde führt uns Rafael im Anfange der Zwanzigerjahre vor. Es war die Zeit der ersten aufleuchtenden Morgenherrlichkeit seiner Seele, aber schon war aus ihr jene wundersame Frühlingsschöpfung hervorgegangen, das Bild der Vermählung Maria's, das wir in Mailand sehen, ein Werk, welches als Schluß und Höhepunkt der umbrischen Schule noch einmal alle Liebe, alles Seeleninnige und alle Holdseligkeit derselben in sich zusammenfaßt und doch zugleich wieder den Anbruch einer neuen großen Epoche, das Nahen eines ganzen Himmels von Glanz und Herrlichkeit ahnen läßt. Das ist der Rafael der ersten Büste.

Ungefähr eine Zeit von fünfzehn Jahren mag zwischen diesem und dem liegen, welchen Kropp in seiner zweiten Büste darstellt. Aber welch eine Zeit! In ihr ist alles geklärt und erstarkt; alles was noch irgendwie knospenhaft und schlummernd lag, hat sich aufgethan zur vollen leuchtenden Blühe; wo rastlos Ringen war, ist ruhig Können geworden; wo bis dahin nur Anmuth und Innigkeit die Seele erfreute, tritt erhebend jetzt die Macht und Majestät hinzu, die vollstrahlende Sonne reinster Schönheit umleuchtet alles mit ihrem Glanze; die Höhe christlicher Kunst ist erreicht, und das heilige Wunderwerk aller Zeiten ist vor der staunenden Menschheit emporgestiegen — die sixtinische Madonna.

Aber seine Zeit sollte bald erfüllt sein. Das gewaltige Bild der Verklärung war geschaffen; indeß nur die Verklärung selber, das strahlende Ereigniß der höheren Regionen vollendete der Meister mit eigener Hand, den Vorgängen unten auf Erden sollte fortan sein Pinsel nicht wieder geweiht sein. Als er das Herrlichste vollbracht, sprach der Himmel: nun ist's genug. Still neigte sich sein schönes Haupt; er war selber zur Verklärung eingegangen, der Glückseligste unter den Menschen.

Mit solchen Gedanken mögen wir vor die beiden Marmorbilder treten.

Offen und heiter, voll Unschuld und Anmuth ist der Ausdruck auf dem Antlitz der ersteren und dabei die Behandlung des Marmors, ganz wie es hier passend war, außerordentlich schlicht und einfach.

Schärfer und fester, durchgebildeter und individueller dagegen sind die Züge der zweiten Büste, obwohl dennoch bei ihr der Glanz der vollen Jugendschönheit die Reife des Geistes strahlend umleuchtet. Die Technik endlich zeugt ebenfalls von größerer Sicherheit und Vollendung als an den früheren Arbeiten.

Gewiß gern wird man mir darin beistimmen, daß es schön und erfreulich wäre, wenn dies verdienstvolle Werk der Kunsthalle erhalten würde, deren schöner Treppenraum so leicht keinen passenderen Schmuck erhalten könnte.

Dem strebsamen Künstler aber darf man dringend rathen, den so betretenen Weg nicht wieder zu verlassen, sondern fort und fort auf lebendige Charakteristik und feinste Individualisirung all sein Streben zu richten.

Durch den mit einem Preise belohnten Entwurf für das Hamburger Schillerdenkmal und namentlich durch seine letzte Arbeit, die treffliche lebensvolle Statuette des alten Bürgermeisters Smidt, hat er auf's Klarste gezeigt, daß im historischen Porträt seine Hauptbegabung liegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 16. Bremen, 20. April. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Das Nationalitätsprincip.

Von J. E. Erdmann.

(Ein Vortrag, gehalten im Künstlerverein zu Bremen am 9. April 1862.)

Hochverehrte Versammlung!

Dem freundlichen Andenken, das einige meiner früheren Zuhörer einer Zeit schenkten, an der ich nur das Eine auszusetzen habe, daß sie so weit zurückliegt, diesem danke ich es, daß ich vor Ihnen sprechen darf. Zu der Befürchtung, daß ich denen, welche es veranlaßten, zum thatsächlichen Beweise dienen werde, wie oft, wo Etwas den eben aufblühenden Jüngling anzog, dies seinen Grund nicht in dem Werth des Gegenstandes hatte, sondern in dem Alles verschönernden Jünglingsauge, gesellt sich noch eine andere Besorgniß: Ich kann mich der Furcht nicht erwehren, daß schon die bloße Ankündigung meines Gegenstandes Vielen der hier Versammelten, vielleicht Allen, eine unangenehme Ueberraschung bereiten wird. Ich habe nämlich vor, — denn heraus muß es endlich doch, wozu also lange hinter dem Berge halten? — mich darüber auszusprechen, wie von dem Standpunkt meiner Wissenschaft aus betrachtet, sich das so viel besprochene Nationalitätsprincip ausnimmt. — Wenn Sie auch aus Schonung für mich Ihr langgezogenes O-o-o! verschluckten, so habe ich es doch vernommen. Selbst das schwache der wenigen mitleidigen Seelen, bei denen es so viel heißt wie: warum, du Aermster, vor einem dir fremden Publikum ein so schlüpfriges Thema? Viel deutlicher aber das unwillige O! derer, die mich verklagen, daß in diesen, dem Cultus der Schönheit geweihten, Räumen, in die man sich flüchtet um auszuruhen von dem ungemüthlichen Getreibe des Tages und seiner Leidenschaften, ein Wort ausgesprochen wurde, das an italiänische und deutsche Einheit, an nationale Farben und an dänische Uebergriffe, an Panslavismus und Magyarenthum, kurz an Fragen erinnert, welche heut zu Tage kaum die genauesten Freunde zu berühren wagen aus Furcht nicht gelassen zu bleiben. Wenn der Altmeister der Kunst durch sein Pfui! zu verstehn giebt, daß schon das einzelne Lied entweiht werde, wenn es politisch wird, wie soll man erst das nennen, wenn in diese Räume, die durch die vielen Gesangesopfer reinen Liederduft athmen, ein Vortrag eingeschwärzt wird, der dies häßliche Beiwort verdient? Endlich übertönte jene beiden O-o's das des Spottes darüber, daß wieder Einer von der bekannten Zunft das Katheder mit der Tribüne zu vertauschen versuche, als wenn, was sich in der Studirstube ganz leicht zu machen scheint, eben so leicht in die Wirklichkeit einzuführen sei. — Ich bin nicht kühn genug diesem Allen ein zuversichtliches: Fürchten Sie nichts! entgegenzustellen; aber Einiges zur vorläufigen Beruhigung anzuführen, schulde ich Ihnen und mir selbst. Um mit dem Letzten zu beginnen, so möchte schwerlich hier im Saale sich Einer finden, der weniger von Professoren-Politik erbaut ist, als der, der eben den Anschein erregt, welche treiben zu wollen, und ich fürchte das Endurtheil über seinen Vortrag wird eher lauten: wie unpolitisch! Was das Zweite betrifft, die befürchtete Aufstachelung der Leidenschaften, so habe ich von einer der größten Autoritäten in meiner Wissenschaft gelernt, daß es ihr vor Allem zukomme den Rath des Römers zu befolgen und das Treiben der Menschen nicht zu bewundern noch zu bejammern, sondern zu begreifen, und meine Absicht ist, so weit mit meinem Gegenstande zusammenhängende Tagesfragen zur Sprache kommen sollten, nicht zu sagen wie ich über sie urtheile, sondern wie sie zu verstehen sind. So weit mir dies gelingt, so weit wird auch denen, die mein Thema schlüpfrig nannten, der Nachweis geliefert sein, daß es dergleichen für die Wissenschaft eben so wenig giebt, wie Unkraut für den Botaniker, und daß jeder Gegenstand, wenn man nur ehrlich sich zu verständigen trachtet, zu dem führen kann, was mir, der ich zum ersten Male in diesen Kreis trete, das wünschenswertheste sein muß, daß allen Mißverständnissen ihre Quelle abgeschnitten wird.

Wo nun liegt diese? Der ehrliche Wandsbecker Bote sagt einmal, daß die allermeisten Mißverständnisse dadurch entstehen, daß die Leute sich nicht verstehen. Ich halte mich an dies tiefsinnige Wort, und frage darum zuerst, so pedantisch das erscheinen mag: was heißt denn eigentlich Nationalität? und was haben wir unter Nationalitätsprincip zu verstehen? Das Stammwort beider, das längst bei uns eingebürgerte Fremdwort „Nation“ fällt seiner ersten Bedeutung nach mit natürlichen Ursprung nahe zusammen, und bedeutet sowohl diesen selbst, als auch eine durch natürlichen Ursprung, kurz durch Bande der Natur, bedingte Gemeinschaft. Diese letztere Bedeutung hat das Wort auch in unserem Sprachgebrauch behalten, denn die Scheu, von einer österreichischen oder schweizerischen Nation zu sprechen gründet sich darauf, daß es nicht natürliche sondern geschichtliche, d. h. künstliche Bande sind, welche dort Böhmen, Ungarn, Deutsche, hier Deutsche, Italiäner, Franzosen an einander knüpfen. Hält man diese, durch Ursprung und Ge-

brauch bestimmte Bedeutung des Wortes Nation fest, so wird unter Nationalität, als dem was eine Nation zu einer Nation macht, die natürliche Bestimmtheit oder Beschaffenheit, der Naturtypus zu verstehen sein, der, wie die Racenbestimmtheit die Racen, der Familientypus die Familien, so die Nationen unterscheidet, der nichts Erworbenes sondern ein Angebornes ist, nichts Gemachtes sondern ein von Natur Gesetztes. Die, mit der Frage nach Entstehung der Racen sehr verwandte, wie Nationen entstanden sind? wie es zugegangen ist, daß die Beschaffenheit eines Landes sich nicht nur an der Flora und Fauna desselben sondern auch an seinen eingeborenen Menschen abspiegelte, und an ihnen dieser Landestypus endlich so fest wurde, daß Auswanderung, ja das Leben mehrerer Generationen in einem Lande, ihn eben so wenig verlöschen konnte, wie unser nordischer Himmel der, hier aus dem Samen gezogenen, Amaryllis ihre südliche Farbenpracht raubt, diese lassen wir hier bei Seite. Uns genüge das Factum, daß — je abgeschiedener ein Land ist und je mehr seine Bewohner sich abscheiden um so mehr — die Bewohner eines Landes so sind wie das Land, oder ihre bestimmte Nationalität haben. Nicht zu umgehen aber ist die Frage, welches das unterscheidende Merkmal ist, das vor allen anderen berücksichtigt werden muß, wenn von verschiedenen Nationalitäten gesprochen wird. Es kann, da das Wort Nation bei untermenschlichen Wesen nicht gebraucht wird, nur in einer von Natur gesetzten Modification dessen bestehen, was den Menschen zum Menschen macht, und wonach er billig genannt werden müßte, wie der Singvogel nach dem Singen, das Raubthier nach dem Rauben. Das ausschließlich Menschliche, was der Mensch mit keinem anderen Erdbewohner theilt, ist die Thätigkeit die, wenn sie in uns verschlossen bleibt, Denken heißt, wenn aber aus uns heraustritt: Sprechen. Auf das Erstere weist bekanntlich das deutsche Wort Mensch, (d. h. Denkwesen); der Naturforscher, dem es auf wahrnehmbare Merkzeichen ankommt, wird sich an das Zweite zu halten haben. Fügt er sich darum der einmal eingerissenen Unsitte, daß man den Menschen, weil er keine Pflanze, ein Thier nennt, so wird er doch in keinem Falle dulden dürfen, daß man den Menschen ein Säugethier nenne nach einem Merkmal, das ihm nicht ausschließlich zukommt, ganz abgesehen davon, daß es nur auf einen, wenn auch immerhin den besseren Theil der Menschheit paßt, sondern er wird den Menschen das Sprechthier nennen müssen. Ist aber die Sprache das natürliche Unterscheidungszeichen des Menschen, so werden als die entscheidenden Kennzeichen der von Natur verschieden gearteten Menschen die Unterschiede der Sprache gelten müssen. Es ist daher wissenschaftlich zu rechtfertigen, wenn der unbefangene Mensch, wenn er mitten in Deutschland in der Sprache Tasso's angeredet wird, den Sprechenden für einen Italiäner erklärt trotz seines langen Halses und rothen Backenbarts, wenn aber in Shakspere's Sprache, für einen Sohn Albions, selbst wenn derselbe schwarze Haare und schlechte Zähne haben sollte. Eben so kann die Wissenschaft es erklären, warum tyrannische Unterdrückung einer Nationalität sich immer als Verfolgung einer Sprache zeigt, und wieder warum Nationen durch Nichts sich so in ihrem eigentlichen Wesen angetastet fühlen, als wenn man ihnen eine fremde Sprache aufzwingen will. Auch hier lassen wir die schwierige Frage bei Seite: wie es zu erklären sei, daß die bestimmte Landesbeschaffenheit sich gerade an den Sprachwerkzeugen der Bewohner abspiegele, wie zu begreifen, daß diese Beschaffenheit sich noch bei den Nachkommen der Ausgewanderten finde? Wir begnügen uns auch hier mit dem Factum, daß überall in Gebirgsgegenden gewisse Kehllaute vorherrschen, daß also ein solcher Zusammenhang nicht ohne Analogie ist, und wiederum begnügen wir uns mit dem anderen Factum, daß auch andere körperliche Eigenthümlichkeiten sich auf Kinder und Kindeskinder fortpflanzen. Beides zusammen läßt uns ohne Verwunderung hören, daß die Glieder des Stammes Ephraim das Wort Schibboleth nicht aussprechen konnten. — Die Nationalität, unter der wir also die, gleich der Racenbestimmtheit oder dem Temperamente angeborene, vor Allem in der Sprache sich offenbarende, Beschaffenheit einer, in natürlichen Grenzen und durch natürliche Bande entstandenen, Gemeinschaft verstehen, diese wird zum Princip gemacht, wenn der Rücksicht auf sie alle anderen untergeordnet werden, wenn namentlich im Staatsleben Alles was geschichtlich und vertragsmäßig, d. h. künstlich geworden ist, dem nachgestellt wird was der Nationalität entspricht, wenn gefordert wird, daß an die Stelle der stipulirten, d. h. der künstlich gezogenen Grenzen der Reiche, wodurch Deutsche von Deutschland getrennt und zu Frankreich, Venetianer zu Oesterreich, Polen zum russischen Reiche geschoben wurden, die natürlichen Grenzen der Länder, die immer mit den Sprachgrenzen zusammenfallen, treten sollen, daß mit einem Worte an die Stelle dessen was die Staatskunst verdarb, die Natur trete und das Natürliche, das überall das Beste sei.

Gewiß war das Natürliche das Beste, weil das Nothwendige, da, wo der Mensch am Herzen der Natur lag, wie das Kind an der Mutterbrust, wo es für ihn überhaupt nichts Höheres gab als die Natur, wo also auch die Staatenbildung nichts Anderes hervorbringen konnte, als wie sie ein geistreicher zu früh vergessener Mann genannt hat, Naturstaaten. So war es im Alterthum. Hier muß man daher suchen, wenn man die Durchführung des Nationalitätsprincips erblicken will. Innerhalb desselben aber tritt sie uns nirgends so rein und so consequent entgegen, als im Judenthum. Das hat seinen Grund darin, daß nicht nur die zwölf Stämme sich als Nachkommen Abrahams wissen und sich so gegen alle Außenstehenden abschließen, daß es für diese gar kein Mittel giebt, auch nicht die Annahme des Bundeszeichens, ein Glied der jüdischen Nation zu werden, sondern daß, was bei keiner andern Nation jemals gewesen ist, das Halten an der Nationalität und die Ehrfurcht vor ihr, zur Religion wird. Auch war nicht daraus, daß Jehova's Verhältniß zum Volke Israel als Ehe gedacht wird, und daß der triumphirenden Frage: wer ist wie du unter den Göttern, Jehovah? die eben so stolze entspricht: wer ist wie du unter den Völkern, Israel? — ich sage wer daraus nicht folgert, daß der Jehovah der Juden nur der unsichtbare Souverain derselben, daß ihr Messias nur die gehoffte Weltherrschaft, daß der Glaube Abrahams nur die Zuversicht gewesen sei mit der er hoffte in einem großen Volke fortzuleben, — wird wenigstens zugestehen müssen daß alles dies in dem jüdischen Gottes- und Messiasbegriff mit liegt. Dadurch aber, daß hier das Nationalgefühl religiöses Gefühl wird, Vergötterung der Nationalität nicht Abgötterei sondern gerade der wahre Gottesdienst ist, die Sprache, die jeder Nation heilig ist, hier nicht nur heilig sondern die heilige Sprache ist, waren und sind die Juden die auserwählte Nation, auserwählt dazu nur Nation zu sein und nur die Nationalität gelten zu lassen, was in der ursprünglichen Weise sich in dem Bewußtsein aussprach: wir sind als Nachkommen Abrahams von Gott dazu auserwählt, daß einst die Welt uns gehorche, in die Sprache des 19. Jahrhunderts übersetzt aber so lautet: Nur wir haben Talent und Geld und die Zukunft ist unser. Durch dieses zur Religion werdendes Nationalbewußtsein wird dasselbe so potenzirt, daß — ein Beispiel sonder Gleichen —, es sich auch dort erhält, wo der Boden auf dem es erwuchs und von dem es sich nährt, das eigne Land, fehlt, und die naturgemäße Erscheinung und der natürliche Träger desselben, die hebräische Sprache, nicht mehr Sprache des Lebens ist. Nie hat sich darum der nationale

Typus so widerstandsfähig erwiesen, als bei diesem reinsten Vollblut der Erde, gegen dessen Geschlechtsregister unsere ältesten Fürstenfamilien als Briefadel, und ihre Stammbäume als durch Mißheirathen befleckt erscheinen. War aber von jeher und ist bis auf den heutigen Tag das Judenthum anbetende, zur Gewissenspflicht gewordene, Nationalitätsverehrung, so werden eine Menge von Erscheinungen unserer Tage, die Viele zum Zorn, Andere zum Spott gereizt haben, ruhig, wie jede Erscheinung eines Naturgesetzes, hingenommen werden müssen. Daß wo Polen oder Magyaren einen Kampf gegen Cylinderhüte oder anderes Ausländische beginnen, sich sogleich Juden an dem Kampfe betheiligen, ja es darin jenen zuvorthun — daß, sobald man anfing in der Schillerfeier nicht den Dichtergenius sondern ein Symbol der Nationalität zu verherrlichen, sogleich Juden darauf ausgingen die Leitung der Feier in ihre Hand zu bekommen, so daß ein sehr großer Theil der Redner an jenem Tage mit dem Namen Schiller in derselben Verlegenheit waren, wie die Ephraimiten mit dem Worte Schibboleth — daß, (wenn anders wahr ist was die Zeitungen erzählen) im Vorstande des deutschen Nationalvereins in Berlin Juden sitzen, — warum will man in diesem Allen einen Beweis sehn, daß die Juden sich überall vordrängen, und nicht lieber zusehn ob es nicht so sein muß? Wie es jeden von uns anheimeln wird und anziehn, wenn in den Steppen Südrußlands oder in der Sierra nevada er Worte im norddeutschen Dialekt gesprochen vernimmt, wie soll, wenn die Polen und Magyaren auf einmal anfangen von ihrer heiligen Sprache zu declamiren, der Jude nicht darin Etwas vernehmen was ihm vertraut ist, und seinem Wesen verwandt? Mag es immerhin sein daß, nachdem Juden und Ungarn eine Zeitlang aus einem Munde gerufen haben: die Nation über Alles, sich endlich zeigt daß in diesem Feldgeschrei sie nur so einig waren, wie Karl der Fünfte nnd Franz der Erste die auch ganz dasselbe wollten, nämlich Mailand, und daß das Anschließen an diese nationalen Agitationen ihnen zuletzt böse Früchte trägt, zuerst müssen die Juden jedes Erwachen eines ausschließlich nationalen Interesses als ein ihrem Wesen Entsprechendes begrüßen. Umgekehrt aber, wenn so oft die Begeisterung für das Nationalitätsprincip sich in Verbrüderungsfesten gerade mit den Juden Luft macht, nicht nur in Ungarn sondern auch in Deutschland, wo es als ein Triumph des nationalen Lebens ausposaunt ward daß in dem Nationalparlament einer der Vicepräsidenten ein Jude war, so ist dies eben so wenig ein Gegenstand der Klage oder des Belachens wie daß die Kugel rollt: Wer anfängt die Nation und die Nationalität über Alles zu stellen, der ahnet daß darin die Juden seine Meister sind, weil diese sie nicht nur vergöttern, sondern wirklich zum Gott haben, und als seinen Meistern ordnet er sich ihnen unter.

Tritt uns im Alterthum bei den Juden das Nationalitätsprincip in seinem Brennpunkt entgegen, so bildet den diametralen Gegensatz dazu das Römerthum. Selbst keine Nation, sondern von Anfang an ein Gemenge von Stämmen, haben die Römer die Bestimmung gehabt, die Herrschaft der Nationalitäten zu vernichten. Dies haben sie gethan von oben herab, indem sie darauf ausgehen, alle Länder und alle Nationen zu einem künstlichen Weltreich und Weltvolk zu verbinden, von unten herauf indem sie den künstlichen, bis dahin unerhörten, Begriff der Privatperson in den Vordergrund stellten, so daß sie, unterdrückend und untergrabend, das verlöschten was den Juden im hellsten Glanze strahlte. Daher sind die antinationalen Römer die Erzfeinde der Juden, als das böse Princip von diesen gehaßt und diesen Haß in einer Weise wiedergebend, der zu ihrer sonstigen Toleranz nicht paßt, mit der sie, wie alle Götter in ihr Pantheon, so alle Nationen in ihr Kaiserreich aufnehmen, in dem nicht die Abstammung von Solon, oder David, sondern das römische Bürgerrecht Werth verleiht. Dieses Wegschwemmen alles dessen was bis dahin am Festesten gestanden hatte, hat das Römerthum als eine geistige Sündfluth bezeichnen lassen. Sie mußte vorausgehn, ehe an dem geistigen Himmel der Friedensbogen erscheinen konnte, den Gott zwischen sich und der Menschheit errichtet hat, das Christenthum. — Seine Bestimmung, weder national wie das Judenthum, noch antinational wie das Römerthum, sondern supranational sich zu erweisen, erfüllt es nicht allsogleich. Es ist nicht ohne Grund daß das Christenthum in seiner ersten Hauptperiode, als mittelalterliches, sich römisch-katholisch genannt hat. Die Allgemeinheit nämlich oder Katholicität, welche die mittelalterliche Kirche anstrebt, erinnert wirklich sehr an die Art wie Rom alle nationalen Besonderheiten auslöschte. Es entspricht der negativen Stellung welche das mittelalterliche Christenthum allem Natürlichen gegenüber einnimmt, indem es Natur und Gnade als Gegensätze faßt, daß auch die Nationalität, als eine Naturbestimmtheit, vor der Kirche keine Gnade findet. Wie sehr sie sich außerhalb aller Nationen stellt zeigt am Meisten dies, daß sie in der Sprache keiner einzigen Nation spricht, sondern daß alle sich müssen gefallen lassen daß zu ihnen in einer Sprache gesprochen werde, die nirgends und nie der natürliche Ausdruck des Denkens war, in der künstlichen, von Juristen und Geistlichen ausgebildeten Kirchensprache, die uns das mittelalterliche Latein, dieser Gegensatz zu jeder lingua vulgaris zeigt. Wegen dieser ihrer Stellung außerhalb aller Nationalitäten fürchtet die katholische Kirche — mit Recht — jeden nationalen Aufschwung, die Forderungen daß der Gottesdienst in der Nationalsprache gehalten werde, weist sie als akatholisch ab, der Gallicanismus ist ihr Feind, die deutschen Nationalvereine erfreuen sich nicht ihres Beifalls. Umgekehrt aber, von Macchiavelli bis auf Cavour und Mazzini sehen die Apostel der italienischen Nationalität das Haupthinderniß ihrer Plane in der römisch-katholischen Kirche; es werden nicht viele Glieder des Nationalvereins sein, die nicht auf den Papst, und auf die Concordate mit ihm, schelten; und daß es mit dem Katholicismus der Agitatoren für die polnische Nationalität nicht weit her ist, wird mit jedem Tage deutlicher. — Anders und seiner Bestimmung mehr entsprechend als das mittelalterliche Christenthum stellt sich das der Neuzeit. Durch die Reformation gewinnt das zurückgedrängte nationale Element wieder Eingang, es tritt der Begriff der nationalen oder der Landeskirche ins Leben, den der römische Katholik so wenig begreift, daß selbst der freisinnige Franz von Baader spottend Landeskirche und Landeswissenschaft zusammenzustellen pflegte. Die ausgeprägte Nationalität eines Wicliffe, Huß, Calvin, Luther, pflanzt sich auch auf die Gemeinschaften fort, die sie ins Leben riefen. Wenn ich nun dabei die Ansicht ausspreche, daß von diesen Gemeinschaften das Lutherthum am Wenigsten einen ausschließlich nationalen Charakter habe, womit ich seine, auch sonst wohl bemerkte negativere Stellung zu dem, die Nationalität vergötternden, Judenthum zusammenstelle, so geschieht dies nicht weil ich meine, Luther sei weniger ein Deutscher gewesen als Wicliffe ein Engländer und Huß ein Böhme. Im Gegentheil, der Umstand allein, daß Luther mindestens in demselben Grade wie religiöser Reformator, Reformator unserer Sprache geworden ist, würde hinreichen um ihn den deutschesten aller deutschen Männer zu nennen. Sondern der angedeutete Unterschied hat seinen Grund darin, daß die Nationalität des Huß die beschränktere, einseitigere, böhmische, dagegen die Luthers und seines Werks gerade die deutsche ist. Und damit wäre ich endlich bei dem Punkte angelangt auf den ich vom Anfang an hinsteuere. Wie das Nationalitätsprincip sich gezeigt

habe im Alterthum, wie bei dem Ende desselben und im Mittelalter, welches seine Bedeutung war bei Juden, Römern und Römischen, das ist nur erwogen worden um deutlicher ins Licht zu setzen, welches seine Bedeutung ist heute und für uns Deutsche.

Wenn auch kein entscheidender, so doch auch gewiß kein ganz unwesentlicher Umstand ist, daß wir für Nation und Nationalität kein deutsches Wort haben. Würde Volk und Volksthümlichkeit wirklich ganz dasselbe bedeuten, so wären nicht beide Worte neben einander in Gebrauch geblieben, sondern es wäre gegangen wie mit dem Fremdwort Fenster, welches ein ursprünglich deutsches Wort verdrängt hat oder gar nicht aufkommen ließ. Die ganz verschiedene Bedeutung, die beide Wörter heute haben, vermöge deren wir Scheu trugen, von einer österreichischen oder schweizerischen Nation zu sprechen, aber ohne Bedenken von einem Oesterreicher- oder Schweizer-Volke reden, wurzelt schon in dem Ursprunge derselben. Nation wies auf den natürlichen Ursprung hin, das Wort Volk dagegen deutet auf eine durch Unterwerfung vermittelte, künstliche Vereinigung hin, darum ist Nation ein naturwissenschaftlicher, geographischer, Volk dagegen ein historischer, politischer Begriff. Jene wird von den natürlichen Landes-, dieses von den künstlichen Reichs-Grenzen umschlossen, zu jener gehören: die in gleicher Zunge sprechen, zu diesen: in welchen gemeinschaftliche Erinnerungen, gemeinschaftliche Sitten, leben. Jene hält fest und schließt aus für immer, denn so wenig ein Sanguiniker zum Phlegmatiker werden kann, so wenig ein Böhme zu einem Magyaren; dieses kann aufnehmen, die sich ihm einverleiben, wie denn selbst die exclusiven Engländer (leider zu spät) eingestanden haben, Prinz Albert sei der beste Engländer gewesen, und wie wir im Jahre 1848 polnische Soldaten gesehen haben, die bessere Preußen waren, als Mancher, dessen Dialekt das Berliner Kind verrieth. Sei es darum, was uns neuerlich auseinandergesetzt ward, daß unsere Karle, Ottonen, Heinriche und Friedriche unsere nationalen Interessen vernachlässigt hätten, dazu uns als ein großes Volk zu wissen haben sie vor Allen beigetragen, weil sie den Schatz ruhmvoller Erinnerungen anwachsen ließen. — Da die romanischen Völker, wie wir, für den politischen Begriff des **Volkes** ein Wort haben, für den natur-wissenschaftlichen aber der **Nation**, für den uns das Wort fehlt, auch, so scheinen wir die Aermeren zu sein. Aber abgesehen davon, daß das Wort Nation seit Jahrhunderten unser geworden ist, wie seit noch viel länger das Wort Fenster, so wird jener Mangel durch ein Anderes reichlich aufgewogen. Nicht nur, daß bloß wir im Stande sind, den von den Hellenen, diesen Deutschen des Alterthums, erfundenen Begriff des Weltbürgers in unserer Sprache wiederzugeben, es finden sich bei unserem Nachbarvolke noch ganz andere Begriffslücken. Vor Jahren, als in Paris die Rede war von einer Uebersetzung von Herders Werken, bemerkte ein seit mehr als einem Menschenalter dort naturalisirter Deutscher: von den Briefen zur Beförderung der Humanität sei schon der Titel unübersetzbar. Meine Verwunderung über diese Behauptung machte einem wirklichen Erstaunen Platz, als bald darauf bei der Erzählung einer edelmüthigen That, wo wir sagen würden, o das ist schön! das ist so menschlich! ein Franzose ausrief: Mais c'est sublime! c'est tout-à-fait Français! Ein Versuch von meiner Seite, ihm begreiflich zu machen, daß dergleichen über die Beschränkung auf eine besondere Nationalität hinausgehe, ward lachend von ihm damit abgewiesen, dergleichen sei für ihn trop Allemand, was ich, anstatt es mir zu übersetzen (wie ich vielleicht gesollt hätte): Ihr Französisch wimmelt von Germanismen, vorzog, so zu verstehen: dergleichen geht über den französischen Horizont, und also als eine Artigkeit, nicht für mich sondern für uns alle, annahm. — Daß der deutsche Geist den bürgerlichen Begriff des Volks, den weltbürgerlichen des Menschlichen für würdig gehalten hat, Namen dafür zu erfinden, dagegen für das Nationale diese Mühe Fremden überließ, scheint wirklich darauf hinzudeuten, daß ihm die beiden erstern über das letztere gehn; dies aber macht den Ingrimm begreiflich, mit dem Alle, sobald ihnen die Nationalität über Alles geht, sogleich auf den Deutschen zu blicken pflegen. Darum ist es erklärlich, daß in Warschau während der nationalen Agitation die bei der Eisenbahn angestellten Deutschen noch mehr zu leiden haben, als die eben so gestellten Russen, oder aber, daß in Neapel die Italianissimi, die doch gewiß wissen müssen, daß ihre Bourbons Franzosen sind, doch nicht gegen diese, sondern gegen die Tedeschi schreien, oder endlich, daß in Nordamerika die Knownothings die eingewanderten Irländer viel eher dulden wollen, als den Deutschen. Noch mehr muß sich natürlich dieser Widerwille steigern, wo der Nationalismus Religion ward. Kein Volk ist dem Juden mehr in seiner Seele zuwider, als das deutsche, und es ist Uebernatürliches von ihm gefordert, wenn man verlangt, daß, wo sich Polen, Böhmen oder Magyaren auf die Deutschen werfen, daß der Jude es nicht machen soll, wie die Götter, sondern wie Cato, der es stets mit den Besiegten hält. Wie sollte der Jude dies, da selbst wo wir nicht die Bedrückten sind, wo er unter uns lebt, unser weltbürgerliches Wesen ihm, dem Nationalgesinnten, antipathisch ist. Es ist wiederum nicht darüber zu schelten, sondern als nothwendig hinzunehmen, daß der Erste, der das Thema angab, worüber seit der Zeit so viele Variationen gemacht worden sind, daß die Deutschen nicht genug Nationalgefühl haben, und daß Franzosen und Engländer ganz andere Leute seien, Einer war, dem es in der Frankfurter Judengasse zu unheimlich ward, und der von da nach Frankreich auswanderte. Daß wir dies breitgetretene Thema mit solcher Geduld anhören, und in unserem Vaterlande von Juden uns Dinge sagen lassen, die ein Franzose und Engländer schwerlich so durchgehen ließe, das kann Schwäche sein, es kann aber auch eben so gut auf dem ächt deutschen Gefühl beruhen, daß, wenn gleich Solches angetastet werde, das uns heilig, es doch noch nicht das Heilige selbst sei. Dies ist uns nicht, was den Deutschen zum Deutschen macht, sondern **mehr** als das. Es ist, wodurch der Mensch zum Menschen wird, jenes Allgemeine, das über allen Besonderheiten, darum aber auch über der nationalen, steht.

Ueber, sage ich, und trete damit der Frage entgegen, ob durch das Gesagte nicht dem Deutschthum dieselbe Stellung zu aller nationalen Begeisterung angewiesen werde, wie vorhin dem Römerthum und Katholicismus? Scheint doch wirklich bis auf's Wort wiederholt zu sein, was dort gesagt war: Das Weltbürgerthum, das wir dem Deutschen zuweisen, ist es nicht jenes Bürgerthum im Weltreiche, von dem wir sprachen? und die Allgemeinheit, von der in diesem Augenblick die Rede war, ist sie mehr als die wörtliche Uebersetzung von Katholicität? Es wäre ein schlimmer Streich, wenn meine Deduction mich dahin geführt hätte, daß ich, der ich keinen höheren Stolz kenne, als den, ein Deutscher, kein höheres Glück, als das, Protestant zu sein, romanische oder katholische Anwandlungen zeigte. So verrätherisch ist sie aber doch gegen ihren Vater nicht gewesen. Der Katholicität, d. h. **der** Allgemeinheit, die außerhalb aller und darum im Gegensatz zu jeder Nationalität stand, stellen wir hier eine entgegen, die über die bloße Nationalität hinausgeht, weil sie sie mit einschließt. Beide verhalten sich wie das Kirchenlatein, die Sprache, welche Keiner spricht, zu der Sprache des ersten Pfingstfestes, die Jeder als seine eigene Zunge vernahm, oder wie das Schwarz, die Abwesenheit aller Farben, zu dem Weiß, dem Inbegriff aller. Weil dem Deutschen **diese**, letztere, Allgemeinheit das Höchste ist,

deswegen konnte der deutsche Geist eher, als der romanische, das Christenthum seiner supranationalen Bestimmung, von der oben die Rede war, zuführen, und deßwegen allein konnte ich vorhin sagen, sein Heiligstes sei *mehr*, als die Nationalität. Wie, wer ein Haus besitzt, nur sagen kann, er besitze *Anderes*, als wem ein Garten gehört, *mehr* aber nur, wenn er Eigenthümer von Haus *und* Garten ist, so wollen Römer und Römlinge etwas Anderes, als die Nationalität, wir aber wollen *mehr*, d. h. sie mit. Darum werden wir es auch nie, wie Gegner des Nationalvereins das oft thun, undeutsch nennen, wenn Einer seine ganze Kraft auf Verbreitung und Belebung bloß nationaler Ideen verwendet, sondern nur nicht deutsch genug. Die Beschränkung auf nur einen Theil der Aufgabe des Deutschen würde zu undeutscher Beschränktheit nur dann werden, wenn sie dazu führte, die anderen, wichtigern, Theile derselben zu vernachlässigen. Wenn uns also im Namen der Nationalität zugerufen wird, wir sollen uns der Großthaten eines Karl, eines Otto, eines Friedrich nicht rühmen, oder wir sollen alle Menschenrechte mit Füßen treten, lügen, betrügen und annectiren, weil das den Ruhm der Nation erhöhe, dann nennen wir diese Vergötterung der Nationalität undeutsch, sonst aber, wie gesagt, scheint sie uns nur zu genügsam. Wie es uns noch nicht genug ist zu einem guten Minister, daß Einer ein guter Hausvater ist, obgleich wir noch des alten Glaubens sind, daß, wer sein Haus nicht zu regieren versteht, den Staat gewiß nicht werde leiten können, eben so fordern wir allerdings, daß der Deutsche ein Herz habe für Jeden, der in deutscher Zunge spricht, daß es ihm blute, wo fremde Tyrannei unsere Muttersprache verfolgt. Dies ist uns aber nicht genug, denn das thun auch die Esthen und Letten, die, weil sie keine geschichtliche Erinnerungen haben, nicht durch historische Bande verknüpft, noch keine Völker, nur Nationen sind. Wir fordern von dem Deutschen mehr. Ihm soll das Blut rascher durch die Adern rollen, wenn er die Namen derer hört, dergleichen bloße Nationen, wie die Esthen und Letten, nicht haben, die als Führer deutschen Volks die Welt ihm unterthan machten, die trotz der Alpen und welscher Treulosigkeit den deutschen Kaiser zum Herrn der Christenheit machten. Aber auch dies ist noch nicht genug, denn Aehnliches können auch andere Völker: Schweden preist seinen Gustav Adolf, Frankreich seinen Bonaparte, England seinen Cromwell, Nordamerika seinen Washington. Aecht deutsch und nur deutsch ist, mit jenem Beiden das zu verbinden, worin keine Nation und kein Volk es jemals uns gleich thun wird, die Hingabe an die höchsten Ideen der Menschheit, jenen Cultus des Schönen und Guten, jenen rückhaltslosen Eifer für Wahrheit, durch welchen die deutschen Ideen die Waffen geworden sind, welche gegen Beschänktheit aller Art einen siegreichen Krieg führen, so daß die Auswanderer, die wir versenden, sei es nun, um Prairien fruchtbar zu machen, sei es, um den Nordamerikanern zu zeigen, wie man die Rebellen schlägt, sei es, um als Kaiserinnen oder Prinzgemahle den Thron zu theilen, überall germanisiren, d. h. humanisiren.

Das ganze Gebäude meiner Auseinandersetzungen und Forderungen würde nun freilich zusammenstürzen, wenn es wahr sein sollte, was manche behaupten, daß die weltbürgerlichen und allgemein menschlichen Interessen nur auf Kosten der nationalen geltend gemacht werden können, und daß man also zu wählen habe. Wären Gleichnisse schon Beweise, so würde ich an die Erfahrung erinnern, daß bei manchen Früchten der eigenthümliche Geschmack viel stärker hervortritt, wenn versüßende Zuthat hinzugebracht wird. Jetzt wird ohne Gleichniß nachgewiesen werden müssen, wie bei der Hingabe an die höchsten Zwecke der Menschheit, und gerade dadurch, die national-deutschen Bestrebungen am Meisten ihre Rechnung finden; ein neuer Beweis, daß überall dem, der nach dem Höchsten trachtet, das minder Hohe von selbst zufällt. Vorhin ward schon darauf aufmerksam gemacht, daß im Protestantismus die Religion eine nationale Färbung bekomme, eine Landesfarbe trage. Blicken wir jetzt auf einen zweiten der Genien, die an der Wiege des Menschen stehen, indem durch deren Gaben das Thier aufhört und der Mensch anfängt, auf *den Genius*, zu dessen Verherrlichung der Verein gegründet ward, in welchem ich spreche. Nicht Murillo oder Shakespeare, deutsche Kunstwerke sollen uns die Frage beantworten, ob das Verleugnen der Nationalität dazu nöthig ist, daß sie allgemein ansprechen, ob ein Verleugnen des allgemein Menschlichen, damit sie deutsch seien. Wer zum ersten Male die Keulenschläge festen Gottvertrauens empfand, die wir in „Ein' feste Burg ist unser Gott" vernehmen, hat er nicht zugleich den kräftigen Ton aus der Brust des deutschen Mannes mit vernommen, aus der allein solche Worte und solche Töne kommen können? Können Andere, als Deutsche, so himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt, so sich nach Sevilla sehnen, wie es geschieht in den einfachen Melodien von Vater und Tochter? Und doch bleibt, wie der Schweizer bei dem Kuhreigen, so wenn aus dem Leierkasten „Nach Sevilla" ertönt, nicht nur der Straßenjunge in Berlin, sondern auch der Milchmann in London, der Butuschnik in Petersburg stehen und summt die vertrauten Töne, und als wären es vaterländische Töne vom Jordan her, so strahlten die schwarzen Augen der Schönen, die ich einst bei dem Gesange von „Ein' feste Burg" sagen hörte: J, das ist ja der Meyerbeersche Choral! — Hat, wer Iphigenien singen hörte: Arme Pelopiden!, oder wem die Augen überströmten bei: Er weidet seine Schafe, der gute Hirte, sich dadurch, daß Gluck den französischen, Händel den englischen Text componirt hat, daß die Franzosen jenen, die Engländer diesen den Ihrigen nennen, etwa überzeugt gefühlt, daß Beide undeutsch geworden sind? Ist es möglich, ja ist es nur denkbar, daß ein Anderer, als ein Deutscher, jene Verschlingung vornehmen konnte von „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen", mit der weiblichen Stimme, welche klagt: da ist kein Trost, kein Helfer nicht, oder jenen wunderbaren Doppelgesang: So ist mein Jesus nun gefangen; und wieder, ist es möglich, daß bei irgend einem Volke ein Menschenherz nicht bewegt würde durch diese Töne? Als Rossini vor einigen Jahren in Paris aufgefordert ward, ein Stück nach *seinem* (des Italieners) Geschmack zu spielen, spielte er nicht etwa eine Ouvertüre zum Tell, sondern eine von Mozart und sagte: das ist Musik für alle Völker und alle Zeiten, solche macht aber nur Einer. Und dieser Eine, sehen wir ihn nicht leibhaftig vor uns, den glücklichen deutschen Ehemann, wie er sich einmal vorgenommen hat, unerschütterlich fest zu sein gegen sein kleines Weibchen, und nach diesem Versuche ganz glückselig über seine Niederlage lächelnd spricht: Ja wenn die kleine Kröte erst so anfängt! und nun zur Nachachtung für ewige Zeiten sein: Schmäle, schmäle, lieber Junge u. s. w. niederschreibt? — Vielleicht aber ist es anders bei der Kunst, wo nicht, wie bei der Musik, die Palme unbestritten den Deutschen zukommt, bei der Kunst, in der ein anderes Volk den Mozart hervorgebracht hat, neben dessen schönster Farbensymphonie, der Sixtina, sich kein anderes Kunstwerk kann sehen lassen. In Dresden hat man gewagt dicht neben jener ein Gemälde doch sehen zu lassen, das gerade seit jener Nachbarschaft mehr als früher die Augen, mehr noch das Herz, der Beschauer anzieht. Wir wollen herantreten und es betrachten; vielmehr wir wollen die Geschichte anhören, die es erzählt. Eine glückliche, friedlich und ehrbar lebende Familie ist von schwerer Sorge heimgesucht: das Kleinste leidet an abzehrendem Gliedweh. Da menschliche Hülfe nichts vermag, ist man zu der geeilt, die, weil sie den Herrn gebar, die Mutter ist aller der

Seinigen. Da steht sie vor uns, deren klares Mutterantlitz erklärlich macht, wie sie selbst der Sohn Gottes Mutter nennen konnte, und das arme abgemagerte Würmchen, das man in ihren Arm gelegt, schmiegt sich an sie an, und wie es bei den häufigen Besuchen des Arztes sich gewöhnt hat, streckt es den linken Arm und das Händchen, worin das Gliederweh am Meisten tobt, zeigend dem Beschauer entgegen. Und der Erfolg dieses Vertrauens? Holbein erzählt uns auch den, denn dankend knieen, rechts die Mutter und zwei ältere Töchter, links der ehrenveste Vater und der älteste Sohn, und frisch und munter steht, erkennbar an denselben Gesichtszügen und denselben goldenen Löckchen, vor ihnen der kranke, jetzt gesunde Knabe, wieder denselben Arm ausstreckend, aber um, halb verwundert halb triumphirend, die ganz gesunde, runde Hand zu zeigen. Ja, wohl ist sie himmlisch, die auf den Wolken schwebende Himmelskönigin Raphaels, strahlend in ihrer wunderbaren, über jeden Nationaltypus erhabenen Schönheit, mit dem menschgewordenen Gott auf dem Arm, vor dem der Papst und die Heilige kniet, und zu dem die Engelsantlitze hinaufblicken; aber Holbeins Verkörperung ächter Mütterlichkeit mit ihrem deutschen Antlitz, mit dem kranken Bürgerskinde an ihrem Herzen, sie ist so menschlich, denn bei welchem Volke käme es nicht vor, ja in welchem Hause wäre es nicht vorgekommen, daß man fürchtet, Nestküchelchen könne sterben, und daß wo es genas, der älteste Bruder, der sich fast ein halber Vater dünkt, dankend auf den wieder geschenkten Augapfel blickte? Also auch dort, wo nicht in Tönen, sondern Farben gesungen wird, stellt das Hervortreten des allgemein Menschlichen das national Deutsche nicht in den Schatten, sondern in's Licht, und eines der größten Meisterwerke der Neuzeit, in dem die Menschheit selbst dargestellt wird, wie sie durch ihre Schuld das bisherige Einverständniß verliert, nicht aber die Hoffnung es einst wieder zu erlangen, es zeigt uns, was nur ein deutscher Mann ersinnen, nur ein deutscher Pinsel ausführen konnte. Sobald dagegen der Pinsel oder der Grabstichel sich darauf steift, ausschließlich deutsch Alles zu behandeln, wie dies sich vorübergehend nach den Freiheitskriegen zeigte, so entstehen anstatt der menschlichen unmenschliche Figuren, wie in einigen Jahrgängen der Fouqué'schen Almanache, die dem Volke so seltsam ausländisch vorkamen, weil es wirklich undeutsch ist, bloß deutsch zu sein. — Wenn schon in den Kunstwerken sich der nationale Charakter nicht zu verleugnen braucht, die in einem Stoffe verwirklicht werden, der überall derselbe ist, in Tönen und Farben, so wird dies natürlich noch mehr gelten wo das Material, in dem gesungen und gemalt wird, das nationalste, ja nach dem was gesagt wurde, das eigentliche Merkmal der Nationalität ist, in der Sprache. Wie die Musik Tongemälde, die Malerei Farbensymphonien gab, so die Poesie Bilder und Tonstücke in Worten. Hierin hat die Unübersetzbarkeit der Werke der Poesie ihren Grund. Sie steigt in demselben Maße, in welchem in einem Gedicht das nationale Element hervortritt. Halten wir diesen Maßstab fest, und fragen nun, welches möchte wohl von allen deutschen Dichtwerken das deutscheste sein, so könnte ich keines anführen als unseres größten Dichters größtes, den Faust, der schwerlich jemals einen Uebersetzer finden wird, der für ihn das leistet was Coleridge und Shukoffsky für Schiller geleistet haben, geschweige denn mehr. Was aber ist es, was trotz so vieler fehlgeschlagenen Versuche immer von Neuem Franzosen, Engländer, Russen u. s. w. dahin bringt, eine Uebersetzung gerade dieses Gedichts zu unternehmen? Es ist das Gefühl, daß dieses deutscheste aller Gedichte zugleich das ist, das mehr als irgend Eines nicht nur den Deutschen schildert, sondern den Menschen. Wo fände sich Einer, der nicht zwei Seelen ach! in seiner Brust fühlte; in welcher Sprache wäre nicht gestöhnt worden: mein' Ruh ist hin, mein Herz ist schwer; in welchem Volke wären keine zu finden, die ausgerufen hätten: die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder; in welcher Nation, die nicht den Warnungsruf: Heinrich, Heinrich! verhallen ließen? Es giebt nur ein einziges Gedicht in der Welt, das stets zu Parallelen mit dem Faust auffordert, weil es wie er den Menschen schildern will, es ist Dante's göttliche Komödie. Neben dem nationalen Elemente, welches in diesem Schöpfer der italiänischen Nationalsprache so mächtig ist und sich so energisch in seinen Urtheilen über, seinen Wünschen für seine Zeit ausspricht, geht gleichzeitig der entschiedenste Universalismus, der die Weltmonarchie des Kaisers und eine Kirche fordert die an gar keinen Landbesitz gebunden, darum aber ohne alle Landesfarbe sei. Aber diese beiden Elemente zeigen sich bei Dante, weil er ein Italiäner ist, nur neben einander, sie durchdringen sich nicht, so daß bis auf den heutigen Tag die Ausleger seines Gedichts bald einen ketzerischen Eiferer für die Nationalität, bald einen antinationalen Kosmopoliten in ihm sehen. Dagegen in unserer großen Tragikomödie, wie der Dichter sie zuerst nannte, durchdringen sich die beiden Elemente so, daß wo er am Deutschesten ist, dort am Menschlichsten, und wo am Menschlichsten, dort am Deutschesten.

Wie die Kunst der Künste, so ist auch die Wissenschaft der Wissenschaften an das Medium der Sprache gebunden. Mit ihrer Emancipation von der Kirche, deren Lehre zu vertheidigen, so lange sie Scholastik, ihre Hauptaufgabe gewesen war, befreit sich die Philosophie auch von der kirchlichen, scholastischen Sprache. Sie nimmt das, bis dahin ausgeschlossene, nationale Element in sich auf und spricht in lebendiger, einer bestimmten Volkssprache. Wo es sich um die Darstellung einseitiger Richtungen handelt, erweisen sich die durch ihre Schärfe und Bestimmtheit ausgezeichneten Sprachen als die vollkommensten: Locke und Hume schreiben englisch, Condillac, Rousseau, ja selbst der deutsche Leibnitz, der doch die eigne Muttersprache für die philosophischeste von allen erklärt hatte, französisch. Mit dem Augenblick aber, wo es als Aufgabe erkannt wird, alle bisherigen Richtungen zu verschmelzen, endlich sogar: die gegenwärtige Philosophie als Resultat des ganzen bisherigen Geschichtsverlaufes darzustellen, erfüllt sich Leibnitz's Wort. Die philosophischste, die weltbürgerliche Sprache wird auch die, in der die Philosophie ihre Fortschritte macht. Dieser über jede, darum aber auch über die nationale Beschränktheit hinausgehende weltbürgerliche, menschliche Charakter ist es, der unserer Philosophie das Uebergewicht giebt über die gleichzeitigen Bestrebungen bei anderen Nationen. Die Verständigern unter ihnen gestehen dies dadurch ein, daß sie uns Vieles entlehnen, die Unverständigern, indem sie Angst vor unsern Lehren zeigen. Vor einiger Zeit erschien ein englisches Werk, das wirkliche Vollblutsphilosophie lehrt, indem darin behauptet wird, Hume und Berkeley reichten Locke nicht das Wasser, denn der eine sei ein Schottländer, der andere gar ein Irländer. Gegen uns Deutsche, die der Verfasser also doch für gefährlicher hielt, räth er die strengsten Quarantainen an. Sie helfen Nichts; das stolze Albion zittert bekanntlich, weil die Essays und Reviews deutsche Ideen importirt haben. In dieser Furcht müssen wir eine größere Anerkennung sehen als in dem zweideutigen Compliment, daß wir ein Volk von Denkern seien, gerade wie die deutsche Industrie sich dadurch geehrt fühlen muß, daß man in England nicht dulden wollte, daß bei der großen Weltausstellung die Preise der deutschen Artikel angegeben würden. Je größer die nationale Beschränktheit, desto länger wird sich die unwillkürliche Anerkennung des höheren, vornehmeren, Standpunkts als Furcht zeigen, und darum wird die deutsche Wissenschaft wohl noch lange das Schicksal ihrer Schwester, der deutschen Kunst, theilen, deren Priester, wenn die Polen oder Ungarn einen Pracht-

bau aufführen, die Engländer ein Monument errichten wollen, ausdrücklich von der Bewerbung durch eingesandte Entwürfe ausgeschlossen werden, etwas was Niemanden befremden kann, dem beim Denkmal hier am Osterthor der eiserne Herzog bei Apsley house oder irgend ein Monstrum auf Trafalgar square einfiel. Dergleichen, wie gesagt, bezeugt unsere Macht. Wehe uns aber, wenn wir anfangen wollten in unserer Wissenschaft nach jener Nüchternheit zu streben, welche die Angelsachsen so an uns vermissen, in unserer Kunst dem Realismus zu verfallen den man uns seit einiger Zeit als Heilmittel dafür anpreist; wehe uns, wenn wir anfangen das Deutsche über das Wahre und Schöne zu setzen. Da können wir so herunterkommen, daß man uns jenseits des Canals anfängt mit Protectormiene zu loben; wenigstens wird das gewiß aufhören, daß man uns fürchtet, denn dergleichen versteht man dort viel, viel besser.

Die, sei es auch in Form der Furcht, unserer Kunst und Wissenschaft gezollte Anerkennung, zeigt uns den sicheren Weg auf dem wir unsere Nationalität in Achtung erhalten. Nicht so, daß wir uns an unseren Lorbeern in Wissenschaft und Kunst genügen lassen, auf andere keinen Anspruch machen. Dieser Rath, den wirklich Einige gegeben haben, gleicht dem, sich zu einem Torso zu machen. Nein, wie die Hellenen, die Deutschen des Alterthums, nicht nur einen Parthenon oder eine Zeusstatue, nicht nur eine Antigone oder einen platonischen Staat hervorbrachten, sondern auch die Perser schlugen und einen Piräeus bauten und gehörig benutzten, so sollen auch wir, wir Hellenen der Neuzeit, kein Gebiet uns verschlossen erachten. Wir sollen nur dabei nicht das verkehrte Mittel anwenden, welches uns angerathen wird: um unsere Nationalität zu Ehren zu bringen, sie zu verleugnen. Als verstände sich's ganz von selbst, daß die Schönheit des blonden Haares besonders dann sichtbar wird, wenn man es schwarz färbt, so rathen uns Viele, welche es als Privilegium anzusehen scheinen für den Nationalruhm Deutschlands zu sorgen, immerwährend: wir sollen es doch so machen, wie die Franzosen und Engländer. Ja, daß wir nur durch eine solche Uebersetzung ins Französische oder Englische lesbar werden, das steht jenen Patrioten so fest, daß wo wir Etwas anders anfangen, als die Anwohner der Seine oder der Themse, sie dies, um es zu schelten, ächt deutsch nennen, natürlich mit einem ganz anderen Tone als mit dem mein junger Franzose ausrief: c'est tout-à-fait Français. Es wäre gut wenn man anfinge jedesmal wo mit Naserümpfen gesagt wird: das ist ächt deutsch, zu erwiedern: Nun dann müssen wir freilich dabei bleiben, denn das wird man doch nicht von uns verlangen, daß wir unächt deutsch oder ächt undeutsch handeln! Es wäre Zeit, wenn uns vorgeworfen wird, wir faßten gern die Dinge von einem ganz andern Ende an, als die Uebrigen, zuzusehen ob dies deutsche Ende nicht gerade das rechte ist, ob nicht, wenn wir vor Allem an das Wohl der Welt denken, das, was das Wohl der Nation erfordert, uns sicherlich zufällt; hat doch einmal Einer, während alle vernünftigen Leute vor Allem dafür sorgten, daß sie Essen, Trinken und Kleidung hätten, gerathen, die Sache bei dem verkehrten Ende anzufangen: zuerst nach dem Reich Gottes und Seiner Gerechtigkeit zu trachten, und hat Recht behalten. Vielleicht behalten auch wir Recht. Hören wir doch endlich auf, immer nur die Augen beschämt niederzuschlagen, wenn man von der Schmach spricht, daß wieder ein Deutscher eine ingeniöse Erfindung gemacht, dagegen ein Engländer sie verwerthet und sich durch sie bereichert habe. Erheben wir doch auch einmal den Blick und fragen: Wie, wenn er, weil er im eigenen Vaterlande keinen fand der reich genug, oder auch hinsichtlich eines möglichen Bankerott's nicht leichtsinnig genug war, um die nöthige Summe zu wagen, wenn er nun um das den Engländern nicht zu gönnen, sein Licht unter den Scheffel stellte und Jahrzehende darüber hingingen ehe ein Anderer diese Erfindung wieder machte, wäre dies besser gewesen? Ich frage nicht für die Menschheit, nein für Deutschland? Daß wir um groß zu sein, damit anfangen müssen ja nichts Besonderes zu sein, daß wir um Deutsche zu sein aufhören müssen deutsch zu sein und deutsch zu handeln, darauf kommen zuletzt die Weisungen hinaus, die bald mit den Waffen des Spottes, bald mit dem Eifer edler Entrüstung uns eindringlich, bald durch Zahlen und statistische Tafeln, bald durch zurechtgemachte Historien und Appellationen an uralte Mythen und Mährchen uns annehmbar gemacht werden sollen. Neulich sah ich an eine statistische Uebersicht der deutschen Handelsflotte und einen Vergleich derselben mit der viel kleineren, die unter französischer Flagge segelt, den Ausruf geknüpft: Und wenn es uns ein Viertheil, ja wenn es uns die Hälfte unserer Handelsflotte kosten sollte, so ist damit das Glück, gleich den Franzosen, unter einer deutschen Flagge zu segeln, für den nachbleibenden Rest nicht zu theuer erkauft, denn durch sie allein können wir aufhören, Aschenbrödel zu sein auf dem Ocean! Der Mann hatte offenbar das Mährchen, worauf er anspielt, mit Nutzen gelesen, denn so viel ungefähr schnitten sich Aschenbrödels Schwestern von den Füßen ab, um in so netten Schuhen tanzen zu können, wie die schöne Fremde. Aber zu Ende las er das Mährchen wohl nicht, denn sonst hätte er gefunden, daß den Prinzen nicht die chinesisch Verstümmelten bekamen, sondern Aschenbrödel. Und so möchten auch wir, wenn wir vor Allem darauf ausgehen, unsere Tonnenzahl zu mehren, dadurch schneller zu einer deutschen Flagge kommen, als wenn wir uns darüber zanken, ob sie ein Sternenbanner sein soll, oder ob eine Sonne zeigen, oder ob zwei oder ob gar drei? Jetzt aber sage ich selbst, ich gerathe auf einen schlüpfrigen Boden. In Bremen und zu Bremern von Vermehrung der Tonnenzahl sprechen, heißt Eulen nach Athen tragen, und ich denke, Sie haben übergenug an dem einen Uhu, den ich, wie Sie sehen, hergetragen habe.

---

* Ein amerikanischer Lyriker,

Cullen Bryant.

Von Adolf Laun.

Es ist unnöthig, einleitungsweise auf die oft geschilderte industrielle, utilitaristische und materielle Richtung Nordamerikas hinzuweisen. Die jedermann bekannten Zustände konnten sich kaum in einem Lande anders gestalten, wo durch Arbeit erst Alles zu erkämpfen war, wo time money ist und ein rasch erworbener oder erschwindelter Reichthum, wie meistens bei industriellen und commerciellen Nationen und Individuen, vorerst mehr zum Luxus und zur Geldprahlerei als zu den ruhigen Segnungen der Bildung, der Kunst und Wissenschaft führt.

Dennoch aber ist ein Ansatz zu künstlerisch-literarischem Streben, dennoch sind die Keime zu einer eigenthümlichen Literatur vorhanden, obgleich in dieser bunt zusammengewürfelten Nation viele der Grundlagen fehlen, auf denen sich anderswo eine auf Tradition und Geschichte erbaute Nationalliteratur entwickelte. — Wer weiß, wann der große Läuterungsproceß des jetzigen Bürgerkriegs, der das Gute hat, daß alles Faule und Unhaltbare in den Staats- und Gesellschaftszuständen an's Licht kommt, und der dem anglo-germanischen Element des Nordens Gelegenheit giebt, sich dem romanischen des Südens gegenüber seiner höheren sittlichen Idee bewußt zu werden und sie zur Geltung zu bringen, beendet sein wird; wer weiß, ob dann nicht auch nach Sonderung

der widerstrebenden Elemente das Schöne und vorzugsweise die Poesie in besonderer nationaler Form sich neben dem bloß Nützlichen und Schwelgerischen wird geltend machen.

Es ist bekannt, daß gegenüber dem gierighastigen Getriebe der Fabrik- und Handelswelt sich schon seit lange auf den ruhigen Landsitzen und besonders in Städten wie Boston und Cambridge eine stille Gemeinde gebildet hat, die sich dem Anbau der Wissenschaften und Künste mit ernstem Streben widmet und fern vom marktschreierischen Treiben der Tagesliteratur im sittlich begründeten und gemüthlichen Familien- und Freundeskreise dem Schönen huldigt. Die Darstellungen, die unser Landsmann Kohl vor einigen Monaten aus Anlaß seiner Besuche in Boston und auf den Landsitzen davon gab, bestätigen dies. — Hier, in diesen edleren Kreisen von Schaffenden und Genießenden liegen vor Allem die Keime, aus denen sich bei einer geistigen und sittlichen Wiedergeburt des Volkes der Aufschwung einer amerikanischen Literatur wird entwickeln können.

Daß dieses noch so junge Volk kein eigentliches Epos haben kann, daß eine dramatische Literatur bei dem Unfertigen der Gesellschaftszustände sich noch nicht zu entwickeln vermochte, liegt auf der Hand; alle Kunst und Dichtung war ja Anfangs bei ihr nur etwas Importirtes, nicht auf eig'nem Boden Gewachsenes; selbst die Lyrik, in der die Gegenwart am meisten lebendig ist, die ein persönliches Gepräge hat und die nationale Färbung am leichtesten annimmt, ist hier nicht aus dem Volksliede erwachsen, ja nicht einmal von demselben befruchtet worden. — Sie wurde ausschließlich von schulgebildeten Dichtern, die durch fremde, besonders englische Muster angeregt waren, bebaut und konnte nur bis zu einem gewissen Grade eigenartige Produkte erzeugen, zumal auch die Sprache eine ursprünglich importirte war. Es tritt hier, wenn auch in beschränktem Maße, etwa das Verhältniß der neulateinischen Dichter zur Zeit Leo's X. zu den von ihnen nachgeahmten römischen Classikern ein. — Doch gehen die zu weit, welche in der amerikanischen Poesie nichts als den Reflex der englischen sehen. Gerade die lyrische Poesie erfreut sich schon seit lange im nördlichen Amerika einer bevorzugten Kultur und gewinnt auch in den breiteren Schichten der Gesellschaft immer mehr Boden; eine auffällige Erscheinung, da doch anzunehmen wäre, daß dieser weniger durch stoffliches Interesse getragene, feinere Empfindung und eine idealere Stimmung fordernde Literaturzweig in Amerika, wie wir es uns gewöhnlich vorstellen, am wenigsten gedeihen müßte. — Doch ist ein solcher Widerspruch zwischen der ästhetischen Produktion und der allgemeinen Richtung eines Landes und einer Zeit nicht ohne Analogieen; auch das praktische England ist schon seit lange reich an sentimentalen, der Träumerei und Natureinsamkeit zugewendeten Dichtern, und bei uns steht, obgleich wir uns immer mehr den staatlichen und industriellen Interessen zuwenden, die lyrische Poesie noch immer in Blüthe. — Die Zahl der amerikanischen Lyriker von Bedeutung ist, wenn auch ziemlich groß, im Verhältniß zu den Kulturländern der alten Welt freilich noch gering, und daraus, wie aus dem Umstande, daß ein der Lyrik zugängliches Publikum dort durch dieselbe noch nicht übersättigt und blasirt ist, erklärt sich die hohe Achtung, in der dort ein Dana, Hofmann, Halleck, Percival, Willis und selbst mehrere neuere Dichterinnen stehen; auch der pecuniäre Erfolg, den die namhaftesten Dichter mit der Herausgabe ihrer Sammlungen haben, erklärt sich daraus und wirft auf unsere derartigen Verhältnisse ein durchaus nicht schmeichelhaftes Spiegelbild. Vor Allem aber ist es die Frauenwelt, welche die Lyrik protegirt.

Für die beiden berühmtesten Lyriker gelten ohne Widerspruch Longfellow und Bryant. Longfellow ist ein sinniger, gedankenreicher Dichter von großer Zartheit und Feinheit der Empfindung und einer reichen, durch die mannichfachsten Studien und Anschauungen genährten Phantasie, der das Instrument der Sprache mit einer Reinheit und Virtuosität handhabt, wie wenige Dichter des Mutterlandes. Er ist aber zu kosmopolitisch, zu gelehrt und zwar zu literarisch und ästhetisch gelehrt und bekommt die Eindrücke nicht genug aus der ersten Hand, aus seiner eignen amerikanischen Umgebung, um original und vor allem national zu sein, er ist mit einem Worte als Lyriker nicht amerikanisch genug; wer seinen Ursprung nicht wüßte, würde nur ganz vereinzelt aus seinen Gedichten denselben errathen. Er kommt in seiner Anschauungs- und Empfindungsweise der deutschen Poesie sehr nahe und hat auch von ihr während eines mehrmaligen längeren Aufenthaltes in Deutschland die meisten poetischen Anregungen erhalten, besonders durch unsere Romantiker und die schwäbische Schule.

Daher kommt es, daß er den höher gebildeten Amerikanern, denen er die reichsten poetischen Blicke in's alte Europa eröffnet, sehr interessant ist, daß er die dortigen Fremden, und zwar neben den Engländern besonders die Deutschen, wie ein vaterländischer Dichter anheimelt, daß er bei uns oft und gern poetisch übertragen wurde, daß er aber uns nicht als der eigentliche Repräsentant der amerikanischen Lyrik gelten kann. Er sucht seine Stoffe und Scenerien öfter in der alten als in der neuen Welt und nähert sich auch darin der neueren deutschen Lyrik, daß er allen Formen gerecht wird und mit bewundernswerthem Geschick in seinen poetischen Nachbildungen die Weisen der verschiedenen Völker wiederzugeben versteht. Er ist mit einem Wort mehr ein kosmopolitischer als ein amerikanischer Dichter.

Anders verhält es sich mit Bryant, der mit ihm das Duumvirat der Berühmtheit theilt. Auch auf ihn hat Europa, besonders England und Spanien, Einfluß gehabt; er besuchte diese Länder aber erst, nachdem sich seine dichterische Eigenthümlichkeit schon entwickelt hatte; und die fremdländischen Einflüsse sind bei ihm viel geringer, als bei Longfellow und lassen ihn uns besonders durch die Wahl seiner Stoffe viel nationaler erscheinen, als jenen.

Cullen Bryant ist zu Cummington in Massachusetts im Jahre 1794 geboren; so frühzeitig entwickelte sich sein durch sorgfältige Erziehung genährtes Talent, daß er schon als dreizehnjähriger Knabe eine poetische Satire gegen den Präsidenten Jefferson verfaßte, welche das größte Aufsehen erregte. Nachdem er die Advokatenlaufbahn, die ihn nicht anzog, aufgegeben, ging er 1826 nach Newyork und wurde daselbst Zeitungsredacteur, was er als Vertreter der demokratischen Partei noch heutiges Tages ist. Er machte aber zweimal längere Reisen nach Europa und veranlaßte erst spät eine Sammlung seiner Gedichte, die bis dahin in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren. Innerhalb dreißig Jahren nur einen einzigen Band lyrischer Gedichte herausgeben, nichts anderes Poetisches veröffentlichen und doch für einen der ersten, wenn nicht für den ersten Dichter der Nation gelten, das bedeutet jedenfalls etwas für ihn und seinen Einen Band.

Obgleich er überwiegend Reflexionsdichter ist, der verhältnißmäßig nur wenig eigentliche Stimmungslieder in lyrischer Unmittelbarkeit gesungen hat, obgleich die Richtung seiner Gedanken und Gefühle meistens auf's Ernste, Erhabene und Würdige geht und wie bei unserem Klopstock gern in's Abstracte ausläuft, so ist doch Alles in ein warmes Colorit getaucht und mit so frischem Realismus der Bilder und Naturmalereien umkleidet, die Sprache ist dabei so anschaulich, so kühn und doch zugleich so maßvoll, daß seine Gedichte außerordentlich wohlthätig, zugleich erhebend und erwärmend auf jeden wirken, der ihnen einen unbefangenen Sinn entgegenbringt und sie nicht bloß als Aesthetiker und Literarhistoriker würdigt, denn von diesem Gesichtspunkt aus bieten sie in ihrer überwiegend religiösen und moralischen Betrachtungsweise,

die sich kaum über das in Aller Bewußtsein Liegende erhebt, weder neue Formen noch eine neue Weltanschauung dar und spiegeln nur selten die Conflicte und Kämpfe des modernen Lebens. — Mit dem Weltschmerz und der Zerrissenheit, die durch Byron und seine Nachfolger in die neue englische Poesie gekommen sind, ist Bryant trotz dem, daß er im Grunde ein melancholisch sentimentaler Dichter ist, nicht behaftet. Seine Empfindungs- und Darstellungsweise schließt vielmehr an Cowper und die Seeschule an, mit der er die sinnige Naturbetrachtung theilt, ohne mit dieser Neigung zu kokettiren, wie einem Wordsworth und Southey doch oft begegnet ist.

In den bedeutenderen seiner Gedichte, in denjenigen, wo seine Eigenthümlichkeit am meisten ausgesprochen ist, geht er fast immer von der ihn umgebenden Natur aus und gelangt, in den einzelnen Erscheinungen derselben Symbole sehend, zu religiösen und sittlichen Schlüssen, Ueberzeugungen und Aussichten. Der Wald ist ihm ein Tempel Gottes, der Bergstrom ein Bild vom Lauf des menschlichen Lebens, die sich im Aether verlierende Nebelwolke bedeutet ihm den zur Gottheit emporstrebenden Geist, die im Vergehen emporblickende blaue Genziane die Hoffnung in der Sterbestunde u. s. w.

Doch haben nicht alle seine Gedichte, am wenigsten die der früheren Periode, einen solch erhebenden, versöhnenden Abschluß. Derselbe fehlt grade denen, die seinen Ruf zuerst begründeten, der „Thanathopsis", der „Hymne auf den Tod", der „Erde" und anderen, die durch Pracht der Darstellung, durch den naturfrischen Realismus der Bilder und die schwungvoll tönende Sprache Bewunderung erregten und dadurch den großen Eindruck erklären, den sie bei ihrer Veröffentlichung machten. Er kommt darin aber über die Verherrlichung der Naturmächte und einen gewissen Pantheismus nicht hinaus, eben so wenig wie es ihm gelang, in seinem didactischen Gedichte „die Zeitalter" die Fortentwickelung des menschlichen Geschlechtes zu höheren Zielen befriedigend zur Anschauung zu bringen. Abgesehen von dem Mangel einer abgeklärten und geläuterten Weltanschauung haben aber diese Gedichte, in denen sich das beschreibende mit dem didactischen Elemente verbindet, durch die Größe der Scenerien, in die sie uns führen, für uns einen unendlichen Vorzug vor dem, was unsere Busch- und Walddichter uns in zierlich kleinen Bildern und Allegorien zu bieten pflegen. Der Wald erzählt sich bei Bryant ganz andere Dinge als bei Putlitz, und selbst Freiligraths tropische und transatlantische Schilderungen erscheinen gegen die Einfachheit, Wahrheit und Frische dieser aus der unmittelbaren Umgebung hervorgegangenen Gemälde wie stark aufgetragene, auf Effekt arbeitende Decorationsmalereien. — Als Landschaftsmaler steht Bryant, durch den Reiz und die Größe seiner Stoffe getragen, auf einer seltenen Höhe; bei ihm entfaltet sich das Bild in organischer Einheit und trägt immer die Farbe einer ihm entsprechenden Stimmung. Von Mosaikarbeit und sentimentalen oder spielenden Gegensätzen zwischen Stadt und Land, Kunst und Natur, wie sich dies bei seinem deutschen Vorgänger Mathisson findet, hält er sich ganz frei.

Bryant führt uns in den wirklichen Urwald, in die unabsehbaren Prairieen, er zeigt uns die gigantischen Seen und Flüsse, die Majestät des Weltmeers, wie es nur je einer der hierin so großen Engländer geschildert hat, und giebt uns aus dem in seiner Weise romantischen Leben der Jäger, Ansiedler und Hinterwäldler, aus den Sitten und Kämpfen der Indianerstämme und ihrem traurigen Schicksale Darstellungen und Kulturbilder, wie sie nur ein unter solchen Umgebungen groß Gewordener zu geben vermochte.

Diese Elegieen sind meistens im gern und glücklich von ihm gehandhabten Blanevers geschrieben und erreichen darin oft die Kraft Miltons. Sie haben mit den zunehmenden Jahren des Dichters einen mehr beruhigten, versöhnten Charakter angenommen und werden oft zu Idyllen voll Sonnenschein und landschaftlicher Heiterkeit. Er stellt allerdings, wie auch unsere und die englischen Elegiker thun, die corrupten Gesellschaftszustände in Gegensatz zu der Einfachheit und Größe der noch unberührten Natur, aber er thut dies nicht in krankhaft weichlicher Weise und am wenigsten mit der Rhetorik und Phrasenhaftigkeit eines Delille und anderer Franzosen in ihrer Poésie descriptive. Davor bewahrt ihn seine Naturwüchsigkeit und der den Amerikanern durch die republikanische Erziehung eingeimpfte gesunde, thatkräftige Sinn, wie auch die unverkünstelte Großartigkeit seiner Umgebung. Er wird, während er sich in die Natur versenkt und mitunter pantheistisch im All der Schöpfung zu verlieren scheint, wirklich frei von der Enge und dem Druck des Lebens, aus dem er floh, und wir werden es mit ihm. Die Hinblicke, die er von hier aus in den Kampf der Zeit, in die dunkleren Seiten der Geschichte, in die Verderbtheit der Menschen wirft, sind meistens zu allgemeiner und abstracter Natur, um uns aus der Höhe philosophischer Betrachtung in die wirkliche Welt zurückzuziehen. Von dem Ingrimm, mit dem Byron und seine Schüler aus der Naturversenkung in Staat und Gesellschaft hinüberblicken und das Idyll wieder zur Satire sich umschlagen lassen, hat Bryant nur ganz selten einen Anflug. — In diesem Punkte ist er eben so wenig wie Longfellow und die anderen bedeutenderen Lyriker seines Landes ein Volksdichter, der gleich einem Béranger oder selbst Burns einen einschneidenden und die Massen bewegenden Einfluß haben könnte, wie ihn die gegenwärtigen Zeitumstände zu erheischen scheinen. — Daß ihm übrigens trotz seines contemplativen der Natur zugeneigten Sinnes, Leidenschaft und das Interesse am politischen, historischen und socialen Leben nicht fehlen, bezeugen seine amerikanischen Gesänge, seine der griechischen Erhebung gewidmeten Gedichte und seine gelegentlichen Hinblicke auf die politischen Zustände Italiens, unter dessen Himmel er mehrere Elegieen schrieb.

---

* Musikalische Rückblicke.

Von F. Pletzer.

Bremen, 16. April 1862.

Mit den gewaltigen Klängen der Bach'schen Matthäuspassion geht am Charfreitage die musikalische Saison zu Ende. Die Akademie widmet dem großartigen Werke dieselbe Sorgfalt wie vor zwei Jahren, als Reinthaler es zur ersten Aufführung brachte; geht zwar für die Musiker unter zahlreichen Proben in dieser Woche das Prädikat „still" verloren, so haben sie dagegen das freudige Bewußtsein, Zeit und Mühe einer Schöpfung zuzuwenden, deren hohe Schönheit und erhabene Pracht mit jedem Jahre mehr durch die Gegenwart gewürdigt und genossen werden. Es ist charakteristisch und ein Zeichen der Zeit, daß die 1829 von Mendelssohn aus langer Vergessenheit zu neuem Leben erweckte Matthäuspassion alljährlich neue Eroberungen macht und unter den musikalischen Spenden der Charwoche jetzt obenansteht. In diesen Tagen wieder dringen die wunderbaren Choräle Bachs in tausend und aber tausend Herzen. Ein flüchtiger Blick in die Zeitungen verräth uns gleich sieben Städte, in denen man die Passion aufführt, Wien, Berlin, München, Leipzig, Hamburg, Frankfurt, Bremen, und es werden ihrer wohl noch mehr sein.

Die zu Ende gehende Saison war belebter und gehaltreicher als irgend eine frühere, nicht nur rücksichtlich der Zahl, sondern auch der Gediegenheit der Concerte. Behaupteten sich die Sym-

phonieabende, wenngleich einzelne Leistungen unter Ermüdung der Musiker litten, auf der früheren Höhe und in der verdienten Gunst, so war der Cyclus der Privatconcerte entschieden glücklicher und besser als der vorigjährige, die Soireen einzelner Künstler durchweg mit ernsterem musikalischen Willen ausgeführt, die Quartettabende der zu zwei Gruppen vereinigten Mitglieder des Orchesters durch den Antrieb, den ein löblicher Wetteifer hervorruft, werthvoller und genußreicher als früher. Die Singakademie unter Reinthaler und der Gesangverein des Herrn Engel legten mit der Schöpfung von Haydn, dem Christus von Beethoven, dem Lobgesang von Mendelssohn mitten in der Fülle von Concerten, die kaum für Proben Raum und Zeit ließ, Ehre ein. Ueberall vorwiegend ernster Sinn und aufrichtiges Streben nach dem Besten und nach der besten Weise. Gelingt es der Folgezeit, die Stellung der Musiker zu verbessern, den Instrumenten aufzuhelfen, wo Noth ist, die Directionen der verschiedenen Vereine zu überzeugen, daß sie ohne Neid und Eifersucht zusammen zu wirken haben zur Lösung ihrer Aufgaben, das Publikum, daß es mit seinen Mitteln allezeit freudig bereit sein müsse, das Gute zu fördern, so dürfen wir hoffen, daß es in Kurzem in musikalischen Dingen bei uns so stehe, wie es von Rechts wegen stehen muß.

Da wir neulich mit der Oper in Sachen des Giuseppe Verdi einen Streit gehabt haben, so ist es billig, daß ein Wort herzlicher Versöhnung gesagt werde aus Anlaß der Weberschen „Euryanthe", welche Herr Kapellmeister Hentschel an seinem Ehrenabend aufführte. Das volle Haus galt zum Theil ihm; man wollte beweisen, daß die Verdienste des Benefiziaten um die Oper und ihre Hebung im vollen Maß anerkannt werden. Daß er selbst seinerseits mit dem Ernst eines tüchtigen Musikers die „Euryanthe" in Scene gesetzt hatte, bewies die Aufführung der ungemein schwierigen Tondichtung, welche der Bühne zur Ehre gereichte. Durch solche Leistungen gewöhnt man die Zuhörer unmerklich an Werke, zu denen sie sich sonst mehr respektvoll als liebevoll verhalten. Das Schicksal der „Euryanthe" ist bezeichnend und lehrreich. In streng musikalischer Hinsicht unleugbar Webers bedeutendstes Werk, hat sie sich doch den gewaltigen Erfolgen des Freischützen und des Oberon gegenüber karg behelfen müssen. Man lobt sie halb mit Erbarmen; das ist zu bedauern, aber es hat seine Gründe. Als Weber 1823 seine „Euryanthe" schuf und in Wien mit Hülfe der in erster Jugendfrische und Anmuth strahlenden Henriette Sontag auf die Bühne brachte, da hatte er nicht nur mit Rossini zu kämpfen, der den Wienern mit seinen koketten Weisen die Köpfe verrückte und Beethoven ärgerte; er hatte auch Fehler begangen, die sich rächten. Vornehmlich diesen, daß er den abgeschmackten, einen großen Anlauf nehmenden und in fader Süßlichkeit verschwimmenden Text Helmina's von Chezy überhaupt componirte. Ungestraft bleibt solche Sünde nicht; selbst die Musik hat etwas von einem „Stich" an sich. So groß und schön sie im Ganzen gedacht und ausgeführt war, die Leute vor der Bühne begriffen und genossen nicht recht, was da oben geschah. Das erste Geschick der Oper ist, wie das gewöhnlich so geht, maßgebend gewesen. Ihrer Verbreitung während der folgenden, allerdings musikalisch besseren Zeit hat aber besonders der Umstand entgegen gestanden, daß die Oper den Ausführenden sehr schwere Aufgaben stellt, die ohne eine Vereinigung von tüchtiger künstlerischer Ausbildung und dramatischem Talente gar nicht zu lösen sind. Je seltener heutzutage Beides bei einander sich findet, um so seltener auch eine dauernde Verbreitung dieser Oper. Daher kommt es, nebenbei bemerkt, daß man so selten Richard Wagner entlarvt hat, der bei den Schönheiten Euryanthens mehr als erlaubt zu Gaste ging; wir haben darauf vor sechs Jahren bei Gelegenheit des „Lohengrin" eingehend in d. Bl. hingewiesen. Die Aufführung der „Euryanthe", die wir neulich hier erlebten, erreichte, was sich irgend erreichen ließ. Kann man auch nicht sagen, daß die Titelrolle und die der Eglantine dem Wesen der Damen Eicke und Carl zusagten, so waren doch Beide mit großem Eifer an ihre Aufgabe gegangen. Der sicherste und beste aber war Herr Behr als Lysiart, nur daß im Beginn Gesang und Färbung charakteristischer und dämonischer hätten sein können.

Von den Privatconcerten sind die letzten bisher nicht besprochen worden. Es ist da zunächst einer abermaligen Unterstützung, welche die Akademie dem Institute gewährte, rühmend zu gedenken. Herr Musikdirector Reinthaler gab uns nach langer, langer Zeit das Alexanderfest von Händel wieder. Man hört es viel seltener, als die Verehrer des Meisters wünschen, welche an den schönen und mächtigen Chören und der Energie der Baßpartie ihre Freude haben. Auch hier ist die Klage, daß unsere Zeit so hohe Werke ungerecht zurücksetze, nur halb begründet. Es ist nicht bloß erklärlich, sondern vollkommen gerecht, daß unser Bewußtsein und die heutige Denkweise von der schlecht gedachten, unklaren, in miserabler Uebersetzung sich bewegenden Dichtung Drydens nichts wissen mag; leidet darunter die Musik, so ist das traurig, aber gar nicht zu verwundern. Sodann muß man bei aller Verehrung für Händel zugeben, daß im Alexanderfest viel Veraltetes ist. Die Leitung der Concerte hatte übrigens einen Fehler begangen, welcher den Eindruck der Schöpfung beeinträchtigte. Sie mußte den Anfang des Abends machen; dann konnte ihr eine große Symphonie folgen. Indem aber durch den Vorantritt einer Symphonie von Gade, eines Ave Maria und einiger Lieder von Mendelssohn die Zuhörer daran gewöhnt waren, ganz modern zu denken und unter anmuthigen Melodieen zu verkehren, konnten Händels Klänge mit dem prachtvollen Baß unmöglich die rechte Stimmung vorfinden.

An einem andern Abend hatten wir einen künstlerischen Besuch Karl Reinecke's und Freude an demselben. Der jetzige Director der Leipziger Gewandhausconcerte lebte, bevor er an die rheinische Musikschule in Köln ging, einige Jahre hier in Bremen. Seit jener Zeit ist er an mehreren Orten als Musikdirector thätig gewesen und in seiner musikalischen Wirksamkeit bis zu der jetzigen ehrenvollen Stellung vorgedrungen. Als Clavierspieler schätzt unser Publikum Herrn Reinecke längst und erfreute sich jetzt abermals nach langer Zeit an der Eleganz und Solidität des Vortrags. Wichtiger war es unter diesen Umständen für den geehrten Gast, uns mit zweien seiner neuesten Compositionen bekannt zu machen, einem Clavierconcert und einer Orchester-Ouverture. Jenes hat er bisher nur in Leipzig gespielt; es ist von bester Factur und erregte lebhaftes Interesse durch die geschickte und angenehm wirkende Verwendung des Pianoforte's und dessen Verhältniß zum Orchester. Der zweite Satz, der durch seinen Charakter sich zunächst dem Zuhörer empfiehlt, möchte auch im Uebrigen wohl der beste sein. Die Ouverture zu „Alladin" erschien uns als ein sehr tüchtiges und werthvolles Werk; es ist nicht unbedenklich, das Gebiet der sogenannten Programmmusik zu betreten, ohne daß man bestimmten Anhalt für das Verständniß giebt, und ein solcher Anhalt fehlt hier gänzlich. Wir betrachten also die Ouverture lediglich als Orchester-Composition und vom musikalischen Gesichtspunkte; da scheint es uns nun, daß dieselbe höher steht als irgend eine der früheren Ouverturen Reinecke's, welche von Zeit zu Zeit als Bereicherung der Concertprogramme erwünscht waren, allein weniger Reife und Bedeutung hatten als diese neueste. Mit seinem Spiel und mit ähnlichen Gaben wird der Gast uns stets willkommen sein.

Je weiter die Besprechung vorrückt und eins nach dem andern beleuchtet, um so mehr sehen wir ein, daß es unmöglich ist, jedem nach Gebühr und Wunsch gerecht zu werden. Indem daher die viel Schönes leistenden und noch mehr versprechenden Vorträge des jungen Pesther Violinisten Auer, der von Manier nicht ganz freie, aber von ausgezeichneter Ausbildung zeugende Gesang der Frau Luise Michal-Michaëli im Vorübergehen erwähnt werden, der Name Stockhausen nur genannt zu werden braucht, um den Zuhörern die Erinnerung an einen genußreichen Abend vorzuführen, — müssen wir uns darauf beschränken, die Concerte mehrerer einheimischer Musiker summarisch zusammenzufassen, da ein Eingehen auf Einzelnes unausführbar ist. Aber eines Quintetts für Pianoforte und Streichinstrumente von J. Streudner muß gedacht werden, indem es nicht nur die Aufmerksamkeit der nächsten Kreise verdient, die es hörten. Der Componist hat es in einer glücklichen Stunde geschaffen und damit seinen ernsten künstlerischen Sinn und eine hervorragende Befähigung für das betreffende Gebiet an den Tag gelegt. Es ist ihm dabei nicht widerfahren, was den Pianisten in solchem Falle leicht widerfährt, nämlich daß sie nur an ihr eignes Instrument denken und die übrigen lediglich zur Begleitung benutzen. Das Quintett ist vielmehr durchaus concertirend und eine nicht nur sehr gefällige, sondern auch vom höheren Gesichtspunkte gelungene, selbständige Arbeit. Unter den vier Sätzen machte das Scherzo ganz besonders einen günstigen Eindruck, indem es frisch, energisch und abgerundet ist; doch mögen die Musiker wohl recht haben, welche meinten, das Adagio mit seiner breiten Anlage und sorgfältigen Ausführung verdiene als der gelungenste und bedeutendste Theil bezeichnet zu werden. Wir hoffen, daß die Composition bald im Drucke erscheint; sie wird ohne Zweifel den Spielern erwünscht sein und unser Urtheil rechtfertigen.

Geben wir nun zum Schluß einen Ueberblick aller Leistungen der Orchesterconcerte, so stellt sich folgendes Resultat heraus. Es kamen zur Ausführung 21 Symphonieen oder in dies Gebiet einschlagende Werke, nämlich 4 von Josef Haydn (Es dur (2), B dur und Abschieds-Symphonie), 2 von Mozart (C dur und D dur ohne Menuett), 8 von Beethoven (alle bis auf die erste in C dur), 2 von Schumann (C dur und Ouverture, Scherzo und Finale), je eine von Händel (Oboenconcerte), Spohr (C moll), Gade (B dur), Mendelssohn (A dur) und Reinthaler (D dur). Unter diesen Symphonieen wurden drei wiederholt. Es schlossen sich daran 26 Ouverturen, von denen drei wiederholt wurden: 3 von Mozart (Don Juan, Zauberflöte, Figaro), 6 von Beethoven (Egmont, Fidelio, Leonore, Coriolan, Namensfeier und Festouverture), 4 von Weber (Oberon, Freischütz, Euryanthe, Jubelouverture), 5 von Mendelssohn (Sommernachtstraum, Melusine, Athalia, Ruy Blas, Hebriden), 2 von Cherubini (Abenceragen und Anacreon), je eine von Mehul (Josef), Schumann (Genoveva) und Reinecke (Alladin). An Virtuosen wurden gehört: auf dem Pianoforte Frau Clara Schumann, Frau von Bronsart, Herr Karl Reinecke, auf der Violine die Herren Auer, David, Jacobsohn und Joachim, auf dem Violoncell Herr Davidoff, auf der Harfe Fräulein Eichberg, in Gesangsvorträgen die Damen Antonini, Beste, Enequist-Biondini, Engel, Lessiak, Jenny Meyer, Michal-Michaëli, Reiß, Schreck und Ubrich, die Herren Becker, Behr, Gunz, Kron und Stockhausen. Folgende große Werke für Orchester und Chor kamen zur Aufführung: von Händel das Alexanderfest, von Johann Sebastian Bach die Matthäuspassion, von Haydn die Schöpfung, von Beethoven Christus am Oelberge und die neunte Symphonie, von Mendelssohn der Lobgesang, die Walpurgisnacht und eine Hymne, von Cherubini eine Messe; ferner kleinere Chöre oder Lieder von Eccard, Cherubini, Spontini, Mendelssohn und Reinthaler. Neu waren unter den oben genannten Werken die Symphonie von Reinthaler und die Ouverture zu „Alladin“ von Reinecke. Unter den Leistungen der Oper heben wir hervor Mozarts Figaro, Zauberflöte, die Entführung, Beethovens Fidelio, Webers Freischütz, Oberon und Euryanthe, Mendelssohns Heimkehr aus der Fremde, Herzog Ernsts Santa Chiara.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Moses Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke. Von M. Kayserling. — Spinoza. Eine philosophisch-historische Monographie. Von A. van der Linde. — Lessing und Goeze. Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. Von August Boden. — Friedrich Karl von Savigny. Ein Beitrag zu seiner Würdigung. Von R. Stintzing. — Aus dem katholischen Leben der Gegenwart. Von A. Lewald. — Sumatra, seine Pflanzenwelt und deren Erzeugnisse. Von F. A. W. Miquel. — Rurik. Historisches Schauspiel in 5 Akten. Von A. Dittmann. — Studien und Bilder aus süddeutschem Land und Volk. 2 Bde. Von F. Brinkmann. — Erzählungen und Novellen. Von Adolf Glaser. — Ein moderner Don Juan. Roman in zwei Bänden. Von J. Gundling. — Peter Paul Rubens. Biographischer Roman. Von A. von Sternberg. — Aus dem Mittelalter. Historische Erinnerungen. 2 Bde. Von A. E. Brachvogel.

* Von einer „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit“ von Otto Roquette ist der erste Band ausgegeben. — Zwei Erzählungen von Edmund Hoefer, „die Alten von Ruhneck“ und „Lorelei, eine Schloß- und Waldgeschichte“, sind in besonderem Abdruck erschienen — Ein neues Buch von Karl Biedermann, „Deutschlands trübste Zeit oder der dreißigjährige Krieg in seinen Folgen“ hat die Presse verlassen.

* Drei Novellen von Adelheid von Auer. Hamburg, Boyes & Geisler. 1862. — Die erste dieser Novellen „Brillanten vom reinsten Wasser“ überrascht uns durch eine Fülle treffender Bemerkungen, die von klarer, ruhiger Beobachtung des Lebens zeugen; die scharfe Zeichnung der Charaktere verräth ein besonderes Darstellungstalent. Unleugbar weit bedeutender ist jedoch die zweite Novelle „Studien am Spieltisch.“ Die Anlage ist vortrefflich, die Farben, ohne grell zu werden, schillern lebhaft, die einzelnen Figuren sind frisch und mit köstlicher Consequenz gezeichnet, der Schluß frappirt — kurz, Alles vereinigt sich, um ein wirklich ausgezeichnetes Genrebild zu liefern. Wie verführerisch, mit wie viel übersprudelndem Witz und kecker Laune ist die reizende Abenteurerin, die „Fürstin“ Boratinska, ausgestattet. Und die Gräfin Blandine, welche stets, wenn sie über ihre schlechten Karten raisonirt, dies entschuldigt mit der betonten Ausrede, daß sie zum Besten ihres armen Waisenhauses spiele, und die der reichen Tante Launen mit der Harmlosigkeit der Jugend ertragende Nichte und Gesellschaftsdame Anna, wie schön sind diese Gegensätze geschildert. Dazu das Treiben der mit ihren vornehmen Bekanntschaften großthuenden Residenzlerinnen, Obristin von Fischer und Fräulein Tochter, und die sehr naive, nur geduldete Justizräthin, vor Allen aber Lord Wentworth und seine sentimentalen oder sarcastischen Freunde geben ein so buntes, figurenreiches Bild, daß das Interesse gleich erregt und fortwährend gesteigert wird. Die dritte Novelle „Nie“, deren Beginn am 18. März 1848 in Berlin spielt, machte uns Anfangs stutzig, da als Heldin ein fünfzehnjähriges Mädchen auftritt, das bis zum Fanatismus schwarzweiß gesinnt ist und mit fast unnatürlicher Schroffheit seine politischen Ansichten verficht. Der Charakter ist aber mit Meisterschaft durchgeführt und selbst die Nebenfiguren sind klar gezeichnet und wie aus dem Leben gegriffen, besonders der geckenhafte Assessor Zöllner, der, sich unwiderstehlich wähnend, nach dem Tode der eroberten Tante ebenfalls die Nichte zu gewinnen überzeugt ist. Auch hier wird die Lösung ohne Gewaltsamkeit und Gezwungenheit herbeigeführt, so daß wir offen gestehen durch die Lectüre des sehr schön ausgestatteten Bandes in ungewöhnlicher Weise befriedigt zu sein und eine Gewandtheit der Schilderung gefunden zu haben, der wir mit Vergnügen unsere Anerkennung zollen. **W.**

* Der kürzlich von Professor C. Friederichs in Berlin gehaltene Vortrag über den großen Archäologen Winckelmann ist im Druck erschienen.

* Bekanntlich hat die deutsche Kunstgenossenschaft beschlossen, nach dem Vorgange der Schillerstiftung für das Gebiet der Kunst eine Dürerstiftung in das Leben treten zu lassen, sie soll Jahrgehalte und Unterstützungen für ältere oder bedrängte Künstler, deren Wittwen und Waisen, gewähren. Man hofft damit bei der vierhundertsten Wiederkehr von Dürer's Geburtstag (1871) vor die Nation zu treten und ähnlich wie bei Schiller's Jubelfeier einen bedeutenden Erfolg zu erzielen; einstweilen gedenkt man aber doch schon für die Sache zu wirken. In München, wo bereits ein localer Unterstützungsverein der Künstler besteht, wird jetzt auf die allgemeine Stiftung durch die Ausstellung eines Cyclus von italienischen Landschaften hingewiesen, die Bernhard Fries im Glaspalast veranstaltet. Vierzehn derselben sind vollendet, der Entwurf hat vierzig im Auge. Der Gardasee eröffnet auf würdige Weise von Norden her den

Blick in das sonnige Land des Südens. Unter den bereits fertigen Bildern giebt die kleine Marine von Capri in stürmischer Mondnacht einen überraschenden phantastischen Contrast zu der ruhig strahlenden Hochebene von Sorrent; neben dem reich modellirten Aetna, der sich aus dem dort besonders tiefblauen Meer erhebt, glänzt die Gegend von Palermo in ihrem überwältigenden Farbenzauber. Fries beabsichtigt die bereits fertigen Bilder eine Rundreise durch Deutschland machen zu lassen, wie das jetzt durch die Organisation der Kunstgenossenschaft möglich ist. — In Cleve starb am 5. April im Alter von 58 Jahren der Landschaftsmaler B. Koekkoek.

* Eine neue Oper des Violinvirtuosen und Kapellmeisters J. J. Bott ist auf der königlichen Bühne in Berlin mit großem Pomp in Scene gegangen, hat aber nur mäßigen Erfolg gehabt. Sie heißt „Actäa, das Mädchen von Korinth" und ist von Julius Rodenberg gedichtet. Der Text ist nicht ohne dramatisches Leben, hat raschen Scenenwechsel und erhebt sich hoch über die gewöhnlichen Textbücher, die noch immer von Musikern benutzt werden, ist dagegen zu voll von geleckter Lyrik. Die Musik des Componisten stößt auf harte Urtheile; allerdings hat sie Fluß und Glätte, achtet die Gesetze der musikalischen Logik und Grammatik, meidet alles Rohe und Gewaltsame und befleißigt sich der Popularität. Aber sie ist die Gelegenheitsarbeit einer technisch-gewandten, rasch und mühelos schaffenden Kapellmeister-Routine. Ueberall liegt als Schablone das landläufige deutsche Lied zu Grunde, jene stereotype Gattung, in der man den matten, gebrochenen, süßlich anempfindelnden Nachklang der Spohr'schen und Weber'schen Weise entdeckt. Nirgends erweitert sie sich zu den breiten Umrissen des eigentlich dramatischen Stils. Die charakterisirende Polyphonie des Ensembles ist ihr eben so fremd als der volle Gesangsstrom der Arie und die deklamatorische Beredsamkeit des Recitativs. Auf Reichthum und Mannichfaltigkeit des individuellen Lebens verzichtet sie gänzlich. — Man schreibt aus Wesel: Aus dem Nachlasse des in Rom verstorbenen Musikers Theodor de Witt von hier, welcher sich mit königlicher Unterstützung während einer Reihe von Jahren in Italien aufhielt, ist das Manuscript einer sorgfältig redigirten Sammlung der „Motetten von Palestrina" für den Staat erworben und die Publication derselben durch Abnahme von 50 Exemplaren, welche zur Vertheilung an öffentliche Anstalten bestimmt sind, unterstützt worden. Der erste Band ist vor Kurzem erschienen.

* Ein neues Drama von Adolf Pichler in Innsbruck „Rodrigo" ist daselbst am 4. April zur ersten Aufführung gelangt und hat großen Erfolg gehabt. Der Stoff ist der spanischen Geschichte entnommen: der Untergang des Reiches der Gothen durch die Araber im Jahre 711. Es ist also derselbe Gegenstand, welchen Emanuel Geibel in seiner ersten dramatischen Arbeit „Roderich" behandelt hat.

* Am südlichen Abhange der Akropolis von Athen ist im März dieses Jahres durch die Bemühungen des Baumeisters Strack aus Berlin das alte Theater des Bacchus aufgefunden worden. Man stieß anfangs auf die Stufen einer höchst merkwürdigen Treppe und legte dann in einer Tiefe von siebzehn Fuß den ganzen Raum bloß. Es handelt sich hier um das älteste griechische Theater, das in seinen Resten erhalten ist.

---

* Leopold Robert.

Der Maler Leopold Robert, dessen Lebensgeschichte wohl Wenigen bekannt sein dürfte und dennoch verdient es zu sein, hatte es sich zur Aufgabe gestellt, die vier Jahreszeiten und die eigenthümlichen Neigungen der Italiener bildlich darzustellen, und obgleich er nur seine erste Idee in vier Gemälden völlig zur Ausführung brachte, so haben doch seine Werke einen bedeutenden Ruhm in der Kunstwelt erlangt. Sein früher Tod brach seine Künstlerlaufbahn ab, bevor er alle seine herrlichen Ideen und Skizzen ausführen konnte. Die Ursachen seines schnellen und frühzeitigen Endes lagen theils in einem ihm angeborenen Hang zur Schwermuth und in seiner leidenden Gesundheit, theils überhaupt in dem excentrischen Charakter der Künstler seiner Zeit, der einen eigenthümlichen Gegensatz bildet zu dem gegenwärtigen, in welchem der kalte nüchterne Verstand mitunter vielleicht zu sehr vorherrschend ist.

Im Jahre 1794 in dem Orte la Chaux Fonde im Kanton Neuchatel geboren, war er der Sohn eines arbeitsamen, geachteten Uhrmachers und einer Mutter, welche allgemein für eine feinfühlende, gebildete Frau gehalten wurde; sie erlag im Jahre 1828 einer langwierigen Krankheit. Von Leopolds beiden Brüdern Alfred und Aurel ist der zweite jetzt noch am Leben. Im Alter von sechszehn Jahren wurde Leopold der Schüler des Kupferstechers Girardet, der ihn auf seiner Reise nach Paris mit sich nahm. Der junge Mann that sich bald in der Kunst des Kupferstechens durch Fleiß und Talent hervor und besuchte zugleich David's Malerschule, wodurch er mit den Malern Schnetz und Navez in Verkehr trat, die ihm späterhin während seines Aufenthaltes in Rom mit Rath und That zur Seite standen. Robert bewarb sich um den Preis der Kupferstecherkunst, und sein Werk hätte ihn auch jedenfalls verdient, allein Intriguen und noch mancherlei andre ungünstige Verhältnisse machten es ihm unmöglich, sein Werk zur Ausstellung zu bringen. Seit dieser ihn tief betrübenden Erfahrung widmete er sich ausschließlich der Malerei und arbeitete bis zum Jahre 1816 in Davids Malerschule. Zu Ende dieses Jahres war es, als David aus seinem Vaterlande verwiesen wurde, worauf auch Robert Paris verließ und in seinem Elternhause und dessen herrlichen Umgebungen Stoff zu landschaftlichen Studien fand. Er vollendete dort einige sehr gelungene Gemälde und legte sie zur Begutachtung dem Maler Mezurat vor, welcher ihm den Rath gab, zur Vervollkommnung seines Talentes sich nach Italien zu begeben.

In Rom boten sich ihm viel interessante Bekanntschaften dar; am meisten aber verkehrte er mit einem jungen französischen Emigrirten und dessen Gemahlin, welche einem sehr alten vornehmen Adelsgeschlecht angehörte. Die junge Frau liebte nicht nur die Künste, sondern übte sie selbst aus; zwischen ihr und dem jungen Maler Leopold Robert gab es viel Stoff zu interessantem Ideenaustausch und zu belehrenden Gesprächen über Kunst, wodurch er mehr gefesselt wurde, als er es selbst wußte und dachte. Ein Jahr lang hatte er sich arglos seinem Glück hingegeben, als die junge Frau Wittwe wurde und er nun erst zum klaren Bewußtsein dessen gelangte, was er für sie fühlte; doch in Erwägung des Standesunterschiedes zwischen ihm und ihr wagte er nicht der Hoffnung einer Vereinigung auf Lebenszeit mit ihr Raum zu geben. Seit dieser Zeit war in der Seele des jungen Malers ein beständiger Kampf zwischen seiner Leidenschaft und seinen Grundsätzen, wobei er aber doch nicht Gewalt genug über sich selbst besaß, um zu seiner eigenen Rettung von der Geliebten sich zu trennen und gänzlich loszusagen.

Bis zum Jahre 1830 blieb er noch in Rom, dann entschloß er sich doch zu einer Reise nach Paris, wo sein berühmt gewordenes Gemälde, „die Schnitter", ausgestellt und mit einem Preise gekrönt wurde.

Von da aus machte er wiederum in seiner Heimath einen Besuch und nahm seinen jüngsten Bruder Aurel, welcher ebenfalls Maler war, zu dessen weiterer Ausbildung mit sich nach Venedig, wo er noch bis zum Jahre 1835 die „Fischer am adriatischen Meere" vollendete. Zu Ende dieses Jahres ward die Laufbahn des Künstlers durch einen jähen Tod plötzlich geendet.

Ueber seine letzten Lebenstage in Venedig schreibt sein Bruder Aurel: „Am 8. December erhielt Leopold aus Rom einen Brief von einer Dame, welche ihm Glück wünschte zu dem Erfolg seines letzten Gemäldes und ihn um eine Beschreibung desselben bat. Diesen Brief zugleich mit einigen andern von derselben Hand verbrannte er mit einer Gelassenheit, die einen festen Entschluß andeutete. Obgleich er verschlossen war und sich namentlich in dieser Hinsicht nicht gern über seine Gefühle aussprach, konnte ich doch nicht umhin ihm zu sagen, daß ich den Grund seiner Niedergeschlagenheit wohl ahne. „Du irrst dich", sagte er, „ich bin von meiner Liebe genesen, ich denke nicht mehr daran." — „Nun, lieber Leopold", bemerkte ich, „so laß uns nach Paris reisen, wo sich dir Zerstreuung und Gelegenheit zu einer passenden Heirath bieten wird." — „Nein!" rief er aus, „dazu ist es zu spät. Ach könnte ich doch zehn Jahre meines Lebens zurücknehmen."

Am folgenden Morgen kam Leopold auf mein Zimmer und unterhielt sich mit mir von Reiseplänen und von den damit verbundenen Erwartungen, worauf er mir nach einer Weile sagte, „nun wohlan, wir wollen reisen", und sich dann nach seinem Atelier verfügte. Da wir dort gemeinschaftlich zu arbeiten pflegten, so fiel es mir auf, ihn allein gehen zu sehen, und ich folgte ihm nach einer Weile. Ich fand eine verschlossene Thüre — ich klopfte — rief — keine Antwort — ich erbreche gewaltsam die Thüre — großer Gott! da sehe ich Leopold in seinem Blute schwimmend auf dem Boden liegen und noch das Messer in der Hand haltend, mit dem er sich die Pulsadern durchschnitt. Ich dachte an meinen Bruder Alfred, der ebenfalls eines freiwilligen Todes starb, und hatte alle Mühe, nicht einer vollkommenen Muthlosigkeit und Verzweiflung anheimzufallen."

Leopold Robert wurde beerdigt in einiger Entfernung von Venedig auf der Insel Lido, wo sich der Kirchhof für Protestanten befindet.

M. R.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hulfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

№ 17. Bremen, 27. April. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Die Belagerung von Korinth.

Nach Lord Byron.

Von Otto Gildemeister.

Wie manche Jahr' und Tage sind
Dahin gefahren an Korinth,
Und heißer Kampf und zorn'ger Sturm;
Doch aufrecht steht's, der Freiheit Thurm.
Der Erde Stoß, der Wetter Braus
Hielt sein ergrauter Felsen aus,
Der Schlußstein eines Reichs, das noch
Stolz blickt auf ihn, wenn auch im Joch;
Damm zweier Meere, deren Flut
Purpurn an beiden Seiten ruht,
Als wollten sie sich wild bekriegen,
Doch zahm sich ihm zu Füßen schmiegen.
Könnt' alles Blut das hier einst floß,
Seitdem Timoleon Blut vergoß,
Seitdem geflohen der Perser Troß,
Erstehn wie es die Erde trank,
Der Schlachtenstrom der hier versank;
Der Isthmus würd', umsonst gedämmt,
Von diesem Blutmeer überschwemmt.
Und würde das Gebein von Allen
Neu aufgethürmt, die hier gefallen,
So stieg' ein Pyramidenbau
Vergähnlicher ins lichte Blau
Als wolkenküßend, thurmbezinnt
Auf seinem Fels Akrokorinth.

Vom dämmrigen Cithäron blitzen
Zweimal zehntausend Lanzenspitzen.
Und bis zur Isthmusfläche her,
Von Strand zu Strand, von Meer zu Meer,
Ragt Zelt an Zelt, und schimmernd thront
Die Reihn entlang der halbe Mond.
Vorbei an bärt'gen Paschas zieht
Der braunen Spahis Reih' und Glied;
Soweit das Auge reicht, am Meer
Drängt sich ein turbanbuntes Heer;
Hier kniet des Mohren Dromedar;
Dort schwenkt sein Schlachtroß der Tatar;
Der Turkoman verließ die Weide,
Die Lenden gürtend mit der Schneide,
Und der Geschütze Donner kracht,
Der selbst die Wellen glatter macht.
Von der Kanone Hauch beschwingt,
Die tödtliche Kugel zischt und springt,
Und vor der Wucht des ehernen Balls
Wirbelt und stiebt der Schutt des Walls.
Jedoch der Wall antwortet auch
Durch Staub der Flur und Himmels Rauch
Mit heißem Feur, das rasch und gut
Bescheid dem Hohn der Heiden thut.

Zunächst der Stadt von allen denen
Die sich nach ihrem Falle sehnen,
Weit kund'ger in der Kunst des Blutes
Als Osmans Volk, so stolzen Mutes
Wie je ein sieggekrönter Held
Stand auf dem mordgedüngten Feld,
Von Kampf zu Kampf, von Troß zu Troß
Anspornend schnell sein dampfend Roß,
Dorthin, wo vor dem Sturm der Franken
Im Schanzenwerk die Türken wanken,
Wo Batterien, zu stark besetzt,
Unnehmbar sich gezeigt bis jetzt,
Absitzend, scherzend, um den Schwachen,
Vom Kampf Erschöpften Mut zu machen,
Der Erste, Frischeste von Allen,
Die Stambuls Sultan nennt Vasallen,
Die Truppen ins Gefecht zu bringen,
Das Rohr zu richten, den Speer zu schwingen,
Ein Fechter wie ihr keinen saht,
War Alp, Venedigs Renegat.

Er war Venedigs Sohn; es galt
Sein edles Haus für rein und alt;
Doch nun verbannt und flüchtig, kehrte
Das Schwert das sie ihn führen lehrte,
Er wider sie; das Türkenband
Um die geschorne Stirn sich wand.
Nach manchem Wandel fiel am Ende
Ganz Hellas in Venedigs Hände,
Und nun, am Fuß Korinths, vereint
Mit Hellas und Venedigs Feind,
Stand er, von aller Glut des jungen
Bekehrten Eifrers frisch durchdrungen,
In dessen heißer Brust der Groll
Um tausendfache Kränkung schwoll.
Venedigs alter Ruhm, „die Freie",
Verlor für ihn die heil'ge Weihe,
Und in Sanct Marcus Schlosse hatten
Ankläger, ungenannt, im Schatten
Mittelst der „Löwenrachen" ihn
Untilgbar schwerer Schuld geziehn.
Er floh und rettete sein Leben,
Um es an Kämpfe hinzugeben,
Daraus die Stadt erkennen lernte
Was sie verlor, die ihn entfernte,
Als übers Kreuz durch seinen Sieg
Der Halbmond triumphirend stieg.

Kumurgi, — dessen Abendröte
Den Siegesruhm Eugens erhöhte,
Als auf Karlowitzs blut'gem Feld,
Der letzte Todt' und erste Held,
Er fiel und nicht zu leben suchte,
Doch dem Triumph der Christen fluchte, —
Kumurgi, — nie erlischt dein Glanz,
Letzter Erobrer Griechenlands!
Bis einst ersteht aus Hellas Grab
Die Freiheit die Venedig gab.
An hundert Jahre sind es heute,
Seit er der Türken Macht erneute.
Jetzt führt' er die Osmanen an
Und gab den ersten Heeresbann
An Alp, der sein Vertrauen bald
Durch manch verheerte Stadt vergalt,
Durch manche Todesthat erprobte,
Wie treu der Schwur den er gelobte.

Die Wälle bröckeln, ans Gemäuer
Kracht schnell und heiß endloses Feuer;
Mit nimmer ruh'ndem Grimme spein
Die Batterien auf die Bastein,
Und donnergleich steigt rings empor
Der dumpfe Knall aus heißem Rohr;
Und knatternd stürzt manch hoher First,
Wo die Granate zündend birst,
Und wo die Bomb' in ihrem Flug
Schmetternd das Dach zusammenschlug,
Da unter Trümmerkrachen loht
Die Flammensäule kraus und rot,
Oder in tausend Funkensternen
Zerstiebt sie zu den Wolkenfernen,
Durch deren doppelt schwarze Nacht
Kein Strahl der Sonne heute lacht;
Denn aus dem Qualm wölbt sich gemach
Ein weit und schweflig Himmelsdach.

Doch war's nicht Rache bloß, weshalb
Mit finstrem Ernst der Flüchtling Alp
Die Türken lehrte wie die Gasse
Sich in die Mauer schießen lasse.
In jener Burg ein Mädchen saß,
Die sich zur Braut sein Herz erlas,
Ohn' ihres strengen Vaters Stimme,
Der ihn verstieß in seinem Grimme,
Als Alp, eh' er der Tauf' entsagte,
Um ihre Hand zu freien wagte.
In frohrem Sinn', in frührer Zeit,
Von Treubruchs Makel unentweiht,
Strahlt' er in Gondeln und Palästen
Der glänzendste auf Faschingsfesten,
Und sang die weichste Serenade
Die je an Adria's Gestade
Zu einem welschen Mädchenohr
Nachts von den Wassern klang empor.

Und Mancher wähnt ihr Herz bezwungen;
Denn vielgesucht, doch nie errungen,
Blieb noch Francesca's junge Hand
Frei von der Kirche heil'gem Band,
Und seit auf Adria's Gewog
Ins Türkenland Lanciotto zog,
Sah man ihr Lächeln von ihr weichen,
Sah man sie trauern und erbleichen,
Im Beichtstuhl mehr als früher knien
Und Maskenscherz und Tänze fliehn;
Und wenn sie doch beim Fest erschien,
So kam sie, scheu die Augen senkend,
Siegreich, doch nicht des Siegs gedenkend,
Gleichgült'gen Blicks die Welt betrachtend,
Der eignen Schönheit Zier verachtend;
Ihr Ton beim Singen minder hell,
Ihr Schritt, zwar leicht, doch minder schnell
Im Kreis der Paare, die der Glanz
Des Morgens frisch noch trifft beim Tanz.

Vom Staat geschickt das Land zu wahren,
Das einst den Händen der Barbaren
Entriß Venedigs siegend Heer
Von Patra bis Euböa's Meer,
(Während in Buda's Donaufeld
Ihr Stolz an Polens Schwert zerschellt,)
Hielt in Korinth Minotti Wacht,
Statthalter für des Dogen Macht.
Als lächelnd noch des Friedens Milde
Die langvergessenen Gefilde
Von Hellas labt' und vor dem Tag
Wo der treulose Friede brach,
Der die Befreiung ihr versprach,
War auch Minotti's Tochter da,
Und nie, seit Sparta's Helena
Ihr Land und ihren Herrn verließ
Und sünd'ger Lieb' Unheil bewies,
Erschien ein Liebreiz diesen Reichen
Gleich ihr, der Fremden ohne Gleichen.

Die Mauer birst, in Schutt die Wälle,
Und morgen mit der ersten Helle
Bahnt über die zerschossne Masse
Die Sturmcolonne sich die Gasse.
Die Reihen sind geformt, — voran
Tatarenvolk und Muselmann,
„Verlorne Hoffnung“ falschbenamt,
Sie deren Hoffnung nie erlahmt,
Sie die den ersten Angriff machen
Und über Todesschrecken lachen,
Und ihren Weg mit Säbeln stürmen,
Mit Leichen ihre Treppe thürmen, —
Die Nachhut folgt, — und jeder Streiter
Der fällt, — ein Tritt in ihrer Leiter.

Nacht ist es, — überm Berge thront
Hoch, kalt und hell der runde Mond.
Blau rollt die See, blau drüber her
Der Himmel, wie ein zweites Meer,
Voll lichter Inseln, die im Dunkeln
So geisterhaft und seltsam funkeln.
Wer blickte je von ihrem Licht
Zurück zur Erd' und seufzte nicht,
Daß er nicht Flügel hab' und ganz
Aufgeh' in ihrem ew'gen Glanz?
Die Welle lag im Mondesduft,
Klar, still, azuren wie die Luft;
Ihr Schaum bewegte kaum die Kiesel
Und rauschte sanft wie Quellgeriesel.
Die Winde schliefen auf den Fluten;
Die Fahnen schlaff am Stocke ruhten,
Und wo sie hingen, über ihnen
Die trotz'gen halben Monde schienen.
Und überall war Schweigen tief,
Nur wenn die Wach' ihr Werda rief,
Nur wenn ein Pferd aufschauernd schnob,
Und Echo sich am Berg erhob,
Und wenn Gesumm durchs weite Heer
Rauschte wie Wald von Meer zu Meer,
Sobald zum nächtlichen Gebete
Der Muezzins Ruf die Luft durchwehte
Und übers Feld so traurig klang
Wie eines Geistes Klagesang,
Schwermütig, lieblich, wie das Gleiten
Des Windes über Harfensaiten,
Ein Ton der lang ausatmend bebt,
Den Menschenkunst umsonst erstrebt.
Den Leuten innerhalb des Walls
Klang's wie Weissagung ihres Falls,
Und selbst dem Ohr der Türken scholl
Der Ton so trüb' und ahnungsvoll,
Ein Grausen wandelt' Alles an,
Die Herzen standen still, und dann,
Beschämt ob solcher Phantasie,
Mit schnellern Pulsen schlugen sie.
Es war ein Schauder wie er wohl
Das Herz beschleicht, wenn plötzlich hohl
Grabglocken schallen durch die Luft,
Sei's auch für eines Fremden Gruft.

Das Kriegszelt Alp's war auf dem Strand,
Das Murmeln der Gebete schwand.
Besorgt ist Rund' und Lagerwacht
Und jeglicher Befehl vollbracht.
Noch eine bange Nacht der Sorgen!
Vielleicht wird schon der nächste Morgen
Den vollen Lohn für alle Qualen
Der Rachsucht und der Liebe zahlen.
Die Zeit verrinnt, und Schlaf thut Not,
Wenn blut'ger Kampf am Morgen droht,
In seiner Seele aber schwanken
Wie wilde Wasser die Gedanken.
Er stand in diesem Heer allein!
Nicht war die Wut des Schwärmers sein,
Den Halbmond übers Kreuz zu heben,
Sorglos zu spielen mit dem Leben,
Weil Huris ihn in Edens Garten
Zu ew'ger Liebeswonn' erwarten;
Nicht sein des Patrioten Glut,
Der stolze, ernstgehobne Mut,
Den Tod nicht schreckt, noch Mühsal bricht,
Wenn er auf heim'scher Erde ficht.
Er stand allein, ein Renegat,
Verräther an dem eignen Staat;
Er stand allein, und zu ihm stand
Nicht treues Herz noch treue Hand.
Sie folgten ihm, denn er war brav,
Und beutereich sein letzter Sklav;
Sie krochen vor ihm, denn er kannte
Die Kunst die ihren Willen bannte,
Und doch, von Christenblut entflammt,
Ward er als Frevler fast verdammt.
Sie sahen scheel zum Ruhmeserbe
Das sich sein Moslem-Nam' erwerbe,
Er, jetzt ihr Held, der manches Jahr
Ein bittrer Nazarener war!
Sie wußten nicht wie Stolz sich bückt,
Dem all sein Hoffen ward zerpflückt;
Sie wußten nicht wie Haß verzehrt,
Wenn Sanftmut sich in Grimm verkehrt,
Nicht wie ein Apostat aus Rache
Den schlimmsten, grimmsten Eifrer mache.
Sein war die Macht, — Macht ist für den
Der immer wagt voranzustehn
Schakalle sind des Löwen Meute,
Für sie die Jagd, für ihn die Beute. —
Laut kläffend drängt der Schwarm zuhauf
Und frißt des Siegers Abhub auf

Die Schläfen fiebern, wildbewegt
Sein Puls in raschen Takten schlägt.
Vergebens wälzt er seine Glieder,
Um Schlummer buhlend, hin und wider,
Und ist er einmal eingenickt,
Bald fährt er auf, sein Herz erschrickt.
Heiß drückt die Stirn des Turbans Schal,
Bleischwer die Brust des Panzers Stahl,
Und oft doch hielt trotz solcher Last
Der Schlaf auf seinen Wimpern Rast,
Wo ihm als Lager dient' und Zelt
Ein rauhrer Himmel, wildres Feld
Als hier ein kriegrisch Bett gewährt,
Als hier sich in den Höhn verklärt.
Er kann nicht ruhn, kann nicht dem Grauen
Des Tags im Zelt entgegenschauen;
Er geht hinaus, entlang den Sand,
Wo tausend Schläfer birgt der Strand.
Was wiegt sie ein? — der letzte Sklav,
Weshalb genießt er tiefren Schlaf?
Weil er nach schlimmrem, heißrem Tag
Furchtlos von Beute träumen mag;
Indeß — wo Tausend ihre Nacht,
Vielleicht die letzt', in Schlaf verbracht, —
Er einsam irrt und wachend leidet
Und Alle die er sieht beneidet.

Doch leichter sich die Seele fühlt,
Als ihn die frische Nachtluft kühlt.
Kühl ist des Himmels ruhig Blau
Und netzt die Stirn mit duft'gem Thau.
Das Lager hinten, — vor ihm liegt,
In Bucht und Krümmung hingeschmiegt,
Lepanto's Golf und hell wie je
Auf Delphi's Höh regloser Schnee,
Ewig und hoch, — dasselbe Glänzen
Das schon geleuchtet tausend Lenzen,
Weit über Golf und Berg und Land
Und nie, wie Menschenwerk, verschwand.
Tyrann und Sklave sind zerstoben,
Aus härtrem Stoff als Schnee gewoben;
Der weiße Flor, so dünn, so zart,
Den ihr auf hohem Berg gewahrt,
Weil Burg und Baum zerbricht und birst,
Strahlt noch auf seinem Felsenfirst,
Hoch wie ein Firn, wie Wolken weit,
Weiß wie ein wallend Leichenkleid,
Das dort die Freiheit wehen ließ,
Fliehend aus ihrem Paradies,
Und hier noch zaudernd, wo so lang
Ihr Sehergeist im Lied erklang.
O, manchmal wankt sie gramentstellt
Durch Tempelschutt und ödes Feld,
Ob nicht die Spur vergangner Pracht
Zu neuer Glut ihr Volk entfacht?
Sie ruft umsonst, — bis einst ein Tag
Die Ruhmessonn' erneuern mag,
Die einst den Perser sah verderben
Und den Spartaner lächelnd sterben.

Nicht fühllos für so hehre Zeit
War Alp, trotz Schuld und Bitterkeit,
Und wie er so am Meere wachte
Und an das Jetzt und Ehmals dachte,
An all den Ruhm den sie erwarben,
Die hier in heil'gem Kampfe starben,
Fühlt' er wie fahl und trübe sei
Der Ruhm der einst für ihn gedeih',
Ihn, der den Säbel schwang zum Morde,
Meineidig in der Türkenhorde,
Der sie zum Kampf und Sturme trieb,
Wo selbst der Sieg Befleckung blieb!
Nicht so die Helden die er da
In ihren Gräbern schlafen sah,
Als ihre Phalanx erzumstarrt
Zum Bollwerk dieser Fluren ward.
Sie fielen — und sie leben doch:
Der Wind seufzt ihre Namen noch;
Die Wasser rauschen ihr Vermächtniß;
Im Waldeswehn lebt ihr Gedächtniß;
Der stumme graue Säulenstein
Schirmt stolz ihr heiliges Gebein;
Ihr Geist umwölkt der Berge Blau;
Ihr Leben sprüht im Quellenthau;
Der mächt'ge Strom, der kleinste Bach
Hallt ihren Ruhm auf ewig nach;
Dies Land, obwohl erdrückt vom Joch,
Gehört der Ehr' und ihnen noch!
Noch ists ein Feldruf für die Welt,
Und wer zu edlem Kampf sich stellt,
Der weist auf Hellas, eh' sein Schritt
Auf des Tyrannen Stirne tritt;
Er blickt auf Hellas hin und fliegt
Zu sterben wo die Freiheit siegt.

Vom Hauch der Nacht gefesselt stand
Alp grübelnd an des Meeres Strand,
Das Flut und Ebbe niemals tauscht,
Das ewig ohne Wandel rauscht;
Deß Brandung, wenn auch sturmgehetzt,
Kaum rutenweit die Landmark netzt:
Und machtlos blickt der Mond darauf,
Nicht folgt die Welle seinem Lauf;

In Sturm und Ruh', in See und Bucht
Hält er sie nicht in Zaum und Zucht.
Nackt steht des Riffs unverwitterter Saum;
Es blickt auf die Brandung, doch fühlt nicht den Schaum,
Und du siehst noch die Grenze des Gischtes im Kies
In der Spur die er dort vor Jahrtausenden ließ,
Den glatten Streif von gelbem Sand
Zwischen der See und dem grüneren Land.

So schritt er an des Meeres Seite
Auf Karabinerschusses Weite
Vom Wall der Stadt, doch ungesehn, —
Wie konnt' er sonst dem Blei entgehn?
Sind auch Verräther in Korinth?
Ist steif ihr Arm, ihr Auge blind?
Ich weiß nicht, — aber vom Gemäuer
Zischt keine Kugel, blitzt kein Feuer,
Obwohl er sich dicht an die Brustwehr wagt,
Die seewärts neben dem Stadtthor ragt;
Obwohl er die Stimmen der Posten erkannt
Und fast ihr schläfriges Plaudern verstand,
Als auf und ab den Wall entlang
In gemessenem Takt sein Fußtritt klang.
Und er sah an dem Fuße des Festungsbaus
Die mageren Hunde beim Leichenschmaus,
Um Knochen und Aas, mit Knirschen und Murren, —
Sie waren zu eifrig, ihn anzuknurren.
Sie streiften das Fleisch von dem Schädel so leicht,
Wie die Feige man schält, eh der Saft ihr entweicht.
Weiß glänzet der Schädel, doch weißer noch fletscht
Ihr knackender Zahn der die Knochen zerquetscht,
Bis träg sie zernagt und zerbröckelt den Rest
Und kaum mehr aufstehn konnten vom Fest;
So reich war das Mahl das nach Hunger und Not
Heut Nacht die Schar der Gefallenen bot.
Alp sah an den Turbanen rings auf dem Sande,
Vorn lagen die Besten der eigenen Bande;
Scharlach und grün war der Schal um den Kopf,
In der Mitte des Scheitels ein einziger Zopf,
Sonst ringsum glatt und geschoren der Schopf,
Im Maul der Hund' ihr Schädel war,
Wirr um die Kiefern hing ihr Haar.
Dicht aber am Strand saß neben dem Golf
Ein Geier und schlug mit den Flügeln den Wolf;
Der vom Hochland kam und, verscheucht von der Meute,
Bei Seite sich hielt von der menschlichen Beute,
Doch hatt' er sein Theil von dem Pferde gepackt,
Das im Meersand lag, von den Vögeln zerhackt.

Alp wandte sich ab von dem widrigen Graus;
Nie bebte sein Herz in des Kampfes Gebraus,
Doch leichter die Sterbenden mocht' er betrachten,
Tief liegend im dampfenden Blute der Schlachten,
Wenn sie brennen vor Durst und vergebens sich winden,
Als die modernden Todten, die nichts mehr empfinden.
Es durchzuckt uns wie Stolz, wenn Gefahr uns umdroht,
In welcher Gestalt auch laure der Tod;
Da erzählet der Ruhm wer geblutet hat,
Da blicket die Ehr' auf die tapfere That!
Doch wenn alles vorbei ist, betritt man beklemmt
Das Gefilde der Todten, von Blute verschwemmt,
Wenn die Würmer der Erd' und des Waldes Gethier
Und die Vögel der Luft sich versammeln voll Gier;
Der Mensch ist Beute für sie alle,
Sie jauchzen all' ob seinem Falle.

Es steht ein verfallener Tempel im Land,
Geformt von längst vergessner Hand,
Noch zwei, drei Säulen, von Quadern umringt,
Granit und Marmor, die Epheu umschlingt.
Pfui Zeit! Sie stürzt unwandelbar
Alles was ist und Alles was war!
Pfui Zeit! Vom Vergangnen verschont sie genug,
Daß die Zukunft trauern möge mit Fug
Ueber Vergang und über Entstehn.
Wie der Vater es sah, wird der Sohn es sehn,
Trümmer, vom Strome der Zeiten ersäuft,
Schutt, von verwesten Geschöpfen gehäuft.

Er setzt sich auf des Pfeilers Rand,
Und übers Antlitz fährt die Hand;
Gleich wie ein Mann der sinnend trauert,
So saß er da, in sich gekauert.
Sein Haupt lag fiebernd, schmerzbedrückt
Tief auf seine Brust gebückt,
Und an der Stirn, die niederhing,
Der Finger Takt vorüberging,
Hastig, wie wohl oft der deine
Gleitet auf dem Elfenbeine,
Eh die Saiten laut und voll
Tönen, die er wecken soll.
Also saß er dumpf und lauschte,
Wie der Nachtwind seufzend rauschte.
Kam es vom Wind in dem hohlen Gestein,
Dies zärtliche Wimmern, melodisch und fein?
Er hob die Stirn, und er blickt' auf das Meer, —
Glatt wie ein Spiegel lag es daher.
Er schaut' in das Gras, — kein Halm sich bewegt?
Wer hat den süßen Schall erregt?
Er sah nach den Bannern, — still jedes Panier,
Wie das Laub in Cithärons wald'gem Revier;
Und er fühlt kein Lüftchen an seinen Wangen. —
Was wollen die Töne die plötzlich erklangen?
Er wandte sich links, — und, — träumt' er nicht?
Da saß ein Mädchen, strahlend und licht!

Er schrak empor, furchtsamer schier,
Als wär' ein Feind genaht mit ihr:
„Gott meiner Väter! was ist hier?
Wer bist du? warum bist du da?
Feindsel'gem Kriegeswerk so nah?"
Die Hände zittern und versagen
Das Kreuz, das er verschwor, zu schlagen;
Er schlüg' es gern, doch sein Gewissen
Hatt' ihm die Trosteskraft entrissen.
Er stiert — er schaut — er kennt bereits
Der Züge Huld, der Formen Reiz:
Francesca war's, an seiner Seite,
Sie selbst um die er fruchtlos freite.

Noch blüht die Ros' auf ihrer Wange,
Doch ist's, als ob sie sanfter prange.
Wo war der Lippen spielende Röte,
Das Lächeln das ihren Zauber erhöhte?
Des Oceans tiefe Bläue war
Fahl neben ihrem Augenpaar,
Doch wie die Flut die drüben wallt,
War still ihr Blick und klar und kalt.
Ein dünn Gewand die Glieder deckte,
Nichts des Busens Glanz versteckte;
Durch das Haar das lang und los
Niederfloß auf ihren Schooß,
Schien der Arm schneeweiß und bloß.
Und eh' sie noch ein Wort verlor,
Hob einmal sie die Hand empor,
Die war so dünn, durchsichtig fein,
Man sah hindurch den Mondenschein.

„Zu ihm den ich liebe, trieb's mich zu fliehn,
Zum Troste für mich und zum Segen für ihn.
Ich schritt durch Wachen und Thor' und Bastein,
Trotz Feinden und Allen, um dich zu befrein.
Man sagt daß der Leu entflieht und verzagt
Vor dem Jungfraunstolze der reinen Magd;
Und die allerbarmende himmlische Macht
Die ein Kind vor dem König der Wälder bewacht,
Sie hat auch meine verwegene Fahrt
Vor der Faust der belagernden Heiden bewahrt
Ich komm', und kam ich vergebens hieher,
Sehn wir uns nimmer, nimmermehr.
Fürchterlich war deine That,
An der Väter Gott Verrat!
Doch wirf den Turban ins Gestein,
Und schlag das Kreuz und du bist mein!
Das schwarze Gift preß' aus der Brust,
So eint uns der Morgen zu ewiger Lust!"

„Und das bräutliche Lager, wo würd' es geboten?
In der Mitte der Sterbenden und der Todten?
Denn morgen werden von Feuer und Schwert
Die Söhn' und die Tempel der Christen verzehrt,
Und Niemand — ich schwor es den Meinigen zu —
Bleibt leben als einzig die Deinen und du.
Dich aber entführ' ich zum holden Versteck,
Wo die Lieb' uns vereint und sich tröstet der Schreck;
Dort sollst du mein Weib sein, wenn nochmals besiegt
Der Stolz Venedigs vor mir liegt,
Wenn ihr verhaßtes Geschlecht erkannt,
Wie die Geißel in dieser verachteten Hand
Mit Skorpionen die Feinde zerfleischt,
Die aus Laster und Neid mein Leben geheischt.“

Sie legte ihre Hand auf seine,
Ihm zuckte der Druck durch das Mark der Gebeine,
Und über sein Herz ein Grausen kam,
Das den Gliedern die Kraft sich zu regen benahm.
Schwach war die tödtlich kalte Hand,
Doch fühlt' er hülflos sich umspannt,
Und unter solchem theurem Zwang
Schlug niemals noch ein Puls so bang,
Wie unter dieser Finger Bann,
Der langen, weißen, sein Blut gerann.
Von der Stirn wich des Fiebers röthlicher Schein,
Und sein Herz war starr, als wär' es von Stein,
Wie er den Blick auf das bekannte,
Das so verwandelte Antlitz wandte,
Hold, aber matt, ohn' einen Strahl
Des Geistes, von welchem dazumal
All ihre Züge gesprüht und gelacht,
Wie funkelnde Wellen in sonniger Pracht;
Die Lippen reglos, ohne Seele;
Die Wort', als ob der Atem fehle;
Auf ihrem Busen kein schwellend Gewog;
In ihren Adern kein Puls der flog.
Zwar glänzt' ihr Auge, doch reglos war
Die Wimper, und wild und unwandelbar;
Der Blick den es gab, wie die Blicke der Kranken,
Die rastlos im Traume die Kammer durchwanken,
Wie ein starres Gesicht in Tapeten gewebt,
Wenn's unter dem Hauche der Herbstluft bebt
Bei der sterbenden Lamp' aufflackerndem Licht,
So ähnlich dem Leben und lebt doch nicht;
In der Dämmerung scheint es als ob es die blasse
Dunkelnde Wand, wo es dräute, verlasse,
Unheimlich hin und her geweht,
Wie der Wind in dem Teppich kommt und geht.

„Wenn nicht um meinen Wunsch zu stillen,
O dann um deiner Seele willen,
Noch einmal hör's! — den Turban reiß
Vom sünd'gen Haupte und verheiß
Die Kinder deines Volks zu schonen, —
Oder Verderben wird dir lohnen!
Verloren wäre dann für dich
(Nicht Erdenglück, das Glück entwich,)
Nein, auch die Ewigkeit und ich!
Wenn du gehorchst, — ob auch die Rache
Der Heiden wider dich erwache, —
Dein Dulden tilgt die halbe Schuld
Und öffnet dir das Thor der Huld.
Doch zauderst du, dann wird dich fassen
Die Rache Deß den du verlassen;
Dann schau gen Himmel, daß du siehst
Wie Gnad' ihr Thor für dich verschließt!
Den Mond umgiebt ein Wölkchen hell,
Es zieht vorbei und segelt schnell;
Sobald sein Schleier, dunstgewebt,
Dem schatt'gen Ball vorbeigeschwebt,
Dann, wenn dein Trotz noch nicht gebrochen,
Sind Gott und Menschen an dir gerochen,
Schwarz dann dein Loos, — doch schwärzer weit
Die schreckliche Unsterblichkeit!“

Alp sah gen Himmel und erkannte
Am Mond das Zeichen das sie nannte;
Doch sein Herz war hart, und nicht zerschmolz
Sein tiefer, schrankenloser Stolz.
Stolz war der eine falsche Hang,
Der Alles wie ein Strom verschlang.
Er Gnade flehen! — Er verzagt
Vor Drohung einer schwachen Magd!
Er, von Venedig tief verletzt,
Soll ihre Söhn' erretten jetzt?
Nein, — mag die Wolke von Donnern strotzen,
Um ihn zu zermalmen, — er wird ihr trotzen!

(Schluß folgt.)

---

* Die Anfänge der modernen Musik.

Von K. Meinardus.

II.

Der Reformation war es vorbehalten, die Herrschaft des neuen Geistes zu begründen. Die Reformation zerbrach die Schranken, welche die Kirche zwischen dem Menschen und seinem Gott errichtet hatte; an die Stelle des Priesterstandes setzte sie das ursprüngliche allgemeine Priesterthum; sie gab dem Christen das Recht zurück, ohne menschliche Vermittlung selbst sich zu Gott zu erheben; kein dritter brauchte fortan für ihn zu forschen, zu beten, zu opfern. Es brauchte auch Niemand mehr für ihn zu singen. Seine Versöhnung mit Gott wurde Jedermanns innerste, eigenste Herzensangelegenheit. Daher durchdrang, erhob, begeisterte sie mächtiger und tiefer, als je, sein ganzes Wesen und zwang ihn unwiderstehlich, in Jubel und Gesang auszubrechen. „Die Religion der Christen, „sagt Luther“, ist eine fröhliche Religion: denn Gott hat unser Herz fröhlich gemacht durch seinen Sohn. Der Solches mit Ernst glaubt, der kann's nicht lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, daß es Andere auch hören und herzukommen.“ Somit war es nichts Gemachtes, künstlich Ersonnenes, daß überall, wo die Reformation Eingang fand, die Gemeinde, ja daß jeder einzelne Gemeindegenosse seinem Gott Lieder sang. Vielmehr ist der Gemeindegesang ein wesentliches, nothwendiges Erzeugniß des protestantisch-evangelischen Geistes. Natürlich ließ man jetzt das Lob Gottes, weil aus eigenem Herzen, so auch in der eigenen, der Muttersprache ertönen. Und als es sich fragte, was soll die Gemeinde singen? da konnte es kaum zweifelhaft sein, und Luther mit seinem genialen Takte griff darin keinen Augenblick fehl, daß das Volk seine eigenen Lieder singen müsse. „Es muß beides“, so schreibt Luther an Spalatin, „Text und Noten, Accent, Weise und Geberde aus rechter Muttersprache und Stimme kommen; sonst ist Alles ein Nachahmen, wie die Affen thun.“ — So nahm man denn die beliebtesten und verbreitetsten Volkslieder, natürlich mit veränderten Texten, in die Kirche auf: das Volkslied wurde zum Choral; — und die demnächst unmittelbar als Choräle erfundenen Kirchengesänge wurden im Geiste der ersten, aus Volksliedern entstandenen hinzugedichtet.

Es liegt auf der Hand, mit wie viel tieferer Berechtigung die Reformation den Volksgesang in die Kirche zog, als es schon vorher, wie wir sahen, der Katholicismus gethan hatte, und wie viel größer die Wirkung davon sein mußte. In der katholischen Kirche trieb nur äußeres, in der protestantischen das innerste Bedürfniß zu diesem Schritt; — dort wurde das Volkslied für den Cultus umgestaltet, in fremdartige Formen gezwängt, verunstaltet, dem Volke entfremdet; hier wurde der Cultus durch das Volkslied umgestaltet, dasselbe behielt seine gewohnten Klänge und Rhythmen, seine ganze einfache Form, und das Volk fand in der Kirche,

wenn auch in etwas feierlicherem Zeitmaß sich bewegend, doch sonst völlig unverändert seine lieben, bekannten Melodien wieder. In der alten Kirche hatte die Herübernahme des Volksliedes daher durchaus keine wesentlichen Folgen: der Kirchengesang blieb fremd und unverstanden, wie zuvor, und gewann der Kirche keinen Fuß breit Boden in den Herzen des Volks; der protestantische Choral dagegen gehörte zu den Hauptmitteln der Förderung und Ausbreitung des Protestantismus — „das Volk, heißt es in einer Schrift aus jener Zeit, sang sich in Luthers Lehre hinein." Und ein Jesuit schreibt: „Die Hymnen Luthers haben mehr Seelen getödtet, als alle seine andern Schriften."

Einen recht befremdlichen Eindruck erregt es bei dem allen doch, wenn man als Quellen vieler uns heilig gewordenen Choralmelodien nicht selten entschieden unheilige Volkslieder angegeben findet. Da stößt man auf Zusammenstellungen, wie folgende: „Vom Himmel hoch da komm' ich her." — „Aus fremden Landen komm' ich her;" — „O Jesu Christ, du höchstes Gut." — „Ich weiß ein Blümlein hübsch und fein;" — „O Welt, ich muß dich lassen", — „Inspruck, ich muß dich lassen;" — „Von Gott will ich nicht lassen." — „Ich ging einmal spazieren;" — „Ach Gott, thu dich erbarmen." — „Frisch auf, ihr Landsknecht' alle;" — „Herr Christ, der ein'ge Gott's Sohn;" — Ich hört' ein Fräulein klagen;" — „Wie schön leuchtet der Morgenstern." — „Wie schön leuchten die Aeugelein;" — „Ach mein Gott, sprich mir freundlich zu." — „Ein Mägdlein sprach mir freundlich zu;" — „Auf meinen lieben Gott bau' ich in Angst und Noth." — „Venus, du und dein Kind sind alle beide blind;" — u. s. w.

Unser Befremden wird sich jedoch mindern, wenn wir erwägen, daß in der wunderbaren Reformationszeit eine ungleich größere Naivetät herrschte, und eben deßhalb sowie auch in Folge der durch die Reformation begründeten neuen Lebensanschauung die Kluft zwischen dem Heiligen und Unheiligen viel weniger schroff war, als jetzt; — daß die damaligen Volkslieder, wie sie aus der Kirche hervorgewachsen waren, so auch in Ton und Weise vom kirchlichen Charakter längst nicht in dem Maße entfernt waren, wie die heutigen; — daß endlich und ganz besonders bei weitem nicht alle Choräle aus solchen weltlichen Liedern, wie sie hier nur als die auffallendsten angeführt wurden, entstanden sind, eine große Zahl vielmehr, wenn nicht die meisten, aus geistlichen Volksliedern der vorreformatorischen Zeit stammen, einige auch aus den katholischen Kirchengesängen, wenngleich unter zeitgemäßer Umbildung, herübergenommen sind.

Völlig beseitigt aber wird jener befremdliche Eindruck durch folgende Betrachtung, welche dem über die Fortschritte der Musik im Reformationszeitalter Beigebrachten erst seinen Abschluß giebt.

Hätte die Reformation nichts gethan, als die Volkslieder in die Kirche aufgenommen, nur etwa mit einigen äußerlichen Veränderungen oder mit rein formellen Verbrämungen nach der Weise der Contrapunktisten der alten Kirche, so hätte sie eben so wenig als diese einen neuen Kirchengesang geschaffen und eine neue Epoche in der Geschichte der Musik begründet, was ihr doch allgemein zugeschrieben wird. Dazu bedurfte es einer schöpferischen That. Eine solche hat die Reformation wirklich ausgerichtet. Denn außer dem, daß sie grundsätzlich die Melodie frei gemacht, hat sie die harmonische Kunst der alten Kirche in die neue herübergenommen, diese aber auf ganz neue Weise mit der Melodie in ein innerliches, wesentliches Verhältniß gesetzt, so daß erst damit die Musik in vollem Sinne zur Kunst geworden, alle bisherigen musikalischen Bildungen zu bloßen Vorstufen herabgesetzt sind.

Näher kann doch von wahrer Kunst überall nur da die Rede sein, wo Form und Inhalt sich dermaßen decken, daß weder das eine noch das andere einseitig ausgebildet, eine Seite nicht auf Kosten der andern vernachlässigt ist. Die Zurücksetzung des Inhalts gegen die Form führt zum trocknen Formalismus, das Umgekehrte zum unkünstlerischen Naturalismus. Die Geschichte der Musik wurde bis zur Reformation von beiden Einseitigkeiten beherrscht.

In der alten Kirche war die Form zur Meisterschaft gebracht, da aber der Inhalt fest stand, so mußte man bei der einseitigen Ausbildung der Form stehen bleiben, und es entwickelte sich jener dürre Formalismus, der aus kaltem Herzen stammend kein Herz zu erwärmen vermochte. Auch als man die künstlichen Formen auf frei gewählte Stoffe anwandte, wurden sie nicht dem Wesen dieser Stoffe angepaßt oder aus diesem Wesen heraus entwickelt, sondern bildeten nach wie vor so ausschließlich den Mittelpunkt der künstlerischen Thätigkeit, daß man auch die freien Stoffe in das Prokrustesbett des Formalismus spannte und ihre natürliche Gestalt dadurch bis zur Unkenntlichkeit entstellte.

Im natürlichen Gegensatze dazu hatte die Idee sich Bahn gebrochen und im Volksliede einen reichen, mannichfachen, alle menschlichen Verhältnisse umfassenden Inhalt ins Leben gerufen, der von wahrer, tiefer Empfindung erfüllt war. Diesem aber fehlte die künstlerische Ausgestaltung, die bewußte, absichtsvolle Formgebung. Soweit eine Form da war, lehnte sie sich an die der kirchlichen Musik an, ohne daß eine innerliche Verschmelzung stattfand. Wo einmal auch in der Form Neues, Selbständiges auftrat, da waren dies entweder unbewußte Bildungen der genialen Naturanlage, wie sie sich bei den unmittelbaren Schöpfungen des Volksgeistes wohl einstellen, oder es war noch roh, haltlos und schwankend. Diese ganze Richtung war also nichts als Naturalismus, der formlos seinen Neigungen sich hingiebt und über der Freiheit das Gesetz vergißt.

Diese zwei bisher getrennten Seiten nun, den Formalismus und Naturalismus, hat die Reformation zum ersten Male vereinigt. Sie hat auch auf diesem Gebiet dem ebenso unnatürlichen, als der Natur des Katholicismus angemessenen Cölibat ein Ende gemacht, zufolge dessen die durch die Kirche geweihte Form sich von den Kindern der Welt, jenen freien Gebilden der Phantasie, in priesterlicher Selbstüberhebung fern halten zu müssen, vermeinte. Die Reformation hat zwischen Form und Natur die unauflösliche Ehe geschlossen, aus welcher das erste wahrhafte musikalische Kunstwerk und demnächst die ganze neue Musik entsprossen ist.

Denn auch nach dieser Seite hat die Reformation nicht in blinder Umwälzungssucht zur Revolution sich erniedrigt, sondern was in dem Alten Lebensfähiges und Lebenswerthes war, das hat sie mit schonender Hand aus dem Abgelebten losgelöst und zu neuem Leben erweckt. Daher hat sie auch von den Cultusformen stehen lassen, was Sinn hatte; daher von den Kirchengesängen das Werthvolle in die neue Zeit hinüber gerettet. Ebendaher endlich hat sie sich nicht so weit von der Vergangenheit losreißen mögen, daß sie die Kirchenmusik zum Tummelplatz rein weltlicher Stimmungen oder der völlig freien Phantasie gemacht hätte. Vielmehr schickte sie ihre Musiker in die Schule der überlieferten Form, und erst nachdem sie sich mit dieser erfüllt hatten, erlaubte sie ihnen, den Cultus musikalisch neu zu gestalten. Es stand nicht zu befürchten, daß der Künstler dadurch dem verknöcherten Formelwesen wieder anheim fiele. Davor schützte hinreichend der neue, frische Geist, der auch ihn durchdrungen hatte, und der viel eher eine einseitige Bevorzugung der Melodie hätte befürchten lassen. Vielmehr aber lagen diesem Geiste beide Einseitigkeiten gleich fern. Er war es, der den Künstler bei der Aufnahme der Volksmelodien und bei der freien Erfindung leitete; derselbe Geist aber gab ihm mit der Auswahl oder Erfindung der Melodie zu-

gleich die harmonisch-künstlerische Gestaltung der Melodie an die Hand. Kein Element ließ er das andere überwuchern, denn beide erschienen ihm als gleich wesentlich: um die völlige Ineinsbildung beider war es diesem Geiste gerade zu thun.

Die einfache Melodie mochte die jedesmalige Stimmung noch so innig und gemüthvoll ausdrücken, — für die würdige Darstellung einer religiösen Stimmung in den geweihten Räumen der Kirche konnte sie dem religiös Begeisterten unmöglich angemessen erscheinen. So wenig man auch die weltliche Stimmung an sich als unheilig betrachtete, so sehr man vielmehr allem Menschlichen seine Bedeutung im Reiche Gottes zu wahren entschlossen war, — so mußte es doch von den Schlacken der Selbstsucht geläutert, es mußte gehoben, vertieft, geheiligt und damit seinem eigensten Wesen wiedergegeben werden. Eben das ist die ursprüngliche christliche Wahrheit, welche nach langer Verdunkelung die Reformation nur aufs Neue ans Licht gebracht hat. Die Art und Weise, wie die Reformation mit der Melodie verfuhr, war nichts als eine Anwendung derselben Wahrheit auf die Musik. Man nahm die Volksmelodie nicht so unmittelbar in die Kirche auf, sondern erst nachdem sie der Zufälligkeit und Natürlichkeit ihres Wesens entkleidet und durch Anlegung eines reichen Schmucks des Zutritts ins Heiligthum würdig gemacht war. Dieser Schmuck wurde aber nicht von außen herbeigebracht, sondern aus den Tiefen ihres eignen Wesens zu Tage gefördert, wo er ungeahnt verborgen gelegen hatte. Die Harmonie ist es, welche die Melodie so erhöht, vertieft, verklärt. Sie ruht in den Tönen der Melodie als ihr eigener, wahrer Sinn. Wenn sie erweckt wird, so erhält die Melodie erst ihren rechten Ausdruck, und es wird der in ihr verborgene Geist enthüllt. Die Harmonie giebt der schwankenden Gestaltung der individuellen Phantasie erst festen Halt, sie fesselt das schrankenlose Wesen der Melodie an die gesetzmäßigen Formen, welche das Erzeugniß des allgemeinen Geistes sind, und erhebt es dadurch in den klaren Aether der Kunst- und Gedankennothwendigkeit. Aber auf die Harmonie wirkt diese Erhebung erst dann, wenn sie nicht mehr etwas für sich sein will, sondern wenn sie in Aufrichtigkeit und Treue zum unauflöslichen Bunde mit der Melodie sich einigt und sich durch sie begeistern, beleben und befreien läßt. Die Reformation hat den Bund geschlossen. Ihre Künstler stiegen mit emsiger Hingebung in die Schachten der Volksmelodien hinab und förderten jene köstlichen Harmonien aus ihnen zu Tage, welche einen ganz neuen Geist über die einfachen Naturkinder ausgossen. Das Volkslied wurde auf diesem Wege zum Kunstwerk und konnte jetzt unbedenklich als Ausdruck des allgemeinen Geistes dienen und unter dem Namen Choral seinen Einzug in die Gotteshäuser halten, um, als theures Erbtheil der Väter von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, eine unversiegbare Quelle der Erbauung zu werden.

Man sieht, der protestantische Choral ist das erste wirkliche musikalische Kunstwerk, weil in ihm zum ersten Mal die bisher isolirt ausgebildeten Factoren, Inhalt und Form, sich innerlich durchdrungen und zu einem einheitlichen schönen Ganzen gestaltet haben. Vor der Reformation waren Sänger und Setzer, d. h. der Erfinder und der Formgeber, zwei verschiedene Personen. Der Setzer fügte zum fertigen Inhalt die einseitig ausgebildete, trockne Form; — der Sänger übertrug die von Andern vor und außer ihm erfundenen fertigen Formen auf seine Melodie; — Harmonie und Melodie standen sich fremd, gleichgültig gegenüber. Seit der Reformation entspringt eins aus dem andern. Sänger und Setzer sind eine und dieselbe Person; in demselben Geiste wird die Melodie aus dem innersten Wesen der Persönlichkeit geboren und die Harmonie aus den derselben Persönlichkeit zur andern Natur gewordenen Kunstgesetzen, — eines entsteht sofort mit Rücksicht auf das andere: die Melodie gezügelt durch die Macht des Gedankens, die Harmonie beflügelt durch die Freiheit der Phantasie.

Damit war der Grund gelegt für die weitere Entwicklung der Kunst. Auf ihm ist bis heute fortgebaut worden, freilich nicht ohne mannichfache Störungen, aber doch in stetigem Zusammenhange mit jener Grundlage, — andererseits im engsten Anschluß an die Weiterbildung des geistigen Lebens überhaupt: Auch unsere Generation, so weit sie sich in ihrem musikalischen Schaffen vielfach grundsätzlich von dem Mutterboden entfernt haben mag, ist auf demselben Grunde entsprossen, und wenn nicht alle Zeichen trügen, in einer wachsenden Bewegung begriffen, welche der eingerissenen allzu großen Zügellosigkeit des mündig gewordenen Sprößlings einen Zügel anlegen möchte, um es mit den mütterlichen Ueberlieferungen wieder in engere Verbindung zu setzen.

---

* Johann Kepler und die Harmonie der Sphären.

Johann Kepler und die Harmonie der Sphären ist der Titel eines im Februar d. J. von Dr. Wilhelm Förster im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehaltenen Vortrags, der jetzt im Druck erschienen ist. (Berlin, Hertz.) — Keplers Leben ist uns schon ist einer Menge von Schriften der verschiedensten Art dargestellt; selbst der Roman hat sich seiner bemächtigt, und eine Frauenhand (J. Burow-Pfannenschmied) hat seine Schicksale gezeichnet. Aber die wissenschaftliche Stellung dieses merkwürdigen Mannes ist eine so außerordentliche, daß die deutsche Nation, die ihn zu ihren größten Geistern zählen muß, wahrlich nicht genug von ihm hören kann.

Es giebt bekanntlich zwei Perioden, während welcher Deutschland den Mittelpunkt astronomischer Forschungen bildete. Die erste beginnt gleich nach dem Wiedererwachen wissenschaftlicher Bestrebungen im Abendlande und umfaßt einen fast zweihundertjährigen Zeitraum von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Peurbach in Wien und die Nürnberger Regiomontan, Werner u. a. eröffnen sie, Kopernikus steht fast in der Mitte, und Kepler bildet den Schlußstein. Die Frucht dieser zweihundertjährigen Bestrebungen war die Ergründung der Anordnung und Bewegungen unseres Planetensystems, und da war es Johann Kepler, welcher auf das Tychonische Beobachtungsmaterial gestützt, das große Werk vollendete, indem er einerseits den Grundideen des Kopernikus unbedingte Geltung verschaffte, andererseits an die Stelle der Epizykel und der excentrischen Kreise, welche der Thorner Astronom noch zur Erklärung der verwickelten Erscheinungen nöthig hatte, die einfache und klare elliptische Bewegung setzte. — Leider entzog der dreißigjährige Krieg, der fast alle Lebensadern unseres Volkes durchschnitt, der deutschen Nation die Fähigkeit, auf den gewonnenen Resultaten weiterzubauen; auf den rauchenden Trümmern fand die Wissenschaft keine Stätte. Das Erkennen der unsichtbaren Kraft, aus welcher sich die Kepler'schen Gesetze als eine Nothwendigkeit ergeben, die weitere Ausbildung der Himmelsmechanik und Beobachtungskunst knüpft sich an fremde Namen, unter denen Newton, Bradley und La Place die ersten Stellen einnehmen. Erst mit dem Anfang dieses Jahrhunderts gewannen Bessel und Gauß die Führerschaft der Astronomie wieder der deutschen Nation zurück, für welche dieselbe in so eminenter Weise befähigt ist und welche sie hoffentlich noch recht lange behaupten wird.

Keplers Stellung in der Geschichte der Wissenschaft ist, wie gesagt, eine ganz außerordentliche. Nicht nur seine epochemachenden Gesetze verleihen ihr diese Bedeutung, sondern auch die Thatsache,

daß sich in Keplers Thätigkeit praktisch schon der Sieg der inductiven Methode vollzieht, der um dieselbe Zeit durch Galilei und Baco nach anderen Seiten hin Bahn gebrochen wurde. Uns Deutschen steht Kepler aber noch ganz besonders nahe durch seine Persönlichkeit, durch seine Art des Schaffens, in der sich Phantasie, Begeisterung und Gemüthstiefe in merkwürdiger Weise mit mathematischer Strenge, eisernem Fleiße und ernster Gewissenhaftigkeit paaren. Auf diese Punkte legt Försters Vortrag ein hauptsächliches Gewicht und mit Recht; denn sie sind es gerade, welche vielen Leuten der Wissenschaft und besonders Ausländern die Auffassung der Thätigkeit Keplers so erschweren, daß sie oft zweifelhaft werden, ob sie den Mann wirklich für den großen Heros der Wissenschaft oder mehr für einen glücklichen Träumer halten sollen. Förster weist in geistvoller Weise nach, wie diese merkwürdige Mischung tief in der echt deutschen Natur des großen Astronomen begründet lag, wie gerade eine solche speculative, grübelnde, für die vorgefaßte Idee einer Harmonie der Sphären durch und durch begeisterte und doch so gewissenhafte Natur nöthig war, um aus der reichen Fülle des vorliegenden Materials hinaus den glücklichen Griff zu thun. „Aus der Tiefe seines Idealismus gestaltete sich Keplers astronomische Forschung, aus ihr sog die unsägliche Mühe seines ganzen leiderfüllten Lebens ihre Kraft und Belohnung, aus ihr entwickelten sich endlich die klaren, strengen Formen seiner drei Gesetze.“

Die geistreiche kleine Broschüre ist durchaus wissenschaftlich gehalten; sie ist jedoch so klar und verständlich geschrieben, daß sie auch dem größeren Publikum als ein höchst interessanter Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft und zur vaterländischen Kulturgeschichte empfohlen werden kann. H. R.

Literatur und Kunst.

* Valmoda. Eine dramatische Dichtung von Peter Lohmann. Leipzig, Matthes. — Der Verfasser dieser Dichtung wird nicht müde, immer neue Dramen, deren Zahl sich auf ein Dutzend belaufen mag, drucken zu lassen, da er mit den Bühnen und ihren Anforderungen auf gespanntem Fuße steht. Valmoda wird schwerlich ein besseres Verhältniß herbeiführen, wenn nicht ein Zukunftsmusiker als Vermittler sich einstellt. Die Dichtung erinnert nämlich an Richard Wagners Texte und würde mit ihren kurzen, bald gereimten, bald ungereimten Sätzen, den romantischen Gedanken und Ausdrücken, den mächtigen Gefühlen, sich eignen, durchcomponirt zu werden. Der Stoff hat das Gute, daß man sich viel dabei denken kann. Valmoda steht zum „König im Nordreich“ in einem Verhältniß, das etwas unklar ist; nach gewöhnlichen socialen Begriffen würde man sie ein angenommenes Kind oder Gesellschafterin der Tochter des Hauses nennen. Sie erzählt uns in einem Monologe, daß sie von guter Familie ist und ihr „Sinn in Hoffnung sich erging,“ als der Sturm hereinbrach, das Vaterhaus zur Nacht zertrümmerte, daß es verfiel, die Säulen barsten, sie gefangen ward. Da sie damals das Gelübde that, daß sie vom Traum der Jugend nicht lassen, ihre Thränen ahnden, die durch zagende Seelen erdachte Sitte nicht achten, das Werk der Sühne vollbringen will, so erscheint sie mit der nöthigen drohenden Miene. Des Königs Sohn fordert sie auf, sich mit ihm zu verloben; die Verwandtschaft erschrickt, sie selbst sträubt sich, thut's aber doch. Als junge Frau setzt Valmoda ihr Treiben fort und bringt dadurch den Mann zur Verzweiflung; ihre Schwägerin Frida, ein sehr nettes Mädchen, bemüht sich vergebens Verständigung und Versöhnung herbeizuführen. Als der Gatte endlich erfährt, daß Valmoda ihren Schwager um seine Liebe ersucht hat, welche dieser ihr als ehrlicher Mann und Bruder versagt, wird er sehr böse und sagt: „Valmoda — Schlange: schon zu lange hörte ich deinen Sang! Mögen dir fluchen selige Geister, auf immer getrennt sei unser Bund.“ Als er fort ist, meint Valmoda, das Leben habe keinen Reiz mehr für sie, der Tod solle ihr die blutige Sühne geben, und schwankt davon. Die drei Geschwister sprechen sich nun über die Sache aus und kommen dahin überein, daß die Liebe nimmer schwinden soll.

† In den November- und Decemberheften der Berliner Zeitschrift für allgemeine Erdkunde findet sich eine „ältere Geschichte der atlantischen Strömungen und namentlich des Golfstroms bis auf Benjamin Franklin“ von J. G. Kohl. Die Abhandlung bildet einen Theil einer größeren Arbeit, welche Kohl auf Einladung und mit Unterstützung der amerikanischen Küstenvermessungskommission ausführte, deren vollständige Veröffentlichung aber leider durch die Wirren des Bürgerkriegs vorläufig unmöglich geworden ist. Um so erfreulicher ist es, daß wenigstens dies interessante Bruchstück der wissenschaftlichen Welt nicht länger vorenthalten wurde. — Der Verfasser giebt zunächst über die Natur des für die klimatischen Verhältnisse Nordamerikas und Westeuropa's so bedeutsamen Stroms eine klare Uebersicht, deren Verständniß noch durch eine gut gezeichnete Karte vermehrt wird. Dabei finden wir — unsers Wissens zum ersten male in der deutschen geographischen Literatur — Namen für die speziellen Theile des Golfstroms: Engen, Ausfall, Stamm, Beuge, Schweif, Branchen (vielleicht besser Aeste oder Zweige) — Ausdrücke, die sich wahrscheinlich auch bei uns das Bürgerrecht erwerben werden. Der größere Theil der Abhandlung besteht dann aus einer ausführlichen historischen Uebersicht über die allmälige Entdeckung des Stroms, — (die zugleich „beinahe die gesammte Geschichte des nordatlantischen Oceans umfaßt“) — von Ponce de Leon, der ihn 1513 zuerst wahrnahm, und Antonio de Alaminos, der ihn 1519 in die Schiffahrt einführte, als er die Depeschen des Cortes mit Umgehung der westindischen Inseln nach Europa zu bringen unternahm, bis hinab auf Benjamin Franklin, welcher ihn eigentlich erst recht an die Oeffentlichkeit zog. — Dabei findet sich Gelegenheit zu einer Menge interessanter Betrachtungen über die Kolonisirung des neuen Continents, die allerdings mit dem mächtigen dicht an der Küste vorbeistreifenden Strom in unmittelbarer Berührung steht. Die Geschichte der Schiffahrt sowohl, als die Geographie, müssen dem Verfasser Dank wissen für diese verdienstvolle Arbeit, zu welcher wohl Niemand so vollständig als er das Material beherrscht.

* Das in Leipzig erscheinende „literarische Centralblatt für Deutschland“ hat seit dem April eine Veränderung und Erweiterung in der Art erfahren, daß es statt in einem von nun an in anderthalb Bogen erscheint; der Preis ist von 6 auf 8 Thaler erhöht worden. Das Centralblatt erscheint seit dem Beginne des Jahres 1851 in Leipzig unter der Leitung seines ebenso eifrigen als umsichtigen Redacteurs, des Professor Dr. Fr. Zarncke, und ist durch die Gediegenheit und Unparteilichkeit seiner durchaus von Fachmännern geschriebenen Kritiken über alle irgendwie bedeutenden Erscheinungen in allen Gebieten der Wissenschaft in den weitesten Kreisen bekannt und geachtet, ja wohl auch von manchen Seiten — was einem kritischen Organ gewiß nur zur Ehre gereichen kann — gefürchtet. Die mit dem 1. April d. J. eintretende Erweiterung seines bisherigen Umfanges wird es ihm möglich machen, nicht nur in noch höherem Grade als bisher seinem Titel durch Concentration aller Radien der literarischen Thätigkeit der Gelehrten Deutschlands und des Auslandes in einem Mittelpunkte gerecht zu werden, sondern namentlich auch schneller als dies wegen der gehäuften literarischen Production in den letzten Jahren der Fall sein konnte, seinen Lesern auf eingehender Prüfung beruhende Berichte über die neuesten literarischen Erscheinungen zu erstatten. Daß diese Veränderung nur eine äußerliche ist, und daß das Blatt innerlich, d. h. seiner Tendenz und Haltung nach, durchaus unverändert bleiben wird, dafür bürgt uns der Name des verantwortlichen Herausgebers, dafür bürgen auch die zum Theil in den weitesten Kreisen bekannten Namen der Gelehrten, welche ihm auch fernerhin ihre thätige Mitwirkung schenken werden. Und so möge denn das Blatt auch in seiner erweiterten Gestalt gedeihen zu Nutz und Frommen der deutschen Wissenschaft, deren Dienste allein es geweiht ist.

* In einer großen Ausstellung von Originalhandschriften im Alterthumsverein zu London war des Seltenen und Interessanten viel zu sehen. Earl Stanhope, der Präsident des Vereins, hat den ursprünglichen Entwurf von Byron's „Maid of Athens“ in des Dichters Handschrift ausgestellt. In dieser Skizze gab Byron dem Gedichte noch den Titel „Girl of Athens“, den er erst später in „The Maid of Athens“ umänderte. Von den vielen ausgestellten Autographen wurden die meisten ihres interessanten Inhalts wegen ausgewählt: Manuscripte und Briefe von Benjamin Franklin, Bolingbroke und Francis Bacon, zwei vollständige Manuscripte von Scott's Romanen, und auch eines der vier existirenden, als echt anerkannten Autographen Shakspere's, welches sich im Besitz der City-Gemeinde befindet und von dieser ausgestellt wurde.

* Der neueste Bericht Petermanns über die afrikanische Expedition ergeht aus Gotha vom 22. April und lautet so: Nach eben eingegangenen Nachrichten von Herrn von Beurmann aus Dschalu in der Oase Udschila (in gerader Linie 55 deutsche Meilen südöstlich von Bengasi) vom 25. Februar, war derselbe nach einer Reise von nur 7 Tagen glücklich daselbst angekommen, indem er durchschnittlich jeden Tag über 8 Meilen zurückgelegt. Er stand im Begriffe, die eigentliche Wüste zu betreten, um auf einer ganz neuen Route über Maradeh und Temissa zunächst nach Mursuk zu gelangen. Seine werthvollen Mittheilungen enthalten einen kurzen Bericht nebst Karte über die bereits zurückgelegte Reise, astronomische und sprachliche Beobachtungen, und sollen ungesäumt zur Publication vorbereitet werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 18. Bremen, 4. Mai. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Geschichte der Leibeigenschaft *).

Von Wilh. Kiesselbach.

Der russischen Regierung ist es mit der beabsichtigten Aufhebung der Leibeigenschaft auf ihrem ungeheueren Landgebiete voller Ernst; die unmittelbare Noth zwingt die innere Politik des Czarenthums zum Humanismus. Schon Kaiser Nicolaus, der „Selbstherrscher aller Reußen“, wie wohl kein Inhaber des russischen Thrones vor ihm, soll früh den Plan mit sich herumgetragen haben, die Knechtung des Bauernstandes an Person und Eigenthum in seinem Reiche zu beseitigen und für alle seine Unterthanen an die Stelle der feudalen Sondergliederungen das eine und einheitliche Staatsbürgerthum zu setzen. Die späteren Erfahrungen, welche der Krimmkrieg mit sich brachte, müssen es dann auch wohl weniger weit blickenden Augen an der Newa klar gemacht haben, wie der moderne Staat zu seiner Machtbethätigung nach Innen und nach Außen das Bürgerthum und mit ihm die freie Bewegung von Arbeit und Waare nicht entbehren kann. Denn gleich nach der Krönung Alexanders II. ist in Petersburg die große Frage offen auf die Tagesordnung der Verwaltung gesetzt; auch Rußland will jetzt mit den ökonomisch-socialen Gebilden des agrarischen Feudalismus ein für allemal brechen.

Ob freilich der russische Staat mit seinem schwerfälligen und unzuverlässigen Beamtenmechanismus wirklich im Stande ist, die ungeheure Aufgabe ohne lebensgefährliche Erschütterungen durchzuführen, muß die Zukunft lehren. Ihm fehlt bei seinem Vorgehen in dieser Richtung vor Allem ein Städtethum, welches durch seine Creditanstalten die Ablösung der bäuerlichen Lasten zu vermitteln vermöchte; außerdem ist der durchschnittliche Bildungsstand seiner hörigen Bevölkerung zu niedrig, als daß er sie selbstthätig mehrfach dabei verwenden dürfte; und wenn überhaupt der Grundadel in Europa nirgendwo in Masse freiwillig alte unhaltbar gewordene Rechte aufgegeben hat, so scheint vollends der russische Adel am allerwenigsten geneigt, dieselben ohne Weiteres fahren zu lassen, wie sehr auch ein solches edelmüthige Opfer ihm selber schließlich zum größten Vortheil gereichen würde. Daß der einzelne Bevorrechtigte, in richtiger Erkenntniß seiner individuellen Beziehungen zu der im historischen Zusammenhange gerade vor sich gehenden Staatsentwicklung den Anforderungen derselben gemäß aus eigenem Willen heraus handeln sollte, kommt nun einmal auf Erden nicht vor. Den geschichtlichen Entwicklungsgang der Menschheit und der Staaten in ihr verstehen die wenigsten Menschen, geschweige daß sie selbstbewußt ihr Verhalten ihm anzupassen suchten; die unmittelbar zwingende Noth bleibt noch immer die Mutter der rettenden That, der Schooß der Noth gebiert auch schließlich allein die humane Hülfe für die leidende Masse des Volks.

Wie gewaltig indessen die Schwierigkeiten sind, welche die russische Regierung bei der Durchführung ihres Vorhabens überwinden muß, man kann ihr die Anerkennung nicht versagen, daß sie Alles aufbietet, was in ihren Kräften steht, um die sociale Befreiung des Bauernthums zu fördern und dadurch das Staatswesen auf eine neue Grundlage zu bringen. Sie ruft dabei selbst die Hülfe der Wissenschaft in einer bis dahin in Rußland eben nicht üblichen Weise an. So hat die kaiserliche Akademie zu Petersburg im Jahre 1860, natürlich auf höhere Veranlassung, einem Werke „Die Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa“ von Samuel Sugenheim den Preis zuerkannt, das wegen des rückhaltlosen Freimuthes in der Behandlung seines Gegenstandes selbst in Deutschland Aufsehen erregt; welches indessen der Regierung wohl gerade deßwegen so willkommen war, weil es an der Hand der historischen Thatsache dem russischen Adel es unwiderleglich zeigt, wie im übrigen Europa der Ruin des Bauernthums allemal den Ruin der Grundherren nach sich gezogen hat.

Das umfangreiche Buch des genannten Schriftstellers, dessen „Geschichte der Jesuiten“, bereits vor fünfzehn Jahren, sich einen wissenschaftlichen Ruf erwarb, verdient übrigens, auch abgesehen von dem Ziele, dem es in Betreff Rußlands zustrebt, in weiteren Kreisen eine eingehende Beachtung, weil es einen wahren Schatz social-historischer Anschauungen enthält. Allerdings bringt der Verfasser, indem er die Entwicklung des Bauernthums in den verschiedenen europäischen Ländern westlich von Rußland darlegt, keine an sich neuen Forschungen herbei, er benutzt nur die auf diesem Gebiete bereits vorhandenen literarischen Vorarbeiten; allein er benutzt sie einerseits in beneidenswerther Literaturkenntniß mit großer Gründlichkeit und zieht aus ihnen andererseits eben so geistreich als anregend historische und politische Resultate, daß er manchem Leser einen ganz neuen Blick in die Geschichte eröffnet.

Die historischen Vorkommnisse des Völkerlebens erscheinen in einem völlig andern Lichte, wenn man sie im Zusammenhange

*) Sugenheim, Geschichte der Leibeigenschaft in Europa. (Petersburg 1861.)

mit den großen ökonomisch-socialen Vorgängen innerhalb der Bevölkerungsmasse betrachtet, als sie sich dem Beschauer zeigen, der sie aus der Vogelperspective von den Zinnen eines Königsschlosses mustert. Gegenüber von den durchgreifenden, langsam aber sicher wirkenden Massenkräften werden selbst die am meisten hervorragenden einzelnen Persönlichkeiten winzig klein; Hofintriguen, diplomatische Geschäfte, ja, selbst blutige Kriege kräuseln doch schließlich um die Oberfläche der Menschheitsentwicklung; ihre inneren Strömungen gehorchen eigenen Gesetzen, denen auf die Dauer kein Einzelwillen sich zu entziehen vermag.

Die Geschichte Europas, wie sie nach dem Verfall des weströmischen Reiches ihren selbständigen Verlauf nimmt, weist in den anderthalbtausend Jahren ihrer Ausdehnung eine Menge von Ereignissen, auf, die ohne Causalverbindung unter sich auch mit dem organischen Vorgange in der Gesellschaftsausbildung auf unserem Erdtheile nur, so zu sagen, in mechanischer Berührung stehen. Man könnte sie historische Zufälligkeiten nennen, wenn überhaupt die Wissenschaft der Geschichtsforschung den „Zufall“ principiell anerkennen dürfte. Mitten durch alle jene äußerlichen Vorkommnisse verfolgt jedoch eben der in der Gliederung der europäischen Bevölkerung waltende organische Vorgang seinen eigenen Weg, bis er nach einem herausgearbeiteten Staatengefüge endlich bei der ökonomisch-social freien Persönlichkeit des Menschen als solcher in unseren Tagen anlangt.

Grade von diesem Proceß läßt uns nun Sugenheim einen sehr wesentlichen Theil erblicken, indem er nachweist, wie die agrarische Gebundenheit der Landbevölkerung, die durch die Jahrhunderte hin sich immer mehr lockert, und die jedesmalige ökonomische und rechtliche Lage des Bauernthums einen entscheidenden Einfluß auf den gesammten Zustand des Staates ausübt. Zur völligen Erschöpfung seines inhaltreichen Thema's hätte der Verfasser freilich auch einen Blick auf die gleichzeitigen Schwankungen im Welthandel werfen müssen, weil die Bewegungen der fahrenden Habe, der Geldumlauf, die Entwicklung der Gewerbe, die Ausbildung des Credits auch ihre Linien zu dem starren Ackerbauthume hinüberziehen; indessen wäre bei einer Mitberücksichtigung aller dieser Momente die Arbeit wohl zu umfangreich geworden, als daß sie auf einen großen Leserkreis unter den russischen Adeligen hätte rechnen können.

So mannichfach nun in Europa der Ursprung der mittelalterlichen Leibeigenschaft an sich ist, so übereinstimmend gestaltet sie sich in den verschiedenen Ländern, als dieselben angefangen haben, den Flächenstaat auf der Grundlage des reinen Ackerbauthums aufzuführen. Der nach dem Beispiele des griechischen und römischen Städtelebens gehaltene Sclav, der Angehörige einer besiegten Völkerschaft, der Kriegsgefangene, der Verbrecher, der Verarmte, welcher sich dem Reichen zu eigen giebt, sie alle werden dadurch die persönlich unfreien Diener, daß sie innerhalb der auf Grundbesitz sich aufbauenden socialpolitischen Gliederung ohne Eigenthum, ohne einen unabhängigen Antheil an der nährenden Mutter Erde zu haben, dastehen. Denn da das Knochengerüst des Feudalreiches, die Heerverfassung, den Reichsangehörigen schwere Lasten an Person und Gut auflegt, so verfallen alle diejenigen, welche dieselben nicht zu leisten vermögen, nach und nach in die völlige Abhängigkeit der größeren Grundbesitzer. Je schärfer sich nach oben der Lehnsstaat gliedert, um so breiter wird nach unten die Basis der Knechte, der besitzlosen Arbeiter, die auf fremdem Boden sich ihr Brod erarbeiten müssen, und deren dauernde ökonomische Unfreiheit dadurch, auch dem Rechte der Gutsherrn nach, sich als eine persönliche Unfreiheit festsetzt, selbst wenn sie als Freie geboren sein sollten.

Allein wie gleichartig sich auch die Feudalität auf dem ganzen Reiche von dem Tajo bis zur Newa, allmählig eingerichtet hat, die verschiedenen Reiche treten doch nicht zu derselben Zeit in ihre eigentliche Feudalepoche ein. Auf der iberischen Halbinsel hindert, wie der Verfasser nachweist, die arabische Eroberung es lange, daß die alte, von den Westgothen festgehaltene persönliche Unfreiheit zur Leibeigenschaft der gesammten ländlichen Arbeiterbevölkerung wird. Die Mauren selber behandelten die Besiegten sehr milde, und in den übrig gebliebenen christlichen Gebieten Spaniens im Norden ließen die unausgesetzten Kriege gegen die Mohamedaner keine wohlhabende Grundherrn als Gebieter über die streitenden Mannen aufkommen. Im Gegentheil, die zunehmende Entvölkerung der christlichen Landesstriche trieb dazu an, die Einwanderung fremder Arbeiter zu befördern, indem man ihnen besondere Vorrechte einräumte. „Um die benöthigten Hände möglichst bald zu gewinnen, verstand sich der königliche, adelige oder geistliche Grundherr zum Abschlusse eines für beide Theile gleich verbindlichen Vertrages mit den Ansiedlern, kraft dessen er diesen den von ihnen zu kultivirenden Boden mit bald größeren, bald kleineren Gerechtsamen gegen gewisse Leistungen überließ. Diese Verträge zwischen den Ortsbegründern (Popladores) und den neuen Anbauern bilden die älteste Gattung der spanischen fueros, welche Orts- und Dorfrechte, im Gegensatze zu den bezüglichen Verhältnissen anderer Länder, bedeutend älter als die eigentlichen Stadtrechte (fueros municipales) sind; denn, während das älteste uns von diesen überkommene das der Stadt Leon vom Jahre 1020 ist, kennen wir im Fuero von Brañosera einen solchen Bevölkerungsvertrag (Carta puebla) schon vom Jahre 824.“ Nur in dem ehemals fränkischen Gebiete Spaniens in Catalonien und einem Theile Aragoniens richtete sich eine harte Leibeigenschaft der ländlichen Bevölkerung ein, bis der Minister Ximenez unter Ferdinand und Isabelle ihr Erleichterung verschaffte. „Ein vom König Ferdinand (21. April 1486) vermitteltes Uebereinkommen gestattete den catalonischen Bauern die Ablösung ihrer Hörigkeit, so wie aller grundherrlichen Zwangsrechte, Frohnden u. s. w. mittelst einer mäßigen Jahressteuer.“ Als jedoch später Kaiser Karl V. durch den Sieg bei Villalar (1521) den Aufstand der mächtig gewordenen Städte niedergeworfen hatte, und in Folge dessen die Cortes, diese einst so unabhängigen Reichsstände, nur noch eine Scheinexistenz führten, wurde den Granden, um sie mit dem königlichen Despotismus zu versöhnen, eine ähnliche tyrannische Gewalt über ihre Grundsassen gestattet. „Was Wunder daher, daß die zwei Jahrhunderte von der Mitte des sechszehnten bis zur Mitte des achtzehnten Seculums die traurigsten Zeiten gewesen sind, die das spanische Landvolk je erlebt?“ Neben einer maßlosen Begründung von Majoraten war es aber hauptsächlich die Mesta, das Weiderecht auf fremdem Grund und Boden, welches den Wohlstand des Landes ruinirte. Der Verfasser sagt darüber: „In den mehrhundertjährigen unaufhörlichen Kämpfen zwischen Christen und Mauren hatte sich in den Grenzprovinzen der Halbinsel — und das sind während des Mittelalters fast alle Landschaften derselben nach und nach gewesen — die Sitte gebildet, einen großen Theil der Felder und Weinberge in Weideplätze zahlreicher Heerden von Schaafen, den Lieblingsthieren der Spanier, umzuwandeln. Denn da man täglich des Einfalls eines Feindes gewärtig sein mußte, der jene zu verwüsten und die Ernte zu verbrennen pflegte, war es natürlich, daß man Grund und Boden lieber zur Ernährung der genannten werthvollen Vierfüßler benutzte, die bei Annäherung der Saracenen leicht in Sicherheit gebracht werden konnten, wenn kein Graben, keine Umhegung ihr schnelles Fortschaffen hinderte, weßhalb die Anlage derselben auch untersagt wurde. In Folge der aus Anlaß solcher häufigen unfreiwilligen Wanderungen bald gemachten Erfahrung, daß durch den

steten Wechsel der Luft und Nahrungsmittel, wie das Fleisch der wilden Thiere schmackhafter, so auch die Bekleidung der zahmen besser werde, bedeckten sich bald die mittleren und südlichen Provinzen der Halbinsel mit großen Heerden wandernder Schaafe, Merinos, Trashumantes, die im Sommer auf den grasreichen Bergen von Leon, Burgos, Toledo, Cuenca u. s. w. weideten und von dort im Beginn des Herbstes, gewöhnlich in Haufen von 10,000 Stück, nach den südlichen Provinzen Estremadura, Andalusien u. s. w. zogen, um solche im April wieder mit jenen zu vertauschen. Die Mischung und Vereinigung dieser Wanderheerden zu dem fraglichen Behufe wurde Mesta genannt, und dieser Name im Laufe der Jahre auch auf das ihren Besitzern verliehene Recht übertragen, die Thiere auf ihren regelmäßigen Wanderungen überall längs des Weges in den Brachfeldern weiden zu lassen. Da es zugleich aus dem berührten Grunde verboten blieb, auch das angebaute Land durch Gräben oder Umzäunungen vor dem Besuche der Merinos zu schützen, wird leicht zu ermessen sein, zu welch' argem Mißbrauch das führte.«

Diese Last hat wesentlich dazu beigetragen, Spanien arm zu machen. Das Land, welches zur Zeit Ferdinand's, des Katholischen, 13 Millionen Menschen hatte, zählte 1702 nur noch 5,700,000 Bewohner; ein Benedictiner Mönch Feyjoo sagte damals: »das Loos der Bauern seines Vaterlandes sei härter als das der Galeerensträflinge.« In Estremadura thaten sich die Granden und Prälaten förmlich zu einer Compagnie der Mesta zusammen, die für wenig Geld auf Jahrhunderte hinaus ungeheure Weiden pachteten.

In Portugal gestalteten sich die Verhältnisse ähnlich, »auch hier wucherten die im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts ebenfalls enorm sich vermehrenden Majorate in gleicher Weise.« Erst in den Revolutionsstürmen am Anfange unseres Jahrhunderts gelang es Spanien, die Neubildung eines selbständigen Bürger-, eines freien und zum Theil auch grundbesitzenden Bauernstandes sich zu ermöglichen. Die constituirenden Cortes verfügten am 6. August 1811 die Aufhebung aller guts-, grund- und lehnsherrlichen Gerichtsbarkeit und Rechte; dann folgte im Jahre 1820 die Abschaffung der Majorate und die Bauern wurden aus Zeitpächtern Erbpächter. Außerdem trat zu der 1812 beschlossenen Veräußerung aller zu den Krondomainen so wie den Stadtgemeinden gehörenden unangebauten Ländereien 1836 die Einziehung der Klostergüter und der Besitzungen der Weltgeistlichkeit; bis zum Jahre 1843 waren für den Verkauf dieser Nationalgüter nicht weniger als 4,933 Millionen Realen gelöst. Jetzt kann Spanien, das noch im Anfange unseres Jahrhunderts den fünften Theil seines Kornbedarfes vom Auslande beziehen mußte, selber reichlich sich ernähren. »Das anhaltende Steigen des Curses der spanischen Staatspapiere, sagt der Verfasser, zeugt prägnanter als es die ausführlichsten Detailschilderungen vermöchten, von dem ungeheueren Gewinne, den Spanien aus seiner politischen und socialen Neugestaltung davongetragen.«

In Frankreich hatten allerdings schon die Kreuzzüge, welche die Grundgüter der Ausziehenden vielfach in andere Hände brachten, eine Erleichterung der Landbevölkerung zur Folge gehabt, allein erst Philipp IV. und sein Sohn Ludwig X. schritten, aus Geldnoth, dazu, in verschiedenen Provinzen des Reiches den königlichen Hörigen die Freilassung zu verkaufen. Doch konnten aus Armuth nur Wenige von dieser Erlaubniß Gebrauch machen. Der im Jahre 1358 ausbrechende Aufstand der Jacquerie beweist, wie furchtbar erbittert das französische Bauerthum über die Bedrückung seiner Herren war. »Bessere Bewaffnung und größere Uebung im Kriegshandwerk, so wie die Beihülfe der Standesgenossen in Flandern, Brabant und Hennegau verschaffte den Edelleuten bald das Uebergewicht über die Empörer, obwohl deren Gesammtzahl sich auf mehr als 100,000 belief. Die Rache der Sieger, die nur innerhalb zehn Tagen über 20,000 Bauern niedermetzelten, war nicht minder grauenhaft, als es die kannibalischen Schandthaten der Besiegten gewesen.«

Sully's Bestreben, dem französischen Ackerbauthume aufzuhelfen, war unter Ludwig XIII. völlig wieder zurückgeschoben; weiter als je blieb der französische Bauer von dem Glücke entfernt, Sonntags sein Huhn im Topfe zu haben. Erst als Ludwig XIV. auf Colberts warme Fürsprache den aus Mitgliedern der Parlamente und sonstigen Rechtsgelehrten gebildeten Rügengerichten den sogenannten grands jours in der Auvergue, Bourbonnois und Nivernois einen erweiterten Wirkungskreis verlieh, wurden die bäuerlichen Zustände besser. »Schon auf die bloße Kunde dieser bevorstehenden Einrichtung erfolgte eine, von vorneherein das tiefe Bewußtsein seiner Missethaten nur zu prägnant verrathende Flucht des Adels der in Rede stehenden Provinzen, und wenn man erfährt, daß in einer einzigen Sitzung dieser grands jours 53 Todesurtheile gefällt wurden, wird man leicht errathen, wie groß die Menge der zu bestrafenden Frevler war.«

Im 18. Jahrhunderte trachtete der Cardinal Fleury abermals darnach, dem französischen Bauernstande die schweren Feudallasten abzunehmen; auch die Schule der Physiocraten faßte dieses praktische Ziel ins Auge, indessen verdarb die maßlose Verschwendung Ludwigs XV. alle nach dieser Seite gelegten Keime. Kurz vor der großen Revolution, was auch Sybel sehr klar nachgewiesen hat, war der französische Landmann unter seinen vielen Frohnden bettelarm. Der Engländer Wearall berichtet 1776 von den Ufern der Loire: »Das äußerste Elend der Bauern in der Mitte eines Paradieses, das alle Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens im größten Ueberfluß hervorbringt, erfüllt mich mit Erstaunen, Mitleid und Zorn. Ich sehe viel Pracht, aber noch mehr Noth, ein fürstliches Schloß, umgeben von tausend ärmlichen Hütten, den erkünsteltsten und entnervendsten Aufwand im Gegensatz zu der Bettelhaftigkeit und Nacktheit des Volkes.« Einzig die Vendee bildete davon eine Ausnahme, indem dort der Seigneur mit seinen Hintersassen sehr milde umzugehen pflegte. An dem berühmten 4. August 1789, in jener »Bartholomäusnacht des Eigenthums und der Mißbräuche«, wie Wachsmuth sagt, wurde dann die unentgeltliche Beseitigung aller Lehns- und Herrenrechte, aller Feudal- und Grundlasten beschlossen, und am 17. Juli 1793 die Einziehung aller Besitzungen der Geistlichkeit und des Adels von der Nationalversammlung bestimmt, die sammt den Domainen als Nationalgüter zu Schleuderpreisen zu Verkauf kamen. Für den Augenblick freilich wurde dadurch die Lage der Bauern kaum gebessert. Die furchtbaren nachfolgenden Kriege, welche dem Lande bis zum Jahre 1815 zwei Millionen seiner kräftigsten Söhne und 6 Milliarden Francs kosteten, ließen die landwirthschaftliche Production nicht aufkommen. Frankreich zählte im Jahre 1818 nur 29,400,000 Bewohner. Schließlich hat aber selbst der übrig gebliebene Adel durch den gewaltigen Umschwung der Dinge gewonnen. »Es giebt jetzt«, so endet der Verfasser diesen Abschnitt, »in Frankreich zwischen 40 und 50,000 adlige große Grundbesitzer, die durchschnittlich eine jährliche Grundsteuer von 1000 Francs bezahlen. Da diese nun, wenn schon gesetzlich höher, in Wahrheit aber nicht mehr als acht Procent des Reinertrags im Durchschnitt erreicht, so hat jeder der in Rede stehenden Proprietärs durchschnittlich mithin ein jährliches Nettoeinkommen von 12,000 Francs. Hieraus ergiebt sich für Alle die Jahresrente von 5 bis 600 Millionen Francs, was auch zu dem Umfange von Grund und Boden, den sie besitzen, in ganz richtigem Verhältnisse steht. Es befinden sich nämlich ungefähr 19 Millionen

Hectaren in den Händen jener großen Grundeigenthümer, also nahezu $^2/_5$ der pflugfähigen Oberfläche Frankreichs, deren jährlicher Gesammtreinertrag sich jetzt auf 1500 Millionen Franken beläuft, während derselbe vor der Revolution von 1789 nicht mehr als 76 Millionen betrug.“

In Italien, wo nach dem Verfall des so blühenden Städtewesens die feudalen Vorrechte des Adels wieder übermäßig um sich gegriffen hatten, waren es zuerst Karl VI. und Maria Theresia, welche in der Lombardei dem Bauernthume ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Die Katasteraufnahme, die 1739 vollendet wurde, und die Gemeindeverfassung von 1755, welche allen Steuerpflichtigen unbeschränktes Stimmrecht und Theilnahme an der Wahl ihrer Obrigkeit gewährte, wirkte sehr segensreich ein. Freilich liegen darin auch hauptsächlich die Anläße des der habsburgischen Dynastie in unsern Tagen so verhängnißvoll gewordenen tiefen unversöhnlichen Hasses der Lombarden gegen den österreichischen Hof, daß derselbe seit 1815 diese ihnen von Maria Theresia verliehene und gewissenhaft aufrecht gehaltene vortreffliche Gemeindeordnung vielfach verstümmelt, in ihren wichtigsten Bestimmungen wieder aufgehoben hat.

Sehr interessant ist die Darstellung der ökonomisch-socialen Vorgänge in dem Ackerbauthume von England. Wilhelm I. war unter päbstlicher Weihe als König der allgemeine Herr und ursprüngliche Eigenthümer aller Ländereien in seinem Reiche geworden, so daß Niemand einen Theil daran besitzen konnte, „der nicht mittelbar oder unmittelbar von ihm abgeleitet war.“ Alle Aftervasallen und Unterthanen der Barone und sonstigen königlichen Lehnsträger mußten der Krone den Lehnseid leisten, die königliche Verpflichtung ging der des Grundherrn unbedingt vor. Dadurch sahen sich König und Bauernthum einander viel näher gebracht, die alte sächsische Leibeigenschaft ward in Folge dessen viel milder, und da das königliche Gericht der niedern Landbevölkerung einen Schutz gegen den Mißbrauch der Patrimonialgerichtsbarkeit gewährte, so bildete sich in England frühe ein ländlicher Mittelstand, von Copyholders, Erbpächtern, welche in den Kriegen der rothen und weißen Rose als Bogenschützen wichtig wurden. Später drängte Geldmangel vielfach den englischen Adel dahin, den Leibeigenen gegen eine feste Abgabe Freiheit und Land zu verkaufen, auch die Krone strebte darnach, ihre Güter gegen einen billigen Zins auf lange Zeit zu verpachten; bis endlich die Reformation fünfhundert Klöster in England aufhob und eine überaus belangreiche Vermehrung der kleinen Grundeigenthümer nach sich zog. „Die von der Königin Elisabeth im Jahre 1574 verfügte Freilassung sämmtlicher Leibeigenen beiderlei Geschlechts auf einigen ihr gehörigen Rittergütern gegen Entrichtung einer Geldsumme ist die letzte urkundliche Erwähnung solcher Unglücklichen in England, trotzdem daß es niemals zu einer gesetzlichen Aufhebung der obsolet gewordenen Leibeigenschaft auf dem Inselreiche gekommen ist.“

Die agrarischen Verhältnisse des deutschen Reiches im Mittelalter sind dem Leser aus andern einschlagenden Werken gewiß sattsam bekannt. Die Folgen des dreißigjährigen Krieges warfen alle Entwicklung wieder zurück, die von dem blühenden Städtewesen sich auch auf das Land übertragen hatte. Die kleinen Territorialsouveräneciäten drückten mit ihrer Amtmannswirthschaft in furchtbarer Weise auf das Bauernthum. „In Deutschland ist damals geschehen, was ein Jahrhundert früher in Spanien und anderwärts vorgekommen, die Staatshäupter suchten den Adel für die Einbuße, die derselbe, der vorherrschende Stand auf den alten Landtagen, durch deren Beseitigung an Rechten und Geltung ihnen gegenüber erlitt, durch stillschweigend geduldete oder gar gesetzlich festgestellte Erweiterung seiner Gewalt über seine eigenen Grundholder zu entschädigen.“ Die ersten Schritte zur Erleichterung der Landbevölkerung geschahen in Preußen. Schon Friedrich I. wollte auf allen seinen Domainen die Leibeigenschaft aufheben, Friedrich Wilhelm I. hob sie dann 1719 und 1720 wirklich auf, doch hinderte ihn die geringe Bildung der Bauern vielfach an der beabsichtigten Umwandlung der Hörigen in kleine selbständige Eigenthümer. Friedrich II. führte zu viel Kriege, als daß er dem Ackerbauthume trotz vielfacher Versuche ernstlich hätte aufhelfen können; auch begünstigte er in seinem Staatssysteme den Adel zu sehr. Es mußte in der preußischen Monarchie erst das Unglück von Jena eine allgemeine politische Neubildung hervorrufen, damit sich auf dem Lande freiere ökonomisch-sociale Verhältnisse festsetzten. Das berühmte, zu Memel am 9. October 1807 publicirte, Edict sagt: „Mit dem Martinitage 1810 hört alle Gutsunterthänigkeit in unseren sämmtlichen Staaten auf. Nach dem Martinitage giebt es nur freie Leute, bei denen aber, wie sich von selbst versteht, alle Verbindlichkeiten, die ihnen als freien Leuten vermöge des Besitzes eines Grundstücks oder vermöge eines besondern Vertrags obliegen, in Kraft bleiben.“ Die Ablösung der Frohnden, Zwangs- und Bannrechte, so wie aller übrigen Natural- und Geldprästationen wurde allen Domainen-Bauern durch Erlaß vom 16. März 1811 mittelst Erlegung ihres 25fachen jährlichen Geldwerthes oder mittelst einer 4procentigen Jahresrente gestattet.

Wir wollen der neuesten Geschichte der Ablösung in den verschiedenen deutschen Staaten hier nicht weiter folgen. Wenn 1811 der schlesische Adel für die durch das Edict von 1807 ihm auferlegten Opfer vom Könige eine Entschädigung von fünfzig Millionen Thaler forderte, so hat auch bis in unsere Tage hinein in vielen anderen Gegenden Deutschlands und Oesterreichs der Grundadel sich lange und zähe dagegen gewehrt, der neuen agrarischen Entwicklung seine alten historischen Rechte aufzuopfern. Gegenwärtig indessen hat die Macht der Thatsachen im Westen von Rußland die Feudallasten fast überall bis auf ganz geringe Reste beseitigt, Rußland selber, dem der Verfasser in seinem Werke die argrarische Geschichte Europa's aufrollt, steht im Begriff, das Beispiel der übrigen Staaten nachzuahmen — da drängt sich denn dem Beobachter der menschlichen Dinge von selbst die Frage auf, welchen Verlauf nun wohl die Geschicke unseres Erdtheils auf dem Gebiete der Wirthschaft, der Politik und Kultur nehmen werden. Ein solcher Zustand ökonomisch-socialer Freiheit innerhalb der Landbevölkerung ist bisher zu keiner Zeit dagewesen; in den Städten verbindet sich damit die Abwerfung einer veralteten Gewerbepolitik; der Mensch sieht sich fortan rein auf die freie Arbeit hingewiesen .... welche Staatsformen wird die völlig freie Arbeit nach sich ziehen, welche Kultur wird sie im Gefolge haben? Gehen wir von dem Satze aus, daß der Mensch ein sociales Wesen ist, dann lassen sich allerdings von solchem freien Boden eine Menge neuer gesellschaftlicher Gebilde erwarten; ob dieselben jedoch früher oder später die Bahn der nordamerikanischen Staatenbildung einschlagen werden, oder wie sie sich sonst mit der Vergangenheit Europas zurecht setzen, dürfte heute selbst das schärfste staatsmännische Auge schwerlich im Voraus erschauen. Die Weltgeschichte bietet uns, wie gesagt, keine Analogien für die heutige Entwicklungsepoche der europäischen Menschheit, unsere Generation lebt aber nicht lange genug, um einen Abschluß der jetzigen Zwischenperiode noch vorgehen zu sehen.

* Die Belagerung von Korinth.

Nach Lord Byron.

Von Otto Gildemeister.

(Schluß.)

Er blickte scharf zur Wolk' empor,
Und nicht ein Wort sein Mund verlor.
Er sah sie fliehn -- vorüberfliehn, —
Der Mond ihm hell ins Auge schien.
Und also sprach er: „Was auch sei,
Ich bin kein Spielball, — es ist vorbei.
Das Rohr im Sturm beugt sich und zittert,
Und hebt sich neu, — der Baum zersplittert.
Venedig will's, — so steh' ich hier,
Sein Feind in Allem außer dir;
Doch du bist sicher, flieh mit mir!“
Er wendet sich zu ihr, — er ist allein,
Nichts neben ihm als Säul' und Gestein.
Zerschmolz sie in Lüften? versank sie im Sand?
Er wußt' es und sah's nicht, — nur eins: sie verschwand.

Die Nacht entflieht, es scheint die Sonne,
Als wäre der Morgen voll Jubel und Wonne.
Rosig und rosig springt die kühle
Frühstund' empor vom grauen Pfühle;
Und folgen wird der Tag, der schwüle.
Horch! Trompeten und Trommelklang
Und barbarische Hörner, so traurig und bang,
Und das Rauschen der Banner die Reihen entlang!
Und Gewieher der Ross' und das summende Heer
Und Geklirr und der Schrei: „Da kommen sie her!“
Roßschweife vom Boden, vom Gurte den Stahl
Reißen die Krieger, — wo bleibt das Signal?
Tatar und Spahi und Turkoman,
Die Zelte herunter und reitet voran!
Schwingt euch, spornet, fliegt wie Wind,
Daß kein Flüchtling uns entrinnt,
Wenn der Feind aus der Stadt bricht; — schont sie nicht,
Nicht Alt noch Jung, kein Christengesicht!
Weil die Brüder zu Fuß in feurigem Schwall
Blutroth färben den stürzenden Wall! —
Schon knirschen die Rosse, zum Kampfe gezäumt,
Flatternd die Mähn' und der Nacken gebäumt;
Vom zerkäuten Gebiß fliegt Geifer umher,
Und die Lunte brennt und es raget der Speer;
Die Kanon' ist gerichtet, bereit mit Gekrach
Den Wall zu zerschmettern, den längst sie zerbrach.
Janitscharen voran in rasselndem Takt!
Alp führet sie selbst, und sein Arm ist nackt,
Nackt wie das Schwert das die Rechte gepackt.
Dort führet der Khan, und die Paschas sind hier,
An der Spitze des Heers er selbst, der Vezier.
Wenn der Lärmschuß tönt, das Stürmen beginnt,
Dann bleibe nichts Lebendes heil in Korinth,
Kein Pfaff am Altar, kein Herr in der Halle,
Kein Heerd in den Häusern, kein Stein auf dem Walle.
Gott und der Prophet! — ein „Alla Hu!“
Brause gewaltig dem Himmel zu!
„Die Bresch' ist gebahnt und die Leiter bereit
Und am Säbel die Faust und der Weg ist nicht weit;
Wer das scharlachne Kreuz dort reißt vom Gestein,
Was sein Herz nur begehrt, er sprech', — es ist sein.“
So sprach der Vezier Kumurgi zum Heer,
Und als Antwort rasselte Säbel und Speer
Und der Schrei von den Tausenden Kampfesgetreuer, —
Still! — Horcht! — der Signalschuß, — Feuer!

Wie die Wölf' in blinder Gier
Auf den mächt'gen Büffelstier,
Ob mit feurigem Aug' und mit brüllendem Zorn
Und mit stampfendem Huf und mit bohrendem Horn
Er den Boden zerwühlt und die vordersten weit
In die Luft aufschleudert in tödtlichem Streit,
Also stürmt das Heer zum Wall,
So zerstiebt der erste Prall;
Erzgeschient, doch morsch wie Glas
Decket manche Brust das Gras,
Von der Kugel zerfleischt, die den Boden zerfegt,
Auf welchem ihr Fuß sich nimmer bewegt.
Und was da fiel, in Reihen lag's,
Wie die Schwaden des Schnitters am Ende des Tags
Wenn die Arbeit ruht auf geschorenem Feld,
So lagen die Ersten, vom Tode gefällt.

Wie die Springflut brausend und dumpf
Aus der Klippe zerbröckeltem Rumpf
Felsblöcke hinwegschlägt, bis völlig zerschellt
Weiß und donnernd er niederfällt, —
Wie der Schnee der Lawin' in der Nacht
In Alpenthäler kracht, —
So, endlich erschöpft und matt,
Erlag die geängstete Stadt
Dem stets erneuten Drängen
Zahlloser Türkermengen.
Fest standen die Christen und fielen in Reihn,
Von den Feinden gemäht, auf Wall und Bastein,
Fuß an Fuß und Hand an Hand,
Stumm nichts als der Tod, so hielten sie Stand.
Hieb und Stoß und Blitz und Dampf,
Schrei um Gnade, Schrei zum Kampf
Mischen sich in das Gekrach der Karthaunen,
Daß die fernen Städte lauschen und staunen,
Ob wohl die hallende Schlacht
Feind oder Freund zerkracht,
Ob sie sich freun, ob trauern sollen
Ueber des Donners verheerendes Rollen,
Das die Hügel durchbohrt allüberall
Mit niemals gehörtem, entsetzlichem Hall.
Man hört' an diesem Tag' es bis
Nach Megara und Salamis
Und, wie von Zeugen ich erfuhr,
Selbst auf Piräus Küstenflur.

Von der Spitze zum Heft, in des Kampfes Wut,
War Degen und Säbel vergoldet von Blut;
Doch der Stürmer gewinnt, und das Plündern beginnt,
Und das blutige Nachspiel der Schlacht in Korinth.
Todeskreischen, Angstschrei schallen
Aus entweihten Kirchenhallen;
Hört ihr die Schritte der fliehenden Massen,
Plätschernd im Blute der schlüpfrigen Gassen?
Doch hie und da, wo noch ein Stand
Zum letzten Kampf sich günstig fand,
Verzweifelte Gruppen sich sammeln und stehn
Und bieten die Stirn, zwölf oder zehn,
Die Rücken dicht am Mauerwall,
Zu trotz'ger Wehr und kämpfendem Fall.

Da stand ein Greis mit weißem Haar,
Doch stark der Arm des Alten war,
So mächtig seines Schwertes Schlag,
Daß von Leichen vor ihm an diesem Tag
Ein Halbkreis lag.
Noch steht er unversehrt und ficht,
Rückweichend, doch umzingelt nicht.
Gar manche Narb' aus frührem Streit
Schaut unter seinem Panzerkleid;
Die Wunden mancher alten Fehde,
Er trägt sie vorne, all' und jede.
So eisern sein Leib, daß Jünglinge selten
Als seines Gleichen mochten gelten.
Und der Gegner ist mehr, die er einzeln besteht,
Als des spärlichen Haars das ihn silbern umweht.
Rechts mäht und links sein Schwert den Feind,
Und manche türkische Mutter beweint
Die Söhne, die ungeboren waren,
Als er, ein Knabe von zwanzig Jahren,
In Moslemblut zum ersten Mal
Eintauchte seines Degens Stahl.
Er könnte Vater sein von Allen
Die heut vor seinem Grimme fallen;

Denn er, der auch ein Kind beweint,
Macht manchen kinderlosen Feind,
Und seit im Sund am blut'gen Tag
Dem Schwert sein einz'ger Sohn erlag,
Erschlug des Vaters Eisenhand
Hekatomben zu See und Land.
Wenn Blut die Schatten sühnt, dann floh
Zum Styx Patroklus minder froh
Als er, der Sohn Minotti's ruht
An Asiens und Europas Flut.
Da lag er begraben, wo Tausend vorher
Seit tausend Jahren verscharrt sind am Meer:
Was blieb von ihnen, um anzusagen,
Wo sie liegen und wer sie erschlagen?
Kein Stein und Gebein, wo das Grab sie gebettet, —
Doch sie leben im Lied, das unsterblich errettet!

Horch Allahruf! — Vom Türkenheer
Die Besten und Tapfersten ziehen daher;
Des Führers nerv'ger Arm ist bloß,
Um schneller zu führen den tödtlichen Stoß,
Nackt bis an die Schulter, — so winkt er zum Kampf,
So sieht man ihn immer im Pulverdampf.
Ein andrer mag mit buntrer Zier
Locken des Feindes Beutegier,
Ein Schwertheft führen von reicherem Wert,
Doch Keiner ein röter vergoldetes Schwert.
Nicht am Turbanschmuck, Alp ist im Schwarm
Kenntlich am weißen, nackten Arm,
Und suchet ihr ihn, blickt hin wo der Mord
Am schrecklichsten tobt in der Schlacht, — er ist dort!
Auf jenem Feld kein Banner weht,
Das so voran den Kriegern geht;
Und keiner Fahne folgt der Kern
Der Delhi's halb so weit und gern; —
Er glänzt wie ein niederfallender Stern.
Wo dieser mächt'ge Arm ist, da
Sind oder da waren die Tapfersten nah;
Da fleht der Feig' umsonst Quartier
Von des Tataren Rachegier;
Da liegt der Tapfre stolz und schweigend,
Lautlos sein Haupt zum Sterben neigend,
Oder zum letzten Hiebe rafft
Zusammen er die schwache Kraft,
Und Feinde, beide todeswund,
Würgen einander auf blutigem Grund.

Der Alte hielt Alps Siegeslauf
In trotz'gem Kampf ein Weilchen auf.
„Ergieb dich, Minotti! nimm Quartier,
Zu Liebe deiner Tochter und dir!“

„Nimmer, Kreuzesschänder, nimmer!
Und gäbest du mir das Leben für immer!“

„Francesca! — mir zur Braut erkoren! —
Sie geht durch deinen Stolz verloren.“

„Sie ist sicher.“ — „Wo? wo?“ — „Bei Gott!
Deinem Höllentrotz zum Spott,
Fern von dir, Altarverwüster!“
Lächelte Minotti düster,
Als er sah wie Alp dem Schlag
Dieses Worts betäubt erlag.
„O Gott! wann starb sie?“ — „Gestern Nacht.
Mich hat's zum Weinen nicht gebracht.
Aus meinem reinen Stamm sei Keiner
Der Sklave Mahomeds und deiner.
Komm her!“ — Zu spät ward Alp entboten
Zum Kampf, — er war schon bei den Todten.
Während der Greis mehr Rache dort
Uebte durch sein bittres Wort,
Als sein Stahl je finden könnte,
Wenn die Zeit ihm Sieg vergönnte,
Hatt' aus dem gewölbten Thor
Unter nahem Kirchenchor,
Wo ein Häuflein trotz'ger Leute
Den verlornen Kampf erneute,
Der scharfe Schuß ihn zu Boden gestreckt.
Eh' noch ein Auge die Wund' entdeckt,
Die dem Renegaten zerschlug das Gehirn,
Schwang er sich um und fiel auf die Stirn.
Sein Auge blitzte wie Feuer rot,
Dann sank er nieder und war todt,
Und ew'ge Nacht sank schwer und dumpf
Nieder durch den zuckenden Rumpf.
Kein Leben blieb, — nur durch die Glieder
Fuhr leis' ein zitternd Frösteln nieder.
Sie wandten empor ihn: Brust und Haupt
War rot von Blut und von Sand bestaubt,
Und langsam durch die Lippen tropfte
Das Blut des Herzens, das nicht mehr klopfte.
Die Pulse waren ohne Schlag,
Die Lippen ohn' ein sterbend Ach!
Kein Hauch, kein Wort, kein Röcheln gab
Geleit ihm auf dem Weg ins Grab.
Eh' beten konnte Gedank' und Sinn,
Ungeölt fuhr er dahin,
Ohne Trost und Gnadenspende,
Renegat bis an sein Ende.

Laut von Feind und Freund erscholl
Wildes Heulen grausenvoll,
Jubel hier und drüben Groll;
Dann in neuem Kampf sich wirrend,
Speere bohrend, Schwerter klirrend,
Um die Wette hauend, stechend,
Mann um Mann zusammenbrechend. —
Immer noch Minotti stritt,
Gass' um Gasse, Schritt um Schritt,
Für das letzte Fleckchen Land,
Das in seiner Hut noch stand;
Mit ihm, helfend, treu und fest
Seines Häufleins tapfrer Rest.
Jene Kirch' ist noch zu halten,
Wo die Schicksalsschüsse knallten,
Die Korinths Verderben halb
Rächten an dem grimmen Alp.
Fest dahin zurückewich,
Eine Blutspur hinter sich,
Wider'n Feind die Stirne wendend,
Jeder Schwertschlag Wunden spendend,
Wich die Schaar und schloß sich dann
An die Leut' im Tempel an,
Wo sie hinter mächt'gen, dicken
Pfeilern Ruhe mocht' erquicken.

Nur kurze Ruh'! — Der Feind von vorn,
Mit stärkrer Macht und heißrem Zorn,
Drängt nach so dicht, daß eingeklemmt
Die Zahl den eignen Rückzug hemmt.
Schmal zu dem Platz die Gasse war,
Wo Trotz noch bot die Christenschar,
Und die Vordersten, hätten sie auch gebebt,
Sie hätten vergebens zu fliehen gestrebt
Durch die dichte Colonne vor sichrem Verderben, —
Sie mußten tödten oder sterben.
Sie starben, — doch eh' noch ihr Odem entschwand,
Auf ihrem Leib der Rächer stand;
Frisch und wütend ergänzen sich wieder,
Geschlachtet, doch nimmer gelichtet, die Glieder.
Und schwach und matt die Christen sind
Vom Kampf, der immer neu beginnt,
Und nun gewinnt der Feind das Thor, —
Noch hält die Wucht des Eisens vor;
Noch heiß und scharf gerichtet knallt
Der Schützen Feur aus jedem Spalt;
Aus jedem zerschossenen Fenster im Thurm
Regnet hernieder der schweflige Sturm;
Doch schwächer wird das Thor und zittert,
Die Angel kracht, das Eisen splittert, —
Es weicht, — es stürzt, — und Alles ist aus:
Korinth ist verloren, beendet der Strauß!

Finster, grimmig und ganz allein
Minotti stand am Altarstein,
Und über ihm in himmlischem Schein
Strahlte der Jungfrau Angesicht
Mit dem Blick voll Lieb' und dem Auge voll Licht.
Dort hing ihr Bild, um unsre Gedanken
Zu heben über die irdischen Schranken,
Wenn knieend wir hinschaun auf sie
Und den göttlichen Knaben auf ihrem Knie,
Wie sie lieblich lächelte jedem Gebete,
Als ob sie es gen Himmel wehte.
Noch lächelte sie, — sie lächelte dort,
Als ihre Halle schwamm von Mord.
Minotti sah zum Bild' empor
Und seufzt' und kreuzte sich davor;
Dann eine Fackel riß er vom Chor.
Noch stand er, indeß durch das offne Portal
Die Türken nahten mit Feuer und Stahl.

Die Krypta unterm Mosaik
Enthielt die Gräber der Republik;
Doch nun das dicke Blut verbarg
Die Schrift auf jedem steinernen Sarg.
Schnitzwerk und Farbenschmuck der Quadern,
Die bunte Pracht der Marmoradern
War schmierig und schlüpfrig, und ringsum lagen
Die Schwerter zerbrochen, die Helme zerschlagen.
Todte droben, Todt' in den Tiefen
In langgereihten Särgen schliefen:
Da sah man sie liegen in schwarzem Flitter,
Bei dem bleichen Licht durch finstres Gitter;
Nun hatte der Krieg in die Gruft sich gedrängt
Und mit schwefligten Schätzen die Wölbung verengt,
Hoch sie schichtend in langen Reihn
Neben der Todten entfleischtem Gebein;
Denn während der Belagrung Jammer
War hier der Christen Pulverkammer,
Nun führt' ein Minengang hinein,
Minottis letzte, grause Wehr
Vor dem feindlichen übergewaltigen Heer.

Der Feind rückt an: — ein Rest, nicht groß,
Kämpft noch, doch kämpft er hoffnungslos.
Aus Mangel an lebend'gem Blut,
Zu kühlen ihrer Rache Glut,
Hackt sich ihr Schwert an Todten stumpf
Und köpft den schon entseelten Rumpf.
Sie reißen Statuen aus den Nischen,
Die Spenden von den Altartischen,
Und um die Silberschalen zaust
In roher Gier sich Faust und Faust.
Sie dringen vor zum Hochaltar, —
O Anblick, hehr und wunderbar!
Auf seinem Tische stand noch immer
Des goldnen Kelches heil'ger Schimmer,
Gediegen und schwer, der mit funkelnder Pracht
Lockend ins Auge dem Plünderer lacht.
Heut Morgen noch trug er in goldener Hut
Den gesegneten Wein, das erlösende Blut,
Und die Gläubigen tranken's im Morgenschein,
Um entlasteten Herzens zum Kampf sich zu reihn;
Noch waren am Boden die Tropfen vom Wein.
Und rings den heil'gen Tisch umgaben
Zwölf Lampen, prächtig und erhaben,
Geformt aus edelstem Metall,
Der reichste von den Schätzen all.

Die Feinde nahn, — des Nächsten Hand
Schon nach dem Raub die Finger spannt, —
Da an die Mine hält
Minotti seinen Brand,
Ein Blitz!
Und Leichen, Schätze, Pfeiler, Wand,
Der beturbante Sieger, der sterbende Christ,
Was lebend und todt in dem Münster ist,
Fliegt mit dem zerschmetterten Tempel zerschellt
Krachend zum Wolkensitz!
Die Stadt zerschmettert, die Wälle zerwettert,
Die Wogen sich bäumend, als ob sie entflöhn,
Bebend, doch ungebrochen, die Höhn,
Als bräch' ein Erdsturm los,
Ein tausendfach formlos Gewimmel,
In Rauch und Flammen hoch gen Himmel
Gejagt vom grauf'gen Stoß, —
Verkündete der blut'gen Bai
Daß der Verzweiflungskampf vorbei.
Zum Himmel, wie Raketen, fliegt
Alles was unten sich bekriegt.
Der Leib von manchem starken Manne,
Verdörrt, verschrumpft zu einer Spanne,
Liegt, wo zur Erd' er niederschnellt,
Wie eine todte Kohl' im Feld;
Die Asche dicht wie Regen fällt.
Und Einige fallen ins Meer, das in tausend
Strudeln sie aufschluckt, gurgelnd und brausend;
Und Ander' ans Ufer, doch weit verschlagen,
Ueber den Isthmus dahin getragen. —
Christ oder Türke? wer kann es sagen?
Ruft ihre Mütter her und fragt!
Als ihr im Wiegenschlummer lagt,
Und als die Mütter die euch säugten,
Lächelnd auf euren Schlaf sich beugten,
Da ahnten sie nicht daß solch ein Tag
Die zarten Glieder zerreißen mag.
Nicht fänd' ein Weib den sie gebar,
Den eignen Sohn in dieser Schar;
Ein Augenblick ließ keine Spur
Von Antlitz und Gestalt, als nur
Zerschlagne Schädel und Gebein.
Und niederfliegt im Flammenschein
Gebälk, und mancher schwere Stein,
Als wär' er tief ins Land gestampft,
Liegt ganz geschwärzt daher und dampft.
Alles Lebend'ge was im Land
Den Todeskrach gehört, verschwand:
Die Hund' und Geier mit Gekreisch
Flohn von dem unbegrabnen Fleisch;
Das Dromedar brach von der Stange,
Der ferne Stier riß sich vom Strange,
Der Hengst flog über Thal und Hügel,
Mit geborstenem Gurt und zerrissenem Zügel;
Der Bullfrosch aus dem nahen Sumpf
Erhob sein Klaglied rauh und dumpf;
Die Wölf' in Bergesgrotten knurrten,
Wo noch des Echo's Donner murrten;
Der Schakallheerde Bellen scholl
Einstimmig her und klagevoll,
Bald wie ein schreiend Kind und bald
Wie eines Hundes Winseln schallt.
Mit jähem Flug, die Brust zerzaust,
Aus seinem Horst der Adler saust
Und schwingt sich näher auf zur Sonnen;
Die Wolke dort, der er entronnen
War gift'ger Qualm, und schreckerstarrt
Fliegt er empor und schreit! — So ward
Korinth verloren und gewonnen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Bilder aus der Fremde, für die Heimath gezeichnet. Von Lothar Bucher. — Tag und Nacht in London; ein Skizzenbuch. Von Julius Rodenberg. — Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft. Von K. Tomaschek. — Ludwig Uhland. Eine Jubelschrift zum 26. April 1862. Von W. Petsch. — Der Flüchtling; Erzählung aus Neumexiko. Von B. Möllhausen. — Neue Erzählungen. Von Otto Roquette. — Wanderungen im bayrischen Gebirge. Von Ludwig Steub. — Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Robert Prutz. — Die Kaiserbrüder. Historischer Roman in 4 Bänden. Von E. Textmeyer. — Byron und die Frauen. Von W. Claus. — Studien über das englische Theater. Von M. Rapp.

* Von dem Handbuch der Geographie von H. A. Daniel in Halle liegt eine neue Lieferung vor, die vorletzte des Werkes, welches im Sommer noch mit dem Schlußhefte vollständig sein wird. Die jetzt ausgegebene Lieferung enthält die kleineren Staaten Mitteldeutschlands und gelangt bis zum Königreich Hannover; es fehlen also nur noch die Nachbarstaaten desselben. Des Verfassers Fleiß und Kunst, das Wichtigste zu sagen und anschaulich zu gruppiren, tritt auch in diesem Hefte wieder überall hervor; so ist beispielsweise der Abschnitt über Frankfurt ein kleines Meisterstück.

* Das oben angezeigte neue Buch von Ludwig Steub, „Wanderungen im bayrischen Gebirge“, ist eine Ergänzung zu des Verfassers trefflichem Werke „Das bayrische Hochland“ und eine Zusammenstellung von Aufsätzen Steub's in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung.“ Das Buch behandelt vorzugsweise den Chiemsee, Seebruck, Reichenhall, Benedictbeuern, Starnberg und den Würmsee; diese letzten Abschnitte sind ganz neu und haben besonderes Interesse für die Freunde altdeutscher Sage. Am Flüßchen Würm liegt die Reismühle, wo Bertha den großen Kaiser Karl geboren haben soll.

* Balladenchronik. Erzählende Gedichte ernster und humoristischer Gattung von Hermann Marggraff. Leipzig, F. A. Brockhaus. — Der Verfasser, der sich als langjähriger Redacteur der „Blätter für literarische Unterhaltung“ vielfache Verdienste um die Literatur der Gegenwart erworben hat, ließ vor fünf Jahren bei Brockhaus einen stattlichen Band Gedichte erscheinen, über den wir damals nach voller Ueberzeugung Worte warmer Anerkennung schrieben. Seitdem kamen uns von Marggraff keine Poesien zu Gesichte, und wir glaubten, daß er bei der außerordentlichen Thätigkeit, die er hingebend seinem kritischen Journal zuwendet, keine Zeit werde erübrigen können, um dichterisch schaffend weiter zu wirken. Sehr erfreut wurden wir deßhalb, als wir die Anzeige der uns jetzt vorliegenden „Balladenchronik“ lasen. In diesem Bändchen hat der Dichter seine sämmtlichen erzählenden Gedichte der früheren Ausgabe, mit einer guten Anzahl neuer vermehrt, dem Publikum dargeboten. Er sagt selbst in einer kurzen „Vorbemerkung“ darüber: „Einem Dichter kann es wohl geschehen, daß ihn in einem gewissen Zeitmoment das Gefühl überrascht, als habe er nun mit dieser oder jener Gattung seines dichterischen Schaffens abgeschlossen, und in den meisten Fällen wird dieses sich plötzlich aufdrängende Gefühl ein richtiges sein. So ist es mir in Betreff der Balladenproduction ergangen, und ich glaube, mit vorliegendem Bändchen, das ich meinen Freunden und den Liebhabern erzählender, namentlich auch humoristischer Dichtungen hiermit empfehle, mein Schaffen als Balladendichter zum Abschluß gebracht zu haben und dem Publikum einen kleinen Kranz epischer Dichtungen zu bieten, dem sich schwerlich noch eine neue Blüthe und Nachblüthe anschließen dürfte.“ — Die zweite Gruppe „Erzählendes humoristischer Gattung“ ist stark vermehrt worden, und Gedichte wie „Adam und die drei Engel“, „Honorius und sein Hahn“, „Vom faulen Fritz“ u. A. schließen sich würdig den früheren Leistungen in diesem Genre an. In der dritten Gruppe: „Neuestes ernster Gattung“ hat uns besonders das Gedicht: „Nero und sein Schreiber“ gefallen; die Schilderung vom Brande Roms vorzugsweise ist prächtig und großartig. Hervorheben wollen wir noch die Gedichte: „Nächtlicher Besuch“ und „Luthers Feder“ als vorzüglich gelungen. Schließlich sprechen wir die Hoffnung aus, daß der Dichter sich geirrt haben möge in dem Gefühle, mit dieser Gattung seines dichterischen Schaffens abgeschlossen zu haben. Wir sehen gar keinen Grund dazu. Wer wie Marggraff plastisches Darstellungstalent besitzt (und daß es ihm noch in hohem Grade eigen ist, zeigt eben das neuere Gedicht „Nero und sein Schreiber“), der wird auch, wo nur ein entsprechender Stoff sich vorfindet, zur Darstellung angeregt werden. **W.**

* Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz aus den Werken deutscher und ausländischer Schriftsteller älterer und neuester Zeit. Von Carl Contelle. Neue Folge. Iserlohn, Julius Bädeker. — Die erste Sammlung, welche unter dem Titel dieses Buches erschien, wird wohl ziemlich allgemein bekannt sein, da sie in einer Reihe von Auflagen verbreitet ist, was einigermaßen für die Trefflichkeit des Werkes bürgen kann, obgleich manches mäßige Buch heut' zu Tage Glück macht wegen des glänzenden Aeußeren, womit die Armseligkeit des innern Gehaltes verdeckt werden soll. Die vorliegende „Neue Folge“ des Pharus ist so ziemlich im Geiste der ersten redigirt und gewährt in Wahrheit einen schätzenswerthen Reichthum an treffenden Aussprüchen mehr oder weniger berühmter Schriftsteller älterer und neuester Zeit. Natürlich ist nicht Alles gleich tief gedacht, nicht Alles gleich präcis gefaßt, allein daraus kann dem Sammler kein Vorwurf erwachsen, denn auf der Goldwage läßt so etwas sich nicht abwägen, und dem Einen gefällt Dies, dem Andern Jenes. Jedenfalls bewährt sich hier das Goethe'sche Wort: „Wer Vieles bringt, wird Allen Etwas bringen“, und das nur hat der fleißige Sammler, dessen Belesenheit wirklich staunenswerth ist, mit seiner Anthologie gewollt. **W.**

* Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie von Dr. A. Petermann. 1862. IV. — Man spricht in neuerer Zeit wieder viel von der Durchstechung von Central-Amerika behufs eines Schiffskanals, und zu den vorgeschlagenen Localitäten gehört auch der Isthmus von Panama. Es ist höchst merkwürdig, wie wenig man von dieser Region weiß, nicht bloß Angesichts eines solchen Projects, sondern auch weil der Isthmus von Panama eine der lebhaftesten und wichtigsten Weltstraßen trägt, — die Eisenbahn von Aspinwall nach Panama, welche seit einer Reihe von Jahren die Hauptverbindung zwischen dem atlantischen und großen Ocean vermittelt. Die Linie dieser Eisenbahn ist freilich genau bekannt, was aber links und rechts davon liegt, ist eine ziemlich vollständige terra incognita. Selbst die schmalste nur sieben deutsche Meilen breite Stelle des Isthmus zwischen dem Golf von San Blas und der Bayono Mündung war noch nie von einem Europäer durchreist. Erst im Februar 1858 unternahm Dr. Moritz Wagner eine Entdeckungs-Expedition dahin, welche für die Kunde des Isthmus äußerst wichtig ist, obgleich die mannichfachen Schwierigkeiten der Erforschung dieser Gegenden so außerordentlich groß sind, daß Dr. Wagner's Expedition nur 23 Tage dauern konnte und 600 Dollars kostete. Trotzdem sind die Resultate von Wichtigkeit, indem sie die Existenz einer ununterbrochenen Bergkette von 600 Meter mittlerer Höhe darthun, so daß an einen Kanalbau in diesem Theile Central-Amerikas nicht wohl zu denken ist. Der Bericht über diese Reise findet sich in dem obengenannten Heft und ist von einer von Dr. Petermann trefflich ausgeführten Specialkarte im Maßstabe von 1:750,000 begleitet. — Außerdem enthält das Heft: Die Gebirgsgruppe der hohen Tauern, nach den Untersuchungen des k. k. Oberstlieutenants Karl von Sonklar bis zum Jahre 1861; M.'s von Beurmann Reisen in Nubien und dem Sudan, 1860 und 1861. Viertes Kapitel: von Suakin nach Kassela; und Ausflug der Herren Th. von Heuglin, Dr. Steudner und H. Schubert von Adoa nach Axum, November 1861.

* Es ist wieder ein Band vom „neuen Pitaval“, der einunddreißigste, ausgegeben. — Von der kleinen Schrift „Fichte, der Held unter den deutschen Denkern“ von Adolf Stahr ist eine zweite Auflage nöthig geworden. — Der fünfundsiebzigste Geburtstag Ludwig Uhlands ist am 26. April an manchen Orten festlich begangen worden. Der Dichter ist kaum von einer schweren Krankheit wieder hergestellt. — Der Lustspieldichter Roderich Benedix hat von der Universität Leipzig den Doctortitel erhalten. — In den letzten Tagen des April hielt in Weimar der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung seine Jahresversammlung. — Robert Prutz hat einen Roman „Oberndorf“ vollendet, welcher in drei Bänden demnächst bei Brockhaus erscheinen soll; das „deutsche Museum“ theilt ein Bruchstück mit.

* Das neue Kunst-Museum in Weimar, für welches der Landtag die erforderlichen Mittel bereitwilligst votirt hat, wird sowohl durch seinen reichen Inhalt als durch seinen Bau selbst ein herrliches Denkmal deutscher Kunst darstellen. Insonders wird dieses mit der sogenannten Preller-Gallerie der Fall sein, in welcher dieser Meister die Odyssee in bildlichen Darstellungen und zwar al tempera zur Anschauung bringen wird, eine Lieblingsidee, mit welcher er sich schon seit langen Jahren beschäftigt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℛ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 19. Bremen, 11. Mai. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Reinhold Lenz.

Von J. W. Schaefer.

Wir begegnen in der Geschichte der Kunst und Literatur häufig jenen problematischen, halbentwickelten Talenten, die durch geniale Anlagen, durch die stets erneuten Versuche, das ihnen vorschwebende Ideal in entsprechenden Formen zur Darstellung zu bringen, uns mächtig anziehen, denen aber das Eine und Letzte aller künstlerischen Gestaltung unerreichbar bleibt, wodurch ihre Leistungen ein Anrecht erhielten, in die Reihe jener Kunstschöpfungen gestellt zu werden, welche für alle Zeiten Wirkung und Bedeutung haben. Es giebt viele geistvolle Versuche und Entwürfe, die, weil sie momentan die geistige Entwickelung unterstützten, zu eingehender Betrachtung zu reizen, Achtung und Theilnahme zu verdienen vermögen, ohne hinreichend zu sein, der Nachwelt zur Bewunderung und zum Studium zu dienen. Wenig mehr als ein historisches Interesse flößen uns jetzt die Dichtungen der jungen Stürmer und Dränger ein, deren stolze Hoffnungen durch Goethe's Jugend sich schlingen. Ihre Namen erhält mehr der unvergängliche Reiz, mit welchem er die Schilderung seiner Jünglingsjahre ausgestattet, in lebendiger Erinnerung, als die Anziehungskraft ihrer dichterischen Werke, mochte gleich theilweise deren Erfolg im ersten Moment ihres Erscheinens sie in der Täuschung erhalten können, nicht kleiner zu sein, als der „Bruder auf dem Parnaß.“ Wie es eine Zeit gab, in der man alles Ernstes Bürger für ein größeres Dichtertalent hielt, als seinen strengen Beurtheiler, der noch keinen Wallenstein verfaßt hatte, so gab es auch für Reinhold Lenz eine goldene Zeit der Bewunderung, wo selbst ein Klopstock eines seiner anonym erschienenen Dramen für ein Werk Goethe's halten konnte und der einsichtsvolle Schröder in Hamburg, der die Dramen Shakspere's zuerst auf die deutsche Bühne brachte, sie vor allen andern als „theatralisch“ auszeichnete. Der Nation ist Lenz ziemlich fremd geblieben. Selbst nachdem durch die von Ludwig Tieck im Jahre 1828 veranstaltete Sammlung seiner Werke aufs neue die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt war, blieb doch die eingehendere Beschäftigung mit ihnen auf die historische Literaturforschung beschränkt, und das Urtheil der Literatoren war eben so wenig, wie das von Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ ausgesprochene, besonders geeignet, ihnen eine allgemeinere Theilnahme zuzuwenden.

Ein neuer Versuch, den unglücklichen Dichter in der Schätzung der jetzigen Zeit zu restituiren, nicht allein seinen Lebensschicksalen unser Mitgefühl, sondern auch seinen Dichtungen eine größere Anerkennung zu verschaffen, ist vor kurzem von O. F. Gruppe gemacht: Reinhold Lenz, Leben und Werke. Mit Ergänzungen der Tieckschen Ausgabe. (Berlin, A. Charisius, 1861). Ich will es dahin gestellt sein lassen, ob nicht der Verfasser durch eine kürzere Fassung der Untersuchungen und durch planmäßigere Anordnung seinem Buche einen günstigeren Erfolg gesichert hätte. Die philologische Gründlichkeit, mit der die spärlichen Mittheilungen über Lenz zusammengestellt, im Einzelnen, nicht ohne manche Wiederholungen, abgewogen und durch Stellen und Auszüge aus seinen Werken beleuchtet werden, wird für Leser, die nicht mit ähnlichen Untersuchnngen beschäftigt sind — und der Verfasser hat ein weit größeres Publikum im Auge — im Verlauf des Buches ermüdend sein. Das dramatische Interesse der Biographie hört schon mit dem Ende des achten Abschnitts auf; zwei Drittel des Buches enthalten die dazu gehörenden, überaus breit angelegten Excurse. Gleichwohl ist die aufrichtige Forschung nach Wahrheit unter allen Umständen etwas werth. Die biographischen Nachrichten über Lenz sind mit einer Vollständigkeit gegeben, wie wir sie noch nirgends zusammengestellt finden, und auch in den psychologischen Erörterungen, die sich vornehmlich an Lenz' Dichtungen anlehnen, folgen wir dem Verfasser gern, wenn auch mitunter die Vorliebe für den in den Vordergrund gezogenen Schützling das ruhige Urtheil über Andere beeinträchtigt hat.

Weniger vermag ich Herrn Gruppe in dem beizustimmen, wo sie sein ästhetisches Urtheil über Lenz als Dichter geleitet hat. Nach meiner Ansicht — und ich glaube, daß die meisten Beurtheiler auch nach dem Erscheinen von Gruppe's Schrift sie theilen werden, — hat Lenz auf die hohe Stellung, die ihm Herr Gruppe in unserer Literatur anweisen möchte, kein Anrecht. Wer wollte in seinen Dichtungen den mächtigen poetischen Drang eines begabten Jünglings verkennen? Allein die kühnen, überall hervorleuchtenden Blitze der Genialität gleichen doch nur einzelnen Streiflichtern, die mit der Sonnenklarheit des echten Künstlergeistes wenig gemein haben. Man sagt wohl von solchen früh zu Grunde gegangenen Talenten, sie seien in ihrer Entwickelung gehemmt, sowie Bürger von sich selbst urtheilt, seines Lebens Keime seien gestorben, werth eines besseren Lenzes. Allein so wenig Bürger in einer glücklicheren Lebenslage etwas Höheres erreicht hätte, als da er mit seiner Lenore sich die Herzen in ganz Deutschland eroberte, eben so wenig würde aus Lenz' dramatischen Jugend-

arbeiten eine Iphigenie, ein Wallenstein sich entwickelt haben; die Grenzen waren ihm früh genug gezogen. Hierüber will ich mit Herrn Gruppe nicht weiter rechten, im Gegentheil anerkennen, daß er in einzelnen Fällen oberflächlich absprechende Urtheile nach Gebühr zurückgewiesen und zu einer richtigeren Würdigung wesentlich beigetragen hat. Vorzugsweise halte ich mich an den biographischen Inhalt seines Werkes und hoffe es am besten zu empfehlen, wenn ich das Ergebniß seiner Untersuchung in kurzer Darstellung zusammenfasse.

Jacob Michael Reinhold Lenz war am 12. Januar 1750 zu Seßwegen in Liefland geboren, der zweite Sohn des dortigen Geistlichen. In Dorpat, wohin sein Vater einige Jahre später als Prediger der deutschen Gemeinde berufen war, besuchte er die lateinische Schule. Sein poetisches Talent, zuerst angeregt von Klopstock's Messiade, dem trojanischen Roß der damaligen Dichterliteratur, entwickelte sich frühzeitig. Ein uns erhaltenes Bruchstück eines religösen Gedichts in Hexametern, „Gedanken von dem Versöhnungstode Christi“, giebt uns Nachklänge jener Dichtung mit einer anerkennenswerthen Sprachgewandtheit. Durch Lessing erhielt Lenz die erste Richtung auf das Drama. Unter dem frischen Eindrucke der kurz zuvor bekannt gewordenen Minna von Barnhelm verfaßte er als sechszehnjähriger Jüngling bei Gelegenheit der Hochzeitsfeier eines Barons Igelström das kleine Lustspiel „Der verwundete Bräutigam“ (erst 1845 bekannt geworden); es war ein Beweis von seiner Naturanlage für dramatische Poesie wie von dem Vertrauen, das man bereits in sein jugendliches Talent setzte, indem man ihm eine solche Arbeit übertrug.

Die Neigung zur Poesie begleitete ihn 1768 auf die Universität Königsberg, wo er sich theologischen Studien widmete. Das umfassende Gedicht „Die Landplagen“ in sechs Gesängen, womit er 1769 an die Oeffentlichkeit trat, hält sich in der bis dahin beliebten Bahn poetischer Beschreibung, welche von Klopstock, Kleist und Thomson Form und Farbe entlehnte. Die Beschäftigung mit Lessing's Laokoon und Herder's theoretischen Schriften mochte ihm bald diese Dichtgattung für immer verleiden. Schon hier ist der Einfluß der englischen Poesie bemerkenswerth. Eine Uebersetzung von Pope's Essay on criticism fällt noch in die Periode seiner akademischen Jahre. Das theologische Studium scheint dabei zu kurz gekommen zu sein, ward auch vor der Zeit abgebrochen, da Lenz im Jahre 1770 zwei Herren von Kleist, die in französische Kriegsdienste zu treten wünschten, als Hofmeister und Gesellschafter nach Straßburg begleitete. Der vielseitige Umgang, in welchem er hier lebte, die geistigen Anregungen, die er in den literarischen Kreisen der damals noch deutscheren Universität erhielt, und die Muße, die ihm mehrere Jahre hindurch die freie Wahl seiner Beschäftigungen möglich machte, alles dies vereinigte sich aufs günstigste, um seiner poetischen Production förderlich zu sein. Diese richtete sich jetzt fast ausschließlich auf das Drama. Vor einer Hinneigung zu den beschränkten französischen Formen hatte die Bekanntschaft mit Lessing's Schriften ihn von vornherein bewahrt. Naturwahrheit, kühner Griff in wirkliche Lebensverhältnisse, freie Behandlung der äußern Form war sein Augenmerk; Plautus und Shakspere, die er, ihrer Sprache mächtig, an der Quelle studiren konnte, wurden seine Vorbilder. Wieland's Uebersetzung, die den Shakspere zuerst bei uns einführte, bot ihm keine Genüge mehr; er übertraf ihn in der Kunst, Shakspere's humoristische Darstellung wiederzugeben, durch die für jene Zeit vortreffliche Uebertragung von Love's labour's lost.

Hieran arbeitete er grade zu der Zeit, als Goethe mit ihm in nähere Bekanntschaft trat. Die Beschäftigung mit Shakspere ward ein mächtiges Band der Freundschaft; hier konnte Goethe von Lenz lernen, wie er von Herder gelernt hatte. Doch auch Lenzens angenehme Persönlichkeit gab der kurzen Zeit ihres Umgangs einen bedeutenderen Gehalt. „Klein, aber nett von Gestalt“ — so schildert ihn Goethe in Dichtung und Wahrheit —, „ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge [die Bezeichnung ist nicht außer Acht zu lassen] vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eines begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Mann gar wohl anstand.“

Goethe war nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt und arbeitete am Götz von Berlichingen. Lenz versuchte die Conflicte des modernen socialen Lebens zu schildern; er verfaßte den Hofmeister, ein „Lustspiel“ oder vielmehr bürgerliches Schauspiel, das erst nach dem Götz ans Licht trat, so daß seine Wirkung abgeschwächt war, gleichwohl noch effectvoll genug, um den jungen Dichter in die Reihe derjenigen zu stellen, welche allen herkömmlichen Formen den Krieg erklärten und vom Drama vor Allem „nackte Natur“ verlangten, die hier allerdings unverschleiert genug vor uns hintritt. Rastlos fuhr er nach dem ersten glücklichen Wurf fort zu schaffen, so daß sich in wenig Jahre die bedeutendsten Erfolge seiner dramatischen Muse zusammendrängen, der neue Menoza, die Soldaten, die Freunde machen den Philosophen. Andere waren entworfen und nach Lenz' Angaben zu schließen theilweise schon 1776 vollendet. Daneben erschien 1774 seine Bearbeitung von fünf Stücken des Plautus, welche er modernen Verhältnissen anpaßte — wie schon Lessing in seinem Lustspiele „Der Schatz“ versucht hatte — und ausdrücklich „fürs deutsche Theater“ bestimmte; Goethe, dem man einigen Antheil an der Bearbeitung zuschreibt, beförderte sie zum Druck*).

Zu gleicher Zeit war Lenz ein eifriges Mitglied der unter Salzmann's Leitung 1775 gestifteten literarischen Gesellschaft, zu deren Secretär er gewählt wurde. Die Gegenstände seiner Vorträge, deren Titel uns aus den in Straßburg aufbewahrten Protokollen mitgetheilt sind, deuten auf vielseitige literarische Interessen. Aus dem, was wir von seinen „Briefen über Werthers Moralität“ erfahren, müssen wir auf seine offenherzige Zustimmung zu dem Urtheil der Verehrer seines vom Ruhme schneller emporgetragenen Freundes schließen, welcher, durch spätere Vorfälle gegen Lenz eingenommen, mit Unrecht die Beschuldigung ausgesprochen hat, Lenz habe ihm in der Meinung des Publikums zu schaden gesucht. Wenn er dahin auch den Umstand zählt, daß Lenz die gegen Wieland gerichtete geniale Satire „Götter, Helden und Wieland“ habe drucken lassen, so wissen wir, daß Goethe dieser Druck keineswegs unerwartet und so ganz ungelegen kam, wenn er gleich ein Jahr später, als er mit dem weimarischen Hofe in Berührung trat, ihn hinwegwünschte, ferner daß Lenz zu gleicher Zeit nahe daran war, das Nämliche zu wagen und mit demselben scharfen Urtheil gegen Wieland's Poesie an die Oeffentlichkeit zu treten. Sein satirisches Drama „Die Wolken“, namentlich gegen Wieland

---

*) Sie enthalten fünf Plautinische Stücke: Das Väterchen (Asinaria); die Aussteuer (Aulularia); die Entführungen (Miles gloriosus); die Buhlschwester (Truculentus); die Türkensklavin (Curculio). Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, die Leser des Sonntagsblattes auf die vor kurzem im Verlage der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienene Uebersetzung der vier anziehendsten Lustspiele des Plautus (Trinummus, der Bramarbas, die Gefangenen, das Schiffstau), aufmerksam zu machen, durch die W. A. B. Hertzberg auf's neue einen Beweis von seiner formgewandten und geistvollen Uebersetzungskunst gegeben hat. Die deutsche Bearbeitung ist so treu, selbst in Beobachtung der metrischen Formen des Originals, als es die Eigenthümlichkeit unserer Sprache nur irgend gestattet, und in jeder Hinsicht den besten Uebertragungen antiker Dramen ebenbürtig.

gerichtet, wurde jedoch von ihm noch kurz vor dem Drucke wegen seiner Pläne auf Weimar zurückgezogen. Es ist entweder verloren gegangen oder, wie Gruppe vermuthet, eins mit der Humoreske Pandaemonium germanicum, das erst 1819 nach dem Originalmanuscripte abgedruckt worden ist.

In eben jenen Jahren des dramatischen Schaffens entfaltete sich für Lenz ein bewegtes Gemüthsleben, das für den Augenblick seiner Dichterkraft neue Schwingen verlieh, aber bald mehr zerstörend als heilend und belebend wirkte. Eine leicht entzündliche Dichterseele, wie die seinige, welche, unbesorgt um die Zukunft, sich ganz den Träumen der Phantasie hingab, zumal in einer Zeit, wo die Werther-Schwärmereien als ein idealisches Dasein galten, konnte dem Reiz weiblicher Anmuth nicht gefahrlos nahen; seine Dichtungen lassen auch auf die Macht sinnlicher Erregbarkeit schließen, die zu der sittlichen Haltung, die Gruppe seinem Helden zuschreiben möchte, gar wenig paßt. Goethe besaß die Energie, sich aus den stürmischen Fluthen der Leidenschaft zu retten, und, wenn die Wogen sich gelegt, der poetischen Perlen sich zu erfreuen, die sie ans Ufer geworfen hatten. Lenz hatte den Stürmen, die sein Jugendleben bewegten, nicht eine gleiche Kraft entgegenzusetzen.

Das Vorspiel beginnt, so viel uns bekannt ist, — ähnliche Liebeständeleien mochten schon vorausgegangen sein — in Sesenheim, wo jeder Leser von Goethe's Dichtung und Wahrheit durch den Zauber seines jugendlichen Liebesidylls heimisch geworden ist. Daß Lenz sein Nebenbuhler und Nachfolger in Friederikens Liebe geworden ist, hat Goethe dort absichtlich verschwiegen, um den dichterischen Eindruck nicht zu beeinträchtigen, obwohl wir anderweitig erfahren, daß Goethe, selbst aus Friederikens eigenem Munde, von Lenzens Liebeswerbung wußte.

Es war ein Jahr nach Goethe's Abreise von Straßburg, als Lenz, während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Fort Louis, in dem Pfarrhause des nahegelegenen Sesenheim zu häufigen Besuchen sich einfand. Als ein junger Mann von gewinnender Persönlichkeit, dazu Candidat der Theologie, hatte er es leicht, sich das Zutrauen des alten Pfarrers zu erwerben, dessen Amt er mehrmals auf der Kanzel versah. Seine Bewerbung um Friederike konnte von den Eltern nur mit günstigen Augen angesehen werden. Eine aufrichtige Herzensneigung scheint es mir (Herr Gruppe ist anderer Ansicht) weder von seiner noch von Friederikens Seite zu sein. Für ihn war es, trotz seiner im schwärmerischen Modestil geschriebenen Briefe an Salzmann, doch nur ein eitles Spiel zu vorübergehender Unterhaltung eines flatterhaften Dichtergenies; er dachte nicht an eheliche Verbindung, noch an ein Pfarramt, das ihm zuwider war. Wenn Friederike den Wünschen der Eltern und seiner, wie es anfangs scheinen mußte, treugemeinten Bewerbung so weit nachgab, daß Lenz sich selbstgefällig eines Veni, vidi, vici! rühmen konnte, so war es nicht Leichtsinn, noch war darum Goethe's Bild so schnell in ihrem Herzen erloschen, sondern wir gedenken entschuldigend der eigenen Worte Goethe's im Götz: „Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar.“ Die Eltern scheinen bald selbst eingesehen zu haben, daß der unruhige Lenz kein Vertrauen verdiene; denn nach seiner Rückkehr nach Straßburg ist der Verkehr mit ihm völlig abgebrochen. Daher können Friederikens Worte an Goethe, daß Lenz sich um sie beworben habe, aber abgewiesen worden sei, der Hauptsache nach mit der Wahrheit recht gut bestehen.

In Straßburg fand Lenz ein anderes weibliches Ideal, das ihn mit der glühendsten Leidenschaft erfüllte. Während uns kein einziges Lied von seiner Liebe zu Friederike Kunde giebt — kaum möchten wir, wie Gruppe thut, uns rasch zu der Vermuthung entschließen, diese Gedichte seien von ihm absichtlich vernichtet worden — so macht ihn nunmehr die Liebe zum Lyriker. Der Gegenstand dieser Leidenschaft, die für sein Leben verhängnißvoll werden sollte, ist Adelaide Baronin von Waldner, deren Bekanntschaft er gegen das Jahr 1774 machte. Ihr sind die beseeltesten Töne seiner lyrischen Poesie gewidmet, so daß Gruppe, der in allen Theilen seiner Biographie der Bewunderung für seinen Schützling Ausdruck giebt, bei diesen erotischen Poesieen zu dem extravaganten Ausspruch greift, daß wir es hier mit einem der größten Lyriker nicht nur Deutschlands, sondern aller Zeiten zu thun haben. Zu einem solchen Range berechtigen nach meinem Dafürhalten die Gedichte auf Adelaide keineswegs, und ich glaube doch nicht zu den „fühllosen“ Kritikern zu gehören, gegen die der Verfasser wiederholt seine Entrüstung ausdrückt. Einzelne Stellen treten mit ergreifender Gewalt hervor, aber dann zerfließt die Empfindung wieder im Verlauf des Gedichts. Das treffliche Lied „Mit schönen Steinen ausgeschmückt“ (Gruppe, S. 91) hat doch seinen Werth durch die beiden Anfangsstrophen; die folgenden sind nur ein schwächerer Nachhall des in ergreifenden Tönen angeschlagenen Accords.

Das pathologische Interesse, mit dem uns das Werden und Aufflammen dieser Liebesleidenschaft erfüllt, steigert sich, wenn wir gegen den Frühling 1776 den jungen Dichter von Straßburg nach Weimar begleiten. Hier war inzwischen Goethe als Freund und Rathgeber eines Fürsten zu Einfluß und Ansehen gelangt, Fräulein von Waldner lebte als Hofdame in der Nähe der Herzogin Luise. Mit was für Zukunftsträumen mochte er sich auf den Weg machen! Aber er langte an „die Todeswunde tief in der Brust“ — denn unterwegs hatte er erfahren, daß Adelaide verlobt sei, und so erklären sich die melancholischen Worte, womit er Goethe von seiner Ankunft in Weimar in Kenntniß setzte: „Der lahme Kranich ist angekommen, er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz.“

Die freundliche Aufnahme, die er in der weimarischen Gesellschaft fand, that ihm wohl; er war in mannigfachem Verkehr mit der herzoglichen Familie und den literarischen Notabilitäten; selbst mit Wieland, dem sonst gehaßten und verfolgten, stand er im besten Einvernehmen. An Lavater, der damals der Vertraute seines Herzens war, schreibt er einige Wochen nach seiner Ankunft in seiner gewöhnlichen überschwänglichen Weise: „Ich bin hier verschlungen vom angenehmen Strudel des Hofes, der mich fast nicht zu Gedanken kommen läßt, weil ich den ganzen Tag oben beim Herzog bin.“ Gleichwohl hatte Lenz, der nur gewohnt war, sich bequem gehen zu lassen, sich nicht jene besonnene Haltung zu eigen gemacht, welche erforderlich war, um auf dem glatten Boden fürstlicher Salons nicht zu straucheln, und die leidenschaftliche Erregtheit, in die er durch die Nähe der im Kreise des Hofes lebenden Geliebten gerieth, erhöhte die Gefahr für ihn. Sein Erscheinen in einer Dominomaske auf einem Hofball, zu dem er nicht geladen war, gab nach Goethe's Ausdruck „ein Lachfieber“; Böttiger und Falk haben den Vorfall so erzählt, wie ihn die Klatschlust boshaft vergrößert hatte. Wieland schreibt am 13. Mai: „Lenz am Hofe! — Was dünkt euch dazu? Seit er hier ist, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder den andern Streich ausgeführt, der jeden anderen als ihn in die Luft gesprengt hätte. Dafür wird er nun freilich auch was Rechtes geschoren; aber das ficht ihn nicht an, er geht seinen Weg fort.“ Man sah über Manches hinweg und behielt ihn lieb. Auch Goethe bestätigt es, indem er im Juli an Merck schreibt: „Lenz ward endlich gar lieb und gut in unserem Wesen, sitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, so glücklich, als er sein kann.“

Damals weilte Lenz längere Zeit in Berka, nicht, wie Goethe

meinte, in einer glücklichen Stimmung, sondern in der Einsamkeit versank er tiefer in sich selbst. Zu viel hatte in kurzer Zeit auf ihn eingestürmt; auch das kam noch hinzu, daß er mit Vater und Bruder zerfallen war. Sein Gemüth hatte gelitten, der Geist konnte, obwohl er sich noch vielfach in poetischen Productionen versuchte, das Seelenleid nicht mehr bewältigen. Als er gegen den Herbst nach Weimar zurückkehrte, war er ein Anderer geworden, „ein krankes Kind“, wie Goethe an Merck schreibt; „wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm vom Spielzeug, was er will.“

Das Spielen hatte indeß bald ernstlichere Vorfälle zur Folge. Gruppe hat über „die Katastrophe zu Weimar“ alle Briefstellen und auch die leisesten Hindeutungen in Lenz' Dichtungen, die darauf Bezug haben können, zu einem weitläufigen Zeugenverhör zusammengebracht, als gälte es eine Wallenstein'sche Haupt- und Staatsaction, „die eine Welt im Sturze nach sich reißt.“ Trotzdem gewinnen wir nur ganz winzige Resultate. Lenz, dem man bisher Vieles verziehen hatte, verletzte mehr und mehr die Grenzen conventioneller Gesellschaftssitte, die selbst unter dem genialen Treiben des Weimarer Hofes ihr Ansehen nicht ganz verloren hatte. Seine Leidenschaft für Adelaide mußte hier Alles verderben; er hielt ihre Verlobung für eine nur der Convention angehörige, und war in dem festen Glauben, daß ihm eigentlich dies Herz gehöre, ganz der Standpunct Werther's. Nun erfolgten Zurechtweisungen ernster Art, und wohl auch aus Goethe's Munde. Dadurch wurde sein Ehrgefühl erregt; er meinte denn doch nicht mehr die gute Sitte zu verletzen als die ihn zur Rede stellten, und vergaß nur, daß er weder der Herzog noch Goethe war, denen er sich im Dichterselbstgefühl an die Seite setzte. Er ließ seiner Zunge freien Lauf und scheint namentlich Goethe beleidigt zu haben, indem er sich über dessen Verhältniß zu Frau von Stein ausließ. Wieland, der ihn sonst harmlos genannt hatte, hält jetzt die Bezeichnung von boshaft und impertinent nicht zurück; kurz er hatte Viele in der Gesellschaft des Hofes gegen sich aufgebracht. Der entscheidende Auftritt erfolgte am 29. November, wo er wahrscheinlich vor den Augen mehrerer Personen des Hofes seine Geliebte mit einer anstößigen Zudringlichkeit überrascht und dadurch die sittenstrenge Herzogin persönlich beleidigt hatte.

Lenz erhielt herzoglichen Befehl, Weimar auf der Stelle zu verlassen; ein Tag Aufschub, um den er durch Herder bitten ließ, wurde ihm stillschweigend gewährt. Der Vorfall war der Art, daß die sonst so schwatzhafte weimarische Gesellschaft in den uns bekannt gewordenen Briefschaften wie auf ein gegebenes Wort über das Einzelne ein völliges Stillschweigen beobachtet hat; selbst von einem in Herder's Nachlaß befindlichen Briefe Lenzens, worin sich dieser gegen Herder zu rechtfertigen sucht, ist das Blatt, worin die näheren Umstände zu lesen sein würden, abgerissen und vernichtet. Goethe schreibt an Frau von Stein die kurzen Worte: „Lenz hat mir weggehend noch diesen Brief an Herzogin Luise zugeschickt, übergeben Sie ihn, liebe Frau. Die Sache reißt wieder so an meinem Innersten, daß ich erst da dran wieder spüre, wie tüchtig es ist und was aushalten kann.“ Goethe war bei diesen Vorgängen schwer beleidigt, aber zu der Vermuthung, daß gerade er seine Wegweisung betrieben habe, ist auch nicht der leiseste Grund. Mich dünkt, Goethe ist in seinem ganzen Verhalten gegen Lenz nicht der geringste Vorwurf zu machen, und von Neid und Eifersucht in der Liebe und im Ruhm kann keine Rede sein. Ob jene Vorgänge in der weimarischen Hofsphäre auf Goethe's Tasso influirt haben, wie Gruppe annimmt, muß dahingestellt bleiben. Die Grundzüge zu der Darstellung eines leidenden, mit der Welt zerfallenen Dichtergemüths fand Goethe in seinen Jugenderlebnissen so vielfach vor und waren schon in Tasso's Lebensereignissen so deutlich vorgezeichnet, daß nicht grade Lenz, dem zum Tasso doch allzuviel fehlte, zu diesem Bilde gesessen zu haben braucht.

Von der Abreise aus Weimar hatte Lenz nicht mehr weit bis zum Wahnsinn. Zunächst arbeitete er noch rastlos fort. Vieles von ihm wurde in den nächsten Jahren zum Druck befördert, so daß er nicht Mangel kann gelitten haben. Den Winter verlebte er in Emmendingen bei Schlosser, Goethe's Schwager, oder in dessen Nähe. Das ruhige klare Gemüth seiner Gattin übte auf Lenz eine heilende Wirkung; er selbst hat es dankbar bekannt:

> Ihr zart Gefühl, das jeden Mißlaut spürte,
> Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,
> Der nicht der Wahrheit Stempel führte.

Im nächsten Frühling (1777) ging er wieder auf Reisen, hielt sich an verschiedenen Orten der deutschen Schweiz auf, verweilte lange bei Lavater, dessen milder Zuspruch ihm besonders jetzt erquickend sein mußte, und machte die Bekanntschaft mit vielen in der Literatur hervorragenden Männern, an denen die Schweiz damals reich war. Die Wirkung war anders, als man hätte erwarten mögen. Verstörten Geistes kam er im folgenden Winter in die oberen Rheingegenden zurück. Im Hause des Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Steinthal hatte er Anfälle von Wahnsinn; nur mit Mühe hielt man ihn vom Selbstmorde zurück. Dazwischen hatte er wieder Perioden, wo sein Geist klar und heiter war, so daß er mehrmals den Pfarrer, in dessen Pflege er war, auf der Kanzel vertrat. Bei dem Besuche in Schlosser's Hause zu Emmendingen, wo er Cornelia nicht mehr fand, brach die Krankheit des Gemüths aufs neue hervor und steigerte sich bis zur Tobsucht, so daß man ihm Ketten anlegen mußte! Einigermaßen geheilt, wurde er von Schlosser in dem Hause eines Schuhmachers untergebracht. Er war jetzt mit seinem Loos und seiner Umgebung so zufrieden, betrieb sein Handwerk mit solcher Lust, als wäre jede Erinnerung an all seine Zukunftsträume, an Dichterglorie und Frauenhuld, an Hofsäle und Fürstenumgang auf immer verbannt. Hier wie demnächst durch einen Landaufenthalt zu Wyswyl war er so weit wieder hergestellt, daß er im Sommer 1779 in Begleitung seines Bruder in die Heimat zurückkehren konnte. Aber der Geist war für immer gebrochen, und von jenem Lenz, auf dem die Hoffnungen Deutschlands geruht hatten, war wenig mehr übrig geblieben.

Lenz lebte anfangs zu Riga, wohin sein Vater als Generalsuperintendent berufen war. Er bemühte sich um ein Lehramt, aber vergebens. Eine Sammlung seiner Werke, für die er seine weimarischen Gönner, mit denen er wieder in Correspondenz trat, zu interessiren suchte, — auch der Herzog hatte seine Hand nicht ganz von ihm gezogen — kam nicht zu Stande, wie es scheint, in Folge seiner Unentschlossenheit. Einige Jahre darauf begab er sich nach Petersburg, und da hier sich keine besseren Aussichten für ihn eröffnen wollten, nach Moskau. Einiges erwarb er sich durch mechanisches Uebersetzen; doch konnte der Erwerb nicht hinreichen, ihn vor Dürftigkeit zu schützen. Größere Dichtungen brachte er nicht mehr zu Stande, und selbst die kleineren sind matt und unklar. Gleichwohl verlor er nicht das Gefühl seines Werthes, das durch unzählige Demüthigungen nur noch mehr zum Trotz gesteigert ward. Obschon er von Unterstützungen, beinah von Almosen lebte, so war er doch beleidigt, wenn man ihm unaufgefordert Gaben anbot. Der Tod machte am 24. Mai 1792 seinem traurigen Dasein ein Ende. Ein russischer Edelmann, in dessen Hause er lange Zeit gelebt hatte, sorgte für sein Begräbniß.

Das ist der tragische Verlauf eines Dichterlebens, von dem Gruppe nicht mit Unrecht sagt, daß es „das vollständige Romaninteresse“ besitze. Es ist kaum zu zweifeln, daß uns bald ein

Roman in üblicher Ausführlichkeit ein um Reinhold Lenz gruppirtes farbenreiches Zeit- und Charaktergemälde vorführen wird. Hier sind die vielfachen Räthsel in Lenzens Leben, bei denen die Geschichte der Literatur sich mit Vermuthungen begnügen muß, bequemer und leichter zu deuten und zu lösen.

---

* Sagen und alte Geschichten aus Stadt und Stift Hildesheim.

Von Karl Seifart.

1.

Wenn auch das uralte, einst von Mund zu Mund gehende Dichten und Denken unsers Volkes, welches sich in den Mythen, Sagen und abergläubischen Vorstellungen ausdrückte, in unserer von moderner Bildung und Kultur durchdrungenen Zeit immer mehr und mehr schwindet, und Sinn und Mund des Volkes mehr und mehr den ursprünglichen Anschauungen, welche ihm aus einem trauteren, innigeren Zusammenleben mit Wald und Feld, mit Wiese und Quell erwachsen waren, entfremdet wird, so hört der Sammler doch noch ab und an einen nachsummenden, verhallenden Klang aus alter Zeit. Auffallend ist es jedoch, wie selbst manche Sage, welche an bestimmten Oertlichkeiten, Häusern, Bäumen, Steinen, Kreuzen, Figuren haftet, sich so sehr aus dem Gedächtniß verlor, daß sie auch dem eifrigen Sammler Jahre lang entgehen konnte. — So verhält sich's mit einer Sage, welche an dem Torso einer altergrauen Steinfigur haftet, die auf einem vorspringenden Balken an der Nordseite des Hildesheimer Rathhauses dicht am Fenster des Sitzungssaals angebracht ist. So viel sich noch aus der verstümmelten Figur erkennen läßt, hat dieselbe einen Bären oder auch eines jener phantastischen Ungeheuer dargestellt, die man als Wasserspeier oder als symbolische Figuren bei gothischen Bauten anbrachte. Die Volkssage behauptet nun, daß unser Torso am Rathhause das Bild des Teufels dargestellt habe, und erzählt, wie folgt:

Vor grauen Jahren stand im Sitzungssaal vor dem versammelten Rath ein Mensch, der eine Bürgerstochter verführt hatte und das abläugnete. Als ihm nun der Eid zugeschoben wurde, vermaß sich der Gottvergessene so weit, daß er an seine Brust schlug und rief: „Ja, wenn ich gethan habe, wessen ihr mich zeihet, so soll mich hier auf der Stelle der Teufel holen!" Kaum war das gottlose Wort über die Lippen gegangen, als mit Donnerkrachen das Fenster zusammenbrach und der leibhaftige Teufel den Meineidigen vor den Augen der entsetzten Rathsherren beim Kragen nahm und mit ihm davonfuhr. Da beschloß der Rath zum ewigen Gedenken der Sache und zur Warnung für alle Schwörenden, jenes Teufelsbild am Fenster anbringen zu lassen. Dasselbe war ehemals viel größer als jetzt und konnte im Sitzungssaal, wenn Schwörende vor dem grünen Tische standen, gesehen werden. Manchen Meineid soll das drohende Bild verhütet haben.

2.

Ein armer Brinksitzer auf einem Dorfe bei Hildesheim, dem seine einzige Kuh gefallen und sein Häuschen abgebrannt war, setzte Gott aus den Augen, verfiel in sündige Verzweiflung und ging mit einem Strick in's Holz, um sich zu erhängen. Er erkletterte eine Eiche, band den Strick um einen Ast, that sich die Schlinge um den Hals und sprang mit den Worten: „Nun denn in Gottesnamen" von dem Zweige herab, auf welchem er gestanden. Knacks! da riß das morsche Seil, und mein Bäuerlein kam unten auf den Rasen zu sitzen, ohne daß er sich beschädigt hätte. Verwundert blickte der Mann zum Baum hinauf und sah zu seinem Schrecken oben auf dem Zweige, um welchen er den Strick gebunden hatte, den Teufel sitzen, der sprach: „Dat Wort härrste man nich seggen sollen, eck woll deck bin Wickel kregen hebben!" (Das Wort hättest du nur nicht sagen sollen, ich wollte dich bei'm Kragen gekriegt haben!). Da fühlte der Bauer mit Dank gegen Gott, welch grauser Gefahr er entgangen war, und gelobte geduldig auszuharren in Kreuz und Leiden.

3.

Die „Tönniesfresser" und der ehrsame Rath.

Die Geschichte, welche wir nachstehend erzählen, begab sich in Hildesheim im Jahre 1498 und ist einer alten, bisher noch nicht durch den Druck bekannt gewordenen Handschrift entnommen. Sie spielt auf der Neustadt Hildesheim, welche sich im Mittelalter aus verschiedenen der alten Stadt nahe gelegenen Dörfern (unter andern aus dem Dorfe Losebeck, weßhalb die Neustädter auch Losebecker genannt wurden) gebildet und ihren eigenen Rath und ihre eigene Verwaltung hatte. Oberherr der Neustadt und ihres wohlweisen Rathes, dem zwei Bürgermeister vorstanden, war neben dem Fürstbischofe der Domprobst. Dies zum Verständniß der nachfolgenden Ueberlieferungen, welche sowohl kulturgeschichtlich interessante Seiten enthalten, als auch ein denkwürdiges Beispiel hohen, bürgerlichen Rechts- und Ehrgefühls bewahren.

Zur Zeit der hier erzählten Begebenheit war es noch allerorts in Deutschland Gebrauch, daß am St. Antonii-Tage die Schweine durch ein großes Feuer gejagt wurden*), weil man des Glaubens lebte, der heilige Antonius bewahre die Schweine vor Seuchen, wenn man sie durch ein solches „Antoniusfeuer" (Tönniesfür) treibe. — Beiläufig sei hier noch bemerkt, daß man auch mit dem Namen Antoniusfeuer eine im Mittelalter stark grassirende Krankheit benannte, welche die Glieder der davon Befallenen schwärzte und ausdörrte, gleich als wären sie verbrannt. Gegen dieses Uebel wandte man sich ebenfalls an den heiligen Antonius um Hülfe, und Gaston, ein reicher Edelmann der Dauphiné, der, seiner frommen Ueberzeugung nach, bei den zu St. Didier la Mothe ruhenden Gebeinen des heiligen Antonius Hülfe gegen jene Krankheit, von welcher sein Sohn befallen war, gefunden hatte, stiftete aus Dankbarkeit im Jahre 1095 die Hospitalbrüderschaft St. Antonii zur Pflege der Kranken und Pilgrime, welche sich bis an das Ende des 18. Jahrhunderts als Orden der Antonier, Antonianer oder Antoniusherren erhalten hat.

Es befand sich nun in der Hildesheimer Neustädter Pfarrkirche St. Lamberti auch ein dem heiligen Antonius geweiheter Altar, und außerdem hatte man, um sich der geneigten Fürsprache des Heiligen zu versichern, eine besondere Stiftung gemacht, nach welcher jährlich zwei Schweine — St. Antonii-Schweine, in damaliger niedersächsischer Mundart „Tönnies Farken" oder „Tönnies Swyn" genannt — gemästet, verkauft und der Erlös auf jenem Altar als Opfer niedergelegt wurde. Der Neustädter Rath beauftragte eine oder mehrere Personen mit dem Füttern und Mästen der Schweine, und außerdem wurde zwei andern Bürgern die Verpflichtung auferlegt, danach zu sehen, daß die Schweine gehörig verpflegt würden, und daß das dafür aufkommende Kaufgeld auch wirklich dem Heiligen als Opfer dargebracht werde;

*) Dieser Brauch ist ohne Zweifel das verchristlichte „wilde Feuer", welches noch jetzt hin und wieder zum Entsetzen der den heidnischen Aberglauben bekämpfenden pastores loci aufflammt; vergl. Grimm Mythologie. 572. W. Müller Altdeutsche Religion S. 142, meine Sagen und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim, Bd. 2, S. 135 und 184 u. a. m.

diese beiden Aufseher wurden »Tönniesherren« genannt. Bezüglich dieser Tönniesherren und der ihrer Obhut anvertrauten Schweine erzählt nun unsere alte, in niedersächsischer Sprache geschriebene Handschrift folgendes, welches wir in möglichst treuer Uebersetzung wiedergeben:

»Es ist geschehen vor manchen Jahren ungefähr, daß die Tönniesherren Schweine hatten, und übergaben solche zur Fütterung Cord Lübbern, der auch ein Burgemeister unserer Neustadt gewesen, und dieser sorgte für die Schweine und verfügte über dieselben mit Wissen und Genehmigung aller drei Räthe bis an sein Ende. Nach seinem Tode übernahm gleiche Sorge für die Schweine dessen Sohn, der Magister Lübbern, der zu St. Lamberti Pfarrherr war, und dieser sorgte für die Schweine gleichfalls mit Wissen des Raths der Neustadt bis an sein Ende. Nach der Zeit aber trieben sich die Tönniesschweine, ohne daß sich Jemand um sie kümmerte, auf den Straßen umher, und dabei erging es ihnen schlimmer wie den Bettlern. Sie hatten ihre Nahrung im Kehricht zu suchen, erhielten auch wohl einmal von einer frommen Hausfrau einen Korb mit Abfall zugeschüttet, konnten aber bei solcher Lebensweise weder Fleisch noch Fett ansetzen, zumal sich die jungen »Losebecker« tagtäglich mit ihnen herumhetzten und Jagd auf sie machten. St. Tönnies kam dabei am schlechtesten weg, denn der Beneficiat seines Altars konnte von den magern Thieren weder Schinken, Speck und Würste, noch Geld für dieselben erhalten, auch waren die Schweine, ein Jahr wie das andere, immer verschwunden, ohne daß man wußte wohin, und ohne daß auch nur Jemand danach fragte. Das Unwesen ging lange Zeit so fort, bis Anno 1497 eine böse Seuche unter den Schweinen der Neustädter ausbrach und der größte Theil derselben dem Halbmeister zufiel. Da erkannten die Neustädter mit Schrecken, daß der heilige Antonius zürne, weil sie ihn um sein Opfer betrogen hatten, und redeten den Tönniesherren und dem Rathe ernstlich ins Gewissen, dafür zu sorgen, daß der Heilige das Seine wieder bekomme und sein Zorn gnädiglich abgewandt werde.

Der Rath einigte sich nun mit Henning Bereheide, daß er die Schweine herberge und deren Fütterung übernehme, worauf Bereheide versprach, er wolle es thun um der Bitte des Raths willen und St. Tönnies zu Liebe. Der Rath trat dann ferner zusammen und beschloß, dem Henning Bereheide, der auch zum Burgemeister der Neustadt erkoren worden war, zwei »Bedematen« des Raths, nämliche Volkmar Meyer und Cord Schenkemeyer, zur Hülfe zu geben, welche mit darauf sehen und dafür sorgen sollten, daß alles St. Tönnies erhalte, was für die Schweine aufkäme, und daß sie darunter keinen eigenen Nutzen suchen sollten, bei ihren Eiden. So gab auch der Rath den drei Männern Befehl, daß sie die Schweine nicht verkaufen sollten ohne Wissen und Vollmacht aller drei Räthe. Und als es nach einiger Zeit geschah, daß einer der drei Gott dem Herrn verfiel und der andere sich aus dem Rathe gebeten hatte, da gab der Rath Henning Bereheide zwei andere Bedematen des Raths, und zwar Hermann Meyer und Bartold Lauenstein, die auch dafür sein sollten, daß Alles St. Tönnies genösse, was von den Schweinen käme, bei ihren Eiden. —

Am Donnerstag vor St. Bartholomäus im Jahre des Herrn 1498 ging nun der Burgemeister Henning Bereheide zu dem Burgemeister Tile Brinkop und sprach zu ihm, er möge zu den Tönniesherren in Hans Holthusen Behausung senden und fragen lassen, wie es dieses Jahr mit den Schweinen gehalten werden sollte; das war aber eine arglistige Rede des Bereheide, der die Schweine mit seinen Gesellen längst über die Seite gebracht hatte.

An demselben Abend schickte der Rath drei Rathsherren an die Tönniesherren. Diese gingen zu Hans Holthus und meldeten ihm ihre Botschaft, worauf derselbe sagte, die Tönniesherren wären mit dem Heiligthum nach den »Süstern«, (d. h. Schwestern, nämlich dem Schwesternkloster, Nonnenkloster), doch wolle er ihnen sagen, daß der Rath bei den Schweinen nicht gethan habe, wie recht sei, man habe die Schinken und Würste vertheilt, und das sei nicht für St. Tönnies. Mit dem kamen die Tönniesherren nach Hause, die drei Rathspersonen gingen zu ihnen und meldeten ihnen ihren Auftrag, Hans Holthus aber fiel dazwischen und sagte, die drei Personen, welche der Rath bestellt habe zur Fürsorge der Schweine, hätten die Schweine vertheilt. — Als das die Tönniesherren hörten, entsetzten sie sich und sprachen zu den drei Rathsherren: Es ist ein Wunder, daß euch das Tönniesfeuer nicht verzehrt hat! — Da erschracken die Rathsherren, gingen heim und trugen dem versammelten Rath vor, wie sie ihren Auftrag vollführt und was sie dagegen zu hören bekommen. Da wurde unter den Versammelten »Umsprache« gehalten und dem Burgemeister Henning Bereheide und den Rathsherren Hermann Meyer und Bartold Lauenstein befohlen, sich aus dem Rathe zu entfernen, damit man unparteiisch beschließe, was in der Sache weiter geschehen solle. Im Abgehen aber kehrte Bereheide wieder um und sagte: »Liebe Herren, hört mich ein Wort oder zwei, ich will euch von dem Handel Weiteres sagen. Die beiden andern haben jeder einen Theil von den Schweinen genommen und mir einen Theil auf dem Tische liegen lassen, und so habe ich meinen Theil genommen wie sie den ihren.«

Auf diese Rede befahl der Rath allen dreien, in ihre Häuser zu gehen und solche nicht zu verlassen bei ihren Eiden, weil sie untreue Verwalter dessen gewesen, was St. Tönnies gehöre.

Groß war der Unwille des Raths, daß drei Mitglieder aus seiner Mitte, daß sogar der Bürgermeister sich einer so unehrlichen That schuldig gemacht habe; noch größer war der Unwille und die Erbitterung der Bürger, und es würde den »Tönniesfressern«, wie man die Uebelthäter nannte, schlimm ergangen sein, wenn der Bürgermeister Brinkop nicht die Bürgerschaft durch das Versprechen strenger Untersuchung und Bestrafung beruhigt hätte. Die Untersuchung wurde auch sofort eingeleitet, viele Bürger wurden eidlich vernommen, und es kam zu Tage, daß nicht nur der Burgemeister Bereheide und die Rathsherren Hermann Meyer und Bartold Lauenstein, sondern auch noch mehrere andere Bürger Theil an der Beraubung des Heiligen genommen, und zwar schon seit Jahren. Von den in diesem Jahre geschlachteten und vertheilten Tönniesschweinen hatte aber bekommen und lieferten wieder ein Tile Wachtel und Henning Meyer zwei Rippenstücke, Henning Holekamp einen Braten, Cord Pustmann zwei Würste, Hinrik Papen und Hans Lauterberg ein Rippenstück und zwei Würste.

Dem Rath that der Schimpf gar wehe, daß drei seiner Amtsbrüder einer peinlichen Untersuchung unterworfen und oft verhört wurden, diese aber wollten über den Ausgang besorgt, nachdem der Burgermeister Bereheide alles bekannt hatte, die Sache gern mit Gelde ausgleichen und St. Tönnies den Schaden ersetzen. Der Rath hörte indeß nicht auf solche Anträge. Für die Bürgerschaft kam noch ein zweiter Gram hinzu, weil nämlich Henning Bereheide in der Procession an Unserer Lieben Frauen-Krautweihetag für einen Burgemeister ging und eine »eischeschwarze Badekappe trug, dessen sich der Rath und alle Bürger schämten.

Es wurde in weiterer Verfolgung der Sache den Tönniesfressern bekannt gemacht, sie hätten ihre That zu verantworten, wie recht wäre, der Rath werde die Sache dem gnädigsten Herrn Bischofe, dem gnädigen Herrn Domprobste und den würdigen Herren des Capitels zur Entscheidung vorlegen, inzwischen aber mit ihnen nicht zu Rathe gehen. — In demselben Jahre gab

nun Bischof Barthold das Erkenntniß, man solle die drei Tönniesfresser wieder im Rathe aufnehmen. Dieser Spruch kam ganz unerwartet und betrübte alle rechtlich Denkenden gar sehr; man war nicht mit Unrecht der Meinung, daß derselbe den Angeklagten viel Gaben und Geschenke gekostet habe, wie auch wahrscheinlich ist, da Bischof Barthold kein Geld hatte und in seiner Geldverlegenheit den Bürgern der Altstadt eine Biersteuer hatte auflegen wollen, auch deßhalb einen Krieg von 1481 bis 1487 geführt hatte und das nöthige Geld nicht herbeizuschaffen wußte.

Der Rath aber, so unzufrieden er mit der Entscheidung war, beruhigte sich bei derselben, kam zusammen und ließ die drei Tönniesfresser wieder an ihrer alten Stelle Platz nehmen. Als dies nun geschehen, stand der Burgemeister Hinrik Meyer im Rathsstuhle auf und legte ihnen von Rechtswegen die Frage vor: „Henning Bereheide, Hermann Meyer und Bartold Lauenstein, begnügt ihr euch und erkennt ihr an, daß der Rath der Neustadt der Entscheidung der gnädigen Herren von Hildesheim nachgekommen ist?“ Diese Frage bejaheten alle drei und dankten dem Rathe. Da sprach der Burgemeister weiter zu den drei guten Freunden: „Bleibt eine Weile sitzen, der Rath will weitere Umsprache halten.“ — Der Rath aber faßte dann einstimmig den Beschluß, sein Amt niederzulegen und die Bürgerschaft am St. Martinsabend „verboten“ (zur Versammlung einladen) zu lassen auf den folgenden Sonnabend Morgens 6 Uhr zu Rathhause bei ihren Eiden zu erscheinen. Es wurde das Schließen der Stadtthore angeordnet und der Schließer befehligt, die Schlüssel auf das Rathhaus zu bringen.

Am Sonnabend Morgen um 6 Uhr waren sämmtliche Bürger auf dem Rathhause, und die Räthe machten sie mit dem Entscheid des Bischofs, daß die drei Tönniesfresser wieder mit ihnen im Rathe sitzen sollten, bekannt; das wollten sie aber nicht thun, denn sie hielten die Tönniesfresser nicht für gut und ehrlich genug, um mit ihnen zu Rathe zu sitzen, darum wollten sie lieber ihr Amt niederlegen und bäten die Bürgerschaft ihnen Rechenschaft abzunehmen. Die Bürgerschaft billigte sammt und sonders dies Verfahren, und der Rath wählte zwölf Mann aus allen drei Bauerschaften zur Rechnungsabnahme, womit sofort verfahren wurde.

Als dies Geschäft beendigt war, die zwölf Mann dem Rath und dieser ihnen gedankt hatten, da gingen alle zwischen die Bürger auf den Markt, und es durfte Niemand auf dem Rathhause bleiben, ausgenommen die beiden Stadtknechte Johannes Lindenberg und Hans Steinmann, denen bei ihrem Eide anbefohlen wurde, Keinen einzulassen, bevor nicht der neue Rath eingesetzt wäre. Es währte aber nicht lange, da kamen die zwölf Mann wieder zu den Stadtknechten; sie waren von der Bürgerschaft bevollmächtigt und beauftragt, einen neuen Rath zu wählen. Die zwölf Mann kürten nun noch zwölf Mann, so daß ihrer 24 wurden, und diese kieseten den Rath. Das dauerte St. Martinstag von Morgens 6 bis Abends 4 Uhr, daß ein neuer Rath und auch die zwölf Mann bei dem Rath eingesetzt waren.

Also wurden, unbeschadet des Gehorsams gegen den bischöflichen Spruch, die Tönniesfresser vom Rathhause verbannt, und also wahrten die würdigen und wohlweisen Herren der Neustadt ihre Ehre und Würde.“

Habe ich in diesen Blättern oft Bilder der vorherrschenden Rohheit, Gewaltthätigkeit, Grausamkeit und Lasterhaftigkeit des Mittelalters aufgerollt, so bringt das vorstehende ein treffliches Gegenstück altbürgerlicher Tugend zur Anschauung, eingerahmt in die naiven, seltsamen Schnörkel alten Glaubens und alter Sitte. Der gesetzliche Sinn und das Ehr- und Rechtsgefühl der in dem Handel gegen die Tönniesfresser auftretenden Rathmänner und Bürger ist auch deßhalb um so höher anzuschlagen, als aus jener zur raschen Gewaltthat geneigten Zeit Tausende von Beispielen vorliegen, daß man sich um mißliebige Entscheidungen der Obrigkeit wenig kümmerte und in wildem Aufstande gar leicht zu blutiger Selbsthülfe griff.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Kunst und Künstler in Frankfurt vom 13. Jahrhundert bis zur Eröffnung des Städelschen Instituts. Von Ph. F. Gwinner. — Geschichte der Tracht und des Geräthes im Mittelalter. Erster Band. Von H. Weiß. — Statistik der deutschen Kunst des Mittelalters. Von W. Lotz. — Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise in Griechenland und den ionischen Inseln. Von F. Unger. — Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von L. Friedländer. — Fremdes und Eigenes. Von Georg Pertz.

* Die Trilogie „Die Nibelungen“ von Hebbel, welche bisher nur in Weimar zur Aufführung kam, ist vom Verfasser dem Druck übergeben worden.

* Neue Märchen und Geschichten von H. C. Andersen. F. v. K. Berlin, 1862. Haude- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling.) — Dies räthselhafte F. v. K. ist, wenn wir recht unterrichtet sind, die Flagge, unter welcher eine Dame als Uebersetzerin in's Meer der Oeffentlichkeit segelt. Schon der bloße Gedanke daran zwingt uns hier von der gewohnten Piraterie abzustehen, damit es nicht heiße, daß alle und jede Courtoisie gegenwärtig untergegangen sei. Wir hätten's also einzig mit dem Verfasser zu thun, dessen Ruhm bei uns in Deutschland fast ebenso verbreitet ist wie in seiner Heimath. Ob seine Lorbern aber durch die vorstehend angezeigten Märchen und Geschichten sonderlichen Zuwachs erhalten werden — nun, darüber sind die Gelehrten sich nicht durchaus einig. Das erste der vier hier übersetzten Stücke, welches in der Schweiz spielt — „die Eisjungfrau“ — enthält allerliebste Einzelheiten, ist aber gar zu sehr in die Länge gezogen; von den übrigen drei Stücken ist nur „Psyche“ einigermaßen bedeutend. **W.**

* Man meldet aus Stralsund, daß auf dem Grabe des Majors Schill das Denkmal, ein neun Fuß hoher Monolith aus schwedischem Granit mit dem schönen lebensgroßen Bronze-Medaillon Schills, errichtet ist.

* Ein neues Lustspiel, zu dessen Hauptfigur Friedrich der Große sich hat verarbeiten lassen müssen, ist von Julius Bacher verfaßt, heißt „die Brautschau Friedrichs des Großen“ und wird in Berlin gegeben, aber kaum durch die Erscheinung des großen Monarchen über Wasser gehalten. Das Thema bildet eine von Friedrich als Kronprinzen heimlich unternommene Reise nach Berlin, um die ihm bestimmte Braut, die Prinzeß von Braunschweig, zu sehen. Der Stoff ist also ungeschichtlich, da etwas Aehnliches nicht stattgefunden hat, die Behandlung ohne rechtes Geschick, dabei spießbürgerlich und poesielos. — Ernsteren Charakter und leidlichen Erfolg hat in Berlin die jüngst in Dresden in Scene gegangene neue Bearbeitung des Dramas „die Osternacht“ von Wilhelm Wolffsohn; es ist eine etwas kühn gedachte, aber poetisch behandelte Judengeschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert. — Ein Trauerspiel „der Tod des Tiberius“ von Kliebasch wird in Stuttgart mit einem sogenannten Achtungserfolg gegeben. — Paul Heyse hat sein kürzlich im Druck erschienenes Drama „Ludwig der Bayer“ in München am 29. April zur ersten Aufführung gebracht. Der Erfolg war nur ein mäßiger, mehr als ein succès d'estime, aber doch weit entfernt von durchgreifender Wirkung; die Berichte sind darin einig, daß „Ludwig der Bayer“ sich nicht auf dem Repertoir erhalten werde. Wir begreifen das, nachdem wir das Stück gelesen haben. Es ist in demselben, wie natürlich, viel Poesie, nicht nur in Einzelheiten, sondern im Ganzen, in der Anlage und in den Charakteren; das Hauptinteresse nehmen aber grade die drei Hauptfiguren, Ludwig der Bayer, Friedrich von Oesterreich und seine Frau Isabella von Aragonien, nicht im vollen Maße in Anspruch. Diese letzte ist eine Gestalt, die dem Dichter nicht gelungen ist, da ihr Auftreten und Eingreifen keinen unentbehrlichen Bestandtheil der Handlung bildet; einmal ist ihr Wesen und Thun wenig geeignet, Sympathie zu erwecken, und sodann ist sie kaum mehr als ein Anhängsel des Dramas, ist in dasselbe

nicht so verwebt wie in dem gleichnamigen Schauspiel Uhlands. Friedrich der Schöne ist eine schwankende Gestalt, den Einwirkungen Ludwigs unterworfen, der seinerseits mit dem Gegner gar zu ungenirt verfährt. Vortrefflich sind dagegen die beiden Charaktere in zweiter Reihe, der finstere Habsburger Leopold und der tapfere Seyfried Schweppermann, der Sieger von Mühldorf; denn beide wissen, was sie wollen, und handeln darnach. Auffallend war es, daß in München selbst solche Stellen nicht recht zünden wollten, die grade dort hätten Jubel erregen müssen; z. B. das Erscheinen der bewaffneten Bürgerschaft von München vor der Schlacht bei Mühldorf. — Eine neue Oper von Abert in Stuttgart, „König Enzio“, wird dort mit großem Beifall gegeben; der Text soll die Geschichte des Gefangenen von Bologna mit viel Geschick und Poesie behandeln. — Eine Oper „die Schlittenfahrt von Nowgorod“ vom Kapellmeister Josef Strauß in Karlsruhe hatte auf der dortigen Hofbühne Erfolg.

* Auguste Crelinger. Am 4. Mai beging in Berlin unter der lebhaftesten Theilnahme aller Kunstfreunde die berühmte Schauspielerin Frau Auguste Crelinger ihr fünfzigjähriges Jubiläum mit der Rolle der Iphigenie von Goethe. Auguste Düring, geboren in Berlin am 7. October 1795, betrat unter Ifflands Leitung zuerst die Bühne des damals sogenannten „Nationaltheaters“ als Margarethe in den „Hagestolzen“ von Iffland. In der Kritik des Professors Catel über diese erste Rolle hieß es: „Dem. Düring betrat zum ersten Male die Bühne und zeigte uns das natürliche, gefühlvolle, zärtliche, dankbare Landmädchen. In gewissen Tönen und Wendungen gab sich ihr Organ willig und vortheilhaft hin, zu andern weniger. Die Klagen wurden einige Mal weinerlich; eine nicht leicht zu umschiffende Klippe für Anfänger. Das Spiel war unbefangen, ungezwungen, ohne Angst und Anmaßung, nichts Erlerntes, nichts Geborgtes, Alles lieb und leicht. Es wäre schade, wenn Anlagen, wie diese, ungeübt, unentwickelt bleiben sollten.“ Diese Befürchtung (sagt Karl Frenzel in der Nationalzeitung) ging zum Glück nicht in Erfüllung, der Stern der jungen Künstlerin erhob sich nach einem Gastspiel auf dem Burgtheater zu Wien zu einem Glanz, der bis jetzt nicht erloschen ist. In Paris wie in Petersburg hat sie die gleiche Bewunderung gefunden, immer aber blieb Berlin die eigentliche Heimath und Stätte ihres Genius. Die, welche wie sie fünfzig Jahre zurückdenken können, sehen sie in allen lieblichen Gestalten der Dichter, als Julia, Ophelia, als Klärchen, Thekla, Beatrice, Johanna, oder fürstlicher und ernster als Donna Diana, Maria Stuart, als Sappho, Lady Macbeth, Lady Milford, Medea oder Griseldis vor sich. Für die Jüngeren ist ihre Erscheinung und das Tiefste ihres Wesens wohl am innigsten und zugleich am schärfsten in der Gräfin Terzka, in Volumnia, Coriolan's Mutter, in Thusnelda (Halm „der Fechter von Ravenna“) und Isabella von Messina ausgedrückt. Wer nur diese letzten Blüthen ihres Talents kennt, wird geneigt sein, es hauptsächlich in die musterhafte und edelste Behandlung der Sprache, in einen großartigen, ich möchte sagen römischen Stil der Auffassung zu setzen, der, was ihm an der Freiheit und der schön beseelten Lebendigkeit des Griechenthums fehlen mag, durch klassische Würde und gemessene Hoheit vielleicht nicht ausgleicht, doch verdeckt. Ihre jüngste Rolle ist die Lady Temple in dem Schauspiel „Wilhelm von Oranien in Whitehall“ von Putlitz.

Der hundertjährige Geburtstag Fichte's.

Kein Fürst, kein Staatsmann, kein Kriegsheld wurde je so gefeiert wie Friedrich Schiller am 10. November 1859. Ganz Deutschland, ja, wo in der weiten Welt Deutsche leben und sich ihres Vaterlandes und ihrer Muttersprache erinnern, wurde der hundertjährige Geburtstag Schillers festlich begangen. Das ist ein Ereigniß, wie kein zweites je in der Weltgeschichte war, und wir dürfen uns glücklich schätzen, daß wir es miterlebt. Niemand konnte ahnen, daß das Gedächtniß eines Mannes, der der Welt nichts gab als die edelsten Gedanken, die erhabensten Gefühle, mit solchem tiefgefühltesten Danke gefeiert würde. Es ersteht kein zweites Jubelfest mehr, wie das Schillers.

Undank wäre es aber, derer zu vergessen, die in ihrer Weise ebenfalls tief nachhaltig wirkten für die Freiheit des menschlichen Geistes, für die Freiheit und edelste Erhebung des Vaterlandes. Nur ein kleiner Theil des deutschen Volkes kennt und verehrt bis jetzt den Mann eisenfesten Charakters, den Mann des freien Gedankens und der rücksichtslosesten Hingebung für die Menschheit und das Vaterland, genannt Johann Gottlieb Fichte. Möge sein Andenken von nun im Herzen des ganzen deutschen Volkes stehen.

Am 19. Mai 1762 wurde Johann Gottlieb Fichte als Sohn armer Bauersleute in dem Dorfe Rammenau bei Bischofswerda in der Lausitz geboren. Er mußte sich, wie die meisten Wohlthäter der Menschheit, aus geringen Verhältnissen, aus Noth und Armuth herausarbeiten. Ein wohlhabender Edelmann ließ den begabten Knaben studiren, der nun die Schulen zu Meißen und Pforta besuchte und dann die Universitäten Jena, Leipzig und Wittenberg bezog, um Geistlicher zu werden. Er erhielt eine Hauslehrerstelle in Zürich und wurde der Freund Pestalozzi's, des großen deutschen Erziehers. Auch eine Braut gewann er in Zürich, und ihr schreibt er, nachdem er 1790 wieder nach Leipzig zurückgekehrt war, um eine Lebensstellung zu gewinnen: „Ich habe nur Eine Leidenschaft, nur Ein Bedürfniß, nur Ein volles Gefühl meiner selbst, das: außer mir zu wirken.“ Und diesem edelsten Triebe ist er durch sein ganzes Leben getreulich nachgefolgt, Tag und Nacht, in allen Lebenslagen, angefeindet und unstet, war sein beständiges Dichten und Trachten: seinen Mitmenschen die Freiheit, die Selbständigkeit und den Edelsinn zu lehren und sie stark zu machen, um gegen jegliche Knechtschaft das volle Dasein einzusetzen.

Die französische Revolution stieg herauf, und mit ihr begann eine neue Weltordnung. Die Menschenrechte wurden in Frankreich staatlich festgestellt, die deutsche Philosophie durch Immanuel Kant und J. G. Fichte begründete aus der Menschenhoheit die unveränderlichen Menschenrechte. „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückt haben“ und „Beiträge zur Berichtigung des Urtheils über die französische Revolution“, so lauteten die Titel der stürmischen Schriften Fichte's. Als Professor nach Jena berufen, mußte er sein Amt aufgeben, weil er der Gottesleugnung angeklagt war. Er wußte aber wohl, daß diejenigen, die, wie er sagt „den wirklichen Unglauben nur als eine Auszeichnung für sich nehmen“ von der Falschheit dieser Anklage selbst überzeugt waren, und der Hauptgrund seiner Verfolgung war der Ruf: „er ist ein Demokrat.“ Vorübergehend überfiel ihn bei der Schmach des Vaterlandes und bei der selbstgefälligen Gedankenlosigkeit so Vieler ein bitteres Gefühl der Verzweiflung, und er schreibt im April 1806: „ich weiß nicht, ob dieses Publikum überhaupt der Mühe werth ist, daß man durch die Druckerpresse mit ihm rede.“ Er überwand aber jede Verzweiflung und stand bald wieder gerüstet.

Fichte siedelte nach Berlin über und wurde hier 1810 Professor an der neu errichteten Universität. Es ist ein gutes Wort, das Friedrich Wilhelm III. hierbei aussprach: „Ist es wahr, daß Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag der liebe Gott das mit ihm abmachen; mir thut das nichts.“ Und Fichte bewährte seinen wahrhaft frommen Sinn in Lehre und Leben in seiner hingebenden Wirkung für die edelsten Güter der Menschheit, Freiheit und Vaterland. Er lehrte und wirkte für Selbständigkeit, Unabhängigkeit des Urtheils und mannhafte Bethätigung des frei Erkannten. Die Freiheit im Geiste gründen, das führt zur Unzerstörbarkeit der Freiheit in Staat und Gesellschaft. Fichte war ein Philosoph, ein Weltweiser, aber er war vor Allem auch ein Weiser für das Vaterland. Mitten in dem von den Franzosen besetzten Berlin hielt er als selbstloser, unerschrockener deutscher Mann die „Reden an die deutsche Nation“, deren Worte noch heute als Mahnruf gelten. Und als endlich der Volkskrieg ausbrach, da wollte er mitziehen und im Felde „die Kraft der lebendigen Rede versuchen.“ Er blieb, aber sein Geist war es, der manchen Arm hob, manches Herz zu Kampfesmuth stählte. Seine Frau, die die Kranken und Verwundeten im Lazareth pflegte, brachte das Lazarethfieber mit nach Hause, und an ihm starb Fichte am 27. Januar 1814. Er hörte noch in der Todesstunde die Nachricht von dem glücklichen Rheinübergang Blüchers.

Wenn man den Lebensgang des tapfern Mannes überschaut, so dünkt es, als ob er nicht bloß 52 Jahre alt geworden wäre, ja, als ob er mehr als ein Menschenleben gelebt hätte. Er hat die französische Revolution, den Auf- und Niedergang Napoleons erlebt und allezeit mit der Macht seines Geistes gewirkt. Auf ihn selber gelten die Worte, die er in der Abschiedsrede an seine Zuhörer am 19. Februar 1813 sprach: „Die Siege durch die Waffen erfochten — die das Wissen, die Vernunft, die Weisheit in das Leben selbst verwandeln — diese Siege erstrecken sich über alle Zeit, indem sie fortdauern durch alle Zeit und in jeder Folgezeit sich durch sich selbst vermehren. Wer einen einzigen lichten und thatbegründenden Gedanken in der Menschheit einheimisch macht, thut dem Feinde größeren Schaden, als ob er hunderttausend Feinde erschlüge; denn er verhindert Millionen, daß sie auf eine gewisse Weise gar nicht feindlich werden können. — Nur treten diese Siege, weil sie sich über alle Zeit erstrecken und das Verkehrte vor seiner Entstehung vernichten, nicht sehr sichtbar und merklich ein in irgend eine Zeit und für die gewöhnlichen Augen; jedoch thut dies in denen, die das Verdienst wahrhaft zu schätzen wissen, dem Werthe desselben keinen Abbruch.“

B. Auerbach.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen

№ 20. Bremen, 18. Mai. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Ungedruckte Briefe von Johann Smidt.

Die hier zum Abdruck gelangenden Briefe des verstorbenen Bremer Bürgermeisters Johann Smidt sind an Karl von Villers, Professor in Göttingen, gerichtet und gehören zu dem der Hamburger Stadtbibliothek vermachten Nachlasse der Frau Dorothea Rodde in Lübeck, einer Tochter des Historikers von Schlözer. Dieselbe besaß handschriftlich die ausgebreitete Correspondenz von Villers mit einer Anzahl der bedeutendsten Männer des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Karl von Villers, geb. am 4. November 1765 zu Bolchen (Boulay) in Lothringen, trat früh als Schriftsteller auf, wandte sich der französischen Revolution mit lebhafter Theilnahme zu, richtete aber dann Angriffe gegen das wüste Treiben in Paris und mußte deßhalb Frankreich verlassen. Er lebte nun in Deutschland, dem er sich mit Liebe anschloß. In Göttingen stand er mit den bedeutendsten Gelehrten der Universität in Verbindung, brachte mehrere Jahre in Lübeck zu und wurde 1811 Professor der französischen Literatur in Göttingen, welches er durch lebhafte Fürsprache vor den Veränderungsplänen der damaligen westfälischen Regierung schützte. Nach dem Sturze derselben behandelte ihn Hannover mit schnöder Undankbarkeit, indem es ihn seiner Professur enthob. Er starb am 26. Februar 1815.

Aus dem Nachlasse von Villers hat Dr. M. Isler in der Zeitschrift „das neue Hamburg“ kürzlich eine Reihe von Briefen Klopstocks, Goethe's, Arndts, der beiden Humboldt u. And. an Villers mitgetheilt. Derselben Hand verdanken wir die hier folgenden vier Briefe Johann Smidts. Die beiden ersten sind aus dem Jahre 1811, da Bremen unter französischer, Göttingen unter westfälischer Herrschaft standen. Die Zustände in beiden Städten werden außer dem, was der Inhalt ergiebt, auch besonders dadurch bezeichnet, daß beide Briefe ohne Unterschrift sind, daß Bremen nur durch Anfangsbuchstaben bezeichnet ist, und vorzüglich, daß der erste derselben nicht an Villers, sondern an Peter Friedrich Müller äußerlich adressirt ist. So weit ich habe nachforschen können, hat kein Mann dieses Namens damals in Göttingen existirt; offenbar sollte also, wenn der Brief erbrochen wäre, Niemand dadurch compromittirt werden. An dem zweiten Schreiben fehlt die äußere Adresse; das dabei folgende Billet von Toelken zeigt aber auch hier, daß Vorsichtsmaßregeln nothwendig waren. Die Frage aber, ob diese Briefe denn überhaupt von Smidt herrühren, erledigt sich theils durch sie selber, theils durch die Identität der Handschrift mit den späteren aus Wien, welche die Unterschrift tragen (sie sind alle in lateinischer Schrift). Auch liegt folgender Zettel bei: Smidt, adr. 1) Volmers & Böving, 2) J. H. Noltenius, 3) Lui même: Söge-Strasse No. 37.

1.

Br. d. 30. Juli 1811.

Hoffentlich sind Sie jetzt wieder, mein theurer Freund, nach Göttingen zurückgekehrt, oder dies Blatt wird Sie doch in wenigen Tagen dort erwarten. — Was gäbe ich nicht um einige Stunden mündlicher Conversation mit Ihnen über die Begebenheiten, welche die Lücke füllen, die unsern Briefwechsel im Anfang dieses Jahres von seiner gegenwärtigen Erneuerung trennt.

Ich habe viel und oft von Ihnen gehört durch Ihre Freunde, auch Sie werden nicht ohne Kunde von mir geblieben sein — aber was ist das gegen den geringsten Austausch persönlicher Gegenwart! — Beinahe hätte uns das Schicksal in Paris wieder zusammengeführt, ich konnte keine Ahnung davon haben, sonst würde ich alles angewendet haben, Ihnen dort oder unterwegens zu begegnen. — Drei volle Monate habe ich mich unter den 600,000 Individuen die die Weltherrscherin einschließt, herumgetummelt, und doch habe ich mich in meinem ganzen Leben nicht einsamer und der Laterne des Weisen von Sinope bedürftiger gefühlt wie dort. Wie es uns in unsern Geschäften dort ergangen ist, werden Sie im Allgemeinen gehört haben, der Ueberbringer dieses mag Ihnen ein mehreres erzählen. Gern wird er es auch übernehmen einige Zeilen von Ihnen an mich, nach denen ich mich herzlich sehne, richtig zu besorgen. Er ist ein braver und talentvoller junger Mann, den ich Ihnen bestens empfehle.

Sie werden wissen wollen, werther Freund, was ich gegenwärtig treibe und künftig zu treiben gedenke. In dem gewohnten Vertrauen will ich Ihnen alles mittheilen. — Wie der Senat als solcher aufgelöst wurde, setzte man mich in die sogenannte commission administrative, welche einen Theil der provisorischen Municipalität ausmacht. In dieser arbeite ich seit meiner Rückkehr an der Vorbereitung der neuen Organisation. Außerdem habe ich bis jetzt die Civil-, Criminal- und Polizei-Direction eines Theils unseres Gebiets, mehrere Administrationen von frommen Stiftungen und die Direction des öffentlichen Unterrichts behalten. Letztere dürfte man mir wahrscheinlich bis zum ersten Januar 1813, wo die Unterrichtsanstalten neu organisirt

werden sollen, lassen, alles übrige werde ich wahrscheinlich in wenigen Wochen, wo die neue Ordnung der Dinge in der Civil- und Justizverwaltung eintritt, abgeben.

Was meine künftige Lage betrifft, so wissen Sie schon aus früheren Mittheilungen, daß ich kein beträchtliches eigenes Vermögen besitze und bei einer Familie von fünf Kindern, den Verlust einer jährlichen Einnahme von mehr als 3000 Thalern nicht ertragen kann, ohne auf andere Erwerbsmittel Bedacht nehmen zu müssen, und dies besonders, da vielerlei Umstände mich nöthigen, in Bremen zu bleiben. — Mein ganzes kleines Vermögen steckt in Immobilien und Mobilien, bei deren Veräußerung ich mehr als die Hälfte des Werths einbüßen würde, ich habe eine siebzigjährige kränkliche Mutter, die ich nicht verlassen darf. Hier in Bremen genieße ich einmal der Liebe und des Zutrauens meiner Mitbürger, lebe unter Verwandten und Freunden, die meinem Herzen werth sind, ich muß also darauf sinnen, mir einen Unterhalt zu erwerben, der auch für ein mäßiges einfaches Leben in hiesiger Stadt immer bedeutende Kosten verursacht. — Mein Hauptwunsch ist, bei der Definitivorganisation des öffentlichen Unterrichts eine Anstellung zu erhalten, sei es als Proviseur eines Lycée oder als Recteur, falls eine academische Anstalt hieher verlegt werden sollte. Damit ist es aber noch im weiten Felde, und es läßt sich durchaus nicht absehen, ob, wann und welche Institute der Art hieher verlegt werden dürften. Ich habe es in dieser Hinsicht also dabei bewenden lassen müssen, mich dem Grand Maître de l'Université und den untersuchenden Conseillers de l'Université im Allgemeinen zu empfehlen, auch denke ich, daß ich den letzteren (Hrn. Cuvier und Noël) in Paris sowohl als hier Gelegenheit gegeben haben dürfte, mich näher kennen und meine etwanige Geschicklichkeit für ein solches Fach beurtheilen zu lernen. Bis in dieser Hinsicht etwas Näheres entschieden ist, muß ich indeß auf etwas anderes Bedacht nehmen. — In Paris habe ich nur einmal auf fünf Minuten Gelegenheit gehabt, den Minister des Innern allein zu sprechen, wobei größtentheils von einem Dritten die Rede war. Erst beim Weggehen konnte ich ihm mit ein Paar Worten sagen, daß ich noch zu jung sei, um mich einem unthätigen Leben ergeben zu dürfen, und daß ich bereit sei, auch in den neuen Verhältnissen meinen Mitbürgern und dem Staate zu dienen. Er erwiderte, wenn ich in der administrativen Carriere placirt zu sein wünsche, so möge ich mich deshalb schriftlich an ihn wenden, und wie ich ihn ersuchte, sich nach meinem bisherigen Leben in Bremen zu erkundigen, da es mir penibel sei, mich selbst zu empfehlen, hatte er die Güte zu erwiedern, er habe bereits gute Nachrichten über mich erhalten, und sie auch dem Kaiser mitgetheilt. — Welche Wünsche konnte ich indeß zu einer Placirung im administrativen Fache haben? Fast bei allen Stellen dieser Art riskirt man Versetzungen, und diese darf ich nicht riskiren. — Ein Paar Tage vor meiner Abreise schickte ich indeß dem Minister ein Exemplar der Bände des hanseatischen Magazins mit einem angemessenen Schreiben worin ich ihm unter anderm sagte: ich hätte auf diese Weise in einem beschränkten Kreise zu wirken gesucht, glaubte indeß durch ein von Jugend auf sorgfältig fortgesetztes Studium der Geschichte vor Einseitigkeit bewahrt worden zu sein, wünschte auch meinem neuen Vaterlande nützlich zu werden, und wenn er mich deßhalb nicht untauglich halte, S. M. zu einem der drei Deputirten, welche das Weserdepartement von 1812—14 zum gesetzgebenden Corps zu senden habe, vorgeschlagen zu werden, so werde es mir wenigstens nicht an Eifer fehlen, der Function eines législateur Ehre zu machen. — Der Minister antwortete mir darauf schriftlich, daß er das hans. Magaz. mit Vergnügen erhalten, und mir dafür danke. — Wahrscheinlich werden die Deputirten zum corps législ. erst am Ende der gegenwärtigen Sitzung desselben ernannt, ich habe Ursache zu glauben, daß ich unter den sechs Personen, welche für unser Departement dazu in Vorschlag gebracht sind, mich befinde, obschon man mich schwerlich vorangestellt haben wird. Es wird indeß sehr auf den Minister ankommen, welche drei aus den (ich weiß nicht, ob von den Präfecten, oder von wem sonst) vorgeschlagenen gewählt werden. Können Sie irgend darauf einwirken, daß derselbe meinen deßfalsigen Wunsch nicht wieder vergäße, wie es bei seinen vielen Geschäften so leicht möglich ist, so würden Sie mich sehr verpflichten; es würde dann aber wohl bald geschehen müssen.

Eine Stelle beim corps législatif ist indeß wie Sie wissen, nur temporär, gewöhnlich auf fünf Jahre, diesmal zufolge der Serie worin unser Depart. gekommen ist, nur drei Jahre — sie erfordert jährlich einen Aufenthalt von zwei Monaten in Paris — in der übrigen Zeit des Jahres hat man nichts damit zu thun. — Die Besoldung geht durch die Reise, den theuern Aufenthalt in Paris, Anschaffungen von Amtskleidungen rc. größtentheils darauf, so daß ein solcher Platz mehr wie eine Ehrenstelle, und als ein Mittel seine Verbindungen in Paris zu unterhalten, als wie ein Erwerbsmittel betrachtet werden muß. — Ich war daher genöthigt, in dieser Hinsicht auf etwas anderes Bedacht zu nehmen, und dies um so mehr, um nicht zu riskiren, daß wenn ich bei der Gouvern. Commiss. um gar nichts anhalte, man mich, wie es mehreren geschehen ist, wider meinen Wunsch zu irgend einem Posten ernenne. — Besonders mußte ich auf eine solche Stelle Bedacht nehmen, wobei ich eines Theils keine Versetzung zu riskiren habe, und von der es mir andererseits auch möglich wird wieder loszukommen, falls ich jemals bei der kaiserlichen Universität auf eine Weise placirt werden sollte, die mir sowohl hinlängliche Beschäftigung als auch hinlänglichen Unterhalt verschaffen dürfte.

Ich wußte hierzu nichts besseres zu wählen, als eine Notariatsstelle, die Jurisdiction volontaire ist für einen friedliebenden Menschen immer ein angenehmerer Wirkungskreis, als die contentieuse — ich genieße des Zutrauens meiner Mitbürger in einem hohen Grade, und es kann mir in diesen Verhältnissen nicht an Mitteln fehlen, ihnen vielfach nützlich zu sein; ich habe das französische Recht in dieser Beziehung etwas studirt und glaube mit der Sache fertig werden zu können. Auf meiner Rückreise schrieb ich deshalb aus Amsterdam an Herrn Faure nach Hamburg *), und erhielt gleich nach meiner Rückkehr eine gefällige Antwort von ihm, woraus ich schließen muß, daß er mich zu einer solchen Stelle mit in Vorschlag bringen dürfte; das Resultat habe ich noch zu erwarten.

Noch bin ich auf den Gedanken gerathen, ob eine Präsidentenstelle bei einem protestantischen Consistorium, welche gegen Anfang des nächsten Jahres hier eingerichtet werden dürfte, wohl für mich passen sollte. Ich kenne alle dahin gehörige Geschäfte und würde ein solches Amt, auch wenn keine Besoldung damit verbunden wäre, worüber ich nichts weiß, wohl annehmen. Es schien auch als ob der Minister des cultes, den ich mehr wie andere gesehen, mir wohl wolle. Indeß habe ich um eine solche Stelle noch nicht angehalten. Sagen Sie mir doch, was Sie darüber näher wissen und was Sie mir rathen.

Ich habe Ihnen heute so viel von mir und meinen persönlichen Verhältnissen geschrieben, daß ich mir dadurch das Recht auf einen langen Brief von Ihnen und über Sie erworben zu

*) Louis Joseph Faure, Staatsrath, 1760—1837, war damals Regierungsmitglied für das aus den Hansestädten gebildete Departement, besonders für das Gerichtswesen in denselben.

haben glaube. — Viele Grüße an Prof. Heeren und wer sich sonst meiner erinnert.

Herzl. d. Ihrige.

G. le 10. Août 11.

Monsieur,

J'ai l'honneur de vous envoyer cette lettre d'un de vos plus chers amis. — Je vous prie de me faire savoir une heure où je puis venir vous voir, pour vous communiquer une manière sure qu'il a imaginée pour avoir de Vos nouvelles.

Agréez les assurances de ma parfaite considération.

Votre très humble
E. H. Toelken [1])
log. Wehnder-Strasse im Mackenrodischen Hause.

2.

Br. d. 10. August 1811.

Ich benutze die Gelegenheit der Abreise des Hrn. Dr. Stolz [2]) um Ihnen ein Paar vertrauliche Zeilen zuzusenden, und Sie zugleich auf diesen unsern gemeinschaftlichen Freund zu verweisen, wenn Sie etwas Näheres von mir hören wollen. Er genießt das seltene Glück in ein freies Vaterland zurückkehren zu können, und wir preisen ihn glücklich, so schmerzlich uns der Abschied von ihm wird.

Durch Herrn Tölken werden Sie vor einiger Zeit einen Brief von mir erhalten haben, ich sehne mich herzlich nach einigen Zeilen Antwort von Ihnen.

In meiner Lage hat sich bis jetzt nichts mehr verändert, noch sehe ich einer näheren Bestimmung meiner Zukunft entgegen — übrigens wird es hier von Tage zu Tage ärger. — In literarischer Hinsicht sind wir bereits mit Bann und Interdict belegt, die Sperre gegen die deutsche Kultur ist auf die strengste Weise eingetreten, der Versteinerungsproceß beginnt, wir sollen Chinesen werden, wie die andern.

Herr Cuvier hat mir unter dem 7. August aus Göttingen geschrieben; da er Ihrer aber mit keinem Worte erwähnt, so besorge ich, daß er Sie dort noch nicht angetroffen haben dürfte, und das bedaure ich sehr.

Curtius [3]) und Horn [4]) von hier sind in die cour impériale nach Hamburg gesetzt, ersterer halb, letzterer ganz wider seinen Willen. — Overbeck [5]) ist, soviel ich weiß, noch gar nicht placirt.

Ich erwarte nun die Ernennung zum Notariat. — Daß ich von der Commission dazu vorgeschlagen bin, ist außer Zweifel. Ich mußte auf einen Erwerb denken, um meine zahlreiche Familie zu versorgen; den Ausfall von circa 3000 Thalern, die ich jährlich einzunehmen hatte, konnte mein geringes Privatvermögen nicht decken, wenn ich es auch hätte nachgerade ganz zusetzen wollen. Das Notariat kann man immer wieder los werden, falls ich etwa durch eine Ernennung zum corps législatif und Placirung bei der Unterrichtsanstalt einen sonstigen zweckmäßigen und einträglichen Wirkungskreis für mich finden sollte. Können Sie besonders zu dem ersteren etwas beitragen, so werden Sie mich sehr verpflichten.

Leben Sie nochmals herzlich wohl, liebster Freund, und lassen Sie mich bald recht bald etwas von sich hören.

[1]) Ist der spätere Professor an der Universität Berlin, ein geborner Bremer und naher Bekannter von Smidt, bei dessen Schwester (der verwittw. Senatorin Castendyk) Kindern er kurz zuvor Hauslehrer gewesen war.

[2]) Dr. theol. J. J. Stolz, geb. zu Zürich, Prediger zu St. Martini in Bremen, als welcher er 1811 resignirte, um in seine Heimath zurückzukehren.

[3]) Curtius, Syndicus in Lübeck.

[4]) Ein Universitätsfreund Smidts, gebürtig aus Braunschweig, war bis 1802 auswärtiger Agent für Bremen, und wurde dann Mitglied des Senats.

[5]) Senator und nachmals Bürgermeister in Lübeck.

3.

Wien d. 21. Dec. 1814.

Ihre Briefe, mein theurer Freund, habe ich alle richtig erhalten, auch Ihre Schrift über die Hansestädte, wofür ich herzlich danke, und die Exemplare vertheilt.

Ich wollte Ihnen sehr ausführlich schreiben, Ihnen erzählen, was hier geschieht, und nicht geschieht, wie der Congreß, der den Frieden consolidiren sollte, einen neuen Krieg zu gebähren droht — wie wir jetzt in Deutschland das Horn des Oberon müßten ertönen lassen — wie wir eines zweiten Nicolaus von der Flüe bedürfen — und darüber kam ich gar nicht zum Schreiben.

Auch heute würde ich nicht dazu kommen, wenn ich Ihnen nicht zugleich etwas bessres schicken könnte, als diese Zeilen — den Ueberbringer nämlich, Herrn von Laffert aus Lüneburg, einen Schwager Dörnbergs und Freund des Grafen Münster — einen Mann wie er sein muß — der alles gesehen und gehört hat und Ihnen über alles Auskunft geben kann. Er hat mir versprochen, seine Reise so einzurichten, daß er bei Tage durch Göttingen komme, um Sie aufzusuchen, und Ihnen sagen zu können, was Sie zu wissen begehren. Erlaubt es irgend seine Zeit, so führen Sie ihn doch auch zum Herrn Hofrath Heeren, dem ich zugleich meinen herzl. Gruß zu bringen ersuche.

Von meinem Thun und Treiben wird er Ihnen auch das Nähere mittheilen.

Herrn und Madame Rodde bitte ich mich angelegentlichst zu empfehlen.

Herzlich der Ihrige
Smidt.

4.

Wien d. 14. Januar 1815.

Ihren Brief vom 22. December [1]) habe ich am Mittwoch d. 11. dieses richtig erhalten, mein theurer Freund.

Das lebendige Interesse für unsere Städte, welches in demselben waltet, hat mich herzlich erwärmt, und Ihre neuen Bemühungen zu ihrem Besten verdienen den wärmsten Dank. Ich habe derselben in einem dieser Tage nach Hause geschickten Schreiben aufs ehrenvollste erwähnt.

Glücklicherweise waren aber die Umstände vortheilhafter als Sie es Sich dachten.

Die Zeitungsartikel, welche Sie in Schrecken gesetzt [2]), wurden auch hier, und zwar zuerst in der Allgemeinen Zeitung gelesen. Ich forderte H. u. G. [3]) auf, sich deshalb geradezu an den dänischen Hof zu wenden und um genügende Erklärung zu bitten. Da diese dies indeß bedenklich fanden, so that ich es selbst und ging deshalb am 18. Dec. zu dem Baron von Rosenkranz, dem ich freimüthig sagte, die Sache interessire mich, nicht bloß der Schwestern halber, sondern auch direct, nach dem Sprichwort: dum proximus ardet etc. etc.

Er nahm diese Aeußerungen sehr freundlich auf, und versicherte, daß ihm der Artikel nicht allein bis jetzt gänzlich unbekannt geblieben — sondern daß auch die darin geäußerten An-

[1]) Dieser Brief von Villers — mit Einschluß an Laharpe — scheint verloren gegangen zu sein.

[2]) Das Gerücht ging damals, Hamburg und Lübeck würden unter dänische Herrschaft kommen.

[3]) Senat. Hach und Synd. Gries, die damaligen Abgeordneten Lübeck's und Hamburg's zum Wiener Congreß.

sichten durchaus nicht die seinigen seien. Die Erhaltung der Freiheit Hamburgs und Lübecks, sagte er, ist dem benachbarten Dänemark viel mehr werth, als ihre Vereinigung mit der dänischen Monarchie es sein würde, und ich bin davon so sehr überzeugt, daß ich, wenn Hamburg und Lübeck jemals unter eine fremde Herrschaft kommen sollten, dem Könige vorschlagen möchte, Altona und Tönningen zu freien Städten zu machen, um die Vortheile, die uns ihre Nachbarschaft gewährt hat, selbst auf Kosten einer Verminderung der Monarchie zu erreichen. — Eine unumwundenere, vortheilhaftere Erklärung konnte ich nicht wünschen, und wir sind deßhalb ganz ruhig.

In Hinsicht Hannovers haben wir dazu eben so sehr Ursache. — Die Grundsätze, zu denen sich der Graf Münster bekennt, und die er mir wiederholt und ganz unaufgefordert geäußert, sind wenigstens ganz die nemlichen, auch Englischerseits hat man sich in dieser Hinsicht und das noch neuerlich wieder so bestimmt vernehmen lassen, daß gar kein Raum zum Zweifel übrig bleibt.

Ich wollte indessen dem Herrn L.[1]) den ich bisweilen und immer mit großem Vergnügen besuche, doch Ihren Brief nicht vorenthalten, und habe ihm denselben deshalb vorgestern gebracht. Auch er hatte gar keine Besorgnisse. Herzliche Grüße an Sie hat er mir aufgetragen, und nächstens einen Brief für Sie zu schicken versprochen.

Ein Brief, den ich Ihnen am 21. Dec. schrieb, und mit dem nach Hannover zurückkehrenden Herrn von Laffert schickte, worin ich Ihnen über die richtige Ankunft Ihrer verschiedenen, mir äußerst werthen Briefe so wie des Packets mit Ihrer Schrift Auskunft gab, werden Sie jetzt längst richtig erhalten und zugleich durch Herrn v. L. seinem mir gegebenen Versprechen gemäß über die Lage der hiesigen Verhandlungen ausführliche mündliche Nachricht bekommen haben.

Hoffentlich wird die sächsische Angelegenheit, um derentwillen alles übrige stockt, in 14 Tagen ausgeglichen werden. Polens halber scheint man leidlich im Reinen zu sein.

Daß meine Collegen Ihnen auf die Uebersendung Ihrer Schrift noch nicht geantwortet, kann nur an der Versäumniß dessen liegen, dem der Auftrag geworden, diese Antwort zu concipiren — ich zweifle nicht, daß sie bei Ankunft dieses bereits werde eingegangen sein.

Der Roddeschen Familie von mir und dieser nebst Ihnen von den Meinigen die herzlichsten Grüße. Die Ohren müßten Ihnen oft genug klingen, falls Sie es jederzeit hörten, wenn Ihrer in herzlicher Freundschaft von uns gedacht wird.

Ganz der Ihrige

S.

° Ein Bruchstück aus der Odysseus-Sage *).

Von C. Th. Gravenhorst.

Der Kampf mit den Freiern.

(Vergl. Hom. Odyss. Buch 22.)

Die Bettlerhülle von den Schultern streifend
Hoch auf der Schwelle drehend steht der Held,
Mit seiner Linken nach dem Köcher greifend,
Indeß die rechte Faust den Bogen hält.

Die Pfeile schüttet er vor sich zur Erde
Und ruft: „Gewonnen ist das erste Spiel,
Jetzt aber such' ich mir ein anderes Ziel
Und hoffe, daß ich das auch treffen werde.“

So spricht er und erhebt den Bogen,
Und siehe, von der Sehne Strang geschnellt
Kommt ein beschwingter Pfeil geflogen
Grad auf Antinoos zu. — Jetzt eben hält

Der neugefüllt in Händen den Pokal;
Wie mocht' er ahnen, daß der Tod ihm käme,
Eh' er den Becher an die Lippen nähme?
Daß beim Gelag' und Opfermahl

Ein einz'ger Mann es würde wagen
Den Mord zu schleudern in der Gäste Reih'n? —
Da fährt der Pfeil in seine Kehl' hinein;
Man sieht das Eisen aus dem Nacken ragen.

Er sinkt zur Seite nieder; purpurroth
Springt aus der Nas' ein dicker blut'ger Strahl.
Er schlägt um sich in seiner Todesqual;
Um stürzt der Tisch mit allem Fleisch und Brot.

Entsetzt bei ihres Führers jähem Falle
Springen die Freier auf in Zorn und Wuth,
Sie stürmen tobend durch die weite Halle;
Sie fordern Rache für des Fürsten Blut.

Sie fordern Waffen, doch wie sehr sie suchen,
Kein Schild noch Speer sich ihrem Auge bot.
Man hört sie also schrein und fluchen:
„Der Schuß, Verräther, wird dein eigner Tod.

„Den du getroffen, unter allen Freiern
War er der Beste. Darum soll zum Fraß
Dein Leib den Hunden dienen und den Geiern.“
Noch ahnten sie nicht ihrer Strafe Maß.

Noch meinten sie, die blöden Thoren,
Daß jener Schuß ein Spiel des Zufalls war.
Bald macht' Odysseus ihnen offenbar,
Daß insgesammt er sie zum Ziel erkoren.

„Ihr Hunde!“ rief er aus, „habt ihr geglaubt,
Ich sei schon längst verstorben und verdorben?
Ihr habt um meine Gattin frech geworben;
Das sollt ihr büßen jetzt mit eurem Haupt.

„Ihr habt ermorden wollen meinen Sohn;
Ihr habt geschwelgt in diesen Königshallen:
Jetzt seid ihr meinem Rächerarm verfallen;
Empfangt, ihr Frevler, eurer Sünden Lohn!“

So rief er zornig; und vor Furcht erblassen
Die Freier all' und kaum nach ein'ger Frist
Kann sich Eurymachos zur Antwort fassen:
„Wenn wirklich du der Laertiade bist,

„So hast mit Recht du uns darob gescholten,
Daß wir uns manchen Uebermuth erlaubt:
Doch Er, der unser Führer war und Haupt,
Hat mit dem Tode seine Schuld entgelten,

„Antinoos. Nicht um die Eh'
War's ihm zu thun, nicht um Penelope.
Ihm galt es um den Königsthron;
Drum wollt' er meuchlings tödten deinen Sohn.

„Nun ist Er todt. Verschone drum in Gnaden
Uns, deine Mannen! Reichlich soll
Ersetzt dir werden deines Gutes Schaden;
Denn sehr gerecht ist jetzt dein Zorn und Groll.

„Wir bieten dir, so viel dein Herz begehrt,
An Gold und Silber, zwanzig Rinder werth
Ein Jeder; aber laß uns leben!“
„Ihr könntet mir zehnfache Buße geben“,

Versetzt Odysseus, „all eu'r Hab' und Gut,
Was ihr besitzt und was ihr hofft zu erben:
Es rettet euch nicht vom Verderben;
Ihr sühnt den Frevel nur mit euer'm Blut.

---

[1]) Laharpe.

*) Vergl. Jahrgang 1861 Nr. 46 und 47 vom 17. und 24. November. — Die hier mitgetheilte Probe enthält namentlich gegen das Ende hin mehrere Abweichungen von der Originaldichtung, und das Maß der Freiheit, welche sich der Bearbeiter gestatten zu müssen glaubte, mag hiernach geprüft und beurtheilt werden. Gr.

„Kämpft oder flieht! Ihr habt die Wahl;
Doch hoff' ich, beides wird euch nicht gelingen.
Gefangen seid ihr in des Todes Schlingen,
Und lebend kommt ihr nicht aus diesem Saal!“

So sprach er; ihnen zittern Herz und Glieder
In Todesangst. Da ruft Eurymachos:
„Er macht es wahr, er hebt den Bogen wieder;
Schon rüstet er sein tödtliches Geschoß.

„Zieht eure Schwerter denn! Wir müssen's wagen.
Als Schilde haltet eure Tische vor!
Vielleicht gelingt's ihn zu verjagen
Und uns zu retten durch das Thor.

„Wir rufen dann die Freund' in Waffen;
Und mögen so noch Heil und Sieg uns schaffen.
Vielleicht hat seine Mörderhand
Dann ihren letzten Pfeil versandt.“

So rufend springt er auf von seinem Sitze,
Er hat gezückt sein doppelschneid'ges Schwert,
Den Tisch ergreifend: sieh da fährt
Ihm schon in's Herz des Pfeiles Eisenspitze.

Ueber den Tisch hin stürzt er taumelnd nieder,
Mit Haupt und Stirn den Boden schlagend,
Mit seinen Füßen in die Lüfte ragend;
Im Todeskampfe winden sich die Glieder:

Sein Auge bricht umhüllt von Hades' Nacht.
Jetzt ist Amphinomos auch aufgesprungen,
Er drängt der Thüre zu mit aller Macht,
Die Rechte hat das blanke Schwert geschwungen:

Doch Telemach, der an der Seite stand,
Hat durch die Schultern ihm den Speer gerannt,
So daß zum Herzen hin das Eisen dringt,
Und jener todt zu Boden niedersinkt.

Odysseus' Sohn wagt aus der Leiche nicht
Den Speer zu ziehn. Er selbst ist ohne Waffen.
Er tritt zum Vater näher hin und spricht:
„Ich gehe, Speer' und Schild' herbeizuschaffen

„Und andre Rüstung, für dich selbst zur Wehr
Wie auch für mich und unsre zwei Genossen.“
„Thu so!“ versetzt der Held, „doch eile sehr,
So lang' ich noch die Pfeile nicht verschossen!“

So spricht Odysseus; Telemach enteilt
Zur Waffenkammer, unverweilt
Sieht man mit Helmen, Schilden, Schwertern, Speeren
Den jungen Helden wiederkehren.

Odysseus' Sohn, wie auch die beiden Hirten,
Stehn wohlgerüstet da in kurzer Frist;
Odysseus selbst hat keine Wehr vermißt,
So lange seine Pfeile schwirrten.

Denn Mann für Mann, wie sie sich näher wagen,
Ein Jeder, eh' er nur zum Streiche
Den Arm erhebt, wird selbst zur Leiche.
In ganzen Reihen schon die Todten lagen:

Doch endlich ist des Köchers Schatz geleert,
Und übergroß ist noch der Feinde Schwarm.
Da greift Odysseus auch zu Speer und Schwert,
Ein starker Schild bewehrt des Helden Arm.

Am Haupte glänzt ein Helm; gar schreckhaft weht
Der stolze Helmbusch. So gerüstet steht
Zum Nahekampfe kühn entschlossen
Der Laertiade mit den drei Genossen.

Da war im Saale noch ein Treppengang,
Durch den man sich zur Straße mochte schleichen;
Ein schmaler Weg zog sich den Hof entlang,
Auch war die Waffenkammer zu erreichen.

Den Hofweg nahm Eumäos wohl in Acht,
Wie ihm Odysseus anempfohlen;
Die andre Seite ließ er unbewacht:
So konnten sich die Freier Waffen holen.

Melantheus hat es ausgespürt. Er bringt
Zwölf Schild' und Speere, zwölf auch Eisenhauben.
Der König mochte sich verrathen glauben,
Als ihm der Waffen Erz entgegen blinkt.

„Was seh' ich? woher haben sie die Waffen?“
So ruft er aus. „Verräth uns eine Magd?
Das kann uns große Noth und Arbeit schaffen!“
Der Sohn erwidert ihm darauf und sagt:

„Mein Vater, leider hab' ich das versehn.
Als ich vorhin die Waffen ging zu holen,
Ließ ich nur angelehnt die Thüre stehn.
Nun hat gewiß Melantheus sich verstohlen

„Mir nachgeschlichen. Doch Eumäos mag
Sie schnell verschließen. Geh und spüre nach,
Wer uns verrathen, ob es, wie ich meine,
Melantheus that, ob von den Mägden eine!“

So spricht der Jüngling; und Eumäos sieht
Den Ziegenhirten durch den Gang sich schleichen.
Er ruft: „Ja, ja! er ist's, der uns verrieth!
„Ich ahnt' es gleich nach seinen frühern Streichen.

„Da geht er hin, ich hab' es wohl gesehn.“
„Wohlan denn“, sagt Odysseus, „eilt ihr Beiden,
Du und Philötios, schnell ihm nachzugehn
Und ihm den Eifer zu verleiden!

„So lange werden ich und Telemach
Den Freiern schon den Ausgang hier verwehren.“
So spricht der Held; sie eilen Jenem nach,
Sie finden ihn beladen schon mit Speeren.

Nach einem alten Schilde greift er eben, —
Laertes hat vor Zeiten ihn geführt,
Zwar lang' ist's her, daß ihn der Greis berührt, —
Den will Melantheus jetzt vom Nagel heben:

Da springen jene Beiden auf ihn ein;
Sie reißen ihn am Schopf nach hinten nieder
Sie knebeln ihn — er soll nicht Hülfe schrein;
Sie schnüren rückwärts drehend seine Glieder.

Sie wollen nicht so schnell den Tod ihm geben;
Sie ziehn an einem Seil ihn hoch empor;
So soll er unter großen Schmerzen schweben;
Dann gehn sie rasch und ziehn den Riegel vor.

Indessen stürmen auf das Heldenpaar
Die Freier los in dichtgedrängter Schaar.
Pisander, Demoptolemos,
Und Agelaos, und Eurynomos,

Sind ihre Führer und Amphimedon
Und Polybos. Denn diese alle
Sind dem Geschick bis jetzt entflohn;
Die Stärksten liegen todt schon in der Halle.

Und Agelaos feuert die Genossen
Mit solchen Worten an: „Nur auf den Einen
Zielt, meine Freunde! Liegt Er nur erschossen,
So fallen auch die Andern, sollt' ich meinen.

„Wohlan, ihr Sechs zuerst schießt allzumal!
Zeus giebt vielleicht euch Heil und Siegesehre.“
So sprach er; und es schwirrten ihre Speere,
Doch keiner traf nach ihrer Herzens Wahl.

Athene wandte seitwärts ihre Spitzen:
Die eine haftet an der Thüre Rand,
Die zweite sieht man in dem Pfosten sitzen,
Die andern fahren in des Saales Wand.

Da ruft Odysseus: „Freunde jetzt ist's Zeit,
Jetzt laßt auch eure Speere fliegen!
Wenn uns Athene Gunst verleiht,
So solln sie bald in ihrem Blute liegen!“

So spricht er, und der Freunde Lanzen sausen.
Und sieh, es fallen Demoptolemos,
Euryades, Pisander, Elatos;
Die Andern fliehn zurück vor Furcht und Grausen.

Odysseus reißt vorspringend seinen Speer
Aus einer Leiche, so auch die Genossen.
Da raffen sich die Freier auf zur Wehr;
Sechs Lanzen wieder werden abgeschossen.

Und wieder seitwärts fliegen ihre Spitzen.
Die eine haftet an der Thüre Rand,
Die zweite sieht man in dem Pfosten sitzen,
Die andern fahren in des Saales Wand.

Nur Telemach wird an der Hand berührt,
Eumäos' Schulter auch gestreift vom Eisen:
Sie achten's nicht, sie haben's kaum verspürt;
Ihr nächster Speerwurf mocht's erweisen.

Denn siehe! von Odysseus' Sohn
Alsbald durchbohrt liegt hier Amphimedon,
Dort sinkt als Leiche Polybos
Getroffen von Eumäos' Wurfgeschoß.

Eurydamas wird von Odysseus' Hand
Ins Schattenreich hinabgesandt;
Ktesippos windet sich in Todesschmerz,
Philötios Lanze fuhr ihm bis ins Herz.

Der ruft ihm zu mit bitterm Hohn:
„Da hast du für dein Gastgeschenk den Lohn!
Weil du der Götter Recht verachtet,
Drum liegst du da, von Todesgraun umnachtet!“

Und immer dichter häufen sich die Leichen.
Hier von Odysseus Lanzenstoß gefällt
Liegt Damastorides; der jüngre Held
Bohrt seinen Speer tief in die Weichen

Dem Sohn Evenor's. Aus dem Rücken ragend
Starrt ihm das Eisen; häuptlings stürzt er hin,
Den Boden mit der Stirne schlagend,
Und Hades' Nacht umdunkelt Aug' und Sinn.

Da über aller Freier Häupter her —
Es ist Athene, die Aegide schwingend,
Dem Freunde die verheißne Hülfe bringend —
Senkt sich Verderben drohend, dumpf und schwer,

Gleich einer Wetterwolk' ein Nebelschleier,
Die Arme lähmend und die Geister störend,
Mit Schreckensbildern jedes Herz bethörend.
Den Rindern zu vergleichen sind die Freier,

Die oft an heißen Sommertagen,
Gepeinigt von der Sonne Gluth,
Vor einer Bremse fliehend blind vor Wuth
Hierhin und dorthin auf der Weide jagen.

Die Helden aber, Lämmergeiern gleich,
Die vom Gebirg her Beute suchend fliegen —
Sie kreisen drohend in der Lüfte Reich,
Auf breiten Schwingen sieht man sie sich wiegen.

Die armen Vöglein flattern hier und dort;
Man sieht sie angstvoll nach den Wolken schauen:
Hoch aus den Lüften fährt auf sie der Mord;
Verfallen sind sie schon den grimm'gen Klauen;

Sie alle sterben in ungleicher Schlacht.
Ein Jäger sieht's; doch ob er's wehren könnte,
Es ist, als ob er's jenen Räubern gönnte,
Sein Auge freut sich an der edlen Jagd —

So stürmt Odysseus durch den weiten Saal,
Sein großes Blutgericht zu halten,
Hierhin und dorthin mordend ohne Wahl.
Wie manchen Schädel hat er da gespalten!

Der Sterbenden Geheul und Röcheln scholl
Von allen Seiten her höchst jammervoll;
Des Daches Säulen hallten davon wieder;
Blut floß in Bächen von den Leichen nieder.

Leiodes war dem Morde noch entgangen;
Er wirft sich zu des Helden Füßen hin,
Hält Gnade suchend seine Knie umfangen,
Und fleht ihn an mit angsterfülltem Sinn:

„O König, sieh mich hier zu deinen Füßen!
Odysseus, schone mein in Gnad' und Huld!
Laß nicht mein Blut die Sünden Andrer büßen!
Denn sieh! ich selbst bin frei von dieser Schuld.

„Die Freier hab' ich dringend oft verwarnt;
Sie ließen sich von meinem Rath nicht lenken:
Drum liegen sie vom Todesnetz umgarnt.
Mir aber, König, wolle Gnade schenken!

„Ich nahm nicht Theil an ihrem frechen Werben;
Als Opferschauer dient' ich alle Zeit.
Soll ich, der Priester, mit den Frevlern sterben?
Ist das der Lohn für meine Frömmigkeit?“

Der Laertiade blickt mit finstern Mienen
Den Heuchler an und spricht: „War das dein Amt,
Als Opferschauer dieser Schaar zu dienen,
So hat mich dein Gebet wohl oft verdammt;

„Die Götter riefst du wohl mit frommem Munde,
Ich möchte nimmermehr die Heimat sehn.
Auch du sollst meiner Rache nicht entgehn;
Jetzt ist gekommen deine Todesstunde.“

So spricht Odysseus, und mit mächt'ger Faust
Greift er zum Schwert; die Kling' im Schwunge saust;
Und sieh! inmitten seiner Klagen
Hat er das Haupt vom Rumpf ihm abgeschlagen.

Auch Phemios lebt noch, dessen holde Leier
Vordem bei jedem Opfermahl erklang;
Zwar ungern sang er vor dem Schwarm der Freier;
Jetzt steht er halb versteckt am Treppengang.

Er zweifelt: soll er nach dem Hofe fliehn,
Schutz suchend an des Altars heil'gen Stufen?
Soll er es wagen, bei des Helden Knien
Um Gnad' und Heil ihn anzurufen?

Er wagt's; er wirft sich vor Odysseus nieder
Und spricht: „O edler König, schone mein!
O tödte nicht den Sänger holder Lieder!
Es müßte selbst dir später schmerzhaft sein.

„Bei Göttern wie bei Menschen hab' ich Gunst;
Ich sing' in allen Tönen, allen Weisen;
Der Muse selbst verdank' ich meine Kunst.
Auch deinen Ruhm, Odysseus, werd' ich preisen.

„Nur ungern sang ich zu der Freier Ehren,
Freiwillig nimmer noch um schnöden Lohn —
Bezeugen wird es mir dein eigner Sohn —:
Nur konnt' ich der Gewalt mich nicht erwehren.“

Das hörte Telemach; er eilt' heran
Und rief: „Mein Vater, schone diesen Mann!
Auch Medon, unsern Herold, magst du schonen;
Ich möchte gern ihm seine Liebe lohnen.

„Vielleicht, daß irgendwo hier im Gemenge
Sein Leichnam liegt: Beklagen würd' ich's sehr.
Ich hab' ihn nie gesehn im Kampfgedränge;
Und sicher starb er nicht durch meinen Speer.“

Kaum hat der edle Jüngling so gesprochen,
Als sich der Herold zeigt. Er lag versteckt,
Tief unter einer Bank verkrochen,
Von einer Ochsenhaut ganz überdeckt.

Jetzt springt er auf; mit demuthvoller Stimme
Ruft er alsbald: „Hier bin ich, Telemach!
O schütze mich vor deines Vaters Grimme,
Daß mich sein Schwert nicht treffen mag!“

Lächelnd erwidert drauf der ältre Held:
„Seid unbesorgt, ihr sollt von mir nichts leiden;
Sein Wort hat euch gerettet. Geht, ihr Beiden!
Und euer Beispiel gebe kund der Welt,

„Daß frommer Sinn zuletzt zum Heile führt.
Jetzt aber meidet dieses blut'ge Haus,
Du und der Sänger; geht zum Hof hinaus,
Bis ich gethan, was mir zu thun gebührt!“

So spricht der Held; das dankerfüllte Paar
Setzt sich im Hofe nieder am Altar.
Odysseus schreitet langsam durch die Halle;
Noch einmal mustert er die Leichen alle,

Ob irgendwo sich unter falschem Schein
Noch Leben birgt. Doch sieh! von Staub und Blut
Besudelt liegen der Erschlagnen Reih'n,
Den Fischen gleich, die aus der Meeresfluth

Vom Fischergarn emporgezogen,
Und hingeworfen auf den dürren Sand,
Sehnsüchtig schnappend nach dem Naß der Wogen,
Alsbald ersterben von der Sonne Brand.

So von des Laertiaden Hand gefällt
Wüst durcheinander liegen all die Leichen;
In ihrer Mitte steht der grimm'ge Held,
Mit einem wilden Löwen zu vergleichen,

Der von der Jagd kommt; einen mächt'gen Stier
Hat er zerrissen eben, seine Zähne
Sind blutig, Blut auch trieft von Brust und Mähne;
Doch jetzt gesättigt ist des Hungers Gier.

Odysseus ruft jetzt aus dem hintern Zimmer
Die Schaffnerin. Sie hat mit Angst und Grauen
Den Lärm im Saal gehört; sie ahnte nimmer,
Was für ein Bild ihr Auge sollte schauen.

Ein Bild des Schreckens! Welches Hasses Groll
Vermöchte nicht dies Schauspiel zu erweichen?
Doch Euryklea's Herz ist übervoll;
Sie jubelt auf beim Anblick dieser Leichen.

Odysseus wehrt es ihr mit Ernst und spricht:
„Du magst dich freuen, Weib, doch juble nicht!
Frohlocken über andrer Menschen Tod
Ist Sünd' und Frevel. Ehre Zeus' Gebot!

„Sie sind gefallen durch des Schicksals Walten
Und eigne Schuld. Sie haben keiner Zeit
Der Götter Satzung hochgehalten
Noch milden Brauch geübt und Gastlichkeit.

„Jetzt aber rein'gen wir zuerst die Halle!
Ruf mir die Mägde, die Verrath getrieben,
Melantho mein' ich, und die andern alle,
Die deiner Herrin nicht gehorsam blieben!

„Sie sollen auf des innern Hofes Flur
Die Leichen legen; dann von Tisch und Stühlen
Mit Schwämmen tilgen jede blut'ge Spur,
Den ganzen Estrich auch mit Wasser spülen.

„Eumäos und Philötios, sorgt dafür,
Daß dies geschieht, und heißt die Weiber eilen!
Sie sollen später nach Recht und Gebühr
Das Strafgericht der Freier theilen.

„Du, Euryklea, magst mir Schwefel auch
Und Kohlengluth in einer Pfanne reichen,
Damit vor solchem heil'gen Duft und Rauch
Die Fluchdämonen aus der Halle weichen.

„Dann schaff' ein Bad mir und ein Festgewand!
Ich will Penelope mich nicht entdecken,
Eh' ich des Mordes letzte Spur verbannt;
Kein blut'ger Anblick soll ihr Herz erschrecken!“

Also geschah's. Noch Einer war zu strafen;
Die Hirten gingen in den Waffensaal,
Wo sie Melantheus noch am Leben trafen;
Jetzt enden Jene des Verbrechers Qual.

Als Alles nun beschickt, wie er befohlen,
Der Saal gereinigt; auch des Schwefels Rauch,
Aufwirbelnd von der Gluth der Kohlen,
Die ganze Burg gesühnt nach frommem Brauch:

Da spült Odysseus seine Heldenglieder
Im lauen Bad', und lind wie Zephyrs Wehn
Schwebt Pallas über ihm, zwar ungesehn;
Und seiner Jugend Anmuth kehrt ihm wieder.

Die Wangen bräunen sich, am Kinne sprießt
Ein dichter Bart, die Muskeln alle schwellen;
Am Haupte scheint das Haar emporzuquellen,
Das seine Schläfe blondgelockt umschließt.

Und jetzt von einem Safrankleid' umschlossen,
Darüber los' ein Purpurmantel wallt,
So von Athene's Zauber übergossen
Scheint er ein Gott an Antlitz und Gestalt.

* Ungedruckte Briefe von Johann Gottlieb Fichte
an Johann Smidt.

1.

Jena, den 11. October 1796.

Ich verspreche mir, mein Theurer, daß wir uns beide so wohl kennen, daß Sie mein langes Stillschweigen nicht auf Rechnung einer Vernachlässigung oder Erkältung, sondern lediglich meiner Arbeiten bringen. Ich habe zu verschiedenen Zeiten Briefe an Sie geschrieben, aber — sie sind nicht abgegangen, wie an viele andere Freunde. Ermessen Sie dadurch die Zerstreuung, in der ich mich oft befunden habe.

Wie sehr ich auf die Fortdauer Ihrer Gesinnungen gegen mich rechne, beweise Ihnen Folgendes. — Es ist mir den 18. Juli ein gesunder Knabe gebohren. Sie sind der Pathe desselben, weil ich dazu nur wahre Freunde bestimmt habe; und erst jetzt bitte ich Sie um Ihre Einwilligung, weil ich darin keinen Zweifel setzte, und eher nicht Zeit hatte, Sie darum zu bitten. Der Knabe heißt Emanuel Hartmann*), ist gesund, groß und stark für sein Alter, und fängt schon an, — er geht jetzt in die 13. Woche, — Antheil zu nehmen an der Freude, die er einflößt. Ihre Mitpathen sind Berger, Hülsen**) (ehemals Hegekorn; Sie wissen doch diese Namensveränderung, und die Gründe derselben), die Hofpredigerin Schulz zu Königsberg und ein Klopstock zu Triest.

Sie sind immer in Bremen gewesen.***) Wie leben Sie? Was studiren Sie? Geben Sie mir zuweilen Nachricht von sich, ich bitte Sie. Lassen Sie unser Verhältniß fortdauern. Alle halbe Jahre hoffe ich es zu einem Briefe an Sie zu bringen.

Ganz der Ihrige

Fichte.

Es sind mir im vorigen Winter zwei Fäßchen trefflichen Weins zugekommen: ohne Namen zwar, aber ich weiß, daß er von Ihnen kam. Was soll ich dazu sagen? Die Rechnung fordern kann ich nicht, ohne Ihr gutes Herz zu betrüben. Aber ich halte mich für Ihren Schuldner, und werde suchen, die Schuld abzutragen.

Nachschrift von Fichte's Frau.

Wie geht es Ihnen, theurer Smidt? Ich weiß, Ihr gutes Herz nimmt Theil an meinen Mutterfreuden; mögen doch auch Sie recht glücklich sein, und uns dieses ja recht bald melden. Den kleinen muntern Hartmann (so heißt er nach meinem theuren, unvergeßlichen Vater) empfehle ich Ihrer Freundschaft; daß wir Sie einst als Pathen bitten würden, habe ich nie gehofft, aber immer gewünscht. Grüßen Sie mir unbekannterweise die Ihrem Herzen theuer sind; wir reden oft von Ihnen, auch werde ich meinem Jungen einst viel von Ihnen erzählen. Leben Sie glücklich! Dies kann Niemand aufrichtiger wünschen, als

Ihre Freundin

Fichte.

*) Der jetzige Professor der Philosophie in Tübingen.

**) Berger, nachmals Professor in Kiel, Hülsen früh gestorben. Beide Universitätsfreunde Smidt's.

***) Smidt war Herbst 1795 von Jena nach Bremen zurückgekehrt.

2.

Jena, den 1. Januar 1798.

Sie kennen, mein theuerster Freund, meine Lage seit alter Zeit her; Sie kennen dieselbe aber bei weitem nicht in ihrer neusten Gestalt. Liegt der Grund in oder außer mir, genug ich bin jetzt noch weit mehr mit Geschäften überhäuft, als ich es ehemals war, und wenn endlich auch eine freie halbe oder ganze Stunde ausfällt, so bin ich so ermüdet, daß es mir kaum möglich ist, eine Feder anzurühren. Vielleicht verdiene ich darum die Verzeihung meiner Freunde wegen meiner Nachlässigkeit im Briefschreiben; und erhalte die Ihrige.

Ich habe von Zeit zu Zeit mittelbar Nachricht von Ihnen gehabt, und Ihre muthmaßlichen Wünsche mitgewünscht. Ich hörte, Sie würden nach Lübeck kommen*) und wünschte es, weil ich glaubte, daß Sie es wünschten. Ich erfahre seitdem, daß Sie als Professor der Philosophie in ihrer Vaterstadt angestellt sind, und freue mich mit Ihnen, weil ich glaube, daß dies Ihren Wünschen gemäßer gewesen. Ich freue mich aber auch im Namen der Vernunft und Wahrheit, weil ich glaube, daß Sie so für die Sache derselben noch mehr thun können. Ich vernehme, daß Sie heirathen, und statte Ihnen dazu meinen herzlichsten Glückwunsch ab. Zu meiner Freude erfahre ich ganz bestimmt durch Herrn Horn, daß Sie und Herr Thulesius sich des verwaiseten Spiegelschen Werks annehmen wollen. Was mir daran am wenigsten gefiel, ist das, was es mit meinem Naturrechte gemein hat. Theils ist dasselbe auch schon gedruckt, und wie es mir vorkommt, präciser; theils ist der Eingang — denn etwas anderes ist dies für den Hauptzweck doch nicht — zu lang. Ein kurzer, kräftiger Auszug, dächte ich, wäre das schicklichere.

Ich habe der Sp. Handschrift Bemerkungen mit Bleistift beigesetzt. Sie waren für unsern seligen Freund bestimmt, als er noch lebte. Sie bedürfen derselben wohl nicht.

Meine Frau grüßt, und Ihr kleiner Pathe grüßt zwar noch nicht, denn er kann noch nicht viel verständiges vorbringen; aber er läuft recht hübsch und ist stark und brav, und besonders seine Mutter will schon viel Verstand an ihm wahrnehmen, nur daß er es noch nicht von sich geben könne.

Ich lege eine Ankündigung meiner Sittenlehre bei, wenn etwa unter Ihren Bekannten welche wären, die subscribiren wollten.

Erhalten Sie uns Ihre Freundschaft.

Fichte.

*) Smidt hatte damals Aussicht gehabt, als Prediger nach Lübeck zu kommen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Gudrun. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von O. von Rutenberg. — Franzesco dei Pazzi. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von E. Mohr. — Die drei Grazien. Roman in 3 Bänden. Von Karl Frenzel. — Die Braut im Kloster. Roman in 3 Bänden. Von Paul Stein. — Martin Opitz von Boberfeld. Von K. Weinhold. — Ueber die Geschichte und Aufgabe der Philosophie. Von G. Curtius. — Bad Rehburg, Kloster Loccum, das Steinhuder Meer und der Wilhelmstein in ihrer Vergangenheit und Gegenwart kurz geschildert. Von E. Sägelken. — Schottische Reisebilder. Von H. Kreisler.

* Der fünfte Band der Memoiren von Guizot wird in diesen Tagen ausgegeben.

† Die erste bis dritte Lieferung von einem kunsthistorischen Werk, das speciell zum Gebrauch für das allgemein gebildete Publikum so wie für den ausübenden Künstler bestimmt ist, erschien unter dem Titel „Das Leben der Maler", (nach Vasari und neuen Kunstschriftstellern von Adolf Stern und Andreas Oppermann bearbeitet), soeben bei Heinrich Matthes in Leipzig. Die vorliegenden drei Hefte umfassen den Zeitraum von 1240 bis 1520 und liefern kurze Biographien der bedeutendsten italienischen Maler nebst einer Beschreibung ihrer Gemälde und einem Hinblick auf die gleichzeitigen Zeitverhältnisse. Mit den noch folgenden drei Lieferungen, welche für die nächsten Wochen in Aussicht stehen, wird das Werk vollständig sein.

* Der berühmte Reisende Moritz Wagner ist zum Professor an der Münchener Universität ernannt. Der Historiker Giesebrecht, der Nachfolger Sybels daselbst, hat sein Amt angetreten. Die „Allgemeine Zeitung" berichtet über seine erste Vorlesung: Er gestand seine Bedenken, die er gegen die Annahme eines Rufs nach München hatte, da er, seit fast einem halben Jahrhundert in norddeutscher Sitte wurzelnd, fürchten mußte, sich nur schwer in einer neuen Heimath einzugewöhnen und bei der bayerischen Jugend den ihm erwünschten Anklang zu finden. Die Erwägung aber, daß der Historiker vor allem zur Versöhnung der deutschen Stammesunterschiede berufen sei, und der Wunsch eines höhern Willens hätten seine Befürchtungen beschwichtigt. Der Redner ergeht sich sodann über den glänzenden Aufschwung und die Methode deutscher Geschichtsforschung in den letzten Jahren; erkennt in der Geschichte die Entwicklung des menschlichen Geistes zur Freiheit, stellt für die nächsten Semester Vorlesungen über griechische und römische Geschichte, Geschichte der Reformation und des letzten Jahrhunderts in Aussicht.

* Die Blätter veröffentlichen die folgenden Worte Ludwig Uhlands aus Tübingen vom 11. Mai: Meine schon neun Wochen andauernde Krankheit gestattet mir nicht, für die mannichfachen Beweise von Liebe und Anhänglichkeit, die ich in dieser Zeit und besonders aus Veranlassung meines Geburtstages aus vielen Theilen der deutschen Heimath, von Einzelnen und von Vereinen empfangen habe, meinen brieflichen Dank zu sagen. Ich muß mich darauf beschränken, meine dankbaren Empfindungen in diesen wenigen Zeilen auszusprechen.

* Der Wiener Bildhauer Fernkorn arbeitet an einem Denkmal für Beethoven, das bei Nußdorf in der Nähe von Wien unter jenem Baum errichtet werden soll, in dessen Schatten der große Meister viele seiner Lieder componirt hat. Es ist auf eine komisch-naive Weise gelungen, jenen Baum aufzufinden; denn obgleich man wußte, daß er während seines Landaufenthaltes dorthin seine Spaziergänge nahm, vermochte man bisher nicht den Platz zu bestimmen. Den Aufschluß gab ein alter 70jähriger Bauer, der Besitzer jener Wiese, der auf die Frage, ob er einen Herrn Beethoven gekannt habe, antwortete: „Manens den kraupeten (haarzerzausten) Musikanten? Ja, der is immer dort unter dem Baum g'legen", und dabei wies er auf die betreffende Stelle.

* Das Programm für das in den Pfingsttagen zu Köln unter der Leitung von Ferdinand Hiller stattfindende niederrheinische Musikfest ist folgendermaßen festgestellt: 1. Sonntag, 8. Juni: Salomon, großes Oratorium von G. F. Händel, nach der Original-Partitur für Doppelchor, Solostimmen, Orchester und Orgel. (Die Orgelstimme von F. Mendelssohn-Bartholdy). — 2. Montag, 9. Juni: 1) „Sanctus" und „Osanna" aus der hohen Messe in H moll, für Doppelchor, Orchester und Orgel, von Joh. Seb. Bach. 2) Ouverture und Scenen aus der Oper Iphigenie in Aulis, von Gluck. 3) Neunte Sinfonie mit Chören, von L. van Beethoven. — 3) Dinstag, 10. Juni: 1) Sinfonie von J. Haydn. 2) „Die Nacht", Hymne von M. Hartmann, für Chor, Solostimmen und Orchester, componirt von Ferdinand Hiller (Manuscript). 3) Chöre und Gesangsolovorträge. 4) Clavier-Concert, von W. A. Mozart, vorgetragen von Herrn F. Hiller. 5) Ouverture zu „Ruy Blas", von F. Mendelssohn-Bartholdy. Folgende Künstler haben bisher ihre Mitwirkung zugesagt: Frau Luise Dustmann, k. k. Kammersängerin in Wien; Fräulein Franzisca Schreck, Concertsängerin in Bonn; Herr Karl Becker, großh. hess. Kammersänger in Darmstadt; Herr Karl Hill, Concertsänger in Frankfurt a. M.; Herr Schnorr von Carolsfeld, königl. Hofopernsänger in Dresden. Die Orgelpartie hat Herr Domorganist und k. Musikdirector Franz Weber übernommen. Der Subscriptionspreis für einen festen numerirten Platz zu allen drei Concerten beträgt 5 Thaler. — In Leyden in Holland wurde am 9. Mai ein Musikfest unter der Leitung von Wettrens gehalten. Man führte mit bedeutenden Mitteln Mendelssohns „Elias" auf; die Hauptpartie wurde vom Director Behr aus Bremen gesungen. Der Tenorist Schneider aus Wiesbaden sang in derselben Woche in Amsterdam und Utrecht.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

№ 21. Bremen, 25. Mai. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Am Steinhuder Meere.

Von J. G. Kohl.

I. Die Seen des nordwestlichen Deutschlands.

Die wunderbaren Naturkräfte, welche das Wesergebirge aus den Erdspalten emportrieben, haben sich auch in den weiten Ebenen im Norden dieses hohen Dammes nicht ganz unbezeugt gelassen. Sie haben noch dort hie und da ein wenig in den Schichten der Erdkruste gewühlt, geschanzt und gegraben und einige kleine malerische Höhenzüge zu Stande gebracht, die wie verstreute Brocken, gleichsam wie verlorene Posten oder Außenwerke den großen mitteldeutschen Gebirgsfestungen im Süden vorliegen.

Einst, als noch das diluviale Salzwasser über unser ganzes norddeutsches Flachland bis an den Fuß der Wesergebirge brandete, lagen solche kleine Berggruppen als Inseln in diesem wüsten Meere. Manche von ihnen, die nicht so hoch waren, mochten nur Sandbänke oder Klippen in den Wogen darstellen. Auf ihren Gipfeln und an ihren Abhängen faßte zuerst ein fröhliches Thier- und Pflanzenleben Wurzel, als die Gewässer anfingen, unseren Boden zu verlassen und sich in ihre heutigen Grenzen zurückzuziehen. Es sind gleichsam die Ararats unserer Niederungen, auf denen die Arche unseres Bremisch-Lüneburgischen Noahs strandete, und von denen aus sich die Gesäme und Wesen über das abtrocknende Land verbreiteten.

Noch jetzt selbst erscheinen sie wie Inseln oder Oasen, wie kleine Paradiese mitten in den einförmigen Ebenen und sind als solche beliebt und berühmt bei den benachbarten Bewohnern unserer Haiden und Marschen, die oft zu ihren bewaldeten Gipfeln hinaufpilgern, um ein wenig Bergluft zu genießen und einiger Aus- und Fernsicht über das Dorf und die Stadtmauer hinweg ins freie Land und in die weite Natur hinaus theilhaftig zu werden.

Die waldige „Wingst“ mit dem dichten Buchenhaine „Dobrock“ an den Grenzen der Lande Hadeln und Kehdingen, der „Weiher Berg“ am Eingange des wüsten Teufelsmoores, der „Hümmling“ in dem flachen Thale der Ems, die „Stemmerberge“ bei Lemförde am Dümmer-See, das sind so einige jener ehemaligen Riffe oder Sandbänke, die jetzt von den Provinzial-Poeten in ihren Dichtungen gepriesen und als „romantisch“ verherrlicht werden.

Unter allen diesen unsern kleinen Berg-Oasen aber zeichnet sich durch Höhe und anmuthigen Wechsel keine mehr aus, als die, welche mitten in den südlichen Partien unseres großen Haidelandes zwischen dem Leine- und Weserthale liegt, und die man nach den beiden berühmtesten an ihren Fuß sich lehnenden Ortschaften die Rehburger oder auch die Loccumer Hügelkette genannt hat.

Wie die anderen genannten, so bilden auch diese Höhen ein völlig isolirtes kleines Hebungssystem für sich selbst. Im Norden, Osten und Westen von ihnen streckt sich weithin ein unbegrenztes Flachland. Auch im Süden sind sie durch eine freilich schmälere Ebene, welche Flüsse, Chausseen und Eisenbahnen durchschneiden, von dem Deister, dem Süntel und den Wesergebirgen getrennt.

Es ist ein etwa drei Stunden langer, mehr oder weniger zerklüfteter Rücken, der obwohl er sich nur 500 Fuß über dem Meere erhebt, doch von allen Seiten weither aus dem Lande die Blicke auf sich zieht. Er krümmt sich ein wenig in einem Halbzirkel, als wolle er eine kleine Welt für sich umfassen, und in der weiten Oeffnung seiner Krümmung ist eine breite Depression in der Erdoberfläche geblieben, welche jetzt das vielgenannte Steinhuder Meer erfüllt.

Fast sieht es so aus, als habe die Natur aus diesem Loche das Material genommen, um den Bergdamm umher zu bilden. Jedenfalls stehen beide, das Seebecken und sein Höhenzug, in mehrfacher Wechselbeziehung.

Eine solche Verknüpfung von Seebecken und Landeserhebung ist wie anderswo, so auch in unserer norddeutschen Ebene eine gewöhnliche Erscheinung. So hat z. B. auch jene von mir genannte Hügelgruppe beim Lande Hadeln, die Wingst, an ihrem Fuße den durch seine Sagen bekannten Balksee. So werden auch die kleinen Höhen, auf denen das Schloß Bederkesa im Herzogthum Bremen liegt, von einem See bespült. So ist auch das Zwischenahner Meer (das gepriesene Naturparadies der Oldenburger), auf seiner Nordseite von einem Kranze von Hügeln umgeben.

Am frappantesten aber gleicht die Lokalität, der wir uns hier widmen, einer andern an der Grenze des Herzogthums Oldenburg und des Königreichs Hannover, der Umgegend des Dümmer-Sees. Auch dort zieht sich ein kleiner Bergzug von etwa 4 bis 500 Fuß Höhe und von circa 3 Stunden Länge, jene schon genannten Lemförder oder Stemmer Berge in Hufeisenform um einen See herum. Der See liegt dort wie in unserm Falle auf

der Nordseite des Höhenzuges, der wie unsere Rehburger Berge mit der schroffen Seite gegen den See abfällt, isolirt in der Ebene dasteht und ein kleines Bergsystem für sich bildet. Das Ganze, See und Hügelkranz, steht auch dort in der Lemförder Gegend fast genau in demselben Abstande vom Wesergebirge, wie unsere Rehburger See- und Höhengruppe. Von den Gipfeln der Lemförder Berge genießt man eine Aussicht auf die Weserkette im Süden und auf den Dümmer-See und die großen Moore jenseits desselben, die dem Panorama, das man von unseren Rehburger Bergen aus genießt, ganz ähnlich ist. Es ist wunderbar, wie die Natur sich in ihren Bildungen reproducirt. Beide, der Dümmer-See und das Steinhuder Meer mit ihren Höhen, scheinen denselben Vorgängen und Begebenheiten ihre Entstehung zu verdanken, und selbst wenn wir auch nicht im Stande sind, den Zusammenhang dieser Vorgänge nachzuweisen, so mag es doch interessant sein, auf die Aehnlichkeit aufmerksam zu sein und alle die oben genannten Lokalitäten hier in Parallele zu ziehen. Wir lernen daraus, daß wir uns auch bei einem Gemälde unserer kleinen Rehburger Oase nicht mit etwas Singulärem oder Exceptionellem, das nur eine beschränkte Bedeutung hätte, beschäftigen. Unser Blick mag dabei weiter umherschweifen, und uns bei der Vergleichung erkennen lassen, daß wir einen Typus, ein Modell vor uns haben, nach welchem noch viele andere Positionen gebildet wurden.

Alles, was wir darüber bemerken werden, wird mithin auch anderweitig Anwendung finden können.

2. Allgemeines über das Steinhuder Meer.

Das Steinhuder Meer ist entschieden der größte und bekannteste unter allen den kleineren Seen, die auf der Oberfläche der Haidestriche unseres nordwestlichen Deutschlands zwischen Rhein und Elbe verstreut sind. Er hat etwa 6 Stunden im Umkreise und bildet im Ganzen die Figur eines ziemlich regelmäßigen Ovals, das von Westen nach Osten fast doppelt so lang ist, als von Norden nach Süden. Er ist nicht von großer Tiefe. Seine tiefsten Stellen steigen nur bis auf 19 oder 20 Fuß unter die Wasseroberfläche hinab, und als durchschnittliche Tiefe mag man etwa 10 Fuß annehmen.

Er hat jetzt sehr wenig oberflächlichen Zufluß. Der größte Bach, der in ihn ausmündet und der von den Rehburger Bergen herabkommt, ist kaum anderthalb Stunden lang. Nur von der kleinen nordöstlichen Abdachung dieser Berge empfängt er das wenige dort abfließende Regen- und Quellwasser. Es ist aber wahrscheinlich, daß er einstmals einen viel größeren Fluß in sich aufnahm, nämlich die Leine, die jetzt in einigem Abstande bei ihm vorüberschleicht. Auch mag er unterirdische Quellen und vielleicht sogar noch heutzutage einen versteckten Zusammenhang mit der Leine haben. Ein kleines unschiffbares Gewässer, der sogenannte „Meerbach“, fließt aus ihm nach Norden ab und mündet in die Weser bei Nienburg aus. Der See liegt also zwischen der Leine im Osten und der Weser im Westen sehr isolirt und vereinsamt, außer aller bedeutungsvollen Verbindung.

Seine nächsten Ufer sind im Ganzen eben so flach und niedrig, wie sein ganzes Becken. Im Osten greift er in ein großes Moor hinein, das auf unsern Karten den Namen „das todte Moor“ trägt, an Ort und Stelle selbst aber gewöhnlich unter verschiedenen Benennungen bekannt ist, welche von den Dörfern hergenommen sind, denen die Moorstriche gehören. Im Westen ist er von Wiesen, Sümpfen und zum Theil bewaldeten Brüchen umgeben, die hart am See selbst sich fast überall zu völlig ungangbaren, schwankenden und auf dem Wasser schwimmenden Moos-, Schilf- und Grasstrichen verlaufen. Nur in der Mitte seiner Längenerstreckung, sowohl im Norden, als im Süden sind die Ufer etwas höher, trockner, bewohnbar und des Anbaus fähig.

Im Norden bespült er eine kleine Dünenkette, die hier auch ein etwa 25 Fuß hohes sandiges Vorgebirge bildet, das unter dem Namen „der Schwarzen Berge“ bekannt ist. Der Ort, Mardorf genannt, der jetzt seine Aecker und Besitzungen auf diesen Dünen hat, liegt aber auch nicht hart am See, vielmehr etwa eine Viertelstunde von seinem Ufer entfernt. Im Süden kommt ein hoch über dem Wasser erhabener und fruchtbarer Lehmstrich ganz nahe zum See heran, und bildet feste Ufer. Hier liegt denn hart am Wasserrande das Dorf Steinhude, das einzige seiner Art, das sich in dem Wasserspiegel beschaut. — Es ist begreiflich, daß dieser von ihm seinen Namen erhielt.

Man möchte den See dem Gesagten nach fast ein „todtes Meer“ nennen. Doch verdient er diesen Namen insofern wieder nicht, als ihn das Thierreich nicht meidet. Er ist vielmehr sowohl fischreich als auch von vielen Gattungen von Vögeln belebt. Seine Barsen sind äußerst schmackhaft, und seine Aale wegen ihrer Größe weithin berühmt. Schaaren von Möven, hier am See „Meerkrähen“ genannt, tummeln sich beständig in den Lüften über seinen Wellen, so wie ihn die wilden Enten, Gänse und Schwäne auf ihren Wanderungen besuchen.

Natürliche Inseln hat das Steinhuder Meer nicht. Dagegen ist in seiner Mitte auf Anordnung des berühmten Prinzen Wilhelm von Bückeburg eine künstliche erwachsen, die aus Baumstämmen, Schutt und Sand aufgeführt wurde und nun das kleine Fort Wilhelmstein auf ihrem Rücken trägt. Diese kleine Insel mit ihrer militärischen Ansiedlung, die einst in ihrer Kriegsschule Feldherren wie Scharnhorst erzog, bildet gleichsam das Auge des Sees. Man sieht sie von allen Seiten her, und ihre Gebäulichkeiten, Bäume und Gärtchen bringen einiges Leben und Wechsel in den sonst einförmigen Spiegel des Wassers.

Wie die Dörfer und ihre freundlichen Ackerfluren, so ziehen sich, und zwar in noch weiterem Kreise, die Städte und die großen Heerstraßen von dem öden Wasserbecken zurück. Neustadt, Wunstorf, Hagenburg, Rehburg liegen rund um den See und seine Moräste in einem Abstande von ein bis zwei Stunden herum, und eben so schwingen sich die Chausseen und Eisenbahnen um den ganzen Moor- und Waldstrich schon von Nienburg in einem weiten Halbkreise herum, dessen Mitte der See mit seinem Gebirge einnimmt.

Dort nach Norden, nach Nienburg, hin setzt sich die wenig bewohnte Haide-, Moor- und Waldgegend am weitesten, etwa 5 Stunden weit, fort. Der „Grinder Wald“, der „Hüttenbruch“, „das Moor von Schneeren“ sind die Namen von einigen Lokalitäten in dieser Richtung. Nach Süden und Westen hin ist die Wüstenei schmäler und hört bald in den lieblichen Höhen und Thälern des Rehburger Bades auf.

Auf das Klima dieser Berge, denen er nach Norden und Osten hin zu Füßen liegt, soll der See mit seinen Wasserdünsten einen sehr wohlthätigen und mildernden Einfluß üben. Er soll den kalten Nord- und Ostwinden ihre Schärfe nehmen und ihm vornehmlich soll die Luft dieser Berge und ihres berühmten Curorts die wohlthätigen Eigenschaften verdanken, welche den Brustkranken den Aufenthalt so angenehm und heilsam machen. Ohne die feuchten Nebel des Steinhuder Meeres, das man schon einige Male auszutrocknen gedroht hat, würde es in den Rehburger Bergen, so versichert man, weder die frischen Kräuter, welche dort die Ziegen zu Milch und Molken verarbeiten, noch eine Molkenkur, noch ein Bad Rehburg mehr geben.

Ohne den See würde auch die Landschaft umher und die Aussicht von jenen Bergen ihre vornehmste Zierde einbüßen. Denn so reizlos er an und für sich selber ist, so dient er doch durch den Gegensatz den Bergen zum Schmuck. Gern schweist das Auge von ihren Höhen über den glatten blanken Spiegel hin und erfreut sich des Anblicks seines Farbenwechsels, seiner Wellen und Nebelspiele. Ja die Phantasie schöpft sogar Unterhaltung aus dem mysteriösen Dunkel seiner in der Ferne aufdämmernden Moräste und Wälder.

Die politische Herrschaft über das „Meer“ und seine Anlande theilen jetzt zwei Staaten, von dem jeder etwa die Hälfte des Uferumfangs besitzt. Hannover die nördliche und Schaumburg-Lippe die südliche Hälfte. Auch das kleine Gebirgs-Hufeisen haben sie unter sich zu gleichen Stücken getheilt. Doch beansprucht die südliche Macht Lippe-Schaumburg, auf gewisse alte Verhältnisse und Verträge gestützt, die ganze Herrschaft über den See selbst, so weit das Wasser reicht, und seine Unterthanen, die Steinhuder, sind auch seit alten Zeiten bis auf den heutigen Tag im ausschließlichen Besitz der Fischereien und der Schifffahrt auf dem Meere, auf dem die Hannoveraner nicht ein einziges Schiffchen oder Boot besitzen. Eben so haben die Bückeburger allein den See militärisch besetzt, durch die Kanonen und die kleine Mannschaft jenes von mir genannten Forts Wilhelmstein.

Die Hannoveraner aber haben schon mehre Male, und noch kürzlich bei dem Tode des letzten Fürsten von Bückeburg gegen diese Zustände protestirt. Sie ziehen von dem Kirchthurm der Stadt Neustadt im Osten des Sees bis nach dem Kirchthurm des Dorfes Winzlar im Westen eine Linie, die den See in zwei ungefähr gleiche Theile halbirt, und nehmen alles Wasser im Norden dieser Linie und seine Fischereien, Gelegenheiten und Berechtigungen für sich in Anspruch. Sie haben in den letzten Jahren es versucht, sich durch eine militärische und heimlich bei Nacht ausgeführte Demonstration mit Gewalt in Besitz dieser Linie zu setzen. Die Bückeburger haben aber darauf mit einem eben so feierlichen, gewaltsamen und bei hellem Tage ausgeführten Gegenprotest geantwortet.

Dieser Streit um den See zwischen seinen nördlichen und südlichen Anwohnern scheint schon uralt zu sein. Fast zu allen Zeiten gab es im Süden andere Mächte und Bewohner verschiedenen Stammes. Im Mittelalter ging von den Wesergebirgen her der „Gau Buki“ (Bückeburg) und die darauf gebaute sehr alte Grafschaft Schaumburg bis zum Südufer des Sees heran, während das Nordufer zu der „Grafschaft Welipe“, dann zum „Fürstenthum Kalenberg“ und zu „den Lüneburgischen Landen“ gehörte.

Ja schon zur Zeit von Christi Geburt scheinen zwei alte Germanische Stämme, die von den Römern sogenannten Angrivarier und die Cherusker, hier am See ihre Grenzen und ihre Grenzstreitigkeiten gehabt zu haben. Noch heutiges Tages existirt ein auffallender Contrast zwischen dem Menschenschlage im Süden des Sees, „den Bückeburgern“, und dem im Norden, „den Kalenbergern.“

3. Rundreise um den See.

Aus diesen allgemeinen Bemerkungen über das Steinhuder Meer geht nun zwar hervor, daß es nicht zu den sogenannten romantischen oder pittoresken Seen gerechnet werden kann. Einem Dichter oder Maler scheint es nur eine geringe Ausbeute zu verheißen. Die meisten Besucher des kleinen Rehburger Berg-Paradieses begnügen sich daher auch damit, den Wasserspiegel und seine wechselnden Farben- und Nebelspiele aus der Ferne zu beobachten.

Aber es ist wunderbar, wie alle Naturgegenstände, selbst die auf den ersten Blick reizlosen, an Interesse gewinnen, wenn man sie einer näheren und eingehenderen Betrachtung würdigt. Ich bereue nicht, eine kleine Fußreise rings um das Steinhuder Meer ausgeführt zu haben. Ich erntete dabei vielfältige Unterhaltung und Belehrung und will es versuchen, dem Leser in einer kurzen Schilderung meiner Wanderung Einiges von jener Ernte mitzutheilen.

Hart an den Ufern des Sees selbst ist ihrer überaus sumpfigen Beschaffenheit wegen eine solche Rundreise nicht überall möglich. Man findet die gangbaren Pfade, wie ich sagte, nur in einigem Abstande. Man muß hie und da stundenweit die großen Moräste umwandern und kommt auch nur so zu den Wohnsitzen der Umwohner, welche die auf den See sich beziehenden Einrichtungen, Traditionen und Sagen bewahren. Und doch darf man es nicht unterlassen, dann und wann auch wieder von diesen entlegenen Orten aus die Moräste und Waldungen quer zum See hin zu durchschneiden, um sich von ihrer Beschaffenheit zu überzeugen und sich ein Bild von der Natur der Ufer und ihren wechselnden Verhältnissen zu machen.

4. Die „Fledderwiesen“ am See.

Es war gerade das Aegidienfest, als ich eines schönen äußerst freundlichen September-Morgens von den anmuthigen Höhen des Rehburger Bades aussetzte, um meine kleine Reise auszuführen, und dieß ist hier zu Lande ein bedeutungsvoller Tag. „Um Aegidii“ kommt der Hirsch in die Brunst. Und hat dieser Heilige schönes Wetter, dann steht es so lange so, als der Hirsch in der Brunst bleibt. Sie sagen in ihrem Sprichworte: „Wie der Hirsch in die Brunst kommt, so geht er auch wieder hinaus, kommt er naß hinein, so kommt er auch naß wieder heraus“, d. h. es regnet vier Wochen lang. „Kommt er aber trocken hinein, so kommt er auch trocken wieder heraus“, d. h. es bleibt die ganze Brunstzeit hindurch schön Wetter. Ich hatte also doppelte Ursache, mich des heutigen Sonnenscheins zu freuen, da er mir nicht nur eine heitere Gegenwart, sondern auch die Aussicht in eine lange wolkenlose Zukunft gewährte.

Ich folgte dem Laufe des Wassers, das von jenen Höhen herabfließt, und kam mit ihm, indem ich im „Mastbruche“, einem schönen Eichenwalde, hinabging, zunächst zu den Partieen am Westende des Sees, wo tief in der Niederung und hart an den Grenzen des sandigen Gebirgsfußes und des breiten Wiesensumpfes das Dörfchen Winzlar liegt. Ehemals, so heißt es, stand diese kleine Ortschaft höher am Berge hinauf. Der dreißigjährige Krieg soll die Behausungen des „alten Dorfes“ zerstört und die flüchtigen Bewohner zu der neuen Ansiedlung in der Niederung und dem Bruche gezwungen haben. — Sie haben nun dort auf der einen Seite am Fuße des Berges hinauf ihre Felder und Ackerfluren, und auf der andern Seite zum See hinab ihre weitgestreckten Viehtriften, Wiesen und Brüche.

Diese sind zuerst noch mit Bäumen und Gebüschen besetzt, zwischen denen das Vieh in einem nie austrocknenden Moraste watet. Weiter hin nach dem See zu werden die Bäume und Büsche seltener, und am Ende klärt sich Alles zu einem freien, mit dem See verschmelzenden, und mit seiner Oberfläche in demselben Niveau liegenden Wiesen-Teppich ab, und nun schweifen die Blicke frei und weit über das zwei Stunden lange Steinhuder Meer dahin.

Anfänglich bieten die kahlen Wiesen noch einen guten Graswuchs und einen festen Untergrund dar. Weiter seewärts werden sie immer schilfiger, moosiger und schwankender. Zuweilen läuft

man über kleine Strecken eines schwammartigen Moos-Filzes, der indeß wieder mit gut begrasten Strichen vermischt ist. Immer deutlicher gewahrt man, daß der Boden unter den Füßen zu schwanken und zu zittern beginnt, und am Ende wandelt man nur noch auf einem dünnen Grasteppich, der Wasser unter sich hat und auf dem See selber schwimmt. Einige hundert Schritt weit vom Wasserrande wird endlich dieser schwimmende Filz so dünn, daß er unter den vorsichtigen Tritten des Wanderers Wellen schlägt, wie ein im Winde wallendes Tuch. Ein Hund, der mich begleitete und ganz bis ans Wasser hinanlief, verschwand zuweilen zur Hälfte seiner Figur hinter diesen Bodenwellen.

In derselben Weise, wie ich es hier zum ersten Male bei Winzlar sah, gestalten sich alle die westlichen Ufer des Sees von Steinhude an bis nach dem gegenüberliegenden Mardorf auf einer Strecke von fast drei Stunden. Ueberall ist hier das Land, so zu sagen, über den See hinübergewachsen und schwimmt auf ihm gleichsam wie ein an der Küste befestigtes Floß.

»Fledderwiesen« oder »Quäſboden« sind die landesüblichen Namen für diese eigenthümliche Bodenbeschaffenheit. Der erste Name ist von dem plattdeutschen Worte »Fledde« abgeleitet, das so ziemlich in ganz Niedersachsen für sehr niedriges wässriges Wiesenland in Gebrauch ist. Er ist ohne Zweifel von dem Plattdeutschen »fleten« (= fließen, schwimmen) abgeleitet. Der zweite Name »Quäſboden« hängt wahrscheinlich mit dem andern plattdeutschen Worte »quabbeln« (= schlottern, beben, zittern) zusammen, wovon auch der Ausdruck »Quabbe« (d. h. die Wamme oder die schlotternde Haut an der Kehle des Rindviehs) herstammt. Auch im Osnabrückschen benennen sie, wie ein Freund mir sagte, moosigen, unfesten Boden mit dem verwandten Ausdrucke »Quäbbe.«

»Fledderwiese« mag demnach mit »schwimmende Wiese« und »Quäſboden« mit »bebendes Erdreich« übersetzt werden. Der »Quäſboden«, auch wohl »Meermudde« genannt, der sich unter den Fledderwiesen befindet, ist ein sehr feiner, dünner und fetter Schlamm, das Residuum aller in dem Wasser verfaulenden, vegetabilischen und thierischen Substanzen. Der See »fleddert« (schwemmt oder spült) ihn unter die Wiesen hinunter.

Um diesen befruchtenden Schlamm nutzbar zu machen, haben die hiesigen Seeleute ein eigenthümliches Verfahren erfunden, was dem sogenannten »Kuhlen«, »Wühlen« oder »Kleien«, wodurch unsere Marschbewohner den fetten Untergrund nach oben bringen, einigermaßen ähnlich sieht. Sie graben runde Löcher in den Teppich der schwimmenden Wiesen, fahren mit langen Stäben, an denen Querhölzer befestigt sind, in diese Löcher hinein, rühren darin ein wenig herum und auf und ab wie mit dem Quirrel in einem Butterfasse, holen dann den Schlamm, der sich auf den Querbrettern ansetzt, nach oben und düngen damit ihre Wiesen. Sie nennen diese Operation das »Buttern« des Quäſbodens, und auch jene Löcher nennen sie »Butterlöcher.« Zuweilen ziehen sie aus diesen Butterlöchern auch die schönsten Aale hervor, die sich gern »in dem Quäſ« verkriechen.

Die ganze Oberfläche der Fledderwiesen ist mit solchen Butterlöchern gespickt, die mit der Zeit wieder ein wenig verwachsen und daher das Wandern für den Fremden gefährlich machen. Schon mancher arme Jägersmann hat bei den Jagden, die zuweilen an den Ufern des Sees angestellt werden, sein Leben in einem solchen Butterloche eingebüßt. Die Eingebornen, wenn sie beim »Buttern« oder bei der Heuernte beschäftigt sind, binden wohl Bretter unter die Füße, um der Gefahr des Durchbrechens vorzubeugen.

Sie »buttern« gewöhnlich im Herbst und im Frühling, und ihre Fledderwiesen werden dadurch oft so schön, »daß zwischen zwei Butterlöchern wohl ein halbes Fuder Heu wächst.« Je trockener der Sommer ist, desto mehr »Meer-Mudde« ernten sie. Auch ist die Ergiebigkeit dieser Ernte je nach der Richtung des herrschenden Windes verschieden. Bei Südwestwind, der von der Gegend der Fledderwiesen seewärts hinaus bläst, wird sie vermindert. Die Fledderwiesen werden dabei dünner. Der Nord- und Ostwind dagegen, der über die ganze Länge des Sees streicht, treibt eine größere Menge Schlamms unter die Wiesen und die Butterlöcher geben dann reichlicher aus.

Ist der Wind aber ungestüm, so werden dann auch die Wiesen selbst wohl beschädigt und ihr schwimmender Teppich zerrissen. Fast bei jedem Sturme werden mehr oder weniger große Stücke von ihm abgelöst, und in den See hinausgetrieben, oder nach einer andern Ufergegend hingeführt.

---

* Literaturbriefe aus München.

Von Friedrich Bodenstedt.

Die Herausgabe eines größeren Werkes über Rußland, welches das Staats- und Volksleben in seiner historischen Entwicklung schildernd, allernächstens bei Brockhaus in Leipzig unter dem Titel »Russische Fragmente« erscheinen wird, und ein hartnäckiges Augenleiden haben es mir unmöglich gemacht, Ihnen früher wieder zu schreiben.

Ich versprach in meinem ersten Brief (Nr. 1 dieses Jahrgangs), auf die Werke einiger unserer jüngeren Poeten zurückzukommen, und beginne heute ohne weitere Einleitung mit dem jüngsten derselben: Wilhelm Hertz, dessen neueste Erzeugnisse bestehen in einer Uebersetzung des altberühmten Rolandsliedes [1]) und der, altbretonischen Liebessagen nachgesungenen, poetischen Erzählungen von Marie de France [2]). Er trat zuerst auf mit einer Sammlung von Jugendgedichten [3]), worin sich ein frisches, rüstiges Talent offenbarte, welches zu erfreulichen Hoffnungen berechtigte, aber in Wahrheit die seiner Eigenthümlichkeit entsprechende Form und Ausdrucksweise noch nicht gefunden hatte. Der junge Dichter wird in diesem Büchlein noch zu sehr durch fremde Einflüsse beherrscht. Allerlei Muster schweben ihm vor, und er vermag noch keine bestimmte Wahl zu treffen; Göttinnen hohen und niedern Ranges kreuzen verlockend seine Pfade, und schwankend, für welche er sich entscheiden soll, reicht er vorüberwandelnd jeder die Hand, ohne ihre Gunst völlig zu gewinnen, denn nur da, wo der Künstler ganz sich hingiebt, findet er ganz sich wieder.

So klingen uns aus vielen dieser Gedichte unseres jungen Freundes altbekannte Weisen entgegen, und zwar nicht immer zu seinem Vortheil. Bald sind es klassische Schulreminiscenzen, bald gemahnt es uns an die deutschen Dichter des Mittelalters, bald an Goethe, bald an Hafis, — am tiefsten aber sind die Klänge der Heine'schen Muse in sein Ohr gedrungen, wie »Mein Herz«, »Waldfräulein«, »Am Ganges«, »Märchentraum« und andere Gedichte bezeugen.

Der sinnlich erotische Inhalt vieler Stücke der Sammlung, das eifrige Ausmalen üppiger Situationen ist unstreitig weniger ein Abglanz eigener Erfahrung, als vielmehr ein etwas derber Protest gegen gewisse geschlechtslose, verhimmelte Richtungen moderner Poesie. Gedichte wie »In ihrem Schooße«, »Liebe im

[1]) Stuttgart, bei Cotta. 1862.

[2]) Stuttgart, bei Kröner (Gebrüder Mäntler). 1862.

[3]) Gedichte von W. Hertz. Hamburg, bei Hoffmann & Campe. 1859.

Wetter" u. a. fordern unwillkürlich zum Vergleiche mit Goethe's römischen Elegien auf, denen sie in Gehalt und Gestalt nachgebildet sind; aber mit welcher klassischen Ruhe und Gewalt behandelt Goethe seinen Gegenstand, und wie hoch steht er darüber, uns so das eigene Gefühl heiteren Behagens mittheilend, während der jüngere Dichter uns gleichsam mit hineinzureißen sucht in den Wirbel der von ihm geschilderten Leidenschaft.

Am glücklichsten ist er in den kleineren, anspruchslosen Gedichten, wo wahre und tiefe Gefühle ungesucht den entsprechenden Ausdruck finden. Hierher gehören vor allen „Am Grabe meiner Mutter", „Am Sarge eines jungen Mädchens" und ähnliche. Sehr zierlich sind die — leider durch einen falschen Reim entstellten — Strophen „Bei Uebersendung eines fremden Gedichts", die als eine kleine Sprachprobe und ihres prophetischen Inhalts wegen hier folgen mögen:

„Ein Röslein gabst du mir beim Scheiden,
Ein Röslein bring' ich dir zurück,
Ein frisches Bild aus alten Zeiten
Voll Lenzessturm und Maienglück.

Zwar wuchs es nicht in meinem Garten,
Mein Mühen trug noch wenig Lohn;
Doch willst du meines Frühlings warten,
Getrost! die Rosen knospen schon."

Es ist dies der Ausdruck eines wohlberechtigten Kraftgefühls. Die „knospenden Rosen" des Buchs bilden die meist gelungenen poetischen Erzählungen, welche entschieden auf die vorwiegend epische Begabung des Verfassers hinweisen, die sich inzwischen auch schon, wie wir gleich sehen werden, in größeren Schöpfungen von unzweifelhafter Bedeutung auf das Erfreulichste entfaltet hat. Es wird ihm sicher noch manches hübsche Lied gelingen, wie er denn schon in dieser ersten Sammlung zeigt, daß er die alcäische Strophe und die schlichte Weise des Volksliedes, die Nibelungenstrophe und die Octave mit musikalischen Ohren und feinem Formgefühl zu behandeln weiß, aber als Lyriker zeigt er bis jetzt kein eigenes, charakteristisches Gesicht, während seinen epischen Dichtungen der Stempel der Eigenthümlichkeit unverkennbar aufgedrückt ist. Auf epischem Gebiete wird er — wenn nicht alle Zeichen trügen — seine dauerndsten Erfolge haben. Insonderheit scheint er berufen, ein Neubildner mittelalterlicher Poesie zu werden. Sein glücklicher Bildungsgang läßt hier seine Anlagen und Neigungen mit seinen Studien zusammentreffen. Er hat sich schon früh mit Eifer der germanistischen Forschung und dem ganzen dahin einschlagenden Sprachgebiet zugewendet, so daß er bei der Neubelebung oder Neugestaltung der alten Sagenstoffe immer unmittelbar aus den Quellen schöpfen und — wo nicht eine bloße Uebersetzung beabsichtigt ist — das gewonnene Material mit all der Freiheit behandeln kann, welche die moderne Kunst gestattet und der moderne Geschmack verlangt, im Gegensatz zu der Verfahrungsweise unserer alten Dichter, welche die eigenmächtige Umbildung des Stoffs, aus künstlerischen Motiven, für unerlaubt hielten und im großen Ganzen überall streng der überlieferten Märe folgten, wie viel sie auch sonst von dem Ihrigen hinzuthun mochten.

Mit der vorhin erwähnten Freiheit moderner Kunst hat Hertz die alte, allbekannte, der wälisch-bretonischen Heldendichtung entsprungene Liebessage von Lanzelot und Ginevra neubearbeitet und zu einem künstlerischen Ganzen abgerundet *), worin die Eigenthümlichkeit seiner reichen Begabung sich im vortheilhaftesten Lichte zeigt. Der Gang der Handlung ist gleichmäßig spannend und lebendig, die Charaktere sind scharf und bestimmt angelegt und durchgeführt, und die eingewobenen Kampfscenen und Naturbilder mit großer Kraft und Anschaulichkeit geschildert.

*) Lanzelot und Ginevra. Ein episches Gedicht in zehn Gesängen. Hamburg, bei Hoffmann & Campe. 1860.

Die Sprache ist klar, fließend und bilderreich, ohne Ueberladung noch Effekthascherei. Seit Hermann Kurtz die deutsche Literatur durch seine vortreffliche Uebertragung von Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde *) bereicherte, hat — unseres Wissens — kein jüngerer Dichter die kurzen Reimpaare des alten Meisters in einem größeren Gedicht wieder so glücklich angewendet, wie Hertz in seinem „Lanzelot und Ginevra." Dabei geht durch das Ganze ein frischer, jugendlich-kecker Ton, der uns wohlthuend anmuthet und zeigt, daß der Dichter seinen Gegenstand mit Lust und Liebe behandelt hat. Sollen wir, um auch die Schwächen des Buches nicht zu verschweigen, einen Tadel aussprechen, so gilt dieser hauptsächlich der Ungleichheit des Tones und der Stimmung zwischen Anfang und Ende der Erzählung, und diese Ungleichheit scheint ihren Grund in dem Mangel eines festen, einheitlichen Planes zu haben.

Indem nämlich der Dichter die Liebe Sir Lancelot's und Ginevra's mit so glühender Begeisterung schildert, daß seine eigenen Sympathien dafür unverkennbar durchleuchten, raubt er uns durch die verlockende Gewalt seiner subjectiven Theilnahme die nöthige Freiheit des Gemüths, welche dem Leser oder Hörer völlig zu wahren, die vornehmste Aufgabe des epischen Dichters ist, der von seinem Gegenstande nicht mit fortgerissen werden darf, sondern ruhig darüberstehen muß, um das Dasein und Wirken der Dinge ihrer Natur gemäß zu schildern.

Das geschieht hier nicht; vielmehr erscheint unser Dichter in der Scene, wo die ehebrecherische Ginevra vor ihren Richtern steht, geradezu als Vertheidiger ihrer schuldvollen Leidenschaft: weil sie schön ist, darf sie sündigen. Er führt sie uns vor als eine Göttin und ihre Richter als gefühllose Barbaren.

Diese Scene ist, in ihrer Farbenpracht, an und für sich hochpoetisch, sie läuft aber, sammt dem Gefühlsstrom, dem sie entsprungen ist, dem Zwecke des Epos und dem sühnenden, tragischen Schlusse der Erzählung schnurstracks entgegen, statt ihn würdig vorzubereiten . . .

Doch, wo des Schönen im großen Ganzen so viel geboten wird, wollen wir über störende Einzelheiten nicht weiter zu Gericht sitzen. Eine einzige kleine Probe wird genügen, unser lobendes Urtheil zu bestätigen, und wird auch hoffentlich manche Leser veranlassen, das Buch selbst in die Hand zu nehmen. Wir entlehnen die nachfolgenden Verse dem 9. Gesang, welcher den Kampf zwischen dem alten König Arthur und dem Verräther Mordred schildert:

„Wißt Ihr die Skaldensage
Vom letzten Erdentage?
Es kommt ein Morgen ohne Sonne,
Des Lebens Weh, des Todes Wonne;
Harmthaten schaut die bleiche Welt,
Der Vater wird vom Sohn gefällt,
Die Sippe freventlich gebrochen,
Es schwelgt der Wolf in Leichenknochen.
Schnee stöbert nieder unverwandt,
Der Fimbulwinter stürmt in's Land,
Die Zeit des Hagels und der Pfeile,
Die Zeit der Schwerter und der Beile.
Doch aus der bebenden Erde Schooß
Reißt sich das Volk der Hölle los;
Dagegen ziehn zum letzten Strauß
Walhalla's lichte Söhne aus
Das ist ein sieglos grimmer Kampf,
Des Lebens ringender Todeskrampf,

*) Tristan und Isolde. Gedicht von Gottfried von Straßburg. Uebertragen und beschlossen von Hermann Kurtz. Stuttgart, Rieger'sche Buchhandlung. 1844. (Eine mustergiltige Arbeit).

Sie hoffen nichts, sie fallen stumm,
Der Himmel flammt, die Zeit ist um.
Ein solcher Tag begann zu grau'n
Im Fichtenwald von Barrendown."

Nun wird in mächtiger Weise das Zusammenprallen der beiden Heere geschildert, die sich in brudermörderischem Kampfe vernichten.

„Auf weißem Roß, in goldnem Schein
Ritt Arthur durch die Kämpferreihn.
Auf Purpur fiel sein Silberhaar,
Sein Blick war fest, sein Antlitz klar.
Hoch ragt' er wie in jungen Tagen,
Da er der Sachsen Heer geschlagen,
Und kräftig schwang der Greis empor
Sein altes Schwert Escalibor" u. s. f.

Im Gegensatz dazu wird dann die dämonische Gestalt Mordred's geschildert:

„Er fuhr daher in finstrer Pracht,
Das Rüstzeug schwarz wie Wetternacht,
Im Schilde flammt ein Feuerwurm,
Sein rother Mantel weht im Sturm.
So ritt er, vor ihm Schreck und Noth,
In seine Spuren trat der Tod" . . .

Der Kampf wüthet bis in die Nacht hinein. Da befiehlt Mordred Feuer an den Wald zu legen:

„Gleich einem Blitzstrahl traf das Wort,
Bald prasselt's hier, bald prasselt's dort,
Rauchsäulen weh'n, Gluthwirbel steigen,
Das Harz kocht triefend aus den Zweigen.
Es glimmt das Moos, die Nadeln blitzen,
Die Wipfel krönen Flammenspitzen. —
Da fliehen aus der Schluchten Tiefen
Die Eber, die im Busche schliefen,
Da brüllt im Schreck der wilde Stier;
Vom Lager fährt das Elenthier,
Legt des Geweihes breite Zacken
Ausgreifend in den starken Nacken
Und stürmt mit ächzend heiser'm Schrein
Verwirrend in die Kämpferreihn" u. s. f.

Mit gleicher Frische und plastischer Kraft handhabt Hertz die Sprache in seinen Uebersetzungen, worunter die poetischen Erzählungen der schon oben erwähnten Marie de France ebenfalls in kurzen Reimpaaren geschrieben sind. Diese aus der Normandie stammende Dichterin, welche ihre Heimath verließ und längere Zeit an den Höfen von Flandern und England lebte (hier wahrscheinlich unter Heinrich III., dem die Sammlung ihrer lais gewidmet ist), war eine der gepriesensten poetischen Erscheinungen ihrer liederreichen Zeit und erfreute sich eines solchen Ansehens, daß ihre lais auf Befehl des norwegischen Königs Haakon Haakonssohn (1217—1263) in's Altnordische übersetzt wurden.

Hertz hat sich durch die Verdeutschung dieser lais, oder poetischen Erzählungen, um unsere schöne Literatur ein um so größeres Verdienst erworben, als er der Erste ist, der in diesem Gebiet als Uebersetzer aufgetreten ist. Sein Verständniß des von Roquefort sehr schlecht edirten Textes wurde theils durch eine von ihm selbst vorgenommene sorgfältige Collation der Londoner und Pariser Handschriften, theils durch den kritischen Scharfsinn seines Lehrers, Professor Conrad Hofmann in München, der sich überhaupt um die altfranzösische Textkritik unvergängliche Verdienste erworben, wesentlich gefördert.

Den Inhalt der lais bildet natürlich immer die Liebe, deren Wünsche, Freuden und Leiden uns in mannichfaltigster Weise geschildert werden, wobei denn eine geheimnißvolle Zauberwelt fördernd oder verderbend mitspielt. Alte, eifersüchtige Ehemänner, welche ihre schönen, jungen Frauen einsperren, um sie zu hüten, kommen am schlechtesten dabei weg, denn keine Mauer ist so dick und kein Thurm so hoch, daß nicht ein junger Geliebter den Eingang fände, und sollt' er in Gestalt eines Falken durch's Fenster fliegen, wie König Muldumarec zur Frau des alten Vogtes von Caërwant. Wo aber die Frau keinem alten eifersüchtigen Manne verkuppelt ist, sondern bloß aus üppigem Uebermuth frevelt, wie im Liede vom Werwolf, da geht die Muse streng mit ihr in's Gericht und läßt sie elendiglich verderben. Die lais sind sehr ungleich an Werth. Am wenigsten hat uns das Lied von Gugemar angesprochen und am meisten das rührende Lied „von den zwei Liebenden", einer Königstochter, die der Vater nur dem Manne vermählen will, der im Stande ist, sie einen hohen Berg hinaufzutragen, und einem edlen Jünglinge, dem das Wagestück, woran sich die stärksten Männer vergebens versuchten, durch die Kraft gegenseitiger Liebe gelingt, der aber, auf dem Gipfel angekommen, unter seiner süßen Last todt zusammenbricht, weil er stolz verschmäht hatte, unterwegs einen stärkenden Trank zu nehmen, den sie ihm hatte bereiten lassen.

Die adelige Dichterin führt uns Alles so unbefangen vor, wie die Natur selbst; sie hat Freude am Leben und an der Liebe, deren Wonnen sie mit sinnlicher Farbengluth schildert, und doch geht ein sittlicher Grundzug durch das Ganze, wodurch sie sich von ihren französischen und anglo-normannischen Zeitgenossen vortheilhaft unterscheidet . . .

Ueber das zu Anfang dieses Briefes erwähnte Rolandslied, das älteste französische Epos, welches Hertz (nach der Textkritik Conrad Hofmann's) in's Deutsche übertragen hat, brauche ich mich hier nicht weiter auszulassen, da die Arbeit des Uebersetzers schon von sachkundigeren Männern die gebührende Anerkennung gefunden hat. Einen vortrefflichen Aufsatz darüber, aus welchem selbst Kenner neue Belehrung schöpfen mögen, hat A. Mussafia in der Beilage zur Wiener Zeitung (8. März 1862) drucken lassen.

---

* Eine Episode des Mahabharata.

Von P. J. Willatzen.

Die ältesten Kulturvölker bemüheten sich schon früh, ihre Mythen- und Sagengeschichten zu sammeln und so vor dem Untergange zu bewahren; wie die Griechen, thaten das Chinesen und Inder, und ihrem Beispiele folgten später Perser und Germanen. Von unserm herrlichen Nibelungenliede würde sicher nicht viel existiren, hätte nicht ein Aufzeichner und Anordner sich gefunden; zum Wenigsten wäre das Ganze uns nicht so zum Bewußtsein gekommen und die Einzelheiten hätten nothwendig verblassen und im Laufe der Zeiten durch die Tradition verunstaltet werden müssen. Durch Nichts gewinnen wir einen so klaren, tiefen Blick in das innere Wesen und die verschiedenartigsten Zustände der Völker, wie durch diese Sammelwerke der ältesten Sagengeschichte, denn wie viel auch Erzeugniß mehr oder weniger fruchtbarer und schöpferischer Phantasie sein mag: auch in den Zuthaten verläugnet sich selten das Volksthümliche, da die Sammler im Vergleich zu uns den von ihnen aufgezeichneten Thatsachen nahe standen und, demselben Volke angehörend, kaum etwas durchaus Ungehöriges hineinmischten. Dies läßt sich behaupten von den Sammlern des Schu—king und von Khung—fu—tseu, welchem wir das Schi—king verdanken, so gut wie von den Gelehrten, die durch den athenischen Tyrannen veranlaßt wurden die homerischen Lieder aufzuzeichnen, und von Abul Kasim, „dem Paradiesischen", der, „am Webstuhl des Gedankens" sitzend „seines Liedes Riesenteppich

webte.“ Nicht minder gilt das von dem Dichter, welcher dem Nibelungenliede seine gegenwärtige Gestalt gab. Charakteristischer gefärbt als die großen indischen Epen-Compilationen läßt sich aber nichts denken. Bald üppig und farbensprühend wie die quellende, schwellende Natur Indiens, dann beschaulich, wie die Weisheit der Bramanen, hier wunderbar klar und durchsichtig, dort dunkel und mystisch, üben diese Riesengedichte einen eigenthümlichen Zauber aus und liefern der Phantasie einen unermeßlichen Tummelplatz.

Des mythischen Walmiki gewaltiges, farbenreiches Ramajana und des Bramanen Wjasa noch umfangreicheres Mahabharata sind uns durch eine Reihe Gelehrter zugänglich gemacht, von denen wir nur Namen wie Franz Bopp, E. Meier, Adolf Holtzmann und Albert Höfer nennen wollen. Namentlich das Mahabharata ist reich an wundervollen Episoden, die in älterer wie neuerer Zeit Dichtern willkommenen Stoff zur Bearbeitung lieferten. Es versteht sich wohl von selbst, daß der Genuß für den Leser erhöht wird, wenn der Darsteller nicht nur Uebersetzer, sondern zugleich Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes ist; denn in solchem Falle darf man erwarten einen ungestörten Eindruck zu erhalten, und den meisten Lesern wird weniger darum zu thun sein, wenn der Uebersetzer mit philologischer Genauigkeit verfährt, als wenn er poetischen Tact zeigt. Deßhalb werde nicht vergessen, was Friedrich Schlegel, unser hochverdienter Friedrich Rückert u. A. uns aus der unerschöpflichen Fundgrube indischer Poesie geboten haben. Am bekanntesten möchte wohl unter den Episoden des Mahabharata die von Nalas und Damajanti sein, welche schon um's Jahr 100 v. Chr. in dem berühmten Kalidasa einen Bearbeiter fand, von dessen Werke, dem Nalodaya, Rückert sagt, die Form sei so künstlich, daß eine Iliade in Sonette umzudichten dagegen ein Kinderspiel wäre. An Lieblichkeit kömmt aber dieser Erzählung die von der treuen Gattin Sawitri gleich, deren Inhalt in Folgendem kurz angedeutet sei.

Ein König von Madra sendet auf den Rath des weisen Narada seine wunderliebliche Tochter Sawitri in die Welt, auf daß sie sich selbst einen Gatten ihrer Wahl suche. In einem Walde hält sie einst Rast und hier findet sie den Sohn des aus seinem Reiche vertriebenen Königs von Calva. Satjawan heißt der junge Prinz, welcher hier, fern der Welt, seinem blinden Vater und seiner Mutter lebt, die Einsamkeit nur mit frommen Büßern theilend. Sawitris Herz gehört sogleich dem edeln Königssohne, und sie kehrt heim um ihren Eltern die getroffene Wahl anzuzeigen. Allein der weise Narada, der „Verborgnes konnte schauen“, verkündet, daß Satjawan schon nach Jahresfrist sein Leben lassen müsse. Trotzdem besteht Sawitri darauf sich mit ihm zu vermählen, verläßt alle Herrlichkeit der Heimath und lebt fortan im Büßerwalde, glücklich in der Liebe des Gatten und der Pflege seiner hartgeprüften Eltern. Da naht sich das Verhängniß. Drei Tage bevor Jama, der Todesgott, den Satjawan abzufodern kömmt, thut Sawitri, um die Gottheit für ihre heißen Wünsche zu stimmen, ein Gelübde. Als sie an heiligem Orte dies vollbracht und nun zur Hütte zurückkehrt, begleitet sie den Gatten auf seinem Gange in den Wald, um im entscheidenden Augenblick ihm zur Seite zu sein. Er fällt Holz und sammelt Früchte, wird jedoch von Mattigkeit und Schmerzen befallen, legt das Haupt in den Schooß der Gattin und schlummert ein. Da erscheint, furchtbarprächtig, der Fürst des Todes, nimmt die Seele des Schlafenden trotz Sawitris Bitten und entfernt sich. Allein die treue Gattin begleitet ihn, denn es sei ihre Pflicht zu folgen, sagt sie, wohin ihr Gatte gehe. Jama wird gerührt und bewilligt ihr eine Bitte, nur dürfe sie nicht Satjawans Leben fodern. Da erbittet sie für dessen alten blinden Vater das Augenlicht. Jama gewährt's und heißt sie zu den Lebenden zurückkehren. Die liebende Seele weigert sich wiederum und erfreut mit süßer Rede den Todesgott, so daß er ihr einen neuen Wunsch zu bewilligen verspricht — Alles, nur nicht des Gatten Leben. Da erfleht sie für den alten Vater desselben die verlorene Herrschaft zurück. Dem Fürsten der Schatten auf Tritt und Schritt wie sein Schatten folgend, entzückt sie ihn durch ihre Rede, ihr Wesen, ihre hingebende Treue so, daß er ihr eine Bitte nach der andern zu gewähren verheißt und zuletzt die Ausnahme zu machen versäumt, was Sawitri alsbald benutzt und jubelnd ihren Satjawan zurückfordert. Jama muß sich nun schon fügen, die Gatten kehren heim, finden den Vater sehend und werden dann erfreut durch eine Gesandtschaft, welche denselben einlädt den verlorenen Thron einzunehmen, da der Feind getödtet sei. —

Albert Höfer übertrug dies reizende Bruchstück des Mahabharata schon vor einer Reihe von Jahren. Neuerdings hat die bekannte Schriftstellerin Luise von Plönnies den Stoff wieder hervorgesucht, und vor uns liegt ihr „Sawitri.“ München, 1862. E. A. Fleischmanns Buchhandlung (A. Rohsold). — Während Höfer, dessen Verdienste nicht geschmälert werden sollen, übersetzte und das Uebersetzte wohl oder übel in Verse und Reime brachte, liefert die genannte Dichterin eine freie Bearbeitung. Zu loben an dieser ist die lebendige Schilderung, gewandte Versification und tactvolle Ausscheidung dessen, was den Eindruck stören würde, indem es entweder über die Gränzlinie des Schönen hinausschießt und gegen unsern Geschmack verstößt oder unnöthig den Gang der Erzählung unterbricht. In dem Bemühen, indischem Wesen und indischer Poesie nachahmend, dem Ganzen charakteristische Färbung zu verleihen, hätte die Dichterin leicht in den Fehler übergroßer Bilderpracht und schwulstvoller, üppiger Diction verfallen können, doch hat sie diese Gefahr glücklich vermieden. Daß sie aber vierfüßige Trochäen verwandte, die sie an mehreren Stellen willkürlich mit fünffüßigen vertauscht, scheint uns nicht wohlgethan. Daher kömmt es — um eines Uebelstandes zu erwähnen — daß die zusammengehörigen Reime oft weiter von einander stehen, als sein darf, wenn sie überhaupt als Reime gelten sollen. Wir fanden sie hie und da erst nach zehn oder eilf Zeilen. Allein indem die Verfasserin sich solche Freiheiten erlaubte, wurde ihr die Versification natürlich bedeutend erleichtert und das Ganze lies't sich fließend und glatt. Die Anwendung verschiedenartiger Formen in der Unterredung zwischen Sawitri und Jama dünkt uns angemessen, würde aber eben auch weit größern Eindruck machen, wenn vorher Einheit des Versmaßes stattgefunden hätte. Im Uebrigen gewährt das hübsche Gedicht einen reichen Genuß und die liebliche Episode des Mahabharata wird in dieser Form sicher mehr Freunde finden als die holperigen Verse des Gelehrten, der eben mit wissenschaftlicher Sorgfalt verfuhr und andere Zwecke im Auge hatte als die Dichterin.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die Sage vom heiligen Gral. Von L. Lang. — Aus meinem Studentenleben. Von Karl von Suckow. — Bad Schliersee in Oberbayern. Von L. Molendo. — Johann Gottlieb Fichte nach seinem Leben, Lehren und Wirken. Von L. Noack. — Die Ueberwältigung Hannovers durch die Franzosen. Eine historisch-politische Studie. Von F. von Ompteda.

* Während der vierzehnte Band der dramatischen Werke von Roderich Benedix ausgegeben wird, erscheint zugleich der erste Theil in zweiter Auflage. — Wir erhalten nach langer Pause wieder ein neues Heft des deutschen Wörterbuches von Jakob Grimm, das siebente des dritten Bandes; es geht von „feifalter“ bis „fisch.“ — Das neue Reisewerk von Friedrich Gerstäcker, „achtzehn Monate in Süd-Amerika“, wird in einigen Tagen in den Buchhandel kommen. — Eine neue billige Gesammtausgabe der Werke des berühmten Theologen August Neander wird von F. A. Perthes in Gotha angekündigt. Gleiches geschieht mit den Schriften von Tholuck, Ullmann und Umbreit.

* Bad Rehburg, Kloster Loccum, das Steinhuder Meer und der Wilhelmstein in ihrer Vergangenheit und Gegenwart kurz geschildert von Engelbert Sägelken. Bremen, Geisler. — Diese in der vorigen Nummer schon kurz erwähnte Schrift ist mit großer Liebe für den Gegenstand gearbeitet und kann allen denen, welche das Bad Rehburg besuchen, angelegentlich empfohlen werden. Der Verfasser, welcher den anmuthig gelegenen Curort genau kennt und liebt, hat seine Aufgabe sehr richtig vom praktischen Gesichtspunkt aufgefaßt und mit außerordentlicher Sorgfalt Alles zusammengestellt, was zur Sache gehört und dienlich ist. Rehburg hat ein sehr wechselndes Schicksal gehabt; vor hundert Jahren gesucht und beliebt, war es später fast vergessen, bis es vor etwa zwanzig Jahren durch die nach dem Muster von Kreuth bei Tegernsee eingerichtete Molkenanstalt sich abermals hob, um dann zu einer bedeutenden Entwickelung zu gelangen. Obwohl nicht völlig frei von den „Allüren“ eines nach Eleganz strebenden Bades, hat es sich doch nicht zu tief in dergleichen eingelassen und ist mit Recht auf soliden Wegen geblieben, während das benachbarte Nenndorf allerlei nicht bloß kurhäßliche, sondern überhaupt häßliche Dinge aufzuweisen hat. Der Verfasser des Büchleins über Rehburg hätte sich hier und da wohl noch kürzer fassen können, ohne darum irgend ungenügend zu werden, an anderen Stellen würde eine ungenirtere Darstellung vielleicht vorzuziehen sein; indeß hat man dagegen überall den Eindruck voller Sachkenntniß und vollen Berufs zur Lösung der vorliegenden Aufgabe. Die Besucher Rehburgs, welche noch nicht näher mit den Verhältnissen bekannt sind, werden dem Verfasser für seine Bemühungen und Winke dankbar sein. Der Abschnitt über die benachbarte Cistercienserabtei Loccum ist mit Geschick zusammengestellt.

† Populäre Vorträge über Astronomie von Dr. Anger. Danzig, Kasemann. — Der Verfasser war ein Schüler Bessels und sieben Jahre lang Gehilfe bei der Königsberger Sternwarte, in welcher Stellung er an den Zonenbeobachtungen und Pendelmessungen seines großen Lehrers thätigen Antheil nahm. Später ertheilte er den astronomischen Unterricht an der Navigationsschule und wurde dann Professor der Mathematik am Gymnasium zu Danzig, wo er 1858 starb. — Der vorliegende Cyclus von Vorlesungen ist in Danzig im Jahre 1857 gehalten und erst nach dem Tode des Verfassers der Oeffentlichkeit übergeben; eine Reihe früherer Arbeiten, Monographien und Vorträge, sind als Ergänzungen angereiht. — Es mag immerhin ein gewagtes Unternehmen genannt werden, in unserer holzschnittreichen und holzschnittbedürftigen Zeit ein populär-wissenschaftliches und besonders ein astronomisches Werk ohne die helfende Begleitung von Figuren und Illustrationen in die Welt geben zu lassen; indessen gestehen wir gern, daß uns der Mangel derselben beim Lesen des Angerschen Buchs wenig fühlbar geworden ist. Der Faden der Darstellung ist durch mannichfache Abschweifungen auf andere Gebiete unterbrochen, wie sie dem Vortragenden nahe liegen, die aber der Leser nicht minder gern hinnimmt, als der Zuhörer. Hauptsächlich ist es hier eine Fülle von historischen und biographischen Skizzen, welche auf geschickte Weise an passenden Stellen eingeflochten werden. Der Verfasser hatte offenbar viel Sinn und ein vortreffliches Gedächtniß für die kleinen menschlichen Erlebnisse und Charakterzüge der großen Astronomen und wußte dieselben mit gutem Humor vorzutragen. — Daß bei der Herausgabe die freie und ungezwungene Form der Vorträge beibehalten wurde, ist gewiß ein Vorzug des Buchs. Durch eine weitere Ausarbeitung, Sichtung und methodischere Anordnung des Stoffs wäre vielleicht Manches runder und vollständiger erschienen, die Erzählung hätte aber wahrscheinlich ihren lebendigen Ton verloren und das Buch nicht die anziehende Lektüre dargeboten, die es jetzt gewährt, ohne daß dadurch der Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit Eintrag geschieht. — Für die in Folge neuerer Forschungen nöthigen Aenderungen ist durch eine Durchsicht, welche Professor Peters in Altona übernommen hat, Sorge getragen. **R.**

* Ein höchst interessanter historischer Fund ist in Paris gemacht worden; die Selbstbiographie Kaiser Karls V. ist unter den Schätzen der Pariser Bibliothek angetroffen worden. Es wurde angenommen, daß Kaiser Karl im Jahre 1550 auf einer Rheinreise und in Augsburg Denkwürdigkeiten geschrieben habe, welche die Zeit von 1515 bis 1550 umfaßten. Diese Memoiren nun waren völlig verschollen; man suchte sehr früh schon, dann später wiederholt nach denselben, immer aber vergebens, so daß die gelehrte Welt annahm, Karls Sohn Philipp II. habe die Selbstbiographie seines Vaters mit so vielem andern verbrannt. Im Januar 1561 erschien in Venedig eine Lebensbeschreibung des Kaisers von Carlo Dolce, und zwar, wie der Verfasser sagte, nach einer Selbstbiographie Karls V. in französischer Sprache, welche jetzt ins Lateinische übersetzt sei. Zwei Monate später schrieb Ruscelli an den König von Spanien: Bernard Tasso (der Vater des Poeten) wolle eine Geschichte des Kaisers verfassen und habe ihm gesagt, der Kaiser selbst habe eine Geschichte seiner Hauptthaten in französischer Sprache niedergeschrieben, und er erwarte Tag für Tag sie in einer lateinischen Uebersetzung von Wilhelm Marinde veröffentlicht zu sehen. Man nimmt an, daß der Name Wilhelm van Male, oder wie sein Träger ihn lateinisch schrieb, Malinäus, von den Spaniern in Malineo, von den Italienern in Marinde übersetzt sei, und schließt aus dem Umstand, daß gleich nach dem Tode van Male's die Selbstbiographie des Kaisers in Venedig bekannt wurde, es habe der kluge Geheimschreiber, der wohl wußte, wessen er sich von Granvella und dessen Herrn zu versehen habe, die lateinische Uebersetzung des kaiserlichen Büchleins vor seinem Tode nach Venedig geschickt. Merkwürdig genug verzeichnete im Jahre 1705 Anton Teissier, der frühere Lehrer von Friedrichs II. Vater, in einem Zusatz zu seinem Bücherkatalog auch folgendes: Carolus Quintus scripsit de propria vita libellum qui prodiit Hanoviae 1602. Professor Arendt in Lüttich sprach indeß vor drei Jahren in einer besonderen Schrift die Ansicht aus, jene Denkwürdigkeiten müßten noch irgendwo existiren. Er ließ nun Nachforschungen in allen Hauptbibliotheken und Archiven Europas anstellen; lange vergebens, bis nun jetzt aus Brüssel vom 16. Mai der „Allgemeinen Zeitung“ Folgendes geschrieben wird: „Vor vierzehn Tagen reiste Baron Kervyn de Lettenhove, der Verfasser des bedeutenden Werkes Histoire des Flandres nach Paris, um dort noch einige Vergleichungen zur Herausgabe eines endlich vollständigen und kritischen Textes der Chroniques des Chastellain dit l'Aventurier zu machen. In einem der vielen tausend Handschriftbände, welche die Pariser Bibliothek enthält, begegnet dem vielkundigen Handschriftenforscher eine Selbstbiographie des Kaisers, aus dem Französischen ins Portugiesische übersetzt, welche auf das einzelnste hin fast alles das bewahrheitet, worauf Arendt durch seine Nachforschungen und Schlüsse gekommen war. Der Kaiser sagt im vorausgeschickten Brief an seinen Sohn: er habe diese seine Selbstbiographie auf der Rheinfahrt 1550 begonnen, in Augsburg (wo er bis zum October weilte) fortgesetzt und in Innsbruck 1552 vollendet, und zwar habe er sie nicht aus Eitelkeit geschrieben, sondern um seine Fehler zu zeigen. Das letztere sagte Karl V. ganz in ähnlicher Weise Franz von Borgia, als dieser ihn in St. Juste besuchte. Im hohen Grad ist das Büchlein bedeutungsvoll. Der Kaiser erzählt z. B. wie lange ihn der Papst und andere Gesandte gedrängt hätten der Reformation Widerstand zu leisten; als er sich endlich entschlossen in Deutschland zu bleiben, habe auch der Entschluß in ihm festgestanden die protestantischen Fürsten auf Tod und Leben zu bekämpfen. Baron Kervyn de Lettenhove hat über seinen Fund in der Brüsseler Akademie Bericht erstattet. Allen Anzeichen nach ist das glücklich entdeckte Büchlein wirklich und wortgetreu die Selbstbiographie Karls V. für die Zeit von 1515 bis 1550. Da das Büchlein nun wohl im Druck erscheint, wird es vor das Forum der deutschen Kritik treten und damit in den Kreis der bedeutenden Geschichtsliteratur, durch welche so viele der ersten unter den deutschen, englischen und belgischen Geschichtschreibern uns Karl V. und seine Zeit vor Augen gestellt haben.

* Der Guß des für die Stadt Mainz bestimmten Schiller-Denkmals hat jüngst in der Erzgießerei von Burgschmied-Lenz in Nürnberg stattgefunden und ist vollständig gelungen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 22. Bremen, 1. Juni. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Am Steinhuder Meere.

Von J. G. Kohl.

5. Der „Römer-Wall" bei Winzlar.

Eben so merkwürdig, wie dem National-Oekonomen durch die Fleddderwiesen- und Butterlöcher-Wirthschaft wird die Gegend bei Winzlar dem Historiker durch die hier noch sichtbaren Ueberreste eines uralten Menschenwerks und die sich daran knüpfenden Traditionen.

Wie einst das Steinhuder Meer durch die frühere Einmündung des Leineflusses, auf die ich schon hindeutete, und noch nachher zurückkommen werde, in viel großartigerer Verbindung mit unseren deutschen Wasserstraßen stand, als es jetzt der Fall ist, so war es auch bei den politischen Strömungen und Stürmen unserer Geschichte einstmals auf eine weit ruhmvollere Weise betheiligt, als durch jenen modernen Frosch- und Mäusekrieg zwischen Hannover und Bückeburg, von dem ich weiter unten noch Etwas berichten werde. Denn es scheint, von den meisten Historikern zugegeben, daß der von Tacitus erwähnte „Palus" (sumpfige See), an dessen Ufern die alten Germanen des Arminius im Jahre 16 p. C. N. nach der hitzigen Schlacht bei Idistavisus den Legionen des Germanicus ein zweites blutiges Treffen lieferten, eben nichts anders als unser Steinhuder Meer gewesen ist.

Mag nun jene große Schlacht bei Idistavisus, wie Einige wollen, südlich von der Porta Westphalica auf dem Felde zwischen Hameln und Rinteln oder, wie Andere glauben, im Norden des besagten Gebirgsthores in der Ebene bei Petershagen geschlagen sein, so ist es doch ausgemacht, daß die „große Bruchgegend", in welcher sich unsere Vorfahren nach der Schlacht abermals festsetzten, von Tacitus als nordwärts von dem Schlachtfelde liegend bezeichnet wird, und daß wir in dieser Richtung keinen anderen großen „Palus" finden, der den zurückweichenden Germanen zum Bollwerk und zur Schutzwehr gegen die Reiterei und das schwere Fußvolk der Römer hätte dienen können, als eben das Steinhuder Meer mit seinen Brüchen, Wäldern, seinen „Fledderwiesen" und seinem „todten Moore." Die Deutschen waren in solchen Terrain-Beschaffenheiten, an denen ihr Land Ueberfluß hatte, aufgewachsen und heimisch, und als sie bei Idistavisus zurückweichen mußten, war nichts natürlicher als eine Festsetzung in einem Distrikte dieser Art. Auch die leichtfüßigen Indianer Nordamerikas haben immer gern die Artillerie und Cavallerie der Europäer in Sümpfe verlockt.

Wie die Indianer, wie alle städtelosen Wilden, mochten die Bewohner der norddeutschen Ebene die Brüche und Moräste ihres ebenen Vaterlandes seit ältesten Zeiten als ihre natürlichen Burgen und Zufluchtsstätten betrachtet haben. Wahrscheinlich hatten sie dieselben auch schon in ihren inneren Kriegen unter einander zu demselben Zwecke benutzt und hatten sie dann auch noch mit aufgeführten Verschanzungen und Wällen gegen ihre Widersacher befestigt. Wir finden noch jetzt mehre unserer Marschen an der Elbe und Weser mit solchen Erdwerken umgeben, welche die Schutz- und Grenzwälle zwischen den Marsch- und Geest-Bewohnern und zugleich ihre Schlacht- und Raufplätze waren.

Es ist wohl kaum denkbar, daß die Deutschen bei ihrem Rückzuge von Idistavisus Zeit hatten, eine große Befestigung am Rand ihrer Sümpfe aufzuführen. Wahrscheinlich bestand hier schon längst ein Grenzwall zwischen den beiden benachbarten Nationen, den Angrivariern im Norden und den Cheruskern im Süden, ein Werk der Vorzeit, das bei jener Gelegenheit von beiden gegen die Römer benutzt wurde. Es erstreckte sich dasselbe — „der Angrivarische Wall" genannt — von den südlichen Ufern dieses Sees aus, rings um sein Südende und seine Moräste herum in westlicher Richtung bis zur Weser bei Stolzenau. Auf dieser ganzen Linie von Hagenburg, über Winzlar, Rehburg, Leese bis Stolzenau, längs deren die zweite große Schlacht gegen die Römer im Jahre 16 n. Chr., der Schlußkampf des Feldzugs des Germanicus gegen den Arminius, geschlagen wurde, findet man noch heutiges Tages römische Werkzeuge, Waffen und Utensilien. In allen den genannten Orten giebt es kleine römische Museen oder Antiquitäten-Sammlungen bei den Pfarrern und andern Liebhabern. Auch bewahrt dort überall noch das Volk die Erinnerung oder doch wenigstens die Tradition an die großen Ereignisse der Vergangenheit. Der Römer Tacitus behauptet zwar, daß Germanicus sowohl bei Idistavisus als auch bei dem „Angrivarischen Wall" und bei dem großen „Palus" (dem Steinhuder Meer) den Arminius besiegt habe. Jedenfalls aber sind es wohl solche Siege gewesen, wie sich der Sieger deren nicht mehre wünscht. Sie waren schwierig, blutig und mit großen Verlusten für die Römer verbunden.

Von dem Kampfplatze bei Idistavisus wichen zwar die Deutschen ein wenig — bis zu den Steinhuder Sümpfen — zurück. Nach dem Kampfe bei diesen Sümpfen aber, wo Germanicus sich ebenfalls rühmte, das Schlachtfeld behauptet zu haben,

erwähnt der römische Geschichtschreiber keines abermaligen „Rückzugs der Barbaren.“ Vielmehr sagt er, daß, da der Sommer nun zu Ende gewesen, Germanicus sich selbst zur Heimkehr angeschickt und auch bald darauf seine Armee wieder westwärts zum Rhein heimgeführt habe.

Wäre der Sieg sehr entschieden gewesen, so würde dem Germanicus „das Ende des Sommers“ wohl nicht so bald eingefallen sein und seine Römer auch das Heimweh nach dem Rheine nicht so schnell angewandelt haben. Wir würden wohl Etwas von Friedensunterhandlungen hören und von deutschen Gesandtschaften zur Unterwerfung, so wie vermuthlich auch von Winter-Standquartieren und von Anlegung von Befestigungen zur Behauptung der besiegten Völker und Länder. Und auf alle Fälle würden die Römer, wenn ihre große Razzia unter Germanicus so vollständig gelungen wäre, wie er und seine italienischen Geschichtsschreiber es uns glauben machen möchten, dieselben im folgenden Jahre wohl wiederholt haben.

Aber es ist eine ausgemachte Sache, daß die Römer, nachdem Germanicus sie mit großen Schwierigkeiten und schweren Verlusten zum Rhein und nach Gallien zurück gebracht hatte, nicht wieder in diesen Gegenden erschienen sind. Nach den Schlachten von Idistavisus und am Steinhuder Meer drang kein römisches Heer wieder in die norddeutsche Ebene hinaus. Sie waren trotzdem, daß die Römer mit Mühe die Wahlstatt behaupteten, die schließlichen Befreiungs- und Rettungskämpfe des nordwestlichen Deutschlands. Und namentlich müssen wir dieser merkwürdigen Gegend am Steinhuder Meer den Ruhm vindiciren, daß sich in ihren Brüchen und Sümpfen die letzten Kraftäußerungen und Schläge des starken Arms der Römer brachen und erlahmten *).

Die Zeit hat zwar den größten Theil jenes berühmten Walles, an dem sich solche denkwürdige Ereignisse zutrugen, wieder zerstört. Einige Partieen mögen im Sumpfe wieder versunken oder sonst durch Regen und Wind verwischt oder vom Vieh zertreten, andere bei hundert Gelegenheiten durch Grabscheit und Ackerpflug abgetragen und ausgeebnet worden sein. An mehren Stellen aber haben sich noch deutlich erkennbare Ueberreste davon erhalten. Und so denn namentlich auch bei besagtem Dörfchen Winzlar, gleich hinter seinen Ackerfluren nach dem See zu. Es zieht sich dort am Rande des Bruchs ein mehrere Fuß hoher Erddamm hin, der durch seine Beschaffenheit, durch die Gleichartigkeit seiner Breite und Böschung, sowie auch dadurch, daß er ganz aus Sand besteht, während zu beiden Seiten und unter ihm sich Morasterde findet, deutlich genug zu erkennen giebt, daß er von Menschenhänden aufgeführt wurde, und den man allgemein, als einen jener Reste des „Angrivarischen Walles“ bezeichnet. Die Bauern nennen ihn jetzt den „Rehdamm.“ Einige behaupten, es solle eigentlich „Römer-Damm“ heißen, von dem dieses „Rehdamm“ nur eine Verstümmlung sei. Die Leute an Ort und Stelle selbst aber meinen, der Name sei daher entstanden, weil sonst wohl die Rehe der Bruchwaldungen aus den Sümpfen hervorgekommen seien, um auf dem trocknen Damme herumzustehen, dort sich zu sonnen und zu grasen.

*) Die Patrioten und Anwohner des oben von mir genannten Dümmer-Sees nehmen diesen Ruhm ganz für ihre Lokalität in Anspruch. Und die bei Damme in Lemförde gefundenen römischen Antiquitäten und andere Umstände machen es wahrscheinlich, daß auch dort damals gekämpft wurde. Vermuthlich war es aber keine der beiden Hauptschlachten, die dem Tacitus zufolge Germanicus damals den Deutschen lieferte, sondern nur eine Fortsetzung des Kampfes beim Steinhuder Meer, ein solches Gefecht, wie die Römer deren damals auf ihrem Rückzuge von der Weser zur Ems und zum Rheine noch mehre zu bestehen hatten.

Wie im Felde der Wall der Angrivarier noch nicht gänzlich vernichtet ist, so scheint auch im Gedächtniß des Volks noch nicht alle Tradition über die mit ihm verknüpften Ereignisse erloschen zu sein. Vielmehr fand ich in Winzlar Leute genug, die für die Sache einen offenen Sinn hatten, die mich gern zur Besichtigung ihres „Rehdammes“ geleiteten und die mir unterwegs so Mancherlei erzählten, was ich zum Theil wenigstens wohl als eine mehr oder weniger entstellte Reminiscenz aus alter Zeit, als eine alte dem Gedächtniß des Volks eingeprägte, obwohl stark verwischte Runenschrift glaubte betrachten zu dürfen.

Es giebt zwar jetzt in jedem Winkel so viele kenntnißreiche Schulmeister und Pfarrer, und daneben auch so viele Halbgelehrte, die ihre Kunde aus den Büchern schöpfen und den Anderen daraus dociren, und man weiß daher oft nicht Das, was später durch diese Lehrer aus den Büchern unter das Volk zurückgekommen ist, von Dem zu unterscheiden, was ursprünglich aus erster Quelle abgeleitete und bis zu den Urväter-Zeiten hinaufgehende Ueberlieferung sein mag. Dem Alterthümler geht es da oft, wie dem Geologen, der auch bei der Untersuchung von Depositen und Niederschlägen in manchen Fällen nicht zu entscheiden vermag, ob er sie als Resultate uralter oder ganz moderner Begebenheiten betrachten soll.

Wahrscheinlich hat man diejenigen Erzählungen, die am aller unbestimmtesten lauten, und die am wenigsten mit solchen Namen, wie sie bei Tacitus und in unsern Geschichtsbüchern vorkommen, vermischt sind, sogar vielleicht einige historische Unrichtigkeiten enthalten, für die ältesten und ächtesten zu halten. Für eine Ueberlieferung dieser Art möchte ich nun die Geschichte von zwei feindlichen Brüdern halten, mit der die Leute von Winzlar sich herumtragen und die ohne weitere Beziehung sonst nichts besagt, als daß hier in der Gegend einmal zwei Brüder existirt hätten, die sich gegenseitig befeindeten und bekämpften. Mir fielen dabei Arminius, der deutsche Patriot, und sein Bruder Flavius, der romanisirte Abtrünnige, ein, die sich bekanntlich beide bei den Schlachten mit Germanicus einander gegenüberstanden. Solche Dinge wie Bruder-Feindschaft pflegen dem Volke besonders zu imponiren, und es bewahrt die Erinnerung an dergleichen oft zäher, als an Anderes. Die Winzlarer Erzählung setzt freilich, was in Bezug auf Arminius und Flavius historisch unrichtig ist, hinzu, daß die beiden feindlichen Brüder sich gegenseitig getödtet hätten und in einem und demselben Grabe bei Winzlar begraben lägen. Aber so etwas mochte später hinzugedichtet werden. Dieselbe Sage von zwei feindlichen Brüdern existirt auch bei Leese, dem schon genannten Orte am andern Ende dieses Gränzwalls. Auch dort erzählt das Volk eine solche sehr unbestimmte Geschichte von zwei feindlichen Brüdern, die bei Leese mit einander gestritten hätten.

Auch meinen guten Leuten am Steinhuder Meer, die mit mir waren, wenn sie auch sonst nicht viel von den Schlacht-Details von Idistavisus wußten, schien doch die von Tacitus erwähnte Scene der Begegnung des Hermann und seines einäugigen Bruders Flavius während des Kampfes unvergeßlich gewesen zu sein. Einer meiner Begleiter erzählte mir, wie Arminius der „König der Rusker“, (so nannte er die Cherusci der Römer), als er seinen Bruder unter den Römern bei Petershagen erkannt und erblickt habe, von Zorn entbrannt sei und wie er ihm „durch ein Sprachrohr“ zürnende Worte zugerufen und ihm bittere Vorwürfe gemacht habe. „Du Verräther deines Vaterlandes! Du Spitzbube du!“ sagte er, so habe Herrman geschrieen, — „Ein Auge hast du schon verloren, zur Strafe dafür, daß du bei den Italienern gewesen bist und ihnen Alles verrathen hast. Jetzt sollst du uns aber mit deinem Leben büßen.“ — Und in dieser Weise habe

Hermann, so behaupteten meine Winzlarer, noch lange weiter gescholten. Sie erzählten mir auch von großen und starken Menschenknochen, die man in Menge in den Bruchwiesen bei ihrem Dorfe gefunden habe, so wie auch von vielen Aschenkrügen, die sie in der Nähe des „Rehdamms“ zuweilen ausgrüben. Es sei kein Wunder, meinten sie, denn die römische Cavallerie müsse hier ja in hellen Haufen in den Sümpfen, in den Fledderwiesen und in den „Butterlöchern“ versunken sein.

Es ist wohl möglich, daß diese noch wenig durchforschten Sümpfe, die fast nur von dem Vieh, welches darin herumtrabt, aufgewühlt werden, noch viele interessante Reliquien auf ihrem Grunde bergen. Vielleicht werden die jetzt hier eindringenden Verkoppelung und Austheilung der Gemeinheiten, und die dabei nöthig werden Grenz- und Ableitungsgräben uns noch Manches davon an den Tag bringen.

Weiter hin bei Leese, sagten meine Leute, fände man in dem Walle kleine viereckige Verschanzungen wie Bastionen, alle dreihundert Schritt eine und jede acht Ruthen im Quadrate. In diesen Quadraten, meinten sie, was mir allerdings wenig wahrscheinlich erschien, hätten die Deutschen ihre Weiber und Kinder gehabt und hätten gegen die römische Reiterei „Fällt's Bajonet“ mit ihren Lanzen gemacht.

Auch hier bei Winzlar etwas seitwärts vom „Rehdamm“ oder Römerwege mitten im wilden Bruche finden sich noch mehre kleine Lokalitäten, die sowohl auffallende Namen haben, als auch Spuren von Befestigungsarbeiten an sich tragen. Einen umschanzten Fleck nennen sie „die Küche“ (de Kôken), einen andern „den Pferdestall“ (den Perestall) und einen dritten den „Königshopfen-Garten“ (Königs-Hoppen-Gorn).

Die „Küche“ bildete ein 60 Schritte langes und 30 Schritte breites Paralellogram, das mit einem 10 Fuß breiten und sehr tiefen Graben und weiterhin überall von Bruchwaldung umgeben war, und jetzt innerhalb der Verschanzung als Kohl- und Krautgarten benutzt wurde. „Die Leute sprächen“, so erzählte uns ein Pferdehirt, der seine Thiere in der Nähe hütete, „die Franzosen hätten da einmal im Kriege ihre Küche (ihre Bivouak-Kessel) gehabt. Andere sagten auch, es wären Italiener oder Römer gewesen.“

Der „Pferdestall“ war jetzt nicht viel mehr als ein Name, ein freier etwas erhabener und trockener Platz im Sumpfgebüsche, aber ohne erkennbare Gräben und Schanzen. „Do hett de Franzose sine Päre in hat“, versicherte uns der Pferdehüter. Der „Königshopfen-Garten“ war wieder ein ähnlicher Fleck wie die „Köke.“ In Winzlar glauben sie, er sei zu Ehren eines sehr alten Königs so genannt. Hatte hier etwa Hermann der „König der Rusker“ sein Quartier? — Vielleicht sind diese Gegenstände noch einer eingehenderen Untersuchung werth.

6. Der Meerbach und die Stadt Rehburg.

Von Winzlar und seinen alten Kampfplätzen setzte ich meine Wanderung nordwärts um den See fort, und strebte zunächst der Stadt Rehburg zu, die nach Nordwesten eine Stunde weit vom Wasser entfernt liegt. Der Weg dahin führt längs des Fußes des kleinen Gebirges und seiner schönen Waldungen.

Wie Winzlar, so lag ehemals auch die Stadt Rehburg höher am Bergabhange hinauf. Sie nahm das Plateau eines kleinen Höhenvorsprungs ein, der sich ostwärts nach dem See hinaus erstreckt. Wie die Winzlarer, behaupten auch die Rehburger, daß der dreißigjährige Krieg ihre Vorväter von der schönen Anhöhe vertrieben und ihre uralte Ansiedlung dort oben zerstört habe. Sie flüchteten sich vor den Soldaten aus ihrem Bergparadiese in die morastige und weniger zugängliche Niederung am See, in deren Mitte heutzutage ihr Städtchen liegt. Oben aber auf dem jetzt mit Gestrüpp bewachsenen Bergplateau, von dem man eine weite schöne Aussicht über das Steinhuder Meer genießt, soll man noch die Spuren der alten Stadtmauer und der Straßenlinien erkennen.

Die Lokalität, in welche die Rehburger jetzt herabgekommen sind, ist in hohem Grade reizlos. Bis zum See hin dehnt sich der „Meerbruch“ aus, ein wüstes unsicheres Terrain, auf dem kaum ein Schaaf gefahrlos wandert, und noch viel weniger Häuser oder andere menschliche Anlagen ausgeführt werden konnten.

Das Steinhuder Meer hat an dieser Stelle seinen Ab- und Ausfluß. Es ist ein ziemlich starker Bach, der wie gesagt den Namen „Meerbach“ führt. Er schlängelt sich anfänglich in einem Sammler vereinigt langsam durch jene Brüche zwischen Stadt und See, die sogenannten „Meerbruchswiesen“ hin. Dann bei Rehburg theilt er sich plötzlich in eine Menge kleiner Arme, die schnell dahin laufen. Vermuthlich gab diese Theilung und der damit zugleich eintretende raschere Lauf, durch den die Anlage von Mühlen ermöglicht wurde, die Veranlassung zur Fixirung der Stadt an diesen Punkt. Die Flußarme bilden ihre Vertheidigungsgräben. Unterhalb Rehburg hat der Meerbach noch einen sieben Stunden langen Lauf durch lauter Wälder und Sümpfe, bis er bei Nienburg in die Weser hinausschleicht.

Wie sie denn überhaupt hier am Steinhuder Meere sich mit vielen Sagen herumtragen, die wohl einer Aufzeichnung und kritischen Sichtung werth wären, so haben sie auch eine Ueberlieferung von diesem Rehburger „Meerbache“, die mir sowohl in Winzlar als auch in Rehburg selbst erzählt wurde. Dieselbe bezieht sich auf einen gewissen „Helden“ oder „König“, der im Bette des Meerbachs begraben liegen soll. Diesen unbekannten großen Mann, so lautet die Geschichte, legten die Seinigen erst in einen goldenen Sarg, umgaben ihn dann mit einem silbernen und zuletzt mit einem zinnernen Kasten. Hunderte von Sklaven mußten den Meerbach ableiten und das Grab in dem so trocken gelegten Bette dieses Flusses bereiten. Nach der Versenkung des Verstorbenen in die Tiefe wurde aber der Fluß wieder darüber weg in sein natürliches Bette zurückgeführt. Und schließlich brachte man die Sklaven, die die Arbeit verrichtet hatten, um's Leben, damit sie die Stelle nie verrathen könnten.

Mir fiel bei dieser Erzählung die Art und Weise ein, wie die Gothen ihren Alarich im Busento in Italien begraben haben sollen. Es mag eine sehr alte Tradition sein, und vielleicht stammt sie, wo nicht aus altgermanischer, doch aus karolingischer Zeit. Auf die letztere scheint der Umstand hinzuweisen, daß der hier im Meerbach begrabene Held als ein „Mohren-König“ bezeichnet wird. „Mohren“ aber kommen in den deutschen Sagen erst seit der Zeit von Karl Martell und von Karl dem Großen, die so viel mit den Mauren in Spanien und Südfrankreich zu thun hatten, vor. Doch ließ es sich auch vielleicht denken, daß ein alter ursprünglich germanischer Held aus den Zeiten der Idistavisus-Schlacht im Laufe der Jahrhunderte zu einem Mohren-Könige verdunkelte.

Merkwürdig ist es, daß der See ein verhältnißmäßig so starkes Wasser von sich giebt, da er oberflächlich doch so wenig empfängt. Auch die unterirdischen Quellen, die ihn etwa speisen, können nicht sehr bedeutend sein, da das ganze Höhenbecken umher, aus dem diese Quellen unter der Erde herabkommen könnten, so eng beschränkt ist. Aus dem geringen Umfange dieses Zufluß-Beckens erklärt es sich auch, daß die Wasserhöhe des Sees im Laufe der Jahreszeiten so wenig Wechsel erleidet. Das Steinhuder Meer ist zur Zeit der Schneeschmelze nicht merklich höher und

zur Zeit der Sommerdürre um äußerst wenig niedriger, als gewöhnlich.

Ich sagte schon, daß der See wahrscheinlich nicht immer so außer aller Verbindung mit den großen Wasserstraßen von oben her gestanden habe. Man hält es für ausgemacht, daß er einst einen der größern Nebenflüsse der Weser, die Leine, in sein Bassin aufnahm.

Die Leine, die aus Süd-Osten heranfließt, geht noch jetzt von Hannover aus direct auf das Steinhuder Meer los und nähert sich ihm bis auf eine Entfernung von kaum 2 Stunden. Es hat den Anschein, als wolle sie sich geradesweges in dasselbe ergießen. Dann aber bei Wunstorf und Neustadt macht sie plötzlich einen Winkel und indem sie nach Nordwesten herumdreht, verläßt sie die Nähe des Sees. Es befinden sich zwischen diesem und dem Fluß keine Berge, welche zu einer Abschwenkung hätten zwingen können. Vielmehr ist das ganze Zwischenland flach und eben. Jetzt ist es zwar von einem Torfmoore bedeckt. Ehe dieses jedoch existirte floß die Leine, so glaubt man, frei in das Steinhuder Meer hinaus, durchströmte dasselbe, und ging dann nicht, wie sie es jetzt thut, in die Aller, sondern in der Richtung des von mir genannten Rehburger Meerbachs in die Weser bei Nienburg, wo sie ausmündete.

Bekanntlich ist es eine geographische Hypothese, daß eine solche Richtungs-Veränderung, eine Abschwenkung nach Nordosten, fast bei allen Flüssen der norddeutschen Ebene, bei der Weser, der Elbe, der Oder ꝛc. stattgefunden habe. Sie flossen nach der Ansicht vieler Geographen sämmtlich, wie die Leine, ursprünglich mehr nach Westen und haben sich alle mehr nach Osten herumgedreht.

Das Steinhuder Meer versumpfte dabei allmälig. An seinem Ostende wuchs jenes hohe, breite Moor auf, welches die Leine nach und nach vom See zurückdrängte, und nach Nordosten abzufließen zwang, in dem es diesen auf solche Weise völlig aus dem Flußsysteme herauslöste und in seine jetzige Isolirtheit versetzte. Den alten Zusammenhang wieder herzustellen, und das Steinhuder Meer von Neuem in einen lebendigeren Zusammenhang mit der Welt zu bringen, ist oft im Plane gewesen. Allein zur That ist es noch nicht gekommen.

Die armen Rehburger, die nicht Wein bauen und in ihren Brüchen auch nicht Brunnen graben können, besitzen kein anderes Getränk, als das trübe, moorigte, im Sommer larvenreiche Wasser dieses Todten Meeres, das sie in ihren Häusern allerlei sehr unvollkommene Purifikations-Prozesse durchmachen lassen. Gewöhnlich müssen sie es erst kochen, um das Lebendige darin zu tödten, dabei tüchtig abschäumen, dann erkalten lassen und zuletzt so genießen.

Die Stadt ist überhaupt einer der trostlosesten Orte, die man sehen kann, und man wundert sich fast, daß es außerhalb Polens noch so etwas giebt. Von Gärten und freundlichen Baumpflanzungen ist hier keine Rede. Desto breiter machen sich längs der Häuser die Haufen von Viehdünger. Jeder Bürger ist ein großer Bruchwiesen-Besitzer und Viehzüchter. Und das eben genannte von allen Landwirthen so sehr geschätzte Produkt der Heerden, das man aber trotz seines agronomischen Werthes in anderen Orten lieber hinter dem Hause zu verstecken pflegt, spreizen sie in diesem Lüneburg-Kalenbergischen Städtchen so recht offenherzig im Angesichte der Häuser und längs der Straße aus.

Jeder Bürger hat vor seiner Wohnung zwei große Bastionen von Dünger, als wäre das seine Hauptwaare. Zwischen ihnen führt der unsaubere Weg zur Hausthüre hin, und zwischen allen den zahllosen Mistgruben der Stadt zieht sich die Hauptstraße des Orts. Im Winter werden diese Anhäufungen so hoch, daß man die Fenster der Wohnungen nicht mehr öffnen kann. Sie können daher zwar Recht haben, wenn sie behaupten, es sitze sich warm dahinter. Aber Andere möchten doch wohl etwas frische Luft vorziehen.

Ein strenger Amtmann hat hier einmal durchgreifen und die Stadt von dieser pestilenzialischen Einrichtung befreien wollen. Aber er war nicht Herkules genug, um einen Augiusstall zu reinigen; und die Sache wird sich wohl mit allen den Vorurtheilen der Leute, auf die sie sich stützt, noch lange so weiter schleppen.

Es war eben Sabbath, als ich mir die unlieblichen Zustände von Rehburg betrachtete, und um meine Illusion, ich sei in Polen, vollständig zu machen, war die Hauptstraße des Orts von Juden belebt, die im schönsten Sabbathstaate mit ihren Weibern und Töchtern zwischen jenen Odeur-Büchsen auf- und abprunkten.

* Dichtungen von William Cullen Bryant *).

Uebertragen von Adolf Laun.

Sommerwind.

Es ist ein schwüler Tag, die Sonne trank
Den Thau des Morgens von den Gräsern auf,
Kein Flüstern in der Ulme hohen Zweigen,
Die meine Wohnung überwölbt; ihr Schatten
Giebt kaum mir Kühlung. — Alles schweigt, nur hier
Und da summt eine Biene leis' umher,
Sie setzt auf eine kranke Blume sich
Und fliegt sogleich davon, die Pflanzen fühlen
Die allzustarke Gluth; der schlanke Mais
Rollt seine langen, grünen Halme auf,
Der Klee läßt seine zarten Blätter hangen
Und neigt die Blüthenkrone, aber fern
Im heißen Strahl der Sonne thürmen sich
Die Hügel ernst und schweigend, rings mit Wald
Bedeckt, es scheint, als liebten sie die Gluth,
Des Aethers grelles Licht; und helle Wolken,
Des ehrnen Himmels regungslose Pfeiler,
Die weißen Spitzen hoch im fernen Blau,
Durchglühn die Luft mit solchem Glanz, daß sich
Der Blick geblendet abwärts wenden muß;
Und ich, ich liege müd' und matt im Schatten,
Wo noch der Sonne Kuß das dichte Gras
Nicht hat berührt, — der ein'ge Kühlung beut,
Den Wind erflehend, der nicht kommen will. —
Warum, du holder, rascher Geist der Luft,
Warum noch zögerst du? O komm' und hauche
Kühlung und Leben durch die schwüle Welt. —
Wie, hat er mich erhört in seinen Kellern?
Sieh, dort am Bergeskamme neiget schon
Die Pinie ihre stolze Krone, sieh,
Es schütteln schon im nahen Hain Kastanie
Und Ulm' und Eiche ihre grünen Zweige;
Er kommt, sieh, wie das Gras in Wellen wogt.
Das düst're tiefe Schweigen der Natur
Löst sich in dem Gewirr unzähl'ger Töne
In allumfassender Bewegung. Ja,
Er kommt und schüttelt rings ein Blüthenschauer
Von den Gebüschen, Duft umher verbreitend,
Er bringt Musik der Vögel und Geflüster
Der Blätter und der schwanken Zweige Rauschen
Und Stimmen ferner Wasserfälle. — Plötzlich,
Bei seinem Hauch bewegen alle Halme
Des Grases sich, und lustig nicken sich
Am Wegesrand und an des Baches Borden

*) Auf die in Nr. 16 des Sonntagsblattes enthaltene Charakteristik des in Deutschland ziemlich unbekannt gebliebenen amerikanischen Dichters lassen wir hier zur Bestätigung des dort Gesagten einige seiner Gedichte in poetischer Nachbildung folgen. A. L.

Einander tausend Blnmen zn. Im Strahl
Der Sonne glänzen schimmernd glatte Blätter,
Als wäre Thau darauf, und leuchtend kräuselt
Der Wasser Silberfinth sich, da er kommt.

Leben.

Ich athme dich im Windeshauch,
Dich fühl' ich in des Pulses Schlag,
Ich sehe dich im Blüthenstrauch,
Im Moosgestein, im Blüthenhag.

Dein ist der frische, würz'ge Duft
Im Kleegefild, im Pinienwald,
Dein die Musik, die durch die Luft
Im Morgenlied der Vögel hallt.

Du füllst mit Lust den Knaben hier,
Der fröhlich mir zur Seite springt,
Wo rauschend durch das Waldrevier
Gleich einem Reh der Bergstrom dringt. —

O Leben, muß entfliehn dein Hauch,
Der Alles, was im Staube schlief,
Insect und Vogel, Blum' und Strauch,
Allmächtig in das Dasein rief,

Entfliehn mit jedes Pulses Schlag,
Bis matt mein Schritt am Boden schleicht,
Und die so blühend vor mir lag,
Die farbig schöne Welt erbleicht?

Hinaus, hinauf zum Lichte strebt
Ein jeglich Wesen dieser Welt,
Bis, wenn es seine Zeit gelebt,
Es heim zum Schooß der Erde fällt.

Was sterben soll und was einst lebt,
Vereinigt ist's hier, bunt gemengt,
Von einem duft'gen Flor umwebt,
Der zwischen Erd' und Himmel hängt.

Hier harren die Atome mein, —
Wallt schon mein Fuß darüber hin? —
Die einst in Luft und Sonnenschein
Das werden, was ich jetzo bin.

Wohl, die so rasch dahin geflohn,
Auch ich erfüllte meine Zeit,
Und sah, der dunklen Scholle Sohn,
Von fern der Gottheit leuchtend Kleid,

Des Lichtes immer wache Gluth,
Das unbestimmt die Brust durchflammt;
Die Kraft, der Wille, der nie ruht,
Ich wußte, daß von dort er stammt. —

Ich ahne, wenn ich nicht mehr bin,
Mein Kind, den Schmerz in deiner Brust,
Du gehst am Sabbathabend hin
Zur Gruft und weinst um den Verlust.

Doch heilt dein kleines Herz gar bald,
Zu Freud' und Lust wird dir die Welt,
Bis eine jüngere Gestalt
Auf's Neu' an deinen Platz sich stellt. —

Wo, kehren wir zum Staub zurück,
Wird unsre letzte Wohnung sein?
Schließt sie der Liebe heil'ges Glück,
Das Denken, die Erinnrung ein?

Das zukünftige Leben.

Wie soll ich in der körperlosen Schaar
Erkennen dich in jener andren Welt,
Wenn Alles, was an dir vergänglich war,
Dereinst verschwindet und in Staub zerfällt?

Denn nimmer enden wird der Seele Pein,
Wenn dort mir fehlt dein liebes Angesicht,
Der Stimme süßer Ton, des Auges Schein,
Aus welchem liebend dein Gedanke spricht.

Verlangt nicht dort dein sehnend Herz nach mir,
Dein Herz, das hier mit jedem Pulsschlag mein?
Du nanntest betend meinen Namen hier,
Wird dort er deiner Lipp' erstorben sein?

Wo ein lebendig frischer Hauch sich regt,
In jenen Au'n, die höh'rer Glanz umgiebt,
Wo fesselfrei die Seele sich bewegt,
Vergäßest du, wie wir uns hier geliebt?

Die Liebe, die der Jahre Sturm bestand,
Die sanft sich beugte meinem rauh'ren Sinn,
Die tiefer stets und enger uns verband,
Sie schwände mit des Lebens Hauch dahin? —

Dein harrt ein schön'res Loos, ein hell'res Licht;
Für Alle schlug dein Herz in edler Gluth,
Du beugtest deinen Sinn und murrtest nicht,
Du warst den Feinden, die dich kränkten, gut.

Mein Herz, wie nah dem Heerd ein Pergament
Verdorrt', in niedrer Sorgen Joch gebannt,
Und Haß, der wie der Hölle Feuer brennt,
Hat schlimmer Wunden Maal hineingebrannt. —

Bleibt nicht, wenn du dort weilst in Himmelsau'n,
Im Lichtgewand dein holder Name dein,
Werden der Blick, die sinnend edlen Braun,
Wenn auch verklärt, nicht stets dieselben sein?

In jener still'ren Heimath lehrst du mich
Die Weisheit, die ich hier noch oft verkannt,
Die Weisheit, die die Liebe ist, bis ich
Dein würdig mit dir wall' im sel'gen Land.

---

* Zur Fichtefeier.

Von Wilh. Meyer *).

Fichte's Art und Wesen gehört unstreitig zu den wenigen und seltneren Erscheinungen, die eine unaustilgbare Spur ihres Daseins in der Menschheit zurücklassen. Seine Persönlichkeit, bedeutend und Achtung gebietend, war der sprechende Abdruck seines Geistes. Wie seine Gestalt gedrungen, sein Auftreten fest war, so war auch sein ganzes Wesen entschieden, fest und sicher. Was er war, das war er ganz; was er wollte und erstrebte, das wollte er ganz und ungetheilt. Er war seiner Hauptrichtung nach allerdings Denker und Philosoph; aber es hat kaum je einen Philosophen gegeben, in welchem das System und der persönliche Charakter sich so völlig deckten, wie bei Fichte. Je tiefer er in die Philosophie eindrang, desto größer, gehaltreicher und gediegener wurde auch sein persönlicher Charakter. Der Grundzug seines Charakters war Ehrlichkeit. Zwar sagt Lessing irgendwo: „Man ist doch auch verzweifelt wenig, wenn man nichts weiter, als ehrlich ist.“ Gewiß, wenn man nichts weiter ist. Wenn aber die Ehrlichkeit verbunden ist mit der größten Schärfe des Geistes, mit der höchsten Energie des Charakters, mit der Wärme des Herzens, wie es bei Fichte der Fall war, dann ist sie allerdings sehr viel. Ich glaube, man kann mit vollem Rechte sagen: Fichte hat nie ein Wort gesprochen oder geschrieben, wenigstens nicht als akademischer Lehrer,

---

*) Aus einem Vortrage, welchen der Herr Verfasser am 21. Mai im Künstlerverein in Bremen hielt, entlehnen wir die folgenden Bemerkungen über Fichte's Wesen und Persönlichkeit, über die Richtung seines Denkens und seiner Thätigkeit, über den Einfluß, den er ausgeübt, und über die Bedeutung und Stellung, die er in der Kulturgeschichte des deutschen Volkes einnimmt.

Redner oder Schriftsteller, von dessen Wahrheit und Nothwendigkeit er nicht im tiefsten Inneren durchdrungen gewesen wäre. Diese Ehrlichkeit, verbunden mit dieser Schärfe und Tiefe, das ist die Größe des Fichte'schen Geistes.

Damit hängt zusammen, daß er auch frei von Eitelkeit war. Er haschte nicht nach Lob und äußerer Ehre; es war ihm nur um die Wahrheit, nicht um den Prunk und Schmuck der Rede, sondern lediglich um die richtige Form, um den schlagenden und treffenden Ausdruck zu thun. Anerkennung war ihm nicht um seinetwillen, sondern nur um der Sache willen lieb. Er hat sie gefunden, er hat aber auch Widerspruch erfahren. Es schien sogar eine Zeitlang, als sei er überflügelt von Anderen, als finde er bei dem jüngeren Geschlechte nicht mehr das volle Verständniß seiner Lehre, seiner wissenschaftlichen Methode. Aber er grollte darum der Welt nicht, er verlor nicht im Geringsten die Frische des Geistes; er ist nicht etwa, wie Herder, der von reizbarer Eigenliebe nicht frei war, am gebrochenen Herzen gestorben. Vielmehr, wenn er sich in sich selber zurückzog, so geschah es nur, um aus dem tiefsten Inneren heraus immer wieder neue Versuche zu machen, auf die Mitwelt zu wirken.

Wenn die mehr populären Vorträge, die er vorzugsweise seit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hielt, als solche Versuche anzusehen sind, so können wir das Mißverständniß, welches seine Wissenschaftslehre erfuhr, und die Unempfänglichkeit für dieselbe vielmehr als einen Gewinn für die Mit- und Nachwelt rechnen. Seine streng philosophischen Werke gehören in die Geschichte der Philosophie, seine populären Vorträge dagegen gehören dem größeren gebildeten Publikum überhaupt an, und durch sie gerade wird er fortleben auch als klassischer Schriftsteller der Deutschen.

Fichte's Stil im Allgemeinen macht den Eindruck männlicher Würde und Kraft; er ist oft rauh und ohne Glätte, gleich dem knorrigen Stamm der Eiche, doch markig und kräftig, wie sie, dabei nicht ohne Anmuth und Schönheit, wie ja auch die Eiche in ihrem Blätterschmuck das Schöne und Anmuthige mit der angestammten Kraft und Stärke verbindet. Dies gilt nun namentlich von den Schriften der späteren Periode, den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters", den „Reden an die deutsche Nation" u. s. w. In den früheren Schriften Fichte's, in seiner Schrift über die französische Revolution und in der „Zurückforderung der Denkfreiheit" ist, den jüngeren Jahren und der damaligen Richtung des Verfassers gemäß, die Sprache frischer noch und lebendiger, ausgezeichnet besonders durch kritische Schärfe und Klarheit. Sie erinnert an Lessing. Wenn das Büffon'sche Wort „le stile c'est l'homme" auf irgend einen Schriftsteller seine Anwendung leidet, so ist es Fichte.

War Fichte frei von Eitelkeit, ein Feind alles dessen, was hohle Phrase ist, war er die Ehrlichkeit und Geradheit selber und dabei von einem Freimuth, der sich durch Nichts beirren läßt, von einer „Entschiedenheit, die, ohne nach Hülfe und Beistimmung umherblickend, ganz allein auf sich selber zu stehen wagt": so braucht man sich nicht zu verwundern, daß man ihm Stolz, Eigensinn und Rücksichtslosigkeit vorgeworfen hat. Was ihm die Welt als Fehler anrechnete, kann ihm theilweise sogar zum Ruhme gereichen, z. B. wenn er ein Rücksichtennehmen im Sinne schwacher Charaktere nicht kannte, sobald ihm die Verkündung dessen, was er für Wahrheit hielt, als eine sittliche Pflicht erschien. Sind aber Einseitigkeit und Mangel an Fügsamkeit, namentlich in seiner früheren Zeit, Fichte'n nicht ohne Grund zum Vorwurf gemacht worden, so bedenke man, daß diese Fehler mit dem Edelsten und Besten in seiner Natur innigst zusammenhingen, und daß seine Hartnäckigkeit und sein Stolz, den Menschen gewöhnlichen Schlages gegenüber, in seinen späteren Jahren wenigstens, zur tiefsten, vor dem Ewigen und Göttlichen sich beugenden Demuth wurde.

Wie aber Fichte's persönliche Eigenthümlichkeit nur aus seinem philosophischen System, aus der eigenthümlichen Richtung seines Denkens heraus ganz und vollkommen verstanden und begriffen werden kann, das werden wir sehen, wenn wir auf seine philosophischen Bestrebungen und Leistungen noch etwas näher eingehen.

Fichte hat als Philosoph bekanntlich vom Kant'schen System seinen Ausgang genommen. Das Kant'sche System war seinem Wesen nach vorzugsweise Kritik, Kritik dessen, was die Vernunft auf dem Gebiete übersinnlicher Erkenntniß bisher fälschlich meinte geleistet zu haben, und Festsetzung dessen, was sie allein zu leisten im Stande sei. Fichte mit der durchdringenden Schärfe seines Verstandes eignete sich dieses System vollkommen an; er hat einen glänzenden Beweis davon gegeben in seiner ersten, ganz im Kantischen Geiste verfaßten Schrift: Kritik aller Offenbarung. Daß er aber auch als Kritiker im allgemeineren Sinne des Worts, als Beurtheiler der gesellschaftlichen Zustände des menschlichen Lebens die schneidendste Schärfe mit dem kühnsten Freimuth zu verbinden wußte, das hat er bald nachher in seinen Beiträgen zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution und in seiner Flugschrift „Zurückforderung der Denkfreiheit" auf's Glänzendste bewährt.

Aber Fichte war mehr als bloßer Kritiker, er war auch ein spekulativer Denker im vollen Sinne des Worts. Durch die Kant'sche Philosophie wurde ihm das Reich der Ideen erschlossen. Kant hatte in seiner Kritik der reinen Vernunft alle spekulativen Räthsel und Probleme mit der größten Schärfe entwickelt und vor Augen gestellt; er hatte ausdrücklich dieselben für unlösbar erklärt. Nun aber hatte er zugleich in der Kritik der praktischen Vernunft in Bezug auf das sittliche Wollen und Streben des Menschen die Vernunft als die sich selber Gesetz-gebende Macht hingestellt; das Sittliche war nach Kant das einzig erkennbare Uebersinnliche. Hier war also dem menschlichen Erkenntnißvermögen der Einblick in das Reich des Uebersinnlichen vergönnt. Fichte nun war nicht bloß ein scharfer und tiefer Denker, er war zugleich ein sittlicher Heros, ein Mann, in dem sich der Kant'sche kategorische Imperativ gleichsam verkörperte, in dem das Sittengesetz gleichsam zur lebendigen Wahrheit wurde. Es ist begreiflich, wie für den eben so willenskräftigen und kühnen als scharfsinnigen Mann gerade die Kant'sche Moralphilosophie der Ort wurde, wo er seine Denkoperationen begann, welche ihn nun, obwohl er selber den Kant'schen Grundsätzen noch treu geblieben zu sein wähnte und nur eine weitere Entwicklung derselben im Auge hatte, am Ende über die von Kant gesetzten Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens weit hinausführten.

Der geniale Denker glaubte also in der Kant'schen Kritik der praktischen Vernunft den Archimedischen Punkt außerhalb der Erde gefunden zu haben, von wo er die Welt bewegen könnte.

Wenn er nun auf diese Weise vom Ich ausging und so zu seinem Gegensatze, dem Nicht-Ich gelangte, so weiß ich sehr wohl, daß es selbst unter den Gebildeten sehr viele giebt, die von der Fichte'schen Philosophie nichts Anderes wissen, als die Sätze vom Ich und Nicht-Ich, und daß sie damit die Vorstellung von einem höchst ungedeihlichen abstrakten Formalismus verbinden. Die Wörter Ich und Nicht-Ich sind aber nicht das Wesentliche der Fichte'schen Philosophie. Fichte verwarf später diese Terminologie. Setzen wir für das Ich: Denken und Wollen, und für das Nicht-Ich die Welt der Erscheinung und sagen nun etwa: Das Denken und Wollen, d. h. Intelligenz und Wille im absoluten Sinne genommen, ist der Urgrund, ist der Schöpfer der Welt — dann

erscheint uns die Sache schon anders. Ist nun die Erscheinungswelt, welche wir gewöhnlich die Wirklichkeit, die Realität nennen, ein An- und für sich Seiendes, oder ist dies An- und für sich Seiende vielmehr der Gedanke oder die göttliche Vernunft, welche der Erscheinungswelt zum Grunde liegt? Ich denke, das Letztere.

Es stehen sich also Idee und Erscheinung einander gegenüber. Ist aber dem Philosophen die göttliche Idee das Wesen und die Wahrheit der Dinge außer uns, das eigentliche Wesen der in die Sinne fallenden Erscheinung, so ist die letztere, losgerissen gleichsam und abgetrennt von der Idee ein nichtiger, wesenloser Schein. Was sie ist, ist sie lediglich durch die Idee, die sich in ihr ausprägt oder doch ausprägen soll. Die Idee ist aber keineswegs Verstandesbegriff und Begreifen im logischen Sinne; sondern sie ist das geheimnißvolle, verborgene Innere der Dinge oder auch das unsichtbare Band, wodurch das einzelne Ding, der einzelne Mensch mit dem Weltganzen, mit der Gottheit zusammenhängt.

Ist von Ideen die Rede, so pflegt der gemeine Menschenverstand wohl vornehm zu lächeln; insbesondere aber erscheint es ihm unendlich lächerlich, daß die Welt der Erscheinung, die wirkliche, in die Augen fallende Welt nur ein nichtiger, wesenloser Schein sein soll. Der Philosoph erscheint ihm dann wie ein Nachtwandler, und in der That ist die Spekulation, die uns das Reich der Ideen eröffnet, insofern dem Traume ähnlich, als sie sich von dem wachen Bewußtsein des gesunden Menschenverstandes unterscheidet, wie die sternbeglänzte Nacht von dem Lichte des Tages. Die Nacht ist die nothwendige andere Hälfte des Tages. So ist auch die Spekulation die nothwendige Ergänzung des gesunden Menschenverstandes; ja das Ideale und die Idee ist die bessere Hälfte unseres Ich; auch führt die Spekulation am Ende zur Religion zurück — Fichte selbst in seinem Leben beweis't dies —, aber die oberflächliche Aufklärung, der flache Weltverstand löscht mit der Spekulation auch das himmlische Licht der Religion aus und versinkt so am Ende immer mehr in bodenlosen Materialismus.

Die Voraussetzung der göttlichen Idee also, auch in der Erscheinungswelt, ist die Voraussetzung alles spekulativen Denkens; der Versuch des spekulativen Denkers aber, die Idee begriffsmäßig zu construiren, sie logisch zu entwickeln und auseinanderzulegen, führt den Denker gar leicht auf Abwege und kann die Quelle der größten Irrthümer werden; wovor Kant gerade gewarnt hat. Auch Fichte ist von diesem Irrthum nicht frei geblieben; und gerade in seiner „Wissenschaftslehre", wo er sich in dem abstrakten Gegensatz des Ich und Nicht-Ich bewegt, ist er an der Klippe, die Idee in eine bloße Formel zu bannen, gescheitert. Er kam später von diesem Irrthum zurück, und es mag auch, wie bereits oben darauf hingedeutet wurde, der Einfluß der Schelling'schen Philosophie dabei mitgewirkt haben, wenn er nun das absolute Ich als das absolute Sein, und dieses wieder als Leben und Liebe faßte. Diese Auffassung, nach welcher wir das Absolute zugleich als das Wesen und die wahre Wirklichkeit der Dinge im Gegensatze gegen die Erscheinung betrachten können, tritt nun besonders in seinen mehr populären Schriften hervor.

Da Fichte jedoch ursprünglich vom absoluten Ich ausgegangen war, in welchem, wie wir gesehen haben, Beides, das Denken und das Wollen liegt, mußte er als praktischer Idealist vor Allem das Wollen betonen. Vom praktisch-moralischen oder sittlichen Standpunkt ist die Idee die stete Forderung an uns, eben sie selber oder das Ideale zu verwirklichen. Die Menschheit, der Mensch sind vom sittlichen Standpunkt nicht, was sie sein sollten. Die Idee ist gerade hier nur erst das Gedachte oder der göttliche Gedanke, der sich als die „Bestimmung des Menschen", als die „Bestimmung oder das Wesen des Gelehrten" u. s. w. geltend macht, aber noch nicht zur Wirklichkeit geworden ist, oder dem die gemeine Wirklichkeit als das Nichtige, als hohler Schein gegenübersteht. In jedem Einzelnen soll sich die göttliche Idee bethätigen, in jedem Einzelnen soll sich ein göttlicher Gedanke verkörpern. Auch die Gesammtheit, das Volk, die bürgerliche Gesellschaft, der Staat sollen das Ewige und Göttliche an sich darstellen.

Hier ist es nun, wo Fichte mit unerbittlicher Strenge auf die Ueberwindung der Selbstsucht, auf das Leben in der Idee, auf die ideale Verklärung der menschlichen Zustände und Bestrebungen dringt; hier ist es auch, wo er, gegen den wesenlosen Schein eifernd, die Waffe der Ironie mit so bewundernswerther Gewandtheit und Sicherheit zu führen weiß, ohne doch je die Würde des Philosophen, des gottbegeisterten Propheten und Redners aus den Augen zu setzen.

Es ist hier der Ort, über Fichte's Atheismus, so wie über seinen Demokratismus noch ein Wort zu sagen. Die Unbegreiflichkeit Gottes, ich meine der Persönlichkeit Gottes für das menschliche Erkenntnißvermögen ist seit Kant ein mit wenigen Ausnahmen allgemein anerkannter philosophischer Grundsatz. Auch Fichte hatte diesen Grundsatz aus der Kant'schen Philosophie mit herübergenommen. Die Religion ist eine Sache des Gemüths, die Philosophie aber ist als solche weder fromm, noch unfromm. Heutzutage fällt es so leicht Niemandem mehr ein, von derselben Frömmigkeit zu fordern oder dieselbe der Gottlosigkeit zu beschuldigen; und wo etwa der Fanatismus noch Miene machen sollte, die Rechte der freien Wissenschaft beeinträchtigen zu wollen, da würde die öffentliche Meinung, in Deutschland wenigstens, sogleich Einspruch thun. Wenn aber noch heutzutage große Unklarheit darüber herrscht, daß die Religion und die Wissenschaft zwei ganz verschiedene Gebiete sind, und daß eine jede von ihnen, unabhängig von einander, ihren eigenen Gesetzen folgt, so braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß zu Fichte's Zeiten noch Uebergriffe von Seiten des einen Gebietes in das andere an der Tagesordnung waren, daß namentlich die Geistlichkeit die Lehre von Gott als ihre Domäne betrachtete, und die geistlichen Behörden eben deßhalb den verderblichen Lehren der Philosophie meinten Einhalt thun zu müssen.

Wenn nun Fichte glaubte, die Pflicht der Ehrlichkeit gebiete ihm, auch das größere gebildete Publikum über die philosophische Unhaltbarkeit des dogmatischen Glaubens an den persönlichen Gott aufzuklären, wenn er die moralische Weltordnung nach Kant'schen Grundsätzen an die Stelle des persönlichen Gottes setzte: so waren seine Ankläger insofern im Rechte gegen ihn, als Fichte offenbar irrte, wenn er meinte, jene moralische Weltordnung könne dem religiösen Bedürfniß überhaupt und in jeder Weise Genüge leisten. Unrecht aber hatten sie gegen ihn, wenn sie etwa seinen persönlichen Charakter zu verdächtigen suchten, wenn sie die Verbreitung der Religion des „freudigen Rechtthuns", welche Fichte verkündete, für gefährlich hielten und vom Standpunkt der positiven Religion der philosophischen Lehrfreiheit meinten eine Schranke setzen zu müssen. Von jenem Irrthum, in Gott, als der bloß moralischen Weltordnung seinen genügenden Antrieb zur praktischen Frömmigkeit zu finden, ist Fichte, wie bereits angedeutet worden, später zurückgekommen; und als er nun jene abstrakte Weltordnung wiederum als ein Lebendiges, als das göttliche Leben und die göttliche Liebe faßte, da erst ging ihm das Wesen der Religion in ihrer tieferen Innerlichkeit vollkommen auf. In seinen später verfaßten praktisch-populären Schriften lodert die Flamme einer wahren und innigen Religiosität; ja, er hat auch seine Auffassung der Religion und Frömmigkeit in seiner „Anweisung zum seligen Leben" ausführlich entwickelt. Die Religion, wie er sie auffaßte, war ihm persönliches Bedürfniß. Wir vernehmen von seinem Sohne und Biographen, daß er in seinen späteren Lebensjahren sogar in seinem Hause die Sitte einführte, Abendandachtsstunden zu halten, wobei denn der Hausvater das Wort ergriff und über Stellen aus dem neuen Testament, am liebsten aus dem Evangelium Johannis, sprach.

Wie mit Fichte's Atheismus, so verhält es sich ähnlich mit seinem Demokratismus; ja, sein Demokratismus, als auf der reinsten sittlichen Gesinnung und auf eben solchen Grundsätzen beruhend, kann ihm nur zur Ehre gereichen. Fichte wollte nicht etwa die Herrschaft des großen Haufens, sondern die Herrschaft des Rechtes, des Rechtes, welches auf die ewigen Gesetze der Vernunft gegründet ist. Fichte hat den größten Theil seines Lebens in monarchischen Staaten zugebracht, und er ist immer, abgesehen von dem Conflikt mit der weimarischen Regierung, ein loyaler Bürger und Unterthan gewesen.

Wenn er nun in seiner Schrift über die französische Revolution, welche er 1793 noch als Kantianer geschrieben hat, vom rein ethischen Gesichtspunkt aus die socialen Mißstände des Zeitalters beleuchtet, wenn er eifert gegen die Aristokratie bevorrechteter Stände und die ewigen, unveräußerlichen Rechte des Menschen nachdrücklich vertheidigt; wenn er in der, in demselben Jahre erschienenen kleinen Schrift „Zurückforderung der Denkfreiheit u. s. w." das Schwert seiner Kritik namentlich gegen die Finsterlinge schwingt, wenn er das Recht der Vernunft auch den Fürsten gegenüber geltend macht und ihnen Wahrheiten predigt, die sie von ihren Schmeichlern nicht zu hören bekommen: so werden wir den damals noch jugendlichen Verfasser, der, von der Zeitströmung getragen, redet, weß das Herz voll ist, nicht etwa nur entschuldigen, sondern wir werden vielmehr seinen Freimuth, so wie die

Klarheit und Schärfe seines Geistes bewundern müssen. Politischer Agitator, in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung, Demagog ist Fichte nie gewesen; wie hätte er es auch sein können, da er als Denker und Philosoph nur auf die Denkenden einwirken konnte und wollte? Wenn er aber in seinen Reden an die deutsche Nation, die zu ihrer Zeit allerdings als ein Manifest des deutschen Geistes gegen die französische Gewaltherrschaft und mit Recht angesehen wurden, das Feuer der Vaterlandsliebe schürt, welches, wie er hofft, zu seiner Zeit in lichten Flammen hervorbrechen werde, so reiht er sich damit nur so vielen andern patriotischgesinnten Männern an, die dasselbe gethan und sich damit den Dank der Nation verdient haben.

Diese Reden Fichte's an die deutsche Nation verdienten wohl, daß wir auf ihren Inhalt noch etwas näher eingingen, zumal da sie zu ihrer Zeit eine so große und tiefgreifende Wirkung ausgeübt haben, also daß sie nicht bloß als Schriftwerk und Rede, sondern vielmehr als eine sittliche That des begeisterten Mannes angesehen werden können; allein ich begnüge mich hier, darauf hinzuweisen, daß, wie wir Fichte seiner vaterländischen Gesinnung, seiner öffentlichen Wirksamkeit wegen in jener denkwürdigen Zeit Männern wie Arndt, Perthes und Anderen ebenbürtig an die Seite stellen können, so ganz besonders auch jene Reden als sein Vermächtniß an die Nachkommenschaft zu betrachten sind. Denn trotz mancher gewagten Behauptung des Verfassers findet sich in ihnen ein Grundstock ewiger Gedanken, der für alle Folgezeit dem deutschen Volke Zinsen tragen wird.

Mag nun auch Fichte's philosophischer Standpunkt, wie er ihn in seinen streng-wissenschaftlichen Werken entwickelt hat, ein überwundener, mag sogar der ganze logische Apparat, den er aufwendet, um zur höchsten Erkenntniß zu gelangen, für uns unbrauchbar geworden sein — Eins wird doch bleiben von seinem Wirken im Gebiete des Denkens, wie im Leben: Fichte war Idealist, er glaubte an die Idee und an das Ideale, und er hielt sie sogar für die wahre Wirklichkeit im Gegensatz gegen das, was gewöhnlich das Wirkliche genannt wird. Fichte war Philosoph, aber er war mehr als dies, er war zugleich ein Gottbegeisterter Mann, gleich den Propheten des alten Bundes, er war ein sittlicher Genius, ein Mann, der das Ideale nicht bloß lehrte, sondern in dem dasselbe zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden ist, der eben deßwegen auch es wagen konnte, mit rücksichtsloser Offenheit das Zeitalter auf seine Blößen hinzuweisen und der Welt, wie sie ist, im Spiegel des Gedankens das Bild ihrer Gemeinheit und Schlechtigkeit vorzuhalten. Fichte war vor Allem auch ein ächt deutscher Mann, ein Mann, auf den unser Volk stolz sein kann, und um so mehr, da seine Art und Weise dem Ausländer immer fremd und unverständlich bleiben wird.

So sollte er uns denn stets als Mahner dienen in unsrer, vor Allem den materiellen Interessen zugewendeten Zeit, mahnen sollte er uns, über den Glanz und den äußeren Schmuck des Lebens, über das Streben nach dem Besitz der zeitlichen Güter das Ewige nicht zu vergessen, und durch die lebendige Theilnahme am Wohle der Gesammtheit, durch das Einwohnen und Walten der göttlichen Idee in uns die Selbstsucht zu überwinden.

So als Mahner an das Eine, was noth thut, möge Fichte's Geist denn fortleben in unserm Volke, bis in die fernsten Zeiten hin, zum Zeugniß für ihn und für uns, daß er nicht vergebens gelebt hat! Und, in der That, er lebt fort unter uns. Ueberall, wo das rein sittliche Streben, welches da ruht auf der Vorstellung des göttlichen Gedankens, der in der Menschheit eine Gestalt gewinnen soll, überall wo im Einzelnen, wie in der Gesellschaft das Sittliche in dieser Weise zum Bewußtsein kommt und zur That wird, da wirkt auch Fichte's Geist, wenn auch uns selber unbewußt, unter uns fort. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß das, was Fichte wollte und erstrebte, von unsrer Zeit vielleicht besser verstanden und richtiger gewürdigt werden kann, als von seinen unmittelbaren Zeitgenossen. Sind wir doch durch mancherlei bittere Erfahrungen auf den Ernst des Lebens hingewiesen worden, und haben wir uns doch von der Nothwendigkeit der nationalen Wiedergeburt unsers Volks hinlänglich überzeugen können. Deutliche Zeichen geben Kunde von dieser unsrer Selbsterkenntniß, von dieser ernsten Einkehr in uns selber.

Eben darum glaube ich auch, daß Fichte's Stern immer strahlender am Himmel aufgehen wird, nachdem er durch Nebel aller Art, auch durch andere glänzende Gestirne am Himmel eine Zeitlang verdunkelt worden ist. Wohl uns denn, wenn wir Fichte's Bedeutung immer tiefer erkennen, wenn wir immer zuversichtlicher ihn zu den großen Männern unsers Volkes zählen, deren Namen noch genannt werden wird, wenn unser Volk vielleicht längst, wie lange vor uns das griechische, im Wirbel des Zeitstroms untergegangen sein wird.

Das niederrheinische Musikfest.

Von dem zu Pfingsten in Köln stattfindenden niederrheinischen Musikfeste, dem neununddreißigsten, verspricht man sich Außerordentliches. Die Kölnische Zeitung schreibt: Zum elften Male seit dem Bestehen unserer Musikfeste versammelt Köln in seinen Mauern die Repräsentanten der Tonkunst aus dem Rheinlande und die Kunstfreunde von nah und fern zur musikalischen Feier der Pfingsttage. Seit Wiederaufnahme des Festes im Jahre 1851 waren die Anmeldungen zum Chor nicht so stark, als dieses Mal; niemals aber war die bauliche Einrichtung der Tonbühne in dem Gürzenich-Saale so großartig, zweckmäßig und prachtvoll als jetzt. Schon der Anblick des mehr als je zahlreichen Chors und Orchesters auf den emporsteigenden Stufen, welche die ganze Breite des Saales einnehmen, und der über dem Orchester prangenden Orgel mit ihren glänzenden Prospectpfeifen wird auf imponirende Weise überraschen. Entfalten aber vollends erst die Töne der Orgel ihre mächtigen Schwingungen, so können wir nach dem erstaunenswerthen Erfolg in der Probe versichern, daß eine solche Tonwirkung in einem Concert-Saale in Deutschland, ja, auf dem ganzen Continente noch nie gehört worden ist. Dazu ist ein Orchester vereinigt, welches als der Inbegriff des Fortschrittes der Instrumental-Musik betrachtet werden kann.

Durch diese Mittel und Kräfte wird namentlich der erste Festtag, die Aufführung des Oratoriums, einen Glanz und einen Charakter erhalten, wie er noch nicht dagewesen ist, und sie wird in der Geschichte der Musikfeste am Rhein, die schon so viele herrliche Erinnerungen zählt, Epoche machen. Dazu kommt, daß kaum ein anderes Werk von Händel das Großartige und das Liebliche, das kräftig Massenhafte und das reizend Anmuthige des musikalischen Ausdruckes so mit einander verbindet, als das Oratorium Salomon. Für die Verehrer der edelsten Gattung der Vocalmusik bedarf es natürlich keiner Empfehlung eines Händel'schen Werkes. Aber dem Vorurtheile vieler aufrichtigen Kunstfreunde gegenüber, welche die eigenthümlichen und, wie sie sagen, zu veralteten und zu gelehrten Formen des Oratoriums nicht gern mit in den Kauf für die unbestrittenen Schönheiten desselben nehmen wollen, diesen gegenüber wollen wir daran erinnern, daß der Salomon gerade dasjenige Oratorium von Händel ist, das durch die Mannichfaltigkeit des Charakters der Gesänge einer edeln Popularität am meisten huldigt. Handlung ist sehr wenig darin, aber Musik, Musik um der Musik willen, desto mehr. Der immer wiederholten Kampfgesänge der Heiden und Israeliten, so wie der Helden-Arien u. s. w. wird man freilich in manchen Oratorien mitunter etwas überdrüssig; im Salomon kämpft aber Händel gegen ganz andere Philister, gegen die Unempfänglichen für die Gaben der Kunst, und zieht sie durch die prächtigen und reizenden Tongestalten zu sich herüber. In keinem anderen Werke erscheint seine große Manier in der fugirten Durchführung der Chöre einfacher und faßlicher als hier, wiewohl sie fast immer achtstimmig und dadurch von gewaltiger Wirkung sind, namentlich in den drei ersten Chören des ersten, dem Anfangs-Chor des zweiten, dem kriegerischen und dem Schluß-Chor des dritten Theiles. Und nun höre man dagegen den holden Reiz der Chorgesänge: „Es nahe der Stätte kein störender Hauch, ihr Nachtigallen wiegt zum Schlummer sie ein“, „Wohllaut töne durch den Raum“, „Singt der Liebe Leid und Schmerz“ u. s. w., deren melodischer Hauch uns wie die milde Luft Italiens anweht.

Nehmen wir dazu, daß durch die bevorstehende Aufführung zugleich das Andenken an Felix Mendelssohn und an seine großen Verdienste um unsere Feste gefeiert wird — denn er war es, der die Orgelstimme in Händel's Geist zu der Aufführung des Salomon im Jahre 1835 für Köln schrieb —, so werden die Freunde des zu früh Dahingeschiedenen sich beeilen, eine Ehrenschuld gegen ihn abzutragen und eine Arbeit von ihm zu hören, die nicht veröffentlicht ist und bloß hier gehört werden kann.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 23. Bremen, 8. Juni. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Literaturbriefe aus München.

Von Friedrich Bodenstedt.

Als ich noch jung war und geschult auf die Worte des Meisters zu schwören, beklagte ich oft die Unzulänglichkeit meines Kopfes, dem so Vieles nicht einleuchten wollte, was den Philosophen von Profession — Meistern wie Schülern — klarer als der Tag erschien. Damals „beherrschte Hegel die ganze Bildung“ — wie die Phrase geht — und an seiner Unfehlbarkeit zu zweifeln galt als ein Hochverrath an der Majestät des menschlichen Geistes. Sein dialektischer Ternarius wurde ein ganzes Menschenalter hindurch als der Schlüssel zu aller Erkenntniß Himmels und der Erden betrachtet, wie Hegel denn selbst von seiner Methode sagte: „diese geistige Bewegung, die sich in ihrer Einfachheit ihre Bestimmtheit, und in dieser ihre Gleichheit mit sich selbst giebt, die somit die immanente Entwickelung des Begriffs ist, ist die absolute Methode des Erkennens, und zugleich die immanente Seele des Inhalts selbst“ *).

Schon kurze Zeit nach dem Tode des berühmten Philosophen, zu dessen Füßen Schüler aus aller Herren Ländern gesessen, begann — besonders unter den Vertretern der exakten Wissenschaften — die Bewunderung für ihn in ihr Gegentheil umzuschlagen; es trat ein Rückschlag ein, der noch gefährlicher zu werden drohete, als vordem die Vergötterung des immerhin bedeutenden Mannes gewesen war. Dieser Rückschlag hatte nämlich zur Folge, daß das Interesse an philosophischen Studien überhaupt erschlaffte, ja in weiteren Kreisen sogar ganz aufhörte, woher es denn kam, daß ein roher Materialismus, der nur an der Oberfläche der Erscheinungen haftete und nirgends den Kern von der Schale zu unterscheiden wußte, wieder frech das Haupt erheben und sich in burschikosester Weise breitmachen konnte.

Man hatte sich gewöhnt, Hegel als die Inkarnation der Philosophie zu betrachten und seinen vieldeutigen Worten als untrüglichen Offenbarungen zu lauschen. Als man aber die Summe dieser Offenbarungen zog und fand, daß sie das große X eben so verschleiert ließen, als es von jeher gewesen war und immer sein wird, wandte man sich ganz von der spekulativen Philosophie ab, deren Vertreter heute nur noch eine kleine, stille Gemeinde bilden.

*) Siehe die Vorrede zur ersten Ausgabe der Logik.

Die Schuld der Täuschung lag natürlich nicht an der Philosophie, sondern an denen, welche von ihr verlangten, was sie nimmer gewähren kann, nämlich: Befriedigung gläubiger Bedürfnisse.

Ein anderer Grund, weßhalb die Spekulation in Mißkredit kam, war dieser: daß ihre gefeiertsten Vertreter aus der letzten Vergangenheit: Hegel und Schelling, den Mund gar zu voll nahmen und viel mehr versprachen, als sie halten konnten. Sie verwechselten das Streben nach Wahrheit mit der Wahrheit selbst und glaubten diese völlig in der Hand zu haben, um nach Belieben damit schalten und walten zu können.

Daß solchem Wahne von anderer Seite ein Ende gemacht würde, konnte nicht ausbleiben und war sehr heilsam, wenn auch zu bedauern ist, daß man das Kind mit dem Bade ausschüttete, oder mit andern Worten: daß der ungebürlichen Ueberschätzung der genannten Philosophen eine noch ungebürlichere Unterschätzung folgte, wie ja meistens die Reaction über ihr Ziel hinauszuschießen pflegt. Indeß im Leben haben sie des Ruhmes zur Genüge gehabt, und eine unparteiische Nachwelt wird ihnen die verdiente Anerkennung nicht versagen.

Unter den Gegnern Hegel's (wie überhaupt der namhafteren Nachfolger Kant's: Fichte, Schelling, Schleiermacher u. s. w.), war merkwürdigerweise lange Zeit, über ein Menschenalter hindurch, gerade der schärfste und gefährlichste der am wenigsten beachtete und bekannte. Sie werden schon errathen haben, daß ich Arthur Schopenhauer meine, dessen großes Hauptwerk „die Welt als Wille und Vorstellung“ bereits im Jahre 1819 erschien, während er erst durch die am Abend seines Lebens geschriebenen, kleineren philosophischen Abhandlungen *) eigentlich bekannt wurde und jetzt vielleicht mehr gelesen wird, als irgend ein anderer Philosoph seit Kant.

Ja, es hat ganz den Anschein, als ob dieser im Leben fast verschollene Mann seit seinem Tode auf dem besten Wege wäre, zu werden, was vor ihm Hegel gewesen: der philosophische Götze der Zeit. Die unreife Jugend und die unselbständige Menge der Gebildeten bedarf eines Götzen um sich zu begeistern, und wer könnte ihr besser dazu dienen, nachdem Hegel nun einmal für sie abgethan ist, als Schopenhauer, der den geraden Gegensatz zu der optimistischen Weltanschauung Hegel's bietet! Dazu kommt, daß Schopenhauer überall ein klares und bündiges Deutsch schreibt

*) Parerga und Paralipomena. 2 Bde. (Berlin, 1851).

und bei der plastischen Bestimmtheit seines Ausdrucks sich in jedem Satze festhalten läßt, während Hegel mit dem schillernden Wechsel seiner Bezeichnungen eines und desselben Dinges uns immer wieder entgleitet, wenn wir einen festen Anhaltpunkt suchen.

Ich gestehe offen, daß auch auf mich die Schriften Schopenhauers eine außerordentliche Anziehungskraft ausüben. Erst im verflossenen Jahre bin ich dazu gekommen sie zu studiren und habe mich seit der Zeit nicht wieder davon losmachen können, weil sie strotzen von originellen Gedanken und Anschauungen, welche — gleichviel ob sie unsere Zustimmung erringen oder zum Widerspruch herausfordern — immer fruchtbare Anregung bieten.

Trotzdem würde ich es als ein großes Unglück betrachten, wenn er zu einer ähnlichen Herrschaft in Deutschland gelangen sollte, wie sie vor ihm Hegel geübt; denn, wieviel auch erfahrene Männer, die schon eigene Ueberzeugungen und feste Grundsätze gewonnen haben, von ihm lernen können: der unreifen Jugend, welche gewohnt ist auf die Worte des Meisters zu schwören, sowie der ganzen großen Menge unselbständiger Geister kann seine Weltanschauung nimmer zum Segen gereichen. Nicht bloß deßhalb, weil er die Freiheit und den Fortschritt leugnet und uns vorzugsweise die trostlose Nachtseite des menschlichen Lebens enthüllt, sondern noch mehr deßhalb: weil sein System auf das Engste mit seiner ganzen Persönlichkeit zusammenhängt und Schopenhauer wohl ein bedeutender Denker war, aber zugleich ein kleinlicher Mensch. Seine Schriften gaben mir eine sehr hohe Meinung von seinem Verstande und eine sehr unvortheilhafte Meinung von seinem Charakter, noch bevor ich etwas Näheres über sein Privatleben erfahren hatte. Mit Eifer las ich deßhalb die kürzlich erschienene Schrift Gwinner's über seinen verstorbenen Freund *) und überzeugte mich bald, daß die Persönlichkeit Schopenhauer's, wie sie sich aus seinen Werken mir gleichsam aufgedrungen hatte, ganz dem Bilde entsprach, welches sein Biograph von ihm entwirft. Denn obwohl dieser als ein langjähriger, vertrauter Freund des Frankfurter Philosophen die menschlichen Schwächen, Fehler und Wunderlichkeiten desselben auf das Liebenswürdigste zu entschuldigen und sie geistvoll aus den Wurzeln seines Daseins herzuleiten weiß, so kann er sie doch nicht leugnen, und selbst in seiner freundschaftlichen Darstellung machen sie durchaus keinen anmuthigen Eindruck, weil sie vorwiegend weiblicher Natur sind und zu dem kräftigen Knochenbau des Mannes wenig passen.

Zwar macht Gwinner die scharf abweisende Bemerkung: „Wer Lehre und Leben, Erkennen und Thun in keiner Weise zu trennen versteht, mag ein guter Mensch, ein echter Christ sein; ein Philosoph ist er nicht, und er lasse unsern Philosophen in Frieden.“ Allein obwohl ich kein Philosoph von Profession bin, wage ich doch zu behaupten, daß dem obigen Satze, gerade in seiner Anwendung auf Schopenhauer, ein handgreiflicher Irrthum zu Grunde liegt. Wenn sich nämlich nachweisen läßt (was ein so gründlicher Kenner des Gegenstandes, wie Herr Gwinner ist, am wenigsten leugnen wird), daß viele Sätze und Urtheile des Philosophen Schopenhauer auf die Schwächen des Menschen Schopenhauer sich zurückführen lassen und erst dadurch ihre rechte Erklärung finden, so ist es doch wahrlich ein sehr ungerechtes Verlangen seine Lehre von seinem Leben völlig zu sondern.

Er spricht, zum Beispiel, in der unerhörtesten Weise über die größten Herrscher, Staatsmänner und Feldherren ab, als ob sie alle nur Staub zu seinen Füßen wären, bloß weil ihm die Eigenschaften fehlen, durch welche jene hervorragen. Weil er selbst fortwährend von weibischer Furcht und Angst besessen war, ist ihm männlicher Muth eine höchst verächtliche, thierische Eigenschaft. Weil er eine so hohe Meinung von seiner eigenen Bedeutung hatte, daß er es für eine heilige Pflicht hielt, jeden seiner Einfälle sorgfältig für die Nachwelt aufzuzeichnen, stellt er den Satz auf: daß ein bedeutender Mensch sich immer gedrungen fühlen müsse, seine Gedanken aufzuschreiben, und daß alle Menschen, die das nicht gethan, sondern nur durch ihr Beispiel und mündliche Lehre gewirkt, z. B. Sokrates, Christus u. a., zweifelhafte Größen seien. Die Frauen kommen bei ihm schlecht weg, weil er selbst bei ihnen immer schlecht weggekommen ist. Was er über die Liebe und das Verhältniß der Geschlechter zu einander sagt, zeugt von einer Rohheit des Gefühls, die bei einem hochgebildeten Philosophen doppelt widerwärtig erscheint.

Ob die Philosophie in ihren verschiedenen Systemen das große X „die Substanz“, oder „das Ding an sich“, oder „das reine Sein“, oder „das absolute Ich“, oder „die sittliche Weltordnung“, oder „den Willen“ nennt, ist im Grunde doch sehr gleichgiltig; — dahingegen ist es ganz und gar nicht gleichgiltig, wie ein Philosoph sich zu den Frauen stellt, denn nach seinem Verhältniß zum andern Geschlecht bemißt sich der sittliche Werth des Mannes, und wenn dies schon im Allgemeinen gilt, wieviel mehr muß es gelten von einem Philosophen, einem Lehrer der Menschheit!

Schon diese wenigen Anführungen, die sich leicht verhundertfachen ließen, werden genügen jeden unbefangenen Leser zu überzeugen, daß Lehre und Leben, Thun und Erkennen allerdings nicht zu trennen sind bei einem Philosophen, dessen persönliche Mängel allein die Mängel seiner Weltanschauung erklären. Wendet doch Herr Gwinner selbst in seiner Darlegung der Lehre Schopenhauer's den Satz Vauvenargue's an: „les grandes pensées viennent du coeur.“ Wessen Herz trübe ist, dessen Gedanken werden auch trübe sein; die Melancholie des Genies theilt sich seinen Schöpfungen mit, und wenn nun gar ein so geistvoller Mann, wie Schopenhauer, seine Schwächen und Auswüchse, als da sind Feigheit, maßloser Hochmuth, krankhafte Eitelkeit u. dgl. durch dialektische Künste mehr zu beschönigen als durch Selbstbeherrschung zu mäßigen sucht, so darf man das nicht übersehen, sondern muß es vielmehr recht scharf in's Auge fassen, wenn man wahrhaften Nutzen aus seinen Schriften ziehen will.

Es ist ein großer, wenngleich sehr weitverbreiteter Irrthum, daß man bei der Beurtheilung eines außergewöhnlichen Geistes das, was wir im gewöhnlichen Leben den Charakter des Menschen nennen, nicht sonderlich zu berücksichtigen brauche. Zwar lehrt die tägliche Erfahrung, daß man ein großer Gelehrter, ein scharfer Denker, und doch ein kleiner, oder gar verächtlicher Mensch sein kann; allein wer näher zusieht, wird finden, daß die Werke solcher Männer immer ein Spiegel der Mängel ihres Charakters sind.

Einen höchst wichtigen Beleg zu der Richtigkeit dieses Satzes theilte mir neulich Liebig mit durch seine noch nicht der Oeffentlichkeit übergebene, ausführliche Beurtheilung Baco's als Naturforscher. Diese Beurtheilung wird einst, wenn sie erscheint, großes Aufsehen in der gelehrten Welt machen. Liebig zeigt darin (nach dem Vorgange Kuno Fischer's), daß die sittliche Haltlosigkeit Baco's sich auch in seinen rein wissenschaftlichen Werken abspiegelt, daß die ganze Unrechtlichkeit seines Charakters auch in seinen Forschungen ausgeprägt ist, mit Einem Worte: daß Baco von Verulam, der große Begründer der induktiven Methode in der Naturforschung, nicht im Stande war, nach seiner eigenen Methode richtig zu beobachten, daß vielmehr die meisten seiner Beobachtungen unzuverlässig und falsch sind.

Hier muß ich nun gleich, um durch das angeführte Beispiel

*) Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre. Von Wilhelm Gwinner. Leipzig, Brockhaus, 1862.

nicht mißverstanden zu werden, hinzufügen, daß Schopenhauer, im Gegensatz zu Baco, die Wahrhaftigkeit selber ist und daß dieser schöne Grundzug seines Charakters durch alle seine Schriften leuchtet und denselben — abgesehen von den oben erwähnten Irrthümern — unvergänglichen Glanz und Werth giebt.

Wer sich ihm nicht blindlings in die Arme wirft, wer seine volle Freiheit ihm gegenüber zu wahren weiß, der wird in Schopenhauers Werken eine unerschöpfliche Quelle hohen Genusses, fruchtbarer Belehrung und Anregung finden. Von allen deutschen Philosophen ist er vielleicht derjenige der, (wenn wir die vorzüglichsten Arbeiten Schellings ausnehmen), das beste Deutsch schreibt und sich am klarsten ausdrückt, wie denn die markige Schönheit seines Periodenbaues, seine plastische Darstellungskraft und immer zutreffende Bilderfülle auf jeder Seite zeigt, daß er die Begabung eines Künstlers mit der eines scharfen Denkers in seltener Weise vereinigt. Deßhalb sind auch seine Bemerkungen über das künstlerische Schaffen so höchst bedeutend und einleuchtend, daß es Wunder nehmen muß sie nicht mehr beachtet zu sehen. Schon die Art und Weise, wie er den Künstler, oder schöpferischen Geist, vom gewöhnlichen Menschen unterscheidet, ist schlagend und originell. Nachdem er ausführlich nachgewiesen, daß der gewöhnliche Mensch einer völlig uninteressirten Betrachtung geradezu unfähig sei, vielmehr die Dinge überall nach ihren Relationen auffasse und nach dem Nutzen, der ihm daraus erwachsen könne, während der Geniale bei seiner überwiegenden Erkenntnißkraft meist seinen eigenen Weg und Nutzen im Leben vernachlässige, um das Ewige, die Idee jedes Dinges zu erfassen, nicht dessen Relationen zu andern Dingen, faßt er das Ganze noch einmal so zusammen: „Während dem gewöhnlichen Menschen sein Erkenntnißvermögen die Laterne ist, die seinen Weg beleuchtet, ist es dem Genialen die Sonne, welche die Welt offenbar macht. Diese so verschiedene Weise in das Leben hineinzusehen, wird bald sogar im Aeußeren beider sichtbar. Der Blick des Menschen, in welchem der Genius lebt und wirkt, zeichnet ihn leicht aus, indem er lebhaft und fest zugleich, den Charakter der Beschaulichkeit, der Contemplation trägt; wie wir an den Bildnissen der wenigen genialen Köpfe, welche die Natur unter den zahllosen Millionen dann und wann hervorgebracht hat, sehen können: hingegen wird im Blick der Andern, da wo er nicht, wie meistens, stumpf oder nüchtern ist, leicht der wahre Gegensatz der Contemplation sichtbar, das Spähen“ *).

Es ist ein großes Verdienst Moriz Carriere's, daß er, meines Wissens, der Erste war, der auch Schopenhauer's kunstphilosophische Untersuchungen und Sätze in ihrer hohen Bedeutung erkannt und dieselben, wie schon seit längeren Jahren vom Katheder herab, so später in einem größeren Werke **) den Künstlern und allen Gebildeten zugänglich gemacht hat.

Ueberhaupt scheint es das Bestreben Carriere's zu sein, die zerstreuten Schätze der bedeutendsten Philosophen und Aesthetiker, losgelöst von dem dialektischen Ballast, welchen jedes abgerundet sein wollende System mit sich bringt, in klarer, faßlicher Weise zum Gemeingut der gebildeten Welt auszuprägen und das also gesichtete und umgeschaffene Material durch eigene Beobachtungen und Forschungen zu vervollständigen, wozu seine Stellung als Sekretär der Akademie der bildenden Künste in München und seine nahen Beziehungen zu den hervorragendsten Künstlern ihm die erwünschteste Gelegenheit bieten. Er selbst drückt sich darüber in der Einleitung zu seiner Aesthetik folgendermaßen aus: „Hätte ich den Fachgenossen nicht eine ganze Reihe neuer Begriffsbestimmungen und Begründungen zu bieten gehabt, so wäre das Buch ungeschrieben geblieben; ich habe es aber so zu schreiben gesucht, daß es den Gebildeten der Nation verständlich sei. Es ist nicht wahr, daß Tiefe des Gehalts und Dunkelheit oder Schwerfälligkeit der Darstellung einander bedingen. Nur wo wir den Mittelpunkt einer Sache noch nicht recht erfaßt haben und aus verschiedenen Merkmalen ihren Begriff zusammensetzen, werden wir leicht verworren und unverständlich; haben wir den Kern und das rechte Wort für ihn gefunden, dann ist er immer einfach und seine Entfaltung klar.“ — — Diesen Worten müssen wir völlig beipflichten.

Die neueste Schrift Carriere's enthält Denkreden auf unsere vier großen Dichter: Lessing, Schiller, Goethe und Jean Paul *) und ist von demselben Enthusiasmus für das Aechte und Schöne, von denselben humanen Ideen getragen, welche seine Aesthetik kennzeichnen. Er sucht durch diese Reden „in einer positiven Kritik den innern Kern der Eigenthümlichkeit eines jeden der genannten Dichter aufzufassen und darnach seine Lebensentfaltung, seine Schöpfungen darzulegen, nicht in kleinlicher Nergelei an den kleinen Mängeln den wohlfeilen Ruhm eines scharfrichterlichen Scharfsinns zu erlangen, sondern liebevoll dem heranwachsenden Geschlecht ihr Wesen und ihre Größe klar und rein hinzustellen.“

In diesen Worten hat sich Carriere treffend selbst charakterisirt. Er ist kein streitlustiger Kritiker, der ein vernichtendes Schwert in seiner Hand führt: er ist eine milde, versöhnliche Natur, die lieber das Gute, wo es sich findet, freudig anerkennt, als gegen das Schlechte grimmig zu Felde zieht. Daher kommt es wohl, daß seinen Bildern zuweilen der nöthige Schatten fehlt und daß er sich zu voller Energie des Ausdrucks nur da erhebt, wo Begeisterung für Schönheit und Wahrheit ihm die Feder führt. Es kann ihm wohl begegnen, daß er zu nachsichtig ist gegen die Schwächen Anderer, aber es begegnet ihm nie, daß er blind ist für ihre Vorzüge. Man wird nicht immer mit ihm einverstanden sein, wo es sich um Beurtheilung mittelmäßiger oder untergeordneter Erzeugnisse handelt, weil sein Bestreben, die Humanität, welche er predigt, auch überall selbst zu üben, ihn mannichmal zu befangen und unbestimmt im Urtheil macht. Dagegen wird man ihm freudig beistimmen, wenn er, von wirklicher Begeisterung durchglüht, die Heroen unserer Literatur, einen Lessing, Schiller, Goethe, uns in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigt, verklärt durch den ewigen Glanz ihrer eigenen Werke. Zu solchen Geistern soll man mit Ehrfurcht und Andacht emporblicken, und wer von ihnen zu seinem Volke redet, dem soll es mehr darauf ankommen, das Große zu offenbaren, wodurch sie sich von uns unterscheiden, als die Mängel und Schwächen aufzudecken, wodurch sie uns Kleineren verwandt sind. Richtet doch auch der Maler, der Bildhauer, der ihre Gestalten der Nachwelt überliefert, dabei seinen Blick nur auf das Wesentliche, Charakteristische. In ähnlichem Sinne hat Carriere seine Denkreden geschrieben, die zu dem Besten gehören, was er überhaupt geschrieben.

---

* Am Steinhuder Meere.

Von J. G. Kohl.

7. Mardorf und die Grenzstreitigkeiten.

Von Rehburg führte mich mein Weg weiter um die großen „Rehburger Meerbrüche“ herum, zwischen Morästen und über Haiderücken dahin nach dem Orte Mardorf oder „Meerdorf“, der

*) Die Welt als Wille und Vorstellung ꝛc. (Aelteste Ausgabe von 1819, p. 270—71.)

**) Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus, 1859.

*) Lessing, Schiller, Goethe, Jean Paul. Vier Denkreden auf deutsche Dichter. Von M. Carriere. Gießen, Ricker'sche Buchhandlung, 1862.

offenbar eben so wie der „Meerbach“ und die „Meerbrüche“, wie auch die „Meermudde“ und die von mir oben angeführten „Meerkrähen“ (Möven) seinen Namen vom See ableitet. Man erkennt aus jenen vielfachen Verwendungen des Wortes „Meer“, daß diese Benennung für den See recht tief in der Gedanken- und Redeweise des Volkes wurzelt, und daß die Leute den Namen See nicht gewollt haben.

Daß aber mit dieser Bezeichnung keinesweges etwa auf die besondere Größe, auf das Meerartige des Beckens von Steinhude angespielt werden sollte, geht daraus hervor, daß in Niederdeutschland auch andere viel kleinere Seen den hohen Titel „Meer“ erhielten. Es scheint bei uns der gewöhnliche Ausdruck für „See“ zu sein. Auch der See bei Zwischenahn im Oldenburgischen wird vom Volke ein „Meer“ genannt. Ja es giebt in Oldenburg und Ostfriesland sogar „Meere“, die nicht größer sind als ein Mühlenteich, z. B. das „Höpelser Meer“, das „Blas Meer“, das „Völlner Meer“, lauter kleine mit Wasser gefüllte Tümpel oder Erdlöcher, die man selbst noch auf den Specialkarten jener Länder mit dem Vergrößerungsglase suchen muß.

In der Nähe von Mardorf sind die Ufer des Sees eine Strecke weit hoch und schroff, wie bei dem gerade gegenüberliegenden Steinhude. Die Wellen bespülen und benagen hier jenes sandige Vorgebirge, das man, wie ich sagte, die „schwarzen Berge“ nennt. Die Mardorfer behaupten, daß ehemals beide hohe Ufer, das bei Mardorf und das bei Steinhude, durch festes Land mit einander verbunden gewesen seien und daß man trockenen Fußes habe hinübergehen können. Der See hat nach ihrer Meinung diese Verbindung durchbrochen und weggespült, indem er sich mehr und mehr nach Osten ausdehnte. Die Zeit, seit welcher dieß Verhältniß aufgehört habe, bestimmen sie nicht näher. Es mag eine uralte Tradition sein, die sich vielleicht auf die Beobachtung gründet, daß das Steinhuder Meer noch jetzt nach Osten um sich zu greifen und sich zu erweitern scheint, als wolle es zur Leine zurück.

Mardorf lag ehemals auf jener Anhöhe ganz hart am See. Man zeigt dort auf einem erhabenen Uferstrich noch jetzt Spuren von den früheren Gärten- und Häuserabtheilungen. Es ist wie Rehburg, wie Winzlar von den Höhen in die Niederung herabgezogen und liegt nun eine halbe Stunde von der alten Stelle in der Bruchgegend. Es ist ein volkreiches Dorf, die größte und fast die einzige Niederlassung der Hannoveraner dicht am Seeufer Es liegt in der Mitte der langen nördlichen Seeküste, wie Steinhude, der vornehmste Seeort der Bückeburger in der Mitte der südlichen Küste.

Die Bewohnerschaften beider Orte sind daher in Bezug auf die Benutzung des Sees große Rivalen, und der ganze Streit der Mächte Hannover und Bückeburg um das Steinhuder Meer dreht sich daher eigentlich nur um die Interessen und die Nebenbuhlerschaft der beiden feindseligen Dörfer. Die Steinhuder haben dabei bisher das Primat gehabt. Sie allein haben eine Art natürlichen Hafens am Meere und sind mithin auch ausschließlich im Besitze einer kleinen Boot-Flotte. Nur sie verstehen sich auf die Beschiffung des Sees und seine Fischereien. Die Mardorfer haben kein Schiff, „und bauten sie eins, so würden es die Steinhuder offen oder heimlich in Grund bohren“, wie einst die Venetianer die Schiffe der Genuesen. Will daher ein Mardorfer oder sonst ein Seeanwohner über's Wasser setzen oder auf dem See irgend etwas beschaffen, z. B. Heu transportiren, so muß er sich deßwegen an die Steinhuder wenden und sich von ihnen die nöthigen Fahrzeuge für Geld und gute Worte verschaffen.

Die Steinhuder und mit ihnen ihre Bückeburgischen Fürsten berufen sich auf alte Verträge, vermöge deren ihnen die Herrschaft auf dem ganzen See, „so weit das Wasser reicht“, zustehe. Wahrscheinlich sind es Verträge, die nur ein altes seit lange bestehendes und aus der Natur hervorgegangenes Verhältniß bestätigten. Seit uralten Zeiten werden die Steinhuder der geographischen Position ihres Ortes gemäß, als die **natürlichen** Hafenleute des Sees, die Herrschaft auf demselben geübt haben. Sie fangen die schönen Aale und Barsen des Sees bis hart an das hannoversche Ufer weg, wozu die Hannoveraner nicht einmal die nöthigen Vorrichtungen, auch keinerlei Netze haben. Bricht einmal, wie es von Zeit zu Zeit geschieht, der Streit zwischen beiden Parteien in offene Flammen aus, so pfänden die Mardorfer den Steinhudern ihre Fischnetze und Reusen, wenn sie deren habhaft werden können, und umgekehrt pfänden die Steinhuder ihren Rivalen die Kühe, indem sie behaupten das **Wasser** sei Bückeburgisch, und kein Mensch oder Vieh dürfe es ohne ihre Erlaubniß genießen, trinken, saufen oder sonst wie benutzen. Aus diesen Ursachen haben sich daher auch die Bückeburger einem vor einiger Zeit ventilirten Plane zur Abgrabung und Austrocknung des Sees widersetzt. Sie fürchten, daß sie das gewonnene **Land** mit den Hannoveranern theilen müssen, während sie, so lange es **Wasser** bleibt, allein zu der Oberherrschaft berechtigt zu sein glauben.

Vor zwei Jahren, als der letzte alte Fürst von Bückeburg, nachdem er 53 Jahre lang regiert hatte, starb, kam es bei diesen Steinhude-Mardorfer Verwickelungen zu höchst bedrohlichen Demonstrationen zwischen den beiden Seemächten. Es schien, als zöge ein dunkles Kriegsgewitter übers Wasser heran. Hannover, das die Hälfte des Meeres beanspruchte, wollte sich in formellen Besitz desselben setzen, und ließ Truppen marschiren. Eine Compagnie Pontonniers und Ingenieure schifften in der Nacht auf den See hinaus, steckten ihre Grenzpfähle da ein, wo sie glaubten, daß sie hin gehörten, und nahmen dabei, um die Besitzergreifung recht effektiv und rechtskräftig zu machen, alle Ceremonieen und Akte vor, welche das römische Recht bei solchen Gelegenheiten für unumgänglich erklärt. Sie fischten am Ufer (ob sie was fingen, weiß ich nicht), sie schnitten Schilf, — schossen auch einen Wasservogel (es war ein wilder Schwan, der aber den Tag zuvor von einem Jäger schon lahm geschossen war und den hannoverschen Kugeln nicht mehr zu entrinnen vermochte), — feuerten auch noch ein Paar Mal in die Luft, — schifften auch trompetend im Dunkeln dicht bei der Bückeburgischen Festung Wilhelmstein vorüber, wo Alles von ganz anderen Dingen träumte, — und befestigten endlich zur Besiegelung des Ganzen an einem der äußersten Grenzpfähle ihr „G. R.“ Früh morgens, nachdem sie Alles fertig gebracht, zogen sie sich ans Land zurück.

Die kecken Bückeburger aber hatten am andern Tage kaum bemerkt, mit welcher Bescheerung die Nachbarn über Nacht ihren See versehen hatten, so rückten sie ihrer Seits ins Feld. Sie schifften sich mit ihren Steinhudern ein, wie die Hannoveraner mit den Mardorfern, griffen die hannoverschen Grenzpfähle an, rissen sie aus, brachen auch das „G. R.“ ab und brachten das Ganze wieder in statum quo ante. Dabei bliesen sie ebenfalls mit den Trompeten, schossen mit Flinten in die Luft und fuhren den Hannoveranern zum Tort mit Triumphgeschrei dicht an dem Mardorfer Ufer vorüber.

Kurz es waren dies lauter Demonstrationen, wie sie einem blutigen Kriege vorherzugehen pflegen, und der Friede zwischen beiden Seemächten schien damals auf schwachen Füßen zu stehen. Warum Hannover die Sache nicht weiter verfolgte, warum es das halbgezogene Schwert wieder in die Scheide fallen ließ, weiß ich nicht. Vielleicht geboten höhere Mächte Ruhe. Genug die Sache wurde den Kanonieren aus der Hand genommen und kam an den Bundestag nach Frankfurt, wohin beide Parteien beschieden

wurden und wo man nun schon seit zwei Jahren sich die Zeit nimmt, um das Pro und Contra zu erwägen.

Die Bückeburger haben aber einstweilen die Genugthuung, in diesem Frosch- und Mäusekriege, der mit den alten Römerschlachten am See zur Vertheidigung Deutschlands in recht traurigem Contraste steht, zum letzten Male geblasen zu haben. Ihre Soldaten und Kanonen auf Fort Wilhelmstein haben ihren Posten wie zuvor inne. Die hannoverschen Grenzpfähle sind nicht wieder aufgerichtet und die Steinhuder Fischer fischen und schiffen auf dem ganzen See, wie sie es nach ihrer Behauptung seit des Arminius Zeiten gethan haben. —

Indem ich hierauf meine Rundreise um den See fortsetzte, wanderte ich zunächst wieder dicht zu dem Rande des Gewässers hinan, um auch hier noch ein Mal die merkwürdige Beschaffenheit seiner Ufer und seiner „Fleddderwiesen" zu besichtigen. Sie finden sich dort wie bei Winzlar. Man taumelt wie dort auf ihrem Wellen schlagenden Teppiche herum. Sie sind hier wie dort mit zahllosen Butterlöchern gespickt, und an ihren wallenden Rändern stapften auf breiten Fußhölzern ein Paar Grasmäher, deren Arbeit gewiß nicht bequemer und gefahrloser war, als die der oft geschilderten und viel bedauerten „Wildheuer" an den Bergabhängen der Schweizer Alpen. Sie zeigten mir hier genau, welche Verfahrungsweisen sie anwenden, um jener zuweilen vom Sturme abgerissenen und wegsegelnden „Fledderwiesen", von denen ich oben sprach, wieder habhaft zu werden. Allerdings haben sie auch dabei wieder der Steinhuder Schiffer von Nöthen, die, wie ich sagte, das Privilegium der Schifffahrt auf dem ganzen See besitzen.

Ist das abgerissene Stück nur klein und handthierlich, so packen sie es mit einer Egge, deren eiserne Zähne in das Erdreich eingeschlagen werden, und die durch einen Strick mit dem vorgespannten Ruderschiffe verbunden ist. Werden aber, wie es wohl zuweilen geschieht, größere Strecken gelöst — mitunter treiben so große in den See hinaus, daß wohl 6 Fuder Heu darauf wuchsen — dann hätte man, um sie heim zu bringen, einen Dampf-Remorqueur nöthig, den aber das Steinhuder Meer noch nicht besitzt. In solchen Fällen sehen sie sich gezwungen, die Masse vorher zu zerstückeln. Sie landen mit ihren Schiffen bei der schwimmenden Insel, belegen sie mit Brettern und zerschneiden sie mitten auf dem See, wie die Grönländer einen Wallfisch, in kleinere Quadrate. Auch diese sind oft noch schwerfällig genug und können mit bloßem Rudern nicht bewegt werden. Das Schiff wird demnach in einiger Entfernung zwischen Pfählen auf dem See festgelegt und das Inselstück mit Strick und Egge vermittelst einer Schiffswinde von drei Pferdekraft herangezogen, und diese Operation so oft wiederholt, bis man damit am Ufer ist. Da unterdeß zuweilen zwischen die anderen Stücke ein conträrer Wind fährt und sie von der Stelle treibt, so kann man sich denken, daß es unter Umständen eine ziemlich langwierige Jagd werden kann.

Sie erzählten mir die Geschichte einer besonders großen vor einigen Jahren dristig gewordenen Wiese, mit der die Schiffer sich viele Tage lang auf dem See herumtrieben. Das ganze Schilf und Muddefloß setzte sich erst an die Insel der Festung Wilhelmstein fest. Da wollte der Bückeburgische Festungscommandant es nicht behalten. Der Eigenthümer, der es wegschaffen sollte, bot den Steinhudern 60 Thaler für ihre Beihülfe. Diese zerlegten das Beute-Objekt zwar in der obbemeldeten Weise, konnten aber die Heimführung nur mit großer Mühe zu Stande bringen, weil sie Tage lang conträren Westwind hatten, und einige große Landstücke, die sich völlig versegelten, entgingen ihnen noch am Ende ganz.

Wenn sie die „Fleddern" oder den „Dobben" — so nennen sie ein abgerissenes Stück Land — in der angedeuteten Weise ziemlich nahe zum Ufer herangezogen haben, dann rudern sie mit dem Schiffe aus der Enge hervor, stellen sich mit ihm hinter der Insel auf und schieben diese nun vollends ans Land hinan, wo dieselbe alsdann schließlich durch hölzerne Pflöcke und Querstangen mit dem übrigen Quakboden wieder verbunden wird.

Es giebt in der stürmischen Jahreszeit immer viele kleine irrende „Fleddern" oder „Dobben" auf dem See, die der Eigenthümer zu requiriren nicht der Mühe werth hält, die aber oft von einem andern Uferbewohner, dem sie zutreiben, sehr willkommen geheißen werden. Einer derselben bei Mardorf zeigte mir eine schöne große Fleddерwiese, die ihm jetzt gehörte, und die aus einer ganzen Mosaik solcher verirrter „Dobben" zusammengesetzt war. Winde und Seeströmungen waren ihm besonders günstig gewesen.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Steinhuder Fledderwiesen ist noch die, daß sie im Winter unter Wasser sinken. Der ganze Uferrand des Steinhuder Meeres, so weit die schwimmenden Fledderwiesen gehen, klappt im Winter um und verschwindet unter dem See. Im Sommer aber taucht sein Rücken wieder frisch und grün und schwimmend aus dem Wasser hervor. Vielleicht mögen sich dann Gase zwischen den Schilfen entwickeln und die ganze Masse leichter machen.

8. Der Bann-See und seine Dünen.

Von Mardorf zog sich meine Wanderung nun allmälig dem „todten Moore" im Osten des Sees zu. Dasselbe wird jedoch von den Rehburger und Mardorfer Brüchen durch jenen schon erwähnten Sand- und Dünenstrich getrennt, dessen Spitze das See-Vorgebirge der schwarzen Berge bildet. Mitten in dieser Sandgegend am Rande des todten Moores liegt ein anderer kleiner See, der „Bann-See" genannt, der gewissermaßen als ein Anhängsel des Steinhuder Meeres, in welches er ausmündet, betrachtet werden kann.

Es ist eine sehr merkwürdige, sehr einsame und völlig uncultivirte Lokalität. Schon der Name „Bann-See" klingt für den Charakter der Gegend bezeichnend. Nach der Meinung meiner Begleiter soll er etwas mit Geisterbannerei und Aberglauben zu thun haben.

Er liegt mitten in einem aus Sand, Torf und Haide gebildeten Bassin, und hat etwa eine Stunde im Umkreise. Große Schaaren von wilden Enten und Gänsen erhoben sich von dem Wasserspiegel, als wir uns näherten, und zogen sich nach einem entlegenen Tümpel im todten Moor. Auch viele Möven oder Meer-Krähen bewohnen dieses Seechen.

Eine lange schmale „Fledderwiese" liegt wie ein Damm oder eine Brücke mitten durch den westlichen Theil des Bann-Sees. Wie alle so sinkt auch diese „Fledder" im Winter unter Wasser. Im Frühling aber steigt sie empor, begrast sich und dann dient ihr ganzes langes grünes Gesimse den Vögeln als Brüteplatz. Im April und Mai ist sie mit Eiern bedeckt. Dann kommen die kecken Bauernbuben aus den nächsten Ortschaften, hüpfen, indem sie jubelnd ihr junges Leben riskiren, auf dem schwankenden zerbrechlichen Schilfflosse hin und rauben die Nester aus, wie es die Schottländer an ihren Felsenabhängen thun.

In den Dünen auf der Südseite des Bann-Sees bieten sich dem aufmerksamen Naturfreunde die eigenthümlichsten und in ihrer Art gefälligsten Natur-Scenen dar. Es wachsen da auf dem klaren Sande die schönsten Wachholdersträuche. Einige Sandhügel und die Thalmulden zwischen ihnen bieten eine so saubere Sandoberfläche dar, als ob man mit der größten Sorgfalt jedes Blättchen und Stäubchen weggefegt hätte. Und auf diesem dürren,

hellgelben, makellosen Sande erheben sich die zuweilen kuglichten oder apfelförmigen, zuweilen mehr birnförmigen Pyramiden jener Sträucher, oft auf den Spitzen der Sandhügel in hübschen Gruppen zusammengestellt, oft in den Thälern verstreut.

Ich hätte nie gedacht, daß dieser meist so elende Strauch zu solcher Höhe und Größe und zu so eleganter Form gedeihen könnte, wie ich ihn hier sah. Zu dem waren die Birn- und Apfelfiguren so regelmäßig gehalten, jedes Zweiglein, jedes Blättlein so wohl conservirt, daß es schien, als seien sie beständig unter der Scheere eines holländischen Gärtners gewesen. Alle waren wie aus einem Gusse von derselben hellen frischen saftgrünen Farbe, die auf's lieblichste mit dem goldgelben Sande umher contrastirte. Jede dieser Wachholder-Pyramiden am Bann-See, deren es hier Hunderte gab, wäre einem englischen Parkbesitzer ein halb Dutzend Guineen werth gewesen. Ich glaubte, obgleich Alles so natürlich kunstlos war, in einem höchst zauberhaften von den Genien der Wildniß geordneten Garten zu sein, und überzeugte mich hier wiederum, daß aufmerksame Maler und Naturfreunde in unseren so sehr mit Unrecht vernachlässigten Haidestrichen noch manches charakteristische und dabei auch höchst ungewöhnliche und durch seine Neuheit anziehende Bild gewinnen könnten.

Nicht wenig unterhielten mich auch bei meiner Wanderung durch diesen Dünenstrich im Norden des Sees die einsam im Gehölze versteckten Bienen-Colonieen oder wie sie sagen „Bienen-Lage", auf die ich dann und wann stieß. Die Leute bringen hier, wie bekanntlich überall in den Haiden des Lüneburgischen, ihre Bienenkörbe in die Wildniß hinaus, so recht mitten in die unbewohnteste Gegend, wo noch die meiste Haide gedeiht, deren Blüthen ein reichliches Honigfutter enthalten. Sie erwählen dazu gern einen kleinen freien Platz im Walde zwischen hohen Bäumen. Da stellen sie 50 oder 100 Körbe und mehr in geordneten Reihen neben einander, und die Bienen weiden fleißig die umliegenden Haidestriche ab, indem sie ihre Ernten pünktlich und ohne sich vom Wege zu verirren, in ihrem „Lag" im Walde aufspeichern.

Es gewährt ein nicht geringes Interesse, dem Treiben in einer solchen sich selbst ganz überlassenen Haide-Bienen-Colonie zuzuschauen. Es ist eine zahlreiche Heerde ganz ohne Hirten und Schäferhund, und diese kleinen Thierchen erscheinen in ihrer Wirthschaft viel gewitzigter, als die großen Rinder oder Schaafe, die trotz aller Zähmung nie der Aufsicht und des Beistandes der Menschen entbehren können. Sogar nicht einmal eine Bewachung der Bienen-Stadt und ihrer werthvollen Magazine ist von Nöthen. Denn die Bienen vertheidigen sogar auch ihre Werke selbst und fremden Dieben, welche einen Versuch zur Beraubung machen sollten, würde das Unternehmen gewöhnlich übel bekommen. Ihren Bienenvater und Eigenthümer aber, den sie kennen, lassen sie unmolestirt, und dieser fühlt sich daher auch vor Diebstahl so sicher, daß er stundenweit vom „Lag" in seinem Dorfe schläft, und nur dann und wann einmal seine Heerde besucht.

Die „Lage" hier gehören zum Theil den Bewohnern der benachbarten Dörfer. Da diese aber überflüssige Honigweiden besitzen, so übernehmen sie auch noch die Fütterung anderer Bienen aus entfernten Gegenden. Sogar aus dem preußischen Westphalen schicken sie in der Zeit der Haideblüthe ihre Bienen zum Steinhuder Meer und freilich eben so auch zu den andern Haidestrichen zwischen hier und Nienburg, Vechta und Sublingen, und zahlen gern für die Saison per Korb zwei Groschen Weidegeld oder wie sie es nennen „Fluchtgeld."

Die rechte Blüthezeit der Haide ist nur kurz. Sie beschränkt sich auf die Monate August und September, oder noch eigentlicher auf die 5 Wochen zwischen dem 10. August und dem 14. September. „Auf Kreuzerhöhung (den 14. September) werden die Bienen geschlachtet", sagen die Leute hier sprichwörtlich.

Sie erzählten mir, daß so groß zwischen Holland und Jütland auch die Haidestriche und die auf ihnen weit hingestreckten Honigweiden wären, dennoch in manchem Jahre großer Mangel an Bienenfutter herrsche. Es gäbe zuweilen ganz miserable, aber dann auch wieder ganz ausgezeichnete Honigjahre, mit eben den Differenzen in Ergiebigkeit und Güte des Produkts, wie bei den guten und schlechten Weinjahren. Und dabei ist noch das Bemerkenswerthe, daß die Fülle des Honigs durchaus nicht immer von der Fülle der Haideblüthen abhängt. Zuweilen steht die ganze Haide in Blust roth wie eine Feuersbrunst und doch giebt es nur wenig Honig. Die Blüthen sind taub. Zuweilen sind der Blüthen wenige, aber jedes Becherchen ist voll mit Seim und Saft.

Besonders viel kommt es dabei auf die Morgennebel an, die am Ende August und Anfangs September die Haide zu überziehen pflegen. Diese Nebel, sagten sie, wenn sie des Morgens bis 9 oder 10 Uhr andauerten, und dann die Sonnenstrahlen durch sie hineinschimmerten und sie allmälig vertrieben, füllten die kleinen Honiggemächer in den Blüthen auf eine wunderbare Weise. Ich erinnerte mich dabei der Winzer am Rhein, die auch zur Reifung und Süßung ihrer Trauben nichts lieber haben, als solche Herbstnebel und einen solchen Kampf der Sonnenstrahlen mit den Wasserdünsten, dieselben sogar für eine gute Lese ganz unentbehrlich halten.

Bekanntlich haben wir in unserm Nordwest-Deutschland zweierlei Arten von Haiden. Die hiesigen „Immen-Väter" nennen die eine dieser Haide-Gattungen „Dobb-Haide" und die andere „Sand-" oder „Gemeine Haide." Die letztere ist bei weitem verbreiteter und zahlreicher. Auch ist sie die eigentliche Basis der ganzen Honig-Fabrikation. Sie hat offene kleine Kelche und die Bienen können leicht in ihre Honigkammern hineinkommen. Die Blüthen der Dobbhaide dagegen sind vorn geschlossen oder haben doch einen so engen Mund, daß die Thierchen nur mit Beschwerde zu dem versteckten Honigschatze zu gelangen vermögen.

Die guten Leute erzählten mir hier, daß die Bienen zur Benaschung der „Dobbhaide" genöthigt seien, den Bauch der kleinen bauschigen Kelche derselben, etwa, wie man ein Ei aufbricht, aufzubeißen, um so Kopf und Saugrüssel von der Seite hineinzubringen. Die Dobbhaide wird daher auch bei der ganzen Bienenzucht wenig berücksichtigt, und obwohl sie schon zu Anfang Juli blüht, so regulirt sich doch die oben angegebene Bestimmung und Dauer der „Saison" nach der Blüthe-Periode der später reifenden „Sandhaide."

---

* Frühlingsbilder aus der Residenz.

Von A. Lücke.

Berlin, Ende Mai 1862.

Am Schlusse meiner ersten „Frühlingsbilder" in Nr. 15 des Sonntagsblattes rief ich mit Sehnsucht den Sommer herbei, der uns armen Residenzbewohnern erlauben möchte, in der schönen Natur unseres Thiergartens ganz Menschen zu sein. Diese Ungeduld muß ich jedoch nur für theilweis gerechtfertigt erklären, denn für einen großen Theil meiner Mitbürger bringt schon der nächste Fortgang der Jahreszeit, sobald das Wetter den Aufenthalt im Freien erlaubt, sei es auch nur für wenige Stunden, nicht unerhebliche Freuden mit sich, die, insofern sie in freier Natur genossen werden, wohl einigermaßen Naturfreuden genannt

werden können. „Freude trinken alle Wesen an den Brüsten der Natur!“ Wenn auch nicht bewußt mit diesem Gedanken des Dichters, so doch mit diesem Gefühle ergießt sich in den ersten Tagen des Aprils und den folgenden des ganzen Monats ein Menschenstrom zu einem der Thore Berlins hinaus, hin zu einer solchen Freudenquelle der Natur, um dort in leidenschaftlichen Zügen ihren Durst nach Freude zu löschen. Freude — Genuß! der Durst darnach ist ja dem Menschen von der Natur ins Herz gelegt, und je größer die Mühe, die Sorge, die Qual, die Hast des Lebens, desto schärfer und leidenschaftlicher die Sehnsucht nach den augenblicklichen Ruhepunkten in der Mühe und Ruhlosigkeit — Genuß genannt, desto drastischer die Mittel, sich diesen Genuß zu verschaffen, desto concentrirter dieser Genuß in Rücksicht auf die kurze Spanne der gegebenen Zeit. In allen diesen Beziehungen muß das Bockbier — das ist die Quelle, von der ich hier rede — als eine der segensreichsten und zeitgemäßesten Erfindungen unsrer Zeit, namentlich für zahlreiche Klassen der Residenzbevölkerung, betrachtet werden. Es wird hier vorzugsweise auf dem Gipfel des weltberühmten Kreuzberges ausgeschenkt. Der Weg dahin, namentlich vom Thore ab, ist nicht allzuweit, und bis zum Thore führen mehrere Omnibuslinien aus dem Innern der Stadt; die Freude stellt sich sehr schnell nach dem Genusse der Quelle ein und ist eine ebenso intensive als äußerungsreiche, denn der Trank ist sehr gehaltreich. Auch an etwas Natur fehlt es der Oertlichkeit nicht. Zwar steht die Natur in der Umgebung unserer Residenz weit und breit in dem Rufe, als verdanke sie hauptsächlich der Kunst ihr Dasein; doch ist dieser Ruf nur theilweise in Wahrheit begründet. Der Kreuzberg ist unzweifelhaft ein Produkt der Natur, nämlich eine Sandaufwehung in Folge eines heftigen Sturmes, etwa eines Ursturmes, oder noch wahrscheinlicher eine Wogenspülung aus den Zeiten, als die Bewohner der nördlichen Tiefebene von Deutschland noch dem Geschlechte der Fische, Schalthiere, Leviatans oder sonstiger Meeresgeschöpfe angehörten. Nur die tiefen Schluchten des Berges sind Schöpfungen, wenn auch nicht der Kunst, so doch der Menschen, welche Letzteren hier seit Jahrhunderten ihren Bedarf an Mauer- und Streusand und Lehm holten; Natur und Menschen haben dann im Vereine Berg und Abhänge mit einem grünen Kleide von Gras, Sträuchern und Bäumen versehen, so daß der Berg und seine Umgebung seit einem Jahrzehnt etwa sich mit Anstand sehen lassen können.

Das Wetter läßt sich zu Anfang der Bocksaison oft noch recht unfreundlich und rauh an, indessen bildet das kein Hinderniß für das Vergnügen; hat die Freude erst einmal ihre milden Strahlen durch Körper und Geist ergossen, so ersetzt die erhöhte innere Temperatur vollständig den Mangel an Wärme in der Außenwelt. Doch auch bei vorgerückterer Jahreszeit, wenn lindere Lüfte wehen, sind diese im Wesentlichen weiter nichts als eine Verlockung mehr zum Aufsuchen des Ortes der Freude; hat sich diese erst eingestellt, so mag der Himmel blau oder grau sein, mag Schnee und Hagel in der Luft liegen, oder warmer Frühlingsregen fallen — die Welt erscheint im lieblichsten Rosenroth, das allgemach, mit der Zunahme des inneren Feuers, in die entsprechenden tieferen Tinten übergeht. Selbst die gellen Töne des Blechinstrumental-Concerts verlieren für die Gehörnerven ihr akustisches Gift und verfließen sanft in die allgemeine Harmonie der Freude und des Genusses — in seinem Grade; denn bei den folgenden Graden, die sich verhältnißmäßig mit der Zahl der geleerten Kannen in schnellem Aufeinander einstellen, wäre es gewagt, noch von sanfter Harmonie zu sprechen; die Geister des Malzes (und beigemischten Rums?) reißen die Alleinherrschaft im Centrum des menschlichen Empfindungsapparates an sich, die Freude wird zuerst zur unaussprechlichen Wonne, dann, mit Goethe zu reden, zum ganz kannibalischen Wohlsein. Die Außenwelt verliert vollständig ihren Einfluß auf den körperlichen Organismus und dient nur noch als Object für die Kraftäußerungen des inneren Lebens und Treibens.

Solche Kraftäußerungen vernimmt schon von weitem das Ohr des friedlichen Spaziergängers, der, etwa uneingedenk der Oertlichkeit, diese sonst friedliche und der frischen Luft zugängliche Gegend zum Ziel einer Abendwanderung gewählt hat. Im ersten Augenblicke erstaunt er über den Kontrast zwischen dem Frieden der ihn umgebenden Natur und der Wildheit der vernommenen Laute, deren Klangcharakter ihm auf keine der ihm bekannten Menschen- und Thiergattungen zu passen scheint; er nähert sich der Gegend, von welcher die durchdringenden Töne herkamen, und vernimmt nun allmälig ein dumpfes Brausen, aus welchem sich zeitweise die vorhin gehörten Laute erheben, und innerhalb dessen sich bei größerer Annäherung eine Menge von anderen Geräuschen vernehmen lassen, wie Rufen, Schreien, Lachen, Brüllen von Menschen, Klappern und Klirren von Trinkgefäßen, Stoßen und Schlagen auf Tische und Bänke, dazwischen plötzlich ein Krachen oder Knacken von zerbrochenen Brettern, dem ein vulkanartiger Ausbruch von Gekreisch, Gelächter und Geheul nachfolgt.

Durch ein Gartengitter erblickt der Spaziergänger endlich die Versammlung, von welcher alle jene gewaltsamen Lufterschütterungen ausgingen. Staunend ob des wunderlichen Vorgangs tritt er in das Gitterthor ein, in der Meinung, unbeachtet sich einer interessanten naturwissenschaftlichen oder philosophischen Beobachtung hingeben zu können. Eine von einem Manne am Eingange in durchaus ruhigem Tone an ihn gerichtete Bitte um Erlegung eines Eintrittsgeldes von einem Silbergroschen belehrt ihn jedoch, daß innerhalb des Gitters noch ein zweites Wesen ist, dessen Stimmung noch mit der außerhalb des Gitters herrschenden in Einklang steht.

Wenn der Eintretende auch keinen Gebrauch von dem Concerte, für welches der Silbergroschen bezahlt wird, zu machen gedenkt, um so weniger als immer nur einzelne Noten oder Takte das Ohr des vom Orchester Entfernten erreichen, so erscheint ihm doch das Opfer sehr geringfügig in Anbetracht des hohen Preises, um den er oft an andern Orten und bei andern Gelegenheiten eine Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntnisse zu erkaufen gezwungen ist, und die geforderte Summe wird ohne jeden Gewissensskrupel erlegt.

Wie das Bier in Bezug auf Rang und Ansehen die Mitte einnimmt zwischen den beiden andern Rauschgetränken, Wein und Schnaps, so gehört die hier sich belustigende Versammlung auch den Mittelklassen der bürgerlichen Gesellschaft an, allerdings in weiterer Ausdehnung nach unten als nach oben hin. Ein gradezu schlecht Gekleideter ist nicht zu sehen, dagegen eine Menge sehr Wohlgekleideter, und was mehr ist, eine Menge solcher, deren physiognomischer Ausdruck mit Bestimmtheit auf die gebildeten Stände schließen läßt.

Wer hätte nicht schon Gelegenheit gehabt, betheiligt oder unbetheiligt eine vom Wein-, Punsch- oder Biergenusse in erhöhte Stimmung versetzte oder auch wohl annähernd trunkene Gesellschaft zu beobachten! Durch mancherlei Umstände macht sich jedoch die Physiognomie dieser dem Gotte des Bockbiers opfernden Gesellschaft zu einer andern und eigenthümlichen. Schon die Masse der in dem Garten Versammelten und im Ganzen genommen auf eine einzige Wirkung Hinarbeitenden giebt dem Vorgange und der Wirkung desselben, nämlich dem Lärmen, etwas Staunenerregendes. Dann hat die Wirkung des hier genossenen Trankes eine gewisse Zähheit und Gewaltsamkeit, wie kein anderes der landesüblichen Rauschgetränke; auch besitzt keines derselben in so hohem Grade die glückliche oder nach Umständen verhängnißvolle Eigenschaft, in die Sättigung zugleich die Begierde nach neuer Sättigung zu legen. Das Eigenthümlichste an der Gesellschaft ist jedoch unstreitig die lebhafte Betheiligung des weiblichen Theils derselben an allen Handlungen des Bockbierkultus, eine Betheiligung, die bei der größeren und schnelleren Erregbarkeit der weiblichen Körper- und Geistesverfassung selbstverständlich noch geräuschvollere Kundgebungen als bei den Männern zur Folge hat. Auch in dieser Beziehung nimmt also das edle Bockbier eine Ausnahmestellung unter den übrigen geistigen Getränken ein, da diese in unserm nördlichen Deutschland vom weiblichen Geschlechte, und zwar ohne Ausnahme bei allen Klassen der Gesellschaft, wenig geliebt werden. Daß der Austausch von Sympathien, Höflichkeits-, Lustigkeits-, Freundschafts- und sonstigen Bezeigungen zwischen den beiden Geschlechtern, welcher die nächste Folge einer wärmer erregten Stimmung zu sein pflegt, hier etwas derberer Natur ist, als etwa in einer vom Geiste des Champagners beseelten Gesellschaft, dürfte sich von selbst verstehen in Betracht des gleichsam substanzielleren Charakters des Bockbiergeistes. Sämmtliche Damen documentiren sich übrigens zweifellos als Angehörige, Frauen oder Töchter der anwesenden Männer, und man kann annehmen, daß fast alle in Unkenntniß über die drastische Wirkung des Trankes über dem Kosten und Versuchen jählings von den Folgen desselben überfallen worden sind.

Das fein- und schönfühlige klassische Griechenthum hat häufig Bacchanalien zum Gegenstand seiner künstlerischen Darstellungen gewählt; diese Darstellungen sind so schön und anscheinend so naturwahr, daß es wohl selten einem betrachtenden Kunst- oder Alterthumsfreunde eingefallen sein mag, die ideale Darstellung in die Wirklichkeit zurückzuübersetzen, aus welcher sie unzweifelhaft

hervorgegangen sein muß. Solch einem zerlegenden Geiste würde hier an der Bockbierquelle die Ahnung von der realen Grundlage des idealen Kunstwerks aufgehen; aber auch wohl kaum mehr als die Ahnung, da immer noch eine breite und tiefe Leere zwischen den Vorstellungen von dem in bacchische Verzückungen versetzten Griechen und dem in gleichem Zustande sich befindenden modern-kultivirten Europäer bleiben würde; denn denke man sich die bei der Bockbierfeier herrschende Freiheit auch noch viel ausgedehnter, so würden, wenn anders die Erzählungen von der griechischen Bacchusfeier auf Wahrheit beruhen, unsere modernen Bachanten, Bachantinnen und Mänaden freilich an körperlichem Reiz hinter ihren antiken Vorbildern zurückstehen müssen, an Anständigkeit sie aber doch immer noch übertreffen. Die nach dem Schlusse des Festes in der Regel von zwei dem stärkeren Geschlechte angehörenden Stützen in die Mitte genommenen Excedentinnen geben höchst selten den über den Anstand in den Straßen wachenden Polizeibeamten Veranlassung zur Anwendung ihrer Machtvollkommenheit, während die griechische Sage — immer im Gewande der Idealität — uns von Excessen der Bachantinnen erzählt, — so wurde z. B. der Sänger Orpheus bei lebendigem Leibe von ihnen zerrissen —, welche sie nach dem heute geltenden Criminalrechte dem Geschwornengerichte überliefern würden.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Aus dem heiligen Lande. Von C. Tischendorf. — Der Erdstrom und der Zusammenhang desselben mit dem Magnetismus der Erde. Von J. Lamont. — Allerlei-Rauh. Von Julius Mühlfeld. 2 Bde. — Julian der Abtrünnige. Ein Charakterbild. Von C. Semisch. — Studien zu Bonaventura. Von W. A. Hollenberg. — Das hohe Haus. Roman in 4 Theilen. Von W. Genast. — Studien eines Tyrolers. Von J. Streiter.

* Ut'n Haugbuttenstrukk. Lieder und Gedichte in plattdeutscher Mundart von Angelus Neomarchieus. Berlin, Hugo Kastner & Comp. 1862. — In „plattdeutscher“ Mundart, sagt der Titel, seien diese Gedichte geschrieben, allein diese Bezeichnung ist denn doch gar zu unbestimmt, denn es ist nicht wahr, wenn's auch von den Koryphäen der deutschen Mundartenliteratur behauptet wird, daß alle die hunderte von Idiomen, welche das Volk im nördlichen Deutschland spricht, Eine Sprache seien, von der die bezeichneten Herren sogar noch behaupten, daß sie gleichberechtigt mit der (hoch)deutschen wäre. Der pseudonyme Verfasser vorliegender Gedichte bestätigt dies wider Willen, denn sein Plattdeutsch ist wahrlich himmelweit entfernt von Klaus Groths, Fritz Reuters und den andern Dialecten, die sich in Prosa und Versen auf dem Parnaß Geltung zu verschaffen gesucht haben. Platteres als dies Plattdeutsch ist uns lange nicht vorgekommen, und in demselben Maße ist der Inhalt unbedeutend. Es ist uns nicht recht klar, wem eigentlich mit solchen Versen in solchem gräulichen Kauderwelsch ein Gefallen gethan werden soll. Wenn der Verfasser sie durchaus zu seinem Amusement schreiben mußte, so hätte er unsers Erachtens wohl gethan, sie auch für sich zu behalten. Die Neuheit der Erscheinung der Grothschen Muse überraschte das Publikum, und plattdeutsche Verse kamen so in Mode, daß deren bei allen Thee's gelesen wurden; allein die Mode ist eben dem Wechsel unterworfen, und das künstlich geweckte Interesse für diese Poesieen ist sehr merklich abgekühlt und würde es noch mehr sein, wenn nicht in Fritz Reuters Schriften ein so tüchtiger Kern steckte. Für den Augenblick ist dieser, eine durchaus gesunde und kräftige Natur, der Hauptvertreter der plattdeutschen Literatur, von dem sich annehmen läßt, daß er auch in der hochdeutschen einen Rang einnehmen würde, wenn er sich ihr zuwendete, wogegen andere seiner Collegen sich auf diesem Gebiete nicht unbedeutende Blößen gegeben haben, was wenig zu ihren Gunsten zu sprechen scheint. **W.**

* Geographische Mittheilungen. Herausgegeben von August Petermann. Heft 5. Gotha, J. Perthes. — Wie ausgedehnt und großartig die Erforschung Afrika's seit langer Zeit betrieben wurde, so blieben die Aequatorial-Regionen als die eigentliche Mitte dieses Continents bisher fast ganz unberührt, und obgleich die Küsten desselben seit Jahrhunderten genau bekannt und von den Schiffen des Weltverkehrs besucht waren, so brachen doch erst vor vierzehn Jahren deutsche Missionare Bahn, indem sie von Osten her in das Innere vordrangen, wichtige geographische Entdeckungen machten und weitere veranlaßten. Der Bahnbrecher in diesen Regionen von Westen her ist der bekannte Reisende Du Chaillu, dessen Werk seit einem Jahre so großes Aufsehen gemacht hat. Wenn nun auch die Kritik bald zeigte, daß Du Chaillu ungenau und unzuverlässig, und daß derselbe sich mancherlei Uebertreibungen und wohl auch Unwahrheiten hat zu Schulden kommen lassen, so war es doch keineswegs gerechtfertigt, den ganzen Inhalt seines Werkes ohne Weiteres zu verwerfen; es war vielmehr der Wissenschaft die Aufgabe gestellt, die Du Chaillu'schen Forschungen unbefangen zu prüfen und auf ein möglichst sicheres Maß zurückzuführen. Diese Aufgabe wird in dem fünften Hefte von Petermann's geographischen Mittheilungen zu lösen versucht. Das Resultat ist klar veranschaulicht durch eine Karte Dr. Petermann's vom Gabun und seinen Zuflüssen, eine andere von den Gabun-Ländern mit Du Chaillu's Routen in sechs kleineren kartographischen Darstellungen. Außerdem enthält das fünfte Heft „eine Fahrt auf dem Ostfluß in der Provinz Kanton“; die Fortsetzung des Berichtes über „M. v. Beurmann's Reisen im Sudan“, einen Bericht über „Maximowicz's Reise auf dem unteren Schungari“; „Dr. H. Berendt's Mittheilungen über Mexiko“, und „A. Kappler's Bericht über die holländisch-französische Expedition ins Innere von Guyana.“

* Das unsäglich mühevolle Geschäft der großen Schillerlotterie ist abgewickelt, und der Major Serre theilt mit, daß der Reinertrag etwa 450,000 Thaler betrage, von denen 300,000 der Schillerstiftung, 150,000 der Tiedgestiftung zufallen. Dies unter so wenig erfreulichen Verhältnissen, aber doch so glänzend erreichte Resultat ist kaum bekannt geworden, so droht ein neuer Streit auszubrechen. Der Verwaltungsrath der Schillerstiftung in Weimar verlangt, daß man ihm die 300,000 Thaler ausliefere, die Unternehmer der Lotterie dagegen wollen das Geld selbständig verwalten und nur jährlich zwei Drittheile der Zinsen an den Verwaltungsrath abliefern.

* Die monumentale Ausschmückung der Glyptothek in München ist nunmehr vollendet, denn eben jetzt wurden die zwei letzten der 18 Marmorstatuen aufgestellt, welche die Blenden des Gebäudes schmücken, und man kann wohl behaupten, daß die letzten ihren Vorgängern in keiner Weise nachstehen. Die beiden neuen an der Westseite befindlichen Standbilder stellen Benvenuto Cellini mit dem Einhorn, dem Symbol der Jungfräulichkeit, mit Bezugnahme auf die Unerreichbarkeit Cellini's in der Ciselirkunst, und Giovanni da Bologna, den berühmten schwebenden Mercur (Brunnen in Bologna) in der Hand haltend, dar, das erste modellirt von Brugger, das zweite von Wiednmann, beide nach kleineren Modellen kolossal (9 Fuß hoch) ausgeführt von Lossow. — Seit einigen Tagen sind auch die herrlichen Propyläen bewimpelt und beflaggt, der letzte Stein ist gefügt. Es ist also nicht zu zweifeln, daß die Eröffnung des Prachtthores am 25. August stattfinden wird, wenn nicht das für denselben Enthüllungs-Termin bestimmte bronzene Reiterbild des Königs Ludwig, an dessen Piedestal am Odeonsplatz rüstig gearbeitet wird, schon vorher seinen Triumphzug von der Erzgießerei herein durch dasselbe halten wird.

* Am 26. Mai starb in Graz der bekannte Possendichter und Theaterdirector Nestroy, der Nachfolger von Carl in Wien. Er ist 60 Jahre alt geworden. Die Zahl seiner Bühnenstücke beläuft sich auf mehr als sechszig; sein Glück machte er mit dem 1833 zuerst aufgeführten „Lumpacivagabundus.“ Die damalige trostlose politische Zeit begünstigte das Emporkommen und Blühen der Nestroyschen Possen, die übrigens bei allen argen Schattenseiten das Gute hatten, daß die Wiener wenigstens im Theater einmal ein freies Wort hörten. Nestroy hinterläßt ein ansehnliches Vermögen.

* In Prag starb am 23. Mai der begabte Clavierspieler und Componist Hans Seeling im Alter von 33 Jahren. Er war in Prag 1828 geboren und wurde für das Studium der Jurisprudenz bestimmt; musikalische Ausbildung, die er lebhaft wünschte, ward ihm anfangs nur in sehr mangelhafter Weise. Er mußte studiren, und erst als während dieser Zeit der Vater starb, erlaubte die Mutter, daß er sich ganz der Musik widme, nachdem er das Universitätsstudium werde abgemacht haben. Das geschah; seit 1850 gab er sich nun ganz dem Clavierspiel und der Composition hin, war aber so eifrig, daß er seiner Gesundheit schadete und in Italien Erholung suchen mußte. Er blieb dort mehrere Jahre und spielte in Venedig und in anderen Städten mit sehr großem Erfolge. Dann besuchte er den Orient, gab Concerte in Bukarest, Konstantinopel, Smyrna, bereiste Griechenland und kehrte nach Italien zurück, wo ihn ein neuer Krankheitsanfall an den Rand des Grabes brachte. Als er kaum hergestellt war, vertrieb ihn der Krieg von 1859, und er lebte seitdem abwechselnd in Tyrol, am Rhein, in Paris, Leipzig und Prag. In seiner Vaterstadt und im Kreise der Verwandten rief ihn der Tod ab. — Die obigen Notizen entlehnen wir den „Signalen für die musikalische Welt“, deren Herausgeber Bartholf Senff der Verleger der von uns früher besprochenen Compositionen Seelings ist.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 24. Bremen, 15. Juni. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Kunde von Island.

Wie Ceylon die Wunderinsel der heißen Tropen, so ist Island die des kalten Nordens. Wenn der berühmte Monographist der „Perle auf der Stirn Indiens“, Sir James Emmerson Tennent, mit Recht sagen konnte, es sei keine Insel auf der Welt, welche die Aufmerksamkeit von Reisenden und Reisebeschreibern aller Zeitalter und aller Nationen in solchem Grade auf sich gezogen habe, als Ceylon, so ließe sich ein kaum minder kühner Ausspruch mit Glück auf Island anwenden, welches, obwohl fast in jeder Hinsicht stiefmütterlich bedacht in der Werkstatt der Schöpfung, eine Fülle der großartigsten Naturwunder, der außerordentlichsten Phänomene, der gewaltigsten Gegensätze in sich schließt, und dessen Einwohner durch ihre Geschichte, ihre Literatur, ihre Antiquitäten, wie durch Bildung, Sprache und Nationalstolz, glorreich hervorragen aus der dunklen ungefügen Masse der Polarvölker. Es wird erklärlich, daß die öde einsame Insel, wie keine der Schauplatz chaotischer Verwüstung und elementärer Kämpfe, dem gebildeten Touristen wie dem wissenschaftlichen Forscher ein gleich ergiebiges Feld des Genusses und lohnender Thätigkeit darbieten konnte, auf beide eine gleich mächtige Anziehungskraft ausüben mußte. Und wenn dennoch die Reiseliteratur über Island weder überreich noch erschöpfend zu nennen, wenn im Gegentheil auch des jüngsten Wanderer's noch unbetretener Boden, vielleicht selbst niegesehene Züge abentheuerlichster Scenerie harren, so haben wir den Grund davon nur in den ungewöhnlichen Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art zu suchen, welche sich dem Besucher des Inneren der Insel entgegenstellen, und welche einzelne Gebiete derselben bis auf diesen Augenblick unbekannter bleiben ließen, als es das Innere Neuhollands ist.

Das vorliegende Buch der Herren Preyer und Zirkel *) liefert den Beweis, daß selbst die hervorragendsten unter den früheren Berichterstattern, also z. B. Hooker, Olassen und Bjarni Pálson, Ebenezer Henderson, Lord Dufferin, Sir George Mackenzie, ja selbst Sartorius von Waltershausen auf Island noch Einiges zu thun übrig ließen. Und daß sich unsere beiden jungen Gelehrten allen Ernstes die Aufgabe gestellt, über die stereotypen Zielpunkte der Geysir, der Hecla und etwa noch der Thingvalla hinaus den mit Sicherheit vorauszusehenden Entbehrungen und Gefahren einer Bereisung der entlegeneren zum Theil fast unzugänglichen Gebiete der Insel Trotz zu bieten, das zeigt der erste Blick auf die treffliche ihrer Arbeit beigefügte Karte.

Es würde zu weit führen, wollten wir der von der Hauptstadt Reikjavic aus erst in nördlicher und später in rein östlicher Richtung verfolgten Route anders als auf ihren Hauptstationen nachgehen. Diese waren, nachdem zuvor einiges Sehenswerthe der nächsten Umgebung, nämlich die Brutcolonie der Eidervögel auf Videy, die Lachself und die Schwefelquellen bei Krisuvic die gebührende Beachtung gefunden, zunächst Thingvalla und die Almañagja, jene ungeheure Kluft oder Einsenkung, welche wir eigentlich erst durch Lord Dufferin's glänzende und begeisterte Schilderung kennen gelernt haben. „It would be worth while to go round the world to reach Thingvalla.“ Dann folgt eine sehr ausführliche Beschreibung der zwei Stunden von Kalmanstunga entfernten merkwürdigen Höhle Surtschellir, deren Entstehung Dr. Zirkel in dem gewaltsamen Durchbruche eines Lavastroms durch einen anderen noch nicht völlig erkalteten suchen möchte. Das nächste Ziel ist Dalsmynni. Die z. B. auch von Ida Pfeiffer besuchten vierfach alternirenden heißen Sprudel bei Reykholt konnten nur aus der Ferne beobachtet werden, weil die stark angeschwollene Hvita den Uebergang nicht gestatten wollte. Dagegen glückt es unsern Reisenden zuerst, den merkwürdigsten Berg Island's, die zuckerhutförmige aus den prachtvollsten regelmäßigen Trachytsäulen aufgethürmte Baula zu besteigen. Nach mehrtägigem Ritt durch schauerlich öde Wildniß wird alsdann Melstadir erreicht, welches reizend inmitten schwellender Hügel und üppig grünender von ansehnlichen Viehherden belebter Wiesen liegt. Man glaubt sich nach England oder Deutschland versetzt und wird nur durch den gänzlichen Mangel alles Baumwuchses an den hohen Norden erinnert. Bei Hnausar machen sich sehr zahlreiche conische 10 bis 15 Fuß hohe Hügel aus gelben vulkanischem Schutt bemerklich; wahrscheinlich das Product eines heftigen Erdbebens. Nachdem in der Kirche zu Bolstadarhlid übernachtet, wird der Pfarrhof Baegisa besucht, der Wohnort des Dichters Jón Porlakson, der hier gänzlich abgeschlossen von der Welt in der ärmlichsten 8 Fuß langen und 6 Fuß breiten Erdhütte verschiedene Meisterwerke englischer und deutscher Poesie mit bewundernswürdiger Eleganz und Vollendung in seine Muttersprache übertrug. —

*) Reise nach Island im Sommer 1860. Mit wissenschaftlichen Anhängen. Von William Preyer und Dr. Ferdinand Zirkel. Nebst Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Leipzig, Brockhaus. 500 S.

Acureyri am Eismeer ist die zweitgrößte Stadt Island's. Hier erscheint eine Zeitung, „Nordri“ betitelt, unter der Redaction Sveine Skulason's, eines Mannes von umfassender literarischer Bildung, dessen reiche und auserwählte Bibliothek unsere Landsleute in nicht geringe Verwunderung setzt. In dieser nach Hammerfest nördlichsten Druckerei der Erde hatte soeben das zweite Bändchen eines „Cyclus altisländischer Sagen“ die Presse verlassen.

Das nächste und zugleich östlichste Ziel der Reise ist Reykjahlid und der Mückensee, an dessen Ufer man nach glücklichem Passiren der breiten Laxa bei Grimstadir gelangt. Glühender Sonnenbrand, heiße Sandwirbel und Mückenschwärme, daß man nicht athmen, die Augen nicht öffnen kann. Sahara unter dem 66. Breitengrade!

Der Besuch der nahgelegenen uns durch Sartorius von Waltershausen so drastisch geschilderten Schwefelberge und Schlammvulkane (Solfataren und Makkaluben), die Besteigung der durch wiederholte furchtbare Eruptionen berüchtigten Vulkane Leirhnukur und Krafla, der wunderbare Obsidianberg Hrafntinnufjall, das Alles waren Höhen- und Lichtpunkte des Genusses für die Reisenden und sind es in ihrer trefflichen Darstellung für den Leser. Von nun an geht es wieder süd- und heimwärts; über Halldorstadir durch die schauerliche Wüste Sprengisandur nach Skridufell und weiter nach den Geysir, wo alle Entbehrungen, Strapazen und Gefahren der überstandenen Reise schließlich überreichlich belohnt werden durch eine riesenhafte freiwillige Eruption des Strokkur. Unter unermeßlichen Dampfwolken und starkem unterirdischem Donner erhebt sich die wenigstens 10 Fuß im Durchmesser haltende Wassersäule zu der Höhe von 140 Fuß. Der große Geysir ist gnädig genug, den Fremdlingen die Gunst eines gemessenen Grußes zu Theil werden zu lassen. Prinz Napoléon hatte sich selbst eines solchen nicht zu erfreuen gehabt.

Noch ein Blick auf Skalholt, den gepriesenen Bischofssitz Altisland's, die Wiege nationaler Gelehrsamkeit und Dichtkunst, wo jetzt ein Häuflein ärmlicher Hütten und die dem Verfall geweihte Kirche kaum ahnen lassen, daß hier einst die prächtige Hauptcathedrale der Insel stand. Und dann zurück in Reykjavic. Soweit die Reise selbst.

Die Darstellung steht zumeist auf wissenschaftlichem Boden, und ist bei aller Einfachheit lebhaft und ansprechend. Sie entbehrt jenes leichten pikanten Humors, der Lord Dufferin's geistreiches Buch so fesselnd macht. Aber das Vollgewicht des Inhalts, die Summe des thatsächlich Gesehenen und Erlebten, bietet dafür Entschädigung und spricht entscheidend zu Gunsten der deutschen Reisenden. Auch ist es gar nicht zu läugnen, daß diese im Staffiren ihrer isländischen Gemälde oft sehr glücklich gewesen sind. Einzelne Persönlichkeiten treten uns voll und lebenswarm entgegen. So der gastfreie Apotheker Oddur Thorarensen in Acureyri am nördlichen Eismeer, in dessen mit europäischem Luxus ausgestatteter Wohnung selbst ein kostbares Pianino nicht fehlt, und der seinen Gästen an einer mit 18 verschiedenen Gerichten besetzten Tafel neben geräuchertem Haifisch und Seehund en gelée den trefflichsten Portwein vorzusetzen hat. Dann der ebenso gründlich gelehrte als aufopfernd menschenfreundliche Pfarrer zu Halldorstadir; ein Prachtmensch, dessen blasses feingeschnittenes Gesicht den Stempel geistiger Siege und edelen Seelenfriedens trägt, und der, als ihn ärztliche Sorge an ein fernes Krankenbett ruft, seinen deutschen Freunden mit den Worten Lebewohl sagt: „Sit deus vobiscum in longo et periculoso itinere vestro.“ Oder endlich auch jener Uralte am Mückensee, der allmorgentlich nach Sitte der antiken Aegypter zwischen zwei Steinplatten Getreide mahlt, und Abends mit seinem Enkelchen im Lavafelde Verstecken spielt.

Gern hört man von den heutigen Bewohnern eines Landes, dessen Kultur, um mit Ritters Worten zu reden, schon vor dem Jahre Tausend die der mitteleuropäischen Staaten weit übertraf.

Von den wissenschaftlichen Anhängen, welche den Werth des Buches verdreifachen, nimmt der „über die historischen Ausbrüche der isländischen Vulkane in chronologischer Ordnung“ vorzugsweise unser Interesse in Anspruch. Seit dem 9. Jahrhundert scheinen mindestens 90 Eruptionen stattgefunden zu haben, wovon 26 allein auf die Hecla kommen. Ausführlicher wird berichtet über die des Skaptarjökull im Jahre 1783, den furchtbarsten und unheilvollsten aller vulkanischen Ausbrüche, deren die Weltgeschichte überhaupt gedenkt. Sodann über die des Oräfajökull 1727, der Hecla 1761 und der Katla im Jahre 1860. — Die „Bemerkungen über die geognostischen Verhältnisse Island's“ von Dr. Ferdinand Zirkel sind natürlich nur für den Eingeweihten von speciellerem Interesse, werden aber, da sie sehr lichtvoll und übersichtlich abgefaßt sind, auch dem Laien ein tieferes Verstehen des Buches erleichtern können.

Ein zoologischer Anhang von William Preyer behandelt die Wirbelthiere Island's, und vorzugsweise die Vögel. Gerade der Ornitholog findet daselbst ein reiches Feld für Beobachtung, und als solchen haben wir Herrn Preyer schon im Verlaufe des Reiseberichts kennen gelernt. Die Klasse der Amphibien ist bekanntlich auf Island, wie überhaupt im hohen Norden, gar nicht vertreten.

Jedes gute englische Reisewerk hat jetzt einen Specialindex aufzuweisen. Schmerzlich vermißt man, was die Benutzung des einmal gelesenen Buches, was seine geistige Aneignung so ungemein erleichtert.

G. H.

---

* Aus einem alten Buche.

Von Karl Seifart.

Ein wunderbar poetischer Zauber durchhaucht die elegische Stille, welche auf den Friedhöfen der Klöster und Stiftskirchen ruht, deren alterthümliche Kreuzgänge in schönen Bogenhallen, um den freien, grünen Platz laufen, der mit seinen blühenden Rosen und altergrauen Grabsteinen die Gebeine längst Vorausgegangener bedeckt. Nach allen Seiten durch die Bogenhallen des Kreuzgangs und durch die Mauern des Münsters abgeschlossen, fern vom profanen Treiben und dem Geräusche des Lebens, ist solch ein Ort wie kein anderer geeignet, zur Einkehr in sich selbst anzuregen und die Gedanken auf Menschen, Zustände und Dinge zu richten, welche uns die Hast des modernen Lebens und die gänzlich veränderten Kulturverhältnisse nicht mehr vorführen. — „Pater Ambrosius, obiit 1685.“ — So lautet die einfache Grabschrift auf einem vor mir liegenden Sandsteinwürfel, welcher auf dem vom Kreuzgang umschlossenen Friedhof, halbversunken und von einem üppig wuchernden Hagedorn beschattet, die Asche eines Mannes deckt, der nach einem wildbewegten, von manchem harten Schicksalsschlag getroffenen Dasein endlich in der Entsagung des Klosterlebens eine Sühne seiner ihn durch's Leben geißelnden Schuld, im Grabe Ruhe fand.

In der oberen Halle des Kreuzgangs führt, dort wo die seltsam gewundenen Säulen das Gewölbe tragen, die kleine Spitzbogenthür zur alten Klosterbibliothek; von dort holte ich mir das sauber geschriebene Buch, welches der hier Ruhende über sein Leben und seine Schicksale hinterließ. Auch dieser alte in Pergament gebundene Band ward so ruhelos hin und her geworfen wie der Mensch, von dessen Leben er aphoristisch und dunkel erzählt,

bis dann im Kloster die zweite Hälfte seiner jetzt vergilbten Blätter mit ruhigerer Hand auf's zierlichste mit Gebeten, frommen Sprüchen, Prophezeiungen, geistlichen Betrachtungen und medicinischen Recepten beschrieben wurden.

Dieser Pergamentband hat vor mehr als zweihundert Jahren im Schnappsack des wilden Soldaten ganz Deutschland durchwandert, das Feuer der Schlachten hat ihn verschont, und könnte er reden, er würde uns noch umständlicher als der Simplicissimus und Philander von Sittewald von jener wilden Zeit erzählen. Dieterich Storr, der nachmalige Pater Ambrosius, den Schuld und Reue unter die Soldaten trieben, erzählt uns auf diesen Blättern nur weniges und dürftiges über die Kriegesnoth; er hat auf jedem Blatt genug mit sich und seinem Gemüthszustande zu thun und wird erst redseliger, wenn er erzählt, daß er die Schweden und seinen Glauben verlassen und das Klosterleben gewählt habe. Die ewige Selbstanklage um das traurige Geschick von „Annecken Martens“ zieht sich wie ein rother Faden durch höchst dürftige Schlachtberichte und durch die Schilderung der Noth, welche Dieterich als Gefangener und Versprengter erlitt; hin und wieder nur scheint den Verfasser eine so heitere Stimmung überkommen zu sein, daß er Soldatenlieder niederschreiben konnte, von welchen uns das folgende am besten gefällt:

Warumb sollen wir dann trawren,
Und weinen uberal,
Haben wir doch dicke Mauern,
Und liegen hinderm Wall.
Blanker Soldat,
In unserm Ornat,
Frisch auff Soldat,
Gott helff uns früh und spat.

Wir haben ein praven Helden,
Dazu frisch junge Leut,
Wir ziehen damit zu Felde,
Und machen frische Beut.
Blanker Soldat,
In unserm Ornat,
Frisch auff Soldat,
Gott helff uns früh und spat.

Der König aus Schweden Lande,
Der große General,
Dem dienen wir z' Wasser und Lande,
Lassen uns auf ihn all.
Blanker Soldat,
In unserm Ornat,
Frisch auff Soldat,
Gott helff uns früh und spat.

Wann andere Leute schlaffen
Und ruhen in der Nacht,
So ziehn wir an die Waffen,
Und schießen das es kracht.
Blanker Soldat,
In unserm Ornat,
Frisch auff Soldat,
Gott helff uns früh und spat.

Ihr Capitainen alle,
Ihr Cavallierer gut,
Ewer Ruhm geht mit schalle,
Habt nur ein guten Muth.
Blanker Soldat,
In unserm Ornat,
Frisch auff Soldat,
Gott helff uns früh und spat.

Jetzt tretten wir zusammen,
Und liffern eine Schlacht,
Ein jeder seinem Namen,
Groß Lob und Ruhm jetzt macht.
Blanker Soldat,
In unserm Ornat,
Frisch auff Soldat,
Gott helff uns früh und spat.

Mit solch frischem, muntern Liede mochte Dieterich vielleicht ab und an die Stimme seines nagenden Gewissens übertäuben; auf lange Zeit scheint ihm das jedoch nicht gelungen zu sein, denn der Name Annecken Martens und die Bitte zu Gott um Vergebung unterbricht ihn oft mitten im Niederschreiben eines Liedes, so daß uns die folgenden Verse verloren gehen. — „Die Zeit lindert jeden Schmerz“, sagt man. Das ist nur bedingt war. „Der Uebel größtes ist die Schuld“, die Qual der Schuld folgt dem Schuldigen bis an den Rand des Grabes: „Cupio dissolvi, ne malo vitae meae exemplo aliis sim, et maneam causa ruinae spiritualis! O clementissime Jesu! ego miser peccator deprecor te, ut respicias in me miserum homiliter veniam petentem.“ — „Annecken Martens“ steht am Rande des Blattes, welches obige Seufzer aufbewahrt, es ist das letzte beschriebene Blatt im Buche, die Schrift, die es trägt, ist die verzerrteste und undeutlichste, welche das Buch zeigt, zweifellos hat sie Pater Ambrosius kurz vor seinem Hinscheiden niedergeschrieben.

Was quälte den unglücklichen Mann bis zum Grabe, und was hatte er mit Annecken Martens? Ich will versuchen aus den dürftigen, von ewigen Selbstanklagen unterbrochenen Notizen die Geschichte von Dieterich Storr's Schuld kurz und im Zusammenhange zu erzählen.

Dieterich Storr war der Sohn begüterter Eltern in einer niedersächsischen Stadt, die sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts außerordentlich durch Handel und Gewerbfleiß gehoben hatte und die sich auch im folgenden Jahrhundert trotz der Schrecken und Verwüstungen des großen deutschen Kriegs ihre Wohlhäbigkeit erhielt. Dieterich's Eltern mochten das einzige Söhnlein wohl verhätschelt haben, denn ein Thunichtgut scheint er in seinen jungen Jahren gewesen zu sein; darauf deuten weniger die selbst für jene Zeit äußerst unflätbigen, lateinischen Stammbuchsverse, als vielmehr der Umstand hin, daß er in Erfurt relegirt wurde und bei Strafe des Stranges die Stadt nicht wieder betreten sollte. Es gehörte in jener rohen, wilden Zeit schon viel dazu, wenn man mit solcher Strafe und Drohung gegen einen Studenten einschritt, denn auf ihre Privilegien gestützt, durften Studenten ungestraft Dinge begehen, die heutzutage mit Zuchthaus geahndet werden würden. Gemeine Diebstähle, von Studenten begangen, gehörten zu den gewöhnlichsten Vorkommnissen, grobe Körperverletzung, Hausfriedensbruch und Gewaltthaten aller Art waren an der Tagesordnung. Welches Verbrechens sich Dieterich schuldig gemacht hat, wird aus den Aufzeichnungen nicht klar, wahrscheinlich hat er sich desselben in aufrichtiger Reue so sehr geschämt, daß er es dem Papier nicht anvertrauen mochte. Bald nachher starben unserm Wildfang die Eltern, und er übernahm mit ihrem bedeutenden Vermögen den ausgedehnten Garnhandel, welchen der verstorbene Vater länger als ein viertel Jahrhundert mit dem besten Erfolge betrieben hatte.

Viele Blätter erzählen von den unendlichen Plackereien, welche die „Kramergilde“ dem ehemaligen Studenten machte, der ohne Weiteres das Geschäft seines Vaters fortsetzen wollte. Aber quod non! das ging nicht in jener goldenen Zeit des Zunftzwangs; der ehemalige Student, angehende Doctor und reiche Mann, mußte sich nach einer Reihe verlorener, kostspieliger Processe bequemen, als Lehrling bei einem Kramer in die Lehre zu treten und darauf noch eine vorgeschriebene Zeitlang als „Kaufmannsknecht“ (Commis) fungiren, bevor ihm erlaubt wurde, das inzwischen administrirte Geschäft des Vaters fortzutreiben und als echtes und rechtes Mitglied der Kramergilde angesehen und aufgenommen zu werden. Er sollte es nicht lange bleiben, denn Dieterich Storr lud schon als Knecht die Schuld auf sich, die ihn mit der Furiengeißel durch's Leben trieb.

Ich könnte jetzt leicht einen Roman oder eine Novelle ausspinnen, es ließe sich etwas machen aus der unglücklichen Liebe, die sich in entsetzliches Leid verkehrt, ich weiß auch nicht was ich später thue, der Stoff ist anziehend, heute und vorerst aber will ich, wenn auch kurz und trocken die Thatsache einfach reden lassen.

Bei dem in ziemlich dürftigen Umständen lebenden Kramer Henning Martens war Dieterich wohl deßhalb in die Lehre getreten, weil er den Mann durch einen bedeutenden Vorschuß von sich abhängig gemacht hatte; so zu feinem „Lehrprinzen" gestellt, durfte er nicht fürchten hart wie jeder andere Lehrling gehalten zu werden, was er sich bei einem von ihm unabhängigen Kramer, trotz seiner reifen Jahre, seines Reichthums und seines ehemaligen akademischen Bürgerthums wohl oder übel hätte gefallen lassen müssen. Zu Henning Martens aber scheint sich, verschiedene Andeutungen zufolge, Dieterich so gestellt zu haben, daß er als der Herr im Hause erschien, und diese Stellung mochte wohl der leidenschaftlichen Neigung zu statten kommen, die er für das, seinen Seufzern und Versen nach zu schließen, bildhübsche Töchterchen vom Hause faßte. Aennchen („Annecken") Martens liebte den vornehmen, leichtsinnigen Knecht, der demnächst einer der reichsten Kramer wurde, vielleicht mit derselben Gluth wie Gretchen ihren Faust, und wie Gretchen mag das arme Kind, als es zum Schlimmsten gekommen war, geseufzt haben:

Doch — alles was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! ach war so lieb!

Den Dieterich Storr trifft laut seiner Selbstanklage die schwere Schuld, daß er das arme, verführte Mädchen treulos verließ und der Verzweiflung und dem gräßlichsten Geschicke anheimgab, um von niedriger Habsucht bestimmt, eine reiche Wandschneiderstochter zu heirathen, die „frisch und rustig" (rüstig, wohlauf, wohlgemuth) im Fenster lehnte, als man das unglückliche Anneken, welchem wegen Kindesmord „aus Gnaden das Schwert zuerkannt war", auf den Marktplatz führte und vor der gaffenden Menge hinschlachtete.

Dieterich Storr, dessen schwere Schuld uns aus den ewig durch Gebete unterbrochenen Aufzeichungen in ihrem ganzen Umfange nicht recht klar wird, verließ Vermögen, Haus und Weib und diente in dem inzwischen ausgebrochenen Kriege zunächst dem Dänenkönig, der in der Schlacht bei Lutter am Barenberge unterlag. Nichts vermag auch wohl das Schuldbewußtsein erfolgreicher zu übertäuben als der Donner der Schlachten, als der ewig drohende Tod, der den im Herzen nagenden Wurm des Gewissens mit dem Herzen selbst zu zermalmen verspricht. Aber Dieterich Storr fand in allen Schlachten und Scharmützeln den Tod nicht, den er suchte, und der ihm „vom sauern bittern Brode helfen sollte." Das blutige Gespenst des unglücklichen Mädchens verfolgte ihn überall, und seine Geißel blieb ihm fühlbar während aller Schrecken und Gefahren des verwüstenden Krieges. Nach der Schlacht bei Nördlingen in die harte Gefangenschaft der Kaiserlichen gerathen und nahe daran sich selbst den Tod zu geben, rettete ein „frommer Jesuiter seine Seele." — Mehrere Bogen des alten Buchs erzählen nun in breitem Wortschwall von Dieterichs Conversion, von der Vergebung, welche nur in der „einen, wahren" Kirche zu finden sei, von Bußübungen und von den Sünden und Lastern dieser Welt. Der Name Annecken Martens findet sich seltener und nie ohne ein Gebet für ihre arme Seele.

Ueber seine Aufnahme in den Capuzinerorden geht Dieterich Storr oder vielmehr jetzt Pater Ambrosius kurz hinweg, und sein Tagebuch wird von Blatt zu Blatt einförmiger. Im Jahre 1662 sollte ihm auch die Ruhe des Klosterlebens wieder gestört werden; ein durch die Umtriebe der Jesuiten hervorgerufener Aufstand der protestantischen Bürger der Stadt endete mit der Vertreibung der Mönche und der Aufhebung des Klosters, Pater Ambrosius ward wiederum in die Welt hinausgeschleudert, fand aber bald Aufnahme und Verwendung bei den Chorherren der Stiftskirche, auf deren Friedhofe er jetzt ruht.

Während seines geistlichen Lebens bei den Chorherren setzte Pater Ambrosius sein Tagebuch fort, verzeichnet aber nur geistliche Betrachtungen und medicinische und moralische Vorschriften, hin und wieder in ganz guten lateinischen Versen. So ist wohl ein Gedicht des Druckes und Aufhebens werth, in welchem er den Priestern als das beste Mittel gegen Ungemach und Verführung empfiehlt, stets zu Hause zu bleiben. Dasselbe trägt die Ueberschrift: Medicina et cautela pro sacerdotibus und lautet wie folgt:

Si vis pace frui, si vis gaudere quiete,
paucis contentus, disce mauere domi.
Est in eundo foras tentatio multa, videndo
ut te non vincat, disce manere domi.
Ne sol, neve gelu, uebulae, vel putridus aër
laedere te valeant, disce manere domi.
Rixae, vel potus, rabiduscanis, aut fera sylva
ne tibi damna ferant, disce manere domi.
Ne tibi visa diu mentem de nocte molestet
foemina pulchra foris, disce manere domi.
Tutior ut fias, nam raro fulmina quemquam
sub tecto feriunt, disce mauere domi.
Ora, scribe, stude, lege, canta, carmina pange,
semper agens aliquid, disce manere domi.
Nou dico nautis, non his, qui rura colendo
vivere, vel nemorum sciudere ligna soleut.
Non his, qui curant vites, nou dico colonis,
sed tibi presbytero, disce manere domi! —

Annecken Martens. Miserere Domine! O regina Martyrum, o speculum afflictorum, ora pro nobis! so lauten die Worte, welche allein das auf jenes Gedicht folgende Blatt füllen. — Vielleicht war der Name Annecken Martens, neben der Anrufung Gottes und seiner Heiligen, der letzte Seufzer des unglücklichen Mannes, dessen Buch wir hier in der Hand halten und an dessen bemoostem Grabsteine wir stehen. Er hat seine Schuld schwer gebüßt und fand erst die lang und vergebens gesuchte Ruhe auf diesem Friedhofe, in dessen geheiligter Stille Säulenumrankender Epheu und Cypressen seltsam und überwältigend ein leises Schlummerlied flüstern; es ist, als hörten wir den Hauch des Engels der Versöhnung, welcher darüber wacht, daß den hier einsam Begrabenen der Leid und Schuld vergessenmachende Schlummer erhalten bleibe.

---

* Am Steinhuder Meere.

Von J. G. Kohl.

9. Das todte Moor und die letzten Wolfsjagden in diesen Gegenden.

Die mehrfach von mir genannten „schwarzen Berge", das Vorgebirge, mit dem diese Dünengegend am Steinhuder Meer endigt, fallen mit einem ziemlich schroffen Ufer gegen das Wasser ab, und man hat von ihrem Gipfel aus wieder einen interessanten Ueberblick über das ganze Meer. Nord- und ostwärts stoßen sie gegen das weithin unbewohnte „todte Moor", in welchem das östliche Ende des Sees steckt. Hier ist die Ufer-Beschaffenheit eine ganz andere. Es giebt da keinen „Quak-Boden" und keine „Fledderwiesen." Das Land und Gras wächst dort nicht über den See weg. Vielmehr dringt dieser umgekehrt in das moorigte Erdreich immer tiefer ein.

Winde aus Westen sind die vorherrschenden Luftströmungen. Diese jagen die Wellen des Steinhuder Meeres heftig in das

Moor hinein. Kleine und große Torfstücke werden beständig von ihnen herausgerissen, treiben eine Zeitlang am Ufer herum, bis sie zertrümmert oder zerschmolzen und auf dem Boden des Wassers ausgebreitet werden. Im Winter geht dieses Ausfressen des Torfmoores durch den See besonders rasch vorwärts, da dann die Eisschollen dabei nachhelfen.

Auch die schon berührte Sage der Mardorfer, daß man ehemals auf einer Linie, die jetzt durch den See geht, trockenen Fußes oder doch „von Bulten zu Bulten springend" nach dem gegenüberliegenden Ufer bei Steinhude hätte gelangen können, weist auf ein solches Ausbrechen des Sees nach Osten hin. Deßgleichen die ovale Figur des See-Beckens, die in der Richtung des Hauptwindes von Westen nach Osten länger ist, als von Norden nach Süden.

Sie sagen auch, daß da, wo jetzt die Osthälfte des Sees sei, früher Wald gestanden habe, und behaupten, daß man nur in dieser Osthälfte, nicht aber im Westen alte Baumstämme und Wurzelstöcke als Reste dieses Waldes auf dem Boden fände. Ueberhaupt scheinen die Leute die Idee zu hegen, daß das ganze Steinhuder Meer von ziemlich moderner Bildung sei. Sie meinen, es sei durch einen Erdfall entstanden und es sei dabei auch eine Dorfschaft mit ihren Aeckern und Gärten vom Wasser verschlungen. Die Sage von einem im See untergegangenen Dorfe und von seiner Thurmspitze, die man zuweilen noch im Wasser sehe, und von seinen Kirchenglocken, die man noch mitunter aus den Wellen spukhaft herauf tönen höre, hat sich in fast wunderbarer Gleichförmigkeit hier unter dem Volke des Steinhuder Meeres eben so ausgebildet, wie bei den Anwohnern fast aller Seen unserer Haiden.

Das Innere des „todten Moores" mag nach Dem, was man an Ort und Stelle davon hört, merkwürdig genug sein. Es ist eine zwei Stunden lange und breite Wüstenei. Die umliegenden Ortschaften Mardorf, Schneeren, Neustadt rc. haben seinen Besitz unter sich getheilt. Sie haben hie und da zwischen den Morästen Wiesenstriche, die sie von ihren Rindern beweiden lassen.

Das Hauptprodukt, der Torf, ist in neuerer Zeit bei dem Anwachsen der Bevölkerung in der Residenzstadt Hannover und bei der Verbesserung der dahin führenden Wege viel werth geworden. Die Küchen und Oefen jener Stadt werden hauptsächlich aus diesem Moore, das einen Theil des Steinhuder Beckens bildet, geheizt. Ganze Karawanen von Torfwagen rollen beständig dahin ab und die Moorbesitzer werden reich dabei.

Sehr merkwürdig sind die kleinen Dünen aus klarem Sande, die hie und da mitten im Moore auftauchen, und noch merkwürdiger die äußerst tiefen Bodenlöcher oder „Kuhlen", die darin verstreut sind. Einige von diesen Löchern sind mehr oder weniger versteckt und auf der Oberfläche verwachsen, und in solchen sind zuweilen achtlose Fuhrleute mit Pferd und Wagen versunken und umgekommen. Andere dieser Löcher sind mit dunkelbraunem Wasser vollgelaufen und bilden kleine Seen von einigen hundert Schritten im Umfange. Sie sind zuweilen viel tiefer, als das Steinhuder Meer, und das Volk giebt sie wohl für „unergründlich" aus. Einer hat auch auf unseren Karten den Namen „grundlose See." Ein anderer, von dem mir viel erzählt wurde, heißt „Düvelskuhle" (das Teufelsloch).

Als charakteristisch für diese ganze ziemlich wüste Gegend im Osten und Norden des Steinhuder Meeres, sowie für alle jene von mir erwähnten Moore, Brüche, Dünen, Haiden, „Teufelskuhlen" und Bannseen mag ich schließlich noch den Umstand hervorheben, daß die aus dem Osten Deutschlands zuweilen westwärts hereinbrechenden Wölfe besagten Strich selbst noch in moderner Zeit wild genug gefunden haben, um vorübergehend darin ihre Standquartiere zu nehmen.

Es fanden daselbst im Norden des Steinhuder Meeres noch in diesem Jahrhunderte mehre Wolfsjagden statt, z. B. eine im Jahre 1826 und die letzte Anno 1845. Die von 1826 war besonders großartig, obgleich in Bezug auf ihr Hauptziel erfolglos.

Es war, so erzählte mir ein Augenzeuge, im Winter besagten Jahres ein Wolf aus Osten gekommen, der die ganze Gegend am Steinhuder Meer allarmirte. Er brach in die Schaafställe der Leute von Schneeren. Er zerriß die jungen Kälber der Hirten von Mardorf. Da er bis hoch in den Sommer hinein sich aller Nachstellungen entzog, so setzte er auch die „Badrehburger" in Furcht und Schrecken. Die Badegäste genossen damals im Sommer 26 ihre Spaziergänge nur mit Zittern und Zagen, machten ihre Ausflüge nicht anders, als truppweise zu sechs oder zehn, und ließen sich dabei von einem Jäger mit geladener Flinte begleiten.

Endlich beschloß man dem Ungeheuer auf gründliche Weise den Garaus zu bereiten. Ein großes Treiben wurde aufgeboten, nicht weniger als 4000 Bauern mit Knütteln und Stangen. Alle Förster und Jäger der ganzen Umgegend von Nienburg, von Neustadt, von Stolzenau an der Weser, von Rehburg, von Wunstorf rc. setzten sich in Kriegsbereitschaft. Jeder Förster hatte 100 oder 200 Bauern unter seinem Befehle und das Ganze wurde wieder von einem hohen Jagdbeamten commandirt.

An einem im Voraus bestimmten Tage marschirte die gesammte Armee truppweise aus, alle auf das Steinhuder Meer in der Mitte zu. Beim sogenannten „Hüttenbruch", einem Walde im Nordwesten dieses Sees war das allgemeine Rendezvous angesagt. Dahin sollte Isegrim zur Schlachtbank getrieben werden. Es war streng verboten auf irgend etwas Anderes, als einen Wolfspelz loszubrennen, und alles übrige Gethier, das bei dieser Gelegenheit in den weiten Regionen zusammengescheucht werden möchte, sollte freien Laufpaß erhalten. Auch sonst waren noch viele zweckmäßige Vorkehrungen getroffen und Gebote gegeben.

Und an dem besagten Tage mit der Morgendämmerung setzte sich die gesammte Schützen- und Treiberarmee aus einem Striche von 16 Stunden im Umkreise in Bewegung. Es waren nicht weniger als 40 Förster und Oberförster dabei und dazu auch noch mehre Militärs und andere Jagdliebhaber. Frischen Muthes, klappernd und lärmend brachen sie über die „Rehburger Berge", und durch das „todte Moor" durch den „Grinder Wald", beim einsamen „Bannsee" vorbei und durch den „Hüttenbruch" in das Steinhuder Meeres-Becken herein. Eine Masse von Hasen, Rehen, Füchsen rc., die sie aus ihren ruhigen Verstecken aufscheuchten, trieben sie vor sich her. Aber der gefürchtete Erbfeind alles dieses Gethiers wurde nirgends entdeckt.

Endlich gegen Abend trafen die Schaaren in der offenen Ebene im Osten des „Hüttenbruchs" an dem bestimmten Rendezvous zusammen. Sie mußten das betrübende Geständniß laut werden lassen, der Wolf sei ihnen entschlüpft. Er hatte sich, wie man später in Erfahrung brachte, durch den Kreis seiner Verfolger westwärts durchgeschlichen, war über die Weser geschwommen, hatte die Wesergebirge und den Teutoburgerwald traversirt, und ward schließlich im Münsterschen erlegt.

Damals, als sie am Rande des Hüttenbruchs sich einander gegenüber standen, wußten dies die 4000 Jäger noch nicht. Sie sahen nur, daß die Hauptperson nicht unter ihnen war. Und kaum hatten sie dieß erkannt, so machte sich ihr Unwille trotz aller Verbote in einer wilden Verfolgung der Thiere Luft, die sie statt des Wolfes eingekreist hatten. Die Bauern erschlugen jauchzend eine Menge Hasen, 24 Füchse und viele Rehe wurden von den Herren erlegt. Wer nichts anderes erwischen konnte, der feuerte seine Flinte auf eine Eule ab, oder holte einen Habicht aus der Luft. Einige schossen auch ihren Bauern und Gefährten in die Waden.

was bei der Unordnung kaum zu vermeiden war. Und kurz es war ein so arges „Viel Geschrei und wenig Wolle", daß am Ende der Rechnung der Eine 10, der zweite 20 Thaler Strafe bezahlen und andere sogar die von ihnen verwundeten armen Landleute Monate lang verpflegen lassen mußten. — Russische Bauern, die, „wenn der Wolf kommt", lange nicht so viel Umstände machen, ihm vielmehr oft einzeln und mit einem Knüppel zu Leibe gehen, hätten wohl herzlich dazu in's Fäustchen gelacht.

Auch hier am Steinhuder Meer machte man später die Sache einfacher, als im Jahre 1845 der Wolf diesen Gegenden noch einmal einen Besuch abstattete. Man veranstaltete da eine ganz kleine Jagd von wenigen guten und kundigen Schützen, und bekam denn auch den Unhold. Man erlegte ihn am Grinderwalde im Norden des todten Moores und des Bannsees. Er wurde ausgestopft und in Hannover den übrigen 20 in verschiedenen Partieen der Lüneburgischen Haiden und Moräste erlegten Wölfe, die man dort im königlichen Forsthause aufgestellt hat, beigefügt.

10. Steinhude.

Vom todten Moore her um den See südwärts herumbiegend, kommt man endlich wieder in bewohnte und bebaute Gegenden. Das Land erhebt sich aus den Morästen und trägt Aecker und Häuser auf seinem erhabenen Rücken, zuerst das Dörfchen Heidorn und bald darauf den Hauptort des Meeres Steinhude.

Ich habe schon Einiges über die Bedeutung, die dieser Ort für den See hat und über seine Lage hart am hohen Uferlande, welche die Grundursache dieser Bedeutung ist, gesagt, und man wird es nach meinen obigen Angaben hierüber sehr natürlich finden, daß das Meer von diesem kleinen Orte den Namen empfing, unter dem es in der Welt berühmt ist.

Außer den Fischen, die sie aus ihrem See holen, und weit und breit versenden, und mit denen sie auch die fürstlich bückeburgische Hofküche und sogar das königlich hannoversche Hof-Küchen-Departement versorgen, verdankt die Umgegend den Steinhudern noch zwei andere sehr schätzenswerthe Erzeugnisse, die aber freilich mit ihrem See und ihrem Schiffermetier wenig zu thun haben.

Sie haben erstens ganz vortreffliche Leinwand-Webereien unter sich. Ihre Drell-Sachen sind ausgezeichnet, sowohl was die Stärke und Dauerhaftigkeit, als den Geschmack der eingewebten Dessins und Zeichnungen betrifft. Ich weiß nicht, ob diese letzteren ganz ihre eigene Erfindung sind. Aber jedenfalls muß man das Geschick bewundern, mit dem diese Seebauern oft sehr componirte und reiche Produkte des Pinsels und Griffels mit ihren Weberschiffchen und Flachsfäden nachzuahmen verstehen.

Die Steinhuder Drellwebereien sind ein ganz einheimischer und vermuthlich schon seit alten Zeiten bestehender Industriezweig. Ein anderer völlig fremdartiger ist aber unter sie aus dem Lande, wo der Kakao wächst, verpflanzt.

Derselbe berühmte Prinz Wilhelm von Bückeburg, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Feldmarschall des Königs von Portugal war, und dann nachher, als er, vom großen Kriegsschauplatze nach Deutschland zurückgezogen, sein Ländchen regierte, die Militärschule auf dem Schloß Wilhelmstein stiftete, hat auch die Chokolate-Fabrikation an den Ufern unseres Sumpfsees einheimisch gemacht.

Er versetzte, so sagt man, ein Paar in dieser Kunst erfahrene Portugiesen dahin. Diese, die vermuthlich auch gute Connexionen im Kakao-Lande hatten, brachten die Sache in Gang. Nachher haben sie deutsche Nachfolger gehabt, welche die Connexionen, die Fabrikgeheimnisse und Kunstgriffe ihrer Lehrer erbten, und das Geschäft bis auf den heutigen Tag fortsetzten. Und so genießt denn die „ächte Steinhuder Chokolate" noch jetzt eines ausgezeichneten Ruhmes und wird in der ganzen Umgegend, so wie auch weit und breit, wie die geräucherten Aale des Sees, in die Ferne versandt.

Hinter Steinhude westwärts fällt das hohe Land am See bald wieder zu jenen tiefliegenden Brüchen und Sümpfen hinab, wie sie sich bei Winzlar, und um die ganze Westhälfte des Sees herum erstrecken. Sie sind hier wie dort mit Waldung und wildem Buschwerk bedeckt, und hier wie dort werden sie nach dem See hin ganz kahl und schwimmen zuletzt in wipperigen Fleddderwiesen und Quäkboden auf dem Wasser selbst.

Von dem Städtchen Hagenburg her geht mitten durch die Niederung zum See ein Kanal hin, der in gerader Linie auf die Festung Wilhelmstein, die mitten im Steinhuder Meere liegt, hinzielt. Auf diesem Kanal stehen immer ein Paar fürstlich bückeburgische Fahrzeuge in Bereitschaft, und wer die Mühe nicht scheut, mag von dem Festungs-Commandanten die Erlaubniß erhalten, sich eines dieser Fahrzeuge zur Ueberfahrt zu bedienen, um dies Fort und seine Bastionen, und sein Gärtchen, und seine goldenen Kanonen, die der König von Portugal und Brasilien seinem Feldmarschall, dem Prinzen Wilhelm schenkte, zu besichtigen und zugleich von da aus noch einmal mit dem Telescope eine schließliche Rundschau über das umherliegende Bild des ganzen durchkreisten Terrains zu halten und dem See mit seinen Dünen und Mooren, seinen Haiden und Bienen, mit seinen nachbarlichen Zänkereien und alten Erinnerungen Lebewohl zu sagen. —

° Irische Gedichte.

Uebertragen von W. Hertzberg.

Schiffer's Gesang.

Barke, du trägst mich durch Schaum und Schwall,
Dienst mir im Wind als Schloß und Wall;
Ob der Sturm das Meer bis zum Grund erfaßt,
Kein Tropfen dringt ein vom Steuer zum Mast.
Auf dem Flutkamm, auf dem Flutkamm,
Schwebe mein Land und mein Haus empor!
Auf dem Flutkamm, der Flut —
Segelt die Barke und täuft go-leor!

Sie putzt sich selbst und durchgleitet die Bahn
Wie ein Fräulein in Kleidern von indischem Lahn;
Gott hat ihr gesegnet Schanz' und Bord,
Sieh wie sie sich schwingt im Tanz mit dem Nord
Auf dem Flutkamm, dem Flutkamm!

Whillan, ahoi! altes Herz von Stein,
Schwarz bückst du dich über den Strand so allein;
Antworte die Wahrheit, sahst du je
Ein Schiffchen wie mein's in brandender See?
Auf dem Flutkamm, dem Flutkamm?

Whillan sagt: „Seitdem ich ein Stein,
Sah immer vom Strand ich ins Meer hinein,
Doch hab' ich bis heut in den brandenden See'n
Noch nimmer ein Schiff wie deines gesehn
Auf dem Flutkamm, dem Flutkamm.

„Allmächtiger Gott!" ruft der Schiffer laut,
Wenn er tanzend im Wogengetümmel uns schaut,
„O gieb uns Schutz hinter Strand und Riff,
Sonst rennt uns in Grund und Boden das Schiff!"
Auf dem Flutkamm, dem Flutkamm,
Schwebe mein Land und mein Haus empor!
Auf dem Flutkamm, der Flut,
Segelt mein Schiffchen und täuft go-leor!

(Ferguson.)

Die Männer von Achtundneunzig.

Wenn man von Achtundneunzig spricht,
Wem wird die Wange roth?
Wer hängt den Kopf, sobald ein Wicht
Verhöhnt der Helden Tod?
Ein Schelm und Fant, der so sein Land
Preisgiebt dem Hohn und Haß!
Ein rechter Mann, ein echter Mann,
Er füllt mit uns sein Glas.

Wir trinken zum Gedächtniß dir,
Du Häuflein treu und brav,
Euch überm Meer und Euch, die hier
Ihr ruht im ew'gen Schlaf —
Todt allzumal — doch glänzt im Strahl
Des Ruhms ihr immerdar.
Ein rechter Mann, ein echter Mann,
Denkt stets mit Stolz der Schaar.

Wohl Mancher legt' am fernen Strand
Sein müdes Herz zur Ruh,
Es deckte kalt des Fremdlings Hand
Die öde Gruft ihm zu.
Doch, ward ihr Staub der Ferne Raub
Vom Ocean umkreist,
Beim rechten Mann, beim echten Mann,
Kehrt ein daheim ihr Geist.

Und andre ruhn im heim'schen Sand
Den Ihren nicht entrückt;
Das sie gebar, dasselbe Land
Hat sie ans Herz gedrückt.
So laßt uns flehn, es mög' erstehn
Aus ihres Staubes Saat
Manch rechter Mann, manch echter Mann
Beherzt zu gleicher That.

Sie standen auf in düstrer Nacht
Für Recht und Vaterland;
Ein F·uer haben sie entfacht,
Da frommt kein Widerstand.
Ob Macht auch siegt und Recht erliegt
(Sie traf der Todesschlag)
Manch rechter Mann, manch echter Mann
Lebt hier noch heut am Tag.

Anf ihr Gedächtniß! — Sei's ein Licht
Das uns im Freiheitsstreit
Hellleuchtet auf dem Weg der Pflicht
Und mahnt zur Einigkeit.
Wie's auch ergeht, zu Irland steht,
Und sorgt daß Jeder frei
Ein rechter Mann, ein echter Mann
Von Achtundneunzig sei.

(Anonym.)

Der Anker des Delphin.

Zur Schmiede komm! Weißglühend sieh den Anker des Delphin.
Die Bälge ruhn, die Flamme sinkt; doch auf dem Herd umziehn
Die Flämmchen noch den schwarzen Berg und züngeln jäh empor,
Und hie und dort im Kreise steht der grimmen Schmiede Chor.
Gehüllt in Lederharnisch ganz, die breite Hand nur bloß,
Auf ihren Hämmern ruhen die; der hakt die Winde los.
Straff zieht der Krahn die Ketten an, die Schlacke steigt empor,
Aus hundert Rissen tief und roth schießt grelle Loh' hervor.
Er steigt, er brüllt, zerreißt den Berg! Vulkan, welch glühend Licht!
's ist blendend weiß, vernichtend heiß! So scheint die Sonne nicht.
Die Sonne sieht auf Erden nicht so grausen Feuerschein;
Tief schwarz das Dach, gluthhell das Fach; in düsterrothen Reih'n
Der Schmiede Chor; sie treten vor als ging' es in die Schlacht;
Da, zitternd durch sein Flammenvließ das Ungeheuer sacht
Sich auf den Ambos senkt — in Gluth strahlt jedes Antlitz auf.
„Hurrah!" es kracht — „Habt Acht, habt Acht!" es kracht der Hammer drauf!
Hurrah! die Blitzfontänen sprühn mit Zischen und Gesaus,
Ein Hagelstrom von Feuer sprüht bei jedem Hieb heraus;
Vom Leder prallt er mit Gewalt, fährt prasselnd rings umher
Durch das Gemach; bei jedem Schlag ein neues Funkenmeer.
Wie Arm um Arm der rüst'ge Schwarm zum Schlag hebt, ächzt er schwer.

Gebt Raum, gebt Raum Gesellen, haut drauf mit voller Kraft,
Laßt uns 'nen Anker schmieden mit tücht'gem, dickem Schaft;
Denn ein Herz ein eichenfestes wird hangen an jedem Schlag,
Wenn das Schiff auf stürmischer Rhede schaukelt am schlimmen Tag.
Wenn leewärts brüllt das blinde Riff; wenn der Ocean es faßt,
Vom Bug zum Steven See auf See, auf's Deck hinstürzt der Mast;
Das Schanzwerk fällt, das Steuer spellt, die Boote sind zerschellt:
Doch brave Schiffer seid getrost; denn seht, der Anker hält —
Tief eingedrückt, kein Zoll verrückt! Flögt ihr zum Himmel ja,
Er nickte leicht, als spräch' er: Schweigt, verzagt nicht; ich bin da.

(Ferguson.)

---

* Aus der Abtheilung des Künstlervereins
für Bremische Geschichte und Alterthümer.

Indem wir versprechen, fortan im „Sonntagsblatte" regelmäßig über die Versammlungen der oben genannten Abtheilung zu berichten, schicken wir dem Bericht über die letzte Versammlung einige Mittheilungen über die bisherige Thätigkeit dieser Abtheilung und des Vereins für Bremische Geschichte und Alterthümer, welcher die Anregung zu ihrer Gründung gab, voraus. Nachdem seit einer langen Reihe von Jahren die Gründung eines solchen Vereins gewünscht und angestrebt war, wurden in letzter Instanz die durch den Börsenbau verursachten Wühlereien auf dem Grasmarkt und dem alten Willehadi-Kirchhof und die dabei gemachten interessanten Funde die Ursache, daß diese Wünsche zur Erfüllung gelangten. Der am 13. Juli 1861 begründete Verein richtete daher seine nächste Aufmerksamkeit auf diese Ausgrabungen und die sorgfältige Aufbewahrung der in historischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht wichtigen Funde. Auch die ersten Vorträge waren diesen Gegenständen gewidmet. Namentlich behandelte Herr Dr. Georg Barkhausen einerseits die Bodenbildung unserer Gegend, andererseits die Frage nach der Herstammung der zahlreich aufgefundenen Skelette, die, wie namentlich die bei zweien derselben wohlerhaltenen Särge, sogenannte „Todtenbäume" zeigten, auf sehr alte, über die Einführung des Christenthums weit hinaus liegende Ansiedlungen an unserem Orte schließen lassen. Herr Dr. Ehmck behandelte die Geschichte der Willehadikirche und stellte die über die Geschichte des Platzes der ältesten Kirche in Bremen erhaltenen Nachrichten zusammen, um bei dem späteren Fortschreiten der Ausgrabungen dienliche Winke zu geben. Derselbe berichtete ein anderes Mal über interessante Holzschnitzereien, welche durch den Architekten Herrn Loschen in Bauerhäusern in der Umgegend Bremens aufgefunden waren. Die Bemühungen, welche der Verein bereits gemacht hatte, um ein Local für seine anzulegenden Sammlungen zu erwerben, sind hernach von der Abtheilung des Künstlervereins, in welche seit dem 19. März d. J. der Verein übergegangen ist, fortgesetzt, ohne freilich bis jetzt zum Ziele gediehen zu sein. Kleinere Gegenstände (Urkunden, Holzschnitzereien, Messingarbeiten, darunter eine Glocke vom Jahre 1556 mit hübscher Reliefarbeit) sind indeß bereits theils durch Kauf, theils durch Geschenk erworben und ein entsprechender Aufruf, welchen wir unten abdrucken, ist kürzlich erlassen worden. Zum Ankauf von Gegenständen, aus welchen mit der Zeit ein historisches Museum zu bilden sein wird, ist eine Commission ernannt, welcher außer dem Geschäftsausschuß die Herren Bildhauer Kropp und die Architecten Deneke und Loschen angehören. Die in dem kleineren Kreise des

Vereins angeregte Herausgabe der „Denkmale der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen“ wurde dann ebenfalls von der Abtheilung in der Weise aufgenommen, daß sich eine Commission in derselben bildete, welche noch an der Ausführung des ersten Heftes durch ihren Beirath begutachtend und ergänzend mitwirkte und ebenso bei den späteren Lieferungen den ausführenden Kräften zur Seite stehen wird. Das erste Heft ist jetzt vollendet und wird im Laufe dieser Woche ausgegeben werden.

Unter den Vorträgen ist nach der Neugründung der Abtheilung, welche jetzt circa 450 Mitglieder zählt, noch der des Herrn J. G. Kohl über die im Jahre 1568 gestiftete und später mit der Seefahrt vereinigte Bootsleute-Brüderschaft hervorzuheben. Die bei dieser Gelegenheit gemachte Aeußerung, daß die Geschichte der Bremischen Handwerkerinnungen noch wenig aufgeklärt und daher zu wünschen sei, daß die hiesigen Zünfte ihre Rollen und sonstige für die Kulturgeschichte werthvollen Documente, dem Verein zur Aufbewahrung übergeben möchten, veranlaßte Herrn Dr. Böhmert zu dem Versprechen, der nächsten Versammlung auf Urkunden gestützte Mittheilungen aus der Geschichte des Bremischen Zunftwesens zu machen. Der in der Versammlung der Abtheilung am 3. Juni gehaltene Vortrag desselben begann mit einigen einleitenden Bemerkungen über den Charakter des Zunftwesens von seinem Entstehen bis zum Verfall. Das 13. und 14. Jahrhundert, bis wohin man die urkundliche Geschichte der Zünfte in Bremen verfolgen kann, gehört zu den schönsten Perioden der deutschen Städte. Der Vortrag schildert die historische Entstehung und Berechtigung der ganzen Zunftinstitution, die in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens noch ziemlich frei von den Ausartungen späterer Jahrhunderte war. Es wurde hervorgehoben, daß die deutschen Zünfte an der Heranbildung eines kräftigen Bürgerthums im Mittelalter den wesentlichsten Antheil haben, und daß sie die ihnen theils gesetzlich verliehenen, theils factisch angemaßten Rechte damals weit weniger zur Monopolisirung ihrer Gerechtsame und zur Ausschließung der niedern Classen als vielmehr zur Erlangung einer geachteten politischen und socialen Stellung benutzt haben. — Als die Zeit des Verfalls der deutschen Städte herankam, brachen auch die Ausartungen des Zunftwesens immer greller hervor. Während die Zünfte in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens das Schauspiel eines edlen Ringens bieten, das um so schöner war, weil sie zugleich die Ehre der Arbeit miterkämpften, sind sie im 17. und 18. Jahrhundert die Förderer des herzlosesten Egoismus und ein Hemmniß des gewerblichen Aufschwungs geworden. Diese Behauptungen wurden durch eine Reihe von Mittheilungen aus Bremischen Urkunden näher begründet, wobei auf die Geschichte der Bremischen Schusterzunft und der verwandten Pantoffelmacherzunft besondere Rücksicht genommen wurde. Die älteste Rolle der Schuhmacher stammt aus dem Jahre 1274. Es existirt jedoch schon aus dem Jahre 1240 ein Vertrag der Schuster Bremens mit dem deutschen Orden, wonach letzterer die Verpflegung armer arbeitsunfähiger Schuster übernahm. Spätere Rollen der Schuster stammen aus den Jahren 1300, 1308, 1388, worin die Vereinigung der verschiedenen Zweiginnungen der Schuster, nämlich der sogenannten schwarzen Schuhmacher, der Corduaner und der allutifices, Lohgerber, ausgesprochen wird. Aus den ältesten Statuten der Schuster geht hervor, daß die Verhütung unsolider Arbeit und eine Verhinderung von Betrügereien der Amtsmitglieder ein Hauptzweck der Zünfte bei ihrem Entstehen war. In der Urkunde von 1300 wird ferner verboten, „daß keiner dem andern einen Gesellen (servum) abwendig mache, daß sie nicht die Söhne der Leinweber und Lastträger (zwei verachtete Gewerbe) unterrichten, sich bei ihren Gelagen nicht zu arg betrinken, so daß einer in den Koth falle oder sich übergebe, oder sonst etwas Unschickliches begehen und die Meister, wenn sie Morgensprache halten, nicht beschimpfen.“ — Von einem Meisterstück und einem Privilegium ist in den beiden ältesten Urkunden der Schuster noch keine Rede. — Das Statut des Bremischen Schneideramts von 1491 enthält sehr singuläre Bestimmungen, es gewährt den Schneidern bereits ein wirkliches Privilegium, fordert das Halten von 8 Schützen für die Stadt und schreibt das Meisterstück, die Anschaffung einer Rüstung, die Bestrafung schlechter Arbeit, die Meisterkost, die Feier des Maitages, eine feste Taxe für die verschiedenen Arten männlicher und weiblicher Kleidung u. A. vor. — Von besonderem Interesse ist auch das Statut der Tüffel- oder Pantoffelmacher vom Jahre 1589, woraus hervorgeht, daß damals bereits eine Rohstoffassociation zur Anschaffung von Leder, Kork, Korn und sonst unter den Bremischen Pantoffelmachern bestand. Die Pantoffelmacherzunft wurde im Jahre 1635 mit der Schusterzunft vereinigt. — Im Jahre 1599 wurde der erste Freischuster, ein Holländer, Lucas von der Meden, vom Rathe concessionirt. Derselbe beschäftigte 14 bis 15 Gesellen, unter denen bereits Stücklohn eingeführt war. — Im Jahre 1685 wurde ein französischer Refugié trotz des Protestes des Schusteramts zum Freischuster ernannt. — Das 18. Jahrhundert war die Zeit der größten Mißbräuche des Zunftwesens, gegen welche das Reichsgutachten von 1731 erlassen werden mußte. Die Stellung des Bremer Rathes zu den Zünften, die inneren Zunfteinrichtungen, die Gesellenaufstände, der Einfluß des Reichsgutachtens auf die Bremischen Zunftverhältnisse wurden in dem Vortrage eingehend geschildert und viele Mittheilungen von allgemeinem kulturhistorischen Interesse daran geknüpft. — Eine Besprechung des inhaltsreichen Vortrags wurde bis zur nächsten Versammlung ausgesetzt.

Aufruf.

Der Geschäftsausschuß der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer richtet an alle Bewohner Bremens und der Umgegend, welche Gegenstände besitzen, die zur Aufhellung unserer politischen und Kulturgeschichte beitragen können, oder welche Kunde von dem Vorhandensein solcher Gegenstände haben, die Bitte, dieselben zur Kenntniß der Abtheilung bringen zu wollen. Sie betrachtet es als ihre Aufgabe, die Quellen und Denkmale unserer Geschichte theils selbst zu sammeln, theils wenigstens zu verzeichnen und dadurch sowohl dem größeren Publikum als auch namentlich der wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen. Urkunden, Briefe, Tagebücher, Chroniken, ältere Druckwerke, ferner: Münzen, Siegel, Wappen, Karten, Bilder, Geräthe und Kunstwerke verschiedener Art sind vorzugsweise die Gegenstände, welche man der Aufmerksamkeit der Besitzer empfehlen und vor Verwahrlosung geschützt wissen möchte. Hinsichtlich der Zeit wird die Abtheilung bei ihren Forschungen und Sammlungen keine Grenze ziehen, sondern die ganze Geschichte Bremens von der Periode seines ersten Werdens an bis zur jüngsten Vergangenheit herab berücksichtigen. Anmeldungen und Anzeigen solcher Art nimmt jeder der Unterzeichneten mit Dank entgegen.

Bremen, im Mai 1862.

P. Ehmck, Obernstraße 23.
F. Nielsen, Contrescarpe 104 b.
H. Schafferl, Pelzerstraße 9.
H. A. Müller, Rutenstraße 5.
F. Pletzer, Georgstraße 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

№ 25. Bremen, 22. Juni. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Friedrich Hebbel.

Von Adolf Strodtmann.

Die Nibelungen. Ein deutsches Trauerspiel in drei Abtheilungen. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Friedrich Hebbel behauptet unter den Dichtern der Gegenwart eine eigenthümliche Stellung, die sich nur aus dem allgemeinen Charakter unsres Zeitalters erklären läßt. Der großen Geisterbewegung auf dem Felde der Philosophie zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts ist eine Literaturepoche gefolgt, die, mit den „Reisebildern“ von Heinrich Heine anhebend, bis zur heutigen Stunde noch nicht ihren Abschluß gefunden hat. Die Schriftsteller der dreißiger und vierziger Jahre suchten zunächst die von der Philosophie gewonnenen Resultate in allgemein verständlicher Form auszusprechen und dem Volke zum Bewußtsein zu bringen. In Folge dieses Bestrebens entspann sich ein leidenschaftlicher Kampf, der bald nicht mehr ausschließlich auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft, sondern auch auf politischem Felde geführt ward, und dessen letztes Ziel die praktische Verwirklichung jener Ideen ist, die unsre großen Denker in der zaghaften Umhüllung schwerfälliger Formeln verkündeten. Ohne Frage hat nicht bloß unser politisches Leben, sondern auch unsre Literatur durch diese Befruchtung mit tiefen philosophischen Gedanken und durch die volksthümliche Sprache, deren sich unsre modernen Schriftsteller befleißigen, einen glücklichen Aufschwung genommen; aber auch die Schattenseite dieser Erscheinung wollen wir nicht verschweigen. Die Absichtlichkeit, die schroff hervorgekehrte Tendenz ward seitdem das Losungswort auch in der Kunst, und das Trachten nach Volksthümlichkeit artete nur allzu häufig in ein Buhlen um den augenblicklichen Beifall der Menge aus. Schlimmer noch gestaltete sich dies unwürdige Aufgeben künstlerischer Zwecke, dem so manches Talent zum Opfer fiel, in der trüben Zeit der Entmuthigung, welche der hoffnungsfreudigen Erhebung des Jahres 1848 folgte. Das Streben nach der praktischen Verwirklichung philosophischer Ideale schlug in eine blasirte, widrig materielle Genußsucht um, deren erschlaffende Wirkung sich nur zu deutlich auch in der Literatur des letzten Decenniums ausprägt. Die populäre Schreibart ist geblieben, aber die großen Ideen, um deren Verbreitung es sich handelte, sind unsern Zeitgenossen fast aus den Augen gerückt. Die schriftstellerische Produktion dient einzig der Tageslaune, dem flüchtigen Interesse des Augenblicks; sie sinkt mehr und mehr in den Bereich oberflächlicher Feuilletonskizzen und anekdotisch zusammengestoppelter Romane herab; seit 1848 ist (etwa mit Ausnahme von Wilhelm Hertz und Hermann Lingg) nicht einmal auf dem Felde der Lyrik ein neuer Name von einiger Bedeutung aufgetaucht, und gar die Bühnen-Novitäten beschränkten sich fast ganz auf Uebersetzungen oder kunstlose Bearbeitungen französischer Demimondestücke. Mit dem Verfall der dramatischen Produktion hielt der Verfall der Schauspielkunst gleichen Schritt; selbst unsere ersten Bühnen, die es sich früher zur Ehre rechneten, die Tradition der klassischen Kunst zu bewahren, huldigen jetzt fast ausnahmslos dem verderblichen Zeitgeschmack, und ein ernstes künstlerisches Wollen findet weder bei dem Publikum, noch bei der Kritik Unterstützung. Letztere, die Kritik, hat es gleichfalls verlernt, die Kunstwerke der Vergangenheit wie der Gegenwart nach ewigen Gesetzen der Schönheit und Wahrheit zu beurtheilen; ihr Maßstab ist das einseitige subjektive Belieben, der im Flug erraffte Genuß, im besten Falle die engherzig-sittliche oder die noch beschränktere politisch-nationale Tendenz.

Unter solchen Umständen kann es nicht überraschen, wenn der wahre Künstler sich mit Stolz oder mit Unmuth von dem frivolen Treiben seiner Kunstgenossen abwendet und auf einsamem Altare die göttliche Flamme der Poesie zu nähren sucht. Ein selbstbewußter Geist, ein unerschütterlich fester Charakter freilich muß es sein, der, unbeirrt von dem Hohn oder dem Stumpfsinn der Menge, in stiller Andacht dem verhüllten Gotte der Zeit sein künstlerisches Opfer bringt. Aber wohl ihm! sein Tag wird kommen, ob er auch selber vielleicht schon im Grabe ruht, und sein Gedicht wird leben, wenn längst die Namen derer verhallt sind, denen heut ein verblendeter Schwarm für eine kurze Stunde entgegenjauchzt.

Ist Friedrich Hebbel eine Sphinx, weil manchem seiner Werke ein philosophisches oder psychologisches Räthsel zu Grunde liegt? Wie dem auch sei, die Auflösung lautet hier, wie bei dem Räthsel jener uralten Sphinx von Theben: „Der Mensch.“ Aber wir verwahren uns gegen den ganzen Vergleich; die Schöpfungen Hebbel's sind, mit geringen Ausnahmen, nichts weniger als unklar und räthselhaft — es kommt, wie bei jedem großen Kunstwerke, nur auf die richtige Zeitbeleuchtung an, um alle Lichter und Schatten in ihrem bewundernswürdig richtigen Verhältniß zu erkennen. Auf den ersten Blick erscheint ein Werk Hebbel's, inmitten der Fluth schönrednerischer Phrasen der Gegen-

wart, vielleicht wie ein schroffes, unwirthliches Felsengestade, das von allen Stürmen umbraust wird. Aber betreten wir es freudigen Muthes, so finden wir ein sicheres Eiland der Schönheit, schattige Haine umflüstern uns, Nachtigallen singen in den Zweigen ihr süß melancholisches Lied, und das Bächlein in der Tiefe murmelt von den ewigen Geheimnissen des Weltalls.

Hebbel hat mehr als irgend ein anderer der jetzt lebenden Dichter seine ganze Entwicklung sich selbst zu verdanken. Bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre lebte er in der Abgeschiedenheit seines heimathlichen Dorfes; als er später in die Welt hinaustrat, hatten sein ernster Charakter und seine strenge Kunstanschauung sich bereits so energisch gefestigt, daß Erfahrung und Studium die Originalität seiner Gefühls- und Denkweise nur zu reifen, nicht abzuschwächen vermochten. Wie in seinen Dramen, stellt er auch in seinen lyrischen und epischen Dichtungen den Menschen ganz auf sich selber und erschafft sich ein Sittengesetz, das einzig die Kraft eines freien, edlen Selbstbewußtseins zum Mittelpunkte hat. Es ist bezeichnend für seinen vorwiegend dramatischen Beruf, daß es ihm meisterhaft gelingt, in Romanzen und Balladen, durch Handlung und plastische Gestaltung, philosophische Ideen in lebendigster, fast dramatisch bewegter Form auszusprechen. Wir erinnern beispielsweise an das Gedicht: „Der Priester", welches leider in der neuen Gesammtausgabe seiner Gedichte fehlt. Eine so markig gedrungene, freilich nicht immer melodische Form, wie sie Hebbel in all' seinen Schöpfungen aufweist, hat seit Goethe kein zweiter Dichter erreicht. Ein Gedicht Hebbel's werden wir unter tausenden sofort erkennen, denn seine Weise läßt sich nicht nachahmen; sie streift oftmals hart an die Grenze der erlaubten Kürze, ja, sie überschreitet dieselbe hin und wieder sogar. Nie gestattet er sich ein überflüssiges Wort oder Bild; doch läßt er selten ein nothwendiges vermissen. Der tiefe Gehalt seiner Werke erklärt es leicht, daß er nur langsam jene Anerkennung findet, welche die oberflächliche Menge so rasch dem amüsanten Witzling und dem phrasenhaften Gaukler zollt, der die bunten Seifenblasen seiner kleinen Freuden und Leiden kokett in die Lüfte wirft. Hebbel hat in jeder Strophe etwas Gewichtiges zu sagen; auch das kürzeste seiner Epigramme enthält einen Gedankenkern, der sich freilich ohne Nachdenken nicht wohl genießen läßt. Wer aber den Dichter willig begleiten mag, findet in dem gewonnenen Schatz einer wahrhaft künstlerischen und philosophischen Weltanschauung den reichsten Lohn. Auch widerlegt Hebbel durch seine Leistungen auf's Gründlichste die banale Befürchtung, als sei der gedankenvolle Inhalt einer solchen Welt- und Naturanschauung der poetischen Gestaltung nicht fähig, als bedürfe der Dichter heute und allezeit übersinnlicher Mythen, um das Menschenherz gewaltig zu ergreifen. Gerade die Uebereinstimmung seiner Lieder mit den Lehren der Philosophie und der Naturwissenschaft erhöht ihren eigenthümlichen Werth. Wir setzen zur Bestätigung unsrer Ansicht eins dieser Lieder her:

Natur, du kannst mich nicht vernichten,
Weil es dich selbst vernichten heißt;
Du kannst auf kein Atom verzichten,
Das einmal mit im Weltall kreist.

Du mußt sie alle wieder wecken,
Die Wesen, die sich, groß und klein,
In deinem dunklen Schooß verstecken
Und träumen, nun nicht mehr zu sein.

Natur, ich will dich nicht beschwören:
Verändre deinen ew'gen Lauf!
Ich weiß, du kannst mich nicht erhören,
Nur wecke mich am letzten auf!

Ich will nicht in die Luft zerfließen,
Ich will, auf langen Schlaf entbrannt,
Gestorben, mich im Stein verschließen,
Im härtesten, im Diamant.

Ob der in einer Krone gaukle,
Ob er bei heller Kerzen Licht
Auf einer Mädchenbrust sich schaukle,
Ich schlafe tief, ich fühl' es nicht.

Er wird bei tausend Festestänzen
Als Mittelpunkt im Strahlenkranz
Vielleicht, wie nie ein andrer, glänzen,
Doch Keiner ahnt, woher der Glanz.

Erst, wenn ich mich erwachend dehne,
Sag' ich dem Träger still in's Ohr,
Daß einst ein Mensch zerrann zur Thräne
Und die zum Edelstein gefror.

Noch zarter und von rein lyrischer Form ist das folgende Gedicht:

Ich und Du.

Wir träumten von einander
Und sind davon erwacht,
Wir leben, um uns zu lieben,
Und sinken zurück in die Nacht.

Du tratst aus meinem Traume,
Aus deinem trat ich hervor,
Wir sterben, wenn sich Eines
Im Andern ganz verlor.

Auf einer Lilie zittern
Zwei Tropfen, rein und rund,
Zerfließen in Eins und rollen
Hinab in des Kelches Grund.

Glauben wir nicht etwa, daß so lieblich innige Klänge sich in den Hebbel'schen Gedichten nur vereinzelt vorfänden. Mit der seltensten Kraft und Energie des Gedankens vereinigt dieser originelle Geist die seelenvollste Weichheit des Gemüthes, welche in zahlreichen Liedern Ausdruck findet, die wie vollendete Musik erklingen und, einmal gehört, nie wieder verhallen. Ich erinnere nur an „Das Kind am Brunnen" oder an das anmuthige Gedicht:

Liebesprobe.

Laß den Jüngling, der dich liebt,
Eine Lilie pflücken,
Eh' dein Herz sich ihm ergiebt,
Um ihn zu beglücken.

Wird kein Tropfen von dem Thau
Dann durch ihn vergossen,
Der sie tränkte auf der Au,
Sei der Bund geschlossen.

Wer so zart die Blume bricht,
Daß die nicht entwallen,
Sorgt auch, daß die Thränen nicht
Deinem Aug' entfallen.

Zur Vervollständigung dieser flüchtigen Skizze von Hebbel's seitherigen Leistungen auf dem Felde der Lyrik wollen wir im Vorbeigehen auch seine politischen Gedichte erwähnen. Ohne Frage überragt bei denselben der Inhalt in fast unerquicklicher Weise die Form, aber es scheint uns beachtenswerth, daß unser Dichter hier mit kraftvollem Nachdruck einen der wichtigsten politischen Grundgedanken des Zeitalters: die Einheit und Unabhängigkeit der Nationen, vertritt. Sein Gedicht auf den Waffenstillstand von Malmö war ein trotziger Protest gegen die Schmach „des tollgewordnen Siegers, der seinen Kranz zerpflückt und seinen Schild zerhackt." Und als ein Ukas der Statthalterschaft von Niederösterreich dem Dichter bei Gelegenheit des Attentats auf Franz Josef ein Danklied auf die Rettung des Kaisers abdrang, rief Hebbel Letzterem den in Oesterreich mehr als irgendwo verpönten und verfehmten Gedanken der deutschen Einheit mit Warnerstimme ins Ohr:

So schmiede denn mit einer ehrnen Klammer
Das eigne fest ans alte deutsche Reich;
Dann endest du den allgemeinen Jammer,
Und den des edlen deutschen Volks zugleich.
Wo drängt sich auch durch eine Herzenskammer
Das Blut und läßt die andre leer und bleich?
Durch alle beide muß es wechselnd fluthen,
Dann weckt es die verborgnen Lebensgluthen!

Es ist bekannt, wie das leise Mahnungswort unbeachtet verhallte. Der Poet aber blieb sich selbst getreu; was er dem jüngsten Sprossen des Hauses Habsburg zurief, als er, durch äußeren Zwang getrieben, in die Saiten der Leier griff, das wiederholte er in dem edeln Liede, mit dem er aus freiem Willen nach dem Becker'schen Mordversuche den König von Preußen begrüßte. Wohl war es zeitgemäß, nach den Erfahrungen der Manteuffel'schen Periode den Herrscher von Preußen an Karl August zu erinnern, den treuen Schützer der Verfassung und der heiligen Volksrechte:

Denk' an den edelsten der Fürsten,
Der je auf einem Throne saß:
Wie alle nach der Beute dürsten,
Da findet er allein das Maß.
Er rührt nicht an die theuern Güter,
Die sich sein Volk mit Blut erkämpft,
Er wird ihr erster tapfrer Hüter,
Durch nichts in seinem Muth gedämpft.

Und wer das thut im größten Kreise,
Was Karl August in kleinern that,
Der öffnet uns auf rechte Weise
Zum neuen Sieg den sichren Pfad.
Horch, wie's in vollern, immer vollern
Accorden durch das Reich erklingt:
Ob Habsburg oder Hohenzollern,
Der Kaiser ist, wer das vollbringt.

Wir wollen dem Dichter nicht, wie es von anderer Seite geschah, einen Vorwurf daraus machen, daß er seine Mahnrufe an Deutschlands mächtigste Fürsten in die Formen conventioneller Höflichkeit kleidete; der Sturm von Angriffen, den besonders das letzterwähnte Gedicht in der czechischen und altösterreichischen Presse wider den Verfasser heraufbeschwor, zeigt am deutlichsten, wie sehr sein Pfeil ins Schwarze traf. Hebbel mag sich von den Atta Trolls der Tendenz ruhig „servil" schelten lassen, so lange seine Gesinnung eine so tüchtige bleibt; — das Haus Habsburg wird fürwahr die Mahnung, daß es „dem deutschen Volk die Todeswunde versetzte", so wenig für ein Compliment halten, wie König Wilhelm I. sonderlich davon erbaut sein wird, daß ihm der Dichter das Bild des einzigen deutschen Fürsten, der die Verfassung hielt, als Nacheiferungsmuster vor Augen stellt!

Weit mehr jedoch ist Hebbel's Streben auf dramatischem Felde verkannt worden. Der Vergleich seiner Stellung in der Literatur mit derjenigen Richard Wagner's in der Musik liegt zu nahe, als daß wir denselben ganz zurückweisen möchten. Beide haben versucht, das Publikum, und vielleicht mehr noch sich selbst, in tiefsinnigen und geistvollen Abhandlungen über die letzten Gründe ihres künstlerischen Schaffens zu unterrichten. Statt ihnen für diese interessanten Aufschlüsse über ihr Streben, für diesen Einblick in die geheime Werkstatt künstlerischer Produktion dankbar zu sein, hat man ihnen aus ihrer kritischen Thätigkeit, aus ihrer selbstbewußten Klarheit einen Vorwurf gemacht, und wohl gar dem Einen die Poesie, dem Andern die Musik abgesprochen*). Wir könnten denen, die es dem Künstler verwehren wollen, sich der Ziele seines Schaffens bewußt zu sein, einfach das Beispiel unsrer größten Dichter, eines Goethe, Schiller, Lessing, entgegenhalten; aber wir möchten lieber dazu beitragen, das obwaltende Mißverständniß überhaupt zu entfernen. Hebbel und Wagner traten auf in einer Zeit, wo von den Lehrstühlen der Philosophie und der Literaturgeschichte das „Ende der Kunst" fast als ein Dogma gepredigt ward; darf man sich wundern, wenn der Künstler, dem es Ernst mit seinem Berufe war, sich zu der Untersuchung gedrungen fühlte, ob jene Phrase eines Gervinus und der Hegel'schen Schule in der That eine Wahrheit sei. Es ist zunächst ein Irrthum, zu glauben, daß die Naivetät des Produktionsakts durch Ergründung des Kunstproblems beeinträchtigt werde; in beiden Fällen kommen ganz verschiedene Vermögen des menschlichen Geistes in Thätigkeit. Irrthümlicher aber noch ist die Verwechslung der philosophischen Spekulation mit der Idee, welche dem dramatischen, wie überhaupt jedem echten Kunstwerke zu Grunde liegt. Hebbel, der es in einem seiner Distichen nachdrücklich betont, daß jedes Gedicht „an sich schon ein Bild" sei, denkt gewiß am wenigsten daran, in seine Dramen fremdartiges Beiwerk der Philosophie und Symbolik hineinzutragen; aber das rechte Bild wird doch immer von irgend einer Seite die Welt reflectiren und einen Brennpunkt dafür abgeben. Auf diesen allein wies Hebbel in seiner vielgeschmähten Vorrede zur „Maria Magdalena" hin. Er will im Drama Leben, und wieder Leben, und nochmals Leben; aber freilich die Wurzel gehört mit zum Baum, der aus ihr entsprießt und großwächst und Blüthen und Früchte trägt. Es hieße die Grenzen dieses Aufsatzes überschreiten, wollten wir Hebbel's kunstphilosophische Ansichten hier einer ausführlichen Besprechung unterziehen. Nur einige kurze Andeutungen seien uns über die Art und Weise vergönnt, wie derselbe sich über die Aufgabe des dramatischen Dichters der Gegenwart äußert. „Jedes Drama", sagt er in dem kleinen Vorwort zur „Genoveva", „ist nur so weit lebendig, als es der Zeit, in der es entspringt, d. h. ihren höchsten und wahrsten Interessen, zum Ausdruck dient." Eingehender beleuchtet er diesen Ausspruch in der Broschüre „Mein Wort über das Drama" und in der erwähnten Vorrede zur „Maria Magdalena." „Das Drama", heißt es an letztgenannter Stelle, „das Drama als die Spitze aller Kunst soll den jedesmaligen Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältniß zur Idee veranschaulichen. Das Drama, d. h. das höchste, das epochemachende, ist aber nur dann möglich, wenn in diesem Zustand eine entscheidende Veränderung vor sich geht; es ist daher durchaus ein Produkt der Zeit." Hebbel weist ferner nach, wie bisher die Geschichte nur zwei Krisen aufzuweisen hatte, aus welchen dies höchste Drama hervorblühen konnte: „einmal bei den Alten, als die Weltanschauung aus ihrer ursprünglichen Naivetät in das sie zunächst auflockernde und dann zerstörende Moment der Reflexion überging, und einmal bei den Neuern, als in der christlichen eine ähnliche Selbstentzweiung eintrat." Was nun den heutzutage gährenden Proceß belangt, so bezeichnet Hebbel denselben, wie folgt: „Der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld giebt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen; er will,

*) Die Erörterung des geehrten Herrn Verfassers enthält einige Stellen, gegen die wir erhebliche Bedenken haben. Schon die frühere, die Kritik betreffende Bemerkung in der weiten Ausdehnung, welche derselben gegeben ist, hätte uns zu der Bitte veranlassen können, daß doch einige Ausnahmen gestattet werden möchten. Indeß nimmt es sich schlecht aus, wenn man auf eine warme Betrachtung kaltes Wasser schüttet. Die Worte über Richard Wagner können wir indeß nicht ohne eine Redactionsnote hingehen lassen. Derjenige Theil der Kritik, welcher es ernst und aufrichtig mit der Sache meint, hat ihm nie Musik abgesprochen, wohl aber behauptet und ausgeführt, daß zwischen dem Wollen und dem Können eine große Kluft sein kann. Wäre bei ihm alles in Wirklichkeit so, wie es von ihm theoretisch construirt wird, so würde vielleicht jene Aufgabe gelöst sein, die unserer Zeit gestellt ist; aber man glaubt gern zu sein und zu leisten, was man sein und leisten möchte. D. R.

daß sie sich auf nichts als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identisch sind, stützen und also den äußeren Haken, an dem sie bis jetzt zum Theil befestigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen. Die Philosophie hat diesen Proceß vorbereitet, und die dramatische Kunst soll ihn beendigen helfen, sie soll in großen, gewaltigen Bildern zeigen, wie die bisher nicht durchaus in einem lebendigen Organismus gesättigt aufgegangenen, sondern zum Theil nur in einem Scheinkörper erstarrt gewesenen und durch die letzte große Geschichtsbewegung entfesselten Elemente, durcheinander fluthend und sich gegenseitig bekämpfend, die neue Form der Menschheit erzeugen, in welcher Alles wieder an seine Stelle treten, in welcher das Weib dem Mann wieder gegenüberstehen wird, wie dieser der Gesellschaft, und wie die Gesellschaft der Idee. Damit ist nun freilich der Uebelstand verknüpft, daß die dramatische Kunst sich auf Bedenkliches und Bedenklichstes einlassen muß, da das Brechen der Weltzustände ja nur in der Gebrochenheit der individuellen erscheinen kann, und da ein Erdbeben sich nicht anders darstellen läßt, als durch das Zusammenstürzen der Kirchen und Häuser und die ungebändigt hereindringenden Fluthen des Meers. Ich nenne es natürlich nur mit Rücksicht auf die harmlosen Seelen, die ein Trauerspiel und ein Kartenspiel unbewußt auf einen und denselben Zweck reduciren, einen Uebelstand; denn diesen wird unheimlich zu Muth, wenn Spadille nicht mehr Spadille sein soll, sie wollen wohl neue Combinationen im Spiel, aber keine neue Regel ꝛc.“ In diesem Sinne sind Hebbel's sämmtliche Dramen „künstlerische Opfer der Zeit“; denn die individuellen Lebensprocesse, welche er in ihnen zur Anschauung bringt, „stehen alle mit den jetzt obschwebenden allgemeinen Principienfragen in engster Verbindung“, seine Kunst ist realisirte, in Fleisch und Blut übergegangene, lebendig gewordene und mit aller Naivetät des Lebens sich ausgestaltende Philosophie über die Grundfragen der modernen Gesellschaft. Mag er seine Stoffe dem entlegensten Alterthum oder der heutigsten Gegenwart entlehnen: gleichviel, in allen seinen Schöpfungen weht der Hauch unsres Jahrhunderts, und überall befolgt der Künstler mit Ernst das von ihm aufgestellte Gesetz, indem er in der That jedes Gefühl und jede Handlung der von ihm erschaffenen Gestalten aus ihrer eigensten Natur entstammen läßt und, trotz seiner scharfen psychologischen Zeichnung, mindestens in der Tragödie jedes Spiel äußerlicher Zufälle verschmäht.

Aus den angezogenen Aeußerungen des Dichters über Ziel und Gehalt seines Strebens resultirt, meinen wir, auf das Evidenteste, daß es sich bei seinen dramatischen Produktionen nicht entfernt um abstracte und abstruse Speculation über begriffliche Vorstellungen, etwa um dialogisirte Philosopheme, handelt, sondern ganz im Gegentheil um eine Darstellung des Lebens, — freilich eines Lebens, das in seiner Totalität überall in den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit oder Nothwendigkeit, „die identisch sind“, wurzelt. Ehe wir zur Besprechung von Hebbel's neuester Schöpfung übergehen, wollen wir flüchtig einen weiteren Tadel berühren, der von den Gegnern des Dichters seit Jahren gegen dessen Werke erhoben wird. Wir meinen den Vorwurf der Immoralität. In seinen Dramen finde sich, so hören wir scheinheilig rügen, viel Unvernünftiges und Unsittliches, ja, seine Helden und Heldinnen seien fast ausnahmslos unmoralische Charaktere. Was einem Lessing und Schiller bei der Wahl ihrer Stoffe (Emilia Galotti, Don Carlos, Braut von Messina ꝛc.) unbedenklich gestattet wird, soll einem Hebbel verboten sein. In der That, dieser Vorwurf ist so neu wie abgeschmackt; er entspringt aus einer totalen Verkennung der Aufgabe des dramatischen Dichters. Welches Interesse kann auf den weltbedeutenden Brettern ein Held gewähren, der als Individuum in jedem Momente „sittlich“ und „tugendhaft“ ist, dessen Handlungen somit die „tragische Schuld“ gänzlich fehlt und für dessen Irrthümer keine Sühne erfordert wird? Mit Recht stellt Hebbel (im Vorwort zu seiner „Julia“) diesen, nicht bloß ihm, sondern aller Kunst feindlichen Angriffen die Behauptung entgegen, daß „gar kein Drama denkbar ist, welches nicht in allen seinen Stadien unvernünftig oder unsittlich wäre. Ganz natürlich, denn in jedem einzelnen Stadium überwiegt die Leidenschaft, und mit ihr die Einseitigkeit oder die Maßlosigkeit. Vernunft und Sittlichkeit können nur in der Totalität zum Ausdruck kommen und sind das Resultat der Correctur, die den handelnden Charakteren durch die Verkettung ihrer Schicksale zu Theil wird. Genau besehen, nimmt der Dichter die unvernünftigen und unsittlichen Elemente aus der Welt und löst sie seinerseits in Vernunft und Sittlichkeit auf, indem er Ursache und Wirkung enger zusammenrückt, als es in der Wirklichkeit zu geschehen pflegt. Man soll daher nie fragen, von welchem Punkt er ausgeht, sondern stets, bei welchem Punkt er anlangt.“ Legen wir diesen Maßstab an die Dramen unsres Dichters, so werden wir leicht erkennen, daß in jedem seiner Stücke eine poetische und sittliche Gerechtigkeit waltet, die vielleicht, wie in der „Julia“, nicht immer mit der gedankenlosen Alltagsmoral im Einklange steht, immer jedoch den Anforderungen einer höheren, vorurtheilslosen Sittlichkeit entspricht. Wir behalten uns vor, den Beweis für diese Behauptung ein andermal durch eine detaillirte Analyse seiner sämmtlichen Werke zu liefern.

Hebbel hat als dramatischer Dichter sieben Jahre geschwiegen. Diese sieben Jahre, die reifsten, aber hoffentlich nicht die letzten seiner Produktionszeit, hat er auf das Trauerspiel verwendet, welches wir heute zur Anzeige bringen. Sein Zweck war, den dramatisch-theatralischen Schatz des Nibelungenliedes zu heben, nicht aber den poetisch-mythischen Gehalt des altnordischen Sagenkreises, dem es angehört, zu ergründen, oder gar, wie es bereits in Literaturgeschichten auf die arg gemißdeutete Vorrede zur „Maria Magdalena“ hin prophezeit wurde, irgend ein allermodernstes Lebensproblem zu illustriren. Dieser Zweck ist erreicht, das Stück hat sich bei mehrmaliger Aufführung in Weimar auch auf der Bühne so glänzend bewährt, daß selbst ehemalige Gegner des Dichters (wie der feine Kunstkenner A. Schöll, der es in der preußischen Sternzeitung einer gediegenen Kritik würdigte) unverhohlen ihre bewundernde Anerkennung aussprachen. Von seinen Vorgängern unterscheidet sich der Verfasser zunächst dadurch, daß er, was die Anlage betrifft, nicht auf gut Glück bestechende Einzelheiten aus dem großen Nationalgedichte herausriß, die als unmotivirt und resultatlos auch ohne Wirkung bleiben müssen, sondern in streng geschlossener Kette die ganze ungeheure Handlung, ohne ein wesentliches Glied zu überspringen, zur Anschauung bringt, und daß er, was die Ausführung anlangt, zwischen der einst beliebten trockenen „Reckenhaftigkeit“, die alles menschliche Interesse ausschloß, und der darauf gefolgten übertriebenen lyrischen Innerlichkeit, die den Gegenstand vernichtet, die glückliche Mitte hält. Er giebt das Ganze, da Anfang und Ende zusammen gehören und sich gegenseitig erklären, und er läßt seine Helden so wenig stammeln und stottern, als deklamiren; damit ist ihm der Erfolg auf dem Theater gewiß, und damit wird er auch den Leser gewinnen. Denn freilich ist jedes echte Drama so gut für die Lektüre wie für die Bühne bestimmt, und Birch-Pfeiffer'sche Fadaisen, die man nur sehen kann, bedeuten noch ungleich weniger, als Tieck'sche Unfönnlichkeiten, die man nur lesen kann.

Erstaunenswerth ist zunächst der sichere Scharfblick, mit welchem Hebbel die zu dramatischer Gestaltung sich eignenden Momente

des alten Volksepos erkannte und zu einer tragisch fortschreitenden Handlung verflocht, welche nicht einen Augenblick in episodische Abschweifungen verfällt, aber auch nirgends, zu straff angespannt, die nöthige Vorführung der Motive außer Acht läßt. Im Gegentheil müssen wir bekennen, daß der Dichter alle Partien des Nibelungenliedes, welche von erheblicher Bedeutung für die Entwicklung und den Ausgang des gewaltigen Dramas sind, auf's sorgfältigste benutzt und häufig überaus glücklich die Motive ergänzt oder kunstgerecht verändert hat, wo das Epos dieselben nur unklar oder in allzu verletzender Weise hervortreten ließ. Natürlich ward Manches, wie es die dramatische Behandlung erforderte, der Zeit nach näher zusammengerückt; so wirbt z. B. Siegfried gleich bei seinem Eintritt in Gunther's Dienst um Chriemhild, statt erst ein Jahr lang dem Könige zu dienen. Auch vermied Hebbel, taktvoller als Raupach und Geibel, jede unkeusche Schilderung von Scenen, die wohl das naive Epos berühren durfte, die aber, auf der Bühne zur Sprache gebracht, Anstoß und Widerwillen erregen. So ist beispielsweise der Kampf Gunther's mit Brunhild im Brautgemach ausgefallen, und in der That würde das heutige Publikum aller Wahrscheinlichkeit nach in ein rohes Gelächter ausbrechen, wenn es vernähme, daß der König von seinem trotzigen Weibe eine Nacht hindurch mit gebundenen Händen und Füßen an einen Wandnagel gehängt ward. In dem vorliegenden Trauerspiel ist die Bändigung Brunhild's durch Siegfried in die Hochzeitsnacht selbst verlegt, und nicht Gunther, sondern Hagen überredet Jenen, noch einmal dem Könige seinen starken Arm zu leihen. Das erwähnte Motiv ist aber nicht etwa gänzlich aufgegeben, sondern nur durch ein keuscheres, ebenso kräftig wirkendes ersetzt. Hagen erzählt, Gunther habe Brunhild bei der Ankunft in Worms auf dem Schiffe einen Kuß rauben wollen:

> „Sie sträubte
> Sich Anfangs, wie es einer Magd geziemt,
> Und wie sich unsre Mütter sträuben mochten;
> Doch, als sie merkte, daß ein Daumendruck
> Genügte, um den Freier fort zu schnellen,
> Da ward sie toll, und als er doch nicht wich,
> Ergriff sie ihn und hielt ihn, uns und ihm
> Zur ew'gen Schmach, mit vorgestrecktem Arm
> Weit in den Rhein hinaus.“

Dies Motiv: daß, „wer ihr den Kuß nicht rauben kann“, die Königin auch nicht bewältigen wird, könnte an sich allein schon genügen, um dem Zuhörer wie dem Leser die Widerspenstigkeit der nordischen Jungfrau zu veranschaulichen; doch wird dasselbe noch durch die Erklärung Brunhild's verstärkt, welche, gereizt durch die Vermählung Chriemhild's mit dem vermeintlichen Knecht ihres Gemahls, gegen Ute in die Worte ausbricht:

> „Ich folge ihm
> Zur Kirche, wie ich schwur, und werde dir
> Mit Freuden Tochter, aber ihm nicht Weib!“

Während im Volksliede Siegfried nach der Trauung mit seiner jungen Gemahlin Worms verläßt, und Chriemhild erst zehn Jahre später bei einem Besuch am burgundischen Hofe den ihr von Siegfried geschenkten verrätherischen Gürtel Brunhilden zeigt, findet im Trauerspiel der Streit zwischen den beiden Fürstinnen am Morgen nach der Doppelhochzeit statt, und, worauf wir besonderes Gewicht legen: der Gürtel ist durch Zufall, wider Siegfried's Willen, in die Hände seiner Gemahlin gelangt. Indem hierdurch die Schuld Siegfried's gemildert wird, steigt die Schuld seiner Mörder, und mit ihr unser Interesse für Chriemhild und für ihre Rache. In Hagen's Augen bleibt indeß Siegfried's Tod nicht minder eine gebieterische Nothwendigkeit — will sich doch Brunhild nicht bloß ihrem Gemahl versagen, sondern sich auch aller Speise enthalten, so lange Siegfried lebt! Die Ehre seines Königs und Herrn gilt dem treuen Dienstmann höher, als die Unschuld des Drachenbezwingers, und sein Groll gegen den überlegenen Helden wird nun nicht länger durch das Gesetz der Dankbarkeit im Zaum gehalten.

Hebbel hat es selbstverständlich verschmäht, in Raupach'scher Weise einzelne romantische Züge des Gedichts ungebührlich hervorzudrängen und kindermärchenhaft auszustaffiren. Die Gewinnung des Nibelungenhorts und die Erschlagung des Drachen, welche Raupach als Stoff zu einer abenteuerlichen Eingangsscene benutzte, werden in dem Hebbel'schen Vorspiel auf Wunsch der Burgunden mit naiver Einfachheit von Siegfried selbst erzählt. Auch eine andere Klippe, die nur dem tiefer schauenden Blick sich zeigt, hat unser Dichter glücklich umschifft. Wir meinen die Liebe Brunhild's zu Siegfried, welche Geibel zum Hauptgegenstand seiner Tragödie macht, und welche die Einheit der Handlung wie die Klarheit der Motive völlig zerstört und verwirrt. Hebbel hat sich wohl gehütet, dies Motiv der Liebeseifersucht aus der nordischen Sage in sein Trauerspiel hinüberzunehmen und dadurch Brunhild, statt Chriemhild, zur Hauptperson zu machen, ganz abgesehen von der kläglichen Rolle, die der nicht schwächliche, aber doch unschlüssig schwankende Gunther in solchem Falle gespielt hätte.

Wie sich erwarten ließ, hat der Dichter auch im vorliegenden Drama den historischen und nationalen Hintergrund der Kämpfe seiner Helden mit scharf markirten Strichen gezeichnet. Die germanischen Stämme haben zwar äußerlich das Christenthum angenommen; allein ihre Handlungen werden durchweg noch von heidnischer Denk- und Gefühlsart bestimmt. Es ist ein bedeutsamer Zug, daß nur die Vertreter des Christenthums, des neuen Sittengesetzes der in sich zusammenbrechenden alten Welt — der Kaplan, Dietrich von Bern und Hildebrant — den Untergang des heidnischen Reckenthums überleben. Während Chriemhild an Siegfried's Bahre nur die Stimme der Vergeltung hört, beugt sich Etzel an ihrer Leiche dem Evangelium der Versöhnung und tritt an Dietrich seine Kronen ab, der sie annimmt.

„Im Namen dessen, der am Kreuz erblich!“ Durch Eröffnung dieser großartigen historischen Perspektive gelingt es dem Dichter, den niederschlagenden Eindruck der blutigen Handlung zu mildern, während das „Nibelungenlied“ dieses charakteristischen Vorzuges entbehrt.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit gleichfalls erwähnen, daß Hebbel uns, trotz der ungeheuerlichen Kraft und Kampflust seiner Helden, den Anblick gewaltsamer Scenen auf der Bühne möglichst erspart, ohne dadurch die energische Wirkung des Stückes zu schwächen. Die Kampfspiele Siegfried's und der Burgunden auf dem Schloßhofe zu Worms werden uns durch das Gespräch der zum Fenster hinausblickenden Frauen mit so plastischer Anschaulichkeit vor Augen geführt, als sähen wir selbst die Felsblöcke fliegen; — Hagen wirft zwar auf der Bühne den tödtlichen Speer, aber das Opfer weilt hinter der Scene; — selbst von dem wilden Gemetzel am Ausgang des Dramas erblicken wir, so zu sagen, nur den blutigen Widerschein, und nur die Haupthelden, die zwei sich bekämpfenden Todfeinde, deren Haß den Untergang ihres ganzen Stammes herbeiführt, empfangen auf der Bühne den Todesstreich. Auch dem Kinde Otnit sehen wir freilich, wie im Liede, von Hagen das Haupt abschlagen; aber diese Handlung durfte unsern Blicken um so minder entzogen werden, da sie gerade der Anlaß zum Losbruche des Vernichtungskampfes ist.

Es war keine geringe Aufgabe für den Dichter, die zahlreichen, größtentheils sehr bedeutenden Charaktere dramatisch zu individualisiren, ohne sich dabei, wie Geibel in seiner „Brunhild“, auf das Gebiet moderner Anschauungsart zu verirren. Auch diese Aufgabe hat jedoch Hebbel vollständig bewältigt. Die auftretenden

Personen entsprechen in ihrer Denk- und Gefühlsweise auf das Getreueste ihrer Zeit, und auch das romantische Element der Sage wird nirgends mißbraucht, um etwa dem Dichter die Nothwendigkeit einer reinmenschlichen Motivirung der vorgehenden Handlung zu ersparen. Selbst Siegfried verschmäht es gern, sich der ihm zu Gebote stehenden Zauberkräfte zu bedienen; er, der gefeite Halbgott, tritt in die Sphäre der gewöhnlichen Sterblichen hinab, und es erhöht unser Mitgefühl, daß er, unbeschützt von der übernatürlichen Macht seiner Heldennatur, menschlich frei und arglos seinem Schicksal entgegengeht. Aehnliches gilt von Brunhild, die als als Norne und Walküre die Antwartschaft auf ein unsterbliches Götterleben besitzt, aber, sich dieser Ansprüche und ihres überirdischen Ursprungs nur halb bewußt, menschlich betrogen, nicht mit übernatürlichen Mitteln, sondern durch Entfesselung aller dämonischen Mächte der Menschenbrust den Verlust ihrer Göttlichkeit rächt. Am Gewaltigsten ragt unter den Vertretern des germanischen Heidenthums Hagen Tronje hervor. In ihm herrscht am trotzigsten und kräftigsten jene Weltanschauung der vorchristlichen Zeit, welche nur das Recht des Stärkeren anerkennt und von allen Sittengesetzen nur das der altgermanischen „Mannentreue“ in Ehren hält. Nirgends indeß hat der Dichter diesen Unheilsdämon, der vor unsern Augen so unheimlich emporwächst, daß er zuletzt mit den Füßen im Mittelpunkt der Erde zu wurzeln und mit dem Haupt die Decke des Himmels zu zerbrechen scheint, in einen gemeinen Teufel verkehrt. Auch Hagen hat Recht, gerade so viel Recht wie Chriemhild, nach den Gesetzen des Heidenthums, und eben darin liegt die bewunderungswürdige Größe der Dichtung, daß Alles in ihr mit unabwendbarer Nothwendigkeit geschieht. Ein Frevel erzeugt den andern, die alte gebiert fortzeugend neue Schuld, Mord häuft sich auf Mord, und nur ein junges Sittengesetz, das Wort vom Kreuz, das die egoistischen Leidenschaften sich selbst besiegen lehrt, kann diesen wilden Rachekampf äußerlich abschließen und innerlich beenden.

Glauben wir jedoch nicht, daß Hebbel's Trauerspiel der lichten und freundlichen Partien entbehre, die das dunkle Gemälde erhellen. Die Gestalten Siegfried's und Chriemhild's in der ersten und zweiten Abtheilung, die Liebe Giselher's zu Gudrun in der letzten Hälfte des Gedichts sind solche Lichtpunkte, auf denen unser Auge mit Entzücken verweilt. Ja, selbst das ergreifende Flehen des alten Markgrafen Rüdiger, ihm den Kampf gegen die Freunde zu ersparen, klingt gegen Ende des Stückes wie ein rührend liebenswürdiger Ton der Menschlichkeit in die Gräuel der Todesschlacht.

Angesichts dieser großartigen Schöpfung, die sich würdig dem Besten zur Seite stellt, was die dramatische Literatur aller Zeiten und Völker aufzuweisen vermag, wird, hoffen wir, das neidische Gekrächz der Tadler verstummen. Wie Richard Wagner von Tag zu Tag mehr und mehr die Anerkennung seiner Leistungen findet, wird auch Friedrich Hebbel's Genius immer strahlender das Dunstgewölk der Verkennung und des Stumpfsinns der Menge durchbrechen. — Und unsere Bühnen? Werden sie sich beeilen, den Blicken der Nation jene Gestalten zu verkörpern, deren heldenhafte Erscheinung freilich nichts mit den frivolen Schwächlingen der heutigen Demimonde-Dramen gemein hat? Wir wollen auch daran nicht verzweifeln. Unsere Schauspieler und Theaterdirectoren müssen nachgerade zu der Einsicht gelangen, daß die zur Mode gewordene Darstellung outrirter, innerlich unwahrer Zerrbilder der Gegenwart ein Ruin aller Kunst ist. Eine neue Weihe der zu Gauklerbuden und Salons für Camelien-damen erniedrigten Musentempel thut noth — mögen unsre Theater dieselbe mit einer würdigen Vorführung der Nibelungen-Trilogie beginnen!

---

* Amerikanische Dichtungen.

Nach William Cullen Bryant von Adolf Laun *).

Juni.

Ich schaut' in's blaue Himmelszelt,
In grüner Berge Rund,
Und dachte: wird mein Grab bestellt
Hier in der Erde Grund.
O deckte dann am Junitag,
Wenn's tauscht und klingt in Feld und Hag,
Wenn Wies' und Anger bunt,
Des Küsters Hand zur letzten Ruh
Mein Bett mit grünem Rasen zu!

Ein Sarg, den man in rauher Luft
Durch Regenschauer trägt,
Und eine dunkle, kalte Gruft
Mit Schollen schwer belegt!
O düstre Bilder, flieht geschwind,
Blau sei die Luft und sanft der Wind,
Der Strauch und Halm bewegt,
Und feuchte Erd' umschließe leicht
Den engen Raum, wo Alles schweigt!

Dort soll am langen Sommertag
Das Gold der Sonne glühn,
Das dichte Gras, der Blumenhag
In voller Schönheit blühn.
Die Drossel singe weich und hell
Ihr Liebeslied an meiner Zell.
Dort schweif' um's duft'ge Grün
Der Schmetterling, und nie verstumm'
Der Bienen trauliches Gesumm.

Und o welch freundlich heller Klang
Vom Dorf um Mittag klingt,
Der Mädchen Lachen und Gesang,
Der lieblich sich verschlingt!
Und kommt, umwallt vom Abendduft,
Ein Liebespaar zu meiner Gruft,
Auf die das Mondlicht blinkt,
Dann sei kein Platz im ganzen Reich
An Reiz und Schönheit diesem gleich.

Wohl weiß ich, daß des Sommers Glanz
Mich d'runten nicht erreicht,
Daß dort mir winkt kein Blumenkranz
Und alle Freude schweigt.
Doch nahet meiner Ruhstatt sich
Ein lieber Freund und weint um mich,
Dann trennt er sich nicht leicht,
Denn Blüth' und Licht und Lied und Luft,
Sie fesseln ihn an meine Gruft.

Vergangner Zeit gedenkt er dann,
Im Aug' der Thränen Spur,
Und deß, der sich nicht freuen kann
Am Reize der Natur;
Deß einz'ger Theil von allem Glanz,
Den rings umschließt der Berge Kranz,
Ein Grab in grüner Flur,
Und freudig schlüg' sein Herz empor,
Kläng' meine Stimme d'raus hervor.

Mittag.

Um Mittag ist's. Um Mittag betete
Die Knie beugend der Hebräer, während
Heim vom versengten Feld die Knechte kamen,
Der müde Wandrer seitwärts bog, zu ruhn
Am frischen Quell, im Schatten hoher Palmen.

*) Aus einer demnächst erscheinenden Sammlung: Amerikanische Gedichte von William Cullen Bryant, in poetischer Nachbildung nebst Einleitung von Adolf Laun.

Ich auch, vom Licht des Tages überwältigt,
Bewund're jene Macht, die die Natur
Beherrscht und lenkt. — Von dieser Felsenstirn,
Die rings des Hudsons Westrand überschaut,
Blick' ich auf jener Wälder lange Reihen,
Die, grüne Schlünd' und Höhn, die Hitze schlürfen.
Sie lieben Mittagsgluth, und glatter rollen
Sich ihre Blätter auf, die Sprossen streben
Empor, sobald die Sonne darauf scheint.
Der schwell'nden Strom nimmt in der grünen Fluth,
Die dann und wann ein Segel nur beschattet,
Des Lichtes volle Glorie auf und freut
Des Sommers sich im kalten Bett. Es lüftet
Die spröde Blume, die sich in der Frühe
Nicht öffnete, ihr faltiges Gewand.
Der Pfuhl am Bach, den's in des Schattens Kühle
Den ganzen langen Morgen fröstelte,
Wie glitzert jetzt er in der Sonne Strahl
Es schießt darüber hin und schießt auf's Neue
Die schimmernde Libell', und in der Tiefe
Läuft hin und her der braune Wasserkäfer. —

Ein Schweigen, eine kurze Sabbathruhe
Herrscht im Gefild; in seiner Wohnung sitzt
Der Pflüger, der auf ein'ge Zeit die Stiere
Vom Joch hat losgemacht, damit sie grasen,
Dieweil sein Hund am Thor im Schatten schläft.
Jetzt lauscht nicht mehr mit ausgestreckten Krallen
In ihrem Loch die graue Bergmaus, nein,
Sie schlüpft in Sicherheit durch's Kleegefild
Und rupft die saft'gen Blüthen. Alldieweil
Schwillt aus der menschenvollen Stadt herüber
In diese Einsamkeit ein ewiges
Gesumm, ein Tongewirr von knarr'nden Rädern,
Von Hufschlag, Hammerklang und großen Krähnen,
Die ächzend schwere Lasten aufwärts ziehn,
Von Schrein und Rufen und vom Hall der Tritte,
Unzähliger, die hie und dorthin eilen. —
Der Mittag bringt in diesen Völkermarkt
Für Sorg' und Arbeit keine Ruhepause.
Am frühen Tag begann der Lärm und hört
Nur dann erst auf, wenn Mitternacht allmälig
Die müde Brut zum Schlaf ruft und beschwichtigt.

Und so in dieser fieberhaften Zeit,
Wo Ueppigkeit und Geldbegier das Herz
Der Menschen lenkt, ist's mit des Lebens Mittag.
Wir, auf der Mannheit Höhe, in der Kraft
Des Denkens, wir, voll Eile, Lärm und Sorge,
Wir schmieden Pläne, ringen, schaffen, kämpfen
Und ruhn nie aus, den Geist uns zu erfrischen
An jener stillen Schönheit, die harmonisch
Aus Gottes Universum strahlt, die wir
Als Jünglinge bewunderten; wir ruhn
Nicht aus, nach unsers Daseins Zweck zu forschen,
Die Achtung zu bedenken, die ein Mensch
Dem andern Menschen schuldet, das Geheimniß,
Das uns mit jener größern Welt verknüpft,
An deren Saum wir kurze Zeit nur weilen.

* Das niederrheinische Musikfest.

Das in den Pfingsttagen zu Köln begangene Musikfest ist glänzend ausgefallen. Den Hauptbestandtheil bildeten Händels „Salomon“ und Beethovens neunte Symphonie; daran schlossen sich Bruchstücke aus der H moll-Messe von J. S. Bach und aus der Oper „Iphigenie in Aulis“ von Gluck, eine Cantate von Hiller und dessen Clavierspiel. In den Berichten der Kölnischen Zeitung sagt Bischoff: „Die Feier war durch die Tüchtigkeit der vereinigten musikalischen Kräfte, die vortreffliche Leitung derselben, die mehr als je zahlreiche Versammlung von namhaften Tonkünstlern und die Anwesenheit fremder Kunstfreunde in der Zuhörerschaft eine der glänzendsten, durch die Ausführung sämmtlicher Werke eine der gelungensten und erhebendsten in der ganzen, von großartigen und herrlichen Leistungen strahlenden Reihe unserer Feste. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß eine solche Instrumentalkraft und Tonfülle, wie sie das diesmalige Orchester, namentlich das Geigen-Quartett überall und beim Oratorium im Verein mit der Orgel entwickelte, noch niemals dagewesen ist.“ Der Chor zählte 163 Mitglieder im Sopran, 135 im Alt, 102 im Tenor, 169 im Baß, mithin 569 im Ganzen. Dazu hatten die anderen niederrheinischen Städte 51 Sopranistinnen, 45 Altistinnen, 36 Tenöre und 60 Bässe, zusammen 192 gesandt, die übrigen 377 bildeten den Stamm aus Köln. Das Orchester hatte 53 Violinen, 20 Bratschen, 20 Violoncelle, 14 Contrabässe, 4 Flöten, 4 Hörner, 3 Trompeten, 3 Posaunen und Tuba; dazu die besonders für dies Fest erbaute Orgel. In den Solovorträgen zeichneten sich besonders Fräulein Schreck, Frau Dustmann-Meyer und Herr Karl Schneider aus.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Johann Heinrich von Wessenberg. Von J. Beck. — Benjamin Franklin; ein Lebensbild. Von J. Venedey. — Geschichte des ostfränkischen Reiches. Von E. Dümmler. — Martin Opitz von Boberfeld. Von H. Palm. — Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Von Herm. Hettner. — Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus. Von J. Falke. — Das alte Dithmarschen. Von K. W. Nitzsch. — Fragmente aus Italien. Natur und Kunst. Von Karl Grün. — Günther Graf von Schwarzburg, erwählter deutscher Kaiser. Historische Darstellung. Von L. Uetterodt. — Lurelei. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Von E. Rüffer.

* Im Verlage von Hermann Gesenius erschien in diesen Tagen ein neues Buch von Friedrich Ruperti. Es führt den Titel: „Reime und Bilder aus dem Rathskeller und der Künstlerhalle in Bremen“ und wird den vielen Freunden des Verfassers eine willkommene Erinnerung an frohverlebte Stunden sein.

* Der bekannte Schauspieler Genast in Weimar, einer der Schüler Goethe's, hat seine Denkwürdigkeiten unter dem Titel „aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers“ in zwei Bänden herausgegeben.

* Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz. Von H. Berlepsch. Hildburghausen, 1862. — Von allen Reisehandbüchern, die wir kennen, erscheint uns dieses als das bei weitem vorzüglichste. Wir wüßten, nach sorgfältiger Prüfung, auch nichts an demselben auszusetzen. Berlepsch ist ein sehr gründlicher Kenner der Schweiz; seine Werke über das interessante Alpenland liefern den Beweis, daß er nicht nur umfassende Studien gemacht, sondern auch als rüstiger Wanderer, mit dem Stab in der Hand, alle Kantone durchzogen hat. In dem vorliegenden Buche befriedigt er zugleich die Wissenschaft und die praktischen Bedürfnisse des Reisenden. Er thut es in einer durchaus übersichtlichen Weise, in klarer Sprache, läßt alles Unwichtige bei Seite und lenkt die Aufmerksamkeit auf das, was man zu wissen wünscht und was man braucht. Physikalische, politische und Kulturgeographie, Landesgeschichte, Alterthümer, Kunst, Volksgebräuche, Naturschönheiten, finden gleich sehr Berücksichtigung; nicht minder die Verhältnisse von Gewerbe und Handel, und die statistischen Angaben sind neu und zuverlässig. Der Tourist wird überall praktische Winke finden und das Buch nie vergeblich um Rath fragen. Herr Berlepsch ersetzt ihm den Führer und ist unter allen Umständen ein sicherer Rathgeber und Wegweiser. Der Verfasser hat in jeder Beziehung seine Schuldigkeit gethan, aber auch die Verlagshandlung, das bibliographische Institut in Hildburghausen, that in Betreff der Ausstattung das Ihrige. Das Format ist handlich und bequem, der Druck sauber, und die vielen Karten und Pläne sind nicht etwa nur eine artistische Zierde, sondern eine wesentliche Ergänzung des Textes. Sie erhöhen den Werth des Buches ungemein. Eine große Uebersichtskarte veranschaulicht das ganze Gebiet der Eidgenossenschaft und zeigt im Zusammenhange die Haupttouristenwege an. Sie findet eine Vervollständigung durch eine beträchtliche Anzahl kleiner Karten, welche jedem Reisenden willkommen sein und zu großem Nutzen gereichen werden. Er sieht auf denselben einzelne Gebiete durchaus anschaulich dargestellt; mit

ihnen in der Hand kann er dreist seines Weges ziehen und wird sich nicht verirren. Er findet die Touristenwege roth angegeben, Zeichnung und Farbendruck rücken ihm die Bodengestaltung und die Verhältnisse des Geländes deutlich vor das Auge; die Karten lassen ihn weder über Berg noch Thal, Gletscher oder Paß, Saumpfad oder Nebenweg im Stiche, und bei allen wichtigen Punkten ist die Höhe über dem Meer in Pariser Fuß angegeben. Wir halten es bei diesen Karten für einen wesentlichen Vorzug, daß sie nicht im mindesten überladen sind; alles Unwichtige ist bei Seite gelassen worden, damit das Wichtigere um so klarer hervortrete. Wir heben in dieser Beziehung namentlich das Blättchen des Rigi mit dem Vierwaldstädter-See hervor; sodann jene über das Bündner Vorder-Rheinthal, das Appenzeller-Land, Ober-Engadin und die Bernina-Gletschergruppe; den Montblanc, Chamounythal und Umgebungen; ferner die beiden Blätter über den St. Gotthard und die Umgebungen des Monte Rosa. Nicht minder sorgfältig sind die Karten vom Berner Oberlande und vom Wallen-See mit den Ostglarner Alpen behandelt. Dazu kommen aber noch andere wichtige Beigaben. Wir meinen die sehr hübsch gearbeiteten Pläne der größeren Städte (Basel, Bern, Zürich, Genf) und eine Anzahl von Gebirgspanoramen, die in ihrer Ausführung nichts zu wünschen übrig lassen. Dahin gehören das Panorama vom Aegishorn, jenes vom Rigi, vom Gorner Grat, der Bella Tola und das vom Faulhorn. Endlich fehlt auch ein kleines, sehr hübsches Uebersichtskärtchen der Schweiz nicht.

* Die am 17. August d. J. in Nürnberg abzuhaltende Stiftungsfeier des germanischen Museums wird bereits in jeder Weise vorbereitet. Sie soll nicht nur ein äußerliches Fest, sondern auch zugleich ein Fest sein, welches die inneren Organe des ganzen Baues des Museums stärkt und nach Bedarf eines zehnjährigen Fortschrittes weiter der Entwickelung zuführt. Es soll der Organismus des Museums einer gründlichen Durchsicht unterworfen werden, wofür bereits eine gemischte Commission des Ausschusses und der Beamten ihre Arbeiten begonnen hat. Die Jahresconferenz hat die endgültige Entscheidung darüber und wird schon insofern von Wichtigkeit für die Zukunft der Anstalt werden.

* Der Wiener Männergesang-Verein beabsichtigt, Franz Schubert in Wien ein Monument zu setzen. Er hat deßhalb beschlossen, einen Fonds zu gründen, welcher aus den Erträgnissen selbständiger Aufführungen, allein oder mit anderen musikalischen Körperschaften veranstaltet, aus Zuflüssen, welche den verschiedenen Vereinseinnahmen entstammen, aus Beiträgen, Sammlungen u. s. w. gebildet werden soll.

* Vereinigung für historische Kunst.

Seit das Protokoll der im Jahre 1861 zu Köln gehaltenen achten Versammlung der Deputirten der Mitglieder dieses Vereins veröffentlicht ist, hat man die Resultate der Wirksamkeit mit größerer Aufmerksamkeit beachtet; man hat die ausgestellten Gemälde einer genaueren Prüfung unterzogen, und die Beurtheilung ist, allgemein, nicht günstig ausgefallen. Da nun von den bis jetzt erworbenen Gemälden sich sechs, die von Schmitz, J. Hübner, Des Coudres, Martersteig, Rosenfelder und Spangenberg, zugleich auf den Ausstellungen zu Hannover und Magdeburg befanden, früher bereits die von M. von Schwindt, Menzel, Sohn, Bleibtreu, an vielen Orten ausgestellt waren, so ist dadurch eine genaue Uebersicht über die ganze Reihe gewonnen, somit auch eine sichere Grundlage für eine gründlichere Kritik, aber auch die Gelegenheit zu beurtheilen, wie sich diese Gemälde auf den Ausstellungen neben 600 anderen zu diesen verhalten.

Die Kunst-Vereine, welche längst erkannt hatten, daß, da in der Regel die historische Richtung weniger bedeutend als die andere vertreten war, man dieser vor Allem zu Hülfe kommen müsse, hatten, wie bekannt, auch schon 1834 bei Gelegenheit der Versammlung der Deputirten zu Berlin beschlossen, daß jeder Verein alle zwei bis drei Jahre ein Figurenbild von höherem Kunstwerthe und größerem Umfange bestellen und dieses allen zur Gegenseitigkeit bereiten Kunst-Vereinen für deren Ausstellungen mittheilen solle. Es ist dies auch von vielen Vereinen mit günstigem Erfolge geschehen, und wenn auch nicht Alles nach Wunsch ausgefallen, dennoch manch prachtvolles Kunstwerk hervorgerufen, welches heute noch volle Anerkennung findet. Darum ist denn auch der Gedanke der Stiftung einer eigenen Vereinigung zur Förderung der historischen Kunst von den Kunst-Vereinen um so mehr als ein glücklicher, zeitgemäßer, anerkannt und begrüßt, als die Vereine bei ihrem Beitritt fest darauf rechneten, daß die Vereinigung einen höheren Standpunkt einnehmen, Gemälde von größerem Umfange und Bedeutung auch um ansehnlichere Summen bestellen und erwerben würden, als dies den Kunst-Vereinen einzeln möglich ist. Die Kunst-Vereine knüpfen daran zugleich die Hoffnung, daß diese Gemälde den Kunstausstellungen eine höhere Bedeutung verleihen und das Interesse des Publikums sichtlich beleben würden.

Diesen Erwartungen und Anforderungen entspricht nun aber, nach fast einstimmigem Urtheil, auch nicht ein einziges der bis jetzt öffentlich ausgestellten Gemälde. Sicher würde man darüber hinweggesehen haben, daß die auf Bestellung bei M. von Schwindt und A. Menzel erworbenen Gemälde: Kaiser Rudolfs letzter Ritt nach Speyer und Zusammenkunft Kaiser Josefs mit Friedrich II., weit hinter, selbst nur mäßiger Erwartung, zurückblieben, wenn die Vereinigung nur den Mahnungen der Minorität, die sich der Aufgabe wirklich bewußt war, Gehör gegeben und, wie es wiederholt beantragt war, zunächst feste Bestellungen bei den hervorragendsten Meistern, wie Bendemann, Lessing, Piloty, Schrader ꝛc. ertheilt und dabei eine Aufwendung von 5 bis 6000 Thalern für jedes einzelne nicht gescheut hätte. Man würde wahrscheinlich längst dahin gekommen sein, wenn die Kunst-Vereine der hohen Aufgabe vollkommen gewachsene Männer regelmäßig zu der Versammlung deputirt hätten. Nun aber haben die Deputirten sehr häufig gewechselt, ja nicht selten hat fast die Mehrzahl der Bevollmächtigten aus Männern bestanden, die an dem Orte wohnhaft waren, wo die Deputirten-Versammlungen stattfanden. Und daher kommt es denn, wie es auch aus den Protokollen unzweifelhaft hervorgeht, daß fast in jeder der acht Versammlungen von Neuem die Frage erörtert ist, was die Vereinigung als historische Kunst im höheren Sinne anzusehen und welche Grenzen sie bei ihren Erwerbungen festzuhalten habe. Auch bei den Berathungen in Köln (1861) ist diese Frage wiederum auf das Breiteste erörtert, und die Majorität hat abermals bei der Annahme beharrt: daß, da in unserer Zeit die historische Kunst fast alle Richtungen beherrsche, man auch für die Bestellungen der Vereinigung keine engeren Grenzen hinstellen dürfe. Hierin liegt denn auch die Erklärung für die letzten Ankäufe der Bilder von Rosenfelder und Spangenberg.

Unsere Aufgabe nun war es, in Rücksicht auf die Erwartungen der Kunst-Vereine, bei der in Hannover und Magdeburg so günstig gebotenen Gelegenheit zu prüfen, wie sich die sechs genannten Gemälde zu und neben den übrigen ausgestellten 600 Gemälden verhalten. Aber auch hier fällt der Vergleich nicht zu Gunsten derselben aus. Nur das Bild von Rosenfelder allein, „Betende am Sarge Kaiser Heinrichs“, fand als gediegenes Kunstwerk allgemeine und wohlverdiente Anerkennung. Die Gruppe ist höchst malerisch geordnet, die Gestalten sind edel, schön, die Frauen voller Liebreiz, die Durchbildung ist meisterhaft, die Wirkung ernst feierlich; aber dennoch hat das Ganze, und ganz besonders neben dem Bilde von Lessing, nur einen genreartigen Charakter und ist ohne Commentar gar nicht verständlich. Julius Hübner's „Wegschleppung des St. Stephan zum Richtplatz“ ist unter den ausgestellten die einzige Composition von wahrhaft großartigem historischen Charakter, und es ist zu beklagen, daß die Vereinigung nicht darauf eingegangen, diesen Gegenstand in größerem Maßstabe ausführen zu lassen. Die Grablegung von Des Coudres stand gegen alle aufgestellten Bilder der religiösen Richtung, insbesondere gegen die von Hübner, Ittenbach ꝛc. entschieden zurück; Martersteigs Dichterkrönung Ulrichs von Hutten konnte selbst nicht einmal neben den Genrebildern bestehen; aber am unbegreiflichsten erschien Allen der Ankauf des Spangenberg'schen Bildes „Johannisabend zu Köln;“ denn einmal liegt in dem Gegenstande selbst gar nichts Historisches, dann ist die Auffassung und Behandlung schülerhaft, und statt eines Festes voller Freude und Jubel sehen wir darin entweder einen langweiligen Trauerzug oder eine Prozession von sentimental frömmelnden Frauen. Wie gesagt, ist auch unter diesen Gemälden keines, welches irgend höher stände als die große Mehrzahl der besseren auf diesen Ausstellungen und somit auch für diese nichts dadurch gewonnen. Das bei Scholz in Dresden um 2000 Thlr. bestellte Bild „Bankett der Generale Wallensteins“ ist jetzt vollendet abgeliefert, das von Swoboda: „Demüthigung der Mailänder durch Friedrich Barbarossa“ noch im Laufe dieses Sommers zu erwarten. Hoffentlich wird der Ausfall dieser Gemälde günstiger, jedenfalls auch für das Fortbestehen der Vereinigung von Wichtigkeit sein, denn die Resultate, welche die Geschäftsführung in acht Jahren mit einem Aufwande von 12 bis 14,000 Thlrn. erreicht hat, stehen weit hinter den gerechtesten Erwartungen zurück.

Schon die Bezeichnung: „Vereinigung für historische Kunst“ legt derselben die Pflicht auf, für ihre Bestellungen nur Vorgänge und Thaten von hervorragend historischer Bedeutung zu wählen und darauf zu halten, daß diese auch wirklich großartig aufgefaßt und imponirend durchgeführt werden. Sie darf die Ausgaben von hohen Summen für einzelnes nicht scheuen, wenn sie hohe Zwecke mit Erfolg verfolgen will. Aber auch die Mitglieder, insbesondere die Kunst-Vereine, sollten, um lokale Einflüsse für Ankäufe zu vermeiden, stets der hohen Aufgabe vollkommen gewachsene Männer aus ihrer Mitte deputiren, überhaupt nicht ohne große Noth damit wechseln, damit das Ganze mehr Zusammenhalt, die Wirksamkeit mehr Consequenz gewinnt, denn sonst möchte die Vereinigung unhaltbar sein.

F. H. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

№ 26. Bremen, 29. Juni. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Constantin Tischendorf.

Von J. W. Schaefer.

Tischendorf's Name ist in den Kreisen, welche ihre Bildung aus der Lectüre der auf belletristische Unterhaltung berechneten Journale schöpfen, noch ziemlich unbekannt. Die hier als die Wortführer des nationalen Geisteslebens sich vernehmen lassen, nehmen von den großartigen Anstrengungen deutschen Gelehrtenfleißes nur beiläufig Notiz, während den kurzlebigen Celebritäten der Tagesliteratur beim großen Publikum eine Bedeutung gegeben wird, die zu ihren Leistungen kein Verhältniß hat. Wenn wir hervorheben, daß Tischendorf mehr als zwanzig Jahre, und das heißt des Lebens schönste Kraft, darauf verwandt hat, die Bibliotheken des Abend- und Morgenlandes zu durchforschen zu dem Zwecke, den griechischen Grundtext des Neuen Testaments in seiner ursprünglichen Reinheit herzustellen und auf seine älteste und sicherste Grundlage zurückzuführen, so mag dies in Vergleich zu anderen wissenschaftlichen Entdeckungen, von denen man sich praktische Erfolge verspricht, Vielen als ein auf ein kleines Gebiet beschränktes Verdienst erscheinen, und selbst unter den zahlreichen Theologen, deren Bibelstudien nach Abschluß der akademischen Vorträge und der Examina nicht über die deutsche Bibelübersetzung hinausgehen, wird es nicht wenige geben, welche von der Thätigkeit eines solchen gelehrten Forschers wenig oder gar nicht berührt worden sind. Von dieser auch den außerhalb der speciellen Wissenschaft Stehenden in der Kürze ein Bild zu geben, ist der Zweck dieser Zeilen. So wenig auch die Absicht sein kann, auf die für die Wissenschaft gewonnenen Resultate näher einzugehen, entspricht es gleichwohl der Tendenz dieser Blätter, an einem hervorragenden Beispiele zu zeigen, was es heißt, unermüdet zu sein im Dienste der Wissenschaft und, durch Hindernisse unbeirrt, mit Begeisterung einem Ziele entgegenzustreben. Unserer Darstellung liegt eine kürzlich erschienene, mit Liebe und Sachkenntniß verfaßte Schrift von Dr. J. Ernst Volbeding zum Grunde: „Constantin Tischendorf in seiner fünfundzwanzigjährigen schriftstellerischen Wirksamkeit“ (Leipzig, C. F. Fleischer).

Constantin Tischendorf, geboren 1815 zu Lengenfeld, einem Fabrikstädtchen des sächsischen Voigtlandes, wo sein Vater Arzt war, erhielt seine erste gelehrte Bildung auf dem Gymnasium zu Plauen, von wo er 1834 mit besonderer Auszeichnung auf die Universität Leipzig entlassen ward. Das theologische Studium ergriff er mit solchem Erfolge, daß er durch eine Preisschrift, der eine Erörterung des Paulinischen Lehrbegriffs zur Aufgabe gestellt war, sich die ehrenvollste öffentliche Erwähnung von Seiten der Leipziger theologischen Facultät erwarb. Mit einer zweiten, die Abendmahlslehre betreffenden, exegetisch-dogmatischen Preisschrift über eine Stelle des Johannes-Evangeliums (VI. 51—59) schied er im Jahre 1838 von der Universität. Doch nur auf kurze Zeit. Denn nachdem er anderthalb Jahre an einer Erziehungsanstalt in der Nähe von Leipzig beschäftigt gewesen war, kehrte er dorthin zurück, um in der akademischen Lehrthätigkeit für sein wissenschaftliches Streben vollere Befriedigung zu finden. Die Richtung seines Lebens schien schon entschieden zu sein, als er den Plan faßte, mit Benutzung aller vorhandenen Hülfsmittel eine kritische Ausgabe des Neuen Testaments zu veranstalten. Außer seiner Habilitationsschrift nahm sie ein Jahr lang seine Thätigkeit fast ausschließlich in Anspruch. Sein erster kritischer Versuch — die Ausgabe erschien 1841 — fand von Seiten der competentesten Beurtheiler die rühmendste Anerkennung; man bezeichnete sie als „ein Werk, das der deutschen Wissenschaft stets zum Ruhme gereichen werde.“ Für den Herausgeber selbst war es nur das erste Erfassen einer Aufgabe, aus der immer neue Probleme, welche eine Lösung forderten, hervorwuchsen; zwanzig Jahre des angestrengtesten Fleißes waren nöthig, um ihm zuletzt das befriedigende Bewußtsein zu geben, sie, soweit menschliche Kräfte reichen, mit einem anfangs kaum geahneten Erfolge gelöst zu haben.

Tischendorf war im Verfolg seiner kritischen Arbeit zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Textkritik des N. T. noch sehr im Argen liege, daß die Vergleichung der wichtigsten Handschriften höchst mangelhaft sei, und mancher Schatz noch ungehoben im Staube der Bibliotheken verborgen liege. Der ganze vorhandene Apparat war ihm als „eine glänzende Armuth“ erschienen. Damit war in ihm der Entschluß zu einer wissenschaftlichen Reise gereift, um zur Förderung seines kritischen Unternehmens die Bücherschätze des Auslandes zu durchforschen.

Die äußern Umstände waren für ihn keineswegs ermuthigend. Er besaß kein Privatvermögen; das sächsische Ministerium antwortete auf sein Gesuch um eine Unterstützung der Reise trotz der dringenden Befürwortung der Leipziger theologischen Facultät anfangs abschläglich; in Folge wiederholter Fürsprache bewilligte es endlich die geringe Summe von hundert Thalern für zwei Jahre. Jetzt wurde das Unternehmen gewagt. Mit nicht mehr als

funfzig Thalern, der Hälfte seines Reisestipendiums für das erste Jahr, langte er im Herbste 1840 in Paris an, bald, wie er selbst erzählt, so arm, daß er den Rock, den er trug, nicht bezahlen konnte. Allein das muthige Vertrauen, das der Eifer für die Wissenschaft einflößt, ist noch niemals unbelohnt geblieben; das lehrt das Leben aller großen Männer. Dem mittellosen Gelehrten, dessen ganzer Reichthum, als er in die Fremde zog, seine Liebe zur Wissenschaft war, ist es möglich geworden, für eine auf fünf Jahre ausgedehnte Reise einen Kostenaufwand von 5000 Thalern zu bestreiten.

Er erreichte dies vornehmlich dadurch, daß er mitten unter seinem Handschriftenstudium einen Theil der gewonnenen Ausbeute für den Druck verarbeitete. Zu den Geldmitteln, die ihm durch die Honorare der Buchhändler zuflossen, kamen nunmehr, sobald der steigende Ruhm des jungen Gelehrten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, auch andere namhafte Unterstützungen hinzu. Nach einigen Jahren gewährte die sächsische Regierung, die sich seitdem seinen Bemühungen stets förderlich bezeigte, eine ansehnlichere Unterstützung; selbst von einzelnen Freunden der Wissenschaft, unter denen erfreulicherweise auch der Name eines Frankfurter Bankiers genannt wird, wurde ihm unter Formen, die ihm die Annahme des Geldes erleichterten, manche Beisteuer zu seiner Reisekasse zu Theil. Eine schon in Aussicht gestellte, vom Bischof Dräseke lebhaft befürwortete Unterstützung von Seiten der preußischen Regierung ward durch die Rivalität Lachmann's, der jeden Mitstrebenden neben sich zu verachten gewohnt war, hintertrieben.

Die Bedeutsamkeit von Tischendorf's gelehrten Arbeiten hatte bei den hervorragendsten Pariser Gelehrten und Staatsmännern bald die verdiente Anerkennung gefunden. Neben einem Letronne und Raoul Rochette ward besonders der ausgezeichnete Philolog Karl Hase, besonders in seiner Stellung als Conservator der Handschriften der königlichen (jetzt kaiserlichen) Bibliothek, der einflußreichste Förderer seiner Studien. Schon im Jahre 1844 schrieb Hase an den sächsischen Minister von Lindenau: „Ce n'est pas par moi seul, Mr. le Ministre, ce sont aussi tous mes confrères de l'Institut et de la Bibliothèque Royale, je pourrais dire que c'est la France entière qui rend justice à Mr. Tischendorf. Nous savons que par sa rare capacité, sa critique éclairée, ses importans travaux il marque déjà parmi les plus doctes theologiens du Nord de l'Allemagne." — Auch der damalige Minister Guizot, zu dessen unbestrittenen Verdiensten die Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen gehört, war sein Gönner. Der Erzbischof Affre und mehrere höhere Pariser Geistliche nahmen, mehr als man einem protestantischen Theologen gegenüber erwarten sollte, regen Antheil an den durch ihn gewonnenen Fortschritten der Bibelforschung. Auf deren besonderen Wunsch geschah es, daß er in Paris neben einer neuen kritisch berichtigten Ausgabe des N. T., die im Verlage von Firmin Didot erschien, eine zweite besorgte, welche, mit dem in der katholischen Kirche sanctionirten Text der Vulgata zur Seite, den griechischen Text in der Gestalt gab, wie er nach den vorhandenen Lesarten als Grundlage der Uebersetzung des Hieronymus zu ermitteln ist. Bei dieser, sogenannten „katholischen", Ausgabe des N. T. war es des Herausgebers Absicht, wie er selbst am Schluß der Vorrede sagt, das Studium des griechischen Urtextes bei der katholischen Geistlichkeit anzuregen und damit eine immer gründlichere Bibelforschung zu beleben. Wie sehr diese Aussicht in Erfüllung gegangen ist, scheinen die zahlreichen Auflagen zu beweisen.

Mit der ruhmvollsten Arbeit, die ihn unter die kritischen Forscher ersten Ranges stellte, der Entzifferung der Palimpsesten der Ephraemischen Handschrift, deren Herausgabe 1843 erfolgte, schloß Tischendorf seinen Aufenthalt in Paris. In diese Jahre fallen auch einzelne Ausflüge nach Holland und England, wo er die Bibliotheken, namentlich zu Utrecht, London und Oxford, für seine Zwecke mit nicht geringem Gewinn durchforschte.

Mit Empfehlungsschreiben der einflußreichsten Männer versehen, vom Erzbischof Affre selbst dem Papste Gregor XVI. empfohlen, trat Tischendorf im Anfang des Jahres 1843 die Reise nach Rom an. Der Benutzung der italienischen Bibliotheken, d. h. derer zu Rom, Neapel, Florenz, Venedig, Modena, Verona, Mailand und Turin, widmete er über ein volles Jahr. Die vatikanische Bibliothek würde ihm in noch ausgedehnterem Maße geöffnet worden sein, wenn es bloß vom Papste, der ihn nicht nur zur Audienz empfing, sondern sich auch persönlich mit ihm auf die Bibliothek begab, abgehangen hätte, und nicht die Gelehrten-Rivalität, die in diesem einzelnen Falle einigermaßen zu entschuldigen ist, die ausreichende Benutzung der wichtigsten Handschrift verhindert hätte; Cardinal Angelo Mai hatte gerade die (freilich mangelhafte) Herausgabe dieser Handschrift beendigt und wünschte sein Werk nicht durch eine zweite Bearbeitung verdrängt zu sehen.

Nach den zahlreichen italienischen Arbeiten stand Tischendorf's glühendste Sehnsucht nach dem Orient. Im Frühling 1844 trat er diese Reise von Livorno aus an. Von Alexandrien nach Kairo gelangt, machte er während eines längeren Aufenthalts daselbst einen Ausflug nach den koptischen Klöstern der nitrischen Wüste und nach dem Sinai. Darauf begab er sich nach Jerusalem und und den heiligen Stätten, besuchte Kleinasien und Constantinopel, worauf er über Athen nach Italien und von da nach der Heimat zurückkehrte. Groß war die wissenschaftliche Ausbeute, nicht nur für die Kritik des N. T., sondern auch für anderweitige verwandte Literatur. Der wichtigste Fund war eine uralte Handschrift eines Theils der griechischen Uebersetzung des Alten Testamentes (der Septuaginta); die Auffindung des unendlich bedeutenderen Theils war späteren Jahren vorbehalten. Für das größere Publikum schrieb Tischendorf mit möglichster Vermeidung gelehrter Untersuchungen die anziehenden Schilderungen des Morgenlandes, welche 1845 — 1846 in zwei Bänden als „Reise in den Orient" erschienen.

In Leipzig begann mit dem Jahre 1845 seine akademische Lehrthätigkeit; es ward ihm anfangs eine außerordentliche, nach einigen Jahren eine ordentliche Professur der Theologie übertragen. Unterbrochen wurde diese noch durch mehrere Reisen, auf denen er auf's neue die Bibliotheken zu Paris und London sowie mehrere deutsche und schweizerische für seine kritischen Zwecke benutzte. Die bedeutendste Arbeit, die dadurch zum Abschluß gebracht wurde, war die Entzifferung und endliche Herausgabe einer in der Pariser Bibliothek befindlichen Handschrift der Paulinischen Briefe, einer der kostbarsten Textesurkunden, die bis dahin für unlesbar gehalten war. Wie groß die Schwierigkeit dieser Arbeit war, läßt sich aus dem, was er selbst darüber berichtet, einigermaßen ersehen. Im Herbste 1840 schrieb er den ganzen Text griechisch und lateinisch auf 533 Seiten in je 21 Doppelzeilen ab. Sodann unternahm er eine Revision dieser Abschrift mit besonderer Aufmerksamkeit auf weniger deutliche Stellen und auf die vielfachen, von nicht weniger als zwölf Correctoren herstammenden Correcturen. Eine nochmalige Revision unternahm er ein Jahr später. Nichts desto weniger bemerkte er bei der erneuten Herausgabe des N. T., daß ihm die Unterscheidung des ersten und zweiten Correctors noch nicht völlig gelungen sei. Deshalb reiste er im Herbst 1849 nochmals nach Paris zur Berichtigung und Vollendung alles früher noch unvollkommen Gebliebenen. Der genaue Abdruck erschien 1852.

Neben den mehrmals verbesserten neuen Ausgaben des griechischen N. T. erwarb sich Tischendorf auch das Verdienst, die lateinische Uebersetzung des Hieronymus (die Vulgata) und die Luthersche Uebersetzung in ihrer ursprünglichen Form herzustellen und von späteren Aenderungen und Zusätzen zu befreien. In der Ausgabe der deutschen Bibel wurde, wie er in der Vorrede sagt, „jedes Wort und jeder Buchstabe mit Luthers Originalausgabe treufleißig zusammengehalten.“ Unter Anderem wird von Tischendorf die Einschiebung der unzweifelhaft unechten Worte 1. Joh. 5. 7 („denn Drei sind ꝛc.“) als eine ganz unlutherische Verfälschung seines Bibelwerks zurückgewiesen.

Den Abschluß der bisherigen neutestamentlichen Untersuchungen bildete die siebente Ausgabe des N. T. vom Jahre 1858, worin alle bisher gewonnenen Hülfsmittel für die Berichtigung des Urtextes benutzt sind und zugleich durch die volle Zeugenbelegung der abweichenden Lesarten jedem selbständigen Urtheil die Möglichkeit und Freiheit eigener Entscheidung gewahrt ist.

Hatte sich schon bisher Tischendorf's Scharfsinn, verborgenen Schätzen nachzuspüren, zu entdecken und zu finden, vielfach bewährt, so zeigte sich dies am glänzendsten auf seinen beiden letzten orientalischen Reisen. Kaum hat jemals die Zauberruthe in der Hand eines gelehrten Forschers sicherer und lohnender angeschlagen, als in der seinigen. Auf der Reise im Jahre 1853 wurde eine Menge Bibelhandschriften von höchstem Alter in griechischer, arabischer und syrischer Sprache neben andern wichtigen Literaturüberresten ans Licht gezogen. Noch glücklicher waren die Resultate der letzten Reise, welche Tischendorf im Auftrage und auf Kosten der russischen Regierung im Jahre 1859 antrat. Sie führte ihn, wie die erste, über Aegypten, Palästina nach Smyrna und nach Constantinopel. Indem wir die Besprechung der überaus zahlreichen neuentdeckten Handschriften, mit deren Herausgabe Tischendorf seit einigen Jahren beschäftigt ist, den theologischen Zeitschriften überlassen müssen, erwähnen wir hier den wichtigsten, vielbesprochenen Fund, die im Sinaikloster aufgefundene Bibelhandschrift, von der ihm schon früher ein Bruchstück aufzufinden geglückt war. Sie ist die älteste aller bis jetzt bekannten Pergament-Handschriften, wahrscheinlich dem vierten Jahrhundert angehörig, noch älter als die vatikanische, die ihr am nächsten steht. Ungefähr die Hälfte der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments ist aus der Handschrift noch vorhanden, glücklicherweise der ganze Psalter; die Bücher Tobiä und Judith haben eine von den üblichen Texten sehr verschiedene Gestalt. Den größten Werth hat der neutestamentliche Theil. An diesem fehlt kein einziges Blatt, während in der vatikanischen Handschrift mehrere bedeutende Lücken sind; außerdem geht er über die Vollständigkeit unsers kanonischen N. T. noch dadurch hinaus, daß er den Brief des Barnabas vollständig und vom Hirten des Hermas das erste Drittheil enthält; beide Schriften wurden nachweisbar vom zweiten Jahrhundert an bis etwa zur Mitte des vierten von vielen Seiten den kanonischen Büchern beigezählt.

Die Veröffentlichung der Handschrift steht schon im Laufe dieses Jahres bevor. Auf Tischendorf's Vorschlag und Antrag bestimmte Kaiser Alexander II., daß dies Werk zur Mitverherrlichung des auf den Herbst dieses Jahres fallenden tausendjährigen russischen Reichsjubiläums auf kaiserliche Kosten in splendidester Ausstattung herausgegeben werde. Besondere Typen, die den Schriftzügen des Originals möglichst genau nachgebildet sind, wurden ausschließlich für dies Werk angefertigt. Um die Handschrift noch näher zu veranschaulichen, werden 20 photographisch-lithographische Tafeln beigefügt. Seit dem Frühjahr 1860 wird in der Officin von Giesecke und Devrient in Leipzig unter der genauen Leitung des Herausgebers der Druck ausgeführt. Auch das Papier entspricht dem Charakter eines wissenschaftlichen Prachtwerks. Das Ganze ist auf vier Foliobände berechnet. Es wird ausschließlich zu kaiserlichen Festgeschenken in dem ganzen Bereich der christlichen Kirche verwandt werden. Probeblätter des Drucks sind nach der Londoner Industrieausstellung gesandt, um als Zeugniß von den Fortschritten der deutschen typographischen Kunst in eben dem Lande zu dienen, wo man Tischendorf's Verdienste längst als die des „first biblical critic in the world“ zu würdigen gewußt hat. Auf Grund dieses unverhofft aufgefundenen ältesten handschriftlichen Denkmals wird Tischendorf nochmals die kritische Feststellung des neutestamentlichen Textes sich zur Aufgabe machen, so daß wir eine achte Ausgabe als den Abschluß seiner kritischen Forschungen über das Neue Testament demnächst zu erwarten haben.

---

* Eine Stimme aus Frankreich.

Von Wilh. Kiesselbach.

Nicht ohne lebhafte Ueberraschung haben wir in den letzten Tagen eine Broschüre durchgelesen, die einen schlagenden Beleg für die neuerdings in Frankreich eingetretene Wandlung des politischen Denkens wenigstens bei einem hervorragenden Kopfe darbietet. Macht nun auch eine Schwalbe noch nicht den Sommer, so ist sie doch gewiß ein Zeichen, daß der Frühling sich zu regen beginnt, daß mindestens der Winter auf die Neige geht. Uebersetzt von V. Franz, ist nämlich vor einigen Wochen eine ungefähr hundert Seiten umfassende Schrift, „die Centralisation“ von Odilon Barrot auf dem deutschen Büchermarkt erschienen, deren zusammengedrängter Inhalt geradezu als das Schlußergebniß einer langen Geistesarbeit erscheint, als ein staatswissenschaftliches Testament, welches der berühmte französische Deputirte von ehemals der Zukunft zur Vollstreckung überläßt. Das Büchlein führt als Motto den Satz aus Bowyer's Commentar zum englischen Verfassungsrecht: „Unsere Verfassung schreibt vor, daß das Volk in allen Angelegenheiten, welche seine örtlichen Interessen berühren, sich selbst regieren soll. Damit aber diese örtliche Selbstregierung nicht in Unregelmäßigkeiten oder Oligarchie ausarte, so hat die Verfassung sowohl die Obrigkeiten wie die Insassen jener Verwaltungskreise, innerhalb gewisser bestimmter Grenzen, der Oberherrschaft der Reichsgesetze unterworfen“; und der Zweck der Schrift geht eben darauf hin, nachzuweisen, wie das heutige Unglück Frankreichs in seiner, aller selbständigen socialen Gliederungen in Familie, Gemeinde und Provinz verneinenden mathematischen Politik besteht, da nur eine Decentralisation der Büreaucratie, eine Anerkennung der socialen Potenzen und des ihnen eigenen Sonderlebens die wahre bürgerliche Freiheit im Lande neu begründen kann.

In Deutschland, namentlich seit dem energischen Einsetzen der realpolitischen Anschauungen, hat man den staatlichen Entwicklungsproceß Frankreichs schon länger unter den angedeuteten Gesichtspunkten erfaßt. Noch im vorigen Jahre zeigte O. von Wydenbrugk in einer gedruckten Vorlesung: „die Umbildung des Feudalstaates in den modernen Staat“ gerade an dem Beispiele Frankreichs, wie die Jahrhunderte hindurch geübte romanische Politik in dem Nachbarstaate nothwendig die jetzigen Zustände desselben hervorrufen mußten. Am Schlusse heißt es darin: „Das moderne Frankreich, welches zur Freiheit erwachend den Feudalismus, aber auch jede innere Fügung des Volkes zerbrach und ein neueres volksthümliches

Band dieser Art nicht schuf, irrt immer noch suchend nach einem sichern Port. In den verschiedenen Phasen der ersten Revolution, des Kaiserreichs, der Restauration, der Julimonarchie, der Republik, des zweiten Kaiserreichs mit den dazwischen liegenden Revolutionen sehen wir theils schwache, abortive Versuche, den vollkommen zerrissenen historischen Zusammenhang des Landes wieder zu finden, theils stoßweise Uebergänge des Centralstaates aus der Hand der absoluten Monarchie in die Hand des Volkes, welchem das Steuer, weil es Ziel und Maß der Freiheit nicht kennt, oder nicht bewahren kann, stets wieder entfällt. Der Umsturz nach Innen, der Umsturz nach Außen in völkerrechtswidrigen Kriegen, beides stammt aus derselben Quelle. Auch der heutige Napoleonismus ist nur eine Phase dieser Erscheinung. Nicht dieser, sondern das historisch zerrissene Frankreich bleibt die tiefer liegende Gefahr für Europa.“ Nicht minder hat man es diesseits des Rheines oft wiederholt, daß von jeher in Frankreich das romanische, aus dem Städtethume hergeleitete Staatswesen nicht allein gegen die germanischen Bevölkerungsbestandtheile des Reiches, sondern auch gegen die agrarische Selbständigkeit, gegen die Grundart des germanischen Gesellschaftsgefüges gekämpft hat. Die Bartholomäusnacht wird in mehr als einem deutschen Geschichtswerke der Sieg der romanischen Despotie in Frankreich über die ökonomisch-sociale Staatsentwicklung von unten auf genannt. Und wie bereits damals die absolute Monarchie in dem Hugenottenthume seinen eigentlichen Gegner fand, als der Standesadel sich in einen Rangadel der Residenz hatte umwandeln lassen, so war auch Ludwig's XIV. Axiom: „der Staat bin ich“, nicht eher unbestritten gültig, als bis die Aufhebung des Edicts von Nantes alle noch vom Staate unabhängigen Gesellschaftselemente mit eisernem Besen über die Grenzen gefegt hatte. Eigentlich Neues sagt uns mithin Odilon Barrot Nichts; aber daß ein Franzose selber es sagt, das ist uns ebenso neu als charakteristisch für den erwachenden politischen Ernst, für die sich einleitende Gründlichkeit in den politischen Studien jenseits der Vogesen. Bis dahin bewegte sich die gesammte politische Doctrin der Franzosen in Abstractionen, wie ja ihr Staatsleben immer mehr abstract, immer mehr der italienischen Politik eines Machiavelli entsprechend wurde. Eine Nation, in welcher socialistische und communistische Ideen nicht bloß als Phantasien auftauchen, sondern auch versuchen, sich social und politisch zu verwirklichen, muß jede selbständige gesellschaftliche Gliederung vorab verloren haben und sich nur noch als eine Schaar atomistisch unverbundener Einzelner vorkommen, deren Individualität beliebig hierhin und dorthin gestellt werden kann. Wir in Deutschland wissen es wohl, daß die politische Freiheit fürwahr nicht in der Gleichheit Aller besteht, daß indessen jetzt auch französische Stimmen diesen Satz anerkennen, dürfte ein erfreulicher Beweis sein, wie die sogenannten „französischen Ideen“ endlich auch einmal in ihrer Heimath einer realpolitischen Kritik unterzogen werden.

„Da wir“, sagt Odilon Barrot im Eingange seiner Schrift, „aus der Geschichte des Alterthums die ersten Begriffe der Freiheit geschöpft haben, für welche Rom und Athen (die Stadtstaaten) der Mehrzahl der Geister von je an und bis auf den heutigen Tag als leuchtende Vorbilder dienten, so sind uns mehr oder weniger diese Jugendeindrücke geblieben. Daher kommt das Mißverständniß zwischen denen, welche die Freiheit einzig nur in der Theilnahme einer großen Anzahl an der Staatsgewalt verstehen und jenen, welche sie in die freie Entwicklung der Fähigkeiten und Rechte des Einzelnen setzen.“ In der That, das abstract aufgefaßte Alterthum, dessen sociale Grundlagen man nicht weiter erforschte, hat seit den Zeiten der Renaissance, verbunden mit dem unseligen Justinianischen Codex, äußerst verderblich auf unsere modernen Verfassungsmacher eingewirkt; der einer weit hinter uns liegenden Vergangenheit auf philologischem Wege entlehnte „Staatsbegriff“ stand für die Herren fest; ihm gemäß mußte nun das gesammte sociale Getriebe zurechtgestutzt werden. Von der Wechselwirkung der ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturlichen Kräfte innerhalb einer Nation in Bezug auf die Staatsform hat die rousseau-montesquieu'sche Schule gar keine Ahnung.

Wir wollen hier jedoch dem Verfasser nicht in die Einzelnheiten seiner Auseinandersetzung folgen. Da wir unsererseits in derselben weniger einen an die Franzosen gerichteten praktischen Rath erblicken, der vielleicht Einfluß auf ihre nächste Geschichte haben könnte, als vielmehr ihren Gedankengang als einen Umschwung in der Staatswissenschaft der Franzosen ansehen, so wird es genügen, wenn wir nur einzelne Hauptsätze aus dem Ganzen herausgreifen; die Zwischenglieder ergeben sich für den denkenden Leser von selbst; wie denn überhaupt die gesammte Denkschrift eine äußerst fein gehaltene aber um so schärfer wirkende Kritik des Napoleonismus bildet. Nachdem er dargelegt hat, wie das Königthum in Frankreich nach vielen Kämpfen und wechselnden Veränderungen zuletzt alle wesentlichen Souveränetätsrechte an sich trägt, bemerkt Odilon Barrot weiter: „Beim Herannahen der großen Revolution von 1789 versuchte Turgot, der ebenso patriotische wie erleuchtete Minister, dem die Gefahr, welche dem Königthum durch eben diese Centralisation, die es mit solcher Anstrengung so sehr entwickelt hatte, vollständig klar war, ihr zu begegnen. Das Edict von 1777 sicherte nicht allein die Existenz der bereits bestehenden Provinzialstände, sondern dehnte dieses Institut auch auf diejenigen Provinzen aus, welchen sie fehlte. Unglücklicher Weise war es zu spät. Die französische Monarchie, die Jahrhunderte gebraucht hatte, um alle widerstrebenden Kräfte aufzulösen und allein zu stehen, fand in den Schreckenstagen keinen Anhalt mehr.“ Gab es aber beim Eintritt der Revolution immerhin noch einige Reste socialpolitischer Selbständigkeit in Frankreich, „so vernichtete die constituirende Versammlung auch noch diese letzten Schranken. Unabhängigkeit der Geistlichkeit, Adelstraditionen, Stadtmagistrate, Syndicate der Körperschaften, Provinzialstände, Parlamente, erbliche Aemter, Alles verschwand an einem Tage, nicht um im Sinne der Freiheit umgestaltet zu werden, sondern um mit ihren Beraubungen die Centralgewalt zu vergrößern und zu bereichern.“ Und ganz aus unserer Seele ist es gesprochen: „Die constituirende Versammlung that noch mehr. Da sie sogar die Namen fürchtete, welche an eine Regierungsform, die sie gründlich vernichten wollte, erinnern konnten, riß sie die Provinzen auseinander, gab ihnen andere Namen, zerstückelte sie; sodann unterwarf sie im Sinne des Gleichmachungsbedürfnisses alle Communen in Frankreich, große und kleine, städtische und bäuerliche der gleichen administrativen Form.“ Also sieht wenigstens ein Mann in Frankreich jetzt den colossalen Unsinn ein, den eine Versammlung von politischen Neulingen mit der mathematischen Departementseintheilung des Reiches beging. Um einen lebensfähigen Staat construiren zu können, müßte man eine politische Weisheit besitzen, wie sie noch außerhalb des Bereiches der gegenwärtigen Staatswissenschaft liegt. Was wußten aber wohl jene idealistischen Schwätzer von der Continuität der Gesellchaftsbildungen und ihrer Rückwirkung auf das Staatsleben?

Demnach fand denn allerdings „das Kaiserreich den Boden von seinen Vorgängern vortrefflich vorbereitet.“ Frankreich hatte damals eigentlich gar keine andere Möglichkeit mehr zu einer neuen Staatsbildung als die Militärhierarchie. Nur insofern müssen wir dem Verfasser widersprechen, als er meint, die Partei der Constitutionellen unter der Restauration und unter Louis Philipp habe später wirklich auf die Decentralisation, auf die politische Natur-

wüchsigkeit Frankreichs hingearbeitet. Odilon Barrot selber gehörte dieser Partei an; in den Schlußnoten zu seiner Schrift theilt er verschiedene Kammerreden auszugsweise mit, die es darthun, wie er seinerseits allerdings dahin einschlagende Gedanken mehrfach geäußert und sogar unmittelbar nach der Februarrevolution zu verwirklichen gestrebt hat. So hob er es in der Sitzung der Verfassungscommission vom 22. März 1848 hervor: „Wir arbeiten schon lange als Ideologen, aber nicht als Staatsmänner. Wir vergessen die Grundlage, auf der wir unser neues Gebäude aufführen wollen. Gewiß werden Sie, so hoffe ich wenigstens, weder Familie noch Eigenthum angreifen. Die Gemeinde ist aber nur eine erweiterte Familie, und diese ist heute noch nicht constituirt, sie ist vereinzelt, ohnmächtig, zerstückelt, und man kann darin nur nachbarliche Beziehungen sehen. Herr von Lamennais ist in seinem Verfassungsentwurf ganz logisch verfahren, indem er damit anfing die Communen einzurichten, bevor er sich mit den anderen Obrigkeiten der Republik beschäftigte. Es ist dies ein gutes Beispiel. Es giebt noch einen entscheidenden Grund, mit der Einrichtung der Gemeinde anzufangen. Die Organisation derselben muß einen großen Einfluß auf die Einrichtung der anderen Staats-Obrigkeiten ausüben, vorzüglich in der Frage über die beiden Kammern und über die Zusammensetzung derjenigen von beiden, welche als mehr conservirende Gewalt zu dienen bestimmt wird.“ Allein derartige Ansichten sind selbst bei den Genossen Odilon Barrot's äußerst vereinzelt geblieben. Centralisirt, wie die Restauration Frankreich aus den Händen des ersten Kaisers empfing, ließ sie es thatsächlich stehen, bis der neue Napoleonismus die Stränge dann noch schärfer anzog.

Dagegen stimmen wir wieder ganz mit dem Kapitel überein, welches von dem Einflusse der Centralisation auf die Sitten handelt. Was Buckle in seiner Geschichte der Civilisation besonders betont, daß nämlich keine Geisteskultur sich von oben herunter hervorrufen läßt, kehrt auch hier in klarer Auffassung wieder. „Wenn man es genauer betrachtet, so wird man sehen, daß unter Augustus wie unter Ludwig XIV. die Männer, welche diesen Regierungen Glanz verliehen, früher geboren waren, ehe jene großen Despoten die Freiheit ihrer Mitbürger unterdrückt hatten. Condé und Türenne, Colbert und Vauban, Corneille, Racine und Moliere, dies Siebengestirn von Männern voll Genie, die dieses so gerühmte Zeitalter mit ihrem Glanze schmückten, waren unter einer ganz anderen Herrschaft geboren, in Zeiten politischer Kämpfe und Aufregungen; die Keime ihres Genies waren nicht dem oeil de boeuf Versailles entstammt oder aus der kleinlichen Hofetiquette und der Erstarrung, die eine absolute Regierung verbreitet, aufgegangen. Und namentlich ist es schlagend, was der Verfasser von dem Uebermaß der Verantwortlichkeit der Regierungen und dem Mangel an Verantwortlichkeit bei den Einzelnen ausführt.

„Was lernen die Bürger durch die eigene Verwaltung ihrer parlamentarischen und municipalen Angelegenheiten? Sie lernen daraus die für die Erhaltung und das Bestehen des Staates allerwesentlichste Sache. Denn ihre eigene Erfahrung in Betreff der Schwierigkeiten, mit denen sie alle kämpfen, müssen diejenigen, welche die Interessen der Menschen zu verwalten und ihren Leidenschaften zu begegnen haben, lehren, wie sie diesen Schwierigkeiten Rechnung tragen. Sie lernen einsehen, daß die Thatsachen auch ihre unwiderstehliche Gewalt haben und nicht immer nach unserer Weise und unseren Wünschen gehen; sie lernen die Duldsamkeit und Nachsicht, die unumschränkt regierten Völkern fremd ist. Ist eine Nation einmal dahin gekommen, ihrer Regierung keine der Schwierigkeiten, die mit der Administration untrennbar verbunden sind, zu Gute zu halten, und sie für Alles, sogar die Folgen der Unregelmäßigkeit der Jahreszeiten verantwortlich zu machen, so ist die Spaltung zwischen beiden über kurz oder lang unvermeidlich. Die Nation wird von der vollkommensten Unterwerfung plötzlich zur unberechtigten Auflehnung gegen die Regierung übergehen, und je lebhafter die Einbildungskraft des Volkes, je beweglicheren Geistes es ist, um so unabwendbarer wird dies Resultat sein.“

Daß das Mißverhältniß des hauptstädtischen Lebens zu dem Leben der Landesperipherie in Frankreich auch in diesem Buche eine bedeutende Rolle spielt, versteht sich von selbst. „Wenn wir uns in einer Provinzialstadt befinden, so fällt uns sogleich das allmälige Verschwinden aller alten Familien auf, die daselbst gewisse Traditionen bewahrten und erhielten, mit anständiger Unabhängigkeit lebten, durch gute Beispiele wirkten, den Meinungen eine verständige und liberale Richtung gaben und in schwierigen Fällen einen heilsamen Einfluß um sich her ausübten. Diese Familien versenken und verlieren sich eine nach der andern in dem großen Abgrund Paris, und das ist unausbleiblich. Nichts fesselt sie mehr an ihren Geburtsort; was sollen sie dort machen? Alles intellectuelle, politische, moralische Leben ist dort erstorben. Ein dürftiger Handel, eine Anzahl von Beamten, das ist Alles, was diesen Provinzialstädten übrig bleibt. Sie haben kein eigenes Leben, keine Eigenthümlichkeit in Kleidung und Sitte mehr. Man ahmt, so gut man kann, das Pariser Leben nach. Von dorther kommen die Ideen, wie die Moden; von dorther erwartet man die Regierungsform fix und fertig und empfängt sie von der Post mit einer so gewohnheitsmäßen Ergebenheit, daß die Provinz selbst das Bewußtsein der Demüthigung verloren zu haben scheint, die ein solcher Stand der Dinge ihr auferlegt.

„Und wenn Paris sich noch selber regierte, wenn es in seiner Mitte noch eine Gesellschaft gäbe, dergestalt eingerichtet, daß der natürliche Einfluß des Geistes, der geleisteten Dienste, des Vermögens selbst, in Gruppen vereinigt, Macht genug über die wechselnden Launen und Uebereilungen der Massen besäßen, um den Revolutionen zuvorzukommen. Aber während in den Provinzialstädten die Leere herrscht, zeigt sich dagegen in Paris die vollständigste Verwirrung. Es ist ein ungeheurer Ameisenhaufen, der arbeitet, genießt, sich amüsirt, Alles ohne gemeinsames Band, man hat nichts, um sich zu vereinen, namentlich keine Municipal-Institutionen.“ Einzig die Büreaucratie hält Frankreich zusammen, und diese hat es denn zu einer solchen Uniformität gebracht, daß, wie der Verfasser erzählt, der Minister des öffentlichen Unterrichts in einer Conferenz einst mit Stolz ausrief: „Meine Herren, in dieser Stunde beschäftigen sich alle Schüler in allen Schulen Frankreichs in einer bestimmten Klasse mit derselben mathematischen Aufgabe.“

Streben wir Deutschen also naturgemäß nach einer größeren staatlichen Einigung, so sucht der Franzose umgekehrt von dem stränggegliederten Einheitsstaate aus zu einer größeren Selbstthätigkeit der Gesellschaft in allen ihren Theilen zu gelangen und damit dem Provinzialleben wieder eine gewisse Selbständigkeit zu verleihen; der gesunde Staatsorganismus beruht eben auf dem Gleichgewicht beider politischen Streberichtungen. Aber dem westlichen Nachbar wird dabei sein Weg nicht minder schwer als uns der unsrige. Denn so richtig auch immerhin jene Rathschläge sind, will vielleicht Napoleon selber die socialpolitische Umwandlung Frankreichs von oben herunter einleiten, oder läßt sich denken, daß die an die Centralisation Jahrhunderte lang gewöhnten Franzosen selbstbewußt bald diesen Gang einer neuen Entwicklung einschlagen sollten? Odilon Barrot fordert zunächst die Kräftigung des Familienbestandes durch Kräftigung des Familienguts, indem es dem Familienvater, dem römischen Rechte entgegen, erlaubt sein möge, seine Immobilien nur auf ein Kind zu vererben.

Dann schlägt er vor, den Gemeinden und Provinzen eine liberalere Organisation dadurch zu verleihen, daß man ihnen die Verwaltung ihrer örtlichen Angelegenheiten überläßt, und will zuletzt nach Art der amerikanischen Verfassung, die staatliche Union durch die Versammlung der Provinzialdeputirten herstellen. Aber, zu einem solchen Vorgange sind auf dem französischen Boden Jahrhunderte erforderlich. Der Verfasser selber sagt: „Ich schmeichele mir nicht, mein Vaterland zu bekehren, ich werde befriedigt sein, wenn ich dazu beigetragen habe, daß meine Landsleute ein wenig ernster die gefährlichen Probleme untersuchen, in denen unser Schicksal ruht, und wenn ich sie geneigt mache, die Lösung derselben mit Muth und mit Ernst zu erstreben.“ Für mehr mithin als für ein Anzeichen, daß auch in Frankreich die Realpolitik sich zu regen beginnt, dürfen wir die in Rede stehende Schrift nicht halten. Bis sie einmal ein Parteiprogramm bei den Franzosen wird, muß noch viel Wasser die Loire hinunterfließen — indessen als staatswissenschaftliche Kundgebung ist sie gewiß unserer vollen Aufmerksamkeit werth.

Vom Künstlerverein in Bremen.

* Bremen, 26. Juni 1862. Der hiesige Künstlerverein hielt gestern seine letzte Versammlung vor den Sommerferien, während deren in den Monaten Juli und August die Zusammenkünfte an den Mittwoch-Abenden ausfallen. Die gestrige, sehr zahlreich besuchte Versammlung galt dem Andenken Mozarts, der in einem Cyclus von geschichtlichen Musikabenden, in denen die Entwickelung der Tonkunst vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Tage zur Anschauung gebracht wird, an die Reihe kam. Einem kurzen Vortrage über Mozart und seine Zeit folgte eine Anzahl von Compositionen des Meisters, nämlich die Sonate (D dur) für zwei Flügel, das Streichquartett in C dur, das letzte der sechs Josef Haydn gewidmeten, die Baßarie „Mentre ti lascio, o figlia“, Chor und Arie des Sarastro aus der „Zauberflöte“, endlich die Cantate „Lob der Freundschaft“, ursprünglich die „kleine Freimaurer-Cantate“ genannt, welche Mozart wenige Wochen vor seinem Tode, im November 1791, componirte. Bei der Fortsetzung des Abends in der Halle kam noch eine Serenade für zwei Clarinetten, zwei Hörner und Fagott zur Ausführung. Im September soll ein zweiter Mozartabend stattfinden, damit das Bild des Meisters einigermaßen vollständig hervortrete.

Der Vorstand des Vereins hat kürzlich in einer Generalversammlung Bericht erstattet über das letzte Lebensjahr der Gesellschaft, welche im Frühjahr 1856 gegründet wurde und im folgenden Jahr ihre schöne Halle bezog. Wir entlehnen jenem Bericht einige Stellen: „Manche unter uns mögen unzufrieden darüber sein, daß wir noch nicht auf größere künstlerische Thaten mit Stolz hinweisen können. Allein es ist zu bedenken, daß der Verein nicht bloß für viele sehr glückliche Verhältnisse zu danken, sondern mit noch viel mehr Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wenn er allen Zielen, die zu erreichen sind, nachstreben wollte. In unserem Gemeinwesen sind nach der Natur der Dinge die künstlerischen Kräfte weder zahlreich noch in den Verhältnissen, daß sie sich mit voller Aufwendung aller Fähigkeiten der Sache hingeben könnten. Vieles von dem, was geleistet wird, ist das Resultat persönlicher Opfer, für die wir im vollsten Maße dankbar sein müssen, deren Höhe und Ausdehnung aber von der Lage der Darbringenden abhängig bleiben. Gewiß sind wir seit einigen Jahren unendlich weiter gekommen, allein es bleibt noch sehr viel zu thun, und es wird fort und fort mehr gethan werden. Unleugbar ist auf dem Felde der Malerei, Bildhauerei und Architektur viel weniger geschehen, als die Aufgabe der Genossenschaft erfordert. Allein dieselbe stößt gerade hier auf Schwierigkeiten, die sich nur sehr langsam und allmälig überwinden lassen. Große Erfolge sind auf diesem Gebiete erst dann zu erwarten, wenn der Verein die übernommenen materiellen Verpflichtungen gelöst hat und auf freien Füßen steht. Diesem Ziele rücken wir nun immer näher; ist es erreicht, so steht dem Verein eine solche Fülle von Mitteln zur Verfügung, daß er mit vollem Herzen nicht bloß, sondern dann auch mit voller Hand künstlerische Aufgaben lösen kann. . . .

Mit Freude und lebhafter Anerkennung ist der Thätigkeit der günstiger gestellten und leichter wirkenden musikalischen und wissenschaftlichen Abtheilung zu gedenken. Die Einrichtung der regelmäßigen Vorträge bildet den Kern dieser Thätigkeit und erfreut sich durch den unermüdlichen Eifer vornehmlich der musikalischen Mitglieder eines lebhaften Gedeihens. Eine größere Zahl von Erörterungen künstlerischer Gegstände bleibt allerdings zu erstreben; die Musik selbst aber ist bereits so gut vertreten, wie es irgend zu erwarten war. Im ablaufenden Jahre wurde unt. And. eine Reihe von geschichtlichen Musikabenden eröffnet, deren Aufgabe eine Entwickelung der Tonkunst vom Beginn des vorigen Jahrhunderts bis auf die jetzige Zeit ist. Das Unternehmen fand großen Anklang, und die Erörterung der geistigen Thätigkeit von Bach und Händel bis zu Mozart hat die Gelegenheit zur Vorführung einer Zahl von musikalischen Schöpfungen geboten, die selten oder nie sonst gehört werden. Für eine glückliche Fortsetzung dieser Abende bietet der rastlose Eifer unserer musikalischen Mitglieder volle Gewähr. . . . . . .

Wenden wir uns zu den Vorträgen, welche in den Mittwochs-Versammlungen gehalten wurden, so ergiebt sich das folgende Resultat: Es sprachen

über das Genießen auf dem Gebiete der Kunst: Nagel;
über den Pessimismus in der Kunst: Wilh. Meyer;
über Diderot und sein Verhältniß zur Schauspielkunst: W. Pieper;
über Georg Friedrich Händel, Johann Sebastian Bach, Josef Haydn, die Entwickelung des Clavierspiels und der Oper, Beethovens letzte Lebenstage: Pletzer;
über die Grundsätze der modernen Erziehung: Schmelzkopf;
über den Luxus: Emminghaus;
über den Geburtstag Lessings: Gildemeister;
über den hundertjährigen Geburtstag Fichte's: Wilh. Meyer;
über das Nationalitätsprincip: J. E. Erdmann;
über den Reisenden Paul du Chaillu: G. Hartlaub;
über den Feldzug von 1859: Niebour;
über Irland, sonst und jetzt: R. Pauli;
über Philipp II. und Wilhelm von Oranien: E. Sägelken;
über die Häfen und Festungen an der Unterweser: D. Ehmck;
über die Namen der Mitglieder des Vereins: Westphal;
über das Steinhuder Meer, die Porta westphalica, die Lage von Neuorleans: Kohl;
über Spectral-Astronomie und Spectral-Analyse: Scherck.

Ferner wurden Bruchstücke einer neuen poetischen Bearbeitung der Odysseus-Sage von C. Th. Gravenhorst vorgetragen.

Eine Uebersicht der musikalischen Leistungen weist nach, daß folgende Tonstücke zu Gehör kamen:

von Johann Sebastian Bach: ein Tripelconcert (D dur) und ein Concert für Streichinstrumente;
von Philipp Emanuel Bach: eine Claviersonate;

von Beethoven: eine Sonate für Pianoforte und Horn, zwei Claviertrios (D dur und B dur), ein Pianoforte-Quartett und zwei Streichquartette (F dur und C dur), eine Serenade, schottische Lieder;
von Chopin: ein Notturno;
von Clementi: eine Claviersonate;
von Eccard: Gesangschöre;
von Gluck: Opernarien;
von Händel: zwei Oboenconcerte und Arien aus Oratorien;
von Josef Haydn: zwei Quartette, ein Quintett und Arien;
von Hummel: zwei Quintette;
von Mendelssohn: ein Capriccio, ein Streichquartett, eine Hymne für Sopran und Chor, Lieder für Chor;
von Mozart: eine Phantasie und Sonate, eine Sonate für Clavier und Violine, ein Quintett für Streichinstrumente, zwei Octette für Blasinstrumente;
von R. Nagel: eine vierhändige Claviersonate;
von L. Pape: ein Streichquartett;
von Anton Rubinstein: ein Trio (B dur);
von Robert Schumann: ein Quintett;
von Franz Schubert: ein Trio (B dur);
von D. Scarlatti: die Katzenfuge;
von L. Spohr: ein Streichquartett (E moll).



Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Wanderungen in Schottland. Von R. Wichmann. — Vor fünfzig Jahren. Tagebuch meines Feldzuges in Rußland 1812. Von C. von Martens. — Vier Reden über Leben und Kranksein. Von R. Virchow. — Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. Von Th. Menge. — Nibelungen, Gudrun, Parcival. Von K. Regel. — Sophie Laroche und Christof Martin Wieland. Von K. Neumann-Strela. — Der falsche Demetrius. Von F. Lorentz. — Gehrt Hansen. Roman aus der Gegenwart in 4 Bdn. Von Robert Waldmüller. — Goethe's Jugendliebe. Gedicht von A. Böttger.

* Bei Kröner in Stuttgart ist ein „Münchener Dichterbuch", herausgegeben von Emanuel Geibel, erschienen; ein sehr eleganter Band, welcher Dichtungen der in München lebenden Poeten enthält. Von Paul Heyse findet sich dort eine poetische Erzählung „Rafael."

* Soeben erscheint eine neue Uebersetzung der Tragödien des griechischen Dramatikers Sophokles von Wilhelm Jordan in zwei Bänden.

* Professor Droysen in Berlin arbeitet an einer „Geschichte des großen Kurfürsten", der, so viel über ihn geschrieben ist, noch nicht die umfassende Darstellung gefunden hat, welche sich aus vollständiger Benutzung der archivarischen Quellen bewerkstelligen läßt. Da diese uneingeschränkt dem rühmlichst bekannten Geschichtsschreiber zu Gebote stehen, so darf ein das allgemeine Interesse in Anspruch nehmendes Werk erwartet werden.

* Fremde Dichtungen in deutschem Gewande. Von Fr. Ruperti und Ad. Laun. Bremen 1862. J. G. Heyse's Verlag. — Beide Verfasser dieses Werkes haben schon seit einer Reihe von Jahren sich als kunstfertige Uebersetzer bewährt und als solche einen Namen erworben; wir erinnern hier zunächst an Rupertis „poetische Kleinigkeiten" und Launs „Liederklänge aus England und Spanien." Den Lesern des „Bremer Sonntagsblattes" insbesondere sind die Genannten geschätzte Bekannte, denn Jahraus, Jahrein verdanken sie denselben eine Reihe werthvoller Uebertragungen aus den Literaturen fremder Nationen. Die „Fremden Dichtungen", welche uns nun in einem stattlichen Bande vorliegen, enthalten diese vom Sonntagsblatte seither mitgetheilten Uebersetzungen, vermehrt durch eine große Anzahl gleich trefflicher anderer Arbeiten. Etwas zum Lobe derselben an diesem Orte zu sagen, möchte fast überflüssig erscheinen; allein in unserer Zeit, die so reich ist an unberufenen Dichtern und Uebersetzern, kann das Hervorragende nicht warm genug hervorgehoben werden. Wenn in der Poesie im Allgemeinen viel gesündigt wird, so geschieht das ganz speciell in poetischen Nachbildungen. Zum Uebertragen poetischer Productionen gehört vor Allem Vertrautsein mit dem Geiste der fremden so gut wie der eigenen Sprache und dann eine Gewandtheit, die jede Schwierigkeit der Form zu beherrschen weiß. Worin ferner so Viele es versehen, das ist der Mangel an Kritik. Jeder fremde Lappen, der ihnen zwischen die Finger geräth, muß daran glauben, ob nun der Inhalt ein allgemeines Interesse darbietet, ethischen Kern hat, oder ob er locale, vorübergehende Interessen berührt, so daß bei der Verpflanzung in fremden Boden alles Arom, die letzte Würze schwinden muß. Das uns hier vorliegende Werk von Ruperti und Laun ist in jeder dieser Hinsichten bedeutend. Die geheimsten Schönheiten und Feinheiten der fremden Sprachen scheinen aufgefunden; die Form ist vollendet, und was das Stoffliche betrifft, so behaupten wir, auch in Betreff dessen seit Jahren keine so gewichtvolle Sammlung von Uebertragungen fremder Poesieen gesehen zu haben. Es ist in Wahrheit ein reicher Schatz, der uns hier geboten wird. Zuerst sehen wir englische und nordamerikanische Dichter vorgeführt (fünfzehn an der Zahl), von denen Perlen der englischen und überseeischen Literatur mitgetheilt werden, von Ruperti und Laun zu gleichen Theilen geliefert. Die Uebersetzungen spanischer Gedichte rühren meist von Adolf Laun her. Es sind zum Theil ältere Romanzen, denen Gedichte neuerer Zeit beigefügt wurden. Was uns hier nicht ganz gefallen hat, ist die Vertauschung der Assonanz mit dem Reime. Wir wissen wohl, daß es nicht ohne Grund geschehen ist, doch können wir diesen nicht als stichhaltig ansehen, denn die Assonanz ist eben etwas diesen spanischen Romanzen Charakteristisches, und das muß nach unserer Ansicht gewahrt bleiben. Geibel und Schack, in ihrem Romanzero der Spanier und Portugiesen, haben sich auch von diesem Grundsatze leiten lassen. Hervorragend ist die Abtheilung „Frankreich", 116 Seiten umfassend, doch mehr noch um des Inhalts als des Umfangs willen. Prachtvolle Stücke von A. de Vigny, Barbier, Béranger, Musset u. A. sind mit einer Eleganz übertragen, die der französischen Sprache abgelauscht zu sein scheint, wobei die mitunter sehr schwierigen Formen stets gewahrt worden sind. Die italienischen Gedichte würden dem Umfange nach als Kleinigkeiten bezeichnet werden können, doch hat sich hier Rupertis Kritik bewährt, die nichts Unbedeutendes durchschlüpfen ließ; Alles ist entweder geistreich oder wenigstens graziös. Auch die russischen Gedichte sind werthvoll. Den Schluß bilden einige schwedische und holländische Poesieen. Diese übersichtliche Angabe des Inhaltes wird genügen, um zu zeigen, welchen Reichthum die Sammlung enthält. Neben andern Erscheinungen der Uebersetzungsliteratur gewährt das vorliegende Werk wahre Erquickung und wird ohne Frage den Verfassern unter dem gebildeten Lesepublikum (denn nur dies weiß den Waizen von der Spreu zu unterscheiden) zahlreiche neue Freunde erwerben.

** Die Nummer der „Blätter für literarische Unterhaltung" vom 5. Juni 1862 enthält einen trefflichen Artikel aus der Feder Hermann Marggraffs über Victor Hugos neuesten Roman „Les misérables", der gegenwärtig allen Uebersetzungsfabriken Deutschlands Arbeit liefert. Wir heben folgende bemerkenswerthe Stelle heraus: Die französische Kritik scheint allseitig, soweit wir von ihr Kenntniß haben, dieses neueste Victor Hugo'sche Product sehr hoch zu stellen, selbst die Kritik in solchen Journalen, welche einer andern politischen Richtung angehören als der Verfasser. Der Franzose hat vor Autoritäten und vor den berühmten Männern, welche zu dem Glanze des französischen Namens etwas beitragen, überhaupt einen großen Respect, und er wird sie wenigstens nie so despectirlich behandeln, wie dies nicht selten bei uns geschieht, andererseits ihnen aber auch nicht so plump, so übertreibend und gedankenlos ungeschickt schmeicheln, wie dies aus irgend einem Grunde bei uns mitunter wohl auch geschieht. Er verliert nie, weder im Loben noch im Tadeln, einen gewissen Takt, der ihm angeboren oder doch durch die allgemeine Sitte zur zweiten Natur geworden ist. Von dem systematischen „Herunterreißen" und cynischen „Schlechtmachen" der Deutschen — schon die Worte sind bezeichnend — weiß der Franzose nichts. Außerdem lebt V. H. in der Verbannung, und der Franzose, selbst wenn er einer andern Richtung angehören sollte, ist feinfühlend und chevaleresk genug, auch dies in Rechnung zu bringen. Endlich aber, und dies ist die Hauptsache, ist Victor Hugo Franzose vom Kopf bis zur Zehe; er ist französisch bis auf's letzte Blutkügelchen und Nervenfäserchen. Von dem Einfluß germanischer Ideen läßt V. H., obschon man ihn den Romantikern beizählt, so gut wie nichts verspüren. In seinen Landsleuten, und zunächst natürlich in sich selbst, erblickt er die Hauptträger der modernen Bildung, in Paris die Hauptstadt der Welt, die nur zu pfeifen braucht, um Europa auf gut parisisch tanzen zu machen. Die übrigen Völker sind nur Puppen, die auf dem europäischen Pollchinelltheater so gesticuliren müssen, wie sie von den pariser Coulissen aus durch Dräthe dirigirt werden. Namentlich scheint ihm Deutschland, das noch jüngst ein Engländer die „Ideenwerkstatt Europas" nannte, ein gänzlich unbekanntes oder verächtliches Land zu sein; er scheint nur von Preußen und Oesterreichern zu wissen, und diese haßt er, weil sie wiederholt und noch dazu bewaffnet

Massenbesuche in Paris gemacht und sich so für die ähnlichen Besuche der Franzosen in deutschen Hauptstädten revanchirt haben. Victor Hugo zählt mitunter ganze Reihen von Dichtern, Denkern, Diplomaten und Freiheitsmännern fremder Nationen auf, darunter natürlich auch Magyaren und Polen, aber Deutsche (außer vielleicht Metternich, in dessen Namen sich nun einmal für die Franzosen das ganze System reactionärer Politik verkörpert hat) wird man kaum je einmal darunter antreffen. Arnold Ruge mag sich für einen sehr wichtigen Mann halten, aber obschon er vielleicht mit V. H. in einem und demselben Comité europäischer Agitatoren mitgesessen hat, für V. H. besteht er nicht. Von Goethe und Schiller, diesen beiden Unvermeidlichen, mag V. H. etwas vom Hörensagen wissen; daß es aber deutsche Denker gegeben hat, die, wie Kant, Herder, Fichte, Schelling, Hegel u. s. w. das Reich der Ideen, daß unzählige andere Deutsche den Kreis der Wissenschaft nach allen Richtungen hin wesentlich erweitert oder umgestaltet haben, daß die deutsche Reformation, die englische Revolution im 17. Jahrhundert, die nordamerikanische Unabhängigkeitserklärung der französischen Revolution vorangingen, davon weiß er nichts oder will er nichts wissen. Für ihn steht der Satz fest, daß die Franzosen die Auserwählten Gottes, die Propheten, Lehrer und Vorkämpfer aller übrigen Nationen sind und daß diese ohne die Franzosen bloße Dummköpfe, Barbaren und Sklaven sein würden, und in diesem Glauben schrieb er auch seinen neuesten Roman, ohne Zweifel überzeugt, daß davon eine ganz neue Aera der socialen Ordnung in Europa ihren Anfang nehmen werde.

* In Freiburg im Breisgau wurde kürzlich das 1851 heimlich abgebrochene Denkmal des Geschichtsschreibers Rotteck von Neuem aufgerichtet und unter allgemeiner Theilnahme der Bürgerschaft und Universität enthüllt; Adel, Geistlichkeit und Militär hielten sich von der Feier fern.

* In Düsseldorf will man das Geburtshaus Heinrich Heine's mit einer marmornen Gedenktafel verzieren. Der Streit der beiden concurrirenden Hauseigenthümer über die Frage, welches das wirkliche Geburtshaus des in fremder Erde ruhenden Dichters sei, ist allem Anscheine nach dahin entschieden, daß das Haus des Kunsthändlers Herrn Schönfeld auf der Bolkerstraße das wirkliche Geburtshaus, das gegenüberliegende des Kappenmachers Herrn Hürter aber das später von den Eltern bezogene Wohnhaus ist.

* In Bonn hat man eine ganze Reihe von Concurrenz-Skizzen für das Denkmal des alten Arndt ausgestellt; dieselben stoßen zum großen Theil auf Widerspruch. Heidel, der Meister der Händelstatue in Halle, hat Arndt zu wenig gewichtig, mit leicht hintänzelndem Gang eines heiteren Spaziergängers aufgefaßt, Begas wie einen gewaltigen Recken mit zurückgeworfenem Haupt und gegen die Brust gestemmten Fäusten, Zumbusch zu sehr als gemüthlichen alten Mann, der etwa dem Tanze zuschaut, Steinhäuser als Bußprediger mit dürren Gliedern und reich drapirtem Mantel, Drake im luftigen Reisekittel mit einem langen Zettel in der Hand, welcher die Flugschriften der französischen Zeit darstellen soll, Widnmann mit einem Buch in der Hand und mit einer Miene, als lerne er Lieder auswendig, Donndorf in steifer Haltung auf einen Eichenstamm gelehnt. Den günstigsten Eindruck macht eine Skizze von Afinger, welcher Arndt in großer Aehnlichkeit und in einer der Person sowohl als der Sache entsprechenden Haltung darstellt.

* Musikalische Notizen. Die Vorbereitungen für das große Händelfest im Krystallpalast von Sydenham bei London sind beendet. Es handelte sich vorzüglich um die Herstellung eines zweckmäßigen und eleganten Schirmdaches, welches der schlechten Akustik des Mittelschiffes und Hauptquerschiffes abhelfen sollte. Dieses Schalldach ist jetzt fertig, sieht elegant aus, wird von Fachkennern als ein Meisterwerk der Zimmermannskunst gepriesen und wird es — so versichert man — möglich machen, daß 20 bis 30,000 Personen alle Schönheiten der Händel'schen Oratorien, die Chöre nicht allein, sondern auch die Solopartieen, mit Behagen werden genießen können. Was Massenhaftigkeit der Aufführung betrifft, ist dergleichen selbst in London noch nicht dagewesen. Unter den Streichinstrumenten befinden sich nicht weniger denn 138 Violoncellos und Contrabässe. Ihnen stehen weit über 100 Blasinstrumente und die Riesenorgel des Gebäudes zur Seite, kurz das Orchester wird mit Einschluß des Sängerchors kaum weniger als 4000 Personen fassen, während Sitzplätze für mindestens 20,000 Gäste vorhanden sind. — Das erste dieser Riesenconcerte hat nun bereits am 23. Juni stattgefunden; man führte den „Messias" auf. Die Urtheile gehen aber doch dahin, daß von den 16,000 Anwesenden nur diejenigen die Schönheit der Solopartieen genossen, die den Ausführenden ziemlich nahe gesessen. — Vor Kurzem hat man in London auch die uralte „Bettler-Oper" wieder zur Aufführung gebracht, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einige Zeit hindurch eine Rolle spielte. Wir haben über diese wunderliche Erscheinung näher berichtet in der Skizze von Händels Leben und Wirken, welche das Sonntagsblatt im vorigen Jahrgange nach dem Buche von Chrysander brachte. Sie entstand aus Opposition gegen die damalige große Oper nach italienischem Zuschnitt und wurde Bettleroper genannt, weil sie Räuber und Spitzbuben auf die Bühne brachte gegenüber den antiken Helden der großen Oper und zusammengebettelt war von allen Ecken und Enden Großbritanniens. Interesse und künstlerischen Werth hatte sie dadurch, daß eine Fülle von schönen Volksweisen in die Oper verwebt wurden.

---

* Ein Bildniß Lessing's aus seiner Knabenzeit. Herm. Hettner schreibt im Dresdener Journal: Karl Lessing, der Biograph seines großen Bruders, erzählt aus Lessing's Kindheit folgenden sehr bezeichnenden Zug: „Als ein Maler ihn im fünften Jahre mit einem Bauer, in welchem ein Vogel saß, malen wollte, hatte dieser Vorschlag seine ganze kindische Mißbilligung. „„Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein."" Der Maler that es, und wer das Gemälde sah, erfuhr diese Anekdote. Es war eben der Maler, der ihn nachher im Zeichnen unterrichtete und ihm frühzeitig Geschmack an den bildenden Künsten beibrachte. Denn, wie Lessing oft erzählte, war er kein ganz schlechter Künstler und besaß sogar etwas Kunstgelehrsamkeit. Wie er sich aber nach Kamenz verirrt hatte, weiß Gott." Dieses Bildniß galt bisher als verloren. Ich war daher nicht wenig erstaunt und erfreut, als ich vor etwa drei Jahren auf einem kleinen Sommerausflug, den ich mit einem Freunde nach der Geburtsstadt Lessing's machte, es unerwartet dort in dem sogenannten Lessingstift fand. Man erzählte mir, es sei auf einer Dachkammer der Kirche unter altem Gerümpel versteckt gewesen. Das Bild ist nicht, wie die Schilderung des Biographen, der es auch seinerseits offenbar nur vom Hörensagen kannte, vermuthen läßt, ein einzelnes Porträt, sondern ein Bild mit einer porträthaften Knabengruppe. Rechts sitzt der junge Gotthold Ephraim Lessing, nicht im Alter von fünf, sondern etwa von sieben bis acht Jahren; fröhlich aufblickend hat er die linke Hand auf ein auf seinen Knieen liegendes offenes Buch gelegt, während er die Rechte nach einigen anderen Büchern ausstreckt, welche zu seinen Füßen liegen. Links sitzt ein jüngerer Bruder, an dessen Seite ein kleines Lamm steht, dem der Knabe mit kindlichem Sinn eine Aehre reicht. Gotthold Ephraim Lessing ist mit modischer Eleganz in rothen Rock, rothe Hosen und rothe Strümpfe gekleidet. Der jüngere Bruder trägt ein schwarzes Kleid; in seiner ganzen Haltung ist Etwas, was auf einen künftigen Prediger deutet. In Kamenz hat man bei der Auffindung des Bildes leider auf das Bild selbst eine Inschrift geschrieben, nach welcher dieser beigemalte jüngere Bruder als Karl Lessing bezeichnet wird. Dies ist entschieden unrichtig. Karl, der jüngste unter allen Geschwistern Lessing's, war zu jener Zeit noch nicht geboren. Dieser Bruder ist vielmehr Theophilus Lessing, nur um zwei Jahre jünger als Gotthold Ephraim Lessing. Er war am 12. November 1732 geboren, studierte seit 1751 in Wittenberg, war später Conrector in Pirna und starb am 6. October 1808 als Rector in Chemnitz. Er hat sich durch nichts ausgezeichnet, als durch seine Geschicklichkeit lateinische Verse zu machen. Lessing hat völlig Recht gehabt, wenn er den Maler dieses Bildes einen in seiner Art nicht untüchtigen Künstler nannte. Freilich leidet das Bild an argen Verzeichnungen, namentlich in der Behandlung des Unterkörpers; aber im ganzen macht es einen erfreulichen Eindruck. Die Gruppe ist sehr gefällig und malerisch angeordnet; in den Farben liegt, obgleich sie sehr nachgedunkelt sind, eine glückliche Stimmung; der landschaftliche Hintergrund ist weit und liebevoll ausgeführt. Und vor allem der Ausdruck der kindlichen Gesichter selbst ist unbefangen und äußerst lebendig und ansprechend. Es ist merkwürdig zu sehen, wie fest und bestimmt in den Gesichtszügen des Knaben die Gesichtszüge des Mannes bereits vorgezeichnet erscheinen. Hohe Stirn, weite, helle, offene, geistreiche Augen, die Nase breit und energisch vortretend, um den Mund ein munteres und freundliches Lächeln. Es ist kein schöner Knabe, aber ein Knabe voll kecker Lebhaftigkeit und klar ausgesprochener Begabung. Schon früher suchte ich in den Blättern für literarische Unterhaltung und in einigen andern Zeitschriften die allgemeinere Aufmerksamkeit auf dieses Bild zu lenken. Auf Grund dieser Mittheilungen hat die Erwähnung desselben nunmehr auch in die zweite Auflage von Stahr's Lessing-Biographie Eingang gefunden. Ich sprach damals den Wunsch aus, daß dieses Bild recht bald auf die eine oder die andere Art vervielfältigt werde. Es giebt wohl kein zweites Beispiel, daß wir von großen Männern ein so frühzeitiges Jugendbild besitzen. Jetzt ist dieser Wunsch verwirklicht. Ein junger hiesiger Künstler, Herr Clauß aus Kamenz, hat eine sehr treue und überaus gelungene Nachzeichnung dieses Bildes gemacht und Photographien derselben der Buchhandlung des Herrn Ernst am Ende in Commission übergeben. Eine Photographirung des Urbildes selbst war bei dem verletzten Zustande desselben unmöglich. Diese Photographie verdient die wärmste Empfehlung. Wer freut sich nicht, zu wissen, wie Lessing als Knabe aussah? Und es ist ein Porträt, das die Bürgschaft der Wahrheit in sich selbst trägt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 27. Bremen, 6. Juli. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Spanische und Rumänische Volkspoesie.

Von D. Kind.

Während in der letzten Zeit die Volkspoesie in den Ländern der Mitte von Südeuropa, nämlich in Toscana, Sicilien und Piemont, durch Sammlungen Eingeborner und in der Originalsprache dem Auslande, das sich für diese italienische Volkspoesie interessirt, näher gerückt und zu weiterer Kenntniß gebracht worden, ist der Südwesten und Südosten Europas keineswegs leer ausgegangen. Ueber die Volkspoesie im Südwesten Europas brachten uns die „Beiträge zur spanischen Volkspoesie aus den Werken Fernan Caballero's, mitgetheilt von Ferdinand Wolf“ (Wien, 1859) vielfach interessante Aufschlüsse. Es war ein glücklicher Gedanke des genannten tüchtigen Kenners der romanischen, besonders der spanischen und portugiesischen Literatur, des Bibliothekars Dr. Wolf in Wien, das ächte und reiche Material, das sich in den in den letzteren Jahren in Madrid erschienenen Werken Fernan Caballero's für den wissenschaftlichen Forscher auf dem Gebiete der Volkspoesie findet, so zusammenzustellen, wie er in den erwähnten „Beiträgen“ gethan hat. Denn da es der unter dem Namen Fernan Caballero schreibenden Dame (wie Wolf sagt, ist es Cäcilie von Arrom, geborene Böhl de Faber) besonders darum zu thun war, in ihren Romanen und Erzählungen das Volk Spaniens, besonders Andalusiens zu schildern, so hatte sie auch hierdurch die naheliegende Veranlassung erhalten, die noch in jenem Volke fortlebenden Lieder, Sagen, Legenden und Märchen sorgfältig zu sammeln, und sie giebt sie in ihren Werken, wie Wolf bemerkt, mit einer solchen Treue wieder, daß an ihrer Aechtheit nicht gezweifelt werden kann, auch wenn nicht diese Aechtheit durch eine ausdrückliche Angabe der Verfasserin Bestätigung fände. Die von dem deutschen Gelehrten unternommene Zusammenstellung der in jenen spanischen Werken gelegentlich angebrachten und zuerst bekannt gemachten kostbaren Reste spanischer Volkspoesie umfaßt theils Poetisches: Romanzen, — nämlich alte Volksromanzen, legendenartige, komische, auch eine weltliche, satirisch-politische aus der Zeit des Unabhängigkeitskrieges gegen Napoleon, die in seinem Gespräche zwischen diesem und Murat besteht, — ferner Lieder und Singstrophen (sogenannte Coplas, — Couplets? — voll belehrender Volksweisheit, auch satirisch-epigrammatisch, so wie erotisch, darunter auch Kinderreime, Studenten-, Soldaten-, Schifferlieder und Ständchen), theils Prosaisches: Legenden und Märchen, und zwar die poetischen Beiträge im Original, dagegen die prosaischen in treuer Uebersetzung oder etwas freierer Bearbeitung.

Von den in spanischer Sprache selbst mitgetheilten Romanzen, Liedern und Singstrophen der Wolf'schen Sammlung kann hier weiter nicht die Rede sein. Dagegen sind namentlich die in letzterer enthaltenen Legenden und Märchen ungemein anziehend, und zwar eben so wegen der sittlichen Tendenzen, welche in beiden Gattungen dieser Volkspoesie sich finden und welche in den Legenden zugleich von wahrhaft religiösem Sinne und christlichem Geiste durchdrungen sind, als wegen ihrer theilweisen großen Aehnlichkeit und inneren Verwandtschaft mit deutschen Märchen. Wolf selbst macht im Einzelnen auf derartige Beziehungen ausdrücklich aufmerksam; aber auch Jeder, der die Grimm'sche Märchensammlung kennt, wird dies von selbst finden.

Der Legenden sind sechs: zwei „Marien-Legenden“, eine „von der Barmherzigkeit Christi“, ferner: „Christus, St. Peter und der Spieler“, „Jesus, der Arme und der Reiche“, „Von Juan Espera-en-Dios, dem ewigen Juden“; dagegen werden sieben Märchen mitgetheilt, die den Beweis liefern, daß die allgemein europäischen Volksmärchen auch in Spanien, wenn schon erst in späterer Zeit, Eingang gefunden und auch dort eine eigenthümliche Gestaltung erhalten haben, die bei einem so frommen und gläubigen Volke, wie die Spanier sind, meist einen legendenartigen Charakter annehmen mußte, und daß es nur der rechten Forscher und Sammler bedurfte, um den im Munde des spanischen Volkes noch fortlebenden Antheil an dem großen, ganz Europa gemeinsamen Märchenschatze über jeden Zweifel zu erheben. Die obengedachte, von Wolf ebenfalls mitgetheilte und dem Volksmunde in Spanien nacherzählte Version der Legende vom „ewigen Juden“ ist um so interessanter, als trotz der vielen darüber erschienenen Schriften nirgends der, schon im Namen: „Espera-en-Dios“ („hoffe auf Gott“) sich kundgebenden eigenthümlichen Auffassung der Legende Erwähnung geschehen ist, wodurch erst dieser Name erklärlich wird. Auch diese eigenthümliche Auffassung setzt den frommen Glauben und die tiefinnerliche christliche Gesinnung des spanischen Volks in ein besonders helles Licht.

Wir theilen einige jener Legenden und Märchen mit. Zuerst die Legende „von der Barmherzigkeit Christi.“

„Als Christus der Herr vom Grabe wieder auferstanden war, erschien er seinen vier Jüngern, Johannes, Jakob dem Aelteren und dem Jüngeren, und Petrus. Er zeigte ihnen seinen zerfleischten

Körper, sein von Dornen wundes Haupt und seine von der Lanze durchbohrte Seite und fragte Johannes: „Was verdienen die, welche mir dies alles zugefügt haben?“ — „Die ewige Verdammniß!“ rief Johannes, und auch die Brüder Jakob gaben auf dieselbe Frage dieselbe Antwort. Da wandte sich Christus zu Petrus und fragte auch ihn: „Was verdienen die, welche mich also behandelt haben?“ — „Verzeihung verdienen sie“, antwortete der Apostel. — „Wie können sie Verzeihung verdienen?“ fragte der Herr. — „Weil Ihr sie für sie erbeten, als Ihr am Kreuze hinget“, erwiederte der Apostel. — „Petrus!“ rief da Christus, „du sollst das Haupt meiner Kirche sein; was du thun wirst, werde ich bestätigen im Himmel und auf der Erde.“

Dagegen von den Märchen das Thiermärchen mit der Aufschrift: „Warum die Hähne krähen, wenn sie Franzosen sehen“, das, auch wenn es sich selbst in eine weit frühere Zeit zurückversetzt, doch jedenfalls auf den Einfall Napoleons in Spanien im Jahre 1808 Bezug hat.

„Es sind wohl schon mehr als tausend Jahre, daß in Spanien Feinde einfielen, die waren bösartiger als Arrancao (?), häßlicher als Geta (?) und ruchloser als Judas; sie nannten sich Franzosen. Sie entführten den König von Spanien durch Verrath, ohne daß sein Volk darum wußte, das ihn nicht ziehen lassen wollte. Diese Strolche machten ihn zum Gefangenen, legten ihn in Fesseln und gaben ihm nichts als Wasser und Brot. Dann plünderten diese Wütheriche die Ortschaften, zündeten das Getraide auf den Feldern an und tödteten Alles, was ihnen in den Weg kam, besonders aber die Kinder und die Hähne. Daher fürchteten die Kinder und die Hähne sie mehr als den Wauwau. Wenn ein Hahn mit seinen Augen, so gelb wie die Sterne, womit er bei Tag und bei Nacht auf zehn Meilen weit sehen kann, irgendwo die Franzosen erspähte, mit einem schielenden, betrunkenen Könige, den sie vor sich her trieben, so begann er zu krähen, um seine Brüder zu warnen: Die Franzosen kommen! — Wie viel sind ihrer, sag'. — Mehr denn tausend! — Weh uns Armen! — Seitdem schlafen die Hähne nicht länger als eine Stunde.

Von besonderem Interesse ist auch das, was Wolf mittheilt, daß für das Fortleben classischer Mythen und ihre Umgestaltung im Volksaberglauben sich in Spanien gleichfalls Belege finden. Die nachstehende Sage von den Sirenen, welche Fernan Caballero dem Volksmunde in Andalusien nacherzählt hat, liefert einen solchen Beleg.

„Sirenita war ein sehr schamloses Mädchen, das an den Meeresküsten sich aufhielt und durch sein hübsches Aussehen und seinen Gesang die Seeleute in sich verliebt zu machen suchte, bis es der eigene Vater verfluchte, mit dem Wunsche, es möchte in einen Fisch verwandelt werden. Und das geschah auch; die untere Hälfte seines Leibes wurde in Fischgestalt verwandelt. Nun schämte es sich und floh bis in die Mitte des Meeres; aber auch von hier aus, wie früher an den Ufern, sucht es noch immer durch seinen Gesang die Männer ins Verderben zu locken. Daher heißt es von ihm:

> Die Sirene in dem Meere
> Ist ein Weib fürwahr sehr reizend;
> Weil der Vater sie verflucht,
> Gab sie Gott der Fluth zu eigen.“

Aber auch in anderen Gegenden Spaniens, außerhalb Andalusiens, findet sich der Glaube an Wassergeister. So haben sich in Asturien Wundersagen von der Schönheit und Macht der Xanas im Volksmunde erhalten, die eine Art kleiner Sylphiden sind, welche den Quellen entsteigen und an den Mondstrahlen ihre zarten Schleier trocknen. Es giebt dort auch Feuergeister (Hurstes oder Gürstes), die lautlos und langsam durch die Schatten hintereinander herziehen und für Vorboten des Todes oder eines Unglücks gehalten werden.

Ein ähnlicher Glaube an Wasserfrauen, Najaden, Nixen, Elfen, hat sich auch in Griechenland erhalten, wo sie den Namen: Neraïden, Aneraïden, Aneraden (im alten Griechenland Nereïden) führen. Auch dort suchen diese Geschöpfe des Volksaberglaubens die Menschen auf jede Weise zu verlocken und zu sich hinzuziehen. Der vor einigen Jahren in Halle verstorbene Professor Roß, der viele Jahre in Griechenland sich aufgehalten, bringt dafür einen Beleg bei und theilt eine Geschichte mit, die ihm die Frau des Priesters in dem Dorfe Chalandri bei Athen erzählt hatte. Er fand die Frau in Trauer und befragte sie um die Ursache. „Ich hatte eine Tochter“, antwortete sie, „ein Mädchen von 12 bis 13 Jahren, die von gar besonderer Gemüthsart war. Obgleich wir alle sie freundlich behandelten, war sie doch immer traurig gestimmt, und so oft es ihr möglich war, entfloh sie aus dem Dorfe auf die waldigen Abhänge des nahen Gebirges. Dort pflegte sie ganze Tage einsam umher zu irren, Morgens früh und am späten Abend; manchmal legte sie auch ihr Oberkleid ab und gürtete nur ein leichtes Röckchen um, damit sie im Laufen und Springen weniger gehindert sei. Wir wagten es nicht, ihr zu wehren, da wir wohl merkten, daß die Neraïden sie verlockt hatten; aber wir waren tief betrübt. Vergebens führte mein Mann sie oft in die Kirche und las Gebete über ihr; jedoch die Panagia konnte ihr nicht mehr helfen. Nachdem sie es eine geraume Zeit so getrieben hatte, fiel sie in eine noch tiefere Schwermuth und starb endlich vor Kurzem. Als wir sie bestatteten, sagten die Nachbarn: „Wundert euch nicht über ihren Tod, die Neraïden wollten sie, wir haben sie schon vor zwei Tagen mit ihnen tanzen sehen.“ — Es ist darnach wohl auch erklärlich, daß, wie Roß ferner mittheilt, an verschiedenen Orten Griechenlands den Neraïden noch mit Honigkuchen und Aehnlichem geopfert wird.

Auch ein neugriechisches Volkslied setzt den Aberglauben des griechischen Volks in ein besonders helles Licht, das wir daher noch hier folgen lassen:

Der Hirt und die Neraïden.

> Neuntausend Schafe waren es, neun Brüder, die sie hüten.
> Und fünf gehn aus nach einem Kuß, und drei gehn aus, zu lieben,
> Nur Jannis blieb allein zurück inmitten seiner Schafe.
> Mit Sorgfalt pflegt die Schafe er und hütet wohl die Heerde.
> Und immer sagt die Mutter ihm und giebt ihm gute Lehren:
> „Hüte dich, Jannis, hüte dich, hab' Acht, mein guter Jannis:
> Steig' nicht auf einen einzelnen Baum, geh' nicht in's Thal hinunter,
> Und spiele an dem obern Fluß ja nicht die Hirtenflöte,
> Daß nicht die Neraïden dort vom Flusse sich versammeln!“
> Doch Jannis schenkte kein Gehör den Reden seiner Mutter
> Und stieg auf einen einzelnen Baum und ging in's Thal hinunter,
> Und an dem obern Flusse spielt' er auch die Hirtenflöte.
> Da kamen her und schaarten sich vom Fluß die Neraïden:
> „Spiele nur, Jannis, spiele nur, spiel' immer die Hirtenflöte,
> Und willst du Gold, so nimm es dir, und willst du Perlen haben,
> Willst du die Schönste aus dem Reih'n, die Schönste auf der Erde?“
> — Ach nein, nicht will ich Gold für mich und will nicht Perlen haben,
> Auch nicht die Schönste aus dem Reih'n, die Schönste auf der Erde,
> Die Eudokia will ich nur, die gar so lieblich singet,
> Und singt sie Morgens in der Früh, erwachen alle Vögel.

Im „Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1860“ findet sich auch ein schätzbarer Beitrag zur spanischen Volkspoesie: „Andalusische Weisen, übertragen von Fr. Knapp.“ Meistentheils sind es Liebeslieder, aber sie sind so charakteristisch für das Volk, das sie singt und in dessen Adern noch heißes Maurenblut rollt, daß man es aus ihnen besser kennen lernt, als aus Reisebeschreibungen vorüberfliegender Touristen. Es wird dort auf eine Sammlung andalusischer Liedchen Bezug genommen, die von dem, seit längerer Zeit in Spanien forschenden E. Böhmer veran-

staltet worden, und worin jene Lieder des dichtenden und singenden Volks mitgetheilt werden, wie man sie im südwestlichen Spanien in Stadt und auf dem Lande Tag und Nacht hören kann. Der genannte Uebersetzer der andalusischen Weisen im Nürnberger „Album“ hatte diese Strophen (Coplas) früher in der Havana selbst vernommen, auf den Höhen des Castillo Principe, wie in den Bazars und den engen Straßen der Hauptstadt, am geschäftlich brausenden Hafen, in den gewaltigen Werften und an Bord der unzähligen, die weite Bai bedeckenden Barken, Gondeln und Kähne. In zehnerlei Mundarten macht sich dort das sanglustige Volk der spanischen Seefahrer Luft, untermengt mit der Lyrik und Romantik aller nur denkbaren singenden Nationen, unter denen die sechszehn Negerdialekte und die Liebesklagen indischer Mayas eben so wenig als das Tschi-lo-fu der langgezopften Kinder des Reiches der Mitte und der neugriechische Schlingreim meerdurchschiffender Ipsarioten fehlen. Es zeigt sich hier recht klar und deutlich, wie wahr es ist, was schon von Andern gesagt worden, daß „das Volkslied der in Gesang und Wort wiedertönende Herz- und Pulsschlag des Volks“ ist und daß im Volksliede „die einzelnen Nationen auf der Höhe der Menschheit sich begegnen.“ Es gewährt einen nicht geringen Genuß, solche menschheitliche Züge, die sich oftmals in den eigenthümlichsten Ideen und Vorstellungen der Völker, gleichsam in centripetaler Kraft und Art begegnen, ungesucht und unerwartet zu finden.

Was die rumänische Volkspoesie anlangt, so haben wir die in Hermannstadt 1859 erschienene Sammlung: „Romänische Volkslieder, metrisch übersetzt und erläutert von Johann Karl Schuller“, vor uns liegen. Der genannte Herausgeber ist Schulrath in Hermannstadt und also den Quellen nahe, die er hierbei zu benutzen gehabt hat. Er selbst bemerkt, daß von der rumänischen (er nennt sie: romänisch) Volkspoesie noch zu wenig vorliege, als daß schon jetzt eine Charakteristik derselben gegeben werden könne; aber er macht darauf aufmerksam, daß ihr Zusammenhang mit der interessanten Untersuchung über den Ursprung der Romänen auch jetzt schon nicht übersehen werden dürfe, und er bringt zugleich einige Beispiele bei, aus denen die Nothwendigkeit sich ergiebt, diesen Zusammenhang fest im Auge zu behalten. Wie in der Sprache der Romänen, so können wir auch in ihrer Sage und im Liede des Volks Klänge aus grauem Alterthume vermuthen, welche Spuren enthalten, die zu den Anfängen des Volks selbst zurückführen. Aber nothwendig darf man hierbei nicht bloß bis zu der Zeit der Römerherrschaft und der Unterjochung des dacischen Reichs durch die Römer, sondern man muß noch weiter zurückgehen.

In der lesenswerthen Vorrede spricht sich Sch. weitläufiger über diesen Gegenstand aus. Außerdem stellt er auch dasjenige übersichtlich zusammen, was ihm bei seiner Arbeit zu Gebote gestanden hat, und er giebt im Einzelnen die Quellen genau an, aus denen er die Lieder geschöpft hat. Ausdrücklich bemerkt er, daß seine Sammlung auf Vollständigkeit keinen Anspruch mache. Er bezeichnet sie als eine Blüthenlese, die er zu einer Zeit begonnen habe, wo traurige Wirren seines Vaterlandes ihn auf einige Monate nach Bukarest führten, und die er dann nach seiner Rückkehr in Stunden der Erholung fortgesetzt habe. Er bemerkt noch, daß er das Original in Form und Ausdruck so treu als möglich wiedergegeben habe.

Der größere Theil seiner Sammlung sind kleinere Liebes- und andere Lieder, nur wenige streifen an das epische Gebiet der Romanze. Unter den ersteren sind manche zarte Blüthen eines innigen tiefen Gemüthslebens, und auch hier findet der Freund und Kenner solcher Volkslieder-Anthologien nicht wenig Anklänge und Reminiscenzen an Lieder, die auf dem Boden eines andern Volkslebens dem Gemüthe des Menschen entsprossen sind. Wir theilen einige wenige dieser Volkslieder mit, besonders auch insofern sie Beiträge zu einer Volkslieder-Concordanz enthalten.

An den Geliebten.

Liebster, allerliebster mein,
Lebend sei du immer mein:
Wenn du stirbst, so sterb' auch ich.
Dann senk' ein man dich und mich
In der Nähe vom Altar,
Daß sich Alles wundre gar,
Wie rein unsre Liebe war.

Verrathne Liebe.

Ihr Frauen und ihr Mägdelein,
Laßt mich doch ungelästert sein:
Ein Mädchen bin ich keusch und rein.
Die Sonne selbst hält es mit mir,
Die Stern' auch meinen's gut mit mir,
Der Mond allein nur ist mir feind.
Er könne darauf schwören, meint
Er, daß er einmal es gesehn,
Wie ich einst mitten in der Nacht
Tief in dem dunkeln Eichenhain
Mit einem Burschen jung und fein
Getrieben manche Teufelei'n.

Dies rumänische Volkslied erinnert an ein neugriechisches, das in freier Uebersetzung (nach Chamisso) also lautet:

Als Nachts wir uns küßten, o Mädchen,
Hat Niemand uns zugeschaut.
Die Sterne, die standen am Himmel;
Wir haben den Sternen getraut.

Da ist ein Stern gefallen,
Der hat uns dem Meer verklagt,
Dann hat das Meer es dem Ruder,
Das Ruder dem Schiffer gesagt.

Dann sang derselbige Schiffer
Es seiner Liebsten vor:
Nun singen's auf Straßen und Märkten,
Die Mädchen und Knaben im Chor.

Aehnlich ist auch ein serbisches. Da sagt es die Wiese der weißen Heerde, die Heerde dem Hirten, der Hirt dem Wanderer auf der Straße, der Schiffer dem Schiffe, das Schiff dem Wasser, und das Wasser sagt es der Mutter des Mädchens.

In einem Oldenburger Volksliede (bei Firmenich, „Germaniens Völkerstimmen“) fragt das Mädchen, als es hört, daß vom Geheimnisse der Nacht auf der Gasse erzählt wird:

Schot heraw een von de Sterne,
De et sehn harr ut de Ferne,
Un nich holen känn den Mund?

Von den rumänischen Volksliedern theilen wir noch das folgende mit:

An den Kuckuck.

Kuckuck, Kuckuck, Kuckuklein,
Warum singst du dort im Frei'n?
Komm und sing' im Hof bei mir,
Ganz besonders lohn' ich's dir.
Weißes Brot brock' ich dir ein
In den rothen Menesch-Wein.
„Dank für deine Gaben schön,
Will zu dir nicht singen gehn.
Sing' im Feld, wo's mir gefällt,
Wo des Rinds Geblök zum Ohre dringt,
Wo des Hirten Flöte um mich klingt.“

Aehnlich diesem rumänischen Volksliede ist das serbische:

Die gefangene Nachtigal.

Fing es ein der Jäger,
Nahm mit sich das Vöglein,
Sperrt' es in den Bauer,
Liebchen zu erfreu'n.

Vöglein will nicht singen,
Schweigt und hängt das Köpflein;
Jäger nimmt sie wieder
Und trägt in den Hain sie.

Nachtigal beginnt:
Wehe, dreifach wehe,
Ohne Freund dem Freunde,
Ohne Hain der Nachtigal.

In den Volksliedern, wie in den Sagen fast aller Nationen ist die Vorstellung gangbar von dem Fortleben abgeschiedener menschlicher Seelen, besonders der Liebenden, in der Pflanzenwelt; aber man hat deßhalb nicht an eine eigentliche Entlehnung zu denken. Diese Verwandlungen (Metamorphosen, Metempsychosen) in Blumen und Bäume, als Symbole der über das Grab hinaus dauernden Liebe, sind der sinnigste Ausdruck des Glaubens an die Unsterblichkeit der Liebe. Auch in der rumänischen Volkspoesie spricht sich jene Vorstellung aus, und eben so findet sie sich in der serbischen und neugriechischen, wie man ihr auch in einer altschwedischen Ballade (in der Sammlung „schwedischer Volkslieder der Vorzeit von E. G. Geijer und A. Aug. Afzelius, im Versmaße des Originals übertragen von R. Warrens, mit einem Vorwort von Dr. Ferdinand Wolf“, Leipzig, 1857) begegnet. In dieser Ballade sproßt aus dem Grabe beider Geliebten eine Linde empor,

und grün ihre Zweiglein, und bleich ihr Blumenflor,
und auf den bleichen Blättern die Inschrift war zu sehn:
Mir soll am jüngsten Tage der Vater Rede stehn,

weil nämlich Rosa, die Geliebte des jungen Herzogs, während dessen Abwesenheit an einen andren verlobt worden war. In einem rumänischen Volksliede: „Ring und Schnupftuch“, das die Darstellung der Trennung zweier Liebenden und Verlobten enthält, die durch den Frevel der Menschen und durch feindliches Schicksal im Tode getrennt werden, lautet der Schluß:

In der Kirche legte man
Sie in schöne Särge dann.
Ueber seinem Sarg gebaut
Ein Altar nach Osten schaut,
Und empor aus ihm ersteigt
Eine Tanne dicht verzweigt,
Die sich über'n Tempel neigt.

In des Tempels Halle ruht
Auch ihr Leib; aus ihrem Blut
Eine schöne Tanne steigt,
Die die Aeste weit verzweigt
Ueber jene Kirche neigt,
Bis sie durch die Kirche dringen
Und den Tannenbaum umschlingen.

Ein serbisches Volkslied: „Verein im Tode“ schließt in folgender Weise:

Bei einander wurden sie begraben,
Durch die Erde schlang man in einander
Ihre Hände, grüne Aepfel drinnen.
Wenig Monden waren erst vergangen:
Ueber'm Liebsten sproßte eine Kiefer,
Ueber'm Liebchen eine rothe Rose,
Und die Rose wand sich um die Kiefer,
Wie die Seide um den Strauß sich windet.

Dagegen endigt ein neugriechisches Volkslied: „Die Liebe im Grabe“ also:

Und ein Cypressenbaum erwuchs
Dort, wo sie ihn versenkten,
Und Schilfrohr sah man wachsen dort,
Wo man sie hinbegraben;
Und wenn der Boreas nun bläst,
Dann neigt sich die Cypresse,
Und wenn der Zephyr leise weht,
Neigt nieder sich das Schilfrohr,
Das Schilfrohr neigt dann nieder sich
Und küsset die Cypresse.

In einer portugiesischen Romanze (s. „Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen u. s. w., von Ferdinand Wolf“, Wien, 1856, S. 80), „die Wanderin“, reist die von ihrem Geliebten verlassene Prinzessin ihm nach und findet ihn in dem Schlosse einer Dame, aber mit derselben bereits vermählt. Aus Schmerz darüber stirbt sie in seinen Armen, allein auch er überlebt sie nicht lange. Die verwittwete Dame läßt beide am Meeresufer begraben; auf dem Grabe des Ritters wächst ein Fichtenwald, und auf dem der Prinzessin Röhricht. Die Dame läßt alles Rohr abschneiden, aber die Wurzeln treiben immer wieder von Neuem, und Nachts hört die Dame das Rohr seufzen. — In einer anderen catalanischen Romanze entsteigen den Gräbern der Gatten ein Tauber und eine Täubin. — In einer portugiesischen, wo die nach dem Willen des Königs, des Vaters der Geliebten, getrennten Liebenden den Tod finden und, nachdem man ihn am Eingang zur Kirche, sie am Fuße des Hochaltars begraben, heißt es:

Sprießt Cypresse aus dem einen,
ein Orangebaum aus dem andern;
wächst die eine, wächst der and're,
küssen sich mit ihren Spitzen.

Darauf läßt der König die beiden Bäume fällen, und

Ad'lig Blut träuft aus dem einen,
königliches aus dem andern:
eine Taub' entfliegt dem einen,
eine Ringeltaub' dem andern.

Der König flucht solcher Liebe, die er nicht trennen kann, aber das Lied spricht in der Sage symbolisch den Glauben an die Unsterblichkeit der treuen Liebe aus.

---

* Neue Romane und Novellen.

Von W. Lanz.

Die Buchhandlung von Eduard Trewendt in Breslau läßt von den erzählenden Schriften Karls von Holtei eine Gesammt-Volks-Ausgabe in wöchentlichen Lieferungen erscheinen, von welcher die zwölf ersten uns vorliegen. Ohne das Erzählertalent des vielbeliebten Autors antasten zu wollen, müssen wir doch bekennen, daß die meisten dieser unter dem Gesammttitel „Criminalgeschichten“ dargebotenen Erzählungen dasselbe nicht in einem allzugünstigen Lichte erscheinen lassen und schwerlich die etwas volltönende Ankündigung, welche die Verlagshandlung ihrem Unternehmen voranschickt, rechtfertigen dürften. Anstatt lediglich der Ansicht beizupflichten, daß dieselben „für Jugend-Bibliotheken und für die Nähtische jungfräulicher Pensionärinnen nicht grade zu empfehlen seien“, möchten wir vielmehr behaupten, daß jeder gebildete Leser Erzählungen wie „Die Töchter des Freischulzen“ oder „Schwarzwaldau“, von denen besonders die letztere allem ästhetischen und moralischen Gefühle gradezu Hohn spricht, mit Unwillen aus der Hand legen wird; während in andern, die durch ihren Inhalt nicht gradezu widerwärtig berühren, wie z. B. „Der Schachtelnatz“, die vielgepriesene Gemüthlichkeit und Natürlichkeit Holtei's in triviale Geschwätzigkeit ausartet; sollen wir unter ihnen als besonders ansprechend eine hervorheben, so ist es „Ein Mord in Riga“, welche eine hübsche Schilderung der reichen kurländischen Hauptstadt und der Sitten und Lebensweise ihrer Einwohner giebt und, ausnahmsweise, den Leser mit Schlüpfrigkeiten durchaus verschont. — Auch von den erzählenden Schriften des kürzlich verstorbenen Theodor Mügge veranstaltet die Trewendtsche Buchhandlung eine wohlfeile Gesammtausgabe, deren drei erste Bände den, im

Jahre 1835 zuerst erschienenen Roman »Der Chevalier« enthalten, welcher, da der Stoff desselben, jener schreckenvolle Theil der französischen Revolution, der jenseits des atlantischen Oceans seinen blutigen Verlauf nahm, der Negeraufstand auf San Domingo ist, für unsre Zeit, der die Sklavenfrage auf's neue eine so gewichtige geworden ist, von erhöhtem Interesse sein muß. Die Vorzüge, welche die Mügge'schen Romane beim Publikum beliebt gemacht haben, fehlen auch diesem nicht; eine gewandte Handhabung des Stils, Frische und Lebendigkeit der Darstellung, insbesondere ein glänzendes Colorit der Naturbeschreibungen, entschädigen für den Mangel an feiner und interessanter Charakterzeichnung und lassen auch die manchmal übertriebene Breite der Erzählung übersehen, welche, schon im Beginne jener blutigen Verwirrung, mit der Ermordung des Gouverneurs von San Domingo, Chevalier Mauduit, ihren Abschluß findet, während der Autor die Schilderung ihres weiteren Verlaufes einem andern Romane vorbehalten hat.

Der Untergang der Protestanten in Oberösterreich. Historischer Roman in zwei Theilen von Franz Lubojatzky. Dresden, Kunze. — Eine interessante Darstellung »der entsetzlichen Tragödie, die Deutschland bis in sein innerstes Lebensmark erschütterte«, jenes Kampfes, in dem in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die tapfern Bauern im Lande ob der Enns Blut und Leben, leider fruchtlos, für ihren Glauben opferten. Gar herrlich ragt unter ihnen die edle Gestalt ihres Führers Steffan Faidinger hervor, in vielen Zügen an den Sandwirth vom Passeyerthal erinnernd. Lieblich und zart erscheint Marili, die Tochter des Herrn Achatz Willinger von der Aue, eine Heldin im Dulden, wie sie selbst der Versuchung widersteht, durch einen Wechsel ihres Glaubens das Leben ihres gefangenen Vaters zu retten, und in gleicher Weise heldenhaft der bleiche Judenjüngling Elije, neben dem wankelmüthigen Quirin von Harberstorff. Auch die weniger hervorragenden Figuren sind bedeutend und lebensvoll hingestellt, unter ihnen die ritterliche Erscheinung Don Juan's d'Austria, den unser Autor als den Sohn einer Steyermärkischen Edlen, Roswitha von Stahremberg, einführt. Interessant ist auch die Charakterisirung der beiden Kaiser Rudolf II. und Ferdinand II., so wie die Schilderung der Stellung der Juden zu jener Zeit, wie denn die Erzählung überhaupt des Bedeutenden und Anziehenden so viel bietet, daß es nicht der etwas zu häufigen Anwendung des obersteierschen Dialekts bedurft hätte, um derselben Leben und Farbe zu verleihen. — Einen Kampf, den etwa 125 Jahre früher Protestanten im Norden Deutschlands für ihren Glauben siegreich bestanden, schildert Jakob Corvinus (Wilhelm Raabe) in »Unsres Herrgott's Kanzlei«, historischem Roman in zwei Bänden. Braunschweig, Westermann. Corvinus, der mit Vorliebe Stoffe aus dem deutschen Leben im Mittelalter für seine Romane wählt, ist ein Meister in der Behandlung derselben; ohne affectirt zu erscheinen, weiß er einen Ton anzuschlagen, der uns mitten in jene Zeit versetzt; lebenswahr und lebenswarm sehen wir sie vor uns, die markigen Gestalten ehrenfester Bürger, die, wo es Noth that, sich auch als tapfre Kämpfer zu zeigen wußten; den strengen Bürgermeister der Stadt Magdeburg, Herrn Ludolf Horn, seine sanfte duldende Gattin Margaretha und seinen wilden, trotzigen, herrlichen Sohn Markus, den tapfren Buchdrucker Michael Lotther und sein liebliches Töchterlein Regina, den gelehrten Herrn Flacius Illyricus, dessen gelehrter Chronica wir viele schätzbare Mittheilung über die Vorkommnisse jener Tage verdanken, und manche andere tüchtige und werthe Gestalten; und wenn unter den wilden Gesellen aus der Rotte Markus Horns, soweit wir deren persönliche Bekanntschaft machen, auch zumeist das kecke Pfeiferlein Fränzel Nothnagel sich unsrer Gunst erfreut, so können wir doch auch den übrigen eine gewisse Achtung nicht versagen, da ihrer Tapferkeit und ihrer Standhaftigkeit gegen verrätherische Verlockungen zumeist die Stadt Magdeburg es dankte, daß ihr Panier, die kranztragende Jungfrau, in Ehren und sie für jetzt noch gnädig vor einem Schicksale verschont blieb, dem sie später bei der Belagerung durch Tilly im Jahre 1631 elendiglich erliegen mußte.

Verkennen und Erkennen, Original-Novelle von Anna Löhn. Dresden, Kunze. — Vor mehreren Jahren brachte das Ausland von der Verfasserin, welche, wenn wir nicht irren, als Schauspielerin am Dresdener Hoftheater angestellt ist, Briefe aus Rom, und die Erinnerung an das Interesse und die Befriedigung, mit der wir dieselben lasen, ließ uns die vorliegende Novelle nicht ohne ein günstiges Vorurtheil und mit ziemlich hohen Erwartungen ergreifen, die wir indessen nicht völlig befriedigt sehen. Ein herrischer, starrsinniger Vater, ein entlaufener genialer Sohn, eine muntre Tochter, eine sentimentale Nichte, eine verliebte alte Tante, eine bezaubernde Schauspielerin, ein Bösewicht, ein paar Aristokraten, eine alte Sibylle als Hüterin eines dunkeln Familiengeheimnisses, und verschiedene andere Figuren, — das sind die Ingredienzien, welche, tüchtig durcheinander geknetet, den Teig zu einem Roman geben, von dem wir allerdings sagen müssen, daß wir schon schlechtere verdaut haben; nur von der Verfasserin der Römischen Briefe hätten wir etwas Gehaltvolleres, Bedeutenderes erwartet, freilich ohne eigentlichen Grund, denn so viel ist gewiß, daß es leichter ist in Rom einen interessanten Brief, als in Dresden einen interessanten Roman zu schreiben. — Margareth, Erzählung von Luise Esche. Barmen, Langewiesche. Sehr zart, sehr sinnig, sehr duftig; nur ein weniges mehr wäre zu viel gewesen, so aber mag das Büchlein allen ächt weiblichen Gemüthern und den Verehrern ächter Weiblichkeit als eine gar liebliche und reine Dichtung bestens empfohlen sein. — Aus dem Institut in's Leben, oder Mädchentraum und Wirklichkeit, von einer Pensionärin des großherzoglichen Instituts in Mannheim. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer. — Ist die Verfasserin wirklich, wie der Titel angiebt, eine Pensionärin des Instituts und ihre Arbeit aus dankbarer Anhänglichkeit hervorgegangen, so ist dieselbe insofern eine achtungswerthe; als Reclame für das genannte Institut aber oder gar als Kunstwerk betrachtet, kann sie nur als sehr schwach bezeichnet werden. — Die Familie Friedemann, Roman von B. von Wiese. Bromberg, Levit. — Das Bild einer glücklichen Familie ist immer ein anziehendes; weßhalb sollten wir uns nicht auch die Familie Friedemann gefallen lassen, in der brave Eltern in wohlgeordneten Verhältnissen brave Kinder erziehen und sich an ihnen und ihren Enkeln erfreuen, zumal wenn ihre Zustände in so natürlicher und anspruchsloser Weise vorgeführt werden wie von Herrn, — oder sollte sich hinter dem B. eine Dame verstecken? — von Wiese. — Gesammelte Früchte aus dem Garten des Lebens, von Julie Burow. Danzig, Kasemann. — Kleine Aufsätze verschiedenen Inhalts, größtentheils für die reifere weibliche Jugend bestimmt, denen wir schon hier und dort begegnet sind, die wir nun gesammelt wieder finden und über die wir nicht besser und treffender zu urtheilen wüßten, als die Verfasserin selbst es im Vorwort thut: »Es sind keine Blüthen der Poesie, es sind Früchte der Erfahrungen, die ich mir auf meinem Lebenswege gesammelt. Sie machen keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit, sie enthalten keinen schlagenden Witz, keine neue welterschütternde Gedanken, und doch enthalten sie etwas, das der Beherzigung nicht unwerth sein dürfte.« Wir theilen von Herzen die Hoffnung der Verfasserin: daß dies Büchelchen ein Samenkorn sein möge, welches Früchte des Glücks und der Zufriedenheit in jungen Herzen erwachsen lasse. —

Aehnlich wie in dem soeben genannten Buche, begegnen wir verschiedenen alten Bekannten in den unter dem Titel: Heimliche und unheimliche Geschichten, in zwei Bänden, gesammelten Erzählungen von Friedrich Gerstäcker, Leipzig, Arnoldische Buchhandluug. — in denen der große Reisende zeigt, daß er auf seinen Weltfahrten sich den Blick und die gemüthliche Auffassung für die kleinbürgerlichen Verhältnisse seines Vaterlandes bewahrt hat, und in denen er seinen Landsleuten mit liebenswürdigstem Humor gar manche treffende Bemerkung über ihre guten und schlimmen Seiten und über ihr Gebahren daheim und in der Fremde zukommen läßt. — Sitten- und Charakterbilder aus der Türkei und Tscherkessien von C. Stücker. Berlin, Schlingmann. — Der Verfasser, ein geborner Westfale und allem Anschein nach ein ziemlich unruhiger Kopf, hat diese Bilder in türkischem und tscherkessischem Militärdienst gesammelt und entrollt dieselben, untermischt mit eigenen Erlebnissen und Abenteuern, mit einer Frische und Anspruchslosigkeit, welche sein Buch zu einer recht angenehmen Lectüre machen und es übersehen lassen, daß man nicht eben viel Neues und Bedeutendes daraus erfährt. Fast ein Drittheil des Buches handelt übrigens nicht von der Türkei und Tscherkessien, sondern von dem, seiner Zeit vielbesprochenen Schicksale der für den Krimkrieg geworbenen englisch-deutschen Legion.

Dorfschwalben aus Oestreich, Geschichten von Aug. Silberstein. München, E. A. Fleischmanns Buchhandlung. — Oestreichische Dorfgeschichten, welche, in der Manier an die Josef Ranks erinnernd, an Frische und Kernhaftigkeit ihnen nicht gleichkommen, immerhin aber recht hübsch und anziehend geschrieben sind. — Unter drei als Novellisten auftretenden Autoren bringt Adolf Glaser in zwei Bänden Erzählungen und Novellen, Braunschweig, H. Neuhoff und Comp., welche recht ansprechend sind, ohne einen hervorragenden poetischen Werth zu besitzen. — Viel bedeutender, dem Inhalt wie der Ausführung nach, sind die im ersten Bande erschienenen Novellen von Julius Grosse, München, E. A. Fleischmanns Buchhandlung. Sie erheischen eine besondere Besprechung. — Der dritte dieser Novellisten, Ferdinand Kürnberger, dessen Novellen in drei Bänden ebenfalls in der Fleischmannschen Buchhandlung in München erschienen sind, ist ein Schriftsteller, der für das von ihm gewählte Feld eine bedeutende Begabung zeigt. Seine Erzählungen sind fast alle leicht und graziös entworfen, seine Charakterzeichnungen und psychologischen Entwicklungen, wenn auch mitunter sehr gewagt und chokirend, doch immer interessant und bedeutend und getragen von geistvollen Betrachtungen und pikanten Bemerkungen, die nur gar zu viel Gezwungenes und Eckiges haben, wie das bei östreichischen Schriftstellern so oft der Fall ist. Besonders hervorheben möchten wir, im zweiten Bande, die Novellette „Ein Kuß“, eine mit liebenswürdigem Humor vorgetragene Episode aus der Villeggiatur eines kleinen Fürstenhofes auf einem Alpenbergschloß; im dritten Bande die Novellette „Das Stiefkind“, welche gewandt und anziehend das psychologische Problem behandelt, daß eine Mutter aus Liebe zu ihrem Gatten an dessen Kinde aus erster Ehe mit innigster Zärtlichkeit hängt, während sie dem eignen eine Stiefmutter ist; ferner die Novellette „Der Mann und die Kunst“, ein Bild in wenigen kühnen Zügen, von dem wir gern eine Probe geben möchten, wenn nicht jedesmal die ursprünglich vorhandene gute Anlage durch allerlei Wunderliches und Verzwicktes in der Form beeinträchtigt würde. Auch unter den übrigen Erzählungen können wir noch manche als bedeutend und anziehend hervorheben, als einen Mißgriff aber müssen wir die Wahl des Stoffes zu der Novelle „Drei Tage in Pyrmont“ bezeichnen, in der die Jugendbegegnung Wilhelms von Humboldt mit Charlotte Diede dargestellt wird. Es ist eine Indiscretion, einen Verstorbenen, dessen nächste Angehörige noch leben, als Romanhelden an die Oeffentlichkeit zu bringen und seine Privatverhältnisse für novellistischen Klatsch auszubeuten. Ein Dichter, der schöpferisches Talent besitzt, sollte füglich das beliebte Reizmittel der anecdotischen Verarbeitung des Lebens großer Männer Anderen überlassen.

* Aus dem Nachlasse des Mirza-Schaffy.

Von Friedrich Bodenstedt.

1.

Ein liebeleeres Menschenleben
Ist wie ein Quell, versiegt im Sand,
Weil er den Weg zum Meer nicht fand,
Wohin die Quellen alle streben.

2.

Es drehn die Welten sich im Kreise,
Sie wandeln stets die alten Gleise.

Es geht die Menschheit ihre Bahn
Zum Grabe, wie sie stets gethan.

Es blüht die Blume wunderbar
Und welkt wie einst und immerdar.

Zerstörend ist des Lebens Lauf,
Stets frißt ein Thier das andre auf.

Es nährt vom Tode sich das Leben,
Und dies muß jenem Nahrung geben.

Ein ewig Werden und Vergehn,
Wie sich im Kreis die Welten drehn.

Ein Kreislauf, der zum Wahnsinn triebe,
Gäb' ihm nicht Licht und Sinn die Liebe!

3.

Hin zum Lichte drängt das Licht,
Nur der Blinde sieht es nicht.

4.

Sammle dich zu jeglichem Geschäfte,
Nie zersplittre deine Kräfte!
Theilnahmvoll erschließe Herz und Sinn,
Daß du freundlich Andern dich verbindest —
Doch nur da gieb ganz dich hin,
Wo du ganz dich wiederfindest!

5.

Als ich noch jung war, glaubt' ich, Alles dau're,
Dann sah ich: Alles wechselt, stirbt und flieht.
Doch ob mein Herz Verlornes viel betrau're,
Ein wechselvolles Loos mir Gott beschied,
Glaubt doch mein Geist noch immer, Alles dau're,
Weil er das Bleibende im Wechsel sieht.

6.

Ach, wie oft ward ich betrogen,
Und wie oft ward ich bethört!
Bald durch Künste, fein erwogen,
Bald durch Keckheit unerhört.

Und ich nahm mir vor, vernünftig
Nun für alle Zeit zu sein,
Keiner Schmeichelstimme künftig,
Keinem Trug mein Ohr zu leihn.

Doch vergebens wird man älter,
Und umsonst flieht man den Trug,
Schlägt das Herz, wie meins, nicht kälter,
Als es in der Jugend schlug.

Jahre kamen und verflogen,
Oft hat sich mein Herz empört. —
Und noch stets werd' ich betrogen,
Und noch stets werd' ich bethört!

7.

Wohl ist Erinnerung ein Glück,
Ruft sie viel Schönes uns zurück,
Kommt sie uns aufzurichten.

Doch öfter noch wird sie ein Fluch:
Wer möcht' in seinem Lebensbuch
Nicht manches Blatt vernichten?

Zum Segen wird Vergessenheit
Dem, der erduldet vieles Leid
Und wenig Glück besessen.

Drum gieb Erinn'rung nur dem Glück,
O Herr, ruf' Gutes nur zurück,
Das Böse laß vergessen!

8.

Jussuf hält mich für keinen Dichter,
Weil ich nur kleine Lieder singe,
Viel Sinn in wenig Worte bringe.

So sind heut unsre Verserichter!
Viel Schall verlangt ihr großes Ohr,
Und seltsam kommt es ihnen vor,
Bestrebt ein Dichter sich der Kürze:
Sie wollen große Wasserstürze;
Wo etwas zierlich ist und fein,
Da schlagen sie mit Keulen drein.

Doch laß sie nur die Keulen schwingen,
Ich schmiede Damascenerklingen,
Und ein so feingeschliffnes Schwert
Ist mehr als tausend Keulen werth.

9.

Wohl ist der Neid das schlimmste Gift,
Das sich am tödtlichsten bewährt —
Doch Eins ist gut dabei: es trifft
Nur den, der es erzeugt und nährt.

* Etwas Neues vom alten Napoleon.

Von Karl Seifart.

Ein kürzlich in Hildesheim hochbejahrt verstorbener Kaufmann L., der zur Zeit, als Napoleon I. auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes stand, in Paris als Commis conditionirte, hatte einen Handel mit dem großen Kaiser, welcher beweis't, daß der Ueberwinder Europas auch zu feilschen verstand, gleichwohl aber das größte Opfer nicht scheuete, wenn es ihm darauf ankam, seinen Willen oder Wunsch durchzusetzen. Der alte L. erzählte oft und stets übereinstimmend den Vorfall, der immerhin verdient nicht ganz der Vergessenheit anheimzufallen; wir erzählen denselben möglichst wortgetreu nach:

L. hatte einen Freund unter den Schreibern des Ministeriums, den er oft auf seinem Bureau besuchte. Eines Tags tritt Cambacérès in das Geschäftszimmer und fragt, nachdem er einige Papiere durchgesehen: „Quelle heure est-il?“ L. beeilt sich, da er weiß, daß sein Frennd keine Uhr hat, die seinige hervorzuziehen, und giebt dem Erzkanzler die gewünschte Auskunft; dieser sieht sich nach dem jungen Manne um, erblickt dessen Uhr und meint: „Ah, quelle drôle montre, montrez la moi donc, ce serait quelque chose pour l'Empereur!“ Die silberne Uhr, ein altes Familienerbstück, war nämlich von sehr alterthümlicher Form und eigenthümlicher Arbeit; L. hatte die Uhr von seinem Vater geschenkt erhalten und dagegen das Versprechen geben müssen, dieselbe nicht zu verkaufen. — Cambacérès fordert den jungen Mann auf, ihm die Uhr mitzugeben, er wolle sie dem Kaiser zeigen, L. aber meint, er dürfe die Uhr nicht aus den Händen lassen, doch sei er bereit dieselbe dem Kaiser selbst zu überreichen, wenn ihm dazu Gelegenheit geboten würde.

Etwa vierzehn Tage nach diesem Vorgange erhält der junge L. eine Ladung nach den Tuilerieen, wird durch verschiedene dort aufgestellte Wachen geführt und gelangt endlich in ein Zimmer, in welchem sich der Kaiser mit Cambacérès und noch drei anderen Herren, die L. nicht kannte, befindet. Der junge Mann schreitet sans façon auf den Kaiser zu und will ihm die Uhr überreichen, wird aber mit Hast von den Herren zurückgehalten, und Cambacérès überreicht die Uhr dem Kaiser, der sich damit an's Fenster zurückzieht und dieselbe lange betrachtet. Endlich ruft er den jungen Mann näher, öffnet eine mit Goldrollen gefüllte Cassette und fragt, fünf Napoleonsd'or aufzählend, ob ihm die Uhr dafür feil sei. Als L. verneint, verdoppelt Napoleon die Summe, und auf eine abermalige Verneinung legt er dem jungen Mann die ganze, angebrochene Rolle vor. Dieser aber bleibt dabei, daß ihm die Uhr nicht feil sei, weil sein Vater ihm dieselbe zu verkaufen verboten habe. „Vous êtes un bon homme“, spricht lächelnd der Kaiser und wiederholt seine Frage, indem er fünf Goldrollen hinlegt. L. bleibt fest, auch als der Kaiser die große Summe abermals verdoppelt.

Da wirft Napoleon das Geld mit einem unbeschreiblichen Blick wieder in die Cassette, schiebt die ganze Cassette dem jungen Mann zu und legt noch seine eigene, goldene, mit Brillanten besetzte Uhr zu dem Schatz, indem er mit Nachdruck seine Frage wiederholt. L. bittet um Verzeihung und erklärt, er müsse leider bei seiner Weigerung bleiben. „Partez!“ ruft darauf der Kaiser etwas erregt und zeigt gebieterisch nach der Thür, die L. zu erreichen sich beeilt.

Zeit seines Lebens hat L. bereut, den vortheilhaften Handel, der ihm vielleicht ein Rittergut einbringen konnte, nicht abgeschlossen zu haben, da er bei reiferer Ueberlegung sich sagen mußte, daß es sein Vater, einem solchen Erbieten gegenüber, mit dem ihm abgenommenen Versprechen nicht so genau genommen haben würde; er hat es umsomehr bereut, als er in weit späteren Jahren die Uhr einmal Jemandem anvertraute, der ihn täuschte und dieselbe für drei Thaler Courant verkaufte.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die Zauberflöte. Betrachtungen über die Bedeutung der dramatischen Musik in der Geschichte des menschlichen Geistes. Von L. Nohl. — Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter. Von G. L. Kriegk. — Mein Tagebuch, 1811—1861. Von F. von Andlaw. — Bunte Bilder. Gesammelte Erzählungen und Phantasiestücke. 2 Bde. Von Fanny Lewald. — Im Hochgebirge. Zwei Nachtstücke. Mit einem Vorwort von A. Meißner. Von Hedrich.

* Reime und Bilder aus dem Rathskeller und der Künstlerhalle in Bremen. Von Fr. Ruperti. Bremen, Gesenius. 1862. — Ob's der Himmel mit seinem Grau in Grau verschuldet, oder ob irdische Fatalitäten der Grund sind, wir wollen's dahin gestellt sein lassen, aber ausgemacht ist es, daß der Humor nur spärlich auf deutschen Auen gedeiht, wenigstens auf dem Felde der deutschen Literatur. Der Charakter unsers Volkes ist vorwiegend ernst, namentlich hier im Norden; allein das ist nur etwas Natürliches, da hier fast mehr als anderswo das Wort des Dichters: „Ernst ist das Leben“ Geltung hat. Weil nun aber nach dem Ausspruch

derselben Autorität die Kunst heiter und ein Wechsel im ewigen Einerlei, also auch im Ernst des Lebens, ein dringendes Bedürfniß ist, so mußte auch schon um deswegen ein Künstlerverein in einer stattlichen, zu vielen Genüssen einladenden Künstlerhalle wie ein Sonnenblick in dem grauen Tage des „Volkes von Bremen“ erscheinen. Daß der Künstlerverein neben der Kunst wirklich auch den Humor gefördert hat, davon geben die vorstehend genannten „Reime und Bilder“ Rupertis Zeugniß, die meistens der Künstlerhalle ihre Entstehung verdanken; denn wenn auch das ernste Element hie und da in dem freundlich ausgestatteten Büchlein sich geltend macht, so ist der Eindruck desselben doch vorwiegend heiter, und die Mehrzahl der Stücke ist humoristisch gefärbt. Als Erinnerung an die festlichen Gelegenheiten, bei welchen diese Gedichte so beifällig aufgenommen wurden, an Stunden, wo „der graue Tag vergoldet ward“, werden sie den Theilnehmern eine willkommene Gabe sein, auch wenn das zum Herzen redende Wort nicht ertönt und die Umgebung nicht so anregend, die Stimmung nicht so gehoben ist. Ruperti documentirt hier auf's Neue die an ihm gekannte und oft gerühmte Gewandtheit in der Versification, die sich mitunter bis zur Virtuosität steigert, wenn sie auch vielleicht hie und da ihn verleitet weniger knapp den Gedanken auszuprägen. Mehrere Nummern des Büchleins werden auch in weiteren Kreisen als eine Bereicherung unserer humoristischen Literatur, die wie gesagt an wirklich Gutem keinen Ueberfluß hat, willkommen geheißen werden. W.

* Des afrikanischen Reisenden Du Chaillu's vielbezweifelte Verdienste um die Geographie werden von A. Petermann im fünften Heft seiner diesjährigen geographischen Mittheilungen dahin festgestellt, „daß Du Chaillu unter allen afrikanischen Reisenden als der wichtigste Bahnbrecher zum großen unbekannten Aequatorialkern von Westen her anzusehen ist, dem Andere leicht nachfolgen und ihn übertreffen können, der aber mit seinen Leistungen mehr für die Kunde jener interessanten Region gethan hat als alle ihm voraufgegangenen Reisenden und Schriftsteller zusammengenommen. Mag er auch im schlimmsten Falle von dem, was sein Buch und seine Karte enthält, im ganzen nur wenig beobachtet und gesehen, dagegen vieles erkundigt, vieles andere ersonnen haben, immer bleibt noch so viel übrig, daß sein Werk eine große Epoche in der Kunde der Aequatorial-Länder Afrikas bezeichnen wird.“ Dabei verschweigt der Gothaer Geograph nicht, daß Du Chaillu sein Buch mit Abenteuern und Jagdgeschichten romanhaft herausgeputzt und seine Karte pfuscherhaft gearbeitet hat.

* Am 19. Juni starb in Dessau die einst vielgenannte Schriftstellerin Fanny Tarnow im Alter von 83 Jahren. — Esaias Tegner's Haus in Lund, wo der Dichter gewohnt und seine berühmte Dichtung „Frithjofs-Sage“ geschrieben, ist in diesen Tagen von einigen schwedischen Gutsbesitzern angekauft und dem akademischen Verein in Lund übergeben worden. Die erwähnten Käufer haben zugleich beschlossen, eine Stiftung zu gründen, die Tegner's Namen tragen soll. — Von Eschenbach, dem Verfasser der Tragödie „Maria Stuart in Schottland“ ist soeben ein kleines Lustspiel: „Die Veilchen“ an die Bühnen versandt worden, welches nach den Ferien zuerst im Berliner Hoftheater aufgeführt werden soll. — Paul Henrion, der Dichter der „Liebesdiplomaten“, hat zwei neue Lustspiele: „Mylord Cartouche“ und „Ehestudien“ vollendet, und Benedix hat ein Stück geschrieben, welches betitelt ist „Der Malzextract.“ — Am 21. Juni wurde zu Tarnowitz in Schlesien ein Denkmal des Ministers Frhrn. vom Stein enthüllt, welches ein patriotisch gesinnter Mann, der katholische Pfarrer Wawreczko, aus eigenen Mitteln hat setzen lassen. Das Denkmal ist in gothischem Stil, aus Sandstein gearbeitet, und trägt auf zwei eingelegten schwarzen Marmortafeln die Inschriften: „Dem hochherzigen Staatsmanne H. F. K. Frhrn. v. u. z. Stein. 1757 bis 1831“, und: „Er war ein Christ, ein Mann, ein Stein.“ — Das fünfte Heft der von Feodor Wehl herausgegebenen „Deutschen Schaubühne“ (Dresden, Meinhold und Söhne) veröffentlicht ein neues vieraktiges und zwar ein historisches Lustspiel von Roderich Benedix, „Brandenburgischer Landsturm“ betitelt. Die Schürzung des Knotens, sonst Benedix' stärkste Seite, ist nicht der Art, daß sie den Zuschauer fesseln könnte. Sonst enthält das Heft noch eine kurze Charakteristik der Mitglieder des Frankfurter Schauspiels und ergeht sich in Betrachtungen über die Wirsing'schen Vorschläge in Bezug auf die Provinzialtheater; Th. Gaßmann theilt „aus vergangenen Tagen“ eine interessante Notiz über theatralische Aufführungen zu Gunsten der Erben Schiller's mit; Friedrich Steinebach erzählt eine Memoirette aus Josef's II. Zeit. — Der Royal Literary Fund in London feierte am 25. Juni sein Jahresfest. Bei der Tafel führte Lord Granville den Vorsitz. Dieser Verein, der unter seinen Vorstandsmitgliedern den Herzog von Aumale, Lord Palmerston, Gladstone, Disraeli, Bulwer Lytton, Earl Stanhope, Lord Hardinge nebst den Bischöfen von Oxford und St. Davids zählt (auch der verstorbene Prinz Albert gehörte zu denselben), hat bekanntlich den Zweck, schriftstellerische Talente ohne Unterschied ihres Geburtslandes und Glaubens im geheimen zu unterstützen. Namen wurden vom Präsidenten begreiflicherweise nicht genannt, doch erwähnte er, daß der Verein vielfach in der Lage war, schriftstellerischen Talenten aus Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Amerika, Australien und Afrika (?) namhafte Hülfe zufließen zu lassen, und daß es daher wünschenswerth wäre, die Kasse durch freiwillige Beiträge in gutem Stande zu erhalten. Der Secretär beschränkte sich auf die Mittheilung, daß im vorigen Jahre 1350 Pfd. Sterl. in Summen von 10 bis 100 Pfund verausgabt worden seien, und daß unter den Betheiligten sich 10 Geschichtsschreiber und Biographen, 5 Journalisten, 6 Reisebeschreiber und 7 Poeten befunden haben.

* Musikalische Notizen. Der zweite Tag des gewaltigen Händelfestes zu Sydenham bei London wurde am 25. Juni in Gegenwart von etwa 15,000 Zuhörern begangen. Man führte nicht ein ganzes Werk auf, sondern eine Anzahl von Nummern aus verschiedenen seiner Schöpfungen, z. B. aus dem Dettinger Tedeum, dem Samson, Salomon u. s. w. Die Aufführung war ausgezeichnet, die Wirkung der Chöre mächtig. Bewundert wurden die Einrichtungen, welche getroffen waren, um den Andrang beim Kommen und Gehen der Zuhörer zu vermeiden. — Neben diesen Monstreconcerten verdient noch eine andere musikalische Production in London besondere Erwähnung, das schöne Concert nämlich, das eine Anzahl hochstehender Künstler ihrem Kunstgenossen Ernst, der seit langer Zeit leidend ist, in St. James' Hall veranstaltet hatten, und dessen Reinertrag (ungefähr 300 Pfd. Sterl.) ihm zugeschickt werden wird. Das Stück, welches am meisten Interesse erregte, war ein neues von Ernst eingeschicktes Quartett, gespielt von Joachim, Laub, Molique und Piatti, somit von den besten Kräften, über die London eben zu verfügen hat. Außerdem trug Joachim die Elegie von Ernst vor und riß durch das Pathos seines Spieles die ganze Zuhörerschaft mit sich fort. Hallé und Laub spielten zusammen einige von den kleinen reizenden Compositionen Stephan Heller's, und im Vereine mit Davidoff ein Schubert'sches Trio. Es war ein schönes, weihevolles Concert, und des abwesenden Ernst, der nirgend mehr geliebt und verehrt worden ist als in England, wurde viel und warm gedacht. — Die drei Oratorien, welche von Frau Jenny Lind-Goldschmidt zum Besten verschiedener Wohlthätigkeits-Institute veranstaltet worden waren, haben diesen (nach Abzug der Kosten, die sich auf 1560 Pfd. Sterl. beliefen) 2684 Pfd. Sterl. eingebracht. — Der berühmte Geiger Ole Bull lebt seit mehreren Monaten in der Wasserheilanstalt zu Godesberg bei Bonn; auf seiner letzten Kunstreise durch England wurde seine Gesundheit durch bittere Erfahrungen und schwere Verluste erschüttert. Er ist jetzt so weit wieder hergestellt, daß er kürzlich abermals öffentlich auftreten konnte. — Das von Karl Reinecke componirte, in Leipzig, Kassel, Köln und Bremen öffentlich gespielte Clavierconcert ist jetzt im Druck erschienen.

Aus der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer.

⁑ Bremen, 2. Juli. In der letzten Versammlung der genannten Abtheilung am 30. Juni wurde das jetzt vollendete erste Heft der „Denkmale der Geschichte und Kunst“ vorgelegt und zugleich der Plan, welchen die Commission für den Inhalt des sofort in Angriff zu nehmenden zweiten Hefts entworfen hatte, mitgetheilt. Dasselbe wird sich vorzugsweise wieder mit dem Rathhause beschäftigen und namentlich das Gebäude selbst behandeln, während das erste Heft nur die innere Ausschmückung desselben vorführte. Es wird eine Darstellung des Rathhauses in seiner ursprünglichen Gestalt vor dem Umbau von 1612, eine Abbildung des jetzigen Rathhauses, ferner eine Auswahl der an demselben angebrachten Sculpturen und sodann die Holzschnitzereien an der Güldenkammer und vor der Untergerichtsstube bringen. Außerdem soll die im ersten Heft begonnene Sammlung der Siegel fortgesetzt werden durch Abbildungen der Siegel der Kirchen und ehemaligen Klöster Bremens. Ueber einige andere Zugaben steht der Plan noch nicht definitiv fest. Natürlich wird auch dieses Heft ein erläuternder Text begleiten. — Nach dem Beschlusse der vorigen Versammlung kam dann der Vortrag des Herrn Dr. Böhmert über die Geschichte des Zunftwesens in Bremen zur Besprechung: es wurde namentlich die Frage über die Entstehung der Zünfte, ihr Verhältniß zum Erzbischof und zum Rath erörtert, ferner die Leistungen für das Gemeinwesen, welche sie in älteren Zeiten z. B. durch Unterhaltung von Schützenabtheilungen für die Vertheidigung der Stadt, durch Haltung von Kornlagern &c., erfüllten, und wurde schließlich von Herrn Dr. Ehmck Einiges über die „Amtskosten“ (die Mahlzeiten bei der Aufnahme von Amtsgenossen und beim Wechsel des Vorstandes) namentlich aus der Geschichte des Krameramts mitgetheilt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 28. Bremen, 13. Juli. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Flüchtige Eindrücke aus Norwegen.

Von A. Seubert *).

I. Zum Hardangerfjord.

Vossevangen, im Stifte Bergen, ist ein Hauptquartier der Reisenden. Der Lillehorgen, der Hardangerfjord, der Vöringer Fos, der Sogne Fjord und die Stadt Bergen, lauter erlesene Zielpunkte der Touristen, liegen rund herum. Man findet daher hier auch ein gutes Unterkommen, und wir thaten den Beefsteaks und dem Lachs, die als schwere Artillerie den Kaffee des Frühstücks begleiteten, alle Ehre an. Ein Paar norwegische Studenten, welche, ähnlich ihren deutschen Collegen, ihre Ferien zu einer Gebirgswanderung benützten, theilten mit uns. Irgend ein norwegischer Staatshämorrhoidarius aber, der mit Familie gleichfalls hier eingefallen war, hielt uns eine salbungsvolle Rede darüber, daß wir durchaus den Lillehorgen besteigen müßten, den Rigi des Bergen-Stiftes, der noch ziemlich verkannt sei und dessen Aussicht Alles übertreffe, was man sonst hier herum sehen könne. Wir ließen ihn aber doch liegen und fuhren Vasenden zu. Es war ein heiterer sonniger Tag, und die gut angebaute Landschaft stimmte trefflich zu der Färbung von oben. Das idyllische Vasenden liegt still und friedlich an einem kleinen Binnensee, den hoch hinauf bewaldete Gebirge einschloßen. Die Sonne glühte in das abgelegene menschenleere Thal; ein alter Matrose nahm uns in seinen Kahn, und so glitten wir langsam über die schimmernde Fläche nach dem roth bemalten freundlichen Kirchlein von Graven hinüber, welches sich ebenso still und einsam am jenseitigen Gestade sonnte. Von hier an sollten wir zu Pferde weiter kommen, hatten aber lange im Schatten einer alten Fischerhütte neben der Kirche auszuharren, bis endlich das eine der beiden Thiere durch Waldwege zu uns herabkam. Wir packten unsere Habseligkeiten auf und folgten dem Lastthier zu Fuße einen steilen Waldweg hinan, durch Büsche, Birken und Tannen. Es war ein heißer Marsch und wir ziemlich erschöpft, als wir bei einem Weiler auf der Höhe anlangten, wo endlich auch das zweite Pferd zu uns stieß. Nachdem wir vergebens an verschiedene Hütten geklopft, weil das junge Volk sammt und sonders draußen bei der Heuernte war, kamen wir zu ein paar alten Leutchen, einem freundlichen greisen Philemon und seiner Baucis, die uns mit saurer Milch von ächt norwegischer Qualität und etwas Schnaps trefflich erquickten. Die hölzernen Löffel hielten uns nicht ab, tüchtig in die Schüssel einzuhauen, während die Alten uns mit stillem Vergnügen zuschauten. Nach dieser arkadischen Scene, die mir noch immer wie ein Bild heiterer Zufriedenheit vor Augen steht, bestiegen wir wieder unsere Thiere und ritten auf der bewaldeten Hochebene weiter.

Ganz oben wo der Wald aufhörte, lag plötzlich wieder ein klarer See vor uns, mit dem belebenden Anblick seiner sanft bewegten Wasserfläche. Hier gab es einen Moment, wo das Auge über ihn und die umgebenden Hügel weg in der Ferne ein Stück des ersehnten Hardanger erspähte. Dann ging es dem See entlang, am Waldsaume hin; heiter singende Vögel zogen ihre phantastischen Kreise am blauen Himmel; Schafe einzeln und in Heerden drängten an uns vorüber; aber am Ende des Sees, als die leichte Höhe hinter ihm erreicht war, stieg wieder einmal die ganze Majestät norwegischer Gebirgslandschaft vor uns empor: prächtig beleuchtete zackige Felsen, Schneeberge zwischen ihnen hervorlugend am Horizont, gerade vor uns ein viel bebautes Thal mit zahlreichen Höfen und tief unten der dunkelblaue Fjord von Ulvik mit der weiß schimmernden Kirche, der kleinen Schiffswerfte daneben, zu der wir nun auf steilen Waldpfaden, die Pferde führend, hinabschritten. Es war in der ersten Abendstunde, als wir das neue Wirthshaus hart am Ufer des Fjords erreichten. Ein Landhändler hatte den Hof, in dem es eben noch nicht wohnlich aussah, erst kürzlich erbaut. Doch brachte der Mann mit seinem freundlichen Töchterchen alle möglichen norwegischen Entsetzlichkeiten herbei, um uns zu befriedigen: den bekannten süßen Käse, ein steinhartes Zuckerbrod, eine Delikatesse für Wallrosse, saure Moltebeeren und das grausigste von Allem, eine Flasche berühmten Hardanger Bieres. Dieses Getränk verdient wirklich eine warnende Beschreibung: von Farbe schwarzbraun, tinteartig und undurchsichtig, flößt es schon durch seinen Geruch wenig Vertrauen ein. Was trinkt man aber nicht an einem heißen Sommertag nach langer Wanderung! Wir schluckten mit Todesverachtung einen Trank, der bitter, gallig, essigsauer, kurz mit so niedagewesener Energie in unser Inneres trat, daß ich noch heute bei dem Gedanken daran schaudere. Dann setzten wir eine Art süßen Kirschweins darauf, ein menschlicheres Getränk, das uns mit Ulvik wieder versöhnte. Noch lange saßen wir vor dem Hause, zeichneten die wilden Umrisse der hellbeleuchteten Felsen und schauten über das dunkelblaue Wasser hinüber, fernen Segeln nach, die rechts hin um die Ecke zwischen gewaltigen Gebirgsmassen verschwanden.

*) Vergl. Nr. 11 des Sonntagsblattes von 1862.

Der vielgerühmte Hardangerfjord nahm uns am andern Morgen in seinen blauen Schooß. Welche prächtige Rückblicke nach der Bucht von Ulvik, nach unserem Hotel, nach der Kirche, nach den Gärten, Bergen, roth gemalten Landhäusern und den bewaldeten Felsen dahinter! Als wir aus dem Fjord von Ulvik heraus und im eigentlichen Hardanger schwammen, wendeten wir uns links nach Vik, dem östlichsten Ende, von wo aus wir den Vöringer Fos besuchen wollten. Wir wollten; aber das Schicksal wollte es nicht. Zwar schritten wir dem wieder eingetretenen Regen zum Trotz von Vik aus sofort landeinwärts, fuhren über das kleine von tausend Fuß hohen Felsen eingeschlossene Eyfjords Vand (Wasser), wo die wilde Romantik dieser Tour ihren Anfang nimmt, und bestellten uns in Sabo Reitpferde. Aber während ich hier die buntbemalten Kisten und Schränke des reichen Bauern, bei dem wir abgestiegen, die silbernen Löffel und Trinkgefäße und die lange Reihe guter und reicher Männer- und Frauenkleider, welche die Wände der Gaststube in eigenthümlicher Schaustellung decorirten, bewunderte, feilschte mein Professor um den Preis der Thiere und — entließ sie wieder. Sie waren ihm zu theuer gewesen, er hatte sich über die Prellerei erhitzt und wollte den Leuten zeigen, daß es noch Reisende gebe, die lieber wieder umkehrten als sich prellen ließen. Ich hatte mich passiv verhalten und ärgerte mich zu spät. — Ein paar Stunden später ruderten wir wieder unter starkem Regen und wild bewegter See dem ersehnten Utne zu, wobei der verhängnißvolle Regenmantel wieder seine klebrige Wirkung that. Eine der schönsten Stellen des Fjords fesselte uns gegen unsern Willen lange; der vom Meere hereinkommende Wind wollte uns durchaus nicht vorwärts lassen, wir mußten an dieser Wasserkreuzung die Fjords von Odde, Vik, Ulvik und Utne fort und fort bewundern. Endlich spannte der Herr der Wetter seinen Regenbogen wie im Triumph über den blinkenden Meerbusen, und ruhig wurden die Wogen. Wir landeten in Utne.

Die freundliche Wirthin von Utne, eine stattliche Frau in den mittleren Jahren, trat uns wie eine fremdartige Erscheinung entgegen; ein weißes gefälteltes Kopftuch fiel ihr nach Art der Albanerinnen über Hinterhaupt und Nacken. Man glaubte ein Bild von Riedel zu sehen, nicht ein norwegisch Weib. Die mütterliche Sorgfalt, womit diese Frau übrigens ihre Gäste behandelt, hat ihr den Namen der Mutter von Utne erworben. Auch wir empfanden ihre uneigennützige Güte in reichem Maße. Mich legte sie nach einem herrlichen Abendbrod, in das nur eine Flasche Hardanger Biers einen düstern Schatten warf, wegen Ueberfüllung in ein Ding, das nur eine Backmulde oder ein Sarg sein konnte, eine Bettlade war's sicher nicht. — Am andern Morgen verließ mich der Professor; er wollte Pröbste, Storthingmänner und Gletscher besuchen. Da ich keine Lust hatte, mich seinen Empfehlungsbriefen als Uebergewicht anzuhängen, so blieb ich. In Utne war es auch so behaglich. Man bekommt die Romantik, bei der man hungern muß, recht bald satt. Hier wurde ich von dem Mütterchen trefflich, fast übermäßig gut verpflegt; und die liebenswürdige herzliche Art, mit der sie die Wünsche ihrer Gäste zu errathen suchte, so daß man sich hier wie daheim, wie nach der Heimkehr von der Fremde fühlte, die schönen blauen Augen der Tochter, einer wahren Ingeborg, deren stille Reize Norweger und Engländer im Fremdenbuch besungen, und welche die leis und leicht uns umschwebende Hebe machte, sie fesselten zum mindesten ebenso gewaltig, wie der Ausblick auf die funkelnde Fläche des Hardanger, auf die majestätischen Berge am andern Ufer drüben, wo aus duftiger Bucht die ersten Häuser von Eide herüber schimmerten.

Ich bin kein leidenschaftlicher Freund vom Bergsteigen und ziehe Ansichten den Aussichten vor, aber das Gebirg hinter Utne erhob sich so viel versprechend an diesem Erker des Fjords, daß ich einer Andeutung im Fremdenbuche folgend die Wirthin um einen Führer bat. Sie commandirte bereitwilligst ihren Sohn, mit dem ich um 10 Uhr Morgens abmarschirte. Wir wendeten uns zunächst links den Weiler aufwärts und stiegen dann einer Schlucht entlang auf schmalen Wiesenpfaden, an Steinen hin und an Sennhütten vorüber, einen stark mit Birken, Weiden und Gesträuchen bewachsenen Hang hinauf. Selten stießen wir auf ein weidendes Rind oder Roß, auf ein paar muntere Ziegen, noch seltener auf Menschen. Als die Bäume aufhörten und nur noch niederes Gestrüpp die Felsen bekleidete, thaten sich die ersten Aussichten auf, gerade über von Utne nach dem breit und massig hingelagerten Oxen, der seinen Namen nicht umsonst führt, nach dem regelmäßig pyramidalen Lilleborgen dahinter und gen Süden nach dem tief eingeschnittenen Oddefjord. Hier fanden wir die ersten Moltebeeren, die nach der heißen Wanderung köstlich schmeckten. Eine letzte Steinhütte verkündete, daß wir nach Regionen weiter schritten, die gewöhnlich nicht von Menschen besucht wurden. Hier wucherte das isländische Moos und das weiße zierlich gekräuselte Rennthiermoos zwischen den Steinen umher. Da dieses letztere auch bei uns auf den Mittelgebirgen fortkommt, so hörte ich in Norwegen häufig die Frage aufwerfen, warum man nicht versuche, das nützliche Rennthier, welches sich lediglich von jenem Moose nährt, auch bei uns zu akklimatisiren.

Nun ging es an glatten Felsenterrassen aufwärts; hier wuchs kein Gras, kein Blümchen mehr; nur hie und da noch etwas Moos in den tropfenden Spalten; sonst sahen die Steinkolosse aus wie mit dem Messer scharf abgeschnitten. Regen und Hagel erinnerten, daß wir uns in den Wolkenregionen befanden, und machten diese Wanderung ab und zu etwas minder angenehm, indem die jähen und glatten Felsen dadurch noch schlüpfriger wurden. Endlich zeigte sich die erste kleine aus Steinen künstlich gefügte Pyramide und bald noch mehrere, weiter oben, welche Aussichtspunkte andeuteten. An der letzten, mitten in einem Labyrinth von Felsblöcken, ewigem Schnee und schimmernden Wasserlachen hielten wir an. Eine wunderherrliche reine Luft umwehte uns; nach allen Seiten entfalteten sich die glänzendsten Nordlandsbilder, am prachtvollsten nach Westen zu: dort ging der breite Hardanger Fjord in dem fern dunkelnden Weltmeer auf; blaugraue Inseln lagerten sich vor seinem Ausgang; näher her erhoben die Uferberge ihre grotesken Felsenhäupter; da und dort eröffnete sich ein neuer Einschnitt, einzelne Häuser schimmerten tief unten durch das Grün am Gestade. Hier trat uns der Oxen noch machtvoller in seiner ganzen Breite entgegen; aber an ihm vorbei glitt der Blick in die bekannte, von Felsen umragte Bucht von Ulvik mit ihren idyllischen Ufern; nur gegen Süden sperrte ein noch höherer schneebedeckter Berg die Aussicht nach dem gletscherreichen Folgefonden, wo jetzt wahrscheinlich mein Professor umherwanderte. In der That erzählte er mir später, daß er an diesem Tage mit seinem Gastfreund auf dem heiß ersehnten Gletscher herumritt. Da trat Schneegestöber ein; sie verloren die Wegspur, sahen sich allein auf unabsehbaren Schneefeldern, auch die Führer wußten nicht mehr wo hinaus, der Abend brach herein, und der Gedanke in diesem pfadlosen Chaos zu Grunde zu gehen, trat in beängstigender Weise näher. Da rettete sie der Instinkt der Pferde, denen sie die Zügel auf den Hals legten; und so erreichten sie glücklich die Heimath. — Die Höhe von Utne war nicht so gefährlich; ein paar Rebhühner, die aus dem Felsenamphitheater zu unsern Füßen aufhuschten, und ein einsamer Freund Lampe, der harmlos über ein rosiges Schneefeld galoppirte, legten uns nahe, daß wir allzu weit von der gemüthlichen Erde entfernt waren, zu der wir nun — denn die Luft war doch etwas zu frisch hier oben — an jähen Felsen niederkletterten.

Am Abend kam das Dampfboot und — der Regen! Ich ging an Bord, verschlang mit der Wuth eines Ausgehungerten ein paar alte Zeitungen von Bergen und schlummerte darüber ein. Der Morgen sah mich vor Eide; der Regen hatte aufgehört, und nun begann die prächtige Wasserfahrt auf dem Hardanger. So wenig Reiz auf die Länge die Fahrt im Ruderboot hat und so leicht man in dem gebrechlichen Ding auf den Gedanken kommt, was man wohl anfangen würde, wenn ein Windstoß es umwürfe — mein Professor tröstete sich zwar immer damit, daß er wenigstens bis ans Ufer schwimmen könne — so beruhigend schön ist die Dampfpromenade. Leider fehlt es meistens an heiterer Gesellschaft. Heute war's ein blühender Mann mit Vollmondsgesicht; da er zeichnete, gab es einen passenden Anknüpfungspunkt der Unterhaltung. Man war in der That unwillkürlich aufgefordert, den Bleistift zu ergreifen und die bizarren Formen der gewaltigen Uferberge nach Kräften zu verewigen. Wir fuhren eben in den Fjord von Odde. Versetzen wir uns an den Rhein, dahin wo seine Ufern am stolzesten sich erheben; so etwa war's hier, nur der Fjord drei Mal so breit und die Berge doppelt so hoch. Wie Theaterkoulissen hoben sie sich auf beiden Seiten in die blauen Fluthen herein, links aber sprang ein spitziger Waldkegel weit über die andern Berge vor, als wollte er sich in die durchsichtige Fläche stürzen, während rechts hoch über den Felsen die flachen Schneefelder des Folgefonden erschienen. Manche dieser Uferberge waren wie von Titanen mit Hammer und Meißel bearbeitet, schroff, zackig, jeder Kultur bar; man sah gleichsam die Meißelspuren an der rauhen Wand, und unten lagen die abgesprungenen Blöcke wild durch einander; andere waren weit hinauf dunkel bewaldet. An einzelnen Stellen, besonders zur Linken, zeigte das Ufer eine bessere Bebauung; man entdeckte Wiesen mit weidenden Heerden, große rothangestrichene Höfe blickten aus dem Grün.

Odde, am Ende des Fjords, ist ein gewöhnlicher norwegischer Flecken mit da und dort am Ufer hin zerstreuten Häusern; einige lagen weiter oben zwischen Bäumen versteckt, wo der Weg über die Berge durch ein romantisches Gebirgsland nach Christiania führt. Der Dampfer hielt hier und an den andern Hauptorten des Fjords an. Da es mir nur um die Fahrt selbst zu thun war, so verließ ich das Boot nicht, sondern fuhr denselben Weg zurück nach dem lieben Utne. Hier hatte ich das Vergnügen das Lorle von Utne wieder zu sehen; es kam mit ein paar Freundinnen an Bord, um einer Hochzeit weiter draußen im Hardanger beizuwohnen. Unsere Ingeborg war darum prächtig ausstaffirt im rothseidenen Mieder und im weiten vielgefältelten dunkelblauen Tuchrock, den ein bunter seidener Gürtel umschloß. Dazu kam ein feines Männerhemd mit schwarzem Krawätchen und goldener Brosche und weiten Aermeln, eine schwarzseidene Schürze und rothseidene Bänder, kranzartig um die blonden Zöpfe gewickelt. Ihre Freundinnen waren nicht minder elegant; alle trugen goldene Ohrringe und Armspangen. Diese Bäuerinnen waren aber nicht nur besser gekleidet, sondern auch weit hübscher als die Damen, die sich auf dem Schiffe befanden; eine Bemerkung, die ich überhaupt nicht selten in Norwegen machte. Die Damen unterhielten sich häufig mit den Bäuerinnen; diese Unterhaltung trug aber den Charakter völliger Gleichstellung beider Theile. Es sah aus, als ob die Bäuerinnen sich um kein Haar unter den Städterinnen dünkten; sie benahmen sich aber auch auf Deck, wo sie übrigens den ersten Platz genommen hatten, ebenso bescheiden und taktvoll wie an der Tafel. Ein paar kräftige englische Landjunker, die gleichfalls in Utne eingestiegen waren, betrachteten sich die Mädchen mit stillem Vergnügen. Diese Augenweide abgerechnet trug die Gesellschaft die Physiognomie namenloser Langweile. Man saß meistens in würdevollem Schweigen auf dem Deck, die Herren Norweger in ihren Regenmänteln dampften aus langen Pfeifen, die wenig eleganten Damen, deren, gelinde gesagt, unschönen Züge durch eine Art schwerfälliger Hut-Haube keineswegs in ein besseres Licht gestellt wurden, saßen schweigend und strickend daneben.

Wir kamen jetzt in den offeneren Theil des Fjords; besonders brillant war die Umschau in der Höhe von Elgsfjelle und Rosendal; die Inseln, die vor dem Ausgang des Fjords lagen, bildeten eine enggeschlossene Kette, so daß in der ganzen Runde duftiggraue Felsenberge in der mannichfaltigsten Form den Horizont abschlossen, bald sägenartig wie die spanischen Sierren, bald staffelförmig, bald gewellt und würfelartig, während höher hinauf das flache, die grade Linie kaum verlassende Schneefeld da und dort ein Ende des großen Bahrtuchs sehen ließ, das über ganz Norwegen ausgebreitet liegt. Als die lange Dämmerung ihr ungewisses Licht über Wasser und Küste ausgoß, stiegen die Engländer mit ihren Gewehren, Angelkisten und sonstigen Jagdgeräthschaften an einem Eiland aus, wo sie nun Wochen lang auf Natur, Fische und Vögel beschränkt waren. In Peröen verließ auch die Jugend von Utne das Schiff, welches hier die Nacht über stille lag. — Wenn diese Fahrt nicht alle Reize bot, welche eine belebte und interessante Gesellschaft ihr geben konnte, so hatte sie wenigstens ihre materiellen Genüsse; die Küche auf dem Dampfboot war ausgezeichnet, der Abendtisch brach fast unter der mannichfaltigen Menge kulinarischer Erscheinungen: Aal, Lachs, Rauchfleisch, Zunge, Schinken, Geflügel 2c. marschirten mit der ganzen Anziehungskraft ihrer pikanten Düfte auf und suchten Nasen und Gaumen für die Monotonie sonstiger Unterhaltung zu entschädigen. Ein vortreffliches Christiania-Bier verscheuchte die letzte Erinnerung an das schreckhafte Gebräu des Hardanger, das ich mir erlaubt hatte im Fremdenbuch von Utne als letzten Rest aus den Zeiten Odins zu besingen. Sonderbar, im Süden denkt man nicht an Essen und Trinken, im Norden dreht sich Alles darum.

Es war wieder einmal ein Regentag, als wir Bergen zusteuerten. Die Uferberge wurden weniger hoch, aber nicht weniger grotesk, die Hauptform blieb die Staffel; mächtige Felsblöcke lagen da und dort am Ufer und ließen die Adern des Gesteins an den abgerissenen Theilen deutlich erkennen. Manchmal zeigen diese Durchschnitte regelmäßige Streifen und Schichten, dann ist Alles wieder zusammengeklumpt wie ein Gebäck von Titanen. Die Klippen selbst starren uns schwarz, kahl und düster an, hie und da fliegt ein Seevogel davon auf, selten begegnet uns ein Segelschiffchen in dem Labyrinthe der Wassergassen, und nur an einzelnen Stellen unterbricht eine Gruppe malerisch kostümirter Küstenbewohner, die dem Dampfboot nachschauen, die schweigende Fahrt. Man verläßt allmälig das durchnäßte Verdeck und blättert im Salon in der vielgelesenen Zeitung. Dann heißt es auf einmal: — Wir sind in Bergen! — Endlich! — Aber der erste Anblick ist kein erfreulicher. Wir sind nicht in den eigentlichen Hafen eingelaufen, sondern legen an der Südseite an. Dabei sind wir dem Ufer so nahe, daß wir durch den strömenden Regen hindurch nichts sehen als eine steile mit Bäumen bewachsene Uferhöhe, an der eine Straße hinaufführt. Oben zeigen sich einige Dächer. Unten am Landungsplatz des Dampfboots liegen ein paar kleine Schiffe; Matrosen und Bewohner von Bergen, welche Freunde erwarten, drängen sich mit Regenschirmen an den Pier. Einige Packträger zeigen sich; die Wahl ist kurz: „Nach dem Hotel de Scandinavie!“ — denn ein zweites giebt es nicht.

2. Bergen.

Bergen ist eine allerliebste Stadt; sie könnte großartig, herrlich sein, ein nordisches Genua, wenn nur die Häuser nicht wären.

Die Natur hat das Ihrige gethan; man denke sich ein großes, meilenweites, von 2000 Fuß hohen nackten Felsgebirgen gebildetes Amphitheater, dessen innerer Raum zu zwei Drittel vom Meer, zu einem Drittel von Land ausgefüllt ist. Das Meer ist der Fjord von Bergen, der gegen Westen von einer zusammenhängenden Reihe von Felseninseln im weiten Umkreis geschlossen ist. Das Land springt in der Mitte mit einer felsigen Zunge vorwärts, auf der das unscheinbare Observatorium sitzt; rechts und links davon schneiden zwei Häfen tiefer ein. Der nördliche, der eigentliche Handelshafen mit seinen uniformen, vielstockigen, gegiebelten Packhäusern geht bis an den Marktplatz vor; der südliche umgeht die Stadt in ihrer linken Flanke und faßt sie noch im Rücken. Die Stadt selbst breitet sich mit ihren Vorstädten und Landhäusern in langen, schmalen Streifen rechts und links der Küste entlang bis zu fernen Vorgebirgen. Ihr Kern liegt auf einem bald steigenden, bald fallenden, sehr wechselreichen Terrain. Wenn wir uns an jenem Vorsprung des Observatoriums aufstellen, übersehen wir sie noch am besten; es ist dieß überhaupt, zumal aber bei schöner Abendbeleuchtung, ein reizender Punkt. Wenn hier ein stolzes weithin gebietendes Schloß stände, statt einer niedern Hütte, es gäbe kein schöneres Bild. Aber das alte normannische Königsschloß mit seinem massigen Thurm liegt tief unten an der Nordseite des Handelshafens; dort schließen sich in dicht gedrängten Reihen die schon genannten Waarenhäuser mit ihren Giebeldächern und Krahnen an, die Packhöfe davor und vor diesen ein Schiff am andern. Es ist dieß das Reich, wo Stockfisch und Häring herrschen. Nur wenige Häuserreihen liegen hier parallel hinter einander, dann kommt höher hinauf etwas wie eine Anwandlung von Gärten, einige verlorene Landhäuser, die aber einen herrlichen Blick über Land und Meer haben; dann plötzlich schneidet alle Vegetation jede Spur der Kultur scharf ab, und das nackte zerklüftete Felsengebirge steigt fast pfadlos und ohne alle Vermittelung unmittelbar hinter den letzten Häusern kalt und starr tausende von Fußen hoch in die Lüfte. An der Südseite des Handelshafens liegen die Hauptadern des städtischen Treibens, ein paar allmälig und terrassenartig aufwärts steigende Parallelstraßen voll Kauf- und Kramläden, darunter die verkehrsreiche Strandgade. Hinter dem Hotel und weiter gegen Süden folgen die kleinen Häuser der kleinen Leute, an die sich wieder größere Gärten und Landhäuser anschließen. Der Rücken des Observatoriums, welcher beide Häfen trennt, ist gegen das Meer hin mit einigen alten Schanzen und Kasernen bedeckt, dann folgt eine Art Promenade mit Bänken und trefflicher Aussicht, dann der weite Platz vor dem Hotel, von welchem eine Straße rechts nach dem großen Paradeplatz und Theater, links nach dem Markte führt. Paradeplatz und Theaterumgebung zeigen meistens kleine Häuser; am Markte stehen größere, sogar steinerne. Die Straße dahin und die Karl Johannsgade dahinter sind die aristokratischen Straßen von Bergen.

Es giebt keinen Plan der Stadt; ich wäre sonst wohl eher im Stande gewesen, ein klares Bild davon zu liefern, obwohl es immer schwer sein wird, für ein so planloses Chaos anschauliche Vergleichungen zu finden. Vielleicht gelingt es mir bei einem Spaziergange besser. — Es war ein lachender goldener Mittag zu Anfang Augusts. Da ich aber die Unbeständigkeit der hiesigen Witerung zum Voraus kannte, wollte ich keine Minute unbenützt lassen und wandelte gleich nach dem reichlichen, aber einfachen Mahle, das ein Dutzend norwegischer und norddeutscher Kaufleute mit mir theilte, in die Stadt hinaus. Die Straßen Bergens haben einen eigenthümlichen Reiz; sie bestehen aus lauter kleinen, meistens einstöckigen Holzhäuschen, die mit Brettern verschalt und weiß oder auch gelb, braun, grün angestrichen und mit einem rothen Ziegeldache bedeckt sind. Die Hausthüren sind von kleinen, im Imperialstil geschnitzten, schilderhausartigen Vordächern überschattet, so daß man gegen den Regen geschützt darunter stehen oder sitzen und die frische Luft genießen kann. Grauangestrichene Bänke stehen vor den Häusern oder auch unter jenen Vordächern an der Hausthür. Vor einigen Häusern sind Bäume gepflanzt wie in den holländischen Städten; vor andern stehen Wasserkufen, doch seit der Einrichtung der Wasserleitung nicht mehr so viele wie ehedem. An allen Fenstern bemerkt man Porzellantöpfe mit Blumen. Viele dieser Häuschen haben nur ein Parterre von einigen Zimmern, oft mit einem Zwerghaus darüber. Aber diese niedliche Holzconstruction, der saubere Anstrich, der Umstand, daß die Häuser eben nur für die eigene Familie gebaut sind, geben der Stadt eine ungemein wohnliche Physiognomie, einen traulichen Reiz, den Christiania vollständig entbehrt. Es ist wahr, wäre dieses mannichfaltige Terrain und Wasser zur Anlage großartiger Bauten geschickt benutzt, es müßte prachtvolle Perspectiven, den reichsten Wechsel architektonischer Bilder bieten; es wäre aber schwerlich so gemüthlich wie jetzt. Man fühlt sich hier daheim, wenn man auch Niemanden hat, wenn man nur durch die Straßen geht; man hat die Empfindung, man dürfe überall nur anklopfen, um sich im trauten Kreise einer Familie zu finden.

Ich wanderte zunächst nach den südlichen Ausläufern der Stadt, trieb mich weiter draußen zwischen den kleinen abgeschlossenen Anwesen herum, die oft aus einem zierlichen Hause im Schweizerstil oder einer italienischen Miniaturvilla mit Gärtchen voll prächtiger Blumen und Obstbäumen davor, wie man sie hier oben im Norden nicht erwartet, bestehen und durch kleine Alleen von Eschen, Pappeln, Ulmen mit einander verbunden sind. Eine längere schmale Allee von Ulmen, in deren Zweigen tausende von Staaren wie besessen zwitscherten, führte mich nach der neuen prächtigen Eisenbrücke über den hier um die Stadt herumgreifenden Meeresarm. Gerade an der Brücke bildet ein voll brausender Bach, der einige Mühlen treibt und sich hier in die Salzsee ergießt, einen starken Fall. Jenseits führt die Straße ins Innere des Landes, aber eine Fortsetzung des Weges schlängelt sich nach links hin, dem verlorenen Meereinschnitt entlang. Mehrere Villen mit norwegischen Flaggenstangen und Bauerhöfe zieren das sanft dorthin abfallende Terrain. Das Meerwasser ist hier seicht und klar, zahlreiche Seesterne und andere Wasserthiere amüsiren zur Zeit der Fluth den Spaziergänger mit ihren seltsamen Formen, Farben und Bewegungen. Dann kehrt der Weg am Ende dieser Salzsee wieder links nach einem andern Theile der Stadt zurück. Hier drängt sich nun Landhaus an Landhaus, Garten an Garten in zierlichem Wechsel, von der Wohlhabenheit der hiesigen Handelsherren zeugend, so daß man sich fast nach Blankenese versetzt glaubt. Aber mitten in diese Reihe lieblicher Bilder macht plötzlich das Leprosenspital und der langgestreckte Kirchhof einen häßlichen Riß. Jene fürchterlichste aller Krankheiten, welche das Fleisch Glied um Glied abnagt und den Menschen noch fortvegetiren läßt, wenn er schon alles menschliche Aeußere verloren hat und nur noch einen scheußlichen Klumpen bildet, ist hier in hohem Grade verbreitet. Man rechnet auf die 200,000 Einwohner dieses Küstenlandes 3000 Leprosen. Die Krankheit wird der großen Feuchtigkeit, der schlechten Nahrung, namentlich der Nahrung mit faulen Fischen, und dem unmäßigen Branntweingenusse zugeschrieben und erbt sich in den Geschlechtern fort. — Der anstoßende Kirchhof bot ein ziemlich freundliches Bild; zwar fehlte es an Bäumen, an schönen Grabmonumenten; einfache Holz- und Eisenkreuze bildeten den ganzen künstlerischen Schmuck; dafür aber waren viele Gräber mit Blumenkränzen geschmückt.

Ehe ich noch meinen ersten Spaziergang vollendet hatte, erschien der bekannte Bergener Regen und nöthigte mich trotz Regen-

schirm in ein Haus zu treten. Es regnet zwar anderswo auch auf der Welt, und es verlohnt sich sonst nicht der Mühe davon zu reden; hier aber erscheint dieses Naturereigniß in seiner ganzen Trostlosigkeit nicht nur durch die Energie und Allseitigkeit, mit der es auftritt, sondern auch durch die einer besseren Sache würdige Ausdauer. In den sechs Augusttagen, welche ich hier in Ermangelung eines Dampfboots nach dem Norden zubringen mußte, regnete es fast ununterbrochen fort und so gründlich, daß, wenn man den schrecklichen Zimmerarrest brach, man regelmäßig ganz neue Toilette machen mußte. Alle Welt trägt deßhalb Regenmäntel, die Mädchen, selbst der besseren Stände, rothe und blaue Strümpfe.

Das Leben und Treiben auf den Straßen Bergens ist bald beschrieben. Man sah nur zwei Klassen von Menschen, die besseren Stände in schwarze, die geringeren in gelbe (geölte) Regenmäntel bis an die Augen eingehüllt melancholisch an einander vorüberhuschen. Hie und da wagt es ein Unglücklicher einen Regenschirm aufzuspannen; allein der Wind bemächtigt sich desselben sofort mit solcher Gewalt und stülpt ihn zu einer so schönen Tulpe auf, daß der Inhaber das sonst so nützliche Schutzdach resignirt wieder zusammenklappt. Auch die Frauenzimmer müssen sich des Windes wegen, der den Regen von allen Seiten gegen den Leib treibt, durch Mäntel schützen. — In trockenen Momenten dagegen findet man, besonders in der Strandgade an der Südseite des Handelshafens und am Markte selbst, ein regeres Leben. Nach dem letzteren, der an der Hafenspitze gelegen ist, fahren die Fischer mit Booten voll von Fischen und Seegewächsen aller Art, und hierher kommen dann die Köchinnen und feilschen vom Lande aus um die silbergeschuppte Waare. Diese Mädchen tragen durchgehends rothe Bänder um die Zöpfe geschlungen, welche letztere sie kranz- oder turbanartig um den Kopf legen, was ihrer ganzen Erscheinung etwas Heiteres, Südliches giebt. Dort am Markte treiben sich auch dienstfreie Matrosen herum, kleine Jungen mit Cigarrenkistchen machen hier ihre ambulanten Geschäfte, einige Höferinnen, die sich in dem ausgehöhlten Körper riesiger Hausstaffeln eingenistet, verkaufen kleine Matrosenbedürfnisse aller Art. Eigentliche Bummler aber giebt es hier nicht.

Die Nordseite des Hafens ist, wie schon erwähnt, ein großer Tempel des Stockfisches, dem hier Alles dient. Dieser übelriechende Gott des Nordens liegt in mächtigen Schichten, hart und knorrig wie Brennholz unter den Packhöfen und wird dort von seinen Unterpriestern mit dem Beil zur Versendung zugehackt, in Fässer gepackt und in die Magazine gerollt oder auf die Schiffe verladen, während die Oberpriester in dem Innern sitzen und die Summe seiner Verehrung in die heiligen Bücher eintragen. Die übrigen Städtetheile zeigen wenig Leben; nur an den Markttagen, wenn die Stuhlkarren der Bauern hin und her rumpeln, oder Sonnabends wenn die Kaufherren auf ihre Landsitze kutschiren, ist es etwas lebhafter. Auch der Paradeplatz ist, weil Bergen der Sitz einer Brigade ist, um die Exerzirzeit ziemlich bewegt; doch erfreut sich das Militär nur eines beschränkten Kreises von Bewunderern. Die Soldaten unterscheiden sich von ihren übrigen europäischen Collegen dadurch, daß sie keine Schnurr-, sondern nur Kinnbärte tragen wie die Matrosen, ein Zeichen, daß das seemännische Element des Normannen auch zu Lande das Uebergewicht hat. Sie exerzirten übrigens mit ihren praktischen Kammerladungsgewehren recht brav und trugen jedenfalls das Ihrige redlich dazu bei, mir jene sechs Tage erträglich zu machen.

Ohne spezielle Geschäfte und mit consequentem Regen sind sechs Tage doch eine lange Zeit *). Zum Glück fand ich einen Landsmann, der seit langer Zeit in Norwegen lebte und Land und Leute besser kannte als manche Einheimischen. Sein gastfreundliches Haus war mir ein Asyl, wo ich mehr als oberflächliche Unterhaltung und ein deutsches Herz fand. Mein Freund, ein tüchtiger Künstler und leidenschaftlicher Jäger, hatte das Land nach allen Richtungen durchstreift und mehr als einmal unter den Lappen bivouakirt. Wenn wir Abends seine Skizzen durchblätterten, knüpften sich häufig weitschweifende Gespräche daran; ich hatte dann nicht selten die Genugthuung, meine eigenen flüchtigen Bemerkungen durch die Wahrnehmungen dieses erfahrenen Mannes bestätigt zu finden. Hier und da kam ein Norweger dazu, dann gab es einen lebhaften Redekampf; denn die Norweger sind nicht nur stolz auf ihre Nationalität, sondern auf Alles und Jedes, was mit Norwegen zusammenhängt. Sie schwören für das gesunde milde Klima von Bergen, für die reine Luft, die man hier athmet, wenn Regen und Wind uns nicht den Athem benehmen. In der That streicht der Golfstrom von Südamerika her mit seinen warmen Lüften so nahe an Bergen vorüber, daß die Winterkälte 14° Reaumur nicht übersteigt. Es kommt deßhalb auch der Obstbaum hier trefflich fort, wie nach fremden Ausstellungen versendete Früchte gezeigt haben. Nur schade, daß man ihn in Norwegen so vernachlässigt und nicht daran denkt ihn zu veredeln und in größerer Menge zu pflanzen, obschon der Obstmost hier so gut wie anderwärts als ein mächtiges Gegengift gegen den unmäßigen Branntweinverbrauch der niederen Klassen benutzt werden könnte. Auch die Gemüsegärtnerei liegt darnieder; die Mittagstafeln werden dadurch entsetzlich monoton — nichts als Kartoffeln.

Viel ist an dem Zurückbleiben in so manchen Dingen die lange Dänenherrschaft Schuld, welche Norwegen nur ausbeutete, ohne etwas für das Land zu thun. Hat man ja doch in Bergen Kirchen und andere öffentliche Gebäude abgetragen und nach Kopenhagen verführt, um dort Paläste daraus zu bauen. Gleichwohl sind die Leute auch hier eifrige Danomanen, und als ein Zeichen der Zeit führe ich an, daß in der hiesigen deutschen Kirche, wo sonst stets deutsch gepredigt wurde, dieß seit einem Jahre nur noch alle vierzehn Tage geschieht, während der andere Sonntag der norwegischen Sprache geopfert wurde.

Die größte Sehenswürdigkeit Bergens ist das in der That sehr reichhaltige, obschon nicht gut geordnete Museum. Es enthält Thiere, Fossilien, Minerale, Eier, Stein- und Holzbilder, Waffen, sonstige nordische Alterthümer, Mumien, ethnographische Gegenstände, Oelgemälde, Glasbilder, Möbeln, Münzen ꝛc. Unbedingt am reichsten unter allen nordischen Sammlungen ist es an Fischen und sonstigen Seethieren; die Fische sind wirklich in überwältigenden Massen vorhanden. Unter den kolossalen nenne ich einen Wallfisch, der eben noch in Präparatur war und dessen Kopf allein einen ganzen Saal einnimmt, — ich habe nie etwas Aehnliches gesehen, obschon ich die europäischen Museen so ziemlich kenne; sodann den berühmten fabelhaften Königshäring, der leicht abbrechen und Stücke verlieren, aber gleichwohl fortleben soll. Das hiesige Exemplar ist aus mehreren Stücken zusammengenäht und wohl 20' lang bei 2' Breite. An sie schließt sich eine Sammlung weißer Korallen von mächtigen Dimensionen. Ein gewaltiges, aber schlecht ausgestopftes Elenthier fesselt die Aufmerksamkeit durch seine ebenso großen als steifen Gliedmaßen. Bootartige Eskimoschlitten reihen sich hieran. Dann kommen alte Taufbecken und Altäre aus der Heidenzeit; ein ganzes Kabinet voll alter Holzkalender wie breite Ellenmaße mit Runenschrift, die an der Wand aufgehängt wurden und sich noch da und dort in alten Bauernhäusern finden; seltsam geschnitzte Thüren und Kästen in demselben eigenthümlich nordischen Stile wie die Holzkirche von Borgund; reiche metallene Brautkronen theils im gothischen,

*) Empfehlungen an Kaufleute, wenn man nicht selbst Kaufmann ist und zugleich Geschäfte mit dem Betreffenden hat, führen zu nichts als einigen Phrasen oder einer Einladung, die anzunehmen man oft Anstand nimmt.

theils im byzantinischen Geschmack. Für ein besonders schöngeschnitztes Himmelbett, in dem irgend ein nordischer König gelegen, wollte ein Engländer 1000 Pfd. geben, ohne daß er es jedoch erhielt. Unter einem Gerümpel alter Bilder fand ich ein solches aus der alten niederländischen Schule, die zwölf Apostel vorstellend auffallend durch correcte Zeichnung, den ergreifenden Ausdruck der Köpfe und das feurige Colorit, obwohl in eine Ecke verdammt, da der künstlerische Theil noch keinen Ordner gefunden zu haben scheint. Die Kunst ist überhaupt in Bergen nicht sehr in der Blüthe; wie kann man dieß billigerweise in einer so abgeschnittenen Hauptstadt verlangen! Es ist schon viel, daß hier ein Kunstverein besteht, welcher eine bescheidene Zahl, aber um so besserer Oelgemälde von meist norwegischen Künstlern besitzt, unter denen wir Tidemand (Trauerbrief), Koskull (häusliche Andacht), Dahl, Morton Müller, Eckersberg, Gude, Askevold (Landschaften) nennen. Gypsabgüsse und Kupferstiche vervollständigen die Sammlung, welche durch jährliche Beiträge von 2 Species erworben wurde.

* Irische Gedichte.

Uebertragen von W. Hertzberg.

Sommer-Sehnsucht.

Ach wie harrt mein Herz mit Bangen,
Bangen nach dem Mai,
Daß ich auf den thau'gen Wegen
In des Hagdorns Duftgehägen
Von dem Geisblatt hold umfangen
Schlendre froh und frei;
Ach wie harrt mein Herz mit Bangen,
Bangen nach dem Mai.

Ach, wie ich mich herzlich sehne,
Sehne nach dem Mai,
Von den Büchern, von den Lichtern
Zu den fröhlichen Gesichtern
Zu den Reigen die der schöne
Sommer führt herbei.
Ach wie ich mich herzlich sehne,
Sehne nach dem Mai.

Ach, wie seufzend ich verlange
Nach dem holden Mai,
Wenn die Sonnenstrahlen glühen
Hoffnungen und Blumen blühen,
Todt und welkend bis der lange
Winter erst vorbei.
Ach, wie seufzend ich verlange
Nach dem holden Mai.

Ach, wie meine Pulse schlagen,
Schlagen nach dem Mai,
Nach des Meers umwogtem Strande,
Nach der Weid' am Bachesrande,
Wo mit Lachen und mit Klagen
Fließt der Strom vorbei;
Ach, des Herzens Pulse schlagen,
Schlagen nach dem Mai —

Harrend, müde, krank und traurig
Harrend auf den Mai —
Lenz entflieht in eiteln Sorgen,
Mondennächte, sonn'ge Morgen;
Sommer kommt und öd' und schaurig
Fließt die Zeit vorbei.
Ach, der Mensch harrt ewig traurig,
Traurig auf den Mai.

(Florence M'Carthy.)

Mary Donnely.

O süße Mary Donnely du bist die liebste mir;
Von funfzig Mädchen säh' ich kaum ein andres neben dir:
Sei's wann es mag, Nacht oder Tag, mir schwebt an jedem Ort
Die blüh'nde Mary Donnely vor Augen fort und fort.

Die Augenbrauen stattlich hoch, die Nase wohl gethan,
Ihr Kinn so niedlich und so keck und glatt wie Porcellan;
Ihr Haar der Stolz von Irland, so schwer und doch so fein,
Es rollt ihr über'n Hals hinab, sie schnürt's in Bänder ein.

Pfingstmontag war der schönste Tag von dem man je erzählt,
Kein hübsches Mädchen meilenweit hat auf dem Platz gefehlt;
Doch den Liebespreis erhielt Marie, wie munter war ihr Scherz!
Sie tanzt 'nen Hopser, sang ein Lied und stahl damit mein Herz.

Als sie zu tanzen anfing, war so genau ihr Tritt:
Fast wäre die Musik verstummt zu lauschen ihrem Schritt;
Der Fiedler seufzte, daß er blind, so laut hört' er ihr Lob;
Doch war er froh, nicht taub zu sein, als sie die Stimm' erhob.

Und immer pfeif' und dudl' ich noch ihr Lied aus Herzenslust,
Ihr Name schwebt mir stets im Mund, ihr Lächeln in der Brust.
Doch du zählst die Liebsten die du hast an beiden Händen kaum,
Kein kleiner Finger bleibt für mich, geschweige denn ein Daum.

Du bist die Blume aller Frau'n ringsum in Stadt und Land,
Je mehr ich dich erhebe, je tiefer sinkt mein Stand,
Und käm' ein großer Herr und säh die Schönheit klar und echt
Und machte dich zur gnädigen Frau, so wär's nur eben recht.

O, süße Mary Donnely, mich quält dein schön Gesicht —
's ist viel zu schön um mein zu sein, doch wünscht' ich's anders nicht.
Es paßte für den höchsten Stand und ich bin arm und klein;
Doch wo du gehst, mein Segenswunsch geht mit dir aus und ein.

(W. Allingham.)

Bei Fontenay.

Bei Fontenay das Britenheer wich dreimal von dem Plan;
Der Niederländer stürmt umsonst dreimal St. Antoine;
Mit Schanzen und mit Batterie'n ist Berg und Stadt gedeckt
Und Englands Volk und Niederlands wird hülflos hingestreckt.
Umsonst hat durch De Barri's Holz der Brite sich gedrängt:
Kartätschen trieben ihn zurück verstümmelt und zersprengt.
Der blut'ge Herzog Cumberland sieht's mit erschrecktem Blick,
Ruft noch die letzte Nachhut auf, versucht sein letztes Glück.
Bei Fontenay, bei Fontenay jagt mancher General,
Kerntruppen ziehn zusammen wie Gewölk beim Abendstrahl.

Sechstausend Veteranen nahn gar stattlich festen Schritt's
Lord Hay voran, es blitzt von Front und Flanken ihr Geschütz.
Den Berg hinab den Berg hinauf in festem Schritte stets
Kaltblütig laden, feuern sie und wieder vorwärts geht's.
Zwischen dem Wald und Fontenay durch Feuer geht ihr Pfad,
Durch Wall und Graben, Pallisad' und hagelnde Kugelsaat.
Sie steigen auf zum offnen Plan stets vorwärts, unverwandt;
Dem sichern Schuß, dem grimmen Muth, dem hält kein Gegner Stand.
Nach Fontenay, nach Fontenay! Sind dünner auch die Reih'n,
Sie brechen wie die Südersee durch Hollands Deiche ein.

Wie Sommerfliegen müßig ziehn die Tirailleurs herbei,
Wie Stoppeln vor der Lava fällt des Franzmanns Reiterei.
Kartätsche, Bomb' und Kugel trifft; sie rücken feuernd an
Und Grenadier und Plänkler räumt bei jedem Schuß die Bahn.
Die Gardereuter ruft voll Wuth jetzt Ludwig ins Gefecht;
Wild stürzt die Schaar sich in den Tod und fällt, nicht ungerächt —
Ins Lager rücken sie — sein Roß schwenkt König Ludwig — „Sire
Noch nicht!“ der Marschall ruft's, „noch sind die tapfern Iren hier.“
Und Fontenay, ja Fontenay war schon ein Waterloo —:
Da kommen die Geächteten, schlagfertig, frisch und froh.

„Lord Clare, da ist der Sachse nun, der Feind, den ihr begehrt!“
Der Marschal lächelt, wie der Lord voll Wuth von dannen fährt.
Wie grimm ist der Verbannten Blick, der stets so munter war!
In ihrer Brust ein Schatz von Weh gespeichert funfzig Jahr.
Erst der Vertrag, gebrochen schon als noch die Tinte naß;
Der Häuser Brand, der Kirchen Raub, die Weiber krank und blaß;
Das Land verheert, die Priesterschaft wie Wölfe todt gehetzt;
Ein jeder blickt als sei sein Haupt zum Rachepfand gesetzt.
Nicht Fontenay, nicht Fontenay, noch sonst ein Platz der Welt
Sah beff're Männer als die Schaar Verbannter ziehn ins Feld.

O'Briens Stimm' ist rauh vor Lust: „Halt!“ ruft er, „faßt's Gewehr!
Das Bayonet auf! Marsch!“ So stürmt ein Bergorkan daher.
Dünn sind der Briten Glieder schon, die Salven ohne Kraft;
Doch immer stattlich, da sie sich noch einmal aufgerafft.
Sie ordnen auf dem Hügel sich dem Sturm zum Widerstand,
Die Bayonette — Brandungs-Schaum! die Männer — Felsenstrand.
Die Salve kracht aus ihren Reih'n, doch durch des Dampfes Meer
Bricht jäh der Ire, in der Faust das leere Schießgewehr.
Bei Fontenay, bei Fontenay wird wild das Echo wach:
„Rache für Limerick! Hurrah! Haut, werft den Sassenach!

Wie in die Hürde springt der Leu wild von des Hungers Weh —
So springt Irlands Verbannter jetzt ins britische Quarree.
Blank war sein Stahl, jetzt ist er roth; Blut füllet sein Gewehr;
Er tritt auf Fahnenfetzen, stürmt durch ein zerschmettert Heer.
Verzweifelt kämpft der Brite noch, hält, schwankt und flieht erschreckt.
Mit Leichen ist des Hügels Gras, mit Sterbenden bedeckt.
So wälzt die grause Metzelei sich weithin durch die Flur
Und Reuterei und Fußvolk stürmt voll Hast auf ihrer Spur.
Bei Fontenay, bei Fontenay da steht im Sonnenschein
Mit blut'gen Federn Irlands Aar — der Kampf, der Sieg ist sein!

(Thom. Davis.)

* Nationale Verschiedenheiten.

Ein Versuch zur vergleichenden Völkerkunde aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Mitgetheilt von Adolf Cohn.

In einem Folianten der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, der eine Menge handschriftlicher, auf die Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts bezüglicher Sachen enthält, befindet sich auch ein Blatt, das auf der einen Seite eine lateinische Grabschrift Richelieus, auf der andern eine Zusammenstellung in französischer Sprache enthält, die im Folgenden mit deutscher Uebersetzung mitgetheilt werden soll.

Es werden die Eigenthümlichkeiten der deutschen, englischen, französischen, italienischen und spanischen Nation in allen wichtigen Lebensbeziehungen zur Vergleichung an einander gereiht. Der Sprache nach, in welcher dieses Verzeichniß — wie es scheint, um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts — abgefaßt ist, sollte man seinen Urheber für einen Franzosen halten; gleichwohl möchte ich vermuthen, daß es ein Deutscher war. Darauf deutet einmal, daß die Deutschen den andern Nationen stets vorangestellt sind, sodann aber besonders der Umstand, daß man einem Deutschen viel mehr Unparteilichkeit in der Beurtheilung des eigenen Volkes sowie der Fremden zutrauen kann als einem Franzosen. Der Gebrauch der französischen Sprache dürfte wenigstens nicht wider meine Vermuthung sprechen. Es ist bekannt, daß das Französische schon damals an den Höfen und in der guten Gesellschaft Deutschlands sich einzubürgern begann.

Die folgende Charakteristik nun muß natürlich vom Standpunkte des siebenzehnten Jahrhunderts aus beurtheilt werden, doch wird der aufmerksame Leser finden, daß, wenn einerseits Manches darunter auch für das siebenzehnte Jahrhundert nicht besonders zutreffend ist, andrerseits Vieles nicht nur auf dieses, sondern sogar noch auf das neunzehnte Jahrhundert Anwendung findet. Und das ist nicht wunderbar. Die Naturanlage eines Volkes entwickelt sich und bildet sich aus, aber sie ändert sich nicht in den Grundzügen. Dieselbe Nation erscheint ihrem Charakter nach in verschiedenen Zeitepochen nur insoweit verschieden, als der einzelne Mensch in verschiedenen Lebensaltern. Wie aber dieser sein Dasein nach Jahrzehnten rechnet, so ein Volk nach Jahrhunderten; daher finden sich wirklich wesentliche Merkmale ganz natürlich auch nach dem Verlauf von zwei Jahrhunderten wieder, ebenso wie ein wahrhaft eigenthümliches Kennzeichen auch bei dem Einzelwesen noch nach Jahren zu bemerken ist.

Verschiedenheiten der fünf Nationen:

der deutschen, englischen, französischen, italienischen, spanischen.

Im Rath (en conseil): Der Deutsche: zögernd (tardif), der Engländer: entschlossen (resolu), der Franzose: überstürzend (précipetant), der Italiener: spitzfindig (subtil), der Spanier: verschmitzt (cauteleux).

In Treu und Glauben (en foy): Der Deutsche: treu (fidel), der Engländer: zuverlässig (seur), der Franzose: leichtsinnig (leger), der Italiener: je nach dem Vortheil (avantageux), der Spanier: trügerisch (trompeux).

In der Liebe (en affection): Der Deutsche: weiß nicht zu lieben (Ne sçait pas aimer), der Engländer: an wenig Orten (en peu de lieux), der Franzose: liebt vor Allem (ayme par tout), der Italiener: weiß wie man lieben muß (sçait comme il faut aimer), der Spanier: liebt wohl (aime bien).

In der Kleidung (en habits): Der Deutsche: armselig (pauvre), der Engländer: prächtig (superbe), der Franzose: wechselnd (changeant), der Italiener: piotre *), der Spanier: bescheiden (modest).

In Sitten (en moeurs): Der Deutsche: bäurisch (rustique), der Engländer: roh (cruel), der Franzose: höfisch (courtois), der Italiener: freundlich (civil), der Spanier: stolz (orgueilleux).

Im Temperament (en humeurs): Der Deutsche: unbeständig (incogal), der Engländer: hochmüthig (altier), der Franzose: spöttisch (gausseux), der Italiener: liebenswürdig (plaisant), der Spanier: ernst (grave).

Von Gestalt (en corps): Der Deutsche: groß (grand), der Engländer: schöngewachsen (de belle taille), der Franzose: ansehnlich (de bonne mine), der Italiener: mittelmäßig (mediocre), (d. h. mittlerer Gestalt), der Spanier: fürchterlich (effroyable).

An Muth (en courage): Der Deutsche: wie ein Bär (comme un ours), der Engländer: wie ein Löwe (comme un lion), der Franzose: wie ein Adler (comme un aigle), der Italiener: wie ein Fuchs (comme un renard), der Spanier: wie ein Elephant (comme un elephant).

An Schönheit (en beauté): Der Deutsche: wie eine Bildsäule (comme une statue), der Engländer: wie ein Engel (comme un ange), der Franzose: wie ein Mann (comme un homme), der Italiener: comme il luy plaist, der Spanier: wie ein Teufel (comme un diable).

Im Wissen (en sçavoir): Der Deutsche: wie ein Pedant (comme un pedant), der Engländer: wie ein Philosoph (comme un philosophe), der Franzose: weiß von Allem ein wenig (sçait de tout un peu), der Italiener: wie ein Gelehrter (comme un docteur), der Spanier: tief (profonde).

In bösen und guten Thaten (en injures et bienfaits): Der Deutsche: thut weder Gutes noch Böses (ne fait ni bien ni mal), der Engländer: liebt und thut das Böse ohne Grund (ayme et fait mal sans cause), der Franzose: vergißt das Gute wie das Böse, was man ihm thut (oublie le bien et le mal, qu'on luy fait), der Italiener: schnell dabei, Gutes zu thun, aber auch rachsüchtig (prompt à bien faire, mais vindicatif), der Spanier: vergilt Gutes und Böses (recompense le bien et le mal).

Im Essen und Trinken (en repas): Der Deutsche: Trunkenbold (yorogne), der Engländer: Fresser (gourmand), der Franzose: Feinschmecker (delicat), der Italiener: nüchtern (sobre), der Spanier: kärglich (chiche).

Bei Geheimnissen (en secret): Der Deutsche: vergißt, was man ihm gesagt hat (oublie ce qu'on luy a dit), der Eng-

*) ?, vielleicht verschrieben für pittoresque.

länder: verschweigt, was er sagen soll und sagt, was er verschweigen soll (tait ce qu'il se faut dire et dit qu'il se faut taire), der Franzose: hört auf Alles (entend tout), der Italiener: sagt kein Wort (ne dit mot), der Spanier: ist sehr verschwiegen (est fort secret).

In der Eitelkeit (en vanité): Der Deutsche: lobt sich wenig (se vante peu), der Engländer: verachtet Alles (mesprise tout), der Franzose: lobt Alles (vante tout), der Italiener: verachtet was er soll (mesprise ce qu'il faut), der Spanier: lobt sich allein (se vante seule).

Als Diener (des serviteurs): Der Deutsche: Gefährten (compaignons), der Engländer: Sklaven (esclaves), der Franzose: Herren (maistres), der Italiener: ehrerbietig (respectueux), der Spanier: unterthänig (subjects).

In der Gottesverehrung (en religion): Der Deutsche: religiös (religieux), der Engländer: hingebend (devot), der Franzose: übereifrig (zelé), der Italiener: äußerlich (ceremonieux), der Spanier: frömmelnd (bigot).

In der Sprache (en parler): Der Deutsche: heult (hurle), der Engländer: weint (pleure), der Franzose: singt (chante), der Italiener: spielt eine Posse (joue une farce), der Spanier: spricht (parle).

In Bezug auf die Gesetze (en loix): Der Deutsche: Je nachdem die Gesetze sind (Des telles, quelles loix), der Engländer: Hat schlechte Gesetze und beobachtet sie sorglich (De mauvaises loix et les conserve soigneusement), der Franzose: Hat schöne Gesetze und beobachtet sie schlecht (De belles loix et les conserve mal), der Italiener: Hat schöne Gesetze und beobachtet sie gut (De belles loix et les conserve bien), der Spanier: Hat schöne Gesetze und beobachtet sie streng (De belles loix et les conserve sévérement).

Als Frauen (des femmes): Die Deutschen: Haushälterinnen (mesnageres), die Engländerinnen: Königinnen (reines), die Französinnen: Damen (dames), die Italienerinnen: Gefangene (prisonnières), die Spanierinnen: Sklavinnen (esclaves).

Prachtliebe (en magnificense): Der Deutsche: in seinen Fürsten (en ses princes), der Engländer: an seinen Schiffen (en ses navires), der Franzose: an seinem Hofe (en sa cour), der Italiener: an seinen Kirchen (en ses eglises), der Spanier: an seinen Heeren (en ses armées).

Als Ehegatten (des maris): Die Deutschen: Herren (maistres), die Engländer: Bedienten (valets), die Franzosen: Lebensgefährten (compaignons), die Italiener: Kerkermeister (geoliers), die Spanier: Tyrannen (tyrans).

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die Römer im Cheruskerlande, nach den unverfälschten Quellen dargestellt. Von A. Schierenberg. — Die Weisen des Morgenlandes. Eine Anthologie der ältesten Erzählungen, Märchen, Fabeln, Bilder und Sinnsprüche. Von J. Minckwitz. — Deutsche Frauen; Biographieen und Porträts. Von J. Günther. — Wesen und Geschichte des Lustspiels. Von J. Mähly. — Conturen; Novellen und Fahrten. Von G. Reisewitz. — Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren. Von Alfred Meißner. — Hymnologische Studien und Kritiken. Von F. W. Culmann. — Eine Studie zu Shakspere's Kaufmann. Von Alter Ego. — Aus dem deutschen Rechtsleben. Studie von R. Brinkmann.

* Von Friedrich Bodenstedts Liedern des Mirza Schaffy erscheint demnächst die elfte Auflage, abermals mit Vermehrungen, von denen einige in unserer vorigen Nummer mitgetheilt sind.

* Gervinus, welcher von seiner „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ erst im letzten Spätherbste den fünften Band veröffentlichte, läßt so eben bereits den sechsten Band erscheinen. Derselbe schließt die Geschichte des Aufstandes und der Wiedergeburt von Griechenland ab, über welche hier ebenso wie im fünften Bande aus dem reichsten archivalischen Schatz die interessantesten Aufschlüsse gegeben werden. Bei dem neuerlichen Hervortreten der orientalischen Frage ist das Erscheinen dieses Werkes von besonderem Werth.

* Ueber das Gedicht „Goethe's Jugendliebe“ von Adolf Böttger sagt die Kölnische Zeitung: In leichtfließenden Hexametern erzählt Böttger durch acht Gesänge Goethe's Abschied von Leipzig, von Käthchen Schönkopf und Friederike Oeser. Die Scene ist das Oeser'sche Landhaus in Dölitz; nur ein Gesang spielt im Schönkopf'schen Weinschank, wo Goethe mit Dr. Kanne, Käthchens Geliebtem, seinen Geburtstag (28. August) 1769 bei Champagner feiert. Das ganze Gedicht ist sehr anmuthig, doch erinnert der Ton der Darstellung weit öfter an die Idyllen von Voß als an Goethe's „Hermann und Dorothea.“

* Zu Ehren des Malers und Directors Schnorr von Carolsfeld gab am 3. Juli der Dresdener Künstlerverein in Siebeneichen bei Meißen ein glänzendes Fest, wobei die Werke des Meisters in lebenden Bildern dargestellt wurden und zum Schluß der Feier ein ländlicher Tanz das Publikum erfreute.

* Aufruf,

das germanische Nationalmuseum zu Nürnberg betreffend.

Das germanische Nationalmuseum bedarf zur Erreichung seines patriotischen Zweckes: „Die Kunde der deutschen Vorzeit zu fördern und nach Kräften zur Rettung der geschichtlichen Denkmäler und der Reste früherer Kultur und Kunst beizutragen“, organisirte Verbindungen mit möglichst vielen Städten und Flecken des Vaterlandes. Wir haben deßhalb gleich bei Gründung unserer Anstalt darauf Bedacht genommen, an geeigneten Persönlichkeiten ohne Unterschied des Standes Agenten, oder, wie sie jetzt genannt werden, Pfleger für dieselbe zu finden, deren Geschäft es ist, die von uns ausgegebenen Schriften und Berichte zu verbreiten, für die Bereicherung unserer Sammlungen thätig zu sein und für die Beschaffung von Geldmitteln zu wirken.

Bereits haben sich solche Pfleger in 323 Orten gefunden, von denen wir folgende nennen:

Altenburg, Amberg, Amsterdam, Annaberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Baltimore, Bamberg, Basel, Bautzen, Bayreuth, Berlin, Bern, Bielefeld, Bonn, Botzen, Brandenburg, Braunschweig, Bregenz, Bremen, Breslau, Brixen, Bruchsal, Brünn, Brüssel, Cambridge, Cannstadt, Carlsbad, Carlsruhe, Chemnitz, Cleve, Coblenz, Coburg, Cöln, Constantinopel, Constanz, Crefeld, Danzig, Darmstadt, Detmold, Dortmund, Dresden, Düsseldorf, Eisenach, Elberfeld, Emden, Erfurt, Erlangen, Eßlingen, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. O., Gmünd, Göttingen, Gotha, Gratz, Halberstadt, Halle a. d. S., Hamburg, Hamm, Hannover, Heidelberg, Jena, Ingolstadt, Innsbruck, Karlsbad, Laibach, Leipzig, Liegnitz, Linz, London, Lübeck, Magdeburg, Mainz, Mannheim, Marburg, München, Münster, Nürnberg, Osnabrück, Paris, Passau, Prag, Preßburg, Rechtenfleth, Regensburg, Salzburg, Schwerin, Speier, Stade, Stuttgart, Triest, Tübingen, Ulm, Weimar, Wien, Wiesbaden, Worms, Würzburg, Zürich.

Da nun eine Reihe größerer und kleinerer Orte Deutschlands durch Pflegschaften zur Zeit noch nicht mit dem germanischen Museum in Verbindung steht, so muß es unser Wunsch sein, deren zu errichten, und wir wenden uns deßhalb vertrauensvoll an die Bewohner solcher Städte und Flecken Deutschlands mit der Bitte, daß Einer derselben den Ehrendienst als Pfleger unserer patriotischen Anstalt durch Meldung bei einem der unterzeichneten Vorstände übernehmen wolle.

Ueber die einfache Geschäftsführung würde die nöthige Mittheilung gegeben werden.

Die Anerkennung, welche unser im Dienste der vaterländischen Wissenschaft stehendes Institut bereits gefunden, gewährt uns die Bürgschaft, daß es Lebensfähigkeit genug besitzt, um sich ferner durch die erweiterte Theilnahme aller Gegenden und Orte des Vaterlandes gedeihlich zu entwicken.

Nürnberg, den 16. Mai 1862.

Die Vorstände des germanischen Museums.

Dr. Freiherr von u. zu Aufseß. I. Vorstand.
Dr. Freiherr Roth von Schreckenstein. II. Vorstand.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Steger. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.

№ 29. Bremen, 20. Juli. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Flüchtige Eindrücke aus Norwegen.

Von A. Seubert.

3. Von Bergen nach Molde.

Endlich kam mein Professor wieder; er hatte unter Anderem zwei gefährliche Stürme in offenem Boote bestanden und war froh mit heiler Haut davon gekommen zu sein. Abends erschien der Hakon Jarl, ein großes schönes Dampfboot, auf dem wir uns zu neuer Seefahrt einschifften. Als wir in dunkler Nacht nach seinem Borde ruderten, phosphorescirte das Meer in so hohem Maße, wie ich es seit Messina nicht gesehen. Bei jedem Ruderschlag blitzte eine Funkengarbe in die Höhe; jede leise Wellenbewegung entwickelte einige lichte Sternchen aus dem lauen Wasser. Das Dampfboot, welches den Küstenverkehr bis zum Nordcap besorgt, war deßhalb voll Nordlandreisender. Es war trefflich eingerichtet: ein breiter geräumiger Salon mit drei bis vier Mahagonitafeln auf jeder Seite, brillant erleuchtet, mit verschiedenen Zeitungen ausgestattet, diente als Conversations- und Speisesaal. Von ihm stieg man in den Schlafsaal hinab, welcher zwar die gewöhnliche Kojeneinrichtung, den Schiffswänden entlang, in der Mitte aber doch einen ordentlichen Platz für eine gut ausgestattete Toilette bot. Wir fanden kaum noch Platz; ein paar gut deutsch sprechende Norweger und ein übrigens etwas zudringlicher Hamburger Israelite erfreuten uns gleich anfangs durch ein heiteres Gespräch in unserer Muttersprache. Die übrige Gesellschaft bestand aus norwegischen Herren und Damen jeder Art, mit einigen Engländern gemischt. — Der Morgen fand uns mitten zwischen den Scheeren, die hier einen imposanten Charakter annehmen. Diese wilde Felsenreihe sah gerade aus wie eine mitten im Sturme erstarrte Linie von grausen Wogen, grau, ohne alle Vegetation, oft in der Sonne wie Silber leuchtend, oft im Schatten gespenstig dunkelnd, wie Bleisärge in einer Fürstengruft zusammengeschoben oder schwarz wie die Pforten der Hölle, dann wieder in Haufen übereinander geworfen wie zusammengeflossene, breiartige Lavamassen; ein überaus düsterer Anblick, bei dem uns alle finstere Götter- und Heldensagen des Nordens wieder einfielen. Manchmal öffneten sich die Klippen und ließen einen Blick in tief hineingehende Fjords thun; dort wurden die Berge dann blauer, duftiger, und im äußersten Hintergrunde schimmerte hoch oben ein Lichtstreif, der Saum der großen norwegischen Gletschermasse. Häufig stürzten Wasserfälle in dünnen weißen Streifen tausende von Fußen an den grauen Wänden herab; in ihrer Nähe zeigten sich dann grüne Flecke und einzelne Baumgruppen; manchmal hob sich eine braune Fischerhütte am Vordergrunde ab, oder es kletterten Ziegenheerden wie weiße Pünktchen an den jähen Klippen herum. Größere und kleinere Segelschiffe und Boote kreuzten unsere Bahn. Endlich bei Sand dampften wir in die offene See hinaus; damit begann wieder jenes verhängnißvolle Schwanken, welches mir alle Seereisen verleidet. Als wir Cap Had obwohl in weitem Umkreis umschifften, nahm es so erschütternde Dimensionen an, daß es die ganze Gesellschaft vom Deck verjagte. Nur ein paar bärbeißige Normannen, mein Professor und ich hielten aus; die Stühle unter uns gingen auseinander, wir legten uns auf den Boden und hielten uns mit beiden Händen fest; nur so war das fürchterliche Tanzen durchzumachen. Es war, als ob hier Nord- und Südmeer einander in die Haare gerathen wären und sich gegenseitig bald zum Himmel hinauf, bald zur Hölle hinabschleuderten. Noch manche andere Schiffe tanzten mit uns um die Wette; es schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Endlich gegen Abend liefen wir in den Hafen von Aalesund, wo eine Reihe neuerbauter Kaufhäuser und Magazine auf ein rasches Emporblühen deutete. Schade, daß der Abend so weit vorgerückt war; wir hätten sonst noch den breitschultrigen Berg, der sich unmittelbar hinter dem Orte erhob, erstiegen. Vielleicht hätte es auch so noch gereicht, aber die Seekrankheit wirkt so erschlaffend auf die Entschließungskraft, daß wir gebrochen und zerschlagen, apathisch auf die Landschaft hinaussahen.

Der nächste Tag war voll Sonnenschein; wir schifften zwischen den großen Romsdal-Inseln hin, welche obschon auch gebirgig doch weichere Umrisse und eine bessere Bebauung zeigten; Kirchthürme, die von ihnen herüber winkten, ließen auf stärkere Bevölkerung schließen. Man glaubte einen Augenblick nicht durch die nordische See zu fahren, es war so sonnig, so farbenreich, alte Bilder tauchten aus der Erinnerung auf, so etwas wie Ischia und Capri. Aber bald saßen wir wieder mitten unter den abenteuerlichsten Scheeren, deren Romantik ihren Höhepunkt erreichte, als wir in den Fjord von Molde einbogen. Hier stieg jener schwarze, senkrechte, fast überhängende Teufelsfelsen empor, von dem uns schon in Bergen ein Hamburger Kaufmann eine fabelhafte Beschreibung gegeben. Wenn man hier, behauptete er, eine Pistole abfeuert, so entsteht ein so betäubender Wiederhall, daß alle Macht der Artillerie in ein Nichts verschwindet. Der Mann mußte noch

nie neben einem Geschütz gestanden sein. Man that natürlich den obligaten Schuß, wie ehedem auf den Rheindampfern zur Begrüßung der Loreley, aber der Effekt war wie dort ein kläglicher, ja noch weit kläglicher, weil hier die Natur um so erhabener sich vor uns aufthürmte und den kindischen Knall mit ihrer allgewaltigen Erscheinung erdrückte. In Molde betraten wir wieder den festen Boden.

4. Das Romsdal.

Noch in Bergen hatte ich geschwankt, ob ich bis zur alten Krönungsstadt Trondhjem fahren sollte oder nicht. Mein Professor hatte mich dazu überreden wollen; auch besaß ich eine Tasche voll verlockender Empfehlungsbriefe dahin. Allein dann mußte ich das Romsdal aufgeben oder einen großen Umweg machen. Trondhjem aber würde nur die Lust erweckt haben, noch weiter nach Norden zu reisen, und dazu gebrach es mir an Zeit. Ueberdieß hatten mir die Zeichnungen, die ich vom Trondhjemer Dom in Christiania zu betrachten Gelegenheit gehabt, keine Sehnsucht dahin erweckt, denn da sah ich dies ehrwürdige und interessante Muster nordischer Gothik durch einen barbarischen Neubau im Innern zu einer Caricatur herabgewürdigt, die Bildsäule eines Jupiter, dem man den Rock eines Frankfurter Hampelmann übergezogen. Andererseits war mir wiederholt gesagt worden, daß das Romsdal von den leicht zugänglichen Partien Norwegens unstreitig die schönste sei. So entschloß ich mich für das letztere und bestimmte auch meinen Professor wenigstens bis zum Kreuzpunkte der großen Trondhjemer Straße mitzugehen. Es regnete wieder einmal, als wir im Stuhlkarren von Molde abfuhren. Da nämlich nur alle Wochen einmal ein Dampfboot von hier direct nach Veblungsnässet am Eingang des Romsdals geht, so mußten wir auf einem Umweg, bald mit Land-, bald mit Wasser-Skyds, dahin gelangen. Durch eine schnurgerade schmutzige Allee ging es zunächst nach Strande, einem Weiler am Fane-Fjord. Dort stiegen wir nach einer alten Fischerhütte hinab, wo uns nach kurzer Frist ein Boot aufnahm. Der Wind war heute günstig; es wurde deßhalb ein Segel aufgespannt, und bald hatten wir den schmalen Fjord hinter uns. Die Sonne brach aus den Wolken, als wir jenseits in eine einsame bewaldete Bucht einliefen, in deren Ecke das Boot anlegte. Wir nahmen unsere Ranzen auf den Rücken und steuerten dem Stationshause von Dvärnäs zu, das einsam auf dem Hügel stand. In wenigen Minuten hatte ein geschwätziger alter Bursche den Schimmel an den Stuhlkarren gespannt, und weiter ging es nun wieder im Wagen, dem Lang-Fjord entlang, mit heiteren Aussichten auf ein Wiesenland mit fleißig arbeitenden Mähern.

Unsere heutige Fahrt war eine eigenthümliche; da wir im kleinen Boot nicht direct von Molde nach Veblungsnässet durch den Fjord fahren konnten, mußten wir den Fjord umgehen, so daß alle Stunden ein Meeresarm mit einer Landzunge wechselte. Am Strande von Sollesnäs stiegen wir wieder ins Boot. Hier ging das Wasser ziemlich hoch; mein Professor hielt mir dabei wieder eine tröstliche Vorlesung darüber, daß er sich einem so elenden Boote nie anvertrauen würde, wenn er nicht schwimmen könnte, und war so gütig mir noch einige Verhaltungsmaßregeln für den Fall eines etwaigen Umkippens zu geben. Da ich schon auf dem Tejo die Erfahrung gemacht hatte, welche angenehme Folgen das Segeln gegen die Fluth haben kann, so war ich sehr froh, als wir in Alfarnäs glücklich aus und wieder auf den Karren stiegen. Wenn es wahr ist, wie das Routenbuch behauptet, daß die meisten Reisenden von hier aus vollends ganz zur See weiter gehen, so haben sie sehr Unrecht, denn gerade hier nimmt die Fahrt einen hochromantischen Charakter an; die Krümmungen des Fjords, die Felsenbuchten mit blauen Wasserflächen dazwischen, die Waldberge unmittelbar vor uns, die hohen Felsengebirge im Hintergrunde bieten eine wechselreiche Scenerie. Selbst mein Professor, der sonst nicht für das Malerische in der Natur schwärmte, rief einmal aus: hier müssen wir anhalten und Sie zeichnen! — Wir waren eben um eine Ecke gebogen, da traten uns plötzlich, im rosigsten Lichte schimmernd, wildgezackte ungeheure Felsenwände entgegen; gerade zu unsern Füßen that es sich auf wie der Krater eines Vulkans, es war ein dicht bewaldeter Thalkessel, auf seiner Sohle ein See, im See zwei Waldinseln, das Ganze von einem Regenbogen umspannt, ein eigenthümlicher Anblick, eine Scene aus Oberon! Man dachte an Einsiedler, an verzauberte Schlösser und arkadische Schäfer; man meinte, jeden Augenblick müsse der Zauber sich lösen, Hüons Horn durch diese Wälder tönen, eine Brücke sich aus dem Wasser heben, Inseln und See sich bevölkern. Aber Alles blieb stumm und still, keine Seele weit und breit. — Wir fuhren auf der Höhe weiter; bald erschien ein neues großartiges Bild: der prachtvolle Isfesfjord öffnete sich zu unsern Füßen; jene rosigen Felsenmassen erschienen nun bis zum Fuß herab in ihrer ganzen nackten Gewaltigkeit sichtbar; aber zwischen ihnen und uns dehnte sich die breite Wasserfläche des Fjords, in dem sich jene spiegelten; weiter zur Linken aber tauchten die eigenthümlichen Formationen des Romsdals, vor Allem Romsdalhorn empor. In Torvig trafen wir mit einigen Fußreisenden zusammen, eine seltene Erscheinung in Norwegen; es schienen Lehrer zu sein. Von dieser Menschensorte hatten wir schon früher ein Exemplar kennen und schätzen gelernt. Es war ein Präceptor gewesen, der ein so hübsches und verständig angelegtes Skizzenbuch bei sich hatte, wie nur irgend ein reisender Maler. — Wir hatten einen ziemlich weiten Weg zu Fuß vom Stationshause nach dem tief unten liegenden Landungsplatze zurückzulegen. Zum dritten Male stiegen wir in ein Boot; der Wind hatte aufgehört, wir ruderten langsam Veblungsnässet zu. Wir schwammen jetzt im eigentlichen Romsdal-Fjord, der hier von gewaltigen, steilen und kahlen Felsenmassen eingeschlossen ist, die in allen Formen des Urgebirges um uns aufstrebten und in allen Farben der untergehenden Sonne schimmerten. Veblungsnässet im Hintergrunde lag flach, die Vorberge schon von der Sonne verlassen im schwarzen Gewande, aber die Hörner des Hintergrundes leuchteten noch an dem klaren Abendhimmel.

Der Gästgivergaard in Veblungsnässet ist ebenso trefflich mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet wie der in Utne; die Möblirung wirklich luxuriös. Natürlich waren Engländer hier im Quartier, und die Wirthsleute machten verlegene Gesichter, als wir uns ohne Umstände in den Fauteuils niederließen, die nur für die Lords bestimmt schienen. In der Ueberzeugung aber, daß unsere Spezies so rund seien wie die jener, ließen wir uns nicht aus dem Concepte bringen. — Als wir in der Frühe auf den stillen Ort hinausblickten, machte er einen ganz eigenthümlichen Eindruck: wir sahen in eine schmale Straße von niedrigen, dunkelroth angestrichenen, nach vornen gegiebelten Hütten, die ein ähnlicher Bau im Hintergrunde abschloß; keine Seele war zu sehen. Diese Einsamkeit, die schmale Straße, die kleinen Häuser, der rothe Anstrich — sie riefen unwillkürlich das Bild von Pompeji ins Gedächtniß; ich wollte es eben dem Professor mittheilen, als er mir damit zuvorkam. Vielleicht, daß die Berge im Hintergrunde dieser Perspective das Ihrige dazu beitrugen. — Ein ungemein geschwätziger Alter kutschirte uns heute dem Romsdal zu; er hörte nicht auf, uns in dem unverständlichsten Jargon die längsten Geschichten zu erzählen, von denen wir nur so viel verstanden, daß sie Riesen-, Hexen- und Teufelsgeschichten aus der Umgegend zum Gegenstande hatten. In der That bietet der Ein-

gang des Romsdals reichlichen Stoff zu solchen Geschichten; es war von himmelhohen Felsen eingezwängt, deren wunderliche Spitzen zum Theil in den Wolken staken, während Nebelstreifen in dem schwarzen Felsenbette gespenstig hin und herwogten; durch das Thal selbst rauschte das klare, schön grüne Wasser des Rauma, von Felsenstücken gestört und zu Schaum geschlagen; in den Felsenecken aber schimmerten da und dort noch mächtige Schneelagen, Reste von Lawinen. Der Thaleingang war ganz besonders frappant: links der ungeheure Felsenkegel des Romsdalhornes, rechts eine jähe vielfach gespitzte Felsenwand, Hexengipfel (Troldtinderne) genannt, an die sich allerlei Sagen knüpfen. Bis Horhjem dauerte der Hauptreiz des Thales; dort tranken wir einen guten Sonntagskaffee in behaglich erwärmter, mit Tannenzweigen bestreuten Stube. Nun erweiterte sich das Thal etwas, behielt aber seinen Felsencharakter bei. Unmittelbar vor der Station Ormen stürzt rechts der schöne Wasserfall des Vormen-Aa in mehren breiten und schwungvollen Sprüngen von einer Höhe von 1200 Fuß in das Thal. Dieses Schauspiel, welches wir von den Fenstern des freundlichen Stationshauses aus vor Augen hatten, wurde durch treffliche Beefsteaks noch behaglicher. Da bald darauf ein Engländer mit einer Amazone, beide bewaffnet, eintraten, so wußten wir, wem wir die gute Ausstattung des Tisches zu danken hatten. Ormen ist in der That ein Lieblingsort der Engländer wegen Jagd, Fischerei und Naturgenuß. Uebrigens bemerkten wir von den zwei Bären, welche die Landstraße hier unsicher machen sollten, keine Spur. Im Stationsbuch fanden wir die Namen von Karl Vogt und Herzen, die auf ihrer Nordpolfahrt unlängst hier eingesprochen hatten. Sie hatten die possierliche Note unter die Bemerkungen gesetzt: „Charakter der Wirthsleute nicht stolz, aber reinlich!“

Die Wasserfälle mehrten sich wieder; ein besonders schöner Wassersturz im Flusse selbst veranlaßte uns bei der Weiterfahrt zum Aussteigen. Es führte hier ein schmaler Holzsteg über die tosende Wassermasse. Dorthin stellten wir uns und sahen dem milchweißen Schaum zu, wie er unter uns wegstürmte. Wenn man solche Wasserspiele auch hundert Mal gesehen hat, so wirken sie immer wieder fesselnd, zumal in so großer Wald- und Felsennatur, unwillkürlich kommt man in süßes Träumen. — Das Thal wurde jetzt bedeutend weiter, die Aussicht offener, Hänge und Thal so mit Nadelholz bedeckt, daß man das durchfließende Wasser kaum sah, bis wieder ein mächtiger Fall in drei Etagen, der Ulo Fos, mitten durch die Tannen hindurch davon leuchtende Kunde gab. Hinter Nystuen traten die Gebirgsmassen noch weiter zurück, die Abhänge wurden weniger steil, im Süden schimmerte vom Kamm der Berge her das bekannte norwegische Schneefeld. Sandwege führten durch das mit Birken und Kiefern besetzte Thal. Hier wurde der Verkehr lebhafter; es waren hauptsächlich Kirchgänger, selbst die Bauern sonderbarerweise meistens in schwarzen Leibröcken, wenn auch nicht neuester Façon, die Weiber mit weißen Tüchern um den Kopf. Die Meisten kamen im Stuhlkarren, oft kutschirte eine stattliche Bauerfrau allein des Weges, Andere schritten nebenher. Die Physiognomie dieser Leute war ernst, finster, argwöhnisch, als ob sie eben aus einer Predigt kämen, wo Hölle und Verderben die Hauptrolle gespielt; es waren so ganz andere Leute als im Valders oder im Hardanger. Im Weiterfahren kamen wir an der Kirche von Mölmen vorbei, vor welcher eine Menge Stuhlkarren hielt. Der nahe Gästgivergaard war übrigens nicht weniger besucht; der weite Hof stand voll junger Bursche und Mädchen, aber Alle beobachteten jene ernste halbverlegene Stille, welche das norwegische Volk charakterisirt, die jedoch die Leutchen nicht abhielt, uns mit der ganzen leidenschaftlichen und doch so rührenden Neugierde des Wilden zu beschauen und uns und jede unserer Bewegungen zu verfolgen. Jeder Reisende ist diesen Leuten eine Sonntagslektüre, ein pikanter Roman, der mit Wonne verschlungen wird, der ihre Phantasie anregt und ihnen etwas Neues in die Monotonie ihres Daseins wirft.

---

* Sage aus Sevilla's Vorzeit.

Nach A. d Saavedra, Herzog von Rivas.

Von Adolf Laun.

I. Die Lampe.

Fünfhundert Jahr ist's her und länger schon.
Aus einer engen Gasse in Sevilla,
Die Durchgang heut zu großen, breiten Straßen,
Klang einst um Mitternacht, wenn einem Kirchhof
An Ruh' und Schweigen gleicht die große Stadt,
Herüber durch die Dunkelheit ein Klirren
Von nackten Schwertern, die sich schwirrend kreuzten
Und blaue Funken, Unglücksmeteore,
In kurzen Zwischenräumen von sich sprühten.
Da plötzlich nach dem Ruf, Gott sei mit mir,
Ich sterb', und eines schweren Körpers Fall, —
Der auf den Boden sank, ward Alles still.
In einem armen Hause öffnet sich
Ein kleines Fenster, eine Hand, ein Arm,
Mager und dürr, streckt sich daraus hervor
Mit einer Lampe, deren Schimmer rasch
Ein Licht auf diese dunkle Gasse wirft,
Und hinter ihr erscheint das hexengleiche,
Das bleiche Antlitz einer alten Frau,
Das eine zweite Hand in Schatten hüllt.
Man könnte meinen, die Erscheinung sei
Der Tod, der kam um sich des Menschenopfers,
Das hier geschlachtet worden, zu bemächt'gen,
Oder die ewige Gerechtigkeit,
Vor deren Blick, dem schreckenvollen Zeugen,
Sich keine Missethat verbergen kann;
Da sah man bei dem Lichte, welches flackernd
Und röthlich auf die Mauer schimmerte,
Das Dach und Söller unbestimmt erhellte
Und an der Straßenmündung Erkerwand
Phantastische Gestalten zeichnete,
Von Schmutz und Blut bedeckt in einer Rinne
Vom Schwert durchstochen einen Körper liegen;
Es stand ein Mann zu Häupten ihm, gekleidet
In Schwarz, der in den Händen hielt ein Schwert,
Das bis zum Knauf von Blut geröthet war.
Er birgt bestürzt, wie er sich plötzlich so
In Licht gebadet sieht, sein Angesicht
In eines Mantels Falten — und verschwindet.
Doch nicht wie ein Verbrecher, welcher flieht,
Um sich zu retten, ruhig festen Schritts,
Wie keiner Schuld bewußt, geht er davon,
Und dabei klingt sein Gang, als würden Würfel
Geschüttelt hin und her, um sich zu mischen,
Ein Ton von wenig Wichtigkeit, verglichen
Mit jener grausen Scene, doch von großer,
Gewalt'ger Wirkung auf die Frau am Fenster,
Ihr war's, als zischte eine gift'ge Schlange,
Oder als schwebte ein verstoßner Engel
Auf dunkler Schwinge durch die Luft dahin,
Und mit erschreckter Stimme kreischt sie auf:
Du Königin des Himmels, steh mir bei!
Die Lamp' entsinkt der Hand, rings auf dem Stein
Ihr Oel verbreitend und erlischt sogleich,
Die Alte schlägt das Fenster zu und wankt
Zum niedern Bett, in das sie sich verkriecht,
Vor Schreck so starr, daß kaum die Pulse schlagen.
O wär' in jenem Augenblick sie blind
Und taub gewesen, gerne hätte sie
Den kargen Rest des Lebens hingegeben,
Geopfert hätte sie um solchen Preis

Den Traum der Liebe, ihrer Kindheit Spiele,
Der Eltern Zärtlichkeit, die Mutterwonne,
Ja das, wovon sich Niemand trennen mag,
Das einz'ge Gut der Sterblichen: die Hoffnung;
Denn was sie sah und weiß, erschüttert sie.
Ein Sehen giebt's, das selber schon Gefahr,
Ein Wissen, das dem Tode gleich zu achten.

2. Der Richter.

Im Strahl der Morgensonne zitterten
Am Thurm Sevillas die vier goldnen Kuppeln,
Ein Werk von Maurenhand mit Schrift und Bild,
Da, wo zur Zeit die schmucke Wetterfahne
Der Winde wandelbaren Zug verkündet
(Die Kuppeln stürzten wen'ge Jahre d'rauf
Bei einer Erderschütterung herunter).
Da saß im Saal des königlichen Schlosses,
Das seit der Zeit erneuert worden ist,
Auf einem Sessel einst der König Pedro,
Ein schlanker, junger Mann mit strengem Blick.
Vor ihm in ehrfurchtsvoller Ferne kniete,
Schwarz angethan mit weißem Bart und Haar,
In Händen den Alcaldenstab, der nur
Des Königs allerhöchster Macht sich beugt,
Der Richter Garci Sanchez Marmolejo,
Und dieses Wort vernahm das goldne Dach:
Des Ortes Sage hat es aufbewahrt,
Auf daß es heute wiederum ertöne.

Der König:

So ward heut' früh und mitten in Sevilla
Ein todter Mann gefunden, und Ihr meldet
Noch nicht, daß Ihr den Mörder eingefangen?

Der Alcalde:

O Herr, ich habe, eh' der Morgen graute,
Den Leichnam aufgenommen, doch umsonst
War mein Bemüh'n, des Mörders Spur zu finden.

Der König:

Ich will, wo ich der Herrschaft Scepter führe,
Daß rascher die Justiz und will, daß nichts
Verborgen bleibe ihrem wachen Blick.

Der Alcalde:

Bald find's die Juden, Herr, und bald die Mauren,
Die mir der Frevelthat verdächtig scheinen.

Der König:

Ihr folgt Vermuthungen, wo Euch ein Zeuge,
Und zwar ein guter zu Gebote steht.
Habt Ihr mir nicht gesagt, daß eine Lampe
Beim Leichnam auf dem Boden lag, Alcalde?
So möge sie den Schuld'gen Euch verrathen.

Der Alcalde:

Herr, eine Lampe hat ja keine Zunge.

Der König:

Doch der, dem sie gehört, hat eine Zunge,
Die aber bringt die Folter schon zum Reden.
Sowahr ein Gott lebt, heute Abend noch
Wird dort am Platz des Missethäters Haupt,
Alcalde, oder Eures aufgepflanzt.
Der König steht vor Wuth und Zorn erbebend
Vom Sessel auf, und bleich vor Angst und Schreck
Erhebt mit schwankem Knie sich der Alcalde
Und geht, sich zwei- und dreimal tief verneigend,
Entschlossen, ganz Sevilla aufzuhängen,
Wenn er dadurch sein Leben retten kann.
Der König folgt mit einem Blick so starr,
Als wär's ein Basiliskenblick, ihm nach
Und geht gemessenstolzen Schritts dann weiter,
Ein Lächeln im Gesicht, als wär's des Satans.
Er sah sich auf dem Corridor im Käfig
Die Brut der Falken an und reichte ihnen
Zur Atzung Speis' und Trank mit eigner Hand,
Nahm einen auf die Faust und ging dann fürbaß,
Um jene Werke, die er im Palast
Vollführen ließ, in Augenschein zu nehmen.
Er war zugegen, als man die Portale
Mit Schnitzwerk ausgeziert errichtete,
Und selber gab er jene Inschrift an,
Die wir noch heute darauf lesen können.
Dann sprach er eine längre Zeit allein
Und in's Geheim mit Juan Diente, welcher
Als Schloßverwalter sein Vertraun besaß,
Er zeigt' ihm seine Büste, welche roh
In Stein gehaun nur wenig ähnlich war,
Und die ein fremder Grieche meißelte.
Dann ging er nach Triana, dort die Schiffe
Und Werften zu beschaun und in die Kirche
Santa Anna, wo ein kurz Gebet er sprach;
Er aß im Bärenthurm und spielte Brettspiel
Mit Martin Gil de Albukerque und machte
Zuletzt noch einen Ritt hinaus in's Freie.
Doch als die Sonne niederstieg, gehüllt
In lichtdurchstrahlte Wolken, und der Himmel
In Roth und Violet und Gold sich tauchte,
Kehrt' er zurück in's Schloß und legte an
Ein graues Wams, warf einen schwarzen Mantel
Sich um und setzt' ein einfaches Barett
Auf's Haupt und griff zur Toledaner Klinge.
Er stieg aufschließend eine Hinterpforte
Zum Garten nieder, wo im Myrtenlaub
Versteckt Juan Diente seiner harrte
Und ging dann weiter ganz allein, indem
Er noch zum treuen Diener solches sagte:
Vor Mitternacht geschieht was ich befahl;
Er schloß die kleine Pforte wieder zu,
Begab sich unter's Volk in's Labyrinth
Der Gassen von Sevilla und verschwand. —

3. Die Büste.

Zur Stunde, wo die Sonn' im Untergange
Ihr ew'ges Flammenlicht begräbt, wo Erd'
Und Himmel sich in Dämmerungschleier hüllen,
Begab in einem Kerker von Sevilla
In einem feuchten Raum, dem eine Lampe
Nicht Licht, nur zweifelhaften Schimmer lieh,
Sich ein Ereigniß, wie sie schwere Träume,
Wenn uns der Alp bedrückt, dem Geiste zeigen.
Kein solches war's, wie diese Welt sie kennt,
Ob furchtbar, schreckensvoll sie mögen sein,
Sondern ein höllisches Ereigniß war's,
Bei welchem Vampyr und Gespenster hausen,
Wo Furien sich zum grausen Fest versammeln. —
Im schwarzen Mantel, düstern Angesichts —
Mit ernsten Braun sitzt auf erhab'nem Sessel
Der Richter Marmolejo, neben ihm
Auf einen Tisch, der einem Grabstein gleicht,
Legt Pergament und Feder ein Notar
Zum Schreiben, sorgsam, schweigend vor sich hin.
Inmitten des Gewölbes steht ein Bett
Von Blut befleckt, um welches wie ein Vorhang
Rings Stricke, Riemen, Folterzangen hängen,
Zwei Henkersknechte stehn dabei mit feistem,
Brutalem Angesicht und ziehn Geräthe,
Unheimlich anzusehn, aus einem Sack.
Rings herrscht des Grabes Stille, nur die Lampe
Knistert und sprüht und breitet Rauch umher,
Und nur die Eisenklammern klirren, wenn
Die Henkersknechte sie zur Erde werfen.
Der Richter ruft: *der Zeuge trete vor,*
Um jetzt die Marterprobe zu bestehn!
Und eine Pforte öffnet sich sogleich,
Durch welche wildverworrenes Geschrei
Und Angstgestöhn und Weheruf ertönen;
Umringt von rohem Volk, von Henkern, Sbirren,
Erscheinet mit zerfetztem Kleid ein Weib,
So starr und bleich, als wär' es eine Leiche,
Die aus der Gruft Hyänen aufgescharrt.
Daß sie noch lebt, man sieht es nur daraus,

Weil sie sich sträubt mit ihrer letzten Kraft
Und seufzt und stöhnt, von kaltem Schweiß bedeckt.
Die Henker schleppen sie, zwei Franziskaner
Begleiten sie und sprechen Trost ihr ein,
Und durch die düstre Wölbung hallt auf's Neu
Das Wuthgeschrei der wildbewegten Menge.
Da schreitet eine dunkele Gestalt
Herein und stellt sich hinter einen Pfeiler,
Der so sie deckt, daß Niemand sie bemerkt.
Hohnlachend ruft ein Folterknecht: Komm, Hexe,
Komm herbei, mit mir dich zu vermählen,
Denn sieh, das Hochzeitbette steht bereit.
Ein Andrer faßt mit einer Hand sie an,
Die härter noch als eine Folterzange,
Und spricht: Du fliegst mir nicht heut' Nacht davon.
Ein Dritter schnürt ihr Fuß und Bein und sagt:
Wo hast du deine Salben, dich zu reiben?
Auf einem Besen wirst du fort nicht reiten
Und wirst auch fürder keine Künste machen.
Es gleichen solche Späße dem Geheul,
Womit die Wölfe ihren Hunger stacheln,
Dem Schrei der Raben, die um's Aas sich sammeln.
Man streckt das unglücksel'ge Weib halbtodt
Auf's Lager, schnürt die Glieder ihr zusammen
Und schraubt ein Marterzeug an ihre Hand,
Das beim geringsten Druck die Leidende
Mit furchtbar unerhörter Qual bedroht.
Roh lachend spricht ein Henker zum Alcalden:
Im Käfig ist die Eule jetzt, wenn sie
Nicht schreit, so soll sie mit den Zähnen klappern.
Still, ruft der Richter und ein tiefes Schweigen
Herrscht in der Wölbung, unterbrochen nur
Von Seufzern, die schon halberloschen sind.
Weib, sagt ihr Marmolejo, wenn du noch
Am Leben bleiben willst, dann sprich es aus,
Was du gesehen, und Gott wird mit dir sein.
Ich habe Nichts gesehn, erwidert sie,
Ich schwör's bei Santa Anna, Nichts, ich schlief
Ich habe Nichts gesehn und Nichts gehört.
Der Richter drauf: Bedenk, o Unglücksel'ge,
Bedenke was du schwörst. Er winkt dem Schreiber
Daß er die Lampe ihm herüberreiche.
Sieh, fährt er fort, den Zeugen, welcher dich
Verklagt, sag wer sie auf die Straße warf
Und dann bekenne, daß sie dir gehört.
Die Alte flüstert, ihre Hände ringend:
Der Böse selber mag's gewesen sein.
Dann fügt nach einer Pause sie hinzu:
Blind bin ich, taub und stumm, so tödtet mich,
Doch ich beschwör's, ich sah und hörte Nichts.
Da zeigt der Richter mit dem Stab zum Bette,
Die Knechte ziehn den Strang, die Schraube knarrt,
Der Alten Handgelenk geht aus einander,
Es kracht das Knochenwerk, ein Angstschrei gellt;
Halt ein, Erbarmen, ich will Alles sagen —
Kreischt mit erloschnem Ton sie auf. Sogleich
Hält man mit Foltern ein; der Richter spricht:
So rede. Plötzlich mit gewalt'gem Krampf
Entfährt ihr dieses Wort: der König war's.
Und starr am Gaumen klebt die Zung' ihr fest.
Der Richter, der Notar, die Folterknechte
Vernehmen starr vor Schrecken, was sie spricht,
Und Grabesstille herrscht ringsum im Kreise.
Da tritt mit festem Schritt der Unbekannte,
Den jener Pfeiler barg, zum Folterbett,
Und seine Schritte machen ein Geräusch,
Wie wenn man Würfel durcheinander schüttelt.
Der Alten ist's ein wohlbekannter Ton,
Sie richtet sich empor und ruft auf's Neu:
Der König war es, ja, so klang sein Schritt.
Und stracks enthüllt sein strenges Angesicht
Und seine Augen, die wie Kohlen glühn,
Der Mann, vor welchem Aller Knie sich beugt,
Die jener Raum umfaßt. Don Pedro ist's.
Und starr vor Schreck erkennen sie den König.
Der zieht aus seinem Gürtel eine Börse,
Darin ein Hundert goldner Münzen glänzt,
Und spricht zur Alten: Pflege dich dafür!
Du sprachst die Wahrheit. Wisse, daß wer Wahrheit
Vor der Gerechtigkeit verbirgt, sein Leben
Verwirkt und Mitschuld am Verbrechen hat,
Doch da du sie gesagt hast, geh' in Frieden.
Ich bin's, der jenen Mann getödtet hat.
In Gott allein erkenn ich meinen Richter,
Doch daß genug geschehe der erhabnen
Gerechtigkeit, soll an dem Ort der That
Des Mörders Haupt zur ew'gen Warnung stehn. —
Und so geschah's, des Königs Bild in Stein
Ward bei dem Erker aufgestellt, wo er
Mit seinem Schwert durchbohrte jenen Mann,
Und Lampengasse heißt seitdem die Gasse.
Noch steht darin Don Pedros Bild in Stein
Und weckt ein Graun bei Jedem, der es sieht.

* Auguste Crelinger.

Von E. Gerber.

Am 3. Mai 1862 gab die seit fünfzig Jahren bei dem Berliner Hoftheater engagirte Schauspielerin, Auguste Crelinger, die Iphigenia zu ihrem vom Könige bewilligten Benefiz in Goethe's Schauspiel. Von vielen Seiten hörte man ob dieser Wahl harte, oft sehr lieblose Urtheile; die Greisin dürfte nicht die Eitelkeit haben, sich noch als griechische Jungfrau und Priesterin dem Publikum vorzuführen. Goethe sagt: „Es erscheint mir wie eine Krankheit des deutschen Publikums, die sich auch schon den Schauspielern mitgetheilt hat, daß man Männer und Frauen nicht jung genug haben kann. Könnten wir doch zu einer Zeit, wo wir von den französischen Bühnen so viel Schlechtes auf die unsere übertragen, auch ihre Tugenden nachahmen. In Frankreich fragt Niemand nach dem Alter der Künstler, sondern nur nach ihrer Kunst. Wie sollen auch Jünglinge gefunden werden, die schon Künstler sind? Die ernsten Bemühungen aber des Schauspielers lassen ihre Spuren auf dem Antlitz zurück, und wenn er sich auch durch Spiel bildet, so geschieht es doch nicht spielend.“

Von hoher schlanker Gestalt, mit lebhaften Zügen und feurigen, oft zu stechenden Augen, das Antlitz umwallt von reichem dunkelbraunen Haar, besaß die Künstlerin ein Organ, das Macht und Fülle hatte. Mit der Jugend Frische ausgerüstet, beherrschte sie im Anfang ihrer Laufbahn das ganze Gebiet der ersten jugendlichen Rollen, Thekla, Beatrice, Emilia Galotti, Ophelia, Julie u. s. f. Auch das Schau- und Lustspiel, in der Folge weniger gepflegt, lieferte für sie manche dankbare Aufgabe. Bei schnell steigender Entwicklung bereicherte sie ihr Repertoir, besonders nach dem Tode der Bethmann, noch mit folgenden Rollen: Maria Stuart, Sappho, Antigone, Gräfin Olga, Baronin (Stille Wasser sind tief), Elvira (Schuld), Griseldis u. s. w. Dieser Zeitabschnitt brachte ihr die nachhaltigsten Bühnenerfolge, und wenngleich sie durch Kunst und Gewandtheit diese Rollen noch späterhin darstellte, so erschienen darauf Charaktere, wie: Lady Milfort, Isabelle, Lady Macbeth, Elisabeth (Maria Stuart und Essex), Volumnia, Medea, Thusnelda (Fechter von Ravenna) u. s. w. als noch vollendeter. Die Crelinger war eine meist rhetorische Schauspielerin. Die Grundlage aller ihrer Darstellungen bildete die mit virtuoser Meisterschaft ausgearbeitete Rede; ihr gesprochenes Wort war wohllautend und durchgeistigt, ihre Aussprache auf das Feinste gemodelt, und so machte sich in dem, was sie sagte, niemals Gemeines geltend. Rhythmus und Schwung verklärten ihre Prosa, und aus dem reich abgewogenen Tempo des Verses leuchtete stets ein hochgestimmtes Gemüthsleben, wenn auch dasselbe im Ganzen

oft in der Wandelung des Tonfalls eintönig werden und an Manier streifen mochte. In der satten Färbung, dem Auffinden und Wiedergeben der symbolischen Accente, wodurch erst die Rede einen individuellen Ausdruck empfängt, kann die Crelinger als ein Muster genannt werden. Ihre Verwandlungsfähigkeit dagegen war wenig bedeutend, und mancher Mißgriff kam vor, besonders wenn die Künstlerin Alte, z. B. in Raupach's Tragödien, was übrigens selten geschah, darzustellen hatte. Auf den Flügeln einer echten wahren Leidenschaft, einer glühend erhabenen Begeisterung, einer entzückenden Weiblichkeit schwang ihre Darstellung sich selten empor, wenigstens wurde sie in diesen Elementen von einer Bayer-Bürck, Emilie Heusser, Marie Seebach, Ristori, bei weitem überholt. Auch das Dämonische mangelte ihren Gebilden in seiner Herz und Sinn mit Grausen umfangenden Macht. Den Zuhörer wider Willen mit einem Zauberbann von Furcht, Grauen und Entsetzen zu beherrschen, wie es einer Sophie Schröder, Rachel, ja wie es der mit ihr an derselben Bühne engagirten leider so früh (1852) verstorbenen Bertha Thomas z. B. in der Deborah, Lady Macbeth u. s. w. meisterhaft gelang, blieb ihr fast versagt. Dagegen für ruhige, besonnene, im leisen Wellenschlag fortfließende Entwickelung wußte sie immer den richtigen Ton anzuschlagen. Der Hauptvorzug ihrer Darstellung wurzelte in dem Bewußtsein über ihren jedesmaligen dramatischen Vorwurf der künstlerischen Durchdringung und Beherrschung, und der echten Harmonie. Am reinsten stellt sich ihre Kunst dar in den Momenten der Ruhe, der innerlich verhaltenen Leidenschaft, der Reflexion. So waren beispielsweise die lyrischen Stellen der Phädra wundervolle Blüthen poetisch-dramatischen Vortrags. Die verführenden Töne der Adelheid (Götz) konnten nicht feiner, schlangenglatter und zugleich sinnberauschender an's Herz dringen. Die Verse der Gräfin Terzky:

„Doch wir denken königlich
Und achten einen freien muth'gen Tod
Anständiger, als ein entehrtes Leben" —

erklangen so groß und königlich, wie wir sie nie gehört haben. Zumeist strahlte das Wort „Anständiger" eine unnachahmliche Adelshoheit aus.

Die Plastik der Darstellerin trug in hoher Vollendung ein antikes Gepräge, und im stummen Spiel feierte sie öfter ihre besten Siege. Goethe's Iphigenia dürfte demnach als der Gipfelpunkt ihrer dramatischen Leistungen betrachtet werden können. Wir wollen nur an den plastischen Stil dieses im Ganzen von ihr vollendet hingestellten Goethe'schen Bildes, des edlen Griechenmädchens wie der Priesterin, an die Großartigkeit ihrer Darlegung von dem Schicksal der Tantaliden, an das stumme Spiel bei Orest's erschütternder Erzählung des Muttermords (Akt III. Scene 1), als an Meisterstücke deutscher Schauspielkunst, erinnern. (In der obenbezeichneten Vorstellung bildete das Parzenlied die Krone ihres Vortrags). Im Schau- und Lustspiel zählten zu ihren anziehendsten Rollen: Donna Diana, die Mutter in Töpfer's „Zurücksetzung", die Herzogin im „Glas Wasser" u. a. m. Solche Stücke erzielten noch dadurch einen eigenthümlichen Reiz, daß in denselben die jüngeren Liebhaberinnen von ihren Töchtern, Bertha und Clara, gespielt wurden. Die jüngste Leistung der Mutter war die humoristisch angelegte Lady Temple in dem Schauspiel „Wilhelm von Oranien in Whitehall" von Putlitz.

Auguste Düring, am 7. October 1795 in Berlin geboren, wurde vom Altmeister Iffland, nachdem die vorangegangene Prüfung auf dem Liebhabertheater Urania gutes Zeugniß abgelegt hatte, am 4. Mai 1812 zum ersten Male als Margarethe in Ifflands Schauspiel „Die Hagestolzen" dem Publikum mit günstigem Erfolg auf dem damaligen National-Theater vorgeführt. Professor Catel, ein verständiger und unparteiischer Kritiker, schrieb über diese Darstellung: „Demoiselle Düring betrat mit der Rolle der Margarethe zum ersten Male die Bühne und zeigte uns das natürliche, gefühlvolle, zärtliche, dankbare Landmädchen. Zu gewissen Tönen und Wendungen gab sich ihr Organ willig und vortheilhaft hin, zu andern weniger. Die Klagen wurden einigemal weinerlich; eine nicht leicht zu umschiffende Klippe für Anfänger. Das Spiel war unbefangen, ungezwungen, ohne Angst und Anmaßung, nichts Erlerntes, nichts Geborgtes, Alles lieb und leicht. Es wäre Schade, wenn Anlagen, wie diese, ungeübt, unentwickelt bleiben sollten." Unverzagt und mit unausgesetztem Ernst und Fleiß erkämpfte sich die jugendliche Darstellerin Schritt vor Schritt den Boden, auf dem sie ihre späteren Kränze gewann; und man wird die Schwierigkeiten, die ihr von einer Bethmann, Schröck und Maaß bereitet wurden, nicht unterschätzen wollen; zumal da sie in einen seltenen Verein von Künstlern erster Ordnung (Iffland, Beschort, Lemm, Rebenstein, Unzelmann) trat, vor ein Publikum, das, an die herrlichsten Kunsterscheinungen, an ein vorzügliches Zusammenspiel gewöhnt, mit Recht eine entscheidende Stimme in Sachen des Theatergeschmacks abzugeben vermochte. Gleich günstig fiel eine ihrer nächsten Partien, „Die Jungfrau von Orleans", eine Lieblingsrolle der Beck, aus, und die öffentliche Aufmerksamkeit wandte sich ihr von da ab mit immer theilnehmenderer Wärme zu. Nach Iffland's Hinscheiden (22. September 1814) berief der König den Grafen Brühl zum „General-Intendanten der königlichen Schauspiele", welcher der reizvollen Kunstjüngerin, besonders nach dem Tode der unvergeßlichen Bethmann (am 16. August 1815) und dem Abgange der Maaß einen stets sich erweiternden Wirkungskreis eröffnete. Unter Brühl wurden die Künstler Wolff, Ludwig Devrient und Weiß engagirt. Mit dem von der Hendel-Schütz gebildeten, vorzüglich im Lustspiel geschätzten Schauspieler Stich 1817 vermählt, dessen Einfluß auf die wachsende Vollendung ihrer Ausbildung unverkennbar gewesen, entfaltete sich der Genius der Künstlerin zu vollem Ruhmesglanz. Vermuthlich an den Folgen eines unseligen Verhängnisses (der junge Graf Blücher hatte ihm bei einem Streite einen Dolchstich versetzt) erlag 1824 ihr Gatte, und sie verehelichte sich einige Jahre darauf in zweiter Ehe, die noch jetzt besteht, mit dem ältesten Sohn des Banquiers Crelinger in Berlin. Zu einer ersten Stellung im Schauspiel emporstrebend, ermuthigt von den schmeichelhaftesten Gunstbezeugungen ihrer Vaterstadt, rang ihr rastloser Eifer und Ehrgeiz danach, auch im Auslande die Schwingen ihrer glühenden Phantasie, wie die Stärke ihres dramatischen Gestaltungsvermögens zu prüfen. Ihr demnächstiger Ausflug galt Paris, um die dortigen Theaterverhältnisse zur Bereicherung ihrer Anschauungen kennen zu lernen. Ueber die Mars und Talma äußerte sie sich zu jener Zeit in einem Briefe folgendermaßen: „Das Talent der Mars ist ganz französischer Natur, wogegen Talma's Darstellungen von einem Gemüth belebt werden, das ich deutsch nennen möchte, und das eben deßhalb auf eine seltsame Weise von dem Ausdruck der übrigen tragischen französischen Schauspieler abweicht." Die den Parisern von ihr gebotenen Scenen deutscher Schauspielkunst und declamatorischen Vorträge erhielten allgemein die ehrendste Auszeichnung. Hierauf begannen ihre Kunstreisen an alle hervorragenden Bühnen Deutschlands bis nach St. Petersburg und bildeten einen ununterbrochenen Triumphzug. Höchst bedeutsam darf man ihr Auftreten in Wien nennen, wo sie sogar einer Sophie Müller gegenüber ihre Künstlerschaft aufrecht zu halten wußte. Im Jahre 1828 legte Graf Brühl, hauptsächlich wegen seiner Mißverhältnisse mit Spontini, sein Amt nieder, das nunmehr der kunstliebende Graf Redern antrat, dessen Engagements (Seydelmann, Rott, Grua, Charlotte von Hagn, Fournier) auch die Crelinger zu erneutem Schwung

anfeuerten. Ein Ringkampf herrlichsten Kunsteifers fand zwischen der großen Schröder und unserer Künstlerin bei einem im November 1833 in München erfolgten Gastspiele in Schiller's „Maria Stuart" und in Raupach's „Nibelungenhort" statt, wo jene die Elisabeth und Brunhild, diese die Maria und Chriemhild, von Eßlair noch als Attila unterstützt, darstellten. — Im Jahre 1834 führte Auguste Crelinger ihre beiden, von ihr selbst ausgebildeten Töchter, Bertha (welche längst von der Bühne geschieden und an Dr. Miehe nach Hamburg verheirathet ist) und Clara Stich (früher im naiven Fach vortrefflich, jetzt als verehelichte Liedtcke ausgezeichnet in graziösen Mütterrollen) auf dem alten Königstädtischen Theater dem Publikum vor; beide erhielten nachher eine Anstellung bei der königlichen Bühne. Diese beiden Töchter waren ihre besten Schülerinnen; die übrigen von ihr gebildeten und von uns gesehenen hatten nur die Schwächen ihrer Redemanier, nicht das Gute der Künstlerin gelernt. Am 1. Juni 1842 ward Herr von Küstner zum General-Intendanten ernannt, den am 1. Juni 1851 Kammerherr von Hülsen ablöste. Unter drei Königen und fünf auf einander folgenden Theaterverwaltungen hat Auguste Crelinger es verstanden, nicht allein ihre schwierige hohe Stellung zu behaupten, sondern auch fünfzig Jahre hindurch als eine immer interessante Kunsterscheinung Bewunderung zu erringen.

Am 4. Mai 1862, dem eigentlichen Jahrestage ihres Künstler-Jubiläums, verlieh ihr der König die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft; die Königin hatte ihr schon einige Tage vorher eine, mit einem prachtvollen Amethyst geschmückte güldene Armspange, worauf das 1817 abgebrannte und das 1820 von Schinkel neu erbaute Schauspielhaus ciselirt war, gesandt. Ihre Collegen überreichten ihr eine kunstvoll ausgeführte Adresse und viele ihrer Verehrer und Freunde auf das Fest bezügliche, oft sehr kostbare Angebinde. Auch von auswärts liefen fortwährend Glückwünsche und Depeschen ein. Um 3 Uhr Nachmittags hatte sich in den Räumen des Concertsaales im Schauspielhause eine glänzende Versammlung von Notabilitäten der Wissenschaft und Kunst, Verehrer, Verehrerinnen, Collegen und Freunde, eingefunden, um den Jubeltag der Künstlerin, in Erinnerung an die vielen von ihr gespendeten Kunstgenüsse, würdig zu begehen. Rechts vom Eingang, inmitten der Wand, war lorbeerbekränzt die Büste der Jubilarin aufgestellt, ihr zu beiden Seiten das Königspaar. Etwas tiefer und von lebendigem Grün umflossen, erblickte man Shakspere, Lessing, Schiller, Goethe und Iffland. Diesem geschmackvoll errichteten Tableau gegenüber stand auf einer längs der Wand hinlaufenden Erhöhung der Ehrensessel der Jubilarin, deren zahlreich aus der Ferne hergekommenen Enkel an der für sie bereiteten Tafel in einer der Fensternischen Platz genommen hatten. Mit den rauschenden Klängen des Mendelssohn'schen Marsches aus dem Sommernachtstraum und indem sich der ganze Kreis erhob, trat Auguste Crelinger, geführt von Herrn Hendrichs, ein, zwischen dem Grafen Redern und dem Generalintendanten von Hülsen sich niederlassend. Vor dem oben beschriebenen Bilde, der Haupttafel gegenüber, saß das Festcomité: A. Gern, F. Grua, H. Hendrichs. Herr Grua als Festordner ergriff nun das Wort, indem er das seltene Glück solcher Feier hervorhob, das beim königlichen Schauspiel nur die Schröck und der noch rüstige Veteran, der „junge" Gern, erlebt hätten. Gesang und Reden wechselten ab. Herr von Hülsen brachte das Wohl der Jubilarin aus, indem er ihr wahres Künstlerthum der heutigen Reclame und dem Virtuosenthume, das nur den Säckel füllen wolle, gegenüberstellte. Auf das stürmische Hoch der Versammlung erhob sich Auguste Crelinger und sprach mit tiefer Bewegung: „Wenn ich es unternehme, jetzt das Wort zu ergreifen, so geschieht es, um dem Gefühle meiner tiefsten Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen. Zunächst wendet sich mein Blick auf das erhabene Königspaar, dessen Huld und Gnade mein höchstes Glück war. Dann ein Wort des herzlichsten Dankes meinem hochverehrten Chef, der ohne das geringste Hinzuthun meinerseits mir diesen ehrenvollen Tag bereitet hat. Und Ihnen, meine verehrten Collegen, wie kann ich Ihnen genugsam danken für das Fest, welches Sie so glanzvoll veranstaltet haben? Wenn ich dem Gedanken Raum geben darf, daß die mir heut erwiesene Ehre nicht allein der Künstlerin, sondern auch der „Frau" gelten kann, dann kann ich Ihnen nur meinen innigen unaussprechlichen Dank sagen, der nie in meinem Innern enden wird." — Ein glücklicher Gedanke war es, daß nach diesen Worten die recht sauber ausgeführte Photographie der Jubilarin (aus dem Atelier von Heinrich Graf) zum Andenken an diese frohe Stunde Jedem eingehändigt ward.

* Zur Mozart-Literatur.

Vor einiger Zeit wurde mitgetheilt, daß ein chronologisch-thematisches Verzeichniß der sämmtlichen Werke Mozarts, herausgegeben von Dr. Ludwig Ritter von Köchel in Salzburg, im Druck erschienen sei. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) — Das Werk ist mit einem Fleiße, der kaum seines gleichen hat, gearbeitet und verdient den herzlichsten Dank der ganzen musikalischen Welt. Indem wir uns anschicken, dem Herrn Verfasser diesen Dank unsererseits abzustatten, finden wir in den Wiener „Recensionen" das ausgesprochen, was wir zu sagen gedachten. Wir eignen uns daher jenen Artikel an: Dr. Ludwig Ritter von Köchel hat sich der Mühe unterzogen, ein chronologisch-thematisches Verzeichniß der sämmtlichen Tonwerke Mozarts zusammenzustellen. Verzeichnisse dieser Art, wie wir ähnliche bekanntlich bereits von den Werken Beethovens, Mendelssohns, Schumanns, Chopins u. v. a. besitzen, gewähren erstlich einen interessanten Ueberblick über die Gesammtthätigkeit eines Autors, über das ganze, von ihm bebaute im vorliegenden Falle so unermeßlich reiche, Gebiet und müssen dann allen denjenigen sehr willkommen sein, welche einen Autor, den sie hochschätzen, gerne vollständig kennen lernen, ihm nicht nur auf den Hauptstraßen, die er gewandelt, sondern auch auf den Seitenpfaden, die er eingeschlagen, zu folgen lieben; diesen Drang zu befriedigen, dazu dienen solche Verzeichnisse als sichere Wegweiser, deren Bedürfniß um so größer ist, so lange von einem Autor, wie dies vorläufig bei Mozart der Fall, noch keine Gesammtausgabe seiner Werke existirt. Diesem Bedürfniß hat nun Herr von Köchel auf das Gründlichste abgeholfen und damit zugleich, wie er diese Nebenabsicht auch selbst in seinem Vorworte ausspricht, einer künftig zu erhoffenden Gesammtausgabe vorgearbeitet. Um wie viel schwieriger die Aufgabe war, welche Herr von Köchel zu lösen hatte, als diejenige, welche z. B. den Verfassern der Kataloge von Beethovens und Mendelssohns Werken gestellt ward, liegt auf der Hand, denn nicht nur allein die Vollständigkeit der in Druck erschienenen Werke Mozarts zu eruiren hält sehr schwer, was bei Beethoven und Mendelssohn fast gar keinen Schwierigkeiten unterlag, sondern es hatte der Verfasser des vorliegenden Buches zugleich den Plan gefaßt, in sein Verzeichniß auch sämmtliche nie im Stiche erschienenen Compositionen Mozarts, von denen man nur irgend Kunde besitzt, aufzunehmen, er hatte daher ein überschwänglich reiches und unendlich weit verstreutes Material zu sammeln. Wie der Verfasser uns in seinem Vorworte mittheilt, so fand er die ansehnlichste Unterstützung hierin durch Herrn Professor Otto Jahn in Bonn,

der selbst schon eine ähnliche Arbeit als Ergänzung seines großen Werkes begonnen hatte, als welche nun dieses Buch zu betrachten ist, sodann durch die Herren Gebrüder André in Frankfurt a. M.

Der flüchtigste Anblick dieses, nahe an 600 Seiten füllenden Buches bezeugt, welch einen unsäglichen Aufwand von Mühe und Fleiß der Verfasser daran setzen mußte, um es in der Gestalt fertig bringen, in welcher es jetzt der Literatur angehört. Ebenso steht dieses Werk nun als der eindringlichste, beredteste Zeuge von der staunenswürdigen Produktivität Mozarts vor uns, indem es uns ein Register von 626 vollständig vollendeten Werken vor Augen stellt; dazu kommen noch gegen 200 unvollendete und gegen 50, von welchen es unentschieden ist, ob sie nicht auch ihm zuzuschreiben sind. Nun ist freilich zu sagen, daß diese Produktivität Mozarts bei alledem nicht so schwer wiegt, wie jene Beethovens, die jenen 6 bis 800 Werken kaum 200 entgegenzustellen hat, der aber fast mit jedem Werke eine völlig neue Schöpfung hinstellte, während Mozart sich in seinen Instrumental-Compositionen unzählige Mal selbst copirte. Aber wenn wir auch nur 100 Mozartsche Werke als eigentliche Kernwerke gelten lassen wollten, so bliebe auch eine solche Fülle bei der so kurzen Lebensdauer des großen Meisters noch immer im höchsten Grade bewundernswerth.

Die 626 vollständigen Compositionen nun, deren thematisches und chronologisch geordnetes Verzeichniß uns der Verfasser mittheilt, umfassen: 20 Messen und Requiems, 48 kleinere kirchliche Compositionen, 17 Orgelsonaten, 10 Cantaten mit Orchesterbegleitung, 23 Opern, „theatralische Serenaden“ u. dgl., 66 kleinere Gesangstücke mit Orchesterbegleitung, 41 Lieder mit Clavierbegleitung, 23 Kanons für mehrere Singstimmen, 22 Claviersonaten und Fantasien, 16 Hefte Variationen und 23 kleinere Stücke für Clavier, 11 Sonaten für zwei Claviere und zu vier Händen, 45 Sonaten und Variationenhefte für Clavier und Violine, 11 Clavier-Trios, Quartette und Quintette, 47 Duos, Trios, Quartette und Quintette für Streich- und Blasinstrumente, 49 Sinfonien, 33 Hefte Divertimente, Serenaden und „Cassationen“, 27 kleinere Orchesterstücke, 39 Hefte Tänze für Orchester, endlich 55 Concerte. Wollte man auch nur die Zeit in Anschlag bringen, welche dazu gehört, um eine solche fabelhafte Zahl von Werken niederzuschreiben, so müßte schon diese Thätigkeit, rein nur als solche, als Lebensenergie wunderbar erscheinen.

Die allererste Composition, welche in diesem Verzeichniß erscheint, ist ein Menuett für Clavier, welchen Mozart in seinem fünften Jahre componirte, als die erste im Druck erschienene Composition aber figuriren die bekannten zwei der Prinzessin Victoire von Frankreich gewidmeten Sonaten für Clavier und Violine, welche während Mozarts Anwesenheit in Paris in seinem siebenten Jahre gestochen wurden. Sonst ist bei weitem größere Mehrzahl der ersten ungefähr 170 hier verzeichneten, bis zu seinem sechszehnten Jahre componirten Stücke, mit Ausnahme jener für's Clavier, noch niemals im Stich erschienen, und wir müssen freilich hinzusetzen, daß sie lieber auch bei einer künftigen Gesammtausgabe ungestochen bleiben mögen. Bei jedem dieser Stücke bemerkt der Herausgeber das Datum, in wessen Händen sich, wenn es bekannt ist, das Autograf befindet, und in welchem Verlag es, wenn überhaupt, erschienen ist; in einer Anmerkung werden weiterhin noch mancherlei Notizen über dieselben mitgetheilt, z. B. Urtheile von Jahn u. a. m. In einer dieser Anmerkungen erzählt uns unter anderem der Herausgeber: Mozart hätte oft Compositionen, die er seiner Frau zu widmen gedachte, mit den zärtlichsten Unterschriften versehen, dieselben hätten aber fast immer das Schicksal gehabt, unvollendet zu bleiben.

Ein Ueberblick über die sämmtlichen von Mozart componirten Opern und Singspiele wird vielleicht auch den Lesern d. Bl. willkommen sein. Es sind die folgenden: 1) „Das fürnehmste Gebot“, geistliches Singspiel in drei Theilen*). (März 1766). 2) „Apollo et Hyacinthus“, lateinische Komödie (Mai 1767). 3) „Bastien und Bastienne“, deutsche Operette in einem Akt (1768). 4) „La finta semplice“, opera buffa in drei Akten (1768). 5) „Mitridate, rè di Ponto“, Oper in drei Akten (December 1770). 6) „Ascanio in Alba“, theatralische Serenade in zwei Akten (September 1771). 7) „Il Sagro di Scipione“, dramatische Serenade in einem Akt (März 1772). 8) „Lucio Silla“, dramma per musica in drei Akten (December 1772). 9) „La finta Giardiniera“ opera buffa in drei Akten (1774). 10) „Il Rè pastore“, dramatische Cantate in zwei Akten (1775). 11) „Zaïde“, Oper in zwei Akten (1780). 12) Chöre und Zwischenspiele zu dem heroischen Drama: „Thamos, König in Egypten“, von Freiherr von Gebler (1780). 13) „Idomeneo, ré di Creta“, opera seria in drei Akten (1781). 14) Balletmusik zu „Idomeneo“. 15) „Die Entführung aus dem Serail“, komisches Singspiel in drei Akten (1782). 16) „L'oca del Cairo“ (die Gans von Kairo), opera buffa in zwei Akten (1783). 17) „Lo sposo deluso“, opera buffa in zwei Akten (1783). 18) „Der Schauspieldirector“, Komödie mit Musik in einem Akt (1786). 19) „Le nozze di Figaro“, opera buffa in vier Akten (1786). 20) „Don Giovanni“, opera buffa in zwei Akten (1787). 21) „Cosi fan tutte“, opera buffa in zwei Akten (1790). 22) „Die Zauberflöte“, deutsche Oper in zwei Akten (1791). 23) „La Clemenza di Tito“, opera seria in zwei Akten (September (1791).

Unter den im Anhange dieses Verzeichnisses angeführten unvollständigen Compositionen Mozarts befinden sich: 12 Messen und andere Kirchencompositionen, 39 Sonaten, Duo, Trio, Concerte für Clavier, 24 Trio, Quartette, Quintetten für Streichinstrumente, 10 Sinfonien und Sinfoniestücke. Dem Verzeichnisse über die vollständigen, unvollständigen und zweifelhaften, dann über einige verloren gegangene, übertragene und offenbar unterschobene Compositionen ist endlich noch ein Register der Namen und Sachen und ein Register der Gesangstexte beigegeben.

*) Von welchen jedoch nur der erste Theil von Mozart componirt ist, wie denn der Verfasser in seinem Vorworte bemerkt, daß er sich erlaubt habe, den Begriff der Vollständigkeit in einem weiteren Sinne zu fassen, so daß er auch Nummern in diese Kategorie aufnahm, die aus mehreren Sätzen zu bestehen pflegen, von welchen jedoch nicht alle von Mozart componirt vorliegen.

---

* Ein neues Werk von Klaus Groth.

Als Groth zuerst mit seinem „Quickborn“ hervortrat, erregte er in Norddeutschland großes Aufsehen; von hoher und höchster Seite ward ihm Anerkennung zu Theil, Inland und Ausland wetteiferten ihm Beifall zu zollen, obgleich die plattdeutsche Gedichtsammlung in Süddeutschland gänzlich unbekannt geblieben zu sein scheint. Im Norden wenigstens aber war „Quickborn“ Modesache geworden, und selbst jetzt, wo die Zeit der Schwärmerei vorüber, ist und bleibt es ein liebes, herzerquickendes Buch. Die „Hundert Blätter“, Paralipomene zum Quickborn, hochdeutsche Gedichte, welche Groth demnächst veröffentlichte, vermochten nicht gleiche Gunst zu erringen und sind wenig bekannt geworden. Vielleicht bewog dies den Dichter dazu, seine „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ zu schreiben, worin er für die plattdeutschen Sprachen eine Lanze einlegt, aber in etwas ungeschickter Weise seine Sache verficht, so daß er sich mehr schadete als nützte. Seit dieser Zeit blieb Groth auf dem Felde, wo er zuerst Lorbern pflückte. Es erschienen einige Bändchen „Vertelln“, Erzählungen, denen aber zum Theil Handlung und dramatisches Leben abgehen. Nach längerem Schweigen tritt der Verfasser jetzt hervor mit einem neuen poetischen Werkchen: Rothgeter Meister Lamp un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht von Klaus Groth. Hamburg, Perthes-Besser & Mauke. 1862. Es läßt sich nicht läugnen, daß für die Schilderung idyllischen Stilllebens der Ton manchmal glücklich getroffen ist, und daß das Gedicht gelungene Momente enthält, doch glauben wir prophezeihen zu dürfen, daß es nicht allzuviel Erfolg haben werde, denn einmal ist die Einleitung gar zu weit ausgesponnen, ferner aber die Form nicht glücklich gehandhabt. Selbst Schillers und Goethes Hexameter sind getadelt worden, und Roderich Benedix in seinem „Wesen des deutschen Rhythmus“ weis't nach, daß gar des strengen Platen Verse in diesem Metrum oftmals viel zu wünschen lassen. Man braucht aber auch gar nicht den Benedix'schen Standpunct anzunehmen, der überhaupt die griechischen Maße in der deutschen Dichtkunst als unnatürlich verwirft, um zu erkennen, daß der Hexameter des „Rothgeter“ mit dem griechischen ebenso wenig gemein hat, wie eine ditmarsische Bauernschönheit mit der königlichen Tochter des Alkinoos.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 30. Bremen, 27. Juli. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Literaturbriefe aus München.

Von Friedrich Bodenstedt.

Der selige Neander in Berlin erzählte gern unter vier bis sechs Augen eine Anekdote aus den Tagen Hegel's von drei Studenten, welche eifrig darüber stritten: ob wohl nach Hegel noch ein Genie möglich sei oder nicht. Nachdem sie, soweit ihr Horizont reichte, alle Gründe für und wider erschöpft hatten, kamen sie endlich einstimmig zu dem Schlusse: es sei kein Genie mehr möglich, und wäre es möglich, so würde es überflüssig sein, da die Philosophie durch Hegel ihren Höhenpunkt erreicht und alle Räthsel der Welt gelöst habe, wonach denn die absolute Wahrheit offen am Tage liege für Jeden, der sie zu fassen vermöge. Der würdige alte Herr konnte, wenn er diese Anekdote erzählte, sich eines feinen Anflugs von Lächeln nicht erwehren. Die drei Studenten leben noch, philosophiren munter darauf los und sind mit lobenswerther Consequenz ihrer jugendlichen Einsicht treu geblieben; sogar in Bezug auf sich selbst haben sie dem Verdacht, Genies zu sein, immer glücklich vorzubeugen gewußt.

Philosophie und Poesie pflegen bei uns Hand in Hand zu gehen, wie denn die Zeit Kant's, des größten deutschen Philosophen, auch die Blüthezeit der größten deutschen Dichter war. Dem nachwachsenden Geschlecht hat bekanntlich Gervinus das Dichten ganz untersagt, da unsere Zeit der Thaten bedürfe und nicht neuer Verse. Der Abschluß seiner Geschichte unserer Nationalliteratur soll auf lange hinaus auch der Abschluß unserer poetischen Thätigkeit sein; wir sollen handeln statt zu dichten. Gewissermaßen fällt also das Urtheil unseres berühmtesten Literaturhistorikers mit der Ansicht obiger drei Studenten zusammen, denn wofern er der deutschen Muse des neunzehnten Jahrhunderts auch nur einiges Genie zutraute, würde er ihr sicher nicht den Mund verstopfen wollen. Nun hat aber glücklicherweise diese wackere Muse — wie alle Göttinnen und Frauen — ihr Köpfchen für sich und läßt sich von einem gestrengen Herrn Professor weder zum Reden noch zum Schweigen bewegen oder gar zwingen; sie redet, wann sie will, und schweigt, wann sie will, denn sie ist eine Herrin, die zu befehlen, nicht aber eine Magd, die zu gehorchen hat.

Es würde zwar Thorheit sein, zu behaupten, daß die deutsche Muse im letztverflossenen halben Jahrhundert uns so werthvolle und große Gaben geboten hätte als in demjenigen, welches diesem vorherging; allein noch viel thörichter ist die Behauptung, es sei überhaupt seit jener glorreichen Zeit nichts von bleibendem Werthe geschaffen worden. Auch reden so nur Leute, welche selbst nie die geringste Gunst der Muse erfahren haben und denen nichts von alledem zu Theil ward, was nöthig ist, um ein Kunstwerk verständnißinnig zu beurtheilen, wodurch sich inzwischen keiner von ihnen abhalten läßt, als kritischer Rhadamanthus über die Erzeugnisse der Kunst zu Gericht zu sitzen. Sie lassen höchstens ein paar gute Freunde gelten, welche durch biderbe Gesinnungen oder durch blendende Aeußerlichkeiten oder durch Zustimmung bei der Verurtheilung der Andern ihre Gunst gewonnen haben. Wenn ich hier des Unrechts erwähne, dessen unsere kritischen Plattköpfe an manchem ernst strebenden Talente sich schuldig machen, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß ich Alles lobenswerth finde, was unser poetischer Büchermarkt zu Tage fördert. Im Gegentheil! Unter den hundert Gedichtsammlungen, welche alljährlich erscheinen, finde ich durchschnittlich kaum drei, die höheren Anforderungen entsprechen und Bürgschaften der Fortdauer in sich tragen. Allein ich frage: auf welchem Gebiete menschlichen Wissens und Könnens ist es anders? Kommen die Eintagsfliegen nur unter den Poeten vor? Der epochemachenden Werke giebt es überall nur wenige, in der Wissenschaft wie in der Kunst. Oder sind etwa die Literaturgeschichten und langathmigen kritischen Abhandlungen, wie jeder Tag sie bringt, Musterstücke deutscher Prosa? Abgesehen von den wenigen besseren Werken, deren Verfasser, weil sie selber Poeten sind, wie Robert Prutz, Hermann Kurtz u. A., Auge und Ohr für harmonische Satzbildung und rhythmischen Wohllaut haben, wage ich das Gegentheil zu behaupten. Ich wage zu behaupten, daß gerade die Schriften derjenigen unserer modernen Literaturhistoriker, welche am rücksichtslosesten darauf losurtheilen und deßhalb den größten Anhang unter den Philistern gefunden haben, nach dem Maßstabe gemessen, den jedes Werk in sich trägt, in jeder Hinsicht tief unter den poetischen Werken stehen, gegen welche ihre Begriffe gerichtet sind.

Die wenigsten dieser kritisirenden Herren scheinen auch eine Ahnung davon zu haben, daß die Prosa ihre rhythmischen Gesetze hat wie die Poesie; Gesetze, welche nach klassischen Mustern fleißig zu studiren, Pflicht und Schuldigkeit jedes gewissenhaften Schriftstellers ist, der da weiß, daß der wundervolle Zusammenklang des Inhalts und Ausdrucks, sowie die Leichtigkeit und Freiheit, welche uns in den Werken großer Meister entzückt, nicht bloß ein glücklicher Wurf des Zufalls, nicht bloß die Wirkung einer begün-

stigten Natur, sondern zugleich das Ergebniß des mühsamsten Fleißes ist. Solchen Fleiß muß selbst der Begabteste anwenden, um die freiere Musik des prosaischen Numerus in den mannichfaltigsten Arten des Stils üben zu lernen und jeden Vortrag mit dem Maße von Schönheit auszustatten, welchen er fordert und verträgt. Unsere Wieland, Lessing, Herder, Goethe, Schiller u. A. haben das wohl gewußt und geübt, aber für unsere literarischen Keulenschwinger sind solche Beispiele natürlich nicht vorhanden. Wenn das kommende Jahrhundert Zeit und Lust hat, sich mit den Poeten der Gegenwart und ihren Verurtheilern zu beschäftigen, so wird es jedenfalls finden, daß diese viel weiter hinter unsern klassischen Mustern zurückgeblieben sind als jene.

Zu den begabtesten unter unsern jüngern Poeten gehört unzweifelhaft Julius Grosse, der in weiteren Kreisen noch nicht die verdiente Beachtung gefunden hat, weßhalb diese Zeilen bezwecken, nachdrücklich auf seine Bedeutung hinzuweisen. Wenn ich an W. Hertz die Frische und Unmittelbarkeit seiner Auffassung und Darstellung rühmte, so muß ich als Grosse's Eigenthümlichkeit den überraschenden Reichthum seiner Phantasie, das Tiefe und Sinnige seiner ganzen Natur hervorheben. Daraus erklären sich seine Vorzüge wie seine Fehler, welche letzteren mit jedem neuen Werke mehr und mehr verschwinden werden, weil sie nicht dem Mangel an poetischem Vermögen entspringen, sondern vielmehr in dem Umstande ihren Grund haben, daß er des Guten oft zu viel thut, noch nicht haushälterisch genug mit seinen Gaben umzugehen weiß und blumige Umwege liebt, um an's Ziel zu gelangen. Sein Entwicklungsgang wird ein Läuterungsprozeß sein, seine Sonne ist noch im Aufsteigen und wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, das Gewölk, welches sie noch hie und da verdunkelt, bald siegreich überwinden.

Grosse hat sich bereits auf den mannichfaltigsten Gebieten der Kunst versucht, im Drama, im Epos, im Liede und in der Novelle. Seine in München aufgeführte Tragödie „Die Ynglinger“ (nach einem nordischen Sagenstoff bearbeitet) hat sich zwar nicht auf dem Repertoire erhalten — wie sich ja heutzutage selten ein wirklich poetisches Stück auf der Bühne erhält — aber jedem Zuschauer Respect vor dem Talent des Dichters eingeflößt. Er trat zuerst auf mit einer Sammlung Gedichte, (Göttingen, bei G. Wigand, 1857), in welchen sich überall eine ungewöhnliche Begabung offenbart, aber noch eine Unruhe des Geistes herrscht, die den Dichter nicht überall zu völliger Klarheit des Ausdrucks kommen ließ. Besonders um die ersten Abtheilungen: „Tristan, der Page“ und „Sommerfäden“, welche der frühesten Periode angehören, schwebt noch viel romantischer Nebel, aus welchem jedoch manche farbenglühende Gesangesblume aufsteigt. Ich führe nur ein Beispiel an, wobei zu bemerken, daß das hier folgende Lied aus seinem Zusammenhange gerissen, nicht die volle Wirkung üben kann wie in dem Kranze, zu welchem es gehört:

In der Kapelle war's. Beim Kerzenschein
Die Messe klang. Die Fenster aus und ein
Um hohe Säulen Schwalben zwitschernd flogen.
Zwar sprach mein Mund zu dir den Liebesschwur
Beklommen nur — doch in die Zukunft zogen
Beflügelte Gedanken ihre Spur.

Hinaus dann traten wir. Fern über'n See
Das Kirchlein blitzte und der Alpenschnee
Noch lang uns nach in leichtbewegten Wellen.
Erlöst war, was das Herz am liebsten denkt,
Vernommen hattest du's. Nach zitternd hellen
Lichtblicken war dein Auge still gesenkt.

Die Rose, die ich Morgens dir gepflückt,
Ruht' über Tag an deiner Brust beglückt.
Als sie am Abend welk sank in die Fluthen,
Da blühten deine Lippen auf, die lang
Im Sternenglanze auf den meinen ruhten —
Der stille Mond ging leuchtend seinen Gang.

In allen Abtheilungen des Buchs finden sich Gedichte von eigenthümlicher Schönheit; den bedeutendsten Eindruck hat mir jedoch die Abtheilung gemacht, welche den Titel trägt: „Reliefs. Italienische Charaktere und Figuren.“ Leider sind die besten der darin enthaltenen Bilder, — welche in schlagender Weise, bald ernst, bald humoristisch, auf dem Grunde der alten römischen Größe und Herrlichkeit die heutigen Zustände und Charaktere malen — zu lang, um ein Beispiel davon hier zu gestatten, weßhalb ich die Leser auf das Buch selbst verweise.

Das hervorragendste von Allem was Grosse bisher geschaffen, scheinen mir seine „Epischen Dichtungen“, (München, 1861, Fleischmann's Buchhandlung [A. Rohsold], zu sein *), unter welchen wiederum „Das Mädchen von Capri“ den ersten Rang einnimmt. Dieses schöne Gedicht gehört überhaupt zu den besten epischen Erzeugnissen, welche unsere Literatur aufzuweisen hat. Möge sich Niemand durch den etwas seltsamen Eingang — ich meine damit nicht die einleitenden Worte des alten Kriegers, sondern die Schürzung des Knoten der eigentlichen Geschichte — abhalten lassen, das Ganze zu lesen, denn im Verlauf der Erzählung werden die Bedenken, welche zu Anfang in manchem Leser aufsteigen mögen, auf das Natürlichste und Anmuthigste gelöst. Die Hexameter, in welchen das Gedicht geschrieben ist, sind nicht alle tadellos, doch lesen sie sich flott weg, und man vergißt über den reichen poetischen Inhalt die kleinen metrischen Unebenheiten leicht. Die zweite Erzählung, „Farek Musa“, ist in leicht und wohltönend dahinfließenden vierfüßigen Trochäen geschrieben, ganz der zugleich sinnigen und graziösen Fabel angemessen, deren Held ein junger, mit allen Glücksgütern gesegneter Morgenländer ist, welcher die Liebe einer schönen, hohen Jungfrau verschmäht, wo er nur die Hand auszustrecken braucht, um sie zu gewinnen, während er später, wo ihr weiblicher Stolz sich gegen ihn kehrt, all sein Hab' und Gut aufopfert und eine lange Reihe schwerer Kämpfe und Prüfungen zu bestehen hat, um die holdselige Tantura sich wieder günstig zu stimmen, durch deren Besitz er dann, geläutert und erprobt, innerlich so glücklich wird, wie er es vordem nur äußerlich gewesen. Die dritte Erzählung, „Der graue Zelter“, in paarweis gereimten fünffüßigen Jamben geschrieben, spielt in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, ist reich an prächtigen Schilderungen und tiefsinnigen Betrachtungen; doch scheint mir Grosse darin nicht ganz den glücklichen epischen Ton getroffen zu haben, der die beiden oben erwähnten Dichtungen auszeichnet. Allein wo im Ganzen des Schönen so viel geboten ist wie in diesem Buche, kann man einige kleine Unebenheiten schon mit in den Kauf nehmen, und so mögen die „epischen Erzählungen“ von Grosse den Lesern des „Sonntagsblattes“ dringend empfohlen sein. Auf seine Novellen, wovon bis jetzt ein Band erschienen ist, werde ich nach dem Erscheinen des zweiten Bandes in einem besonderen Briefe zurückkommen.

Erlauben Sie mir zum Schluß meines heutigen Briefes noch ein paar Worte über ein Buch zu sagen, welches nicht eigentlich in's Bereich der Poesie gehört, dem man es aber doch gleich anmerkt, daß es von einem Poeten geschrieben ist; ich meine C. Boner's „Thiere des Waldes“, (Leipzig, Weber, 1862). Der Verfasser, ein seit langen Jahren im Süden Deutschlands heimischer und mit deutscher Sprache, Literatur und Sitte innig vertrauter Engländer, der sich durch seine lebensvollen Skizzen und

*) Diese wie die oben erwähnte Sammlung haben auch beide bereits früher im Sonntagsblatte die verdiente Anerkennung gefunden.

Lieder aus unsern Alpen (wovon Franz von Kobell eine Auswahl in's Deutsche übertragen) in England längst einen rühmlichen Namen gemacht (besonders durch sein vielgelesenes „Chamois-Hunting in the Mountains of Bavaria"), hat sein neuestes Werk zugleich in englischer und deutscher Sprache erscheinen lassen und dasselbe seinem vieljährigen Jagdgenossen und Gönner, dem Herzog Ernst von Koburg, gewidmet. Der Verfasser schildert nur diejenigen Thiere, welche er als leidenschaftlicher Jäger und Freund der Natur in allen ihren Eigenthümlichkeiten genau zu beobachten Gelegenheit fand. Daß er dabei frühere Werke nicht unberücksichtigt ließ und auch bei anderen Jagdfreunden Belehrung suchte, versteht sich von selbst. So hat er z. B. — nach eigenem Geständniß — das Beste von dem, was er in dem interessanten Kapitel über den Adler Neues mittheilt, dem Grafen von Arco zu verdanken, dem kühnsten und glücklichsten Adlerjäger in Bayern und vielleicht in ganz Europa, denn er hat nicht weniger als zehn Adler erlegt und zu wiederholten Malen mit Lebensgefahr und einer Kühnheit, die an Tollkühnheit grenzt, den jungen Adler lebendig aus dem Horste geholt, nachdem er die alten getödtet. Die Schilderung eines dieser Abenteuer nach dem Tagebuche des Grafen bildet eine der interessantesten Partien des Buches; leider ist sie zu lang, um hier mitgetheilt zu werden. Dagegen mögen ein paar Sätze aus dem Eingange des Kapitels über den Adler hier Platz finden, um eine Probe von des Verfassers Darstellungsweise zu geben.

„Auf fünfzigtausend Jäger kommt kaum Einer, der sich rühmen kann, einen Adler erlegt zu haben." So schreibt Christopher North in seinen „Erholungen" (Recreations), und er hat Recht in seiner Behauptung. Denn es erscheint geradezu unmöglich, daß ein solches Jagdereigniß oft vorkommen könne. Der wahrhaft königliche Vogel, Jovis Adler, der Beherrscher der Lüfte, ist nicht zu tödten wie das gemeine Geflügel, denn selten nur zeigt er sich dem Auge anders als tausende von Fuß über der Erde schwebend. Seine Schwingen tragen ihn zu einer Höhe, die kein anderes lebendes Wesen erreicht; zwischen ihm und der Sonne ist nur Raum und Aether. Da wiegt er sich ruhig auf seinen mächtigen Flügeln im verklärenden Glanze der Sonne. Und aus so schwindelnder Höhe in der Region ungestörter Einsamkeit schaut er herab auf die Welt. Sein scharfes Gesicht dringt selbst bis zu uns; mit einer fast widernatürlichen Sehkraft unterscheidet er die Bewegungen aller Geschöpfe auf Erden. Gleich dem Seher oder Propheten, dessen geistiges Auge die Zukunft durchdringt und erblickt, was dem gemeinen Sterblichen verborgen bleibt, scheint er ein Auge zu haben, an durchdringender Schärfe und Tragweite dem Sehvermögen aller andern erdgeborenen Geschöpfe weit überlegen. Darum ist es kein Wunder, daß man ihn im Alterthum zum Begleiter des höchsten Gottes machte, der auf Wolken thronte und zu dessen Füßen der Donner rollte; ja, es ist eher verwundersam, daß man ihn nicht selbst zum Gott machte: so olympisch ist seine Macht, so durchdringend sein Gesicht, so gottgleich die stolze Kühnheit seines himmelan strebenden Fluges. Welche Lufterschütterung erzeugen seine Schwingen, wenn er, über euere Häupter weg, niederfährt, während ihr den Gipfel des Berges erklimmt! Und wie majestätisch schwebt er empor, höher und immer höher, nicht eher ausruhend in seinem Aufschwung, bis er eine Höhe erreicht hat, die ihn unsern Blicken als einen Fleck an einer luftigen Wolke erscheinen läßt. Jene Region scheint seine Heimath zu sein. Man hat den Goldadler häufig über den Gipfeln des Wetterhorns und Eigers schweben sehen, also über Bergen, wovon der eine 11,412 und der andere 12,240 Fuß mißt."

Nach solchen allgemeingehaltenen, poetischen Einleitungen giebt der Verfasser dann in's Einzelne gehende Schilderungen der verschiedenen Thiere, welche zudem in einer Reihe vortrefflicher Holzschnitte vorgeführt werden, doch müssen wir es bei dem Mitgetheilten hier bewenden lassen. Es genüge zu bemerken, daß sein Buch durchweg anregend, fesselnd und belehrend ist.

* Englische Dichtungen.

Uebertragen von Georg Pertz.

Carpe diem.

Da Graubärte lehren, daß Jugend vergeht,
Und Lust und Entzücken wie Mailuft verweht,
Sollen Lieder und Tänze und Mädchen und Wein
Von Sorgen uns heilen und schirmen vor Pein.
Fort mit Phrasen und Regeln hochweiser Moral,
Fort mit Zopf und Pedanten und Schulzwang einmal;
Genießt, weil es Lenz noch, bald liegt er verschneit,
Und hascht nach den flüchtigen Freuden der Zeit.

Wenn mit Blüthen der Mai uns nicht länger entzückt,
Wenn uns Sommer verrathen, und Herbst uns entrückt:
Dem Winter zum Trost bring' Erinnrung herbei
Die Wonnen von Herbstzeit und Sommer und Mai.
Und deckt uns're Schläfen einst silberner Schein,
Wird uns Lust noch der Traum uns'rer Jugend verleihn;
Drum genießt, weil es Lenz noch, bald liegt er verschneit,
Und hascht nach den flüchtigen Freuden der Zeit.

T. Toms.

Die Heil'gen preist mein früher Sang.

Die Heil'gen preist mein früher Sang,
Daß nun der Krieg beendet;
Maria preis' ich spät und lang,
Die heim mein Lieb gesendet.
Ja, Patrik kam nach manchem Jahr,
Von mir zu scheiden nimmer,
Und jeder Blick verräth mir klar:
Er liebt mich treu wie immer!

Des Abends sitzt er am Kamin
Und überschaut sein Stübchen,
Und Vaterstolz durchlodert ihn,
Späht er sein spielend Bübchen.
Nach mir selbst blickt er, wie er blickt'
In meinen Mädchentagen,
Eh' welk mein Reiz noch und geknickt
Von tausend Müh'n und Plagen.

„Mein Kind", er spricht, „du faßt es schier
Mit deinem weichen Herzen,
Was mich, seitdem ich schied von dir,
Gefoltert Angst und Schmerzen.
Und wenig ahnst du, wie mir froh
Das Herz pocht unterm Flause,
Find' ich mich Abends sitzend so
In meiner stillen Klause."

Ja — seine Wangen sind nun fahl,
Die vormals rosengleichen,
Und auf der Stirn ihm flammt ein Mal,
Des blut'gen Kampfes Zeichen.
Oft scheint im Schlaf geängstigt er
Dieweil ich lausch' mit Beben;
Aufstöhnt im Traum er tief und schwer
Wie ringend um sein Leben.

Doch beff're Zeiten nahen jetzt;
Sir Phelim — Gott vergelt's ihm —
Spricht, Patrik Toole mag ruh'n zuletzt,
Und Nichts mehr zauf' den Pelz ihm.
Er giebt ein Gut mit Torfgrund dran,
Er giebt die Pacht für immer, —
Und wolle Gott, daß Patrik dann
Sich placke nie und nimmer.

Drei schottische Lieder von Walter Scott.

1.
Das Blutbad von Glencoe.

O Harfner, sprich, was bebt dein Sang
Mit dumpfem, düsterm Trauerklang
Die Wildniß von Glencoe entlang,
Wo ihn belauschen mag kein Ohr?
Singst du den Nebeln auf der Flucht?
Dem Schwarzwild, äugelnd von der Bucht?
Singst du dem Aar, der aus der Schlucht
Zu deinem Tonspiel kreischt den Chor?

„Nicht ihnen — fern ja von Gefahr!
Ihr Berghaupt hat die Nebelschaar,
Der Hirsch die Schlucht, sein Nest der Aar,
Verstecke tiefer Sicherheit.
Doch sie, um die mein Lied wehklagt,
Hat nicht der Berg, wie öd' er ragt,
Nicht Wald, noch Schlucht, wo nie es tagt,
Geschirmt vor Falsch und Grausamkeit.

Verhüllt ihr friedlich Banner war,
Ihr Quersack stumm; es schwieg sogar
Der Hofhund, als zum Hausaltar
Der Fremdling schritt nach Gastesart.
Sein frohstes Stück der Pfeifer blies,
Ihr schmuckstes Band die Dirne wies,
Vom Spinnerad die Hausfrau ließ,
Daß sie des Gastrechts Sitte wahrt'.

Die Hand, die zugelangt beim Mahl,
Zog Mitternachts den Mörderstahl,
Und gab zum Lohne Todesqual
Dem Wirth für milde Gastlichkeit.
Der Heerd, der Tags gewärmt die Hand,
Bewehrte Nachts sie mit dem Brand,
Der, was in Haus und Hof er fand,
Der grausigen Vernichtung weiht'.

Da drang der Ton des Jammerschrei's
Umsonst zu Herzen kalt wie Eis;
Matrone, Jungfrau, Kind und Greis —
Nicht Eins entging der Schlächterei;
Der Wintersturm, der wild gebrüllt,
Das Schneekleid, das den Hügel hüllt',
Wie rauh und kalt auch, schien erfüllt
Von Milde wie Italiens Mai.

Mein bester Sang ist längst verhallt,
Der Saiten Rest tönt matt und kalt,
Erloschnen Blicks im Felsenspalt
Wehklag' ich einsam, früh und spat.
Wär' jedes graue Haar ein Strang,
Verwünschung sprühte jeder Klang,
Bis Schottland auferstünd' im Sang:
„Rache für Bluthat und Verrath!“

2.
Der Mönche Auszug vom Kloster Bangor *).

Als der Heiden Hörnerschall
Rings umdröhnte Chesters Wall,
Zog im feierlichen Chor
Nonn' und Mönch aus Bangors Thor;
Festlich schwoll der Hymne Sang,
Die durch Cestria's Thal sich schwang,
Ueber Waldstrom hin und See:
O miserere Domine!

Fürbaß zieht die Prozession,
Flammen jedes Kreuz umloh'n,
Und der Mutter Gottes Bild
Lächelt nieder friedlich mild
Auf der Pilger fromme Schaar,
Die dem Tod verfallen war;
Vorbestimmt war solches Weh,
O miserere Domine!

Volk, das Meß' und Psalm nur sang,
Hand, die nur das Rauchfaß schwang,
Traf die Streitaxt aus dem Nord,
Traf der Schlachtruf, schnaubend Mord.
Wehe Brockmaels schwacher Hand!
Wehe Olfrieds Schwert und Brand!
Weh' den Sachsenschlächtern, weh'!
O miserere Domine!

Wälzend sich im Blachgefild,
Jäh zerstampft von Rossen wild,
Wund vom Heidenschwert und Speer
Liegt der Mönche friedlich Heer,
Scheidend aus dem Erdenthal
Ohne Meß' und Abendmahl.
Für ihr Heil zum Himmel fleh',
Sing: miserere Domine!

Bangor! Ob des Mordes klag',
Oede lagst du manchen Tag;
Thurm und Hall' in Trümmern lang'
Mahnten an den Unheilsgang;
Kerzenglanz ist dir verwehrt,
Und zurück kein Priester kehrt.
Der Pilger seufzt und singt dir Weh,
O miserere Domine!

*) Als Ethelfried, oder Olfried, König von Northumberland, im Jahre 613 die Stadt Chester belagerte, und Brockmael, ein britischer Prinz, zu deren Entsatze heranrückte, zogen die Mönche des benachbarten Klosters Bangor, um für den Erfolg ihrer Landsleute zu beten, von dort in feierlicher Prozession aus. Nach einer vollständigen Niederlage der Briten aber ließ der heidnische Sieger die Mönche über die Klinge springen und zerstörte das Kloster. Die den folgenden Strophen untergelegte schottische Melodie heißt „der Mönche Ausmarsch“ und soll bei jener unheilvollen Prozession angestimmt worden sein.

3.
Das Banner von Buccleuch.

(Bei der Entfaltung des Banners gelegentlich eines großen Wettballspiels zu Carterhaugh.)

Von den Hügeln des Hochlands den Lärmruf verbreitend
Flammt hell unsre Loosung durch Gluthen und Dampf;
Und jeglicher Hirt, vom Gebirg niederschreitend
Eilt froh durch die Haide zu Wettspiel und Kampf.
Drum das Banner empor! Laßt den Wind es entfalten,
Ein Jahrtausend fast ragt es um Ettrik empor;
Im Spiel wie im Kampf laßt es aufrecht uns halten
Mit Hand und mit Herz, wie die Väter zuvor.

Als vom Süd der Erob'rer bedrängt uns're Marken,
Dich spähend kaum, stutzt' er und schwankte im Nu;
Denn dich schirmte die Blüthe der Gränzer, der starken,
Und der Stolz unsres Hochlands, der Stamm von Buccleuch.
Zum Fest hat ein Milchbart *) dich heute getragen,
Keine Stahlfaust umschloß dich vor feindlicher Wuth;
Doch eh' dich ein Finger zu rühren mag wagen,
Färbten Tausend von Wackern den Boden mit Blut.

Laßt heimischem Zwist heut' und Groll uns entsagen,
Als Brüder sich grüßen Car, Home und Douglas,
Und Elliot und Pringle sich hetzen und jagen
Im friedlichen Spiel, wie die Väter in Haß.
An's Werk denn, ihr Brüder! Und mag sich verfinstern
Die Luft, mag ein Unstern euch bringen zu Fall,
Traun Schlimmeres giebt's als ein Straucheln auf Ginstern,
Und Leben — was ist's, als ein Wettspiel auf Ball?

Und zum Schluß noch ein fröhlicher Trinkspruch erschalle
Dem Gast, der geweilt bis das Schauspiel verrann,
Und ein Hoch euch ihr lustigen Ritter vom Balle,
Der Schaar die verlor, wie der Schaar die gewann.
Schütz' Gott unser Hochland mit Weilern und Flecken,
Von der Halle des Pairs bis zum Hüttchen in Grau,
Und Hurrah für Buccleuch und sein Banner, ihr Recken,
Für König und Heimath, für Herzog und Gau!

*) Walter Scott, des Dichters ältester Sohn.

* Flüchtige Eindrücke aus Norwegen.

Von A. Seubert.

5. Das Guldbrandsdal.

In dem See hinter Mölmen, den wir nun entlang fuhren, liegt die Wasserscheide zwischen Rauma und Logen Elf oder zwischen dem Romsdal und dem Guldbrandsdal. Der Eintritt in das letztere charakterisirt sich durch zwei etwa um eine Meile von einander entfernte und selbst wohl eine Meile lange Seen, das Lesjekovensvand und das Lesjevand*), welche übrigens durch den darin wachsenden Schilf, der nur einen schmalen klaren Wasserstreif in der Mitte freiläßt, eher wie große Altwasser und Moore erscheinen. Auf einem Vorsprunge gegen die Mitte des Lesjevand hin erhebt sich die hohe weißleuchtende und weithin sichtbare Kirche von Lesje, von niedern Kiefern umgeben, der einzige hervorragende Richtpunkt in dem weiten, übrigens gut bevölkerten und mit Gerste und Hafer wohl angebauten Thale. Hier begegneten uns die ersten Gänse, auf welche uns der Skydsjunge mit dem ganzen, einer besseren Sache würdigen Stolze des Norwegers aufmerksam machte.

Wir nahmen unser Nachtquartier in Holather bei sehr freundlichen Leuten, die uns ebenso gut als wohlfeil bewirtheten. Ich kann nicht umhin auf etwas aufmerksam zu machen, was uns hier wie fast auf jeder Station begegnete. Man fragte uns nämlich stets vor Anfertigung der Rechnung, ob wir Engländer wären, und wir wurden, wenn wir uns als Deutsche zu erkennen gaben, mit einem etwas getäuschten: Ja so! — aber auch mit einer billigen Zeche traktirt.

Der Morgen war prachtvoll, zum letzten Mal kutschirten wir zusammen durch das weite Gebirgsthal, denn schon zeigten sich links die Ausläufer des Dovre-Fjeld, wohin mein Professor wollte, während ich im Thale weiter ziehen sollte. In Domaas frühstückten wir noch zusammen. Hier standen und kamen Karjolen mit noch mehren andern Reisenden, da hier der Wendepunkt der großen Straße nach Trondhjem ist. Noch einmal versuchte der Professor seine Beredsamkeit: ich sollte mit ihm nach Trondhjem oder wenigstens nach Röraas, wo die ersten Lappen vorkommen, und dann zu Lande nach Schweden hinüber. Es war verführerisch, sehr verführerisch; aber ich hatte all mein Gepäck in Christiania, dahin mußte ich also zurück. So winkte ich ihm auf Wiedersehen in Stockholm und bog rechts ab, dem Logen Elf getreu. Das Thal wurde wieder etwas enger; links schoben sich lang gestreckte Gletschermuränen (Sanddünen) vor; der bebaute Streifen zog sich mehr in halber Höhe der mächtigen Bergwände als unten im Thal; dort oben lagen auch die Höfe in ununterbrochener Reihenfolge. Abwärts der Kirche von Dovre geht die Straße auf das rechte Ufer des Logen hinüber, der im Allgemeinen eine süd-süd-östliche Richtung beibehält. Eine Meile weiter wird der Rusten-Paß überschritten. Hier ist der Fluß unmittelbar von steilen Felsen eingeschlossen, der Via mala ähnlich. Die Straße schneidet einen Theil der Thalkrümmung ab und klimmt durch Tannenwald beschwerlich hinan. Im Hinauffahren passirte ich den Rustenhof, wo eben Hochzeit war. Die Mädchen und die Bursche standen in ihrem Sonntagsputz vor dem Hofe, beide Geschlechter getrennt, ohne ein äußeres Zeichen der Heiterkeit, ohne Lachen, ohne Scherz, ohne Jubelruf; man hätte meinen können, es sei auf eine Hinrichtung abgesehen. Weiter oben fuhr ich fast mit einigen Ladies zusammen, die im zweispännigen Wagen den schmalen Paß heraufkamen. Auf der andern Seite ging es steil hinab; die Romantik des Passes wurde noch dadurch vermehrt, daß von rechtsher der Rustenbach in mächtigem Falle herab und unter der Straßenbrücke durch in die Schlucht hinabbrauste.

Am Ende des Passes machte das Thal ein Knie nach Osten; zugleich erweiterte es sich wieder, während die Böschungen steil, die Höhen gewaltig blieben. Hier zunächst liegt die Station Romundgaard. Der Wirth, ein hoher Mann mit edeln Zügen und langem weißem Bart wie ein Apostel, machte so wenig apostolische Bücklinge, daß ich sofort Unrath witterte. Richtig waren die Pferde alle fort, die verwünschten Ladies hatten die letzten mitgenommen; so durfte ich hier über eine Stunde warten. Das Stationszimmer war indessen groß, wohl möblirt und behaglich, kleine Stübchen schlossen sich rings an, die bereits andere Insassen beherbergten. Auch die Verköstigung war gut und die Wirthstochter so geputzt und dabei von einer so feinen, vornehmen Schönheit, daß das großartige Butterbrod, welches sie bei meinem Eintritt in den Mund schob, unangenehm auffiel. Ich vergnügte mich eine Zeit lang an den bemalten Schränken und Eckaufsätzen, an den schauderhaften Lithographien des Königs Oscar, Karl Johanns, Napoleons, Prinz Alberts, der Königin Victoria ꝛc., bis endlich das mir bestimmte Rößlein auf allen Vieren beschlagen war. Nun ging es wieder auf langer Brücke über den Logen und auf dessen linkem Ufer weiter. Der Fluß bildete hier wieder Moore, in denen ein üppiges Gras wuchs, das von den Leuten, die dabei halb im Wasser standen, eben abgemäht wurde. Die breiten Hänge bedeckte Nadelholz, welches sich allmälig nach Oben verlor und die Kämme kahl ließ. Viel nutzbares Land könnte hier noch durch Kanalisirung im fetten Alluvium gewonnen werden; man hat erst an einzelnen Stellen damit begonnen. Die Ortschaften liegen hier wieder im Thale selbst; Berg auf und Berg ab führt die Straße durch sie, die oft wie an den Abhang geklebt erscheinen und hübsche Durchsichten bieten. Bei der Fahrt wiederholt sich hier immer, daß das Pferd bergab im Zickzack und vollen Laufe rennt, bis die neue Steigung beginnt, wo es plötzlich stehen bleibt, sich die Höhe eine Weile betrachtet und dann wieder im Zickzack hinansteigt. Manchmal windet sich der Weg durch Felsblöcke, die von den steilen Bergwänden losgerissen und herabgerollt sind; oder über Wasserfälle hin, die mehrere Mühlen über einander treiben. In dieser Gegend erinnert ein unscheinbares Holzkreuz an die Niederlage und den Tod des Schotten Sinclair, der an der Spitze einiger hundert Landsleute Norwegen verheert hatte. Ein starker Regen mahnte mich wieder, daß ich mich in Norwegen befand. Als es gar zu bunt wurde, hielt ich in Oyen an, einem empfehlenswerthen Nachtquartier, wo ich die Predigten des schwäbischen Pfarrers Hofacker, ins Norwegische übersetzt, auf meinem Nachttische fand, ein Zeichen des religiösen, aber etwas pietistischen Sinnes der Leute hier zu Lande, dessen äußere Erscheinung Tidemand in mehr als einem charakteristischen Bilde getreulich wieder gegeben hat.

Von Oyen an wurde der Logen breiter, oft seeartig, die Thalböschung sanfter; Kiefernwald wechselte mit Ackerland. Bei der Kirche von Froen streckte sich ein üppiger Prästgaard (Pfarrhof) bis an die Straße. Das Pfarrhaus mit seinen Eckthürmchen und dem zierlichen Garten und Gartenhäuschen davor winkte anmuthig und einladend hernieder. Auch die nächste Station Lillehove zeigte eine kokette Schweizerhausarchitektur mit Veranda; man spürte wohl, daß man nur noch eine Tagereise von Christiania entfernt war. Auf der Station Elstad, die eine starke Viertelstunde vom Wege abwärts auf einer Höhe liegt, stieß ich mit norwegischen Offizieren zusammen, die nach dem Norden gingen.

*) Ich bemerke, daß ich die Ortsnamen nach dem norwegischen Routenbuch geschrieben habe; die Landesvermessungskarten haben wieder eine andere Orthographie.

Offiziere, die in militärischen Commissionen reisen, sind, wie die Stationsbücher ausweisen, neben den Kaufleuten die Hauptpassanten unter den Inländern. Von da ab führte eine neue treffliche Straße hart an dem nun zum breiten See gewordenen Logen hin. Die Sonne glänzte wieder in ihrer ganzen Pracht, das Wasser leuchtete im schönsten Ultramarin, und die Straße selbst wand sich in so mannichfachen Krümmungen hart zwischen Wasser und Bergabhang hin, daß ich lebhaft an die Fahrt von Colico nach Varenna am Comersee erinnert ward. In Elstad hatte man mir gar keinen Skydsjungen mitgegeben, so war ich denn ganz mein eigener Herr und genoß die Lust flüchtiger Karjolfahrt in der herrlich frischen Luft noch einmal in ihrer ganzen Reinheit. Dazu schmetterten die Vögel in den Lüften, und häufige Begegnungen mit andern Karjolen und auch schon mit Familienwagen norwegischer Philister unterbrachen in amusanter Weise die Fahrt. Solche Wandertage söhnen wieder mit manchem trübseligen Tage aus.

Thrötten, wo der Mozenbach in vielen Wasserfällen, welche Mühlen treiben, links herabkommt, liegt mit seiner Kirche und den einzelnen die Schlucht hinauf zerstreuten Höfen sehr malerisch. Bald darauf hinter Holmen macht der Logen eine neue scharfe Wendung gegen Osten; die Straße führt durch Wald hart an ihm hin, der selbst tief unten zwischen schwarzen Felsen rauscht; eine neue Scene aus dem oberen Rheinthal. — Nach einer letzten Krümmung gegen Süden naht der Logen dem Mjösen; auf einmal eröffnet sich aus dem Walde heraus der Blick auf den Fluß, der rechts und tief unten sich erbreitert. Eine Brücke führt dort hinüber; jenseits aber zeigt sich, eine große Seltenheit, eine zweite Fahrstraße nach andern Thälern; größere Landhäuser schimmern unten vom Flusse herauf. Im fernen Hintergrunde über eine Höhe weg aber blitzt der bekannte Mjösen. Bald war jetzt das freundliche Lillehammer am nördlichen Ende des Sees erreicht; ich glaubte in ein Arcadien einzufahren. Es war seit Bergen der erste festgegliederte Wohnort, es gab gepflasterte Straßen, Schilde an den Häusern, Kaufladen und ein Hotel, auf dessen Terrasse Offiziere und Civilherren Kaffee tranken und Cigarren rauchten; das war ja ein wahres Paris gegen das Bisherige. Dennoch litt ich schon nach einer Stunde wieder an jenem Reisefieber, das uns immer: Vorwärts! vorwärts! — in die Ohren flüstert. Ich ließ mich über den hier noch schmalen Mjösen nach dem gegenüber liegenden Vingnäs setzen, denn noch wollte ich nicht nach Christiania zurück, sondern in einem letzten Versuche, Norwegen eine liebenswürdige Erinnerung abzugewinnen, mich jetzt in die idyllischeren Regionen des Landes vertiefen. — In lieblicher Abendbeleuchtung, die ein paar schwere Regentropfen nicht zu stören vermochten, ging es nun durch Striche düstern Kiefernwaldes dem Westufer des Mjösen entlang. Von Grytestuen an aber hatte ich ein scheues Pferd und einen so winzigen Skydsjungen, — er war wohl kaum fünf Jahre alt, — daß die Fahrt besonders an abschüssigen Uferstellen und bei der hereinbrechenden Nacht minder angenehm wurde. Ich hielt deßhalb in Steen an, wo Wirth und Wirthin bereits zu Bette lagen, mich aber doch nach einer Weile mit Moltebeeren in Rahm und Butterbrod bewirtheten. Ich streute mein Insektenpulver über das Lager und schlief den Schlaf des Gerechten nach neun Meilen Fahrt.

6. Hadeland.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, an dem Ausgang seiner Wanderung wieder anzukommen. Gjövig war nämlich der erste Ort, den ich am nächsten Tage passirte. Hier hatte ich vor drei Wochen zum ersten Male mit meinem Professor den Stuhlkarren bestiegen und den ersten Skydskaffer im Frack bewundert. Heute trank ich meinen Kaffee allein, während mein Professor die mystères de Lapponie an der Quelle studirte und Rennthiermilch dazu trank. Das war aber nicht alles; damals war ich ausgezogen voll vager Illusionen von ungeheuerlicher Landschaftlichkeit, Bären- und Fuchsconnaissancen, erstickender Gastfreundschaft, skandinavischer Geheimnisse — heute bestieg ich das Karjol ohne alles Reisefieber, ernüchtert, etwas ärgerlich über mich selbst und ziemlich gelangweilt. Die Straße lief den See entlang durch wohlbebautes Land, wo ich zum ersten Male ordentliche Obstgärten mit reichlich tragenden Apfelbäumen erblickte und dabei wehmüthig der Heimath gedachte, wo jedes Thal damit bedeckt, jede Straße damit besäumt ist. Freilich diese vielen lieblichen Seen hatte die Heimath nicht aufzuweisen. Als ich die Höhe von Krämerbakken erklommen und nun gerade die Mitte des Sees mit der großen grünen Helge-Insel vor mir sah, da söhnte mich das ewig belebende Element mit der übrigen Monotonie wieder etwas aus. Hier oben lag ein großer Hof am andern, und der Skydskaffer in Krämerbakken war wieder ein feiner Herr im schwarzen Frack mit Vatermördern, der sein Zimmer mit Photographien der werthen Familie geschmückt hatte und im dolce farniente ernst und würdig auf- und niederschritt. Die Weiterfahrt auf dem Plateau und seinem ausgefahrenen kothigen und steinigen Wege war eben nicht angenehm, dagegen der Blick auf das umliegende Hügelland mit seinen großen Höfen, den grünen Wiesen und Aeckern, ein Bild großbäuerlicher Wohlhabenheit, um so labender. Im Hintergrunde erhoben sich auf allen Seiten blaue Bergketten, von denen her an einzelnen Stellen der Schnee der Gletscher herblitzte. — Von Börsvolden nach Grinaker ging es anfangs den Ena-See entlang, dann durch einen größeren Kiefernwald auf schlechten Wegen steil bergan, den sogenannten Kiölen-Vei. Oben aber, wo ein Kreuz den höchsten Punkt bezeichnete (über 2000'), war die Aussicht um so lohnender; gegen Osten der Mjösen, unmittelbar am Fuße der Ena-See, gegen Westen der langgestreckte Randsfjord, sie leuchteten mit ihr blauen Wassern so erfrischend und erquickend in das üppige grüne Hügelland, welches in weitem Umkreis von höheren Gebirgen umgeben war, unter denen eine Linie Schneeberge in nördlicher Richtung besonders klar hervortrat. Noch ein paar Mal Berg auf und Berg ab, dann fuhr ich in den stattlichen Hof von Grinakermarken ein. Ein vornehmer befrackter Skydskaffer empfing mich, seine Damen hatten eine Kaffeegesellschaft im Salon; ich selbst wurde aufmerksam bewirthet; sogar Kirschen gab es. Bei mir daheim hatte es keine mehr gegeben, als ich auf die Wanderung auszog. So genoß ich die holde Kirschenzeit doppelt. — Nach kurzer Weile ging es mit einem guten Pferde, aber auf ganz grundlosen, labyrinthisch sich durchkreuzenden Güterwegen weiter, wo nicht einmal zwei Karjolen ausweichen konnten. Diese Kreuz- und Querzüge von einem Hof zum andern waren durch die Genrebilder von Mähdern und Mähderinnen erheitert. Als ich dem Randsfjord näher rückte, gestaltete sich der Abend so golden, die Berge so violett, das Wasser so klar und lichtvoll, daß man im Süden zu sein meinte. So blieb ich in Hadelands Glaswerk am Ende des Randsfjords in einem hübschen Schweizerhaus, von dessen Hinterpförtchen aus ich mich in die Betrachtung der stillen Abendlandschaft vertiefte, dieses lebendigen Claude Lorrain.

Im kühlen Morgennebel und durch Kiefernwald, dessen düsterer Rahmen mit lichten Stellen und weiten Ausblicken wechselte, erreichte ich Kläkken. Obwohl keine feste Station, ist dieser Hof doch ein Hauptausgangspunkt der Reisenden und nicht nur äußerlich elegant, villenartig und mit einem zierlichen Gärtchen geschmückt, sondern auch mit allem Comfort versehen. Nur Trondhjemer Kümmel, zu welchem der kalte Morgennebel lebhaft einlud, war

nicht zu haben; oder vielmehr es war den Leuten verboten, ihn jemand Anderen als Kranken zu reichen. — Nach ziemlich langem Warten fuhr ich endlich dem Hönefossen zu. Dieser Wasserfall wird durch den Aadals Elf gebildet und zwar innerhalb des Städtchens oder Fleckens gleichen Namens. Er hat Aehnlichkeit mit dem Rheinfall bei Schaffhausen, doch wird seine ziemlich beträchtliche Höhe dadurch gemindert, daß er terrassenartig über mehre Etagen schwarzer Felsen herabfällt. Auf diesen Blöcken kleben mehre Mühlen und andere Häuschen mitten im Wasser. Eine Brücke führt hier über den Fluß, aber nicht in gerader Linie, sondern in der Mitte mit einer starken Biegung nach rechts, und da sie hauptsächlich auf den Felsblöcken lagerte, bald Berg auf bald Berg ab. Dieses Chaos von Wasser, Felsen, Häusern macht von der Brücke aus eine eigenthümlich verwirrende Wirkung, wozu das Floßholz das Seinige beiträgt, welches unaufhörlich von einer Felsenstaffel zur andern herabgestürzt kommt, im weißen Schaum sich verliert, da und dort hängen bleibt oder weiter unten wieder forttreibt. Die Brücke ist durch eine Kette schwimmender Balken, die an Säulenbündel von Pfählen befestigt sind, vor dem Anprall der Stämme geschützt, die übrigens wie überall in Norwegen sich weder durch Länge noch durch Dicke auszeichnen und gegen unsere Schwarzwaldstämme fast wie Zahnstocher aussehen.

Wir bogen nach Süden dem lieblichen Tyri-Fjord zu. Die neue vielgerühmte Kunststraße führt auf dem östlichen mit steilen Gebirgen eingerahmten Ufer; eben darum wählte ich die entgegengesetzte, um den Anblick dieser Berge vom flacheren Gestade aus zu genießen. Es ist ein allerliebster kleiner See, der Tyri, dem Charakter, nicht der Form nach stellenweise dem Luganer nicht unähnlich. Ein einziges Segel blähte sich über seinem stillen Wasser hin, und eine Miniaturinsel schmückte sein Centrum. Hier war ich nun mitten in dem kulturfähigen Theil Norwegens; da gab es Obstgärten, Kleeäcker, die frisch geschnittene Gerste überall auf den Feldern in Garben aufgestellt. — In Krona, wo eine Schiffsbrücke auf dem verdünnten Tyri schwimmt, gab es lebhaften Verkehr auf der Station; das war schon ein großes deutsches Landwirthshaus; viele Wagen hielten davor, Landhändler, Müller mit ihren Säcken, Reisende aller Art. Das hinkende Pferd, welches ich hier nach ziemlichem Warten erhielt, gab einen sprechenden Beweis von dem starken Verbrauch von Vehikeln, aber auch von der Ausdauer dieser Thiere; denn es sprang die zwei Meilen bis Haugsund mit kurzer Haltpause ununterbrochen fort; ja eine Wettfahrt, in die mich ein paar lustige Bauern gegen meinen Willen verwickelten, fiel schließlich zu Gunsten des Hinkebein aus. Die Fahrt folgte dem linken Ufer des tief eingeschnittenen Stor Elf, doch in ziemlicher Höhe darüber, bis Haugsund, welches an einer Erbreiterung des Thales liegt und mit seiner langen Reihe einstöckiger, rothangestrichener Häuser, die durchgehends Ruhebänke vor den Hausthüren und ein Schutzdach darüber haben, recht an Bergen erinnert. Der Verkehr war hier durch die Flößerei und die vielen Sägewerke ziemlich lebhaft. Nach kurzer Rast fuhr ich weiter gegen Westen, immer durch fruchtbares Ackerland, das nur hie und da ein Waldstreifen durchzog. Immer stattlicher wurden hier die Landhäuser und Meierhöfe. Auf halbem Wege zwischen Haugsund und Kongsberg trat wieder ein Wasser, der Eckeren-See, von Süden her bis hart an die Landstraße und eröffnete dem Auge ein lichtvolles Panorama mit weißen Pünktchen am stahlgrauen Spiegel. Von da ging es einen starken, dicht bewaldeten Bergrücken in vielfacher Krümmung hinan und hinab. Beim Ausgang des Waldes blickten tief unten im dunkelnden Thale des Laagen die Lichter von Kongsberg. Im Hotel Des Mines stieg ich ab.

7. Kongsberg.

Kongsberg ist ein freundliches Städtchen mit geraden Straßen und mittelgroßen Häusern; der größere Theil liegt auf dem rechten Ufer des Laagen. Bewaldete Berge, welche ziemlich steil gegen den Fluß abfallen, begrenzen das Thal auf beiden Seiten. Die Kongsberger bilden sich viel auf ihre Kirche ein, wahrscheinlich weil sie nicht von Holz ist wie die meisten andern in Norwegen, denn architektonischen Reiz besitzt sie nicht. Die Wasserkräfte des Laagen sind zu mehren Fabriken verwendet, unter welchen die Waffenfabrik und die Silberschmelzerei mit Münze den ersten Rang einnehmen. In der Waffenfabrik, welche etwas thalabwärts liegt, werden die neuen, bei uns noch nicht genügend bekannten Kammerladungsbüchsen der norwegischen Jäger auf Maschinen gefertigt, die größtentheils hier selbst erfunden wurden. Da man keine Eile hat, die Armee damit zu versehen, so ist das Arbeiterpersonal klein. Die Büchsen zeichnen sich durch große Treffsähigkeit, kleines Kaliber und Leichtigkeit bei Eleganz aus; die Vorkehrung zur Kammerladung ist ebenso einfach als sinnreich. Auch Säbel werden hier gefertigt. — Im Schmelzwerk wird das aus den nahen Gruben gewonnene Silber, nachdem man es zuerst in Sandform verwandelt hat, geschmolzen, und zwar in der Art, daß die Flamme durch ein Gebläse oben darüber weggeht, worauf das flüssige Metall in eine Barrenform läuft. Jede Barre hat einen Werth von 1200 Species, der ganze jährliche Fabrikationswerth beträgt 200,000 Species, wovon die Hälfte als reiner Gewinn berechnet wird. Sehr interessant ist die Sammlung von Silberproben, welche mir von dem Director auf das Artigste gezeigt wurde. Die schönsten, aber auch seltensten Proben sind die in Würfel angeschossenen Silberkrystalle, wie sie auf der Londoner Ausstellung gezeigt wurden und dort den ersten Preis erhielten. Am häufigsten kommt die gleichfalls oft sehr merkwürdige und feiner Filigranarbeit ähnliche Drathform vor, gewöhnlich von Kalkspath umschlossen, woraus sich ergiebt, daß der letztere sich später gebildet hat. Mit Blei ist das Silber am häufigsten verbunden, hat aber dann eine graue glanzlose Farbe. Man zeigt auch große Kalkspathkrystalle mit Silber darin. Ein Theil dieser Proben wird an den Liebhaber verkauft. — Die Gruben, einst von Deutschen bebaut, während jetzt nur noch der Director ein Deutscher ist, liegen der Fahrstraße nach etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden von Kongsberg im Walde. Ich ging an einem heißen Vormittage zu Fuß hinaus; der Fahrweg beschreibt einen Kreis um einen südlich von Kongsberg gelegenen Kegelberg und gelangt dann an den Fuß der Gruben, wo die Staatsgebäude, die zerstreuten Wohnungen der Arbeiter in einem Thalkessel liegen. Von da hat man noch eine ziemlich steile Anhöhe bis zur Einfahrt in die Grube zu erklimmen. Einige Büreaux und Beamtenwohnungen liegen um die Grube her. Dort wird man etwas abenteuerlich als Bergmann costümirt, um die Kleider nicht zu ruiniren, trägt seinen Namen in ein Buch und wird dann ohne Anstand durch das gewöhnlich wohl verschlossene Thor eingelassen. Als wir uns näherten, kamen eben einige Arbeiter heraus, welchen der Controleur die Taschen visitirte. Wir schritten nun einen dunkeln Gang vor, der gar kein Ende nehmen wollte; dann ging es an nassen schlüpfrigen Leitern in die Tiefe. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, alle 38 Leitern der Grube hinabzusteigen, da das Schauspiel der mit dem Meisel bei ihrem Grubenlicht arbeitenden Bergleute immer dasselbe blieb, und die Silberadern, die der Ungeübte übrigens bei der kargen Beleuchtung des Lämpchen kaum unterschied, gleichfalls immer den gleichen Anblick boten. Interessant ist die vertikale Eisenbahn, in der die gefüllten und leeren Kasten auf- und abgleiten; wir zählten zwei Minuten, bis sie ungeachtet des wildesten Dahinschießens unten anlangten. Beim

Heraustreten wurde selbst der mich begleitende Obersteiger visitirt. — Mit einem Bergkadeten machte ich einen näheren Weg durch den Wald direct und an der Pulverfabrik vorbei nach Kongsberg zurück. Der Kadet erzählte mir, daß der Staat hier nur zwei Gruben bearbeiten lasse und der ganze übrige Bergbau in dem erzreichen Norwegen sich auf die von Privaten, zum Theil Engländern ausgebeuteten Kupfergruben zu Röraas und in Finnmarken und ein paar Eisengruben ebendort beschränke. Die Bergkadeten haben einen vierjährigen theoretischen Kursus und sodann einen einjährigen als Arbeiter in der Grube durchzumachen.

Mittags fuhr ich wieder nach Haugsund und von da durch das weite reiche Thal des Drammen-Elf nach dem langgestreckten, freundlichen und lebendigen Drammen, wo mich in einem sehr guten Hotel wieder die erste deutsche Zeitung erfreute. Der sonst so bezaubernde Weg von hier nach Christiania, welcher unaufhörlich neue Ausblicke auf das Meer und die wilde Küste bietet, wurde mir am andern Tag durch einen kolossalen Regen gänzlich gestohlen. — Ich war jetzt Norwegen recht müde und ergriff die erste Gelegenheit, um nach Schweden zu entkommen. Ich hatte hier viel Schönes gesehen, viel Dankenswerthes erfahren, aber ich stimmte doch in den allgemeinen Ruf aller meiner Reisegefährten ein: Einmal in Norwegen gewesen und nicht wieder!

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Der Günstling eines Kaisers. Tragödie in 5 Aufzügen von L. Goldhann. — Auf St. Helena. Drama in 3 Aufzügen von R. Griepenkerl. — Aus dem deutschen Volksleben. Von O. Ruppius. 2 Bde. — Socialpolitische Studien. Von W. Kiesselbach. — Neueste Märchen und Erzählungen. Von H. C. Andersen, übersetzt von G. F. von Jenssen-Tusch. — Briefe von H. Heine an seinen Freund Moses Moser. — Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege. Dargestellt in politischer, materieller und socialer Beziehung. Von K. F. Hanser. — Volks- und Kinderspiele der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Ein Nachtrag zu Müllenhoffs Sammlung der Sagen, Märchen und Lieder. Von H. Handelmann.

* In der bekannten Sammlung: „Römische Dichter in neuen metrischen Uebersetzungen“ (Stuttgart, Metzler), herausgegeben von C. N. von Osiander und G. Schwab, erschienen soeben als 73. Bändchen die Gedichte des Catullus in den Versmaßen der Urschrift übersetzt von W. A. B. Hertzberg und W. S. Teuffel.

* Von Dr. Hermann Adalbert Daniels trefflichem „Handbuch der Geographie (Stuttgart, Verlag von Friedrich Bruckmann) ist soeben die achte Lieferung des dritten Theils erschienen, welche die Staaten Norddeutschlands und in einem Anhange die Schweiz, das Königreich Belgien und die Niederlande behandelt. Es steht zu erwarten, daß die nächste Lieferung den Schluß des Werkes bringen werde.

* Lyrisches und Satyrisches von E. Neubürger. Frankfurt a. M. Verlag von H. Bechhold. 1862. — Wir entsinnen uns, dem Verfasser schon begegnet zu sein. Wie und wo das war, ist uns nicht erinnerlich, jedenfalls ist das Wiedersehen nicht wie wir es wünschten, denn das vorliegende Büchlein hat im Ganzen nicht den besten Eindruck auf uns gemacht. Das Lyrische der Sammlung ist unbedeutend und weder die Oden noch die Hexameter wollen uns zusagen. Namentlich die letzteren lassen sehr viel zu wünschen übrig. Ganz besonders aber mißfällt uns eines der größeren Stücke: Caracciolis Auftauchen. Das soll Byronsche Epik sein, aber die Manier ist im höchsten Grade verfehlt; und wie kann ein Dichter von einigem Geschmack einen so erschütternden Stoff in so läppischer, frivoler Weise behandeln? Wenn die Fassung noch geistreich wäre, aber man lese nur einige dieser Stanzen. Seite 101 wird Italien geschildert:

> Viel that Natur hier, das ist freilich wahr,
> Ihr Schönstes auch hat hier die Kunst gespendet;
> Orang' und Feige ist gewiß nicht rar,
> Schön auch der Wein, wenn wenig man drauf wendet.
>
> Geistreich, begabt, schön ist der Männer Schaar,
> Wie schwer die Menschheit dort so lang geschändet;
> Stark machen uns die Frauen das Herz oft pochen,
> Wobei nur Schade, daß man leicht erstochen.
>
> Hingegen brennt im Winter schlecht das Feuer,
> Schulwesen, Polizei sind herzlich schlecht.
> Die g'ringe Industrie macht Alles theuer,
> Kaffee und Thee sind selten gut und ächt;
> Ein gutes Gasthaus kostet ungeheuer,
> Und mit den Betten steht es nie ganz recht,
> Und streiten ihre noch mit unsern Würsten,
> Stets waren sicher besser unsre Fürsten.
>
> Dann ist das Betteln sehr dort im Floriren u. s. w.

Nun denke man sich das als Rahmen zu der grausigen Tragödie Caracciolis, und wir glauben, daß man sich unsern Unwillen wird erklären können. Die satyrische Komödie, welche den Schluß bildet, ist noch verhältnißmäßig die gelungenste Parthie des Werkes. Im Ganzen dürfte Herr Neubürger durch diese Publication nicht allzuviele Lorbern ernten. Wir möchten glauben, daß überhaupt zu viel und zu schnell producirt wird; Selbstkritik scheinen die wenigsten Poeten heutzutage zu üben, was Wunder da, daß der Markt überschwemmt wird und das viele Mittelmäßige oder Schlechte das Bessere überfluthet und verdrängt. Ernst muß bei jedem Streben sein, das auf Anerkennung Anspruch macht. **W.**

* Der Sieg-Rheinische Lehrer-Gesangverein wird am 20. August in Brühl ein Gesangfest halten und hat wieder zum Zweck der Verbreitung alt-classischer Kirchenmusik ein Liederheft herausgegeben, welches an zehn Bogen stark, außer mehreren ein- und zweichörigen Stücken für gemischte und Männerchöre auch werthvolle Orgelbegleitungen bringt.

* Der „Kölnischen Zeitung“ entlehnen wir folgende Notiz: Während Munzinger und Kinzelbach am 6. April von Chartum aufgebrochen sind, um über Kordofan und Darfur nach Wadai vorzudringen, befindet sich M. von Beurmann in diesem Augenblicke voraussichtlich in den nördlichen Gränzländern dieses Landes, wo E. Vogel verschollen ist. Er gedachte am 29. April von Mursuk in der Richtung von Wara vorzugehen und zunächst eine Recognoscirungstour mit Courier-Kameelen durch Tibesti, Borgu und Wadschanga auszuführen, eine Reise, welche wichtige Aufschlüsse bringen kann. Von einem Eingebornen aus Wadai hat er in Erfahrung gebracht, daß daselbst vier Christen sich in Gefangenschaft befinden, die zwar gut behandelt würden, denen man aber nicht erlaube, in ihre Heimath zurückzukehren. Die ausführlichen Mittheilungen und Berichte des Herrn von Beurmann bis zu seiner Abreise von Mursuk am 29. April sind in dem 8. Ergänzungshefte zu Petermann's geographischen Mittheilungen (Gotha, bei Justus Perthes) abgedruckt, welches auch die Blätter 1, 2, 3 der großen Karte von Inner-Afrika von Petermann und Hassenstein enthält. Dieselben stellen gerade den Schauplatz der bisherigen und bevorstehenden Reisen von Beurmann's nach bisher noch nie benutzten Quellen in großem Maßstabe dar, indem sie von Mursuk bis Suez und von Udschila bis Wara reichen, auch einen Plan von Wara im Maßstabe von 1:20,000 und ein Kärtchen der Umgegend dieses berühmten Ortes enthalten. Außerdem giebt dieses Heft eine umfangreiche Abhandlung von Dr. E. Brehm, „das Land und Volk der Tebu“, welche alles vereinigt, was in der gesammten Literatur über die ganze Osthälfte der Sahara an zerstreuten Nachrichten zu finden ist.

* Die Zelter-Stiftung, welche den Zweck hat Componisten und Liederdichter, welche auf dem Gebiete des deutschen Männergesangs verdienstlich gewirkt, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren Hinterlassenen in Fällen schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand darbietet, wendet sich in einem Aufruf an alle deutschen Gesangvereine mit der Bitte: bei den Sängerfesten Gaben für die Stiftung einzusammeln, einen Theil der Einnahme dafür zu bestimmen, oder alljährlich eine musikalische Aufführung zum Besten der „Zelter-Stiftung zu veranstalten, oder auch einen bestimmten jährlichen Beitrag zu bewilligen. Was den seitens mehrerer Vereine gespendeten Ehrensold betrifft, so glauben wir, daß derselbe mit der Zelter-Stiftung vereinigt werden kann, doch könnte die Einrichtung auch wie bisher fortbestehen; nur möchten wir in letzterem Falle an die in glücklichen Verhältnissen lebenden Componisten den Wunsch aussprechen: auf den Ehrensold verzichten und denselben der „Zelter-Stiftung“ überweisen zu wollen. Sobald der „allgemeine deutsche Sängerbund“ sich als lebensfähig erwiesen haben wird, soll die Zelter-Stiftung, vorbehaltlich der Genehmigung des Vorstandes, einen besonderen Verwaltungszweig desselben bilden. Alle Beiträge sind an den Geschäftsführenden Ausschuß der Zelter-Stiftung (Hermann Marggraff, Heinrich Stein) einzusenden. Die Gelder werden, laut § 2 der Statuten, verzinslich sicher niedergelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 31. Bremen, 3. August. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Eine Wanderung am Bosporus.

Erinnerung aus dem Jahre 1818.
Von D. Kind.

I.

Im Jahre 1818 war Graf Marcellus französischer Gesandter in Konstantinopel; er ist der nämliche, dessen Bemühungen im Jahre 1820 das Pariser Louvre die schöne Aphrodite-Statue von der Insel Melos verdankt. Die Politik kümmerte damals die Pforte nur wenig; die Gesandten der auswärtigen Regierungen hatten daher auch gar gute Zeit, und der österreichische Internuncius expedirte allmonatlich nur zwei Mal einen Janitscharen nach dem Rothenthurm-Passe auf der Grenze von Siebenbürgen. Dieser Gelegenheit bediente sich auch die französische Gesandtschaft zu ihrer diplomatischen Correspondenz; umgarnt und umsponnen mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln zur Sicherung der politischen und diplomatischen Geheimnisse, gelangte dieselbe in fünfunddreißig Tagen gemächlich nach Paris: der Schnecken- und Krebsgang der Politik bedurfte damals in der Regel keiner besonderen Eile, die fünfunddreißig Tage reichten zu jener Zeit für die friedlichen Beziehungen zwischen Paris und Konstantinopel vollkommen aus, und nur höchst selten verlangten gewisse gebieterische Rücksichten auf die Lage der Dinge und auf die politischen Interessen einzelner Mächte die Anwendung schnellerer oder unmittelbarer Maßregeln. Die orientalische Frage schlief oder schlummerte noch zu jener Zeit, und Niemand konnte damals ahnen, wie bald nicht bloß sie selbst aus dem Schlummer erwachen und als schreckhaftes Gespenst auf blutgetränkten Pfaden durch die Länder einherwandeln, sondern wie sie namentlich die schlaftrunkene und in dieser Schlaftrunkenheit verwirrte und gedankenlose Diplomatie und Politik Europas gewaltsam aus dem Schlafe aufrütteln werde. Der Frühling des Jahres 1821 mit seinem blutrothen Scheine und mit dem Zeichen des Kreuzes und dem Symbole des Phönix stand schon drohend in den stürmisch bewegten Lüften, über den Fluthen des Pruth und über den Strömungen des Bosporus, wie über den Schlachtfeldern des alten Daciens und des alten Hellas, und über den Zinnen der Stadt Konstantins; aber nur wenigen Eingeweihten oder auch nicht einmal diesen schien das Morgenroth der Erfüllung der „großen Idee“ in den Gemüthern der griechischen Christen der Türkei so nahe bevorzustehen. Und da es sich damals noch so bequem und ruhig in den Kanzleien der europäischen Gesandtschaften am gesegneten goldenen Horne lebte, und nur die Secretäre derselben mit Hülfe der Dolmetscher, welche die Sprache der Gebieter von Stambul in die Rede der Gallier übertrugen, mit den großen und kleinen Angelegenheiten der Diplomatie zu thun hatten und Alles für die Berichte der Gesandten mundrecht machten und gehörig vorbereiteten, so war diesen letzteren selbst Zeit genug gelassen, anderweitig sich zu beschäftigen und die Zeit hinzubringen, gelegentlich die Sitten der Muselmänner zu studiren, oder die schwerfälligen türkischen Annalen durchzulesen, oder auch den wechselnden Phantasieen ihrer Neugier und ihrer Lust nachzujagen. So unterließ denn auch der Graf von Marcellus nicht, die ihm reichlich vergönnten Mußestunden nach seinem Geschmack zu benutzen, sei es nun zu den Freuden der Jagd oder zu archäologischen Untersuchungen in den alten Vierteln der Stadt Konstantins und an der Küste Kleinasiens, oder auch zu interessanten und anmuthigen Ausflügen in die reizenden Umgebungen des Bosporus und nach den Prinzeninseln der Propontis.

Der Graf selbst hat die Beschreibung eines solchen Ausflugs, die Schilderung einer mehrfach interessanten Scene in einer seiner gelehrten Schriften, wo man dies gerade nicht suchen und nicht erwarten möchte, gegeben, und wir sind der Ansicht, daß diese Scene um der Schilderung selbst und der darin vorkommenden Gegenstände willen, sowie namentlich wegen der darin, außer dem Grafen, auftretenden Persönlichkeit des Griechen Jakovakis Risos Rerulos, auch Andere in nicht geringem Grade anregen und vielfach anziehen werde. Wir geben daher die Schilderung, ohne uns jedoch streng an die Worte des Franzosen zu halten.

Ich befand mich, erzählt der Graf, zu Prinkipo, einer der neun Prinzeninseln, dieser Gruppe gesegneter Eilande, welche im Angesichte von Konstantinopel auf der asiatischen Seite der Propontis gelegen sind, und ihren Namen daher haben, daß sie, wie von Hammer im zweiten Bande seines gelehrten Werkes: „Constantinopolis und der Bosporos“ (Pesth, 1822), Seite 360 sagt, „zur Zeit des byzantinischen Kaiserthums ein Verbannungsort entthronter Kaiser und Kaiserinnen, zu Mönchen und Nonnen geschorner Fürsten und Fürstinnen, geblendeter Minister und Feldherrn, kurz der Verbannungsort einer Schaar von Opfern unglücklichen Ehrgeizes waren, welche übrigens bei der herrlichen Lage der Inseln und bei der Milde der Luft wohl nicht sehr zu bedauern waren, wenn sie sich über die verlorenen Güter und Vorzüge der Herrschaft und des Hofes durch die Schönheiten der Natur und durch die stille Einsamkeit des Klosters (deren es dort eine große Menge gab) schadlos zu halten vermochten.“ Prinkipo

ist eine der größeren dieser Inseln und dieselbe gilt in der zweiten Hälfte des Mai's als das „Paradies der Griechen." „Wer sie nicht genossen hat, diese herrlichen Frühlingsabende und Lenzmorgen mit der sinkenden oder aufgehenden Sonne", sagt der schon genannte von Hammer an einer anderen Stelle seines erwähnten Buches, „wer nicht hinausgeeilt ist mit dem Morgenroth am ersten des Mai's, um sich in die Reihen der Mädchen zu mischen, die an diesem, fast allen Völkern der Welt gemeinsamen Festtage vor Sonnenaufgang die thaubeperlten Blumen sammeln, oder wer nicht auf mondbeschienener Blumentrift dem Reigen der Romaika beigewohnt hat, womit dieselben, wie die Grazien beim Horaz, das unter ihren Füßen schwellende Gras schlagen; wer nicht gehört hat die Töne der lydischen Flöten mit denen der jonischen Cither vermählt zur Begleitung des herzschmelzenden und brustdurchwühlenden griechischen Liedes, der würde sich aus der glühendsten Beschreibung doch keinen Schatten der Wahrheit abziehen, er würde in die Beschreibung bloß die Farbe heimathlicher Lust oder anderer auswärtiger Freude übertragen. Wer sich auch alles Das eben so schön und noch schöner, als Worte es malen könnten, einzubilden im Stande wäre, könnte sich doch nie von der Milde und Reinheit der Luft, die hier haucht, einen Begriff machen, wenn er dieselbe nicht in südlichen Gegenden des mittelländischen Meeres irgendwo selbst eingeathmet hat. Es ist nicht der Aether der Alpen, vom eisigen Odem des ewigen Schnees erfrischt, sondern die warme Fluth der Lebensluft, in der sich Terebinthen und würzige Kräuter gebadet haben."

Die Prinzeninseln waren mindestens damals noch wie ein lachendes Asyl, wo die Griechen, fern von dem Lärm und von den Gefahren der Hauptstadt, die Ruhe, die Einsamkeit und einen Schatten von Freiheit suchten. Man hatte auch mir, fährt der Graf fort, die Lustbarkeiten und den Zauber der Inseln am ersten des Mais vielfach gerühmt. Gleichwohl schien mir dieser Tag, der nach dem griechischen Kalender zwölf Tage später als der unsere fällt, keine der lärmenden Freuden mit sich zu führen, wie sie sich jeden Sonntag an allen Barrieren von Paris wiederholen. Trotz der Stille der Fluthen, trotz der balsamischen Düfte des jungen Lenzes und des verschwenderischen Reichthums der Vegetation, welcher in einer mannichfaltigen Folge von Oliven- und Granatenpflanzungen, von Reben und Cypressen sich kundgab, ungeachtet der Klarheit und der Durchsichtigkeit der Luft über diesen glückseligen Inseln hatte nur eine geringe Zahl Fremder die nämliche Neugier mit mir getheilt. Die Griechen der nahen Ufer Europas und Asiens, die auf dem letzteren weniger zahlreich sind, hatten ihre ärmlichen Wohnungen nicht verlassen und die Inselbewohner selbst, die sich allein überlassen waren, schienen die Abwesenheit der Türken als einen Genuß anzusehen, der an sich schon der Freude werth sei. Sie hatten sich damit begnügt, die Eingänge ihrer Wohnungen mit Grün und mit Blumen zu schmücken; außerdem galt es ihnen als eine angenehme Zerstreuung, das Kloster des heiligen Georg zu besuchen, welches auf dem höchsten Punkte von Prinkipo gelegen ist, von dem aus es die übrigen Hügel der Insel überragt und eine der schönsten Aussichten beherrscht. In neuerer Zeit hat man eine Irrenanstalt aus dem Kloster gemacht. Am Abende tanzte man dann zu den Tönen einiger Instrumente ungenirt die ernste melancholische Romaika, und das Fest nahm sein Ende, ohne eigentlich angefangen zu haben. Waren denn die Griechen noch immer der hohen Pforte zu nahe, als daß sie nicht einmal hätten scheinen mögen, froh und glücklich zu sein? Und wurden etwa vor dem Anblicke der dunkeln Schatten des Serails, das dort am fernen Horizonte sich zeigte und gleichsam mit bleiernem Gewichte auf ihre Augen sich legte, ihre Freuden selbst verdüstert und vernichtet?

In Chalk, einer der Prinzeninseln, welche durch die zauberische Lage ihrer Hügel und Häfen, ihre Pinienhaine und mit wohlriechenden Kräutern reich bewachsenen Anhöhen die anmuthigste der ganzen Inselgruppe ist, in deren Mitte sie liegt, und welche von der ältesten Zeit her immer nur ein Aufenthalt der Frühlingslust und herbstlichen Freude war, sollte ich einen Griechen finden, den ich oft in den anmuthigen Wohnungen am Bosporus während des Sommers und in Konstantinopel während des Winters gesehen hatte. Es war Jakovakis Risos Kerulos, an dessen Unterhaltung ich mit jedem Tage mehr Geschmack fand und dessen Kenntnisse und Erfahrungen ich immer mehr schätzen lernte. Nachdem derselbe Groß-Postelnik oder erster Minister in der Walachei gewesen war, bekleidete er damals in Konstantinopel das Amt eines Secretärs beim Dragoman, d. i. Dolmetscher im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und er hatte den Versuch gemacht, theils durch Aenderungen in der Erziehung seiner Mitbürger und Landsleute, theils durch den Einfluß des Beispiels, den Geschmack an den Wissenschaften bei letzteren zu entwickeln und edle Gesinnungen zu erregen, wie er zugleich vielfach bemüht war, den Beweis zu führen, daß die neugriechische Sprache, wenn schon sie bis dahin fast nur von Sklaven geredet worden war, doch an und für sich weder der Anmuth, noch der Würde entbehre.

Auf den vielen Spaziergängen, welche wir zusammen gemacht hatten, hatte er es unternommen, mich in die Geheimnisse der altgriechischen Literatur, der Mutter der unsrigen, einzuweihen, und bald wiederholte er da mit seiner melodischen Stimme die göttlichen Gesänge des Homer und Sophokles, bald fragte er mich nach unseren Tragikern und ermüdete nicht, die großartigen Scenen der Andromache, Phädra und Iphigenia; jene poetischen Annalen seiner Vorfahren, wie er mit Stolz sich ausdrückte, die damals mein junges Gedächtniß noch ganz auswendig wußte, von mir sich declamiren zu lassen. Eifersüchtig auf jeden Nutzen für sein unglückliches Vaterland, wie Risos war, hatte er selbst die moderne Ausdrucksweise seiner Nation für Formen der Tragödie geschmeidig zu machen gewußt. Bei unsern Unterhaltungen machte er mich mit den von ihm mehr nach Racine als nach Euripides gedichteten Trauerspielen: Aspasia und Polyxena, deren Klagetöne und Trauerlaute auf den griechischen Theatern von Jassy und Bucharest, von Odessa und Korfu ihren Wiederhall gefunden hatten, bekannt. Dann wieder, wenn wir nach dem Ernste solcher erhabenen Gegenstände uns ein wenig erheitern und zerstreuen wollten, recitirte er mir mehrere Stellen eines heroisch-komischen Gedichts, in welchem er mehr mit dem Lutrin Boileau's, als mit der Batrachomyomachie des alten Griechen zu wetteifern versucht hatte. In diesem Gedichte hatte Jakovakis, ebenso wie Boileau, mit scherzhaften Beschreibungen und Schilderungen die strengeren Begriffe einer gesunden Kritik untermischt, und unter dem alltäglichen Bilde einer „geraubten Truthenne" hatte er den Versuch gemacht, die Griechen der Gegenwart von den nichtigen Gedanken und eitlen Beschäftigungen des gemeinen Lebens abzuleiten, ihren Sinn auf ernstere Gegenstände zu lenken und ihnen ein Lied von der Freiheit in die Ohren zu summen. Zu anderen Malen, wenn wir auf jenen einsamen Hügeln am Bosporus, wo kein Pfad führt über die verlassenen Wiesen, wo nie eine Heerde weidet, uns ergingen, lachten wir zusammen über die grammatische Satire, welche der Grieche unter dem Namen: „Sprache der Krähen oder neue Rede-Weisheit" gegen die zu plötzliche Einführung des Altgriechischen in die Sprache des Volks und gegen die Vermengung der Dialekte geschrieben hatte, womit sein gelehrter Landsmann Korais in Paris seit Kurzem vorgegangen war.

„Besuchen Sie mich", hatte mir Jakovakis gesagt, während der wenigen Tage, die ich mit großer Mühe den Geschäften für

mich abgewinnen kann, auf unsern Prinzeninseln, jenem freien Zufluchtsorte, wo unsere Schritte von Niemandem belauscht werden und unsere Worte kein Echo finden. Ich will Ihnen auf der asiatischen Küste die Trümmer der Villa oder vielmehr des kleinen Landhauses des Kaisers Julian zeigen, dessen Stelle ich gefunden zu haben glaube. Einige Stunden auf dem Lande sind für die Freundschaft mehr, als ganze Monate in der Stadt.«

Ich brauche es wohl nicht besonders zu sagen, daß Risos die französische Sprache mit einer Geläufigkeit und Reinheit, vermischt mit einem leichten südlichen Accente, sprach, daß man ihn später für einen Bewohner der Kolonie des alten Phocäa halten konnte. Er schrieb es schon damals mit jener Klarheit und Eleganz, welche man nachmals in seiner „Histoire moderne de la Grèce“ und in seinem „Cours de littérature grecque moderne“ wiederfand und bewunderte *).

Es versteht sich von selbst, daß ich der Einladung des edlen Jakovakis folgte. Nachdem ich Prinkipo verlassen, wo ich bei einem Griechen des Archipels gewohnt hatte, welcher vordem in Diensten der französischen Gesandtschaft gewesen war, gelangte ich in einer halben Stunde nach Chalki. Schon von Weitem bemerkte ich Risos, wie er von der Anhöhe des Klosters zur heiligen Dreifaltigkeit herab unter dem Schatten jener alten kräftigen Cypressen, deren Wipfel die auf den Prinzeninseln den Griechen gestatteten, in Stambul dagegen verbotenen Glocken trugen, das Meer betrachtete. Mit schnellen Schritten stieg er die Abhänge herunter, welche das Kloster vom Ufer trennen.

Wie wir übereingekommen waren, hatte ich mich auf der Insel Prinkipo, die bevölkerter ist, als Chalki, mit einem Kaik ohne Segel versehen, das uns nach der Küste Kleinasiens bringen sollte. Es war dies eine Gattung äußerst schlanker Fahrzeuge, das von drei jungen Griechen nur mit Hülfe von sechs langen Ruderstangen bewegt ward. Diese Fahrzeuge sind die schnellsten des Bosporus; sie übertreffen an Behendigkeit selbst die kaiserliche Barke, welche von vierzig Bostandschis geleitet wird, von denen jeder ein Ruder führt, wo er die Fluthen schlägt und zertheilt, die sich vor dem mit Gold und Purpur gezierten Zelte ihres Gebieters öffnen; allein diese Kaik's wagen sich nur in den engen Bosporus und an die Küsten der Propontis, wo das an den Inseln und Klippen sich brechende Meer nicht die großen Wogen mit sich führt, wie anderswo. Wir legten uns, einer neben dem andern, und um des Gleichgewichts wegen, auf dem Boden des Fahrzeugs nieder, welches von außen ganz schwarz sein muß, wie dies die bedeckten Gondeln in Venedig früher ebenfalls waren; denn die weiße Farbe ist ausdrücklich für die Kaik's des Sultans vorbehalten, welcher mitten unter der Menge seiner Unterthanen allein glänzen und leuchten soll, wie die Sonne.

»Der Himmel«, äußerte Risos, »begünstigt unsere Meerfahrt, wie unsere Wanderung auf der asiatischen Küste. Der leichte Luftzug, welcher vom Olymp herab kommt, setzt nur langsam die Fischerbarken von Nikomedien in Bewegung und erregt kaum die Wogen; die glänzendste Sonne erhellt bereits das Vorgebirge, an dem wir landen werden. Wir lassen Prinkipo, welches seinen Namen dem Exile unserer Kaiserinnen verdankt, rechts liegen. Die heilige Irene bewohnte dort einen Palast, dessen Trümmer Sie gesehen haben, und mehr als eine Theodora starb daselbst in der Entfernung von der ungewissen Herrlichkeit des Thrones. Indeß lassen Sie uns noch weiter in der Geschichte zurückgehen, auf deren Boden wir hier uns befinden, als nur bis zu jenen blutigen Erinnerungen des achten Jahrhunderts. Ich habe Ihnen versprochen, Sie nach dem bescheidenen und friedlichen Landsitze des Kaisers Julian zu führen. Lassen Sie uns vor allen Dingen prüfen, wie er selbst ihn bezeichnet. Sehen Sie hier diese Kapsel; sie umschließt das Schreibzeug, welches ein jeder gute muselmännische Schreiber an seinem Gürtel mit sich trägt, und wir, die unterwürfigen Diener der Herren, haben diesen bequemen Gebrauch eben so wie ihren Rock angenommen: ich trage in dieser Kapsel zugleich den Brief, welchen Julian kurz vor seiner Erhebung auf den Thron an einen unbekannten Freund richtete. Ich hatte ihn, als ich zum ersten Male hierher kam, für mich abgeschrieben, damit er mir in dieser Einöde zum Führer dienen sollte.« Und Risos las mir nun mit harmonischer Stimme die griechische Urschrift jenes anmuthigen Briefs vor, welcher also lautet: »Ich habe von meiner Großmutter einen Landsitz als Eigenthum erhalten, der nicht klein ist, denn er besteht aus vier Meiereien, diesen Landsitz schenke ich deiner Freundschaft. Das Geschenk vermag zwar den, der es besitzt, nicht reicher zu machen, und es kann ihm nicht viele Bequemlichkeiten darbieten, allein es ist doch nicht ohne einige Vortheile, die wir zusammen näher uns betrachten wollen; denn Nichts hindert mich, mit einem Günstlinge der Musen und Grazien mich einen Augenblick angenehm zu unterhalten.

Der Landsitz liegt nicht weiter als eine Stunde vom Meere entfernt, also weit genug für gewisse Zudringlichkeiten der Handel treibenden Klasse und für den Lärm und die Zänkereien der Matrosen, aber nahe genug, um der lieblichen Gaben des Nereus sich erfreuen zu können. Die Fische des Meeres hat man da immer ganz frisch, und tritt man aus der Wohnung und geht nach einer der nahen Anhöhen, so hat man vor sich das Meer, die Propontis mit ihren Inseln, und die Stadt, welche den Namen des erhabenen Kaisers trägt. Man tritt nicht mit seinen Füßen die Meergräser und Moose und alles Das, was die Fluthen auf den Sand der Küsten auswerfen, aber man ist umgeben von Winden und Thymian und von andern wohlriechenden Kräutern. Bist du emsig vertieft in ein Buch, und du willst nun deine, vom langen Lesen ermüdeten Augen erquicken, so wird der Anblick des Meers und der Schiffe dich entzücken.«

Wir gingen gerade in der Nähe eines jener schwerfälligen Fahrzeuge vorüber, die von Catorli das Eis des Olymp nach Konstantinopel führen. Die Matrosen überließen das Fahrzeug den beiden dreieckigen Segeln, in welche ein günstiger Wind blies, und ihre Ruder ruheten; sie selbst saßen unthätig auf ihren Bänken und sangen ein Lied, dessen Worte bis zu uns heraufdrangen:

»Wohl besser, eine Stunde geathmet frank und frei,
Als vierzig Jahr' im Kerker, im Joch der Sklaverei!«

»Hören Sie diesen Schrei der Unabhängigkeit?« fragte mich Risos, sich selbst unterbrechend; »es sind die Verse unsers unglücklichen Rigas, des neuen Tyrtäus. Indem sie die Freiheit anrufen und unwillig die Ketten der Knechtschaft schütteln, schaffen meine unglücklichen Brüder mühselig das Eis der Berge zum Genusse ihrer übermüthigen Herren und zu den Festlichkeiten des Serails! — Denken Sie wohl, daß unsere Leiden noch lange währen? Sollen wir denn in dem schönen Lande unserer Vorfahren immer nur als Sklaven leben?« Und Risos wiederholte die zwei anderen Verse aus dem nämlichen Kriegsgesange des Rigas:

*) Dieser „Cours“ war aus den Vorlesungen entstanden, welche Risos im Jahre 1826 in Genf gehalten hatte, wo sie auch im Jahre 1827 im Drucke erschienen. Bonstetten schrieb darüber an Matthisson, als er demselben diesen „Cours“ sandte: „Ich sende Dir hier ein merkwürdiges Buch von einem der geistreichsten Menschen, die ich kenne. Im Werke selbst fühlst du einen fremden, unbekannten Geist, der Dich anweht. Er kommt weder von Frankreich, England, Italien, noch Deutschland, es ist der Geist eines wahren „Hellenen.“ Der geistreiche Ausdruck in den Gesichtszügen des dem „Cours“ beigegebenen Bildes von Risos enthält eine interessante Bestätigung der Bemerkungen Bonstettens.

„Sei Dragoman, Vezier auch, ja Fürst selbst: doch bedroht
Dich der Tyrann nicht minder mit ungerechtem Tod.“

Er knirschte dabei mit den Zähnen, und während die Töne der Matrosen in der Ferne verhallten, glaubte ich einen Seufzer aus seiner bewegten Brust aufsteigen zu hören. Endlich nach längerem stummen Nachdenken, dessen Gegenstand ich errathen konnte und wobei ich die tiefe innere Bewegung des edlen Mannes vollkommen theilte, fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wollte er von ihr einen unbequemen Gedanken verscheuchen, und las dann in dem Briefe Julians weiter: „In meiner Jugend war dieser Pavillon meine ganze Freude, wegen der anmuthigen Quellen in dessen Nähe, wegen eines Bades, das nicht ohne Reiz ist, wegen des Gartens und seiner Bäume. In meinen späteren Jahren habe ich den nämlichen Geschmack gehabt, und ich bin oft dorthin gekommen. Auch die Einkünfte dieses Landsitzes sind nicht ohne allen Werth. Es giebt dort noch ein kleines Andenken meiner Neigungen und meiner Beschäftigungen mit dem Landbau. Es ist dies ein Weinberg, zwar von geringem Umfange, aber er erzeugt einen wohlschmeckenden süßen Wein, der keine Zeit braucht, um diese Eigenschaften zu erlangen. So wirst du denn dort zu gleicher Zeit den Bacchus und die Grazien haben; ist auch die Traube noch am Stock, oder ist sie schon in der Kelter, stets verbreitet sie den Duft der Rosen; denn: „Der Most in dem Bottich ist schon der Nektar“, sagt Homer. — Aber, möchtest du da wohl fragen, warum ist mit dem Anbau jener Reben nicht in größerer Ausdehnung verfahren worden? — Zuerst ist der Grund davon der, daß ich es niemals soweit gebracht habe, ein besonders geschickter Landbebauer zu sein, und dann pflegt für mich die Schale des Bacchus reichlich mit der Gabe der Nymphen vermischt zu sein, so daß ich nie mehr Wein habe verlangen mögen, als ich für mich und für meine Freunde brauche. Und so, mein lieber Freund, vermag ich dir dies Alles nur zu geben, wie es ist, aber ich gebe es dir mit Freuden. Offenbar ist es nur eine ganz unbedeutende Gabe; doch ist es süß, wenn es von einem Freunde zum anderen gelangt und also wie Pindar, der weise Dichter, sagt, gleichsam bei sich bleibt. Ich schreibe dir diesen Brief ganz verstohlen, beim Scheine der Lampe. Solltest du deßhalb etwas zu tadeln finden, so sei nicht gar zu streng, und richte nicht den Redner als Redner.“

Inzwischen hatten wir den bläulichen Raum zwischen Chalki und Asien zurückgelegt und waren um das Vorgebirge Maltépé gekommen, wobei wir das türkische Dorf gleiches Namens rechter Hand gelassen hatten. Unser Kaik fuhr immer an der Küste hin, nach dem Isthmus zu, auf welchem der Fanal von Chalcedon steht; wir erreichten den Ausfluß eines Gewässers, das keinen alten Namen trägt und von den Anhöhen von Semendéné herabkommt und durch das Dorf Bujukli fließt (so bezeichnete es Nisos selbst, der gezwungen war, zu diesen türkischen Benennungen seine Zuflucht zu nehmen). Hier gelangten wir zur Küste. Das Bett jenes Gewässers, welches unsere Barkenführer mit dem allgemeinen Namen eines Flusses benannten, führte durch grüne Felder und Wiesen; indeß hatte die Hitze des Sommers die schon an sich ärmlichen Wellen des Bettes noch mehr ausgetrocknet. Weiterhin kamen wir an eine Brücke, welche zu Gunsten der Karawane, die alljährlich den Zoll muselmännischer Frömmigkeit nach Mekka zu führen bestimmt ist, aus Steinen erbaut worden, und hier verließen wir das Bett jenes Flusses und die süßen Wohlgerüche des jungen Laubes seiner Pappeln, um durch das kurze Thal, durch welches es führt, die östliche Seite des Hügels zu gewinnen.

---

* Gedichte von P. J. Willatzen.

I.
Die Kunst.

Chor.

Auf Schwingen des Wohllauts ertön', o Gesang!
Die Seelen durchwogt uns allmächtiger Drang!
Wir feiern die Kunst, die so oft uns erhob,
Mit Rosen verschönend das Leben durchwob!

Sie wand sich lächelnd los aus Götterarmen
Und stieg herab aus Hallen ew'ger Lust:
„Die schöne Welt ist kalt, sie soll erwarmen!“
So sprach die Kunst, sich hehrer Kraft bewußt,
Und zu dem Menschen kam sie voll Erbarmen
Und zog ihn an die gluthbeseelte Brust,
Auf daß der Ungefüge sich, der Wilde,
Zu höherm Sein an ihrem Wesen bilde.

Chor.

Der Himmelentstiegnen ein Preislied gebracht!
Sie übt auf die Herzen bezaubernde Macht,
Sie schlingt um die Geister ein heiliges Band
Und macht uns unsterblichen Göttern verwandt!

Ein heilig Feuer glomm in allen Adern,
Wo nur mit ihren Wundern sie erschien:
Vor ihrem Blick verstummte wüstes Hadern,
Sie schuf aus Mißklang süße Harmonien,
Sie formte lieblich roher Felsen Quadern,
Ja, Seele hat sie starrem Erz verliehn
Und holder Träume wechselnde Gestalten
In Farben wie durch Zauber festgehalten.

Chor.

Auf Schwingen des Wohllauts ertön', o Gesang!
Die Seelen durchwogt uns allmächtiger Drang!
Wir feiern die Kunst, die so oft uns erhob,
Mit Rosen verschönend das Leben durchwob!

Wenn sich das Herz dem Wahn entringt, dem Staube,
Der Geist zum Schau'n empor aus Nächten strebt,
Die Andacht sich, die fromme, weiße Taube,
Mit kühnem Flug in's Reich der Sel'gen hebt —
Wodurch wird stark und siegreich dann der Glaube?
Wodurch die Seele neu mit Muth belebt?
Uns führt die Kunst, die göttliche, die hehre,
In ihre Heimath, in des Lichtes Sphäre!

Chor.

Der Himmelentstiegnen ein Preislied gebracht!
Sie übt auf die Herzen bezaubernde Macht,
Sie schlingt um die Geister ein heiliges Band
Und macht uns unsterblichen Göttern verwandt!

II.
Schicksal.

Mächtig strebet der Aar wolkenhinan, er kämpft,
Ringt mit trotziger Kraft, will zu der Sonn' empor,
Die mit seligen Strahlen
Ihm verheißend in's Herz geblickt.

Kühn zu wagen, wie schön! Schwellender wogt die Brust,
Wenn beharrlichem Muth endlich der Sieg gelang,
Wenn die Zweige des Lorbers
Kühlung fächeln der heißen Stirn.

Doch nur Wenigen wird solch ein erhabner Preis!
Sagt, was feurigste Kraft, heiligster Ernst vermag,
Lenkt nicht heimlicher Fäden
Tausend gnädig in mild Geschick?

Den umjubelt die Welt, welchen empor es trug,
Denkt Unzähliger nicht, die's in die Tiefe zog;
Statt des ehrenden Schmuckes
Ward, wie Vielen! ein Dornenkranz.

III.

Albumblatt.

Wenn der Frühling mit Gekose
Wandelt über Höh und Thal,
Oeffnet ihren Kelch die Rose
Holderröthend seinem Strahl.

Um die windgewiegten Dolden
Halten Falter frohen Tanz,
Alles jubilirt, denn golden
Liegt die Welt im Sonnenglanz.

Und die Luft, mit jedem Hauche
Trägt sie wundersüßen Schall —
Horch! aus duft'gem Blüthenstrauche
Tönt das Lied der Nachtigall.

Doch zu oft, zu oft nur wettert
Eisig kalt ein Sturm in's Land,
Und die Rose steht entblättert,
Die doch erst so blühend stand!

Starr sind dann des Falters Schwingen
Die er sonst so fröhlich schwang,
Und der Nachtigallen Singen
Wird zu klagendem Gesang. — —

Mag mit seinen rauhen Händen
Dich kein Sturm berühren je!
Mag der Himmel gnädig wenden —
Wenn's doch kömmt — zum Heil das Weh!

Blühe du wie eine Rose
Mit dem Frühling in der Brust,
Daß dein Herz, der sorgenlose
Falter, zieh von Lust zu Lust;

Daß in dir der Freude Lieder
Finden holden Wiederhall,
Stets von Neuem tönend wieder,
Wie im Lenz die Nachtigall!

IV.

Des Kindes Tod.

Norwegisch von Christian Martin Monsen.

Die Mitternacht wie stille! Des bleichen Mondes Schein
Strahlt auf die Kammerdiele durch's niedre Fensterlein.
Die Lampe auf dem Tische, sie brennt so schwach; es macht
Ihr trübes Licht nur dunkler die sternenklare Nacht.

Geschlossnen Aug's im Bettlein ein kranker Knabe liegt,
Um dessen schöne Wangen schon Geisterblässe fliegt,
Ein Traum von Gottes Engeln, der auf der Stirn sich prägt,
Hat seine milden Rosen auf ihren Schnee gelegt.

Es ruhn die blassen Hände gefaltet auf der Brust;
Wie Laub der Esche zittern die Lippen unbewußt,
Doch streift ein sonnig Lächeln das süße Angesicht,
Indeß der Mund leis flüsternd ein Vaterunser spricht.

Die Mutter aber weilet am Bettchen tiefgebeugt,
Und für ihr Seelenleiden die stille Thräne zeugt;
So kniet sie unter Seufzern in namenloser Noth,
Will doch des liebsten Schatzes berauben sie der Tod.

Sie küßt die Stirn des Knaben, den Mund küßt sie ihm lang,
Des nächsten Augenblickes harrt ihre Seele bang;
Sie läßt die feuchten Blicke hinauf gen Himmel gehn —
Das Herz nur einer Mutter mag diese Angst verstehn.

Da wird der Schein der Lampe verdunkelt mehr und mehr;
Des Fensters Vorhang regt sich so seltsam hin und her,
Es ist, als wenn das Linnen ein Hauch berührte schwach
Und schattenlos ein Wesen durchschreite das Gemach.

Und plötzlich scheint zu leuchten des Kindes Angesicht,
Schnell wie des Blitzes Zucken spielt drüber hin ein Licht;
Die Mutter sinkt auf's Lager laut schreiend auf im Schmerz,
Und preßt die kleine Leiche des Kindes an ihr Herz.

Die Mitternacht wie stille! Des bleichen Mondes Schein
Strahlt auf die Kammerdiele durch's niedre Fensterlein;
Herab vom dunkeln Himmel fällt da ein schöner Stern,
Und eine Kinderseele ist heimgekehrt zum Herrn.

* Erinnerungen an Schiller und Goethe.

Von F. Pletzer.

Von dem Buche, welches der vor Jahren als Schauspieler und Sänger an den Bühnen von Leipzig und Weimar thätige Eduard Genast unter dem Titel „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers“ herausgegeben hat (Leipzig, Voigt und Günther, 2 Bde.), ist schon mehrmals die Rede gewesen. Genast war ein Lieblingsschüler Goethes, unter dessen Direction er die Bühne in Weimar betrat. Geboren im Jahre 1797, war er gerade in der Entwickelung seines Talentes begriffen, als Goethe 1817 die Leitung des Theaters niederlegte, bei welcher ihm Anton Genast, der Vater unseres Verfassers, zwanzig Jahre lang als Schauspieler und Regisseur zur Seite stand. Die Aufzeichnungen dieses älteren Genast bilden einen Hauptbestandtheil des Buches, welches der jüngere verfaßt hat. Daß sich in demselben viel Werthvolles und Anziehendes findet, läßt sich denken, da Genast in der Blüthezeit des deutschen Theaters wirkte, der sogenannten guten alten Schule angehörte und zu Goethe in so nahem Verhältnisse stand. Es mag richtig sein, was so oft gesagt worden ist, daß neue und werthvolle Erinnerungen an Schiller und Goethe bei der unendlichen Fülle der bereits vorhandenen, kaum noch denkbar seien. Aber das Buch Genasts, das zwar nicht glänzend, aber recht gut geschrieben ist, muß doch als eine erwünschte Gabe bezeichnet werden. Es liest sich leicht und angenehm und bietet in guter Gruppirung eine große Anzahl von dankenswerthen Notizen und Uebersichten aus dem Gebiete der Geschichte des Theaters. Die Leser des Sonntagsblattes werden es uns Dank wissen, wenn wir eine Reihe von Erinnerungen an Schiller und Goethe aus Genasts Buche, und zwar zum großen Theil mit seinen eignen Worten, zusammenstellen. Daß dabei manches Bekannte und oft Gesagte, wenn auch in anderer Gruppirung, mit unterläuft, ist natürlich und wird der Sache keinen Eintrag thun. Bei dem heute Mitgetheilten hören wir hauptsächlich den älteren Genast; es handelt sich wesentlich um das letzte Jahrzehnt des vorigen und das erste des jetzigen Jahrhunderts.

Goethe übernahm die Leitung der Bühne im Jahre 1791 und eröffnete dieselbe am 7. Mai mit den „Jägern“ von Iffland und einem Prolog. Die Gesellschaft war anfangs klein, mußte im Sommer in Lauchstedt und Erfurt spielen und erhielt nur geringe Gagen, da der Herzog außer der Kapelle nicht mehr als 7000 Thaler Zuschuß gab. Der Schauspieler Malcolmi bekam mit drei Töchtern, von denen eine die später so berühmt gewordene Amalie Wolff war, zehn Thaler wöchentlich, konnte aber bei der beispiellosen Billigkeit der Lebensbedürfnisse doch damit auskommen. In demselben Sommer von 1791 studirte Goethe Schillers „Don Carlos“ ein, er besuchte oft die Proben, gab Winke über Auffassung und Rede, speziell beschäftigte er sich aber nur mit der hochbegabten Christiane Neumann(-Becker), welche sein Liebling war und bei deren frühem Tod er die Elegie Euphrosyne dichtete. Ihre erste bedeutende Rolle war der Arthur im König Johann von Shakspere, dessen Dramen Goethe mit besonderer Vorliebe in Scene setzte. Bei der Hauptprobe zeigte sie ihm nicht genug Entsetzen vor dem glühenden Eisen; ungeduldig hierüber riß Goethe dem Darsteller des Hubert das Eisen aus der Hand und stürzte mit solch grimmigem Blick auf das Mädchen zu, daß dieses entsetzt und zitternd zurückwich und ohnmächtig zu Boden sank. Erschrocken knieete nun Goethe zu ihr nieder, nahm sie in seine Arme und rief nach Wasser. Als sie die Augen wieder aufschlug, lächelte sie ihm zu, küßte seine Hand und bot ihm dann den Mund.

Besondere Liebe wandte Goethe auf das Ensemble; störende Gastspiele duldete er nicht, oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen, z. B. bei Iffland. Er suchte namentlich die Plastik und Rhetorik auszubilden, wobei er mit dem noch gewaltig wuchernden bombastischen Ton zu kämpfen hatte, dem fast alle Schauspieler anhingen. Er strebte der Antike nach und führte so zum Idealismus, während Schröder als Reformator der Schauspielkunst der realistischen Natürlichkeit huldigte. In dem poetischen Hauche, den Goethe den Darstellungen zu verleihen wußte, lag ein großer Zauber. Seine Anordnungen wurden in der Regel mit Milde und eindringlicher Ruhe getroffen, sein Tadel war fast nie verletzend, doch litt er keine individuelle Willkür des Einzelnen, sondern zwang ihn, dem Gesammtbilde sich einzufügen, das vor Allem den Eindruck plastischer Abrundung hervorbringen sollte. Nach dem Johann und dem Hamlet ließ er Schillers Don Carlos folgen, für den er zwar durchaus keine Sympathie hatte, der aber mit musterhafter Sorgfalt einstudirt wurde. Schiller widerstrebte stets, wenn Goethe Stücke seiner früheren Periode zur Aufführung bringen wollte, und namentlich war ihm „Fiesko“ verleidet, der denn auch bei seinen Lebzeiten nicht mehr auf der Weimarischen Bühne erschien. Goethe hatte selbst den artistischen und ästhetischen Theil der Anstalt, für alle rein technischen Anordnungen waren drei Schauspieler angestellt, welche Wöchner genannt wurden und abwechseln mußten. Auch in der äußeren Erscheinung der Mitglieder mußte künstlerisches Ebenmaß sein. Als Genast ausgeschickt wurde, um Eßlair zu engagiren, und über dessen Körpergröße berichtete, die zu der damaligen ersten Liebhaberin in Weimar nicht stimmen werde, schrieb ihm Goethe: „Sehen Sie sich anders um; ich kann keinen Liebhaber brauchen, dessen Geliebte ihm nur bis an den Nabel reicht.“

Im Jahre 1798 setzte er Schillers „Wallensteins Lager“ mit ganz besonderem Fleiß in Scene, leitete das Studium der Schauspieler und erstattete nach Jena Bericht an Schiller, der bis zur letzten Probe vieles änderte. Auf seinen Wunsch schrieb derselbe als Einleitung ein Soldatenlied, zu dem Goethe noch einige Verse hinzufügte. Um den Eindruck eines großen Lagers hervorzubringen, wurden die letzten Verse hinter den Coulissen gesungen. (Man hat diese Einrichtung in Weimar bis 1850 beibehalten.) Zur letzten Probe kam Schiller von Jena herüber, änderte noch manches und war entzückt über die Anordnung. Bei der Aufführung ließ Goethe zum ersten Male die Herren, Madames und Demoiselles vor den Namen der Mitglieder weg, indem er meinte, diese letzten seien genügend, denn Herren und Madames gebe es sehr viele in der Welt, Künstler aber sehr wenige. Seine Mitglieder, deren Namen er willkürlich änderte, wenn ihm das grade paßte, durften keine bestimmten Rollenfächer beanspruchen, mußten vielmehr unweigerlich jede spielen, die ihnen zugetheilt wurden, und wenn es nur Anmelderollen waren. Als der Schauspieler Becker den zweiten Holkschen Jäger in „Wallensteins Lager“ zurückwies, gerieth Goethe in heftigen Zorn und sagte zum Regisseur Genast: „Sagen Sie dem Herrn Becker, wenn er sich noch weigern sollte, so würde ich die Rolle selber spielen.“ Natürlich weigerte Becker sich jetzt nicht mehr.

Einige Wochen nach dem „Lager“ folgten am 30. Januar 1799 „Die beiden Piccolomini“, jedoch in anderer Eintheilung als der im ersten Druck von 1800. Die vier ersten Acte waren in zwei zusammengedrängt, der fünfte bildete den dritten, der vierte begann mit dem astronomischen Thurm (jetzt Wallensteins Tod, erster Aufzug), der fünfte mit den Worten Wallensteins „Mir meldet er aus Linz.“ Das Trauerspiel „Wallensteins Tod“, welches am 20. April 1800 die erste Aufführung erlebte, begann nun also mit dem dritten Aufzuge der späteren Redaction, den Worten der Gräfin Terzky: „Ihr habt mir nichts zu sagen, Base?“ Die so verbleibenden drei Acte waren in fünf zerlegt; nur der letzte hatte bei der Aufführung dieselbe Ausdehnung wie im Druck. Alle drei Dramen wurden in den ersten beiden Jahren stets in unmittelbarer Folge dargestellt, so daß also die soeben erwähnte Eintheilung nicht nachtheilig wirkte. Der Andrang der Zuschauer und der Erfolg der Schauspiele waren enorm, so daß man die Preise bedeutend erhöhen konnte. Vollendet war namentlich die Thekla der Jagemann, jener außerordentlich talentvollen Schauspielerin, deren hochpoetisches Wesen die Werke Goethe's und Schillers verherrlichen half. Das Einzige, was ihr im Wege stand, war ihre kleine Gestalt.

Mit der Uebersiedlung Schillers von Jena nach Weimar hub um den Anfang des Jahres 1800 die gemeinschaftliche Thätigkeit beider Dichter für das Theater an. Schiller begann mit der Inscenesetzung des „Mahomet“; seine Leitung war sehr milde, seine Bescheidenheit, namentlich bei einigen Stücken, eine fast übertriebene. Diese Liebenswürdigkeit zog unwiderstehlich jeden an, der das Glück hatte, in seiner Nähe weilen zu dürfen. Auf den Proben spielte er zuweilen den Schauspielern einzelne Stellen vor, und wenn auch Dialekt und Vortrag keineswegs schön, die Rhetorik überladen war, so riß er doch alle durch Feuer und Phantasie zur Begeisterung hin. Er liebte das gewaltige Pathos am Schlusse der Rede und machte das Grelle oft noch greller, wie denn von ihm, (nicht von Goethe, wie Palleske meint), die Einrichtung herstammte, daß der Alba in Egmont mit großem rothen Mantel und tief ins Gesicht gedrücktem Hut wie ein Henker auftrat. Uebrigens war er in den Proben äußerst artig und freundlich, widerlegte thörichte Ansichten ungemein mild und brach sehr selten aus, wenn sich auch eine zornige Röthe auf seinen Wangen bemerkbar machte. Genast erinnert sich nur eines Zornesausbruchs. Der Schauspieler Haide schlug gern die höchsten Töne seines Organs an und focht mit den Händen und Armen in der Luft herum. Als er das bei einer Probe des „Tancred“ wieder that, und sich noch vertheidigen wollte, brach Schiller los und rief: „Ei was! mache Sie's, wie ich's Ihne sage, und wie's der Goethe habbe will. Und er hat recht; es ischt ä Graus, das ewige Vagire mit denn Händ' und das Hinaufpfeife bei der Recitation!“ Ihm selbst war aber diese Scene so fatal, daß er die Leitung der Proben zu Lessings Nathan, der zunächst auf dem Repertoir stand, Goethe übertrug.

Von seinen eignen Dramen oder Bearbeitungen setzte Schiller zunächst am 14. Mai 1800 den Macbeth bei großem Andrange des Publikums in Scene, am 14. Juni die Maria Stuart. Die Abendmahlsscene, welche bei Herder und auch sonst Anstoß erregte, wurde nur am ersten Abend dargestellt. In Massen strömten die Menschen herbei, und selbst viele Bauern kamen zur Stadt, wie das immer bei Schillers Schauspielen der Fall war. Besonders glänzend an Erfolgen war das Jahr 1803. Am 19. März ging die Braut von Messina in Scene, am 23. April die Jungfrau von Orleans, am 18. Mai der Neffe als Onkel, am 12. October der Parasit; die zwei letzten Dramen fanden nur eine achtungsvolle Aufnahme, eine enthusiastische die Jungfrau. Die Ausstattung derselben veranlaßte bei der damals am Hoftheater herrschenden Sparsamkeit viel Kopfbrechen. Der Hofrath Kirms wollte den Krönungsmantel aus einer alten blauseidenen Gardine zurecht machen lassen. Goethe und Schiller aber protestirten so bestimmt, daß denn endlich ein neuer rother Mantel von unechtem Sammet angeschafft wurde. — Von Goethe gelangten in diesem Jahre 1803 nur die „natürliche Tochter“ zur Aufführung, vermochte aber die Zuschauer nicht zu erwärmen. — Am 17. März 1804 kam Schillers Tell, zu dem solche Menschenmassen herbeiströmten,

daß schon um 3 Uhr Nachmittags der Theaterplatz gefüllt war. Ueber die Länge des Schauspiels war Schiller ganz unglücklich und wollte so unbarmherzig streichen, daß man ihn förmlich daran verhindern mußte. Der Enthusiasmus der Zuschauer war grenzenlos. Der Tell war bekanntlich Schillers letzte dramatische That, welcher abgesehen von dem Festspiel „Huldigung der Künste“ zu Ehren der Großfürstin Maria Paulowna keine weitere folgte, da der Demetrius unvollendet blieb. Acht Tage vor seinem Tode (9. Mai 1805) besuchte Schiller noch das Theater; Genast war erschrocken über sein blasses Gesicht mit fast gläsernen Augen. Am andern Tage hatte er ihn in geschäftlichen Angelegenheiten zu besuchen. Schiller empfing ihn mit seiner gewohnten Milde und sagte: „Ja, ja, mein lieber Genast, da liege ich wieder. Mit Goethe geht es heute auch nicht gut; ich habe zu ihm geschickt. Seine kräftige Natur hilft ihm über Alles hinaus, er wird genesen; wer aber weiß, was uns die nächste Stunde schwarz verschleiert bringt? Unsere Körper werden scheiden, aber unsere Seelen werden ewig zusammenleben.“

Seine Dramen zogen stets ein großes Publikum herbei und füllten immer die Kasse. Gewöhnlich kam er während der Vorstellung auf die Bühne und sprach seine Befriedigung aus, verließ das Haus aber in der Regel vor dem Schlusse, um sich den Hochrufen des Publikums zu entziehen. Als er im Sommer 1803 die Saison in Lauchstedt leitete, erweckte er das größeste Interesse bei den Gästen des damals berühmten und vielbesuchten Bades, denn man schwärmte für ihn noch viel mehr als für Goethe. Aber während dieser alle Huldigungen mit hocherhobenem Haupte, stolz wie ein König, als selbstverständlich entgegennahm und bei einem Gruße nur gnädig sein Haupt neigte, wurde Schiller durch die bunte Menge ängstlich und schüchtern gemacht. Er suchte die einsamen Wege auf, aber hörte man, wohin er gegangen, so bemühte man sich ihm zu begegnen. Er ging gewöhnlich gebeugten Hauptes durch die Massen, jedem, der ihn grüßte, freundlich dankend. Da er sich damals schon leidend befand, so schlug er fast alle Einladungen aus. — Im Jahre zuvor, 1802, war die Lauchstedter Saison besonders glänzend. Goethe eröffnete dieselbe mit dem Vorspiele „Was wir bringen“; als man ihm darauf ein dreimaliges Hoch brachte, sprach er von seinem Platz aus: „Möge das, was wir bringen, einem kunstliebenden Publikum stets genügen.“ Im Spätsommer ging der Hof zum Vogelschießen nach Rudolstadt, wohin eine Masse von Menschen geströmt war. Karl August und andere fürstliche Gäste amüsirten sich dort wochenlang, stets unter das Volk sich mischend; auch Goethe kam zuweilen. Drollig war es anzusehen, wenn die fürstlichen Herren, Goethe mit unter ihnen, sich um eine Bratwurstbude stellten und dann, jeder mit einer Wurst bewaffnet, unter dem Publikum einherwandelten; oder wenn sie mit den hübschesten Landmädchen in einer Lottobude saßen und jene mit Wein oder Punsch regalirten; der Schluß war dann gewöhnlich, daß jeder seine hübsche Dirne an den Arm nahm, die Musik herbeigeholt und eine Polonaise eröffnet wurde, die den ganzen Anger und alle Säle durchwogte und an der das ganze Volk jubelnd Theil nahm.

Was den Tod und die Beerdigung Schillers betrifft, so bestätigt Genast im Allgemeinen die schon seit mehreren Jahren festgestellte richtige und mildere Ansicht von der Sache und widerlegt die Behauptungen, daß die Bestattung absichtlich in unwürdiger Weise abgemacht sei. Außer den Gelehrten und Beamten, welche den Sarg trugen, wohnten auch die Mitglieder des Theaters der Trauerfeier bei. Dieselbe geschah um Mitternacht; vor dem Sarge gingen die Primaner des Gymnasiums mit Laternen, es folgten die Schauspieler, von denen übrigens zwei (Graff und Haide) nebst siebenzehn Beamten, Malern, Bildhauern und Schriftstellern den Sarg trugen. Hinter diesem ging ein großer Mann in einen Mantel gehüllt, der fast das Gesicht bedeckte; man behauptete, es sei Goethe, doch war dieser damals bekanntlich krank.

Die Trauer der Mitglieder des Theaters war groß; die Jagemann erklärte, sie könne nicht gleich nach Schillers Tode spielen, und der Herzog Karl August befahl das Ausfallen der nächsten Vorstellung. Da erging aus einer Kanzlei eine ungeschickt abgefaßte Veröffentlichung, in welcher dies Ausfallen durch den Tod Schillers motivirt wurde. Als Genast gleich darauf in Geschäften bei Goethe war, empfing ihn dieser mit ernster Miene und sagte kein Wort über Schiller. Als aber die Besprechung zu Ende war, rief er: „Noch eins! Sagt dem, der die sonderbare Annonce über den Tod meines Freundes verfaßt hat, er hätte es sollen bleiben lassen. Wenn ein Schiller stirbt, bedarf es dem Publikum gegenüber wegen einer ausgefallenen Theatervorstellung keiner Entschuldigung.“ Genast richtete diesen Auftrag nur halb aus, um nicht einen sonst hochverehrten Mann bloßzustellen, deutete ihm aber doch Goethe's Ungehaltensein an. Er ging längere Zeit hindurch nicht in das Theater.

Später nahm er sich der Bühne wieder mit großem Eifer an, ließ Schillers Werke das Repertoire beherrschen und bereicherte dasselbe durch die Glocke, welche er scenisch einrichten und vom gesammten Personal ausführen ließ, veranstaltete auch eine besondere Gedächtnißfeier sowohl in Lauchstedt als in Weimar, wo die Trauervorstellung am 14. Mai 1806 besonders ergreifend war. Die kriegerische Lage der Dinge in diesem Jahre bedrohte das Theater so ernstlich, daß der Finanzminister die gänzliche Aufhebung desselben beantragte. Da aber trat Kirms dazwischen, wies auf das erworbene Vermögen hin, das zum Theil durch Knauserei, die sich nun als wohlthätig erwies, zusammengebracht war, und machte so das Zusammenbleiben der Mitglieder möglich. Fünf derselben überraschten nun Goethe durch eine besonders sorgfältig studirte und ausgezeichnet gut ausfallende Darstellung des Tasso. Im Sommer ging man, statt nach Lauchstedt, zu einem Gesammtgastspiel nach Leipzig, wo man viel Lorbeeren erntete; Goethe schrieb einen besonderen Prolog und hatte große Freude an dem glänzenden Gelingen des Unternehmens. Er sagte zu Genast bei dessen Bericht über das Zusammenwirken des Personals: „Virtuosität muß von der dramatischen Kunst ferngehalten werden; keine einzelne Stimme darf sich geltend machen, Harmonie muß das Ganze beherrschen, wenn man das Höchste erreichen will.“ Wie sehr wahr diese so oft wiederholte, aber eben so oft vernachlässigte Wahrheit ist, erlebte man an zwei verschiedenen Fällen bald hinterher. Das Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ von Heinrich von Kleist fiel beinahe durch, hauptsächlich wegen der schlechten Darstellung des Dorfrichters Adam, dagegen machte der „vierundzwanzigste Februar“ von Zacharias Werner bei vortrefflicher Besetzung und glänzender Ausführung großes Glück. Das war übrigens von allen Schicksalstragödien die einzige, für welche sich Goethe interessirte. Die „Schuld“ von Müllner gab er zwar hinterher auch und probirte mit Eifer, war aber dem Stück entschieden abgeneigt. Als beim „zerbrochenen Krug“ ein Beamter pfiff, wurde Herzog Karl August sehr böse und rief: „Husaren, nehmt den Kerl fest!“ Derselbe kam auf drei Tage auf die Hauptwache. Ein solcher Fall war unerhört bis dahin; man war auch im Beifallspenden sehr mäßig, das Hervorrufen nicht verboten, aber nicht üblich. Nur Schillers „Räuber“ waren vogelfrei und wurden den Jenenser Studenten ganz preisgegeben.

Um 1810 mochte das Zusammenspiel am Weimarischen Theater den höchsten Grad der Vollendung erreicht haben; die Hauptstützen waren wohl das Ehepaar Wolff und die Jagemann.

Bei der Aufführung des „vierundzwanzigsten Februars“ sagte Goethe zu den Mitgliedern: „Nun sind wir da angekommen, wohin ich euch haben wollte; Natur und Kunst sind jetzt aufs engste mit einander verbunden.“ Gleichzeitig begann freilich Wolff, welcher eitel und herrschsüchtig war, durch allerlei Intriguen die Harmonie zu stören. Unter den dramatischen Unternehmungen Goethe's in jener Zeit heben wir hervor die Scenirung der Antigone des Sophokles, sodann die Calderonschen Dramen „Leben ein Traum“, „der standhafte Prinz“ und „Zenobia.“ Bei den Proben wurde mit strengster Regelmäßigkeit verfahren; Goethe saß oben an einem langen grünbehangenen Tisch in seinem Empfangszimmer, ihm gegenüber unten der Regisseur, zu beiden Seiten die Mitglieder. Man hatte vier Exemplare, Goethe und der Regisseur je eins, die zwei anderen wanderten von Hand zu Hand, so daß die strengste Aufmerksamkeit nöthig war. Bei einer zweiten Leseprobe hatten alle ihre Rollen, die dann verglichen wurden; bei der dritten erst las man am Charakter. Dann wurde Zeit zum Studiren gelassen; dagegen verlangte Goethe, daß man bei der ersten Theaterprobe seiner Sache mächtig sei, und wurde sehr heftig, wenn es nicht der Fall war.

Die Blüthezeit der Hofbühne in Weimar dauerte nur einige Jahre. Die erste empfindliche Lücke wurde durch den Abgang des Ehepaars Wolff nach Berlin im März 1816 hineingerissen; Goethe schien seitdem einen großen Theil seiner Lust an der Sache verloren zu haben, obwohl er das nicht eingestehen wollte. Dann intriguirte die Jagemann (Frau von Heygendorf), welche die Verwaltung des Theaters in anderen Händen zu sehen wünschte. Zunächst wurde Genast von der Regie entlassen und pensionirt, Goethe zum Intendanten, sein Sohn zum Director gemacht. Das klang nach etwas, war aber in der That nur der Anfang vom Ende. Als Genast beim Abschied von Goethe meinte, man habe mehr vor und werde auch ihn bald beseitigen, wurde dieser fast beleidigt. Allein nach ganz kurzer Zeit erwies sich, daß Genast recht hatte. Im Jahre 1817 schon wurde die allbekannte Geschichte mit dem Hund Aubry's die Veranlassung zum Rücktritt Goethe's von der Oberleitung der Bühne.

Ueber sein häusliches und gesellschaftliches Leben finden wir manche Notiz bei Genast. Früh um sechs im Winter, um vier im Sommer stand er auf, arbeitete bis um Mittag und fuhr dann, meist mit Riemer, eine Stunde spazieren. Pünktlich um 1 Uhr ward gegessen; die Tafel wurde bis drei oder, wenn um 4 Uhr Theaterprobe war, auch wohl bis dahin ausgedehnt. Die Abende, an denen nicht gespielt wurde, verbrachte er meist mit gelehrten Freunden. Er liebte musikalische Unterhaltung und ließ sich häufig vorsingen. Die Abendzirkel seiner Frau besuchte er selten und gewöhnlich nur auf Augenblicke; er sprach dann mit diesem oder jenem, sah auch wohl dem Spiele, das nicht unterbrochen werden durfte, eine Weile zu und entfernte sich wieder. In diesen Gesellschaften unterhielt man sich über Tagesneuigkeiten, spielte Whist, Boston und Ragusa und nahm zuletzt ein gutes Abendessen ein.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Melanchthons Gedichte, ausgewählt und übersetzt von C. Oberhey. — Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern. Von H. Halland. — Studien. Von J. Klein.

* Der berühmte Drake hat seine Melanchthonstatue, welche für den Marktplatz von Wittenberg bestimmt ist, vollendet, und soll dieselbe in hohem Grade alle Erwartungen befriedigen.

* Von dem bekannten Geschichtsmaler Georg Bleibtreu, der namentlich die Zeit der Freiheitskriege zum Vorwurfe seiner Compositionen macht, erscheinen binnen Kurzem zwei große Kunstblätter: „Die Preußen vor Paris“ und „Die Siegesnachricht von Belle-Alliance.“ Sowohl die Auffassung und die Anordnung wie auch das Leben in den Figuren wird sehr gerühmt. In gleicher Weise soll die lithographische Ausführung der Bilder, welche der Künstler selbst übernahm, außerordentlich gelungen sein.

* Am 7. Juli starb in Wien einer der bedeutenderen Thiermaler der Jetztzeit, Friedrich Gauermann. Er war ein Sohn des als Landschafter und Kupferstecher rühmlich bekannten J. Gauermann und widmete sich schon früh der Kunst. Seine Studien machte er in Wien an der Akademie der bildenden Künste, doch sammelte er seine großen Kenntnisse vorzugsweise auf vielfachen Studienreisen, namentlich in den Alpengegenden, die auch auf seinen Bildern meist dargestellt sind oder wenigstens den Hintergrund zu seinen trefflichen Thierstücken bilden. Namentlich war es sein „Ackersmann“, 1834 auf der Wiener Kunstausstellung epochemachend, jetzt in der kaiserlichen Gallerie des Belvedere befindlich, der ihm einen Ruf verschaffte. Mit Gauermann verlor die Wiener Schule einen ihrer bedeutendsten Repräsentanten.

* In der verflossenen Saison wurden im Burgtheater 299 Vorstellungen gegeben. An neuen Stücken führte man zwei Trauerspiele auf — Don Juan d'Austria von G. zu Putlitz und die Fabier von G. Freytag —, ferner gab man 5 neue Schauspiele und 11 Lustspiele. Schiller erlebte von Allen die meisten (31), Gutzkow und Laube je 15, Goethe 11 und G. Freytag 8 Vorstellungen.

* In Chur ist am 21. Juli ein Sängerfest gefeiert worden, über welches die „Neue Zürcher Zeitung“ unter Anderem Folgendes berichtet: Vom tiefblauen Himmel herab lacht die Sonne auf unsere Sängerschaaren, die aus allen Theilen der Schweiz, aus Deutschland und Frankreich in die alte bergumthürmte Hauptstadt Graubündens gepilgert sind. Chur prangt in fast überreichem Festschmuck; aus allen Fenstern schauen lebens- und liebeslustige Augen; in allen Straßen schallen muntere Lieder. Der Empfang an der Gränze des Kantons und in der Feststadt war einfach und herzlich, wie sich's den kraftvollen Männern der Berge geziemt. Die Reden bei der Uebergabe der eidgenössischen Fahne bestimmten den Grundaccord des Festes: Einigkeit und Brüderlichkeit unter allen Sängern, Begeisterung für die Kunst, und Liebe für die Freiheit und Vaterland. Die Vorträge der Volksgesänge des ersten Concerts waren im Allgemeinen vortrefflich. Im Kunstgesang zeichneten sich Bern und Basel aus, wie immer; doch war es für beide Vereine sehr angenehm, nach dem Ausspruch der Volksstimme sowohl wie nach den Mittheilungen der Kampfrichter, daß die Züricher „Harmonie“ dießmal in bescheidener und anerkennenswerther Weise auf die Preisbewerbung verzichtete. „Der Krieger Nachtwache“, von Karl Ecker in Freiburg, der, in Anerkennerung seiner ausgezeichneten Compositionen für Männerchor, zum Ehrenmitglied des eidgenössischen Sängervereins ernannt wurde, hat einen außerordentlichen Beifallssturm errungen. Von den deutschen Vereinen sangen ganz ausgezeichnet: die Sängerrunde Bodan von Konstanz und Nürnberg. Bregenz und Lindau leisteten ebenfalls Tüchtiges, während die Sänger aus Paris und aus dem Kanton Tessin noch vieles zu lernen haben, bis sie mit den Sängerchören deutscher Zunge erfolgreich concurriren können. Es war außerordentlich anziehend deutsch, italienisch, romantisch und französisch, also alle Landessprachen der Schweiz, von schönen Stimmen singen zu hören, und den so verschiedenen Charakter deutscher und wälscher Kunst in unmittelbarer Folge zu beobachten. Die Generalversammlung wählte das neue Centralcomité. Ehrenmitglieder des eidgenössischen Sängerbundes wurden die Herren Schnyder von Wartensee, Dr. Faißt in Stuttgart, L. Liebe in Straßburg, J. R. Weber, der Sängervater des Kantons Bern, und Karl Ecker in Freiburg im Breisgau. Ferner die Dichter Ludwig Uhland in Tübingen, Gottfried Keller in Zürich und der Präsident des deutschen Sängerfestes, Dr. Gerster, der im Namen der Stadt Nürnberg einen prachtvollen Pokal im altdeutschen Stil überbrachte, welcher als treuer Begleiter der eidgenössischen Sängerfahne dieselbe von Fest zu Fest begleiten soll. Die Hauptaufführung gestaltete sich wahrhaft überraschend schön und hocherfreulich. Der eherne „Choral“ Luthers und die imposante „Hymne“ von Faißt bildeten eine Einleitung, wie solche niemals schöner vorhanden war. Das „Siegeslied der Eidgenossen“ von Ritz, die „Dithyrambe“ von Zöllner, und der „Nachtgesang“ von Schubert erklangen, gehoben durch die geglückte Akustik der Festhalle, in herrlichen, bald mächtig dahinströmenden, bald zart verhallenden Harmonien, und die wahrhaft plastische Erscheinung Karls des Kaisers, in Eckers unübertrefflicher „Rheinsage“, bildete den Höhepunkt aller Leistungen im allgemeinen Chorgesang.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 32. Bremen, 10. August. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Ueber den Skandinavismus der Gegenwart.

Von P. J. Willatzen.

Es ist etwas Erhebendes, ein ganzes Volk wie Einen Mann für die heiligsten Güter der Menschheit einstehen und mit der glühendsten, hingebendsten Opferfreudigkeit für seine Unabhängigkeit, für seine Freiheit ringen zu sehen. Ebenso widerlich aber ist es auch, wenn ein Volk, mißleitet von einer Schaar ehrgeiziger Demokraten, die nur das Ziel ihrer persönlichen eigennützigen Pläne verfolgen, in einen Schwindel hineingeleitet wird, der selbst sonst ruhigen Naturen die Besonnenheit raubt und für das Recht Anderer vollständig blind macht. In solchem Falle ist die dänische Nation, vor deren Intillegenz man sonst alle Achtung hegen muß. Das kleine Volk hat nicht nur in indrustrieller, maritimer und agricoler Hinsicht eine beachtungswerthe Stellung eingenommen; in der Wissenschaft und Literatur leistete es verhältnißmäßig fast noch mehr und kann mit Bezug auf diese gar bedeutende Namen aus seinen Reihen nennen. Die politischen Verhältnisse und der Terrorismus der Tonangeber haben aber den freien Blick durchaus getrübt. Bei den Dänen ist das Nationalgefühl von jeher stark ausgeprägt gewesen. Nachgerade ist dies jedoch so gesteigert und namentlich Deutschland gegenüber durch alle mögliche Mittel so auf die Spitze getrieben worden, daß es bis zu der Gränze angekommen ist, wo vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur Ein Schritt ist, und wo es sich in Anmaßung, Dünkel und knabenhafte Widerspenstigkeit verkehrt, sobald es sich um Anerkennung dessen handelt, was der Norden und zunächst Dänemark dem so blind gehaßten Deutschland verdankt. Fast die gesammte Presse Dänemarks, mit verschwindend unbedeutender Ausnahme, wird von einem rücksichtslosen Fanatismus geleitet, der das Kind mit dem Bade ausschüttet und allem Deutschthume den Krieg erklärt. Täglich wird dies verhöhnt und begeifert, das Größte unserer Nation verkleinert, das Heiligste besudelt und geschmäht. Von der Rohheit des Tones dieser demokratischen Presse Kopenhagens macht man sich in Deutschland keinen Begriff. Namentlich dann wird sie wild, wenn von einem möglichen Rechte Deutschlands an Schleswig die Rede ist. Da hört die Besinnung auf und ein wüstes Lärmen beginnt. Und wagt einmal eine schüchterne Stimme laut zu werden und die Meinung zu äußern, daß dem gemaßregelten Schleswig doch wohl nicht immer von den dänischen Satrapen Recht widerfahre und hie und da eine Klage begründet sein möchte, dann wird eine Lynchjustiz geübet, wie drüben im Westen jenseit des großen Wassers. Ging's doch dem bekannten Baron Dirkink-Holmfeldt so. Der Kopenhagener Pöbel zog massenhaft vor sein Schloß und demolirte es — und die hohe Polizei schlief, und die „tappern" Landsoldaten ließen sich erst blicken, als nichts mehr zu zerstören war und der letzte vom Gesindel sich unsichtbar gemacht hatte. Der verhaßte Baron forderte Gerechtigkeit. Jawohl! Die Richter zuckten mit den Achseln, Scheinverhöre wurden angestellt, aber — du lieber Gott, wir sind alle Menschen! Und was hatte der Baron verbrochen, daß das souveräne Volk an ihm Justiz übte? Ei nun, er war verwegen genug gewesen, in einer kleinen Broschüre mit Belegen, auf Thatsachen fußend, nachzuweisen, daß die Handlanger des in Kopenhagen herrschenden Systems systematisch das Recht des Einzelnen im unterjochten Herzogthum mit Füßen träten, und daß bei solcher Regierungsweise nothwendig fortdauernde Opposition wachgehalten werden müsse. — Vor allen Dingen ist man darüber aus, die Jugend in den allein seligmachenden politischen Glaubensartikeln sattelfest zu machen und begreiflicher Weise wird zu diesem Ende zunächst die Geschichte gemißhandelt, im Gewande der Wissenschaft sowohl wie im Flitterstaat der Belletristik. Um von Letzterer nur Etwas zu erwähnen, sei hier der historischen Romane des bekannten B. S. Ingemann gedacht. Sie sind natürlich in's Deutsche übersetzt, denn was Alles übersetzen wir nicht; in Dänemark erfreuen sie sich einer ganz unglaublichen Popularität, indem sie, beschränkt auf eine dänischredende Bevölkerung, welche nur um ein Weniges die Population des kleinen Königreichs Sachsen übertrifft, fünf starke Auflagen erlebten, etwas das nur in ganz seltenen Fällen im großen Deutschland passirt, wie z. B. bei G. Freytags „Soll und Haben." Und woher das? Glaube man ja nicht, daß diese geschichtlichen Romane ihrer Vortrefflichkeit halber solches Glück fanden. Denke man nicht, daß in Dänemark mehr gelesen werde als bei uns. Wähne man ferner nicht, daß etwa die Neuheit des Genre solches Wunder bewirkte, denn noch heute, nachdem Ingemann sehr glückliche Nachahmer gefunden hat, sind seine Schilderungen ebenso beliebt wie in den ersten Jahren ihres Erscheinens und werden mit gleicher Gier von Alt und Jung verschlungen. Das Geheimniß liegt darin, daß der Dichter auf eine mehr als selbst dem Romanschreiber erlaubte Weise für seine dänischen Helden gegen die deutschen Partei ergreift und auf eine frevelhafte Weise die Geschichte mißhandelt. Das weiß natürlich der große Haufe

nicht, fühlt sich aber sympathisch hingezogen zu einem Dichter, der ihm in jeder dänischen Persönlichkeit seiner Romane einen Tancred oder Richard Löwenherz, Achill oder Hektor vorführt, während die Deutschen nur als Copien des Ritters von der traurigen Gestalt erscheinen. Wie sollte darob nicht jedes edle patriotisch gesinnte dänische Herz aufjauchzen? Wir wissen, welch ein Aergerniß man den Herren am Sunde bereitet durch solch ketzerhaftes Urtheil; allein wenn's der Mühe werth wäre, würde der Nachweis jederzeit geführt werden können.

Wie die Belletristik dazu dienen muß, den nationalen Dünkel der Dänen zu nähren, so wird auch die Geschichte herabgewürdigt zur Sklavin, die sich Alles gefallen lassen muß. Man denke nur, welche Seiltänzerkunststücke der bekannte Etatsrath Wegener sie machen ließ, wie Herr Allen sie als Gänsemagd anstellte und nach Schleswig auf die Weide gehen hieß, wo für ihn der Waizen blühte. Eine dritte Größe, die in ähnlicher liebreicher Weise sich der Geschichte annimmt, nennt sich Frederik Barsod. Wo es sich um rein dänische Verhältnisse handelt, ist er vortrefflich zu Hause, allein die Beziehungen zu Deutschland sieht er nur durch dänische Brillen und ignorirt vornehm alle deutschen Rechtsansprüche. Da hört denn nun freilich Alles auf. — Trotz aller Großthuerei wird aber doch ein nicht geringer Theil der dänischen Nation von Gespensterfurcht heimgesucht und kann sich des entsetzlichen Gedankens nicht erwehren, daß über kurz oder lang wenigstens die jütsche Halbinsel, wenn nicht auch gar die Inseln mit eine Beute des übermächtigen raublustigen Deutschlands werden müsse, sobald irgend eine günstige politische Constellation es dem mehr und mehr um sich greifenden Preußen gestattet sich zu freier Action zusammenzuraffen. Diese Gespensterfurcht treibt einen Theil der Dänen dem Skandinavismus in die Arme. Freilich müssen sie sich sagen, daß wenn eine neue Calmarische Union entstehe, diese fast nothwendig die Hegemonie des Nordens in die Hände desselben Schwedens bringen müsse, welches einst von Dänemark so hochmüthig behandelt, so tyrannisch gemaßregelt ward, wie heutzutage Schleswig, und dieser Gedanke ist dem Inseldänen allerdings fatal genug, während die Bewohner der Halbinsel sich zehnmal eher dem ihnen weit näher stehenden Deutschland anschließen würden. Die tonangebenden Journalisten der Hauptstadt jedoch sind kluge Leute und denken: von zweien Uebeln wählt man das kleinere. Der eingewurzelte Haß gegen alles Deutsche macht sie blind für die Vortheile, die eine Vereinigung mit den südlichen Nachbaren böte; sie meinen in einer skandinavischen Union immer noch eine Rolle spielen zu können. Der Skandinavismus geht nicht hervor aus einem die drei Völker durchziehenden innern Drange, denn sie stehen sich heute noch ebenso fremd und fern gegenüber wie in früheren Jahrhunderten, wo mit geringen Unterbrechungen blutige Kriege zwischen ihnen geführt wurden; die geographische Lage, die commerziellen Verhältnisse weisen Dänemark mehr auf Deutschland als auf Schweden hin; die dänische Sprache ist kaum von der deutschen mehr verschieden als von der schwedischen, und was Sitten und Gebräuche betrifft, so werden darin die Schweden ja sich so wenig nach den Dänen richten, wie die Dänen sich den Schweden zu fügen gedenken. Der Skandinavismus ist einzig und allein bei den Dänen das Produkt des Hasses gegen alles Deutsche, bei den Schweden das Gelüst, über die Dänen einst eine Art von Hegemonie zu erlangen und dann das Vergnügen zu genießen die Rolle einer Großmacht zu spielen, und bei den Norwegern — nun, die wissen selbst nicht, was sie dadurch gewinnen wollen. Besonders die Studenten haben die Phrase von der „Einheit des Nordens" mit stürmischer Begeisterung begrüßt und schwelgen bei den Besuchen en masse, die sie einander gegenseitig abstatten, wie kürzlich die Norweger und Schweden in Kopenhagen Visite machten, in dem Gedanken an das herrliche Reich der Zukunft, von dem doch Jeder sich eine mehr oder weniger vage, nebelhafte Vorstellung macht. Frederik Barsod, dessen wir oben erwähnten, bekennt sich auch zu dem neuen Evangelium. In einer dänischen Monatsschrift „Aftenläsning" äußert er sich in naiver Weise über die einst gewesene Calmarische Union und über das, was noch kommen soll, und wir wollen seine tiefsinnigen Bemerkungen — mit Randglossen versehen — zu allgemeinem Nutz und Frommen mittheilen.

Urkomisch ist gleich der salbungsvolle Anfang: „Der Norden ist unser gemeinschaftliches Vaterland." Er spricht natürlich als Apostel des Skandinavismus im Namen aller gegenwärtig auf dem Erdkreis lebenden und dereinst das Tageslicht erblickenden Dänen, Schweden und Norweger, vergißt aber, daß auch die Jakuten, Tschuktschen, Samojeden, Eskimos und andere auf gleicher Stufe der Kultur stehende Völker ebenso richtig den Norden ihr Vaterland nennen. Hat Herr Barsod vielleicht mit diesen saubern Naturkindern Brüderschaft gemacht? Gleich diese ersten Worte zeigen das Phrasenhafte, Unklare in der Lehre, der er huldigt. Warum sagt er nicht lieber: „die Erde ist unser gemeinschaftliches Vaterland", dann könnte er mit unserm guten Lappe singen:

> Ueberall bin ich zu Hause,
> Ueberall bin ich bekannt,
> Macht mein Glück im Norden Pause,
> Ist im Süd mein Vaterland.

Ohne den Süden können die guten Leute ja doch nimmermehr existiren. Doch wir wollen weiter hören: „Die merkwürdigste Begebenheit in der innern Geschichte dieses unsers Vaterlandes ist die sogenannte Calmarische Union: Die Vereinigung der drei selbständigen Reiche zu einer politischen und dynastischen Einheit." Wer nur halbweges die Geschichte kennt, sieht, daß Barsod sie hier zu Gunsten seiner phantastischen Träumereien fälscht, denn von einer politischen Einheit war bei der Calmarischen Union auch nicht die Rede, im Gegentheil suchten die Schweden ihre politische, staatliche Selbständigkeit auf jede mögliche Weise gegen die Dänen sicher zu stellen — nur die dynastische Einheit ward auf Momente erreicht, eine Personalunion war diese Vereinigung, weiter durchaus nichts. Nach diesem Passus geräth Barsod in Extase und deklamirt voll poetischen Schwunges weiter: „Man könnte versucht sein, sie (die Calmarische Union) ein Heldengedicht zu nennen, voll von Größe und voll von starken Träumen; sie hat Auftritte, so reizend, daß kein nordisches Auge sie betrachten kann ohne feucht zu werden, und sie hat Auftritte, so entsetzlich, daß der Blick fast erstarrt, wenn er an ihnen haftet; aber sie ist schwanger mit Verheißungen, welche unmöglich täuschen können." Wenn Barsod nun im Folgenden den schwedischen Geschichtsschreiber Geijer citirt, so begreift man ihn eigentlich nicht, denn was er für sich anführt, spricht, eigentlich gegen ihn. Er erwähnt nämlich, daß der Schwede sage: „Was eine solche Vereinigung sei oder werden konnte, davon wird keinerlei Ahnung weder bei den Stiftern noch bei irgend Andern vermerkt, weßhalb auch diese äußere Einigung innere Scheidung gebar und die Union nur ein großer Name ist, welcher vorüberging ohne Begriff." Aber — fährt Barsod fort — sie enthält trotzdem Lehren, welche nie vergessen werden sollen. Zweierlei hat sie uns wenigstens gelehrt: daß eine Calmarische Union sich stiften läßt; aber daß kalte Herrschsucht und herzlose Staatsklugheit nur ungenügende Grundmauern sind, um sie darauf zu erbauen. Wir hoffen, daß sie uns noch ein Drittes gelehrt habe: daß eine Calmarische Union, zur Welt gebracht durch eine Margarethe und über die Taufe gehalten von einer Gevatterschaft gieriger, selbstsüchtiger Großen, stets unter freigeborenen Nord-

wohnern einen heldenmüthigen Wasa finden werde, der glücklich und kräftig genug ist sie zu zerbrechen.« Um diesen Satz zu verstehen, muß man berücksichtigen, daß das in Kopenhagen herrschende System die vollendete Demokratie ist. Man fühlt sich unwillkürlich heiter gestimmt, wenn man der Phantasie einen Augenblick freien Spielraum läßt und sich die drei nordischen Reiche in den Händen dieser Demokraten denkt, im Begriffe ihre Ideale zu verwirklichen. Eine kräftige Königsgewalt würden sie natürlich nicht dulden — dann hätten sie ja nichts zu sagen; die Stockholmer Demokraten würden aber ebenso wenig den Kopenhagenern das Recht in schwedischen Sachen mitzusprechen einräumen, wie die Kopenhagener Freiheitsmänner sich von den Schweden etwas bieten ließen; die Norweger würden keine schwedische Beamten dulden und die Schweden keine norwegische; jede Nation würde ihre Freiheiten und Institutionen behalten wollen — also es wäre wieder das alte Lied: Eine Personalunion der traurigsten Art, ein Abbild der alten Calmarischen, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt eine zügellose Demokratie die Regierung hemmte, während es früher ein trotziger, frecher Adel war, der die Kraft der Oberleitung lähmte.

Geijer hat ohne Zweifel Recht, wenn er sagt: »Man irrt sich, wenn man im Allgemeinen die Union ansieht als eine Zeit großer Unterdrückung. Zeitweilig war sie es und schloß mit Tyrannei, allein sie war noch mehr eine Zeit großer Eigenmächtigkeit.« Ein jeder Häuptling, geistlicher oder weltlicher Magnat, wollte innerhalb seines Gebietes unabhängiger Herrscher sein. Schief zum Mindesten aber ist Barfods Urtheil wieder, wenn er sagt: »Norwegen war dazumal krank und matt; der jütsche Bauer war früh geknickt, was er spät erst verwand; aber der stolze schwedische Bauer wollte nicht der Herren blutbelastete Raubgier dulden und machte deßhalb unabläßig Aufruhr.« Was von Norwegen gesagt wird, ist richtig, nur Schade, daß der dänische Historiker zu bemerken vergißt, daß Norwegen in den ganzen vierhundert Jahren nicht gesundete und erstarkte, während welcher Dänemark es in seinen Fesseln zu halten wußte. Der dänische Bauer zur Zeit der Calmarischen Union fristete aber kein härteres Loos, als das welches überhaupt in jenen Jahrhunderten dem vierten Stande in ganz Europa beschieden war. Wohl gab es einst in Dänemark ebenso gut wie in Deutschland einen freien, unabhängigen Bauernstand, allein in so fernen Jahrhunderten, daß sein Untergang zu datiren ist vom Beginn der historischen Zeit. Dänemark und Norwegen verhielten sich ruhig während der Calmarischen Union — das ist ein Faktum; da nun Herr Barfod weder dänische noch norwegische Bauern zum Kampfe wider die »Herren« aufbieten kann, so wendet er sich nach Schweden. Gottlob, hier findet er Unruhen, und da das »Volk« um jeden Preis caressirt werden muß und namentlich die Bauern, denn er schwört zur Fahne der sogenannten »Bauernfreunde«, so ist es denn nach seiner Behauptung »der stolze schwedische Bauer, welcher nicht der Herren blutbelastete Raubgier dulden wollte und unabläßig Aufruhr machte.« Daß der allgemeine Druck sich nicht in Schweden werde fühlbar gemacht haben, soll nicht geläugnet werden, und zu einzelnen krampfhaften Zuckungen der ackerbauenden Hüttner wird es dort auch in damaliger Zeit gekommen sein, die Jacquerie verzweigte sich fast über ganz Europa, allein der »unabläßige« Aufruhr, auf welchen Herr Frederik Barfod hindeutet, ist nichts mehr und minder als der schwedische Nationalgeist, der von einer Herrschaft der Dänen nichts wissen wollte, und nicht die Bauern waren's, die immerfort sich erhoben, es war ebensogut der Adel oder die Geistlichkeit. Der Adel oder die Geistlichkeit, denn die lagen einander in Schweden so arg in den Haaren, wie kaum irgend anderswo, und gewann der dänische König die Geistlichkeit Schwedens für sich, dann konnte er sicher auf Opposition von Seiten des Adels rechnen, sowie er von der Geistlichkeit bekämpft wurde, wenn er mit dem Adel Hand in Hand zu gehen versuchte. Die Opposition der höhern Stände Schwedens gegen Dänemark war übrigens eine durchaus natürliche, denn der der Union gemeinschaftliche König betrachtete sich stets vor Allem zuerst als dänischen Herrscher, das winzige Dänemark als das Hauptland, und die dänischen Junker wurden schockweise in Schweden importirt, um die »Provinz« zügeln zu helfen. Das wollte sich der stolze schwedische »Adel« nicht gefallen lassen; deßhalb erhob der sich bei jeder Gelegenheit. Die schwedischen Bauern, mit Ausnahme derjenigen in den Gebirgslanden, lebten in derselben Apathie wie die dänischen, norwegischen, und wie überhaupt damals alle Bauern. Daß zunächst die Dalekarlischen Bergleute, Jäger und Bauern Gustav Wasa unterstützten, als er auftrat, das hatte seinen Grund in besondern Verhältnissen. Christian II. war aus Princip ein Gegner des Adels überhaupt und des schwedischen insbesondere, und dieser zitterte noch; noch stand dem lebhaft vor Augen das grausige Bild des Henkers, der mit blitzendem Beile auf dem großen Markte zu Stockholm so manches stolze Adelshaupt vom Rumpfe getrennt hatte.

In einem späteren Artikel wird ein Bild von dem jungen schwedischen Helden gegeben werden, der die Befreiung seines Vaterlandes vom dänischen Joch erfocht. Die allgemeine Begeisterung, welche ihm entgegenkam, sobald Jeder erst frei wollen konnte, zeigt klar genug, wie verhaßt die Dänen sich gemacht hatten und wie weit die Interessen der Völker aus einander gehen, die heute nun wieder zusammengebracht werden sollen. Es wäre ohne alle Frage thöricht, die Stimmung der Völker beurtheilen zu wollen nach dem Jubel der gaffenden Menge, der sich laut macht, wenn einmal einige hundert schwedische und norwegische Studenten nach Kopenhagen eine »Sprițtour« unternehmen, oder wenn König Karl XV. seinen »Bruder« von Dänemark besucht und dabei sich in einen dänischen Rock steckt. Ja, wenn es eine gemeinsame Action gegen Deutschland gilt, dann sind die Schweden liebe Leute, sonst aber passen sie zu den Dänen wie die Faust auf's Auge.

---

* Eine Wanderung am Bosporus.

Erinnerung aus dem Jahre 1818.

Von D. Kind.

II.

Der Frühling breitete seine ersten jungen Reize, seinen frischesten Zauber um uns aus. Mit den letzten Veilchen pflückten wir zugleich Feldrosen und weiße und rothe Winden, deren Blüthen die Hecken überziehen. Der Weg führte uns anfänglich über einige Felder von Bujukli, dann durch kleines Gehölz, endlich über verlassene Haide; der lange Rock und die Babuschen des Dragoman hatten Mühe, die Hindernisse des Weges zu überwinden, denen meine europäische Kleidung und mein Jagdanzug leicht trotzten. Nach einer Stunde eines beschwerlichen, durch Pausen oft unterbrochenen Marsches gewannen wir den Abhang eines nach dem Meere sich hinziehenden Hügels, wo eine Masse übereinander liegender Steinhaufen kaum den Namen von Ruinen verdiente.

»Lassen Sie uns hier verweilen«, sprach Risos, »wir sind auf einer Anhöhe des Berges, der sich in anmuthigen Formen erhebt, ganz mit dem Schatten von Bäumen bedeckt, und dessen

Fuß mit zierlichen Kiosk's besetzt ist. Er beherrscht die asiatische Vorstadt von Konstantinopel, die so weitläufig und ausgedehnt ist, daß sie hochmüthig genug den Namen der Stadt Scutari führt, und auch wir haben den alten Namen vergessen und benennen sie mit dem nicht sehr wohlklingenden Namen, den unsere Ueberwinder ihr geben: Bulgurlu. Hier ist die Stelle, wo ich alle jene Anzeichen der von dem Kaiser Julian angegebenen Lage entdeckt zu haben mir schmeichle. Bemerken Sie erstlich nicht an unserer Ermüdung, daß wir eine Stunde Weges, nachdem wir die Barke verlassen, zurückgelegt haben? Und dann diese Quelle, welche auf unbekannte Weise aus den Felsen hervorquillt und uns jetzt so angenehm erfrischt, hat sie nicht einstmals den Bädern Nahrung zuführen können, an denen der fürstliche Philosoph seine Freude hatte? Zwar folgten hier die Weinstöcke, deren Frucht er so rühmt; können aber diese wilden Feigenbäume, deren Stämme über diese Felsen und diese Steinhaufen emporragen, nicht die Sprößlinge der Lieblinge Julians sein, die sich fort und fort erzeugten und weiter fortpflanzten? Haben Sie das glänzende Lob vergessen, welches derselbe über diesen Baum und über dessen Frucht ausgesprochen hat? Er erinnert irgendwo daran, daß Herodot, in seinem Widerwillen gegen gewisse wilde Volksstämme, von denselben sagt, daß sie „weder die Feigen, noch sonst etwas Gutes kennen“, und daß Aristoteles die Feige als Gegengift gegen jeden Giftstoff bezeichnet. — Die Feige ist noch gegenwärtig das kostbarste Erzeugniß von Damascus, dieser weiten und heiligen Stadt, dem Auge des Morgenlandes. Ja dort, ruft der enthusiastische Kaiser aus, dort muß man die schönen Stämme betrachten, wenn sie den Anblick der an jedem Zweige hängenden Früchte gewähren und wenn diese, in Gestalt von Blumenkelchen, den Baum überziehen, mit denen dann dieser selbst, indem er sie eine nach der anderen wie ein Halsband aufreiht als mit seinen eigenen Gaben sich schmückt. Das Bild des Feigenbaums verfolgt Julian bis nach Lutetia, und Sie haben sicherlich nicht vergessen, wie angenehm er über die Pariser und über ihre Weise scherzt, die Feigenbäume zu ziehen, indem sie dieselben mit einem Strohkleide umgeben.“

„Gestehen Sie nur“, erwiederte ich, „daß in dieser Schilderung des kaiserlichen Rhetors etwas Uebertreibung ist, und doch hat er Nichts von der Goldperle gesagt, welche die Reife der Feige ziert und verräth. In meinem Vaterlande, in Frankreich, erreicht diese Frucht vielleicht nicht den saftigen Geschmack, die sie den reichlichen Gewässern des Libanons und der Sonne Syriens verdankt; aber um ihrer heilsamen Eigenschaften willen wird diese Frucht bei uns am Anfang wie am Schlusse der Mahlzeit aufgetragen. Und erinnern Sie sich nicht, wie Cato dem römischen Senate Feigen aus Afrika ganz frisch überbringt? „Es sind“, sagt er, „nicht drei Tage, daß sie in Carthago gepflückt worden sind. Ihr seht hieraus, wie nahe der Feind uns ist.“

„Gewiß“, antwortete Risos lächelnd; „doch möge es mir der strenge Censor von Rom sowie mein erhabener Gegner von Damascus gestatten, dagegen zu bemerken, daß die Feigen von Asien, die dem Xerxes nicht genügten, nichts sind gegen unsere griechischen Feigen, die den üppigen König von Persien geradezu veranlaßten, unsere griechischen Provinzen mit Krieg zu überziehen. Ich habe immer geglaubt, daß diese Leidenschaft des genügsamen Julian für die Feigen auf Kosten der Weintrauben die Galle des Nonnos, des Sängers des Bacchus, erregt habe. Es ist mir so vorgekommen, als ob der Dichter von Panopolis, getrieben von politischem und religiösem Haß, welcher den Kaiser bei weitem überlebte, mehr als einen satirischen Vers gegen diesen Asceten der Religion Jupiters gerichtet habe, so z. B. jenen Hexameter, der noch jetzt für uns als Sprüchwort gilt: „Bis zu den Zähnen nur reicht die Süße der Feigen und Aepfel.“

„Was ist es mit diesem Nonnos, und von welchem Dichter reden Sie da?“ unterbrach ich ihn.“

„Wie?“ antwortete er mir, „Sie kennen nicht die „Dionysiaca“, dieses Arsenal mythologischer Wissenschaft und Harmonie der Sprache? O, lesen Sie Nonnos, um beurtheilen zu können, was Reichthum und Melodie unserer Sprache vermögen. Zwar werden Sie etwas Geduld haben müssen, und Sie werden auf manche Dornen stoßen, die Sie entfernen müssen; ist denn aber, weil wir nur auf Umwegen zu diesen Ruinen gelangt sind und bisweilen in jenen Gebüschen hängen geblieben waren, unsere Wanderung deßhalb weniger angenehm? Lesen Sie, sage ich Ihnen, den Nonnos. Ich meine nicht, daß Sie ihn nachahmen sollen; er ist nicht Muster, höchstens insofern ist er dies, als er einen Rhythmus anwendet, welcher für die Poesie unserer Tage keine Hülfsmittel darbietet. Allein Sie werden erkennen, mit welchen Fesseln, welche viel enger sind, als der moderne Reim, die Alten die Verskunst beschränkt haben. Wenn ich mein Leben nach meinem Geschmacke hätte führen können, so würde ich es unternommen haben, zu zeigen, wie und was Nonnos hätte sein müssen, als er eine Reformation des Verses veranlaßte. Ich hätte da eine Schule des Wohlklangs hervorgehen lassen mögen, aus welcher die Dichter in der Zeit unsers Verfalls, besonders die Dichter der Anthologie, die Vollkommenheit des Hexameters hätten schöpfen können. Glücklicher Nonnos, wenn er nicht nur die Zugänge des Parnasses von allen den kindischen Mißbräuchen einer Metrik, die die Augen zu überraschen sucht, statt die Ohren zu entzücken, gesäubert, sondern auch zugleich die Vortheile, die Calembours, die gesuchten Wiederholungen und allen den falschen Schimmer jenes grammatischen Geistes gebannt hätte! Meine eigenen unglückseligen Landsleute ahmen leider dies alles nach. Unsere Erniedrigung und unsere Sklaverei widerstreben jedem Aufschwunge der Seele und dem Adel der Gedanken, die nur an der Sonne der Freiheit sich erzeugen. Im Schatten der Tyrannei, wie einst jener Nonnos und noch mehr seine Nachfolger, spielen auch wir mit bloßen Worten und mit bloßen Buchstaben, weil uns die erhabene Beredsamkeit des Herzens eben so untersagt ist, wie „Unabhängigkeit und die Rechte der Menschheit.“ — „Doch“, fuhr er nach einer Weile fort, indem er sich von dem Felsstücke erhob, auf dem wir uns niedergesetzt hatten, „vollenden wir unsere Wanderung und folgen dabei dem Rathe Julians. Entfernen wir uns von diesen Trümmern, wo, wenn ich mich nicht irre, der von ihm beschriebene Pavillon stand; steigen wir sodann nach jener Anhöhe, um dort den Anblick zu genießen, den er selbst uns rühmt. Seine geliebten Weinstöcke sind freilich verschwunden; aber der Thymian und die Winden, die der pflegenden Hand des Menschen nicht bedürfen, sind noch vorhanden.“

Nach einigen Schritten mitten durch Asphodeluspflanzen und blühende Daphnen gelangten wir auf die Spitze des Hügels, wo sich uns eine weite Aussicht eröffnete über das Meer, nach der Küste Asiens, auf den Bosporos und auf die große Stadt des Konstantin.

„Welch wunderbares Schauspiel!“ rief Risos nach einigen Augenblicken stummer Betrachtung aus. „Sehen Sie, wie dort im Feuer der glühenden Sonnenstrahlen der größte See der alten Welt, die Propontis erglänzt, um welchen Europa und Asien sich streiten, dessen Ufer aber jetzt unter einem und demselben Joche der Knechtschaft seufzen! Hinter uns der Olymp mit seinem ewigen Schnee, und in unserer Nähe diese lachenden Eilande, von denen wir gekommen sind, wie Blumen auf das Meer hingestreut; unter unseren Augen die Felder der blinden Chalcedonier, die die Häfen von Byzanz und die Reize des goldenen Horns übersahen und

verschmähten. Hier zu unserer Rechten die Berge Anatoliens, die ihre von vulkanischen Einflüssen heimgesuchten Nebenzweige bis zum Euxinus herab erstrecken. Dort die dunkeln Schatten der Cypressen-Haine, welche bei Scutari die Gräber der Türken verbergen; weiterhin die Einfahrt in den Bosporus, der von tausenden von Fahrzeugen belebt ist, welche uns die Erfindungen Europas und die Schätze des fruchtbaren Scythenlands bringen. Dann betrachten Sie jene große Stadt, die von dem Helden gegründet worden ist, welchen Julian vorzugsweise den Kaiser benannt hat, und mitten in ihr erblicken Sie am Horizonte wie einen ewigen Vorwurf unserer Schwäche und der Gleichgültigkeit der Christenheit die Kuppeln der heiligen Sophia, welche, gleich unbeweglichen Wachen, die vier Minarets Mahomeds umstehen! — — — Nein, murmelte Risos vor sich hin, nein! niemals werde ich mich über solchen Schimpf und solche Schande zu beruhigen vermögen! Das schönste Land der Erde in den Händen dieser wilden Horden, die dasselbe nur zu unterdrücken verstehen! Haben denn drei Jahrhunderte des Elends unsern Charakter als Söhne des Evangeliums und unsere Ansprüche als die Nachkommen einer freien und großen Nation verwischt und vernichtet? Ich kann nicht, wie dies unsere fanatischen Geistlichen thun, nach dem Norden meine Blicke richten und von dort die Befreiung und das Licht erwarten. Das würde nur den Herrn wechseln und die Finsterniß verlängern heißen. Nein, abgenutzt durch die beständigen Reibungen und gewaltsamen Eingriffe der eifersüchtigen Politik Europas, muß die muselmännische Bevölkerung wieder nach ihrer ursprünglichen Heimath sich zurückziehen und sie muß ihre Stelle den Ideen des Jahrhunderts, der Religion Christi und der griechischen Nation überlassen, die sie unterdrückt. Es ist Zeit, daß der Islam und dessen dummer Fatalismus dem Christenthume und dem Geiste des Occidents weiche. Oder soll diese Civilisation, deren älteste Söhne wir sind, und welche die Welt, nachdem sie dieselbe von uns empfangen, uns wieder zuführt, niemals unsere Unabhängigkeit erzeugen? Sollte denn kein neuer Miltiades, kein anderer Themistokles unter uns entstehen, um nochmals bei Marathon und bei Salamis die Nachkommen der Perser zurückzuschlagen und diesen Xerxes, dessen eisernes Scepter, die Unwissenheit, bei uns unsere Knechtschaft verewigt, nach Asien zurückzuwerfen? Ach! mit meinem Herzblute wollte ich den Tag bezahlen, an dem das Kreuz wieder auf jenen Kuppeln glänzte, die Justinian nicht für den Propheten von Mekka errichtet hat! Doch vergeben Sie, dieses Amphitheater ist das schönste, welches man in der Welt findet, und wenn es Ihnen Ausrufungen der Bewunderung entlockt, so haben meine Augen dafür nur Thränen des Schmerzes und der Reue.«

Risos weinte, indem er diese Worte sprach; er senkte den Kopf, als wollte er nicht um sich blicken, und vertiefte sich in düsteres Nachdenken, niedergebeugt von dem Gewichte seiner Gedanken. Ich ehrte seine patriotische Beklemmung und blieb neben ihm stehen, in gleichem Grade von seinem Anblick erweicht, als wunderbar ergriffen von dem großartigen Panorama, auf welches er mich aufmerksam gemacht hatte. »Doch ich muß meine Ketten wieder aufnehmen«, sprach er nach längerem Stillschweigen. »Die Sonne neigt sich nach den verlassenen Hügeln, die dort Konstantinopel umgeben; unsere Barke erwartet uns, lassen Sie uns auf unsern Inseln die unvollkommenen Freuden des ersten Mai's wieder aufsuchen. Sie sehen, die Liebe zu meinem Lande und meine Erinnerungen mischen überall Wermuth in die Gegenwart meines Daseins.«

Um alle diese Klänge, die nicht blos unfruchtbare Wünsche aussprachen, in ihrer ganzen Wahrheit noch ein Mal an mir vorübergehen zu lassen, brauchte ich nur mein orientalisches Tagebuch vom 13. Mai 1818 und darin die Aufzeichnungen über meinen Ausflug nach Kleinasien in Begleitung von Risos durchzulesen. Nachdem Jakovakis Risos Nerulos im Jahre 1821 erster Minister des Hospodars der Moldau gewesen war, zog er sich in Folge des unglücklichen Ausganges des Unternehmens des Ypsilantis in den Donaufürstenthümern nach Bessarabien zurück; 1823 verließ er Kischneff, lebte längere Zeit in Toscana, wo er seinen ältesten Sohn, die Hoffnung und den Stolz des Vaters, der bereits mit fünfzehn Jahren unter den Fahnen des Ypsilantis mitgefochten, zu verlieren den bitteren Schmerz hatte, dann 1826 in Genf, und bekleidete später in Athen, namentlich unter der königlichen Regierung, mehrfach wichtige öffentliche Aemter. Bei der Verwaltung derselben zeigte er allenthalben den beobachtenden Charakter und die genaue Kenntniß der Dinge und Zustände des Orients, diese so seltene und oft so sehr verkannte Wissenschaft, welche er den längeren und tieferen Beschäftigungen mit den Sprachen und Dialekten Asiens, seiner verständigen Verwaltung der Donaufürstenthümer, den von ihm im Laufe einer blutigen Revolution gebrachten Opfern (zu den Zwecken derselben verwendete Risos nicht nur anfangs bedeutende Geldopfer, so wie später den Rest seines Vermögens zur Unterstützung bedürftiger Landsleute, er verlor auch während der Metzeleien in Konstantinopel im März und April 1821 seinen Bruder und seinen Schwager), und der Ausdauer verdankte, womit er die Befreiung seines Vaterlandes, so vielen und so großen Hindernissen zum Trotz, fortwährend verfolgte. Als Gesandter eines christlichen Königs der Griechen bei einem der Nachkommen Mahomeds, starb Risos 1850 als ein freier Mann in Konstantinopel, wo er um das Jahr 1780 als ein Sklave geboren worden war.

* Amerikanische Dichtungen.

Nach William Cullen Bryant von Adolf Laun.

Die Wiederkehr der Jugend.

Du klagst, o Freund, um die Vergänglichkeit
Der goldnen Jugend, die so kurz gewährt;
Mit nassem Aug' denkst du der schönen Zeit,
Wo dir die Welt durch Hoffnung war verklärt,
Wo stark der Arm war und das Herz voll Muth,
Die Lippe den Gedanken nicht verschwieg,
Wo dein Vertrauen groß, wo Zornesgluth
Beim Unrecht rasch dir in die Wange stieg.

Auf künft'ge Tage blickst du sinnend hin,
Dich schauert's wie ihr Schatten dich beschleicht,
Du siehst nur Wechsel und Verfall darin
Und siehst, wie hin zur Gruft der Pfad sich neigt.
Die mit dir gingen auf der Kindheit Bahn,
Sie weichen nach und nach von deiner Seit',
Du siehst des Alters düstre Gäste nahn:
Die Furcht, den Stumpfsinn und die Müdigkeit.

O wähne nicht, daß sie gestorben sei,
Daß deine Jugend dir auf immer schwand,
Sie harret dein, wenn kurze Zeit vorbei,
Leuchtend an eines hellern Himmels Rand,
Harrt wie der Morgen, der die Schwingen senkt,
Bis zögernd weichet das Gestirn der Nacht,
Harrt wie der Frühling, den der Schlaf umfängt,
Bis unter Blüthen, Blumen er erwacht.

Am Hügel, wo ein Morgen hell entbrannt,
Grüßt sie dich einst mit einem schönern Gruß,
Als da, wo sie, dich fassend bei der Hand,
Durch's Thal der Erde lenkte deinen Fuß,
Sie bringt zurück, von hell'rem Glanz umhüllt,
Das Leben, das so wonnereich begann,
Sie leiht dem Geiste neue Kraft und füllt
Mit höh'rer Liebe Drang das Herz dir an.

Meinst du nicht oftmals in der Dämmrung Flor
Entfernter Hügel goldnen Glanz zu sehn?
Dringt durch die Stille nicht zu deinem Ohr
Säuselnd der Morgenwinde leises Wehn?
Hörst du's nicht flüstern jene Küst' entlang,
Um die ein fernes Gluthmeer leuchtend wallt?
Vernimmst du nicht geliebter Stimmen Klang,
Der wie Musik aus Himmelssphären hallt?

Die Apenninen.

Wie leuchtet ihr in hoher Schönheit Glanz,
Ihr Apenninen, durch der Lüfte Blau,
Die Gipfel steigen mit dem Pinienkranz
Wie Hügel aus des Paradieses Au,
Von jener Tinten Rosengluth bemalt,
Die Peru's jungfräuliches Gold umstrahlt.

Dort duften auf dem luft'gen Piedestal,
Wo eine zweite Welt in Glorie liegt,
Des Himmels Blumen in der Sonne Strahl,
Dieweil auf Schwingen sich der Vogel wiegt
Und aus den Höhn die Blicke niedersenkt
Zur stillen Erde, welche Schlaf umfängt.

Hier liegen vor Euch Gräber dichtgedrängt
Aus der Etrusker und aus jüngster Zeit,
Doch zu den Höhn, wohin mein Blick sich lenkt,
Die flammen in des Lichtes Herrlichkeit,
Klomm nie empor des Lebens Qual und Noth,
Und nie erreichte sie der grimme Tod.

Vom Lärm der Waffen bebte dies Gefild,
Hier wütheten die Kriege jahrelang,
Wie oft floh in's Gebüsch das scheue Wild,
Wenn Schwert und Spieß hier aneinander klang,
Und wenn aus Pulverdampf ein Blitzstrahl fuhr,
Als läg' ein Wetter ob der bangen Flur.

Wie haben Kriegeshorden buntgemengt,
Die Gallier, Scythen, Lybier schaarenweis
Durch Eure stillen Fluren sich gedrängt!
Gleich Meeresfluthen auf des Sturms Geheiß
Schlug gegen Eure Wand in blinder Wuth
Und heult' und starb die blut'ge Völkerfluth.

Hier flammte falschen Göttern der Altar,
Den Wesen, die des Dichters Hirn erfand,
Dem Zeus, dem Bacchus und der ältren Schaar,
Und während rasch der Zeiten Lauf entschwand,
Klang her von Euch und hallte fort und fort
Der ew'gen Güte mächtig weises Wort.

Ihr steigt, der Freiheit leuchtend Bild, empor;
Die Winde spielen dort im Luftrevier,
Und ungehindert wallt der Wolkenflor,
Dieweil der Geist, der stofflos freie, hier
Und der Gedanke, der aus ihm entstand,
Nach der Erlösung seufzt vom Körperband.

Des Jägers Ständchen.

Gebaut ist deine Hütte,
Du schöne Jägerbraut,
Wo fern durch die Savannen
Der Wald herüberschaut.
Durchwandert hab' ich hin und her
Das weite Westrevier,
Dort fand ich nirgends einen Platz,
So schön wie diesen hier.
Und doch wird er noch schöner,
Wenn mir dein Lächeln winkt
Und deiner Stimme Silberklang
Durch diese Stille dringt.

Für dich erglühn die Trauben
Im sonnerhellten Raum,
Für dich die goldnen Früchte
An dem Melonenbaum,
Dir holt das Huhn aus den Prairien,
Die Ent' aus Sumpf und Moor,
Den wilden Schwan aus hoher Luft
Zum Mahl mein Feuerrohr.
Des Urwalds schöner Panther,
Im Laufe wild und schnell,
Wird deinem Fuß zum Teppich leihn
Sein buntgeflecktes Fell.

Ich weiß, der Heimath Blumen
Freu'n deinen Mädchensinn,
Doch bring' ich dir die unsern,
Wie bleicht ihr Glanz dahin!
Wenn Wald und Fluren im April
In voller Blüthe stehn,
Dann hat noch keines Menschen Aug'
Je Schöneres gesehn.
Durch blüthenrothe Wiesen
Summt in der Sommerzeit
Die Bien' und macht die Honigzell'
Für dich und mich bereit.

Und wünschest du die Zeugen
Vergang'ner Zeit zu sehn,
Sieh dort mit Moos bewachsen
Die alten Eichen stehn.
Wie Schlangen rankt der wilde Wein
Sich um den Ahornbaum,
Und manchen hundertjährigen Stamm
Umfaßt des Waldes Raum.
Und über die Savane
Steigt fern am Himmelsrand
Ein einsam hoher Damm, gebaut
Von unsrer Väter Hand.

O komm, denn du vergissest
Den Eid der Treue nicht,
Den du mir hold erröthend
Einst schwurst beim Sternenlicht.
O komm, dich grüßt der Veilchen Duft
An meines Gartens Thor,
Und lauschend an der Fensterbank
Rankt der Jasmin empor;
Der Rothfink singt am Tage
Im nahen Maulbeerbaum,
Und Nächtens klagt die Nachtigall
Im stillverschwiegnen Raum.

Der Prairienjäger.

Hier bin ich frei! Der Dörfer Rauch
Trübt nirgends mir des Tages Licht,
Hier kommt der Blüthen frischer Hauch
Aus Feldern, die kein Pflug zerbricht!
Mit ihr, die mir zu Lieb die Welt
Verließ, mit Roß und Feuerrohr,
Durchstreif' ich dieses grüne Feld,
Das ich zum Jagdrevier erkor.

Hier dehnt sich der Savanen Grün,
Deß Grenze nirgendwo zu sehn,
So weit des Himmels Strahlen glühn,
Soweit des Himmels Lüfte wehn;
Und ungehindert jag' ich hier,
Wo Grasung ohne Ende winkt,
Den Auer und das Elenthier,
Das rauschend durch die Halme springt.

Mein ist die Gans, die kreischend flieht
Ins Rohr, das wallend sie bedeckt,
Der Bär, der meine Waffe sieht
Und hastig sich im Wald versteckt.
Umsonst hält mir die Wölfin stand,
Der fleck'ge Panther hoch im Ast,
Ihn trifft ein Schuß von meiner Hand,
Bevor er seine Beute faßt.

Die Ulme, der Platanenbaum
Strecken die Zweige hoch hervor,
Und jünger als sie selber kaum
Rankt wilder Wein daran empor.
Frei wallt der Strom, von jeder Spur
Des Zwangs und der Befleckung rein,
Frei duften Blumen auf der Flur,
Wo nie geblitzt der Sichel Schein.

Das Feuer nur, wenn Gras und Laub
Im scharfen Windeshauch verdorrt,
Ergreift im Herbst hier seinen Raub
Und wüthet unaufhaltsam fort,
Es kracht wie ferner Donnerschall,
Und strömend wallt der Rauch empor;
Doch droht die Flamm' auch überall,
Sie stirbt an meinem Waldhausthor.

Aus dunkler Wälder hohem Dom
Spricht zu mir die Vergangenheit,
Und vor mir rollt der helle Strom,
Ein Spiegel der zukünft'gen Zeit.
Wer nährt mit Regen ihn und Thau?
Wer, frag' ich, lenket seinen Lauf?
Wer hängt die Traube, saftvoll, blau,
So lockend hier am Weinstock auf?

Breit ist der Strom, in seinem Schooß
Trägt mich mein Roß zum Ufer hin,
Groß ist der Wald, doch führerlos
Durchstreif' ich Baum' und Busch darin;
Ich jage bis die Sonne sinkt,
Und o, welch freundlichen Empfang:
Das Auge der Geliebten winkt
Und ihrer Stimme süßer Klang!

* Das alte Wales.

Von Ferd. Lotheißen.

Im Westen von England, da wo sich die Höhenzüge von Glocester, Worcester und Stafford allmälig zu höheren Gebirgen erheben, wo kühnere Formationen und eine wildere Natur den Reisenden überraschen, breitet sich das Fürstenthum Wales aus, das eins der interessantesten Länder Europas ist. Nicht seine Größe, nicht sein Gewicht in der Politik, nicht sein Handel oder die Erzeugnisse seines Bodens sichern ihm so sehr die Aufmerksamkeit des Beobachters; nicht ist es, wie einst das kleine Griechenland, die Wiege unserer Bildung und durch Werke des Geistes in der Geschichte des menschlichen Fortschritts unsterblich. Und dennoch fesselt es den Blick und den Gedanken eines Jeden, der es kennen lernt. Eine romantische, für uns zum Theil in märchenhaftes Dunkel gehüllte Welt hat sich da entwickelt. Denn ein Rest des alten Keltenstammes hat sich hier erhalten, des Stammes, der in der Urzeit noch vor den Germanen hergezogen ist und weite Länderstrecken bevölkert hat, bis er überall unterjocht oder vertrieben, seine letzte Zuflucht in den Gebirgen von Wales vertheidigte. Schon der Umstand gewinnt uns, daß die Walliser die alte Sprache ihrer Urväter und mit ihr gar viele alte Einrichtungen und Gebräuche erhalten haben, daß sie es sind, die den mittelalterlichen Ritterepen und Romanen den Stoff gegeben haben. Dadurch erlangt das Bild des Landes und Volkes einen eigenthümlich anziehenden Charakter, und vielleicht gelingt es den nachfolgenden kleinen Bildern aus dieser längstvergangenen Welt, die Leser dieser Blätter mit einem Stamme zu befreunden, aus dem König Artus und die Helden seiner Tafelrunde hervorgingen, das bis in späte Zeit den Stand der alten Barden aufrecht erhielt und das erste Beispiel eines Widerstandes von Christen gegen den Papst zu geben wagte.

1.

Als die Römer unter Cäsar zuerst Britannien betraten, als sie es unter den späteren Kaisern zu einer römischen Provinz machten, war der keltische Stamm der Briten oder Kymri über den größten Theil der Insel verbreitet. Nur nach schweren blutigen Kämpfen konnten die freien, aber unter sich uneinigen und eifersüchtigen Staaten unter das Joch Rom's gebeugt werden. Die Briten waren sehr zahlreich, ihre Krieger trotz der mangelhaften Ausrüstung kühn und todesmuthig. Besonders gefürchtet waren ihre Sichelwagen, deren Axen, gleich denen des Orients von scharfen Schwertern starrten. Von feurigen Pferden fortgerissen, stürmten sie todbringend in die feindlichen Schaaren, und es gehörte schon die besondere Gewandtheit der römischen Cohorten dazu, ihnen zur rechten Zeit Raum zu geben. Die Schnelligkeit und Sicherheit dieser britischen Pferde war bewundernswerth. Im wildesten Rennen jagten sie längs jäher Abgründe die steilsten Höhen hinab und gehorchten dem leisesten Gebot ihrer Führer, zu stehen. Oft umkreisten auf ihnen die Briten ihre Gegner in lärmender Eile, um Verwirrung zu erregen, bis sie den richtigen Moment erspähten und über die Deichsel hinauslaufend mit kühnem Satz herabsprangen, zu Fuß den Kampf begannen und im Fall der Noth rasch wieder eine Zuflucht auf den bereitstehenden Wagen fanden. Schnell wie sie kamen, waren sie auch verschwunden, an Verfolgung kaum zu denken.

So gelang es den Römern nur sehr langsam, sich auszubreiten; zumal das Gebirgsland des Westens blieb lange unabhängig. Dort, in dem heutigen Wales, wohnten hauptsächlich drei Stämme, als deren tapferster das Volk der Siluren betrachtet wurde. Gegen diese errichteten die Römer schon in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts eine große Verschanzung, eine doppelte Reihe von Castellen an dem heutigen Avon und der Severn. Die Berge der Siluren boten dem flüchtigen Britenhelden Caractacus eine letzte Zufluchtsstätte. Von ihm angefeuert, wagten sie den offenen Kampf mit Römern, und wenn sie auch von den stahlbewehrten Legionen geschlagen wurden, konnten sie doch nicht zur Demüthigung gebracht werden. Caractacus freilich fiel in die Hände seiner Gegner, als er noch ein anderes Volk im Norden zum Kriege bewegen wollte. An der silurischen Gränze aber erlosch der kleine Krieg niemals, und blutige Gefechte wechselten mit verderblichen Ueberfällen.

So wagte denn im Jahre 57 der römische General Suetonius Paullinus einen Hauptschlag. Die Insel Mona, das heutige Anglesea, galt als ein Hauptsitz des Druidenthums und als der Mittelpunkt des nationalen Widerstands. Ein heiliger Hain bedeckte die Insel, und furchtbare Menschenopfer wurden hier den Göttern dargebracht. Die Gefangenen wurden geschlachtet und aus den Zuckungen der Sterbenden die Zukunft erforscht. Es gelang Suetonius, bis an die schmale Meerenge, welche die Insel von Britannien trennt, vorzudringen. Am jenseitigen Ufer sah man die Feinde, begeistert durch die Weissagungen ihrer Propheten und die Ermahnungen rasender Weiber, die mit aufgelöstem Haar und brennenden Fackeln in den Händen, bald furchtbare Verwünschungen, bald klägliches Geheul ausstießen.

Furchtlos aber gingen die Römer zum Angriff über, indem das Fußvolk auf flachen Schiffen übersetzte, die Reiterei das Meer durchwatete und durchschwamm. Die Briten wurden zusammengehauen, der heilige Hain in Asche gelegt und die Insel in Besitz genommen. Aber in dem Augenblick, da die Römer sich Herren der ganzen Insel wähnten, stellte ein furchtbarer Aufstand in den schon länger eroberten Provinzen ihren ganzen Besitz in Frage. Nur mit größter Mühe konnte diese verzweifelte Erhebung unterdrückt werden, und Cnejus Julius Agricola, der im Jahre 78 als Statthalter nach Britannien kam, schlug einen andern Weg ein, um das Land zu romanisiren. Indem er Ordnung und Gerechtigkeit in der Verwaltung und Regierung begründete und größere Sicherheit einführte, gewann er das Volk, besonders die Besitzenden, für sich. Große Heerstraßen, die er baute, erleichterten den friedlichen Verkehr und erschwerten plötzliche Aufstände. Bald schloß sich der junge Adel an ihn an, lernte die römische Sprache und trug die Toga der siegreichen Stadt. Die Lust zum Bauen wuchs, die Freude an stattlichen Portiken und Bädern verbreitete sich und mit der Civilisation der römischen Welt lernten die Briten auch die feineren Laster derselben kennen. „Unerfahrene“, sagt Tacitus, „sahen darin einen Sieg der Kultur, da es doch nur ein Theil der Knechtschaft war.“

Auch die Siluren und ihre Nachbarn im Gebirgsland mußten endlich, wenigstens dem Namen nach, die römische Herrschaft anerkennen. Allmälig verwuchsen sie mehr mit den andern Theilen der Insel, obwohl die römische Kultur noch am geringsten in die Berge gedrungen ist. Einige Jahrhunderte dauerte die im Ganzen für das Land ruhige Periode der Römerherrschaft, das Christenthum breitete sich aus und drang sogar weiter als die römischen Legionsadler. In Wales fand es eine Hauptstütze.

Doch es kam die Zeit der Völkerwanderung. Von allen Seiten griffen die germanischen Völker das morsche römische Reich an, und während sie bis in das Herz desselben vordrangen und die Hauptstädte bedrohten, war keine Zeit, sich mit den entfernten Provinzen zu beschäftigen, aus denen vielmehr die Truppen so viel als möglich abberufen wurden. So verließen denn unter Kaiser Honorius, der von den Gothen bedrängt wurde, die letzten vier römischen Legionen Britannien. (406.) Und nun zeigte es sich, wie verderblich für ein Volk die Herrschaft eines andern ist. Die Briten, einst so kräftig und muthig, erwiesen sich nun, auf ihre eigene Kraft angewiesen, als völlig unfähig zur Abwehr der sie rings bedrohenden Gefahren. Es war nicht die fehlende kriegerische Uebung, die bald ersetzt gewesen wäre, es war vielmehr der Mangel an jeglichem Gemeinsinn, der sie den Leiden einer gänzlich rechtlosen Zeit aussetzte. Britannien zerfiel in eine Masse kleiner Staaten, und während Picten und Scoten aus dem rauhen Norden oder seeräuberische Sachsen aus Germanien das Land plünderten und verheerten, mußten die Briten nur ihre Kräfte in inneren Kriegen zu vergeuden.

Gegen Picten und Scoten sich Hülfe zu schaffen, riefen sie, wie bekannt, um 449 Schwärme von Angeln und Sachsen, in das Land, damit sie ihnen als Soldtruppen dienten. Die Landung derselben bezeichnet einen großen Abschnitt in der Geschichte des Landes, und die fast gänzliche Vernichtung des keltischen Britenstammes durch dieselben ist eine furchtbare Lehre für alle Völker und Zeiten. Die Fortschritte der Sachsen waren gewaltig, die unter einander hadernden Briten erlagen ihnen und mußten Schritt vor Schritt weichen. Ein herzzerreißender Wehruf erging bei dem Verfall der schönen Insel, als die geschlagenen und entmuthigten Briten eine Landschaft nach der andern aufgeben mußten und der Zerstörung anheimfallen sahen. Aber je weiter die Sieger gegen Westen vordrangen, desto stärkeren Widerstand fanden sie. Wieder waren es die Enkel der Siluren, welche nun die Freiheit ihrer Berge gegen die Germanen vertheidigten, wie sie dieselben einst gegen die Römer lange behauptet hatten, und sie wurden mit völliger Verdrehung des Begriffs von den Sachsen für Fremde und Ausländer erklärt (wealh, Wälsch) und darnach ihr Land Wallia oder Wallis, Wales genannt, während sie sich selbst noch immer als Kymri bezeichneten.

Unter ihnen aber, die im eignen Land Fremde werden sollten, erhob sich ein begeisterter Held, dessen Ruhm weit über die Gränzen seines Landes gedrungen ist, der nach vielen Menschenaltern in der Verklärung der dichtenden Sage die Phantasie des ganzen Welttheils erfüllt und über das sich entwickelnde Ritterthum seinen erhebenden Glanz geworfen hat. Wer kennt nicht König Artus und seine Tafelrunde? Doch die Geschichte muß oft anders berichten als die Dichtkunst, und Artus oder Arthur ist gerade der Liebling der letzteren geworden. In den wirklichen Annalen der Briten erscheint Artus als der Herrscher von Damnonia oder Westwales, das die heutigen Gebiete von Cornwallis, Devonshire, Somerset, Dorset und Wilts umfaßte. Im Jahre 516 soll er gekrönt worden sein, und er erscheint nicht nur im Kampf gegen die Sachsen, auch gegen seine Landsleute wandte er, als echter Brite, seine Waffen und ist nicht ohne Vorwurf der Grausamkeit geblieben. Indessen gelang es ihm doch, den Sachsen einen festen Damm entgegenzusetzen; bald nach seiner Thronbesteigung besiegte er Wessex in einem berühmten, oft erwähnten Treffen am Berg Badon in der Nähe von Bath (516); zwei Jahre darauf wird er als Sieger über die Angeln am Fluß Douglas bei Lancashire gepriesen. Es mag schon ein Anfang der poetischen Verherrlichung sein, wenn von ihm erzählt wird, daß er in zwölf Schlachten gegen die Sachsen gefochten und in allen gesiegt habe. Denn der geschichtlichen Ueberlieferung nach bequemte er sich zur Abtretung eines Theils seiner Länder, des heutigen Somerset und Hamptonshire, und fiel endlich in einer heimischen Fehde in Cornwallis. Sein Leichnam wurde feierlich bei Glastonbury, einem alten ehrwürdigen Kloster bei Bristol, beerdigt. Nach sechshundert Jahren ließ König Heinrich II. von England sein Grab öffnen, überzeugte sich von der Echtheit desselben und ließ die Gebeine in einem kostbaren Sarg in der Kirche des Klosters beisetzen. Giraldus Cambronsis, der als Augenzeuge die Details der Ausgrabung erzählt, berichtet, der Schädel habe viele Wunden aufgewiesen, darunter auch einen klaffenden Riß, offenbar die Todeswunde. Dennoch wollen manche in dem ganzen Vorgang nur ein politisches Possenspiel sehen, das den Glauben der rebellischen Walliser an ihre dereinstige Rettung durch Artus erschüttern sollte.

Mehr kann die Geschichte von Artus nicht erzählen. In den ersten Jahrhunderten scheint auch sein Ruhm beschränkt gewesen zu sein. Die eigenthümliche Sage von seinem Heldenthum bildete sich erst in der Bretagne, deren Bewohner aus dem Süden Britanniens stammten, und die bei glücklicher Abwehr der sie bedrängenden Franken in ihrem Selbstgefühl den ihnen von Alters her geläufigen Heldennamen zum Träger ihres eignen Ruhms und zum Vorbild jeder männlichen Tugend erhoben. Von hier aus verbreitete sie sich dann weithin, ging zum Mutterland zurück, erfüllte die französischen und deutschen Dichtungen und schuf eine neue romantische Welt idealer Reinheit und leuchtender Rittergröße.

In der Sage zieht Artus gegen die Ungläubigen, unterwirft alle Völker seinem Scepter und wird selbst vom Papst gekrönt. Wie Kaiser Barbarossa in Deutschland den rechten Augenblick erwartet, die alte Herrlichkeit des Reichs wieder aufzurichten, so hängt die Hoffnung der Walliser an Artus, der nicht gestorben, sondern vom Schlachtfeld hinweg in das Feenland entrückt ist, wo er als mächtiger König thront und dereinst zu seinem Volke wiederkehren wird, wenn dessen Stunde geschlagen hat. Freilich haben sich diese Messiashoffnungen bis jetzt in Wales wie in Deutschland als trügerisch erwiesen. Zwar dauerten die Feindseligkeiten zwischen Briten und Angelsachsen noch lange fort, und besonders war es das Reich Gwynedh und dessen König Cadwalla, der den Nationalkampf fortführte, allein mit der Zeit mußten sie sich doch fügen, und unter Alfred dem Großen erkannten auch die Bewohner von Wales die Herrschaft der westsächsischen Könige an. Indessen verhinderten die Stürme, die bald über England hereinbrachen, die Befestigung der englischen Hoheit.

Die Ansprüche der Angelsachsen erbten die Normannen, welche unter Wilhelm dem Eroberer über den Kanal gekommen waren und sich zu Herren des Landes gemacht hatten. Mehrfache Kriegszüge unter den Plantagenets dienten dazu, diese in Anspruch genommenen Rechte nicht verjähren zu lassen. Aber erst der kriegerische und energische Eduard I. verwandelte Wales in eine eigentliche Provinz seines Reiches, indem er es als selbständiges Fürstenthum aufhob und das Geschlecht der alten Herrscher von Wales ausrottete. Llewellyn, der letzte Fürst von Wales, büßte seinen Widerstand in der Schlacht. Sein Haupt wurde in London ausgesteckt, und sein Bruder David, der den Krieg fortsetzen wollte, gefangen und grausam hingerichtet. Eine alte Prophezeiung, die der Zauberer Merlin seinen Landsleuten gegeben haben soll, hatte versprochen, daß ein Fürst von Wales als König von ganz England in London gekrönt würde, wenn das englische Geld rund würde. Bis dahin kannte man nämlich in England noch keine runde Münze. Eduard I. hatte aber solches Geld prägen lassen und dadurch die Hoffnungen Llewellyn's erregt. Die Prophezeiung wahr zu machen, wurde das abgeschlagene Haupt des Unglücklichen in London mit einer Krone von Epheu geschmückt. Die Walliser aber doch für sich zu gewinnen, berief Eduard seine Gemahlin zu sich nach Wales, und dort wurde ihm in dem Schlosse zu Carnarvon ein Sohn geboren, dem er den Titel eines Prinzen von Wales beilegte, welchen seitdem alle Thronfolger in England geführt haben.

Nach Eduards Eroberung hat es wohl noch Unruhen in dem Land gegeben, aber nie mehr wirkliche Trennungsversuche, die einige Aussicht auf Erfolg gehabt hätten. Das Schicksal des Berglands blieb eng mit dem des ganzen Reichs verknüpft. Englische Adlige erhielten große Besitzungen im Lande zugetheilt, viele Engländer wanderten ein, und alle Eigenthümlichkeiten der Walliser, ihre alten Ordnungen und Einrichtungen suchte man so viel als möglich abzuschwächen. Selbst ihre Sprache gerieth in Verachtung. Englische Prediger predigten dem Volk in einer Sprache, die es nicht verstand und nicht mochte.

Erst in neuerer Zeit regt sich auch hier das alte Selbstgefühl wieder. Man sieht ein, welches Unrecht man thut, die Sprache der Väter so zu vernachlässigen. Gesellschaften zum Studium und zur Förderung des vaterländischen Idioms sind seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zusammengetreten und besorgen die Herausgabe der alten Dichterwerke und Geschichtsbücher. Kann auch nicht gedacht werden, daß sich die Sprache je wieder zu besonderer Lebenskraft erheben würde, so ist es doch immerhin gut, wenn ein solch ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit dem gänzlichen Untergang entrissen wird.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

№ 33. Bremen, 17. August. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Aus dem Umgange und Leben.

Von J. G. Kohl.

Der Mensch ein Herkules am Spinnrocken.

Das Leben stellt an uns gewöhnlich sehr einseitige Ansprüche. Es verlangt von uns, daß wir nur in einem Geschäfte excelliren, und verspricht uns um so höhern Lohn, findet uns auch um so brauchbarer, je besser wir uns auf dies Eine verstehen. Und doch sind wir nicht wie die beschränkten Thiere nur auf Eins, wie z. B. die Seidenwürmer auf Seidenfäden, die Bienen auf Honig-Producirung eingerichtet. Vielmehr haben wir so unglaublich mannichfaltige Anlagen, daß die Erziehung zur Noth Alles aus uns machen könnte. Wir besitzen viel mehr Kräfte als zu dem Wenigen gehört, wozu uns das kurze Leben anspannt. Unser Geist scheint auf eine tausendjährige Existenz berechnet, zu einer Reise durch alle Regionen der Schöpfung befähigt. Fast jeder ist daher mehr oder weniger eine Art Herkules am Spinnrocken, ein Pegasus im Joche. Und fast alle, indem sie sich dessen mehr oder weniger bewußt werden, und indem sie den Ueberschuß ihrer Kräfte über ihre Leistungen spüren, klagen daher über verfehlte Lebenszwecke, über das Unbefriedigende ihres Berufs.

Gutmüthigkeit und Klugheit.

So hoch die Eigenschaften eines guten Herzens zu schätzen sind, so reichen sie doch allein im Leben nicht aus. Mit bloßer Güte und Liebe kommt man unter den Menschen nicht durch. Klugheit und gewandte Geistesgegenwart tragen eben so viel und oft wohl noch mehr dazu bei, den Ausbruch von Leidenschaften, Hader, Zwist und Haß unter ihnen zu vermeiden. Die gutmüthigsten Leute gerathen oft aus bloßer Ungeschicklichkeit und aus Mangel an Takt aneinander. Mit ein bischen mehr Geistesgegenwart könnten sie so viele Collisionen vermeiden. Die meisten Verwickelungen beginnen mit einer Kleinigkeit, oft nur mit einem verkehrten oder unvorsichtigen Ausdrucke. Die Gutmüthigkeit, die häufig zugleich etwas unbeholfen ist, erkennt diese Kleinigkeiten nicht. Aber die Klugheit faßt sie sogleich, nimmt den Stein des Anstoßes behutsam aus dem Wege, glättet den Pfad durch eine witzige oder einleitende Phrase, giebt dadurch dem ganzen Dinge eine andere Wendung und leitet Alles wieder in ein glattes Gleis.

Schmeicheleien.

Die plumpe, stark aufgetragene lügenhafte Schmeichelei mag uns zwar in den Tod zuwider sein. Dennoch aber sind wir für das Lob und das Wohlwollen unserer Mitmenschen von Haus aus so empfänglich wie für den milden Sonnenschein. Und ein wenig schmeichlerische Artigkeit und Höflichkeit berührt uns immer, wir mögen noch so philosophisch denken, wie ein freundlicher Lichtblick, so wie wir bei dem Umgekehrten, bei Gleichgültigkeit und Kälte oder gar bei grober Verachtung und unartigem Tadel, gleich wie Schnecken bei Nordwind unsere Nerven einziehen.

Zuweilen, wenn es nur mit Grazie mitgetheilt wird, nehmen wir das Schmeichelhafte auch selbst dann noch begierig und dankbar an, wenn wir auch wissen, daß Uebertreibung dabei war. Wir müssen nur überzeugt sein, daß wir doch Etwas davon verdienten, sowie daß Der, der es uns darbrachte, wirklich ein wenig dabei dachte und es nicht lauter krasse Falschheit war. Wir preisen ihn dann als einen verständigen und liebenswürdigen Mann. Das schmeichlerische Wesen muß nur nicht gleißnerisch sein, oder gar zum Deckmantel des Hasses und Spottes dienen, in welchem Falle selbst der Eitle und Eingebildete nicht Narr genug ist, um es zu goutiren. Ein wenig Ueberschuß dulden wir dabei gern. Und selbst die Liebe kann zu ihrer Auffrischung der Schmeichelei unter uns nicht ganz entbehren. Auch aufrichtige Freunde, die gar nicht an ihrer gegenseitigen Zuneigung zweifeln, haben zur Würze ihrer Freundschaft etwas von diesem Räucherwerk nöthig. Sogar Mutter und Kind lassen es unter einander nicht bei der dürren Wahrheit und empfangen gegenseitig ihre kosenden Schmeicheleien so willig.

Streng genommen führt zwar bei der Besprechung unserer Vorzüge und trefflichen Leistungen der richtige Weg der Wahrheit gerade mitten zwischen der apathischen Gleichgültigkeit und dem flammenden Enthusiasmus hindurch. Aber im Umgange mit den Menschen thun wir gut, stets ein paar Grade auf der Seite des letztern von jenem Mittelwege abzuweichen. Wer uns das Lob ganz genau mit der Goldwage der Gerechtigkeit zumißt, erscheint uns bald als karg und knickerig. Wir sollten daher selbst in dem Verkehr mit unsern Allernächsten immer ein wenig Honigseim zur Hand haben, und nie mit ihnen zusammenkommen ohne unsern Gesprächen etwas Odeur beizumischen, — sie nie ohne einen wohlthuenden Eindruck verlassen, — ihnen auch nie einen Brief schreiben, ohne denselben mit etwas Artigem und Schmeichelhaften zu durchduften.

Maßhalten.

All unser Thun und Treiben, unser ganzer Wandel durch's Leben, unser alltägliches Umgehen mit den Menschen und Dingen ist ein beständiges Laviren zwischen Scylla und Charybdis.

Ueberall, bei jeder Meinung, die wir aussprechen, bei jeder Empfindung, die wir äußern, bei jeder Tendenz, der wir uns hingeben, bei jeder Freude, jedem Schmerze, jedem Zorne, jedem Lobe ist eine feine Mittellinie zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig.

Wo wir gehen und stehen, überall sind wir Akrobaten, die auf schmalen Seilen wandeln, und wir müssen unsere Balanzierstange jeden Augenblick zur Hand haben, um bald rechts bald links unser Gleichgewicht zu corrigiren. Viele stolpern und hinken in sehr ungeschickter Weise auf jenen Seilen des Lebens hin, und purzeln aus einer Grube in die andere, indem sie bald zu viel sagen oder thun, bald zu wenig, bald zur Rechten bald zur Linken etwas zu bereuen haben. Nur Wenige gehen ihren Weg ganz correct. Und auch diese Wenigen benehmen sich dann dabei wieder zuweilen zu correkt, indem sie zu unserem Verdrusse mehr Kunst als natürliches Maßhalten blicken lassen.

Die Kunst des Wohlthuns.

Wie jene alten tapferen französischen Ritter, die das berühmte Motto: „l'art de bien faire" in ihrem Familienwappen führten, und die mit dieser Devise auf ihrer Fahne in so vielen Fehden ihre Feinde unglücklich machten, diesen Spruch auslegten, weiß ich nicht. Gewiß ist es, daß hinter ihm eine große, wenn auch nicht in jeder Beziehung erfreuliche Wahrheit steckt.

Auf den ersten Blick sollte man denken, es müßte nichts leichter sein als das Gute, was man zu thun entschlossen sei, den Mitmenschen beizubringen, Wohlthaten rings umher zu spenden, wie die Rose den Duft. Die Welt ist ja jederzeit nach Geschenken so begierig, sie preist ja die wohlthätigen und wohlwollenden Gemüther so hoch, und verlangt nach ihnen so sehr. Wie sollte sie Wohlthaten nicht willig in ihrem Schoße empfangen, wie die Erde den Thau des Himmels.

Aber in der Praxis ist dem in der That nicht so. Die Kunst wohlzuthun, ist eine der schwersten die man üben kann. Und es gehört außer dem guten Willen, den wirklich sehr viele haben, noch außerordentlich viel Gewandheit, Kenntniß und Umsicht dazu, was weit seltnere Gaben sind. Auch hier reicht es nicht hin, daß wir bloß gut wie die Tauben sind. Es muß die Klugheit der Schlangen dazu kommen. Bei allem ihrem Verlangen nach Wohlthaten ist die Welt doch ein recht capriciöses Wesen, und sie begehrt noch dazu, daß man ihr auch auf die rechte Weise wohlthue. Unsere Wohlthaten, wenn wir Dank davon haben wollen, d. h. wenn wir der Befriedigung sicher sein wollen, daß wir wirklich wohl thaten, müssen von der rechten Art sein. Sie müssen vor allen Dingen zur rechten Zeit kommen. Sie müssen unserem Clienten recht genehm und seinen Bedürfnissen und Neigungen angemessen sein. Manchmal ist es besser, daß sie in Geld oder in diesen oder jenen Sachen bestehen, manchmal dagegen ist ein guter Rath oder sogar auch eine Verweigerung der Bitte die größte Wohlthat, die wir gewähren können. — Alles was dazu nöthig ist, zu wissen, zu erkunden, zu erwägen, erfordert keine geringe Anstrengung und Kunst. Man spricht viel von den sogenannten „verschämten Armen" und macht eine besondere Klasse daraus. Aber jeder Mensch, dem wir wohlthuen wollen, ist mehr oder weniger ein verschämter Armer, dem man schwer beikommen kann. Von einem Andern etwas annehmen sollen, verlangt unter allen Umständen etwas Selbstverläugnung. Unsere Gaben müssen daher so gewählt, und so dargebracht werden, daß sie das Gefühl des Beschenkten nicht verletzen. Sie müssen nach seinem Geschmacke sein, sie müssen recht à propos kommen. Sie dürfen ihn nicht demüthigen, ja auch zu keinem Danke verpflichten. Oft müssen wir etwas spaßhaft und poetisch dabei zu Werke gehen, und dabei mit allerlei Raffinement, Scherz und kleinen Täuschungen verfahren. Namentlich sollte ein Wohlthäter auch immer einige Verse zu machen verstehen. Manchen Leuten sind die Wohlthaten wirklich so schwer beizubringen wie eine Medizin, und sollen sie Eingang finden, so müssen sie noch extra versilbert und vergoldet werden, als wären es bittere Pillen.

Das bin ich mir selbst schuldig.

Die Phrase: „das bin ich mir selbst schuldig!" spukt gewaltig viel unter uns herum. Und ihre Häufigkeit macht sie mir ein wenig verdächtig.

Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß ihr eine sehr richtige Idee und eine Wahrheit zum Grunde liegen kann. Niemand vermag so innig und klar wie wir selbst die Reinheit unserer Absichten, die Ehrenhaftigkeit unserer Gesinnung, die Fleckenlosigkeit unseres Gewissens zu erkennen und zu empfinden. Niemand kann daher so überzeugungsfest für uns in die Schranken treten wie wir selbst, und wer darin eine auffallende Flauheit und Gleichgültigkeit zeigt, kommt leicht und mit Recht in den Verdacht, daß es wohl nicht so besonders um ihn stehe. In vielen Dingen und Verhältnissen kann wirklich sogar Niemand als nur wir selbst Zeugniß für uns ablegen.

Wir sollen demnach allerdings etwas auf uns halten. Wir sollen unsere Ehre wahren, wir sind — „uns das selbst schuldig." Man sieht daher zuweilen gerade recht treuherzige, charaktervolle und dabei nichts weniger als eitle oder eingebildete Menschen, im Vollgefühl ihrer Tüchtigkeit, im Bewußtsein ihrer Lauterkeit, recht laut von sich selbst reden, an sich selbst appelliren, Aussagen von sich selber machen, und zuweilen an ihre Brust oder an ihr Schwert schlagen; während es auf der anderen Seite gewisse Kleinlaute giebt, die eben deßwegen kaum von sich reden, sogar eine Scheu zu haben scheinen, sich selber nur zu nennen, weil sie eben wohl wissen, daß an ihrem Ich nicht viel ist. Von diesen gewissen Leuten, hat einer unserer Dichter gesagt: „Nur Lumpe sind bescheiden." Sie haben guten Grund auf das, „was sie sich selber schuldig sind" nicht sehr zu pochen.

Manche stille Gemüther sind aber trotz ihrer Bescheidenheit doch keine Lumpe; denn bei der Beurtheilung der Menschen, die sich auf so vielfache Weise darstellen können, giebt es eben kein ganz untrügliches und durchgreifendes Kriterium. Diese Stillbescheidenen lassen aus einer Ihnen angeborenen Gleichgültigkeit gegen Alles, was sie selbst betrifft, aus einer gewissen Großmüthigkeit die Dinge so gehen wie sie gehen, oder sie sind zu phlegmatisch und fahrläßig, um die Stimme für sich zu erheben. Solche sollte alsdann allerdings zuweilen ein Freund daran erinnern: „was sie sich selbst schuldig sind."

Allein ich glaube, die Gefahr ist auf dieser Seite im Ganzen nicht so groß. Und bei den Meisten von uns ist der Egoismus so wach, daß wir gewöhnlich nach der andern Seite hin zu viel thun. Unsere Selbstsucht vergrößert und vermannichfaltigt Alles, was wir uns selbst schuldig sind, und diese Phrase dient daher nur allzu oft dazu, um Härten zu verdecken, Ungerechtigkeit zu stützen, und Eitelkeit zu entschuldigen. Ja es ist wirklich zum Erstaunen, was mitleidslose, hochfahrende, lieblose, ehrgeizige, habsüchtige Menschen sich Alles — „selbst schuldig zu sein" glauben! —

Die in unsern Lebensschicksalen waltende Gerechtigkeit.

Gegen unverschuldete Leiden und ungerechte Kränkungen sind wir besonders ungeduldig. Wir beklagen uns über unser Unglück oft nur deßwegen so bitter, weil wir glauben, etwas viel Besseres verdient zu haben.

Wollten wir aber nur die Augen öffnen, in uns gehen, und

den naturgemäßen Gang, den die Dinge mit uns genommen haben, untersuchen, so würden wir in den meisten Fällen herausfinden, daß sie so kommen mußten, daß Alles nur eine natürliche Wirkung unseres eigenen Wesens, unseres Unverstandes, unserer Verkehrtheit, eine gerechte Strafe unserer Sünden, oder eine Folge der göttlichen Weltordnung war, und diese Erkenntniß würde sehr dazu beitragen, uns geduldiger und stiller zu machen.

Denn neben allen unsern Leidenschaften und Begierden wurzelt doch auch in unserer Natur ein gewisses Gefühl für Gerechtigkeit, das uns eine große Befriedigung gewährt, und das wir immer pflegen, wach halten und stark machen sollten, da es uns in Ertragung der Leiden eine große Stütze werden kann. Die Sünde in unserer eigenen Brust schreit nach Strafe und nimmt sie wohl gar als Wohlthat an. Man hat es ja nicht selten erlebt, daß selbst in der Seele arger Verbrecher dieses Gerechtigkeitsgefühl erwachte und daß sie sogar nach ihrer Bestrafung verlangten. Jeder kann sich ein Beispiel an ihnen nehmen und mag sogar die gerechten Wege der Vorsehung dann noch preisen, wenn er selbst das Opfer ist. „Gottes Thaten bewundernd", wie Schiller singt, „sieht er seine eigene Hütte untergehen."

Die heroische Kur.

Wenn man einen Freund wieder auf die rechte Bahn bringen will, muß man es zuweilen machen wie der kluge Kutscher mit den wildgewordenen Pferden. Man muß den Leidenschaften nicht allzu direct und straff in die Zügel greifen, sonst riskirt der Retter selber mit fortgeschleift zu werden. Vielmehr muß man die Zügel zuerst ein wenig schießen lassen, mit dem Zornigen zürnen, mit dem Ueberglücklichen triumphiren, mit dem Betrübten klagen und erst gemach umlenken. Indem man sich so der Stimmung des Freundes assimilirt, und nicht so plötzlich wie Eis auf seine Gluth fällt, beginnt er allmälig uns Gehör zu leihen, und wird empfänglich für die Medizin, die wir für ihn in petto haben. Auch Irrsinnige bringt ein zu directer Widerspruch oft erst recht zur Tollheit, während man sie durch ein Eingehen auf ihre Einbildungen leichter beschwichtigt und zur Verständigung vorbereitet.

Bei Manchen schlägt eine solche homöopathische Kur so gut an, daß sie sich gerade dann am ehesten wiederfinden, wenn wir sogar wohl noch ein wenig mehr thun als sie selbst und, wie der Bramarbas in Shakespeare's Taming of a shrew über ihre Aeußerungen hinausgehen. Wir hetzen dann gewissermaßen ihre Leidenschaften zu Tode, und zwingen sie so zu sagen, selber die Rolle des Trösters, des Besänftigers und des Philosophen zu übernehmen.

Aber freilich muß man seine Leute kennen, und bei manchen kann es unter Umständen besser sein, das Uebel direct und rücksichtlos beim Kopfe zu greifen, und wie der Pferde bändigende Rarey den wilden Feind stracks auf die Knieen zu werfen, und durch eine heroische Kur zahm zu machen.

Der Ruf.

Mit Recht hält man die richtige Abschätzung des inneren Werths eines Menschen für eine erstaunlich schwierige Aufgabe. Jahre lang gehen wir mit Anderen um, ohne daß wir es vermochten, ihnen von den verborgenen Motiven unserer Handlungen, von Dem, was uns eigentlich treibt und bewegt, nur eine einigermaßen klare Vorstellung und eine feste Ueberzeugung beizubringen. — Die nächsten Freunde ergehen sich oft nur in Muthmaßungen über die eigentlichen Gesinnungen ihrer Freunde und über die Wege, die sie wandeln. Selbst dem Bruder wird es so schwer, auch wenn er es möchte, sich seinem Bruder ganz zu enthüllen und sein Herz zu zeigen. Nach Jahre langem Umgange seufzt oft die Gattin: „sie verstehe ihren Mann nicht mehr", und sogar die Mutter, von außerordentlichen Handlungen ihres Sohnes überrascht, ruft aus: „sie habe sich in ihm geirrt" oder „ihr Sohn sei ihr ein Räthsel." Nur Gott allein, der in die Herzen schaut und die Nieren prüft, erblickt uns wie wir sind.

Da möchte man denn wohl fragen, was diesem Allen nach auf Das zu geben sei, was man unter den Menschen einen bösen oder guten Leumund, einen schlechten oder unbefleckten Namen nennt. Was, so möchte man zu denken geneigt sein, ist auf Schande oder Lob bei der Welt zu geben, wenn selbst die Intimsten uns so oft und so ganz verkennen. Die große Menge ist so gleichgültig gegen uns gesinnt, sie hat uns nie an den Puls gefühlt, sie hat uns nie tief ins Auge geblickt, sie hat uns nie geprüft, erforscht, belauscht und scharf beobachtet. Und dazu ist das geschwätzige Gerücht, Lüge, Verläumdung, Vorurtheil und Uebertreibung im Guten wie im Schlechten unter ihr so mächtig und geschäftig. Wie verzerrt, wie unwahr muß doch das Bild sein, das sich von uns in diesem buntgeschliffenen Spiegel, den wir die Mitwelt nennen, reflectirt!

Und dennoch! — und trotz alledem ist es wunderbar, wie oft das Gegentheil davon eintrifft, wie oft gerade das große fernstehende Publikum, das nur dann und wann einen Blick auf uns thut, das uns nur so im Großen und Ganzen würdigt, und selten die Goldwage dabei braucht, zu einem richtigeren Facit bei unserer Abschätzung gelangt, als selbst unsere Busenfreunde. Es scheint, daß die Welt einen gewissen Takt, einen gewissen feinen Sinn hat, der diesen abgeht. Die Gerüchte und die Uebertreibungen kreuzen sich unter den Leuten und heben sich gegenseitig auf, und die schließliche Grundfarbe, die dabei für uns herauskommt, ist am Ende die wahre. Es ist als wenn Trompeten und Trommeln durcheinander wirbeln und blasen. Der Nahestehende unterscheidet es nicht. Aber das Publikum in der Ferne hört die Musik heraus, und faßt die Hauptmelodie. So umtönt uns alle ein gewisses Echo, das aus einer Menge kleiner Anlässe in Bewegung gesetzt ist. Jeder dieser Anlässe für sich ist schwach und unscheinbar, aber der Klang des Echos im Ganzen, — der „Ruf", — entspricht unserm Wesen, und ist ein ziemlich richtiger Wiederhall unserer Thaten, Worte und selbst unserer verborgenen Gedanken.

Gedanken sind zollfrei.

Selbst der Criminal-Codex eines Draco und die strengsten Gesetze der Etikette und des Umgangs haben stets das Princip geachtet: daß Gedanken zollfrei seien. Und nur die schlimmsten Tyrannen haben wohl Miene gemacht die Menschen auch ihrer arrières pensées wegen züchtigen zu wollen.

Streng genommen ist es etwas inconsequent und unphilosophisch, einen so außerordentlichen und scharfen Unterschied zwischen den bloß gedachten, oder etwa leise gelispelten und den in vernehmbare laute Worte gekleideten Ideen zu machen. — Aber es ist eine heilsame und dem menschlichen Verkehre ganz nothwendige Inconsequenz. Denn ohne dies Princip, dem zufolge Jeder, so lange er nichts Böses spricht oder thut, für straflos gehalten wird, wäre aller Umgang unmöglich. Mit ihm, wenn man es streng festhält, sind aber wahre Kunststücke ausführbar, zum Beispiel, daß die erbittertsten Feinde, so lange sie sich nicht sagen, was sie von einander halten, — so lange sie die äußere Form der Höflichkeit beobachten, ganz bequem nebeneinander existiren mögen. Der Eine weiß recht gut, daß sein Nebenmann ihn für nichts Besonderes, vielleicht für unleidlich hält. Er liest seine Gedanken in seinem Gesichte, ja ganz deutlich in den spöttischen kühlen Blicken, die zuweilen aus seinen Augen sprühen, in seinem kritischen Lächeln, das dann und wann seine Lippen umspielt. Er erräth seines Nebenmannes Gedanken Wort für Wort aus der Stimme, die

er in sich selber vernimmt. Nichts destoweniger, wenn sie nur die Zunge fesseln, wenn nur ihr Ohr durch nichts beleidigt wurde, wenn die glatte Form unverletzt blieb, können beide zufrieden und ohne Ausbruch in der freundlichsten Manier von einander scheiden.

Solche Situationen haben mitunter etwas sehr Komisches und können von den Dichtern auf der Bühne, wo die Schauspieler ihre Zwischengedanken in Parenthese oft so laut werden lassen dürfen, daß das Publikum sie hören kann, zu sehr wirksamen Effekten und Contrasten benutzt werden.

Zuweilen gehen wir mit dieser Sonderbarkeit außerordentlich weit. Denn wir legen wohl selbst unserem Freunde, wenn wir wissen, daß er eine bittere Phrase für uns fertig auf der Zunge hatte, den Finger auf den Mund und bitten ihn, um Erbarmen flehend, die Sache nicht auszusprechen, gleichsam als ob unser Ohr empfindlicher wäre, als unsere Seele. Behält er die Idee innerhalb der Umzäunung seiner Zähne, so ist es gut, und es bleibt beim Alten. Fährt aber der Blitz des Wortes hervor, so trifft er uns wie ein Stich, und entzündet die Flammen der Erbitterung und Zwietracht. Sonderbar, daß wir uns aus der bloßen Phrase hinterdrein noch so viel machen, da doch der böse Gedanke das eigentliche Wesen und der Kern ist. Mit dem Grundsatze von der Zollfreiheit der Gedanken entzieht sich uns gerade der Urquell und Anlaß alles Strafbaren, das wir sonst im Keime ersticken könnten. — Aber wie gesagt in den Beziehungen zu unseren Mitmenschen geht es nicht anders.

Nur in einem Falle sollten wir jenen Grundsatz nicht gelten lassen, nämlich in dem Umgange mit uns selbst. Da sollten wir auch den bösen Gedanken eine hohe Taxe auflegen, vor ihnen erröthen, erschrecken als wären sie gesprochen, sie als verletzende Beleidigungen aufnehmen, sie unterdrücken, umbringen. Aber leider sind da die Meisten sehr nachlässig und lassen zu ihrem Schaden auch da die Gedanken — zollfrei sein. —

Der versöhnende Komus.

Es giebt glücklicherweise wenige Menschen, die nicht ein Zweiglein von der komischen Ader in sich hätten. Aber allerdings findet man einige Prosaisten, bei denen Witz und Laune auf ein Minimum herabgekommen sind. Und diese müssen dann schon sehr viele und große andere Tugenden besitzen, um im Verkehr nicht völlig schaal und ungenießbar zu sein. Wir Menschen haben alle ein wahres uns angeborenes Bedürfniß zum Scherzen und Lachen. Unser Umgang, unsere Conversation, unsere ganze Literatur, ja selbst die Abhandlungen über die trockensten Dinge haben ein wenig Humor nöthig. (Die Mathematiker höchstens, die in so vielen Beziehungen eine Ausnahme machen, können der heitern Laune entbehren.) Und dabei ist der Witz nicht bloß das Salz, sondern auch das beste Oel unseres Umganges, welches das Räderwerk des Lebens sich oft glatter bewegen läßt als die pure Vernunft dieß selber zu bewirken vermag. Die verständigsten Erwägungen, die eingehendste Philosophie sind oft nicht im Stande Disharmonien so gut auszugleichen als der zur rechten Zeit dazwischen tretende Gott Komus, als ein gut angebrachter Witz, der alle Lacher auf seine Seite bringt. Wohl Dem, der viel von dieser beneidenswerthen Gabe besitzt. Er versöhnt die Streitenden. Er zerschneidet so manchen gordischen Knoten zu Aller Befriedigung. Er verhütet drohende Verwickelungen in ähnlicher Weise wie man Volksaufläufe, welche man durch Flintensalven nur noch schlimmer gemacht haben würde, durch Wasserspritzen und ein ihm folgendes Gelächter sprengte.

Höflichkeit und Herzlichkeit.

Einige Menschen, wenn sie Anderen ihre erhöhte Zuneigung und ihren Beifall zu erkennen geben wollen, steigern ihre Höflichkeit; Andere werden herzlicher und wärmer. Zur Höflichkeit gehört mehr Geschick und Bildung. Die, welche nicht gewandt genug dazu sind, greifen zur Herzlichkeit. Doch reussirt man in der Regel mit jener besser als mit dieser. Die Vermehrung der Herzlichkeit führt zur Annäherung und zu Vertraulichkeiten, die nicht Jeder liebt. Sie wird leicht zudringlich, sogar etwas plump, und verfehlt daher oft ihren Zweck, berührt unangenehm, statt wie sie wollte, wohlzuthun. Man glaubt auch nicht so leicht an sie. Wogegen die Höflichkeit, die Jedem unbedingt gefällt, sich meistens viel besser aus der Affaire zieht. Diese wahrt immer die Würde des Gebers und des Empfängers. Freilich muß es nicht bloße kalte Phrase sein. Man muß das Wohlwollen dabei ein wenig durchfühlen.

Auch die Frauen sollen etwas kernhaft sein.

Obgleich das Reizendste an den Frauen ihre Milde und Sanftmuth ist, so kann es damit doch auch bei ihnen zu weit gehen. Wir lieben es zwar durchaus nicht, daß sie den Männern nachahmen, aber manche von ihnen sind doch auch zu frauenhaft. Schlaffheit und Süßlichkeit gefällt uns bei den Frauen so wenig wie bei den Männern. Etwas Salz des Witzes, ein wenig sprudelnder Uebermuth dient ihrer Anmuth zur Folie und zur Hebung, wie der süßen Pfirsich die ihr beigemischte frische Säure. Eine gewisse Kernhaftigkeit steht den zarten, weichen, schüchternen Frauen eben so gut an, wie einem männlichen Helden die Milde.

Der Dornenweg der Täuschung.

Wenn nicht die Liebe zur Wahrheit, so sollte uns wenigstens die Schwierigkeit der Lüge auf dem rechten Wege halten. Eine Täuschung richtig und glücklich bis ans Ende durchzuführen, ist eine Aufgabe, deren Lösung die seltensten Talente erfordert.

Es gehört dazu vor allen Dingen ein außerordentliches Gedächtniß und eine ungemeine Umsichtigkeit, die prompteste Geistesgegenwart und ein Schauspielertalent, eine Verstellungskunst, wie sie glücklicherweise in dem nöthigen Grade nur wenige besitzen.

Man kann sagen, daß es beinahe unmöglich ist, auf die Dauer zu täuschen. So sehr er sich bestrebt, vermag es doch der falsche Sinn nicht, die edlen Züge der Ehrlichkeit zu erheucheln oder der bittere Haß, die der treuen Liebe, oder der selbstsüchtige Stolz die der demuthsvollen Bescheidenheit. Es giebt dabei überall so viel Unnachahmliches, daß Jeder schnell die Maske erkennt. Wenigstens auf der Schaubühne des Lebens, wo das helle nüchterne Tageslicht scheint. Für die zwei Abendstunden im Theater wo so viele Illusionen mitwirken, und wo man nicht so scharf hinblickt, gelingt es großen Künstlern allenfalls zuweilen.

Die Aufrichtigkeit ist dagegen so einfach und so leicht. Sie ist von Natur liebenswürdig und schön, und hat keine Kunst und Schminke vonnöthen. Sie gefällt Jedermann und erhält auch so schnell Vergebung. Sie nimmt allen unsern Versehen die Hälfte ihres Gewichtes, und macht manche unserer Fehler und Schwächen erträglich und zuweilen sogar ansprechend. Uns selbst gewährt sie eine große Genugthuung, und ein inneres Behagen, während Lüge und Heuchelei uns unruhig und unzufrieden machen wie Schelme, die in ihrem Verstecke Entdeckung fürchten. Es ist so wenig Talent und Anstrengung bei der Aufrichtigkeit vonnöthen. Und dennoch — sonderbar genug — ist unsere Natur so grundverkehrt, daß wir am Scheidewege so oft und fast alle Tage den schwierigen Schleichweg der Täuschung, den Dornenpfad der Verstellung, der überall mit Fangnetzen umstellt ist, einschlagen.

* Die Berliner Sommertheater.

Von E. Linden.

Tivolitheater sagte man früher (und sagt man manchenorts wohl auch noch jetzt), als man auf den Gedanken gekommen war, zur Potenzirung der Sommergenüsse in freier Luft und frischem Grün des Parks oder Gartens einen der Hauptgenüsse des Winters mit heranzuziehen, das stehende Theater während der schönen Jahreszeit ins Freie hinauszuversetzen. „Ein schöner Gedanke, aber es kommt anders", heißt es in irgend einer Posse. Ein schöner Gedanke war es für die Mimen der Provinzialtheater, die bis dahin während der Sommermonate nicht nur beschäftigungslos — was nicht viel sagen will — sondern auch engagements- und sogar brodlos im deutschen Vaterlande, und namentlich in den Straßen von Wien und Berlin, den beiden großen Börsenplätzen für Theaterengagements, umherirrten; ein schöner Gedanke aber auch für das Publikum, welches sich einen ansehnlichen Zuwachs an der Gemüthlichkeit des theatralischen Genusses versprach, wenn es sich denselben im Vereine mit der Zwanglosigkeit des Zuschauens im Garten, mit dem Genusse eines schönen lauen Sommerabends, einer Tasse guten Kaffees, oder eines Glases sonstigen guten Getränks, oder einer guten Cigarre vereint vorstellte, zu welchen Annehmlichkeiten Dieser oder Jener wohl noch für die Zwischenakte ein Butterbrod mit Schinken belegt, oder ein Kotelett mit Spargel oder grünen Erbsen hinzufügte. Aber, wie gesagt, es kam anders. Unserm nördlichen Himmelsstriche ist nun einmal kein Capua beschieden. Als ich in Italien einen Sänger, der zweimal mit der italienischen Oper in Berlin gewesen war, fragte, wie es ihm dort gefallen hätte, antwortete er mir: Ah Signore, sempre vento, sempre piova! Immer Wind und immer Regen! — Ich mußte dem Manne Recht geben. In den meisten Jahren sind bei uns die Abende, die man behaglich im Freien zubringen kann, an den Fingern abzuzählen.

Aber auch in einer andern Beziehung erlitt die gehoffte Gemüthlichkeit des Theatergenusses im Freien namhaften Schaden. Selbst nach bedeutender Reducirung der ästhetischen Ansprüche an das Spiel, welche sich alsbald als nothwendig herausstellte, behielten die Vorstellungen immer noch etwas Wildes, Wüstes, Unerquickliches. Ich rede nicht von dem ungleichen Spiele und dem mangelhaften Ensemble unter den aus allen Gegenden der Windrose provisorisch zusammengerafften Schauspielern und Sängern; schon die äußerlichsten rein sinnlichen Eindrücke, die auf Auge und Ohr, waren grell und unharmonisch; das unbarmherzige Tageslicht verrieth die Pinselei auf Coulissen und Gesichtern, die Schäbigkeit der Kostümbestandtheile; der unumschlossene, resonanzlose Raum zwang die Darstellenden zum Schreien, das Sprechen und Singen in freier Luft trocknet die Stimmwerkzeuge ungebührlich aus, macht die Stimme heiser oder mindestens stumpf.

Indessen hätte wohl schwerlich der aus diesen Uebelständen hervorgehende physische und moralische Ruin der Leute weder diese selbst noch ihre Directoren von der Nothwendigkeit überzeugt, das Tivoli-Schauspielen wieder aufzugeben. Diese wie Jene wollen leben, und so lange Einer eben lebt ist Leben die erste Nothwendigkeit, welcher alle andern Rücksichten weichen. Aber wie wollten die Directoren leben und bestehen und Gagen zahlen, wenn unter dreißig Tagen des Monats noch keine zehn einen erträglichen Abend und damit eine erträgliche Einnahme brachten? Immer Wind und immer Regen! Eine Tivolibühne nach der andern verwandelte sich also in ein vollständiges Theater, schnell, leicht, luftig und billig gebaut, aber vollkommen gedeckt und umschlossen. Der billige Bau ließ zugleich eine größere Ausdehnung der Räume zu; der völlige Schluß der Räume machte eine frühe Eröffnung und einen späten Schluß der Sommersaison möglich, so daß in der Folge diese zur Haupttheatersaison wurde. Neuerdings hat sich nun auch die letzte und bescheidenste unter den Berliner Tivolibühnen, das Meysel'sche Theater in der Oranienburger Vorstadt, zu der Metamorphose entschlossen, und steht seit einigen Wochen als vollständiges Sommertheater da, wenn auch etwas kleiner, als die übrigen, aber bequemer, eleganter, als es der Rang vermuthen ließ, den es früher einnahm, und sogar mit zahlreicheren und besseren Kräften und glänzenderen Decorationen versehen, als das vor ihm entstandene und mit größerer Prätention auftretende Kallenbach'sche Vaudevilletheater, das am direct entgegengesetzten Endpunkte des Stadtgebietes, vor dem Hall'schen Thore, liegt.

Mit diesem neuen Sommertheater ist nun Berlin zu seinem neunten ständigen Theater gelangt! Denn wenn auch der leichte Bau des Hauses zuerst nur auf eine Benutzung für den Sommer schließen läßt, so geben die eisernen Gitter im Fußboden des Parterres, welche zu den Heizungsvorrichtungen gehören, den Beweis, daß auch den Winter hindurch gespielt werden soll. Neun Theater in Berlin! Viel zu viel, ruft Allewelt, für den geringen Sinn für Theater in Berlin und Deutschland! — Viel zu viel Theater — das kann man zugeben; aber zu viel, nicht weil Berlin zu klein und der Sinn für das Theater in zu geringem Maße vorhanden wäre. Der Grund liegt meiner Meinung nach anderswo. Der Sinn fürs Theater ist hinlänglich vorhanden, und jedes Theater ist gefüllt, sobald Stück und Schauspieler durch irgendwelche Eigenschaften eine bedeutende Zugkraft ausüben. Da für jetzt diese Bedingungen nur ausnahmsweise eintreten, reicht das Publikum allerdings für neun Theater (ungerechnet eine Unzahl von Liebhabertheatern) nicht aus. Wird, wie in der Geschäftswelt, die durch die Vermehrung der Theater wachsende Nachfrage (nach guten Stücken) nicht endlich die Production steigern? Unsere in idealistischen Anschauungen erzogenen Väter würden die Frage unbedingt verneinen mit dem Ausspruche, daß das Genie unabhängig von materiellen Bedingungen sei. Wir, unter dem Einflusse der Aufklärungen, welche uns unsere neuere Naturwissenschaft über die Wechselwirkung zwischen Geist und Materie oder Kraft und Stoff gegeben hat — wir werden uns nicht enthalten können, sie zu besehen; wir werden nicht umhin können zu behaupten, daß die Aussicht auf reichlichen Gewinn ein kräftigerer Antrieb auch zur geistigen Production sei, als die Aussicht auf Hunger und Kummer, wie sie die Männer des Geistes in Deutschland so lange vor Augen hatten. Mit der Nachfrage der bisherigen acht Theater steht nun allerdings die Production in Berlin noch in keinem rechten Verhältnisse, indessen da im lieben Deutschland Alles etwas langsam geht, so dürfen wir deßhalb noch nicht an der Richtigkeit des Princips zweifeln.

Der heillose Ueberfluß an Kühle und Nässe im diesjährigen Sommer hätte bei der nunmehrigen Einrichtung der Sommertheater dem Floriren derselben eher förderlich als hinderlich sein müssen; das thatsächliche Verhältniß entspricht jedoch nicht der Voraussetzung. Spaziergänge, Land- und Wasserpartien in die Umgebung der Stadt sind zur Mythe geworden, die beiden Hoftheater sind Ferien halber geschlossen, Massen von Fremden ersetzen reichlich die auf Bade- und Vergnügungsreisen befindlichen Berliner Flüchtlinge — dennoch führen die meisten Sommertheater ein ziemlich beschauliches Dasein, dessen Frieden nur hin und wieder durch den Zufall eines Zugkraft ausübenden Gastspiels, wie das der Tänzerin Claudina Cucchi und des Gesammtgastspiels der Wiener unterbrochen wird.

An Räumlichkeit und Pracht der Ausstattung, wie auch in Rücksicht auf Größe des Gartens, steht die Sommerbühne des Victoriatheaters allen übrigen in Berlin weit voran. Trotzdem

oder auch vielleicht deßhalb — führt sie, und überhaupt dies Theater, das precärste Dasein. Was ich in einem Berichte schon während des Baues dieses Theaters schrieb: daß das Unternehmen, von welcher Seite man es auch betrachte, die schlechtesten Aussichten für sein Bestehen böte — hat sich vollkommen bestätigt. Dem glanzvollen Debüt mit der italienischen Oper folgten bald Prozesse und gerichtliche Auseinandersetzungen unter den Kapitalherleihern, dem Verwaltungsrathe als factischen, dem Director Cerf als nominellen Eigenthümer, den artistischen Directoren u. s. w. Gerüchte von bevorstehender Subhastation, wegen Nichtzahlens der Zinsen des Baukapitals durchlaufen zeitweise die Stadt; dann wieder hat der Director mehrere der unentbehrlichsten Mitglieder des Künstlerpersonals plötzlich verabschiedet, und eben so schnell wieder engagirt; (ich schrieb in dem erwähnten Berichte auch von den — gelinde ausgedrückt — sonderbaren Charaktereigenheiten dieses Directors); dann wieder hat das Ausbleiben der Gagenzahlung am bestimmten Tage die ganze Theaterrepublik in Schrecken und Verlegenheit gesetzt — und so zieht sich das Unternehmen immer hart am Rande des Abgrundes hin.

Bei der außerordentlichen Größe des Theaters konnte wohl nicht eine ganz so leichte Bauart angewendet werden, als sie ein Sommertheater in Anspruch nimmt, so daß der Aufenthalt in demselben während der heißen Jahreszeit weniger erträglich ist, als in den übrigen derartigen Gebäuden. Ueber diese Zeit, während welcher nicht nur Allerwelt, sondern ganz besonders dem Director eines in der Stadt liegenden Theaters sehr heiß ist, half im vergangenen Jahre das Gesammtgastspiel der Wiener Hofschauspieler in glänzender Weise hinweg. Das Haus war tagtäglich gefüllt. Im heurigen Sommer belebte in gleicher Weise, wenn auch für kürzere Zeit, das Gastspiel einer Tänzerin, Clandina Cucchi, die siechen Lebensgeister des Unternehmens — gar sehr à propos für dasselbe, da die Wiener ihm den Rücken gekehrt und dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ihre Gunst zugewendet hatten. Der Tanz der Dame war eine einzige Erscheinung — eine Erscheinung, die fast mit dem Ballet aussöhnen konnte. Zuschauer, die in eine Vorstellung des gewöhnlichen höheren Ballets weiter nichts mitbringen, als einen natürlichen, unverbildeten Sinn, finden die Zappelei und den Gliedermißbrauch dieses Tanzes entweder befremdlich oder lächerlich; für Leute von gebildetem Schönheitssinn ist er eine Absurdität, ein Gipfel der Unnatur und Unschönheit; (es giebt z. B. kaum etwas in der Welt, was so sehr alle Tiefen eines Künstlergemüths aufzuwühlen geeignet ist, als das oft producirte Gehen der Tänzerinnen auf den äußersten Spitzen der Zehen). Die erwähnte Tänzerin, als für unser übliches Ballet geschult, konnte sich derartiger Stücke nicht ganz enthalten; die schlimmsten derselben hüllte ihre unbeschreibliche Grazie in einen mildernden Schleier; alles Uebrige ihres Tanzes war aber der Inbegriff aller plastischen und mimischen Schönheit, so daß die den ältesten Jahrgängen angehörigen Theaterbesucher die Künstlerin auf gleiche Höhe mit der Fanny Elsler stellen. — Gleich vom nächsten Tage nach dem letzten Auftreten der Signora Cucchi trat wieder der gewöhnliche, für die Besucher sehr angenehme Zustand ein, in welchem am Abend beim Beginn der Vorstellung an der Kasse noch Billets zu aller Art von Plätzen und in jeder beliebigen Anzahl zu haben sind. Unbekannte und unbedeutende Gäste von Provinzialtheatern und kleinern Hofbühnen spielen ihre Paraderollen, die gewöhnlich nicht dem classischen Repertoir oder neuen noch unbekannten Stücken angehören. Neues, und immer wieder Neues will aber das ausschlaggebende Groß der Theaterbesucher, und sollte es auch nur Altes in neuer Einkleidung oder in besonders virtuoser Vorführung sein. Von der letzteren Art ist Das, was jetzt die Sommerbühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters bietet. Alte und sehr bekannte Stücke von Benedix (zwischendurch einmal „Cato von Eisen“, oder die „Journalisten“) in vortrefflicher Darstellung durch die Frau Haizinger, Fräulein Kronau und Baudius, und die Herren Fichtner, Meizner und Kierschner, alle vom Wiener Burgtheater. Zu dem Erfolge dieser Gäste — nämlich mit noch nicht einem halben Dutzend abgespielter Stücke und einigen aus dem Französischen übersetzten Kleinigkeiten wochenlang täglich ein ausverkauftes Haus zu machen, möchten es schwerlich unsere heimischen Hofschauspieler hier in Berlin bringen, obwohl sie jedem der Wiener Gäste eine ebenbürtige und sogar überragende Persönlichkeit entgegenstellen können, Fichtner ausgenommen, für dessen Rollenfach unser Hoftheater keine gleich vortreffliche Persönlichkeit besitzt. Indessen so ganz ohne jede andere Ursache, als die bloße Lust am Neuen und Fremden ist der Erfolg der Gäste nicht. Die Wiener Hofbühne hat seit Langem sich die besondere Pflege des Conversations-Lustspiels angelegen sein lassen, und in dem leichten Flusse ihres Dialoges, ebenso wie ihres Zusammenspiels muß den Gästen ein Vorzug vor unsern heimischen Künstlern zugestanden werden.

Einen besonderen Glanz glaubte die Gesellschaft ihrem diesmaligen Auftreten beizulegen durch das Debüt mit zwei von Benedix eigens für dies Gastspiel geschriebenen Stücken. „Ein schöner Gedanke — aber es kam anders.“ Schon in seinen ersten Stücken war Benedix nichts weniger als neu oder auch nur wählerisch in seinen Motiven und Hülfsmitteln zur Fortführung seiner Handlung. Andere Vorzüge verhalfen ihnen zu ihren Erfolgen, und auch die beiden erwähnten neuesten Stücke fielen nicht durch, sondern gingen unter reichlichem Beifall, der freilich überwiegend den Schauspielern galt, zu Ende; aber hinterher kam denn doch die Erkenntniß oder das Bewußtsein von der Windigkeit und Verbrauchtheit der einzelnen Bestandtheile der Werke zur Geltung und Aeußerung. Selbst einem leicht zu befriedigenden Publikum will es doch nicht mehr recht munden, wenn der Dichter die Lösung seiner Probleme dem Zufalle des großen Looses, eines plötzlich eintretenden Platzregens oder des Vergessens eines Portemonnaies anvertraut, oder wenn er eine Person von der Bühne entfernen will, er dies unter dem Vorwande thut, daß sie vor der Thür Jemand sprechen zu hören glaubt, oder daß ihr plötzlich einfällt, das Silberzeug zählen zu müssen. Und dann das liebe Horchen an der Thür! Eine unbezahlbare Erfindung für die Theaterdichter, und speziell für Roderich Benedix! — Nach ein paar Aufführungen der Stücke fand es die Gesellschaft für gerathener, zu „Doctor Wespe“, „ein Lustspiel“, „die Eifersüchtigen“ u. s. w. zurückzukehren.

Nur mäßige Gaben spendet in diesem Sommer die Hauptquelle der ausgelassenen Heiterkeit, des komischen Unsinns: das Wallner'sche Theater. Diese Bühne hat seit längerer Zeit keine rechte Zugposse gehabt, und fristet in Folge dessen nur eben ihr Dasein, wenn auch etwas weniger mühsam, als andere, da ihr Personal manchen Stücken gewachsen ist, an denen sich die andern Privattheater gar nicht versuchen mögen, oder die unter einem solchen Versuche in elender Weise ihren Geist aufgeben. „Eine Posse! Ein Königreich für eine Posse!“ rufen mit Richard die Directoren der Privattheater, und wenn trotzdem ihr Ruf so selten Erhörung findet, so liegt es wahrlich nicht an dem guten Willen der Dichter, Schriftsteller und — Possenschuster. Diese letztere Zunft, deren Mitglieder aus alten und neuen Stücken, alten und neuen Witz- und Anekdotensammlungen, aus den Witzen des Kladderadatsch und der „fliegenden Blätter“ Possen zusammenschustern, existirt jetzt dem Namen und der That nach in Berlin. Aber wie gesagt, auch bessere Kräfte befleißigen sich aufs Eifrigste der Hervorbringung dieses so heiß begehrten Consumtionsartikels. Aber es scheint, als ob zu einer guten Posse mehr Genie gehöre, als zu einem guten Lustspiele oder zu einem anständigen Drama. Jedenfalls ist das Possengenie seltener als das anständig „dramatische.“ So hat jetzt Herr von Moser, der sein hübsches Talent für das feine Lustspiel in einer nicht unbedeutenden Zahl meistens einaktiger Lustspiele bewährt hat, jetzt ebenfalls eine Posse zu Markte gebracht, (der Theaterzettel nennt noch als Mitarbeiter Dost), welche jetzt, unter dem Titel: Praktischer Arzt und Quacksalber auf der Wallner'schen Sommerbühne gespielt wird. Man wird finden, daß schon der Titel, in welchem die Tendenz des Stückes angezeigt liegt, einen lustspielartigen Klang hat und in der That ist das Werk seinem Wesen nach Lustspiel, und nur in der Ausführung Posse. Es ist ein durchweg gutes Stück mit vielem Situationswitz, der den ganzen zweiten, und einen großen Theil des dritten Aktes hindurch drastisch wirkt, dennoch wird es einen wichtigen Theil seines Zweckes, nämlich eine mehrere Monate hindurch ununterbrochene Reihe von besuchten Aufführungen, nicht erreichen. Schon jetzt, nach kaum einem halben Dutzend derselben ist das Haus kaum zum Viertel gefüllt, und auf eine Zunahme des Besuchs nach einer solchen Anzahl wenig besuchter Vorstellungen ist erfahrungsmäßig nicht zu rechnen. Zu dem gewünschten Erfolge fehlen dem Stücke einige wichtige und für Berlin unumgänglich nothwendige Eigenschaften und Bestandtheile. Lokaler Charakter, Musik und Gesang, namentlich Couplets mit politischer Satyre, Salz und Pfeffer der Lustigkeit — Wortwitz und geistreicher Unsinn — letzterer nicht immer mit Recht höherer Blödsinn genannt, da es oft eben nur der übersprudelnde Humor ist, der auch in mustergiltigen Werken der Gattung, wie von Moliere, Kotzebue, Gozzi u. s. w., eine wichtige Rolle spielt.

Doch so ganz verlassen von der Muse des blühenden Unsinns ist Berlin zu keiner Zeit. Jene Dame, vielleicht verdrossen über die Abwesenheit ihres Lieblings, Helmerding, der auf Ur-

laubsreisen ist, hat sich veranlaßt gefühlt, einmal einem der erwähnten Possenschuster, der am Callenbach'schen Vorstadttheater sein Wesen treibt, eine Schäferstunde zu gewähren. Sie beglückte ihn nicht nur mit dem guten Gedanken, einen der Virtuosen des Reklameschwindels, den größten, den Berlin augenblicklich besitzt, auf die Bühne zu bringen, sondern sie gab ihm auch eine Reihe von närrischen und treffenden Einfällen ein, groß genug, um den Zuschauer von Anfang bis zu Ende des Stückes im Lachen zu erhalten. Schon Titel und Namensverzeichniß des Stückes waren komisch genug, um ein Lächeln zu erregen über die aus der Zusammenstellung von Namen und örtlichen und zeitlichen Verhältnissen möglicherweise hervorgeben könnenden Späße. Doch lag für den Kundigen in dem verlockenden Speisezettel noch keine Garantie für die entsprechende Qualität der Gerichte; der Fälle, in welchen der Theaterzettel das Beste oder sogar einzige Gute an einem Stücke ist, sind gar viele! Indessen erwies sich diesmal das Mißtrauen in den Zettel und auch den Verfasser, Herrn Jakobson, als unbegründet. — Es sollte mich wundern, wenn der Ruf des neuesten Arkanums für alle und noch einige andere Krankheiten und Gebrechen, des von Johann Hoff fabricirten Malzextracts, nicht auch schon nach Bremen vorgedrungen wäre, da ja unter den täglich in allen deutschen Zeitungen veröffentlichten Attesten über die wohlthätigen Wirkungen des Malzextracts sich auch welche aus Wien, Petersburg, Paris und sogar Konstantinopel befinden. Weniger bekannt, oder doch nicht so beachtet außerhalb Berlin, dürfte der erbitterte Streit sein, welcher zwischen dem ursprünglichen Fabrikanten und einem Nachahmer und Concurrenten wüthet. Diesen letzteren ließen die Lorbeeren — bildliche Bezeichnung für Friedrichsd'ore und Thaler — welche jener Wohlthäter des Menschengeschlechts haufenweis einsammelte, nicht schlafen; er verschaffte sich einen stillen Compagnon, der Johann Hoff hieß, eine Wohnung in der Wilhelmsstraße, (der eigentliche Johann Hoff wohnt in der neuen Wilhelmsstraße) und ähnliche Danksagungsschreiben wie Jener — alles Dinge, welche für Geld und gute Worte zu haben sind —, und wenn er es auch noch nicht dahin gebracht hat, jährlich über 20,000 Thaler für Zeitungsreklamen auszugeben, und mit Vortheil ausgeben zu können, wie sein Vorbild, so hofft er jedenfalls, noch diesen glücklichen Standpunkt zu erreichen. Diesen Streit nun hat der Verfasser der Posse: Johann Hoff und Johann Hoff, oder vor Täuschung wird gewarnt — zum Vorwurf seiner Dichtung, und zur Zeit der Handlung eine halbe Stunde vor dem Auszuge der Kinder Israel aus Egypten gewählt. Der Versicherung unseres echten Johann Hoff's gemäß, daß er sein Fabrikat nach einem Recepte braue, welches sich in seiner Familie seit uralten Zeiten von Vater auf Sohn vererbt habe, tritt nun in dem Stücke Nebukadnezar-Hoff auf mit seinem Sohne Tubal, seiner Tochter Miriam, deren Freundin Hator, welche egyptische Blumenverkäuferin und später Mumie im egyptischen Museum zu Berlin ist; Reb Pope, Reb Scholem und Reb Salme sind Verwandte und Freunde der Familie. Miriam liebt einen egyptischen Lieutenant mit Namen Absalon Hoff, der ihr durch Liebkosungen das schon damals berühmte und nur der Familie Nebukadnezar-Hoff bekannte Recept zum Malzextract zu entlocken sucht. Im Liebesrausche verräth sie wirklich die einzelnen Bestandtheile; aber in dem Augenblicke, wo sie davon den Procenttheil des letzten und wichtigsten nennen will, tritt ihr Bruder dazwischen, und droht ihr mit dem Fluche ihrer ganzen Familie und Freundschaft. Den hinzukommenden Vater trifft die Nachricht von der That seiner Tochter so schwer, daß er seinen Tod nahe fühlt; indessen ein Glas Malzextrat macht ihn wieder gesund und frisch. Miriam, von ihrem Lieutenant verlassen, fühlt, daß ihr Herz gebrochen ist, aber ein Glas Malzextrat stellt sie ebenfalls vollkommen wieder her, so daß sie sich mit Freuden dem Zuge ihrer Landsleute anschließt, der vom Schauplatze aus direct ins rothe Meer geht. Absalon Hoff, der vom König Pharao den Befehl erhält, die Juden aufzuhalten, wird durch Besprengung mit Malzextract in einen Zustand versetzt, in welchem er dem Abzuge der Juden mit der größten Gemüthlichkeit zusieht. Das Geheimniß des echten Malzextractes wurde also gerettet, und der jetzige erste und eigentliche Fabrikant desselben ist der Urenkel Nebukadnezar-Hoff's, während der Urenkel des Lieutenants Absalon Hoff, der heutige Concurrent, ein Fabrikat liefert, welchem ein Hauptbestandtheil des echten Recepts fehlt. Auch noch andere Personen des Stückes, außer der Hator, werden in Beziehung zur Gegenwart gebracht, wie Reb Scholem, welcher als Urvater eines in ganz Berlin unter dem Namen Scholem nomine Brühl bekannten Kleiderjuden figurirt. Eine Menge jüdischer Späße — unverwüstlich in ihrer Wirkung auf der Bühne — erhöht noch die Komik, welche in der Handlung, der Zeit in welcher sie spielt und in ihren Beziehungen zu allbekannten Verhältnissen der Gegenwart liegt. Der Verfasser konnte dabei aus dem Vollen arbeiten, da er, wie schon sein Name angiebt, sich en famille befindet.

Die Bühne im Kroll'schen Etablissement bleibt den Sommer hindurch in Thätigkeit, aber sie ist keine Sommerbühne. Der Garten mit seinem prächtigen, dichten Laubdache, seiner guten Concertcapelle und seinen Fontainen und Gasflammenverzierungen spielt die Hauptrolle bei diesem Vergnügungsorte.

Somit komme ich nun an die letzte Sommerbühne, die des vorstädtischen Theaters, das nicht nur ein solches ist, sondern sich auch so nennt. In mehrfacher Beziehung nimmt dieses Theater eine besondere Stellung ein. Zunächst befindet es sich in der ausnahmsweisen Lage, jahraus, jahrein ein mehr oder weniger vollständig besetztes Haus zu haben, ein Umstand, der wieder einen andern nicht minder glücklichen Umstand in sich faßt, nämlich die Unangefochtenheit seiner Leistungen in Bezug auf Repertoir und Darstellung; das dankbare Publikum bewahrt Beidem eine ununterbrochene Gunst, und die Zeitungskritik, die permanente Zuchtmeisterin der übrigen Theater — schweigt zu Beidem. Die Rubrik: Vorstädtisches Theater, fehlt in dem Feuilleton der Berliner Tagesblätter. Man sollte nun meinen, daß die Direction es sich Etwas kosten ließe, um ihr Publikum in einer für sie so vortheilhaften Stimmung zu erhalten; aber keineswegs. An ihre Seebach, Goßmann, Dawison, Liedtke, Helmerding u. s. w. wendet diese Bühne in keinem Falle mehr, oft aber weniger als dreißig oder vierzig Thaler Gage monatlich, und in Bezug auf Autorhonorar oder Tantième hat sie es sich zum unverbrüchlichen Princip gemacht, keins von Beidem zu bezahlen. Sie giebt nur Stücke von solchen Autoren, die, weil sie nicht mehr leben, oder aus irgend einem ähnlichen triftigen Grund auf kein Honorar Anspruch machen. Die einzige Concession, zu welcher sich nach dieser Seite hin die Besitzerin bis jetzt verstanden hat, ist, daß sie dem Bearbeiter eines auf ihrer Bühne aufgeführten Stückes für eine bestimmte Zeit freies Abendbrod, bestehend aus Butterbrod mit Fleisch belegt und einem Glase Bier bewilligte; denn Theater und Vergnügungslocal sind eng verbunden, und befinden sich in den Händen der „Mutter Gräbert", seit „Vater Gräbert", der frühere Besitzer eines sehr bekannten und populären Tanzlocals in der Stadt und Begründer des „vorstädtischen Theaters", todt ist.

Auch das Publikum des Theaters kennt keine Trennung zwischen geistigem und leiblichem Genusse; Niemand nimmt ein Aergerniß daran, wenn unter den Gefühlsergüssen und Thränen eines liebenden Paares, oder während des Fluches eines beleidigten Vaters auf der Bühne, im Parterre die Stange Weißbier von Hand zu Hand und Mund zu Mund geht. Auch der Strickstrumpf in den Händen der älteren weiblichen Zuhörerschaft ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung. — Von derselben Gemüthlichkeit und Harmlosigkeit ist das nach dem Schlusse des Theaters beginnende Gartenvergnügen. Ungenirtes, oft ausgelassenes Lachen ertönt von den beim Abendbrod versammelten Gruppen oder Paaren her; die junge Nätherin, Arbeiterin — die durch elterliche Aufsicht nicht beengte Handwerker- oder Arbeitertochter besucht zahlreich das vorstädtische Theater, um des Theaters willen, und um des darauf folgenden Vergnügens willen. Sie geht nicht in Sammt und Seide und riesiger Krinoline, wie die Demi-monde, welche in den Gärten der übrigen Sommertheater bei Braten und Champagner soupirt, giebt sich dafür aber mit offenem, leichtem Sinne oder Leichtsinne dem Genusse des einfacheren Abendtisches hin, welchen ihr der Student, Künstler, Commis u. s. w. bietet. Mit demselben leichten Sinn schließt sie den Liebesbund, und löst ihn wieder oder läßt ihn sich lösen, wenn die Zeit um ist. In den meisten Fällen erachtet sie es als unter ihrer Würde, sich ihre Liebe mit Geld bezahlen zu lassen. Es ist ein heitres Völkchen, das Publikum dieses Theaters, und namentlich am Nachhausegehen desselben kann ein menschenfreundlicher Sinn sein Vergnügen haben; aber auch ein Mephisto würde in manchen Fällen nicht ohne Genugthuung „seine Freude daran haben."

Literatur und Kunst.

• **Neue literarische Erscheinungen.** Wallensteins vier letzte Lebensjahre. Von F. von Hurter. — Tegnérs kleinere Gedichte in Auswahl, aus dem Schwedischen. Von G. Zeller. — Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Von Theodor Fontane. — Echoklänge aus Venusia. Von A. Herrmann.

• Gedichte von Adolf Glaser. Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann. 1862. — In irgend einem Blatte meinen wir schon gelesen zu haben, daß dieses Büchlein dem Verfasser von dem Herzoge Adolf zu Nassau eine Medaille für Kunst und Wissenschaft einbrachte. Möglich, daß Seine Hoheit, dem das Werkchen dedicirt ist, die lyrischen Talente Glasers besser zu schätzen weiß als unsere Wenigkeit, denn wir müssen gestehen, daß wir, obgleich vollständig unbefangen und von keinerlei Vorurtheil eingenommen, nicht im Stande sind, irgend etwas Hervorragendes in diesen poetischen Ergüssen zu finden. Es fehlt unsers Erachtens diesen Gedichten Musik und Wärme; es ist keine rechte Weihe, kein Schwung darin. So das eigentlich Liedartige, so der Prolog zur Gedächtnißfeier an Lessings Geburtstag, das Vorspiel zur „Jungfrau von Orleans“ und die Jubelhymne zur Feier des tausendjährigen Bestehens der Stadt Braunschweig, und am wenigsten noch konnte uns das episch-lyrische Gedicht „König Autharis Brautfahrt“ genügen. Glaser ist — das steht uns fest — kein Poet von Gottes Gnaden, wenigstens nicht in der hier von ihm betretenen Richtung.

• Bei Cotta wird demnächst von Thomas Bratranek, einem Professor der Krakauer Universität, der schon mehrfach auf literarhistorischem Gebiet thätig war, eine Parallele unserer beiden Dichterheroen in ihren größten Arbeiten: „Egmont“ und „Wallenstein“ erscheinen.

• Karl Theodor Fürst zu Salm-Braunstein, oder die Entsagungs-Urkunde. Lustspiel in 4 Akten. Von M. Ant. Niendorf. Wittenberg, Herrosé. — Der Verfasser der „Hegler Mühle“ beweist mit diesem Versuch auf dem dramatischen Gebiete einmal wieder, daß einer nicht alles soll können wollen. Daß dies Lustspiel von einem talentvollen Manne geschrieben worden, fühlt man wohl heraus, aber es muß doch als verunglückt bezeichnet werden und wird schwerlich auf eine Bühne gelangen. Das Stück spielt zur Zeit des Wiener Congresses und behandelt das Treiben und die Intriguen eines Duodezhofes, dergleichen das heilige römische Reich deutscher Nation damals im Ueberfluß besaß. Der Fürst tritt sein Ländchen an Preußen ab, seine Gattin conspirirt mit einer Camarilla dagegen; endlich siegt jener. Der Hintergrund der Zeit von 1815 ist nicht übel geschildert, die jetzigen Zustände sind nicht ungeschickt hineingezogen, allein im Ganzen ist doch das Lustspiel ein sehr mühsames Stück Arbeit. Es ist für ein Intriguenlustspiel zu grob, für eine Posse zu fein. Dem Verfasser fehlt der leichte, natürliche, elegante Witz, ohne den eine moderne politisch-sociale Komödie nicht zu denken ist. Sein ganzer Apparat leidet an Schwerfälligkeit, während er von der feinsten Construction sein müßte. Unter diesen Umständen kommen die Pointen, welche an den Gegensatz des Kleindeutschthums und Großdeutschthums, den Constitutionalismus, den Herzog von Koburg, Hessen u. s. w. erinnern, gesucht heraus.

• Aus dem Komödiantenleben. Erinnerungen eines alten Schauspieler-Vagabunden. Von Wilhelm Grothe. Berlin 1862. Verlag von Richard Sandrog & Co. — Der Verfasser, welcher auf dem Umschlag sich als Autor einer ganzen Reihe von Romanen ausweist, versichert in einem Vorwort, daß der Leser in diesem Buche keine fingirten Geschichten und Anekdötchen finden sondern einen klaren Einblick in den Thespiskarren erhalten werde. Ganz ernst sagt er: „Lieber Leser, ich will nicht allein in meinen Unterhaltungsschriften deine Sinne kitzeln, will dich nicht nur schaudern oder lachen machen, du sollst auch daraus etwas lernen und hin und wieder mehr als aus einigen streng wissenschaftlichen Werken, deren trockner Ton dich zum süßten (!) Schlafe aufruft.“ Wir müssen gestehen, daß uns nach einer fernern Belehrung in dem Genre des Herrn W. Grothe nicht verlangt; sie ist durchaus nicht nach unserm Geschmack, und wir glauben kaum, daß einem irgendwie gebildeten Publikum diese Kost munden kann. Das Ende schien uns noch seichter und fader zu sein als der Anfang. Der Ton, der sich durchs Ganze hinzieht, ist ein durchaus trivialer. Naiv über die Maßen erscheint es, wenn man auf der Rückseite des Titelblattes solcher Bücher liest: „Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung vor“, denn das ist doch gar zu undenkbar, daß es fremde Nationen geben sollte, die uns um den Besitz derartigen literarischen Eigenthums beneiden.

• Von verschiedenen Seiten ward Winkelrieds Heldenthat angezweifelt und in's Reich der Sage verwiesen; jetzt hat Professor Wyß in Zürich eine höchst interessante alte Handschrift, eine Züricher Chronik aus dem vierzehnten Jahrhundert, aufgefunden, welche eine genaue Darstellung der Schlacht von Sempach enthält und die That Winkelrieds bestätigt.

• Am 3. August starb in Wien, 39 Jahre alt, Professor Julius Schwenda, der verantwortliche Hauptmitarbeiter der „Recensionen und Mittheilungen über Theater, Musik und bildende Kunst.“ Seit etwa einem Jahre mit der Redaction dieses tüchtigen Blattes betraut, hatte er sich, neben seiner Stellung als Professor des mündlichen Vortrags am Conservatorium, mit großer Energie seinen neuen Obliegenheiten gewidmet, an denen er nur zu bald durch ein Brustleiden von Zeit zu Zeit gehindert werden sollte, bis ihn der Tod aus einem Wirkungskreise riß, dem er mit ganzer Seele angehörte, und in welchem er nach seinen Talenten ungemein viel Segensreiches hätte stiften können.

• Diejenigen klassischen Dramen, welche unter der Bühnenleitung Goethe's während der Zeit von 1791 bis 1817 am häufigsten in Weimar zur Aufführung kamen, sind die folgenden: Schillers Don Carlos 24 Mal, Wallensteins Lager 30 Mal, Wallensteins Tod 24 Mal, Maria Stuart 20 Mal, die Braut von Messina 17 Mal, die Jungfrau von Orleans 16 Mal, Wilhelm Tell 16 Mal, die Räuber 9 Mal, Turandot 7 Mal, die Piccolomini 6 Mal, Fiesko nur 1 Mal; Goethe's Iphigenie 14 Mal, Tasso 10 Mal, natürliche Tochter 4 Mal, Clavigo 8 Mal, Geschwister 24 Mal, Egmont 12 Mal, Jery und Bätely 15 Mal, Mitschuldigen 18 Mal, Laune der Verliebten 7 Mal, Stella 9 Mal, Bürgergeneral 9 Mal, Götz von Berlichingen 10 Mal, Proserpina 4 Mal; Lessings Nathan 15 Mal, Minna von Barnhelm 15 Mal, Emilia Galotti 12 Mal; Shakspere's König Johann 3 Mal, Heinrich IV. 5 Mal, Hamlet 13 Mal, Lear 6 Mal, Macbeth (Schiller) 7 Mal, Cäsar 2 Mal, Othello 3 Mal, Romeo und Julie 7 Mal.

• Die Ouverture zum Don Juan hat bekanntlich ihre eigene Entstehungsgeschichte und ist allezeit ein Thema gewesen, das zu vielen Variationen Anlaß gab. Eine solche finden wir auch in dem „Tagebuch eines alten Schauspielers“ von Eduard Genast. Der Vater desselben, Anton Genast, war um 1787 in Prag engagirt und lernte Mozart kennen, der den Don Juan für die dortige italienische Oper schrieb. Er erzählt Folgendes: „Von Don Juan war bereits eine Theaterprobe gewesen, aber noch war keine Ouverture fertig; auch bei der Vorprobe fehlte sie noch, und Guardasoni (der Director) machte dem Componisten ernstliche Vorwürfe, daß wahrscheinlich nun die Oper ohne Ouverture gegeben werden müsse. Mozart aber, ganz unbekümmert darüber, nahm noch am Tage vor der Hauptprobe ein Souper bei einem geistlichen Herrn ein, zu welchem auch Bassi (der Sänger des Don Juan), Guardasoni, Wahr und ich geladen waren. Die Gesellschaft war sehr vergnügt; der geistliche Herr, ein Lebemann, regalirte uns mit trefflichen Speisen und mit noch trefflicheren ungarischen Weinen, denen Mozart tüchtig zusprach. Die immer lebhaftere Unterhaltung ging theils in italienischer, theils in lateinischer Sprache vor sich. Bis auf den geistlichen Herrn waren uns allen die Zungen etwas schwer geworden, und erst nach ein Uhr trennte sich die Gesellschaft. Wahr (der Director des deutschen Schauspiels) und ich übernahmen es, Mozart nach Hause zu bringen; auf dem Wege dahin sang er fortwährend Phrasen aus Don Juan, aber immer kam er wieder auf das Champagnerlied zurück. Die scharfe Octoberluft und das Singen hatten ihn, als wir in seiner Wohnung ankamen, völlig seiner Sinne beraubt; im vollen Anzug warf er sich auf's Bett und schlief sofort ein. Da uns die Beine auch schwer geworden waren und wir den weiten Weg nach Hause scheuten, setzten wir uns auf ein altes Federsopha, und Morpheus nahm uns ebenfalls in seine Arme. Aus unserm süßen Schlummer wurden wir plötzlich durch kräftige Töne geweckt und sahen bei unserm Erwachen voll Erstaunens Mozart bei einer düstern Lampe an seinem Pulte sitzen und arbeiten. Keiner von uns wagte ein Wort zu sagen, und mit wahrer Verehrung hörten wir die unsterblichen Gedanken sich entwickeln. Ohne ferner ein Auge zu schließen, hörten wir zu und verhielten uns ganz still. Nach 9 Uhr sprang er mit den Worten auf: „Na! da steht's ja!“ Ein Gleiches thaten wir auch, und mit Erstaunen rief er: „Ja, was Teuxel! Wie kommt denn Ihr daher?“ Mit Begeisterung küßten wir ihm seine schönen weißen Hände. Er trennte die Ouverture und bat uns, sie sofort den vier Copisten im Bureau zu übergeben. „Nun wollen wir a Bissel schlafen“, sagte er. Abends lagen, theilweise noch naß, die ausgeschriebenen Stimmen auf den Pulten. Ich hatte keine der früheren Proben versäumt, und um so größer war die Wirkung, welche die Ouverture auf mich machte.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 34. Bremen, 24. August. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Gustav Wasa's Jugend.

Nach dänischen und schwedischen Schriftstellern geschildert.
Von P. J. Willatzen.

I. Die Familie der Wasa. Gustav's erstes Auftreten.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte in Schweden ein sehr reicher, tapferer und kühner Herr, welchen man Ingemund den Deutschen nannte, weil er häufig Züge nach dem östlichen Deutschland unternahm. Von ihm hat man gemeint das Geschlecht der Wasa ableiten zu können. Man hat ihm einen Sohn Namens Nils gegeben und einen Enkel, Krister Nilssohn von Wasa, welches einst ein großes Gut im Kirchspiel Skeptuna in Upland war, jetzt aber nur ein kleiner Bauernhof ist. Dies soll des Geschlechtes erstes Stammgut gewesen sein und ihm den Namen gegeben haben. Inzwischen läßt sich nicht einmal dies nachweisen, ja es ist sogar nur wenig glaubhaft. Weit wahrscheinlicher ist es, daß die Familie, als sie den Geschlechtsnamen wählte, dies in nordischer Weise nach dem Wappenbilde that. Im Wappen aber führte sie eine „Wase", das heißt hier ein Reisigbündel, eine Faseine um die Laufgräben zu füllen, weßhalb man sie auch zuweilen „Sturmwase" nannte. Die „Wase" war ursprünglich schwarz; Gustav Wasa änderte diese Farbe jedoch in gelb, und deßhalb hat man sie später oft für eine Garbe angesehen. — Dem Krister Nilssohn hat man einen Sohn Karl und einen Enkel Kettil gegeben, der Ritter Kettil Karlssohn, welcher in den Jahren 1322—30 schwedischer Reichsrath war, ist aber in Wahrheit als der erste Stammvater anzusehen, denn alle frühere Namen gehören der Sage an. Kettil Karlssohns Enkel, Krister Nilssohn auf Björnö, ward Reichsdrost Schwedens, als Engelbrecht Engelbrechtsohn 1435 den König Erich von Pommern (Margarethens Nachfolger) die hohen Staatsämter wieder zu besetzen zwang; später war er in ewigem Streite mit dem Reichsmarschall Karl Knutsohn Bonde. Sie beneideten und haßten einander, und der Haß verpflanzte sich auf beide Geschlechter. Das Geschlecht der Bonde siegte, und Karl Knutsohn ward erst Reichsvorsteher und darauf König (1449—57). Deßhalb schlug Krister sich auf die Seite Dänemarks und mit ihm hielten es in der Regel sämmtliche Wasas und Oxenstjernas. Die Macht, welche dem alten Krister Nilssohn nicht zu erreichen beschieden war, sollten übrigens mehrere seiner Nachkommen doch erwerben, denn ein Schwiegersohn, ein Tochtersohn und ein Sohnessohn wurden nach einander zu verschiedenen Zeiten Reichsvorsteher, ja Erich Karlssohn Wasa konnte sogar nach der Krone trachten, was jedoch durch die mächtige Familie der Sture vereitelt ward. Die Zeit der Wasas war noch nicht gekommen.

Johann Kristerssohn Wasa ward durch Heirathen auf die Seite der Sture gezogen, der Feinde der Calmarischen Union. Seine Frau Britta schenkte ihm den Sohn Erich, und dieser Erich Johannssohn Wasa war der Vater des berühmten schwedischen Freiheitshelden und eins der Opfer Christians II. bei dem Stockholmer Blutbade.

Es wird übrigens erzählt, daß Erich Johannssohn sein Leben damals hätte retten können, wenigstens behauptet man, daß König Christian, der ihn als unschädlich ansah, ihm den Frieden anbot. Er aber soll Kraft genug besessen haben zu antworten: „Ich will lieber mit meinen Mitbrüdern, den edlen schwedischen Herren, in Gottes Namen sterben, als verschont sie überleben." Und sein Wunsch ward erfüllt.

Gustav Erichsohn Wasa, seiner Eltern erstgeborner Sohn, sah zuerst das Licht der Welt auf dem Gute Lindholm, Orkesta Kirchspiel in Roslagen, etwa drei Meilen von Stockholm. Lindholm war dazumal ein stolzer Herrensitz, ein prächtiges Schloß, aufgeführt von Granit und Sandstein. Es lag zwischen zwei reizenden Landseen, auf dem bedeutendsten Hügel der Gegend, so daß man von den Fenstern nach allen Seiten eine weite Aussicht über Seen, Wälder und Berge hatte. Aber trotz seiner historischen Merkwürdigkeit, trotz seiner reizenden, romantischen Lage ist nun nur ein Steinhaufen übrig von der Burg, in welcher Gustav am Himmelfahrtstage den 12. Mai 1496 zur Welt kam. Schon seine Geburt, erzählt die Volkssage, war von allerlei merkwürdigen Zeichen begleitet, die auf etwas Ungewöhnliches hinzudeuten schienen.

Noch ganz jung kam er in's Haus zu dem Oheim seines Vaters, dem strengen, ernsten Sten Sture dem Aeltern (gestorben 1503), und dieses hohen Herrn Erziehung wird kaum ohne Einfluß auf Gustav's weiche Kinderseele geblieben sein. Denn der alte Herr Sten verhätschelte ihn keineswegs: im Hause des Reichsvorstehers ging es einfach und knapp zu, man übernahm sich weder in dem einen noch dem andern Genuß und lernte besser gehorchen, als seinen Launen zu folgen. Hier, erzählt die Sage, soll König Johann, Christians II. Vater, ihn bei seinem letzten Besuch in Schweden gesehen haben. Der kleine Bursche spielte

König mit einigen gleichaltrigen Knaben. Der König soll ihn zu sich gerufen und ihm gesagt haben, indem er ihm die Wange streichelte: „Sicher wirst du ein berühmter Mann werden, sofern unser Herrgott dich leben läßt.“ Ja, der König soll den Wunsch geäußert haben, den Knaben an seinem Hofe erziehen zu lassen, für welche Ehre Herr Sture sich jedoch höflichst bedankte und der Sicherheit halber heimlich ihn nach der Insel Aaland sandte. In den nächsten Jahren lebte Gustav bald hier, bald bei seinen Eltern; 1509 kam er auf die Schule von Upsala. Wie lange er sie besuchte, wissen wir nicht; recht lange wird es wohl nicht gewesen sein, denn er hatte hier einen dänischen Lehrer, welcher Meister (Magister) Iver hieß, und der als wenig einnehmend geschildert wird. Er wandte körperliche Züchtigungen an, so oft es ihm beliebte, und zum Zorn gegen Gustav fand er bald genug hinreichenden Grund. Es kam ihm nämlich zu Ohren, daß der Knabe unter Andern gesagt habe: „Seht, was ich thun will; ich will hinauf in die Dalarn ziehen, die Dalekarlier heraustrommeln und den Jüten die Nasen zerhauen!“ Einen solchen Dänenhaß konnte Meister Iver unmöglich dulden und suchte seinen Rücken heim. Gustav litt geduldig und ohne einen Seufzer seine Strafe; kaum aber war sie überstanden, als er seinen kleinen Degen zog, welchen er natürlich wie jeder andere junge Adelige stets an der Seite trug, und Curtius' Alexander durchhieb, der grade hätte gelesen werden sollen, die Schule mit einem Eide verließ und nie wieder kam. (Meister Iver flüchtete übrigens aus dem Lande, sobald Gustav zur Macht gelangte; aber als man diesem seine Flucht erzählte, sagte der, daß dies sehr dumm von ihm gewesen sei). Später studirte Gustav an der Akademie von Upsala, vergaß jedoch nicht seine angeborene Lebhaftigkeit. Da er sowohl reich als lustig und gesellig war, gewann er sich viele Freunde unter den Studenten, mit denen er besonders gern sich an den gefährlichen Wolfsjagden erlustigte. Im Jahre 1514 trat er in Dienste bei dem Schwager seiner Mutter, dem Reichsvorsteher Sten Sture dem Jüngern, an dessen Hofe er, achtzehn Jahre alt und, wie die Chroniken sagen, ein edler, reizender, lebhafter junger Mann, Aller Gunst gewann. Im Jahre 1517 sehen wir Gustav zum ersten Male in der Geschichte auftreten.

Der Reichsrath hatte beschlossen den dänischgesinnten Erzbischof Gustav Trolle abzusetzen und ihm Almare-Stäck abzunehmen. Dies ward nun von dem Reichsvorsteher belagert, der jedoch, um Blut zu sparen, den Erzbischof zu einer Unterredung einlud. Der junge Gustav Erichssohn mußte nun als Geißel auf die Burg, und soll der Erzbischof seinen Mannen geboten haben, daß sie den Jüngling sogleich draußen an der Schloßmauer aufhängen sollten, sobald Herr Sten etwas gegen sie unternehme. Es geschah inzwischen nicht; doch blieb die Unterredung fruchtlos, da der Erzbischof in Erfahrung gebracht hatte, daß eine dänische Flotte zu seinem Entsatze nahe. Sie kam auch und der ritterliche Sören Norby führte sie. Norby war an verschiedenen Stellen der Küste gelandet und ging nun auch in den Scheren Stockholms an's Land bei Dufvenäs. Hier trat ihm Sten Sture entgegen mit einem Heere von Westländern, Upländern und Dalekarliern und trieb ihn wieder auf seine Schiffe; Sture aber sagte, daß der junge Gustav durch seine Kühnheit viel zum Siege beigetragen habe, und seine Kampfgenossen lobten nicht nur seine Tapferkeit, sondern auch seine Beredtsamkeit und seine frohe Laune. Im folgenden Sommer (1518) kam jedoch Christian II. (König seit 1513) selbst. Er ging an's Land bei Brännkyrka in Südermanland, wo Sten Sture mit seinen Schweden ihm entgegenkam. Am frühen Morgen des 23. Juli begann die Schlacht, und auf beiden Seiten focht man scharf; zuletzt jedoch mußten die Dänen wieder auf ihre Schiffe fliehen. Zum ersten Mal trug Gustav Wasa in dieser Schlacht das schwedische Hauptbanner; aber er hielt es hoch und zu einem herrlichen Siege.

Hungersnoth suchte nun die dänische Flotte heim, aber wegen widrigen Windes konnte sie nicht heim segeln. Ein Theil der Mannschaft zerstreute sich, und des Königs Noth wuchs Tag für Tag. Er eröffnete Unterhandlungen mit Sten Sture, welcher seine Flotte mit Lebensmitteln versorgte, ja wohl sogar an Bord gegangen wäre zum Könige, Behufs mündlichen Verkehrs, wenn die Seinen es gestattet hätten. Da erbot sich König Christian dazu selbst zum Reichsvorsteher zu kommen, wenn dieser ihm sechs Geißeln sende, und Herr Sture ging ohne Bedenken auf diesen Vorschlag ein. Sechs schwedische Edelleute boten sich selbst als Geißeln an, und unter diesen befanden sich außer Gustav Wasa der alte Hemming Gadd und der später so berühmte Lars Siggessohn Sparre und Erich Ryning. In einem Boote gingen sie auf die feindliche Flotte; als sie aber kaum an Bord gekommen waren, füllte ein günstiger Wind plötzlich die Segel, und der König eilte heim nach Dänemark, die Geißeln gegen Treu und Glauben mit sich führend.

Der kecke Erich Erichssohn Banner auf Aßdal, Lehnsherr von Kalö Schloß, war ein entfernter Verwandter der Großmutter Gustav's mütterlicher Seits. Nach einigen Bemühungen erhielt er vom Könige die Erlaubniß Gustav Wasa mit sich nach Kalö zu nehmen und mußte mit der damals bedeutenden Summe von 6000 Rthlrn. sich dafür verbürgen, daß sein junger Verwandter sich nicht entferne. Hier verweilte Gustav denn reichlich ein Jahr in einer Gefangenschaft, die leicht zu ertragen gewesen wäre, wenn er hätte vergessen können, wie er hineingerathen war, und wenn er hätte vergessen können die Freiheit und das Vaterland, sowie das Schicksal, welches desselben harrete. Denn in Dänemark rüstete man sich bereits wieder und mit außerordentlicher Anstrengung zu einem neuen Zuge gegen Schweden, welcher im Winter 1519 auf 1520 beginnen sollte. Die Rüstungen waren das gewöhnliche Thema der Gespräche unter den jungen Kriegern am Tische seiner Wächter, und unablässig hörte Gustav sie scherzend schwedische Lehen und schwedische Mädchen verwürfeln. Da wollte ihm die Speise nicht munden, und das wäre selbst dann nicht der Fall gewesen, wenn sie ihm mehr behagt hätte als sie that, denn am Tische des reichen Erich Banner genoß man alltags nur gesalzenes Fleisch, saures Bier, schwarzes Brod und Häring. Gustav fand weder Tages Ruhe noch Schlaf des Nachts. Es war sein unablässiger Gedanke, wie er es ermöglichen könne an dem bevorstehenden blutigen Spiele Theil zu nehmen. Bewacht von einem Reisigen, der ihn überall begleiten sollte, hatte er Erlaubniß zu gehen, wohin er wollte; ja es scheint sogar, daß er zuletzt in dem Grade das Vertrauen seines Verwandten zu erwerben gewußt hatte, daß man ihn seine Spaziergänge ohne Begleiter machen ließ.

An einem Herbstmorgen des Jahres 1519 verkleidete Gustav Wasa sich aber — Einige sagen als Viehtreiber, Andere als Pilger — und ergriff die Flucht in solcher Eile, daß er am ersten Tage ganze achtzehn Meilen zurückgelegt haben soll. Er vermied die Hauptlandstraßen und verfolgte abgelegene Fußwege. Am nächsten Mittag war er bereits in Flensburg. Hier soll er nach einer Sage sich einigen Ochsentreibern angeschlossen haben, und mit ihnen erreichte er am 30. September glücklich und wohlbehalten Lübeck, wo er gleich Bürgermeister und Rath um Schutz anging. Banner inzwischen hatte ihm nachgesetzt und seine Spur aufgefunden und beeilte sich nun seinen Gefangenen von dem versammelten Rathe zurückzufordern. „Das kann kein ehrlicher Mann mit irgend einem Grunde behaupten“, antwortete Gustav, „daß ich ein Gefangener bin; Geißel bin ich, gekommen zum Könige

von Dänemark auf sein Begehren, auf Eid und Schwur, Brief und Siegel. Trete der hervor, der mit Recht und Wahrheit beweisen könnte, daß ich in irgend einem Scharmützel oder einer Schlacht gefangen sei, oder wer das gewesen sei, der mich angegriffen hätte. Deßhalb kann man mich keinen Gefangenen nennen, sondern einen überfallenen, überraschten, überlisteten Mann. Denn mit welchem Rechte kann der gefangen sein, welcher nie ein Gefängniß verdient, oder der, welchen keine Verpflichtung, kein Recht, kein Gesetz fesselt?«

Die Bürger hatten ihn freundlich empfangen, aber der Rath besann sich geraume Zeit; denn man mußte genau überlegen, was dem Vortheile Lübecks am meisten entspräche, entweder den auszuliefern oder nicht auszuliefern, der Schutz und Gastfreundschaft bei der alten Hansestadt gesucht hatte. Endlich besann sich jedoch der Bürgermeister Nikolaus Bröms darauf, mit welch hartnäckigem Eifer König Christian stets die Handelsmacht der Hansestädte bekämpfte und von jeher auf ihre Kosten die Holländer begünstigte. Deßhalb, meinten sie zuletzt, sei es wohl das Beste, daß man den Gustav wieder in sein Vaterland entschlüpfen lasse, denn wer könne wissen, was er möglicher Weise noch ausrichte? Also sagte der Rath ihm zuletzt den Schutz zu, um welchen er nachgesucht hatte.

II. Die Abenteuer auf der Flucht.

Beinahe volle acht Monate mußte Gustav Wasa sich in Lübeck aufhalten — Zeit genug, um zu hören, wie Sten Sture gefallen und Schweden unterjocht sei. Fast das ganze Land war wieder in den Händen der Dänen. Die Schweden waren geschlagen worden bei Bogensund, bei Ramundaboda sowie bei Syriswold; das ganze offene Land hatte sich wieder unterwerfen müssen, und von festen Städten hielten sich nur Stockholm und Calmar noch, beide, eigenthümlich genug, vertheidigt von Frauen. Stockholm vertheidigte die Witwe Sten Stures, die heldenmüthige Kirstina Gyllenstjerna (Gustav Wasas Mutterschwester) und Calmar, welches seither der blutgierige Feind der Dänen Johann Maanssohn Nattochdag (Nacht und Tag) gehalten hatte, mußte nach seinem Tode seine Witwe, die kecke Frau Anna Bjelke, vertheidigen.

Endlich gab der Rath von Lübeck ihm sowohl Geld wie Schiff, und im Mai 1520 trat Gustav Wasa auf einem kleinen Handelsfahrzeuge die Heimreise nach Schweden an. Die Ostsee war mit Feinden besäet, und er mußte das Glück auf seiner Seite haben, wenn er unbemerkt hindurch kommen sollte; aber das Glück war mit ihm. Zuerst soll er beabsichtigt haben nach Stockholm zu gehen, dies schloß aber König Christian zu Lande und Wasser ein. Er steuerte also nach Calmar, wagte jedoch nicht sich dieser Stadt zu nähern, in dessen Hafen der wachsame Sören Norby mit einer dänischen Flotte lag. Am 31. Mai schlich er sich deßhalb heimlich an's Land bei Stensö Näs (Landzunge), kaum eine Meile von Calmar, »allein mit seinem Muthe und seinem Schwerte«, »allein mit seinen großen Plänen für die Freiheit des Vaterlandes.«

Als der französische König Ludwig XVIII. als Prinz landflüchtig die Welt durchzog, kam er einst nach Calmar und besuchte in Begleitung einiger Schweden die berühmte Landspitze, auf welcher er einen Denkstein mit lateinischer Inschrift errichten ließ.

Gustav Wasa eilte gleich nach Calmar, wo er sich der Frau Anna vorstellte und mit wehmüthiger Freude in die Reihen der Kämpfenden aufgenommen wurde. Er ging sogleich hinab in die Stadt und redete auf dem Marktplatze zu dem versammelten Volke; allein dies stand schweigsam und muthlos, während er es zu keckem Widerstande aufforderte. Nun wandte er sich an die geworbene deutsche Besatzung des Schlosses; aber im Unwillen über seine Aufforderung zu fortgesetzter tapferer Vertheidigung drohete sie ihm mit dem Tode. Mühsam nur rettete ihn Frau Anna mit Hülfe der Bürger, und Gustav Wasa verließ Calmar am selben Tage, an dem es sich Sören Norby ergab. Durch die wilden smaaländischen Berggegenden, wo sein Vater verschiedene Bauernhöfe besaß, schlich Gustav sich auf ungebahnten Wegen über Ostgothland hinauf in's Land. Dann und wann trat er hin vor die versammelten Gemeinden, redete zu ihnen von König Christians Tyrannei und warnte sie vor dem Gastmahl, welches nun den Schweden bereitet werde. Aber auch hier fand er entweder Muthlosigkeit oder Gleichgültigkeit, und die trägen Bauern antworteten ihm gewöhnlich: »Uns fehlt weder Häring noch Salz, so lange wir dem Könige gehorchen« *). Ja, mitunter gab es gar solche, die nach ihm mit Pfeil und Bogen zielten, »denn die Schweden waren jetzt so toll und verblendet, daß sie auf mannichfache Weise die Helfer ihrer Feinde und Unterdrücker sein mußten, um sich untereinander zu belügen, verführen und verderben.« Viel besser stand es auch nicht um die Herren. So kam Gustav Wasa unter Andern einst zu Bengt Erichssohn auf Skälsnäs, einem reichen smaaländischen Edelmann, der ihn sehr freundlich empfing und bei dem er sich mehrere Tage aufhielt. Natürlich kam auch die Rede auf den Zustand des Reiches, als aber Gustav dem Herrn Bengt seinen Plan mittheilte und ihn bat mit in die Dalarne zu gehen, da holte Bengt seinen Geleitsbrief hervor, der ihm ausgestellt worden war, und bat den Gustav, sich um Gottes willen ruhig zu verhalten und mit dem König sich auszusöhnen. Es nützte nichts, wie Gustav den treuherzigen Herrn auch warnte: Bengt Erichssohn ging nach Stockholm, zur Krönung und — zum Blutbade.

Für denjenigen, dessen Sinn auf die Befreiung Schwedens gerichtet stand, waren die Verhältnisse allerdings traurig. Die Smaaländer hatten auf eigene Hand Frieden und Vertrag mit den dänischen Blekingern geschlossen, daß sie einander beistehen wollten »gegen allerlei Vergewaltigung, von welcher Seite sie komme.« Die Ostgothen hatten sich allerdings erhoben, aber ihr Aufstand war bereits gedämpft, und mit welcher Gesinnung sie Gustav empfingen, haben wir bereits gesehen. Auch die Westgothen und Wärmeländer hatten auf's Neue sich dem Könige Christian unterwerfen müssen, denn seine Abgesandten durchzogen alle Landschaften des Reiches und säeten seine Zusicherungsbriefe aus. Nur im obern Schweden sah man den Freiheitsgeist noch aufflackernd sich rühren.

Auf den Kopf Gustav's war bereits ein Preis gesetzt, und während des ganzen Sommers irrte er verkleidet und verfolgt umher in den Wäldern und felsigen Haiden, man weiß kaum wo. Nur nächtlicher Weile wagte er sich hinein in diesen oder jenen Hof. An Geld und Kleidern entblößt kam er endlich im September auf das Rittergut Tärna in Südermannland, wo seine Schwester, Frau Margaretha Wasa, mit ihrem Gatten Joakim Perssohn Brahe wohnte. Sie waren soeben eingeladen, der Krönung König Christians in Stockholm beizuwohnen und standen im Begriff dahin abzureisen. Gustav bat sie vergebens daheim zu bleiben. Aus kluger Vorsicht zogen sie fort, denn, wie der bedächtige Herr Joakim ihm antwortete: »Ich bin persönlich zur Krönung eingeladen; falls ich mich nun zurückhielte, was würde dann aus meiner Frau und meinen Kindern werden? Vielleicht könnte es auch meinen Schwiegerältern, deinen eignen lieben Aeltern, Nachtheil bringen, sowie verschiedenen unserer Freunde.« Sein Gedankengang war also der gleiche wie Bengt Erichssohns;

*) Dies sind — was nicht vergessen werden darf — die „stolzen schwedischen Bauern", von denen Herr Barfod spricht, wie in dem Artikel „Ueber den Skandinavismus der Gegenwart" (Nr. 32) bemerkt ward.

sein Schicksal war ebenfalls das gleiche. — Auch Gustav verließ nun Tårna, in dessen gewölbten Kellern er seither Schutz vor den Augen der Späher gefunden hatte. Die alte Burg ist längst in Schutt und Trümmer zerfallen, obwohl man ihre Stelle auf der Landspitze noch immer zeigt. Aber auf dem neuen Hofe von Tårna befindet sich ein Balken, in welchen er zum Zeitvertreib einige Figuren geschnitzt hat. Auch sein Bett bewahrt man dort auf. — Von Tårna ging Gustav nach Räfsnäs, einem Gute seines Vaters, wo er sich eine Zeit lang heimlich aufhielt. Als er an einem Novembertage zwischen Räfsnäs und Gripsholm auf der Jagd war, begegnete er unerwartet einem der Bauern seines Schwagers. Dieser kehrte soeben zurück von Stockholm und setzte Gustav »mehr mit Thränen und Zeichen als mit Worten« davon in Kenntniß, daß sein Vater, Schwager und mehrere seiner Verwandten sowie eine große Anzahl der stolzesten Herren Schwedens am 8. November auf dem großen Markte Stockholms vor dem Henkerschwerte Christians gefallen seien; seine Großmutter, Mutter, Mutterschwester und Schwester waren in's Gefängniß geworfen, um nach Dänemark geschleppt zu werden, und auf seinen Kopf war wiederholt ein großer Preis gesetzt. Nun hielt Gustav sich auch auf Räfsnäs nicht länger sicher, sammelte zusammen, was er an Geld und Silber besaß, und etwa am 25. November ritt er heimlich fort, begleitet von einem einzigen Diener. Allein sobald sie nach Kolsund kamen, von wo die Fähre nach Sela hinüber fährt, bestahl ihn der Diener und lief seiner Wege, und Gustav mußte sich eiligst über den Sund zurück wagen, um den Menschen einzuholen und sich auf's Neue in den Besitz seines Eigenthums zu setzen.

Er nahm nun den Weg hinauf in die Dalarne, und gegen Ende des Monats kam er zum Kupferberge. Er vertauschte seine Kleider mit denen eines Bauers und trug sich wie ein gewöhnlicher Dalekarlier; in einer Jacke von Wadmel (grobem wollenen, von den Bauern selbst verfertigten Zeuge), mit kurzgeschorenem Haar und einem runden Hute und der Axt auf der Schulter suchte er Arbeit. Mit Stolz gedenkt der Bewohner jener Gegenden noch heute dessen, wie »Gösta« unter ihren Vätern sein Brod im Schweiße seines Angesichts verdient hat, indem er die Axt oder den Dreschflegel schwang. Alle seine Gefahren und Abenteuer leben noch jetzt im Munde des Volkes frisch und unverwischt.

Zuerst kam er in Dienst bei dem reichen Bergwerksbesitzer Anders Perssohn auf der Rankhütte im Kirchspiel Wika, etwa drei Meilen vom Kupferberge und drasch einige Tage in dessen Scheune, die später erhalten ward als ein »Monument des Reiches.« Sein edles Aeußere, seine Unbeholfenheit bei der Arbeit, und vor Allem ein goldbordirter Hemdkragen, der sich unter der Bauernjacke hervorstahl, erweckte die Aufmerksamkeit eines Dienstmädchens, und Anders führte ihn auf die Seite. Bei näherer Betrachtung erkannte dieser ihn, denn sie hatten in Upsala mit einander studirt, und Gustav ward sehr freundlich begrüßt, allein Anders rieth ihm doch ernstlich weiter in's Land zu gehen, da er es nicht wagen könne den Aufruhrprediger bei sich zu behalten. Auf seiner Wanderung sollte Gustav über die Lille-Elv, welche vom Runnsee durch die Kirchspiele Wika und Thorsang in die Dalelv fließt. Das schwache Eis brach unter ihm, und nur seine Gewandtheit und Stärke retteten ihn. Er kehrte zurück zum Fährmann in Glottorp, wo er die Nacht über blieb um seine Kleider zu trocknen, und am nächsten Tage kam er zum Edelmann Arendt Perssohn Oernflykt auf dem Rittergute Ornäs, auch einer seiner Studienfreunde von Upsala. Ja, in der Sturefehde soll Arendt sogar unter Gustav gedient haben und ihm sehr ergeben gewesen sein. Jetzt war er aber durch Heirath und Verschwägerung in ein freundschaftliches und vertrauliches Verhältniß zu den dänischen Vögten und zumal zum Geschlecht der Svinhufvud *) gekommen, welches stets dem Könige Christian ergeben gewesen war. Arendt empfing Gustav Wasa freundlich und schien seinen großen Plänen gerne zu lauschen, bei sich aber war er entschlossen ihn den Dänen auszuliefern. Schon am selben Tage eilte er zu seinem Nachbarn, Maans Nilssohn Svinhufvud auf Aspeboda, und bat diesen behülflich zu sein, da sie so in Gemeinschaft den hohen Preis gewinnen könnten, welchen König Christian auf den Kopf des Flüchtlings gesetzt hatte. Maans war jedoch nicht niedrig genug auf einen derartigen Vorschlag einzugehen. Wohl war er ein Freund der Dänen und demzufolge Gustavs Feind, doch warnte er den Arendt davor den Gastfreund zu verrathen. Arendt ließ sich nicht bedeuten, sondern eilte zu seinem Schwager Bengt Brunssohn, dem Vogt der Dänen auf Sätra. Der Vogt war williger als Maans, und am folgenden Morgen eilten er und Arendt mit zwanzig Bewaffneten nach Ornäs um Gustav zu ergreifen. Der Vogel war jedoch von dannen geflogen. Denn Barbro Stigstochter Svinhufvud, des niedrigen Arendt hochherzige Gattin, hatte den Verrath geahnt, sobald sie ihren Gemahl von Aspeboda an seinem eigenen Gute vorüber in der Richtung nach Sätra hin fahren sah, und weckte deßhalb ihren müden jungen Gast aus seinem tiefen Schlafe. Sie enthüllte ihm die ganze Gefahr seiner Lage und theilte ihm mit, was sie ersonnen hatte, um ihn zu retten. Durch's Thor zu entkommen, war unmöglich, indem Herr Arendt dagegen bereits Maßregeln ergriffen hatte. Ein einziger Ausweg nur war vorhanden — — um die Oeffnung schrieb später ein Witzbold: »Mancher gelangte auf schlechterm Wege zu einer Krone.« Genug, Gustav kam, ungesehen von den Wächtern am Thore, in's Freie, wo auf Veranlassung der edeln Burgfrau Schlitten und Pferd des Verfolgten harreten. Das Schloß Ornäs, welches reizend auf einer in den Runnsee hineinragenden Landspitze belegen ist, in der prächtigsten Gegend der Dalarne, wird noch in seiner alten Gestalt unverändert von Geschlecht auf Geschlecht erhalten. Man zeigt noch das Bett, wo Barbro den Schlummerer weckte, und eine alte Messinguhr, die er benutzte. In seinem Zimmer befindet sich sein Bild, ihn in seiner damaligen jugendlichen Gestalt darstellend, und zugleich bewahrt man hier verschiedene Theile der Rüstung, die er im Freiheitskriege trug: Harnisch, Bogen, Ringkragen, Handschuhe, Alles von Eisen, sowie ein Paar versilberte Sporen.

Auch für einen Wegweiser hatte die wackere Retterin gesorgt, der Knecht wird Jacob genannt, und so entging Gustav Wasa seinen Verfolgern; die Sage aber erzählt, daß die hochherzige Frau zeitlebens den Unwillen ihres Gatten zu erleiden hatte. Nach dem Rathe Barbros war es nun Gustav's Absicht zum Priester Jan in Svärdsjö zu eilen, und der Schlitten jagte deßhalb rasch über den gefrorenen Runnsee, jenseits an dem Strande hinauf und in den Rauch der Kupfergruben von Falun. Der Diener kannte jedoch den Weg nur bis zur Korsnäshütte, welche in der nordöstlichen Gegend des Sees liegt. Hier mußte nun Gustav aussteigen, um sich nach dem Wege zu erkundigen. Kaum war er aber zur Thür hineingetreten, bevor er in der Stube den Bergmann Nils Hanssohn sitzen sah, dessen dänische Gesinnung ihm zur Genüge bekannt war. Er zog sich deßhalb eilig zurück ohne

*) Svinhufvud, zu deutsch: Schweinshaupt, ein Name, der nach unsern dermaligen Begriffen nicht sehr schön klingt; im Mittelalter waren, und namentlich im Norden, solche Namen bei vornehmen Geschlechtern nicht selten. So war's bekanntlich ein Rindsmaul, der Kaiser Friedrich den Schönen in der Schlacht bei Mühldorf 1322 gefangen nahm. Etwas später wird eines Ritters Kalb erwähnt, der dem dänischen Könige Waldemar Atterdag einen argen Streich spielte; ähnliche Namen haben sich ja sogar bis in unsere Tage fortgepflanzt.

bemerkt worden zu sein, und in den Sandwikshütten erwischte er einen Arbeiter, welcher ihm den Weg zeigte. Als sie von einander schieden, schenkte Gustav ihm einen silbernen Dolch mit den Worten: „Wenn Gott mit mir ist, dann komm einst zu mir, und ich werde dich noch anders belohnen.“ In der folgenden Nacht suchte er Obdach auf dem Aakersgaard, der in der Bengtshaide liegt, wo die Hausfrau, welche gerade Würste zubereitete, ihn aufforderte ihr Dornen zuzuspitzen (mit welchen die Enden der Därme zusammengehalten werden); er habe ja nichts anderes zu thun, meinte sie. Gustav mußte zu seiner Schande bekennen, daß er in dieser Kunst nicht bewandert sei. Am nächsten Tage kam er denn nach der Priesterwohnung in Svärdsjö, wo er gleich in die Tenne ging und mit den Knechten drasch, um bei ihnen die Gesinnung des Herrn Jan zu erforschen. Sobald er bemerkte, daß der Priester nicht dänisch gesinnt sei, ging er geradesweges zu ihm und gab sich zu erkennen. Herr Jan empfing ihn mit ungeheuchelter Freude als einen alten Freund aus der Upsalazeit und behielt ihn drei Tage bei sich, glaubte ihn aber dort am Orte nicht vollkommen sicher. Seine Haushälterin hatte richtig bemerkt, mit welcher Ehrerbietung er das Handtuch dem jungen vermeintlichen Drescher hinhielt, und machte kein Hehl aus ihrer Verwunderung darüber. Er sandte Gustav aus diesem Grunde zum „Kronschützen“ Sven Elfsson in dem naheliegenden Isala. Kaum war der Flüchtling hier eingetreten, als dänische Sendlinge erschienen und sich erkundigten, ob man nicht einen jungen verkleideten Adeligen gesehen habe, der das Land durchstreife. Die Frau Svens, deren Namen uns nicht aufbewahrt ist, war gerade im Begriff Brod zu backen und der an allen Gliedern halbsteif gefrorene Gustav stand soeben am Ofen um sich zu erwärmen. Die Dänen schielten argwöhnisch auf ihn. Um aber allen Verdacht zu entfernen, schlug die entschlossene Frau ihn mit dem Brodschieber über den Rücken, indem sie mit zorniger Stimme hinzufügte: „Was stehst du da und stierst auf die Fremden, als wenn du nie zuvor Dänen gesehen hättest! Scher' dich hinaus in die Tenne und drisch!“ Gustav ließ den Kopf hängen und schob sich zur Thür hinaus; die Dänen aber konnten unmöglich in dem dummen, unmündigen Knecht, den die Bauerfrau auf solche Weise behandeln durfte, den verfolgten vornehmen Edelmann vermuthen, und wiederum war er durch die Geistesgegenwart eines Weibes gerettet. Die Frau hat, vermöge der Stellung, die sie nun einmal einnimmt und durch die sie vom Eingreifen in die staatlichen und politischen Verhältnisse abgehalten ist, wenig Gelegenheit Geistesgegenwart, Muth und Kühnheit an den Tag zu legen. Aber großes Unrecht thut man sicher dem weiblichen Geschlecht, wenn man ihm diese Eigenschaften absprechen wollte. Nicht selten zeigt die Geschichte das Beispiel, daß, wo die Kraft des Mannes zu Ende ging, ein Weib das Banner ergriff und durch ihr begeistertes Wesen, durch ihren von überirdischem Feuer beseelten Muth dem Streitenden neue Spannkraft einflößte, ein ganzes Volk gleichsam electrisirte. Namentlich im germanischen Norden sind solche Charakterzüge keine Seltenheit. Bis an's Ende des Mittelalters, ja bis in die neue Zeit lassen sich diese Erscheinungen verfolgen, die an die Walkyren des alten Nordens und an die sagenhaften Amazonen des Südens erinnern. Zwei edle Frauen nannte unsre Darstellung bereits, die noch muthvoll kämpften zu einer Zeit, wo manchem tapfern Manne das Schwert aus den Händen sank; erwähnen wollen wir noch der dänischen Königin Philippa, vor Allen aber sei der hochherzigen spanischen Maria Pacheco gedacht. Doch es ist nicht die Absicht in dieser Schilderung eine Apotheose der Frau zu liefern, und so kehren wir zurück zu unserm Flüchtling. Bekannt war es Jedermann, daß „Gösta Ersson“ sich in den Dalarnen berge, und fangen wollte man ihn. Deßhalb sandte der Befehlshaber auf Westeraas, Henrik von Mellen (ein deutscher Ritter, wie der Name schon verräth), seine Krieger in allen Richtungen aus, „um ihn zu packen oder zu tödten oder ihn zum mindesten unschädlich bei den Dalekarliern zu machen.“ Sven ward zuletzt bedenklich und beschloß seinen Gast in die öden Waldwildnisse zu bringen, zu welchem Ende er ihn in einem Fuder Stroh verbarg. Allerdings hielten dänische Soldaten Wache an allen Brücken und Wegen und Stegen; allein der Kronschütze kannte die ungebahnten Pfade in den Wäldern, wußte auf dem gefrorenen See, welche Richtung er einzuschlagen habe, um da- oder dorthin zu gelangen, und war also guter Dinge. Weit kam er jedoch nicht, bevor der Wagen von Soldaten umringt ward und — ein Wink des armen Mannes hätte ihn reich machen können. Gab er diesen Wink aber nicht und ward Gustav trotzdem gefunden, wären sie beide des Todes gewesen. Der Treue schwankte jedoch nicht einen Augenblick. Einige der Soldaten rannten ihre Speere durch das hochgestapelte Stroh; Sven aber sah es ohne eine Miene zu verziehen. Gustav ward im Bein verwundet, verbiß den Schmerz jedoch und verrieth sich durch keinen Seufzer. Die Soldaten gestatteten dem Bauer endlich weiter zu fahren und dieser ließ sich dies natürlich nicht zwei Mal sagen. Da bemerkte er, wie Blut aus dem Wagen auf den Schnee hinabsickerte und er mußte befürchten durch dies, wenn auch durch nichts Anderes verrathen zu werden, sobald ihm ein neuer Kriegerhaufe begegnete. Aber rathlos war Sven nicht; schnell holte er ein Messer hervor und versetzte seinem Pferde einen Schnitt in den Fuß, so daß es den Anschein hatte, als rühre das Blut im Schnee daher. Gustav war wiederum gerettet; die Scheune in Isala wird aber bis auf den heutigen Tag als ein „Reichsmonument“ heilig gehalten. Sie ist noch im Besitze der Nachkommen des braven Sven Elfsson. Gustav III. besuchte den Ort 1787 und ließ neben der Scheune einen Denkstein aus Porphyr errichten mit der Inschrift: „Hier drasch Gustav Erichsson, verfolgt von den Feinden des Reiches, von der Vorsehung zur Rettung des Vaterlandes auserselen. Sein Nachkomme im sechsten Gliede, Gustav III., ließ diesen Denkstein errichten.“ Zugleich verlieh er dem Nachkommen Sven Elfsson im achten Gliede eine Denkmünze.

(Fortsetzung folgt.)

* Aus dem Umgange und Leben.

Von J. G. Kohl.

Bemühungen um Lob und Beifall.

Es ist unglaublich, wie viel vergebene Mühe wir uns geben, um Anderen eine gute Meinung von uns beizubringen. Wir wenden außerordentliche Kosten auf, machen erstaunliche Anstrengungen, bringen allerlei Künste und Kriegslisten ins Spiel, um vor unseren Mitmenschen klug, schön, gutherzig, großmüthig, theilnehmend, kenntnißreich, und noch im Besitze vieler andern trefflichen Tugenden zu erscheinen. Und doch ist im Grunde an dem Urtheile so Vieler, die uns nichts angehen, so wenig gelegen.

Indeß wäre die Sache noch nicht so sehr komisch, wenn wir nur die Genugthuung erlangten, das so eifrig angestrebte Lob wirklich zu ernten. Wir könnten es aber recht gut wissen, daß die Welt weder so einfältig noch so gutmüthig ist, um ihr Lob leichten Kaufs herzugeben. Sie ertheilt sogar dem wirklichen Verdienste seine Krone nicht sehr willig. Selbst an der natürlichen, wahren Schönheit hat sie noch so vieles auszusetzen. Wie sollte sie unserer Schminke, unsern Künsteleien, unseren Anmaßungen

freiwillige Bewunderung zollen. Sie blickt uns überall in die Karten und erkennt in vielen Fällen auf den ersten Blick, was an uns ist und wo es uns fehlt. Sie ist ein höchst kaltblütiger Richter, den wir nur äußerst schwer für uns enthusiasmiren, und der, so wie wir den Rücken wenden, uns spöttisch verurtheilt, vor dem wir nichts destoweniger stets fortfahren, mit unermüdlichen Erfindungen, Gründen und Winkelzügen einen Proceß zu führen, den wir nie gewinnen.

Höflichkeit muß recht fattelfest sein.

Wer etwas recht Verbindliches und Schmeichelhaftes sagen will, der muß sich vor allen Dingen ja völlig sicher in seinen Wendungen fühlen, muß seine Sache besonders glatt und prompt vorbringen. Man kann noch eher bei ernsten Auslassungen etwas anstoßen, stottern, sich wiederholen oder corrigiren. Bei fein polirter Höflichkeit und hübscher Phraseologie ist doch immer etwas Poesie und Schauspielerei. Und wer sich dabei versieht und aus der Rolle fällt, der verdirbt sogleich die ganze Illusion. Nichts ist lächerlicher als ein faux pas, der einem Tänzer da entschlüpft, wo er eben recht effectvoll sein wollte. Wer sich nicht ganz taktfest weiß auf dem Glatteise der Artigkeit, der gehe lieber seinen gewöhnlichen Schritt in schlichten, einfachen, ehrlichen Redewendungen fort. Stolpert er dann einmal, so ist der Contrast nicht so schlimm.

Mit Entschuldigungen soll man sparsam sein.

Selbst dem Taktvollsten entschlüpft zuweilen ein Versehen, und auch der Vorsichtigste tritt zuweilen seinem Freunde auf den Fuß. Gewisse artige und gutmüthige Menschen halten es in einem solchen Falle sehr nöthig, viele Entschuldigungen vorzubringen, und denken Alles mit Abbitte und Explikationen wieder gut zu machen. Aber häufig geben sie sich dabei nur noch mehr Blößen. In vielen Fällen ist es weit würdevoller und für beide Theile besser, wenn nicht nur der Verletzte, sondern selbst der, von dem die Beleidigung ausging, die Sache möglichst mit Stillschweigen übergeht und seine Beschämung in Ruhe trägt. Zeigst du dich gefaßt, so nimmt es dein Freund für eine Ausnahme. Machst du aber ein großes Wesen daraus, erscheinst du betroffen, so geräthst du bei ihm in Verdacht, daß du solchen Schwächen unterworfen bist. Dazu kommt noch, daß, wenn du ihm gar zu große Bestürzung zeigst, es scheint, als hieltest du ihn für einen empfindlichen Menschen oder einen Kleinigkeits-Krämer. Nimmst du die Sache selbst nicht so hoch auf, so kommt ihr beide leichter darüber weg, wie ein Paar große Geister, die dergleichen nicht genirt.

* Guizot über Presse und Preßfreiheit.

Bei der Verschiedenheit der Stand- und Gesichtspunkte, von denen und aus denen die Presse an und für sich, so wie die Preßfreiheit für die Autoren und die Redactionen öffentlicher Blätter, deßgleichen für die Regierungen und für öffentliche Behörden, endlich auch für das Publikum angesehen und behandelt werden kann und muß, ist es um so nothwendiger, daß sich die gesunden Ansichten und allein gerechtfertigten Grundsätze über Presse und Preßfreiheit in den angegebenen Beziehungen immer allgemeiner in den einzelnen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft verbreiten und festsetzen. Denn gerade auf diesem Gebiete, wo bei falscher Beurtheilung und Behandlung des in Rede stehenden Gegenstandes die Gefahren um so größer sind und leicht die nachtheiligsten Folgen haben, zeigt sich vielmehr in jener Gesundheit der Ansichten und in der rechten Handhabung des diesfallsigen Rechtes und der Pflichten eines Jeden die wahre politische Mündigkeit und die gesunde politische Bildung in den oberen und in den unteren Kreisen des Volks. Man sollte meinen, daß für die richtige Behandlung der Presse und Preßfreiheit in constitutionellen Staaten stets die Grundsätze maßgebend bleiben, welche Guizot in seinen Memoiren aufgestellt hat. „Freie Regierungen und Völker“, sagt er, „haben nur ein ehrenvolles und wirksames Mittel, mit der Preßfreiheit fertig zu werden: sie offen anzuerkennen, ohne sie mit Nachsicht zu behandeln. Sie dürfen aus ihr weder einen Märtyrer noch ein Idol machen; sie müssen ihr ihren Platz lassen, ohne sie über ihren Rang zu erheben. Die Presse ist weder eine Gewalt im Staate noch der Repräsentant der öffentlichen Vernunft noch der höchste Richter der Staatsgewalten. Die Preßfreiheit ist einfach das Recht für die Staatsbürger, über die Staatsangelegenheiten und über das Verfahren der Regierung ihre Meinung zu sagen. Allerdings ist dies ein mächtiges und achtungswerthes, aber seiner Natur nach ein anmaßliches Recht, und es ist, wenn dasselbe heilsam sein soll, nothwendig, daß die öffentlichen Gewalten vor ihm sich nicht erniedrigen, sondern ihm jene ernste und fortwährende Verantwortlichkeit auferlegen, welcher alle Rechte unterworfen sein müssen, damit sie nicht zuerst aufrührerisch und dann tyrannisch werden. Die Preßfreiheit ist die Expansion und Impulsion des Dampfes in der intellectuellen Welt, eine furchtbare, aber belebende Kraft, welche in einem Augenblick Thatsachen und Ideen über die ganze Erde verbreitet. — Ich habe stets die Freiheit der Presse gewünscht; ich halte sie, Alles in Allem genommen, der öffentlichen Moral für mehr nützlich als schädlich, und ich betrachte die Presse als wesentlich für die gute Führung der öffentlichen Angelegenheiten und für die Sicherheit der Privatinteressen. Aber ich habe ihre Verirrungen und ihre Gefahren zu oft und zu nahe gesehen, um nicht überzeugt bleiben zu müssen, daß für diese Freiheit eine starke sociale Organisation, starke Repressivgesetze und starke Sitten nothwendig sind.“

Namentlich äußert sich Guizot in Betreff der Gefahren, die eine solche Behandlung der Presse für die Regierungen hat, aus vielfachen Erfahrungen über die Preßprocesse, vor denen sich diese klug und vorsichtig zu hüten haben. Die massenhaften Preßprocesse, welche die Regierung Ludwig Philipp's einleitete, ohne daß eine gerichtliche Verurtheilung erwartet werden konnte, bezeichnet Guizot offen als einen Fehler, der das Uebel, welches erstickt werden sollte, nur verschlimmerte. „Die meisten dieser Processe“, sagt er, „endeten mit ärgerlichen Freisprechungen, welche die Kühnheit der Angreifer verdoppelten. Die Gerichtshöfe wurden die Schauplätze, auf denen die Feinde der Regierung sich nicht fürchteten zu erscheinen, und auf denen sie noch weit anmaßender als zuvor in ihren Schriften auftraten.“ — „Allerdings“, bemerkt er, „ziemt es sich nicht für die großen Staatsgewalten, in den Kämpfen mit den Führern der Revolte und Anarchie schweigend sich zu verhalten; aber diese Kämpfe müssen auf dem Felde der freien Presse und mit ihren eigenen Waffen geführt werden, so daß die Presse durch die Presse bekämpft wird.“

Man fühlt und hört allen diesen Bemerkungen es deutlich an, daß es ein erfahrener Staatsmann ist, der sie auf Grund reiflicher Erfahrungen macht; aber nur um so mehr fordert es die Pflicht und das Gewissen jedes ehrlichen Mannes, daß man aus diesen Erfahrungen das lerne, was zum allgemeinen Besten daraus gelernt werden kann. Der Gegenstand selbst verdient es in jeder Beziehung.

D. Kind.

Literatur und Kunst.

• **Neue literarische Erscheinungen.** Pindars Leben und Dichtung. Von L. Schmidt. — Aristoteles und der Zweck der Kunst. Von J. Liepert. — Justinus Kerner und das Kernerhaus zu Weinsberg. Von A. Reinhard. — Geschichte des Herzogthums Steiermark. Von W. von Gebler. — Kulturhistorische Bilder aus der Schweiz. Von E. Osenbrüggen. — Der Comersee und seine Umgebungen. Von G. Leonhard. — Reisehumoresken. Auf einer Wanderung durch die Schweiz und Oberitalien. 2 Bde Von Ernst Kossak. — Spanische Liebesgeschichten. Von E. N. von Suckow. (Emma Niendorf.) — Mein Eden. Eine Münchener Geschichte aus den Zeiten Karl Theodors. Von Hermann Schmid.

• Das Werk von A. B. Marx in Berlin „Gluck und die Oper“ liegt nun in zwei Bänden vor. — Der wunderliche Daumer hat wieder ein Büchlein herausgegeben, das Legenden und Novellen enthält; es ist betitelt „schöne Seelen.“ — Das auf vielen Bühnen gegebene Trauerspiel „Don Juan de Austria“ von Putlitz ist nun im Druck erschienen. — Die kürzlich aufgefundene Selbstbiographie Kaiser Karls V., von der wir vor einiger Zeit berichteten, erscheint in deutscher Uebertragung bei Brockhaus.

• Aus dem Nachlasse Michael Haydns, des gelehrten Salzburger Bruders von Josef Haydn, erscheint eine Operette „die Hochzeit auf der Alm“, welche sehr anmuthig und lieblich sein soll.

• Die treffliche „Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ von Adam Pfaff, über deren langsames Erscheinen im Verlage von Westermann in Braunschweig wir neulich Klage führten, ist um ein neues Heft gefördert worden und wird nun hoffentlich rascher vorrücken. Jenes Heft behandelt die Zeit der unglücklichen Wirren und Religionskämpfe unter Kaiser Rudolf II. um das Jahr 1600, den Höhestand der katholischen Reaction, die Revolution in Böhmen und Entstehung des Majestätsbriefes im Jahre 1609, endlich den Sturz und Tod des kläglichen Kaisers. Da der Umfang des vierten Bandes, welchem das jetzt ausgegebene Heft angehört, schon bedeutend angeschwollen ist, so wird mit der Darstellung des dreißigjährigen Krieges wohl ein fünfter Band beginnen müssen, der bei der ursprünglichen Ankündigung des Werkes gar nicht vorgesehen war.

• In Nürnberg beging man am 17. August und den folgenden Tagen die zehnte Jahresfeier der Stiftung des germanischen Museums und eröffnete dieselbe durch einen öffentlichen Act und ein Fest in der Kunsthalle und den Kreuzgängen der Karthause bei großer Theilnahme der Ausschußmitglieder und Freunde der Stiftung.

• Am 14. August wurde zu Deidesheim in der Pfalz ein Mann zu Grabe getragen, dessen Name weit hinaus über die Grenzen seines engeren Vaterlandes auf das Ehrenvollste bekannt war, Franz Peter Buhl, einer der besten Bürger der Pfalz und der Wohlthäter dieses gesegneten Ländchens. Es verdankt ihm, dem reichen und umsichtigen Weinproducenten, einen großen Theil seines Wohlstandes durch rationelle Beförderung des Weinbaues. Die Vortrefflichkeit des Mannes, der auch als Mensch mit Recht allgemein beliebt war, ist überall, wo man ihn kannte, im vollsten Maße geschätzt worden. Unter den Freunden Buhls, die ihm die letzte Ehre erwiesen, bemerkte man Heinrich von Gagern und Gervinus.

• Die Kunstgeschichte hat einen schweren Verlust erlitten durch den plötzlichen Tod des Dr. Ernst Guhl in Berlin, Professors an der Universität und Secretärs der Akademie. Er starb am 20. August im Alter von 42 Jahren am Schlagfluß.

• Am 4. August starb in Hildburghausen nach langen Leiden der Schriftsteller Ludwig Köhler, Verfasser vieler Romane, unter denen „Thomas Münzer“ der werthvollste sein möchte. Er war besonders mit Arbeiten für das bekannte Meyersche Institut beschäftigt. — Der greise Dichter Ludwig Uhland ist, wie aus Stuttgart gemeldet wird, leider bedenklich erkrankt. Von einer Brustentzündung glücklich geheilt, hatte er als Folge ein krebsartiges Leiden auf der Brust zu überwinden, welches durch Operationen glücklich beseitigt schien. Bevor Uhland ein Bad aufsuchen konnte, scheinen seine Gesundheitsverhältnisse leider wieder bedenklicher geworden zu sein. Diese Mittheilung ist seither aus Tübingen, 15. August, in der Allgemeinen Zeitung folgendermaßen berichtigt worden: Wenn auch die Kräfte seit der schweren Krankheit sich noch nicht wieder vollständig ersetzt haben, so hat sich doch alles soweit zum Besseren gewendet, daß der verehrte Mann vorgestern unter den günstigsten Auspicien zum Gebrauch einer Kur nach Jaxtfeld abreisen konnte. — Am 28. Juli legte der junge König von Portugal auf dem Camoënsplatz zu Lissabon den Grundstein zu einem dem großen Nationaldichter zu errichtenden Standbild. Camoëns' Geburtsjahr ist nicht genau bekannt, man weiß nur, daß er um 1524 geboren war; gestorben ist er, man weiß nicht an welchem Tag, im Jahr 1579 nach tiefstem Elend in einem Hospital der St. Annastraße in Lissabon. Nur mit Mühe konnte man sechszehn Jahre später sein Grab auffinden und setzte ihm damals ein Monument; aber beides, Grab und Denkmal, wurden in dem großen Erdbeben von 1755 zerstört. Die Nation und der Hof, deren Ruhm Camoëns gefeiert, haben ihn buchstäblich Hungers sterben lassen, und doch beruht Portugals guter Name in Europa heutzutage fast nur noch auf diesem verhungerten Poeten.

Die Propyläen in München.

• Die feierliche Einweihung der Propyläen in München, welche König Ludwig als sein letztes Werk zu bezeichnen pflegt, und die Uebergabe derselben an die Stadt München hat am 18. August stattgefunden. Der Hofmarschall König Ludwigs, General von Laroche, hielt vor der Uebergabe der Schenkungsurkunde an den ersten Bürgermeister von Steinsdorf eine feierliche Ansprache. Mit wenigen fast unverständlichen Worten dankte dieser im Namen der treuen Stadt für das königliche Geschenk und schloß mit einem dreimaligen Hoch auf den König. Langsam und von den sich am Erze brechenden Strahlen der Sonne in einen goldglänzenden Schein gehüllt, zog nun die Reiterstatue des Königs Ludwig, unter dem Schmettern der Trompeten und den Klängen des vom Hoftheater-Chor gesungenen Liedes „Bayern, o Heimathland“ in das Thor, wo es eine Weile stehen blieb. Bald setzte es sich jedoch wieder unter dem allmälig verhallenden Hochrufe der Menge in Bewegung und zog an dem Obelisk vorbei, der errichtet ist zu Ehren der in Rußland für neapolitanische Machtplane, aber wahrlich nicht, wie die Inschrift des Denkmals behauptet, „für des Vaterlandes Befreiung“ gefallenen bayerischen Krieger. Sichtbar zitterte das Scepter in der ehernen Faust, ein leichter Baumzweig streifte es im Weiterziehen, und wenige Schritte davon, gerade in der Mitte des Raumes zwischen dem Obelisk und dem Wittelsbacher Palast, wo König Ludwig noch immer Hof hält, fiel das Scepter aus der ausgestreckten Hand zu Boden; ein Feuerarbeiter, der neben dem Denkmal herging, hob mit seiner schwieligen Hand das Symbol der Herrschaft in die Höhe, sah es eine Weile an und legte es dann achtlos bei Seite. Eine tiefe Stille aber legte sich auf die Menge, kein Hoch, kein Jubelruf ertönte mehr; schweigend folgte sie dem Bilde, bis dieses auf dem Odeonsplatz anlangte, und schweigend sah sie dort stundenlang den Arbeiten zu, das eherne Standbild auf das Postament zu heben, und verlor sich erst, als ein großer Vorhang das Monument verhüllte. In wenigen Tagen wird die feierliche Enthüllung stattfinden. Das Monument ist nach dem Urtheile von Sachverständiger von großem Kunstwerth; König Ludwig sitzt, mit dem Purpurmantel angethan, die Königskrone auf dem Haupte, in der Rechten das Scepter hoch emporhaltend, auf einem feurigen Pferde. — Die Propyläen, welche in der Brienner Straße außerhalb des Obelisks stehen und mit der Glyptothek zur rechten und der Kunstausstellung zur linken Seite einen durch diese drei Prachtbauten geschaffenen schönen Platz abgränzen, ließ König Ludwig zur Erinnerung an den griechischen Befreiungskampf und an die Gründung der griechisch-bayerischen Dynastie erbauen. Der Bau derselben begann im Jahre 1854 nach dem Plan Klenze's, und sie sind größtentheils aus Steinen von den Marmorbrüchen des Untersberges erbaut. Das Münchener Propyläum besteht aus einem gedoppelten Giebelbau, welcher in seiner Mitte eine breite Durchfahrt gewährt, zu deren beiden Seiten die Colonnaden aufsteigen auf überstuften Sockelbauten, die sich den Säulen unterbreiten, und zwar sechs canellirten (ausgekehlten) dorischen nach außen gegen Ein- und Ausfahrt, und 16 korinthischen im Innern zu vier Paaren nach links und rechts hin. Die äußern Säulen tragen die Bildergiebel über den Architraven (Hauptbalken oder Oberschwellen), die innern stützen die Decke des tempelartigen Raumes, der sich hinter den Architraven der Giebel gegen das Metalldach emportieft. Neben den Seitenräumen des Giebelbaues steigen zwei 110 Fuß hohe Thürme empor, die im untern Raum Durchfahrtsthore und im obern Geschoß nach drei Seiten Fenster haben. Die monumentalen Giebelbilder sind nach von Schwanthaler erfundenen keinen Modellen festgehalten worden. Der Aufbau und die Ausführung der Hauptmodelle wurde dessen Vetter und treuem Arbeits- und Ruhmesgenossen Xaver Schwanthaler anvertraut. Das westliche Giebelbild versinnlicht den Befreiungskampf Griechenlands. Die Gestalt

der Hellas steht in der Mitte, die Mauerkrone auf dem Haupt, das bescheidete Schwert in der Rechten, triumphirend zwischen den Siegesgöttinnen, die ihr wiedereroberte Provinzen und Städte vorführen; verschiedene Gruppen repräsentiren den Krieg zu Land und zur See — eine Mutter vertheidigt mit geschwungenem Speer muthvoll ihr sie umklammerndes Kind gegen die Barbaren u. s. w. Das östliche Giebelfeld zeigt die neue Epoche des verjüngten Staates. Wir erblicken den jugendlich dargestellten König Otto I., dem zu beiden Seiten die Vertreter der Religion, des Kriegs, der Wissenschaft, Künste und industrieller Thätigkeit ihre Huldigung darbringen. König Otto sitzt, den Scepter in der Rechten, zu Throne, seine Linke hält den Lorbeerkranz auf's Knie gestützt; er selbst ist vom Mantel umschlungen. Die beiden Giebelfelder kosteten einschließlich der Modelle 102,800 fl.; die Kosten des Baues selbst werden etwa 616,010 fl. betragen, sonach sich die Gesammtkosten des Thores auf 718,810 fl. belaufen.

---

* Garibaldi auf Caprera.

Während die Welt nach Sicilien hinüberblickt, voll Spannung auf die nächsten Unternehmungen Garibaldi's, wird ihr ein Buch dargeboten, welches den italienischen Volkshelden schildert: Garibaldi auf Caprera, Erinnerungen des Obersten C. Augusto Vecchj, eingeführt von Adolf Stahr (Leipzig, Brockhaus). Gewiß werden sehr viele nach diesen Memoiren greifen, denen die Popularität des Helden enorme Massen von Lesern zuführen muß. Es wäre daher zu wünschen, daß dieselben etwas höheren Werth hätten, als sie in der That besitzen; wir wenigstens vermögen in die Lobsprüche, mit denen Stahr das Buch in die Welt schickt, nicht recht einzustimmen. Allenfalls kann man es mit ihm ein liebenswürdiges nennen, indem es das Freundschaftsverhältniß des Helden und des Mannes, der sein Bild gezeichnet, im Spiegel wiedergiebt. Allein es müßte doch gehalt- und werthvoller sein, sich einigermaßen über das Niveau von Feuilletonsartikeln erheben, dergleichen die letzten Jahre in hinlänglicher Zahl hervorgebracht haben.

Der Verfasser des Buches nämlich, ein Freund und Waffenbruder Garibaldi's, hat ihn zweimal im Jahre 1861 auf Caprera besucht, Erinnerungen an den schwärmerisch verehrten Helden niedergeschrieben und dieselben auf dringendes Bitten seiner Freunde erst nach langem Zögern veröffentlicht. Der zögernde Verfasser war hier im Grunde vernünftiger als die drängenden Freunde, wie das denn oft sich ereignet. Der Oberst Vecchj weiß mit der Feder nicht besonders umzugehen, er springt von Einem zum Andern über, reiht Alles unkünstlerisch aneinander und erweckt im Leser durch seine Unruhe Mißbehagen. Klingt es zu hart, wenn wir sagen, sein Buch sei ohne Werth, so müssen wir doch bedauern, daß er seinem Stoffe, aus dem sich so Prächtiges hätte machen lassen, bei Weitem nicht gewachsen ist. Die thatsächlichen und für ein Charakterbild Anhalt bietenden Mittheilungen werden überwuchert von überschwänglichen Phrasen, die in dürftigen Variationen den Helden umschlingen.

Unterzieht man sich nun dem Geschäfte, das Bild des eigenthümlichen Mannes von dem Aufputz, den ungeschickte Freundeshand ihm verliehen, zu reinigen, so bleibt immerhin genug übrig, woran man sich erfreuen kann. Ist zwar des Generals Brauch, seine Esel mit den Namen Pius IX., Napoleon, unbefleckte Empfängniß u. s. w. zu belegen, weder witzig noch schön, so sind doch solche Züge ganz vereinzelt; im Allgemeinen hat man den Eindruck, daß der seltene Mann, der an so entlegenem Ort „in der Vergangenheit für die Zukunft lebt“, das hohe Lob verdient, welches abgesehen von soldatischem Heldenmuth seinem Charakter, seiner Einfachheit und Liebenswürdigkeit stets gespendet worden ist. Wir wollen daher den Helden von Caprera auf seinem Felseneiland aufsuchen.

Das kleine, in der Nähe von Sardinien und Corsika belegene Caprera ist eine höchst eigenthümliche, mehr seltsame als einladende Insel, hart und schroff, ein Spielball der Winde, die Caprera zu einer donnernden, furchtbaren Aeolsharfe machen, Felsen und Bäume zum lärmenden Geheul zwingen und die wüthenden Wogen an den Klippen furchtbar sich brechen lassen. Mit ihren Buchten, Landengen und Vorgebirgen hat sie das Ansehen eines riesenhaften Polypen, der im Meere zu schwimmen scheint; der nördliche Abhang bietet eine Aussicht, welche nur von dem bläulichen Streifen des Meeres begrenzt wird. Die Seitenwände sind steil, sogar manchmal senkrecht, unwirthbar und für Schiffe unzugänglich. In der Ferne sieht man die Berge von Corsika wie einen bläulich angehauchten Streifen, näher die Insel Maddalena und die Menge ihrer im Kanal della Moneta ausgestreuten Klippen, endlich eine große Anzahl gezackter, abschüssiger und launenhaft zerstreuter Felsen. Auf der Höhe Caprera's bilden seltsam zusammengewürfelte Quarzblöcke, unter denen wilde Ziegen hausen, eine Art von Amphitheater. Zwischen den Spalten dieser Blöcke ist ein üppiger Pflanzenwuchs mit Blumen von würzigem Wohlgeruch; darüber ein einsamer schlanker Fels, der heilige Stephan genannt, denn dieser soll der erste Bewohner des Eilands gewesen sein. Von da aus steigt man in ein Thal, das zum Theil von einer senkrechten Granitmauer eingefaßt wird. Starke Quecken schaaren sich hier zu dicken fauligen Stämmen, auf denen in jedem Frühjahr ein neues wucherndes Kraut aufschießt; der Lieblingsaufenthalt der Kühe, Ziegen, Drosseln, Rebhühner. Weiter oben ein anderes Thal, das vom Gezwitscher der einsamen Singvögel wiederhallt. Zur Rechten desselben nackte Klippen, zur Linken ein mit Oliven und Wachholdersträuchen bedeckter Berg mit Granitgrotten, in welche sich beim Sturm die Thiere flüchten. Der Grundzug des Ganzen ist Trauer und Einsamkeit.

Das kleine weiße Haus Garibaldi's liegt am Meeresstrande neben mächtigen Granitblöcken und ist von weither sichtbar. Ackerland und Küchengarten sind durch eine Brüstungsmauer gegen die wilden Pferde, Esel und Kühe geschützt. Eine Terrasse umgiebt das Haus, das ursprünglich sehr wenige Räume enthielt, im Frühjahr 1861 jedoch ausgebaut und erweitert wurde. Ein Weinstock an Spalieren bildet eine Art von Veranda. Im Inneren hat Garibaldi auf den Wunsch seiner Freunde und Angehörigen allmälig den Aufenthalt durch bessere Möblirung etwas behaglicher gemacht, da in der ersten Zeit die Einfachheit, die er liebt, gar zu kahl und frostig war. Stühle, Tische wurden zusammengezimmert oder wanderten als Geschenke ein, die in Unmassen kommen würden, wenn man der Schenkungslust naher und ferner Verehrer den Zügel schießen ließe. Es ist fabelhaft, mit welcher Menge von Briefen der Held von Marsala überschüttet wird, besonders aus England, und wie viel Entzücken und Enthusiasmus sich in diesen Zuschriften ablagert. Ist ein großer Haufen angesammelt, so wird eine Untersuchung gehalten, die meisten Briefe von den Freunden beantwortet. Garibaldi beschäftigt sich gern mit kleinen Arbeiten im Hause und in der Nähe und pflegt die Thiere, für die er eine große Vorliebe hat.

Im Umgange mit den Freunden und Kindern ist er herzlich und zuthunlich, wenn nicht eine politische Wendung ihn verdüstert. Unter den Aeußerungen über die Lage der Dinge, welche in dem Buche vorkommen, sind nur wenige charakteristisch und bedeutend, die Bemerkungen über den Kaiser Napoleon und Cavour nichts weniger als freundlich. Eine Art von politischem Programm legte er eines Tages in folgenden Worten ab: „Ich wiederhole Ihnen, daß ich den Krieg verabscheue. Ich muß immer erst in einem stillen Seelenkampfe siegen, bevor es mir möglich ist, den Regimentern den Befehl zu geben, sich auf den Feind zu stürzen. Aber gerade, weil ich den Krieg vermeiden möchte, habe ich von der Regierung die Bewaffnung der Nation verlangt. Die Diplomatie würde eine ganz andere Ehrfurcht vor uns empfinden, wenn wir eine 600,000 Mann starke Armee besäßen, zum Kampfe bereit, um uns zu Herren des ganzen Landes von den Alpen bis zum Quarnero zu machen. Die Franzosen würden sich daran erinnern, daß Rom keine französische Stadt sei und daß wir Mannes genug sind, um jeden Uebergriff gegen den Vatican und die alten Psalmenbrummer, welche denselben bewohnen, zu verhindern. Die Oesterreicher würden begreifen, daß die Stunde, Venedig zu räumen, geschlagen habe. In Spanien würde man das Orakel der Schwester Patrocinio befragen, um zu erfahren, welche Haltung man Italien, der freien Herrin seiner eigenen Geschicke, gegenüber einnehmen müsse. Preußen würde Oesterreich nicht ungern gedemüthigt sehen, Rußland sich hüten, die Ukräne, um uns Angst zu machen, zu den Waffen zu rufen, und England sehr zufrieden sein, aufrichtige und starke Freunde in uns zu besitzen. Das Volk von Paris wird uns zujauchzen! O, ich liebe dies lebhafte und heitere Volk, das sich in drei Tagen von einer hassenswerthen Regierung zu befreien versteht, und es würde mir noch mehr gefallen, wenn es mit Worten zurückhaltender wäre.“

Seiner verstorbenen Frau bewahrt er ein herzliches Andenken. Die Kinder genießen seine volle Liebe, der Liebling des Vaters aber ist die Tochter Teresita, welche sich im Jahre 1861 verheirathet hat. Sie ist dem General im Wesen ähnlich, geizt mit den Worten, läßt ihr Erstaunen niemals sehen, ist männlich entschlossen, auch äußerlich voll Entschiedenheit und dabei doch sehr lieblich. Sie besitzt das feste und klare Auge ihres Vaters, eine breite und hohe Stirn; ihre röthlich blonden Haare sind leicht gelockt, ihr Mund ist klein, die Stimme sangvoll, rein und fest. Des Vaters Anspruchslosigkeit ist auch ihr eigen; den kostbaren Schmuck, den Victor Emanuel ihr geschenkt, trägt sie nie, läßt ihn höchstens von Besuchenden bewundern und zeigt ihn auch diesen nicht selbst. Die beiden Söhne Ricciotti und Menotti sind ebenfalls der Stolz des Vaters und sollen dessen würdig sein.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℛ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 35. Bremen, 31. August. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Gustav Wasa's Jugend.

Nach dänischen und schwedischen Schriftstellern geschildert.

Von P. J. Willatzen.

(Fortsetzung.)

Sven brachte seinen Schützling nach dem Dorfe Marnäs im Finnenwalde, ebenfalls im Kirchspiel Svärdsjö. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß diese Kirchspiele im hohen Norden, der so schwach bevölkert ist (wenigstens im Verhältniß zu Deutschland), oft den Umfang von mehreren deutschen Herzogthümern haben. Gustav ward in Marnäs dem Schutze der Brüder Per und Mats Olssohn überantwortet. Auch diese konnten ihn wegen der dänischen Späher nicht im Hause behalten; aber am Ufer der Lungsjö-Aue, tief abseits im Walde, lag eine gewaltige, vom Sturme entwurzelte Fichte, und unter dieser verbarg Gustav sich drei bitterkalte Wintertage lang, während die Einwohner von Marnäs verstohlen ihm Lebensmittel zuführten. Bald ward es aber auf's Neue nöthig ihn fortzuschaffen, und nun geleitete man ihn hin zu einer Anhöhe, die inmitten eines weitgestreckten Torfmoores im Kirchspiele Leksand und unfern des Dorfes Aasbye liegt und noch heutigen Tages nach dem einst dort Verborgenen der Königshügel genannt wird. Ein paar kümmerliche Föhren boten hier noch den Stürmen damals Trotz; unter einer, die den Wetterschlägen erlegen war, barg Gustav sich hier ebenso wie kurz vorher am Ufer der Lungsjö-Aue, und auch in diese weit entlegene Einöde brachten die getreuen Bauern Speise und Trank. Gustav Wasa bezeigte sich späterhin erkenntlich für so viele aufopfernde Liebe und schmückte, zu einem äußern Andenken, das Kirchendach in Svärdsjö mit einer großen vergoldeten Krone.

Gemach ermüdeten die Dänen in ihren Verfolgungen etwas, und die Einwohner von Marnäs führten ihn über den Fäbosee, Ungsee und Jugar durch die dichten Wälder zum Dorfe Gaardsjö im Kirchspiel Rättvik. Bis zum Sonntag barg man ihn hier in einem Keller, dann begab er sich mit den übrigen Kirchgängern nach dem Gotteshause von Rättvik, welches an der nordöstlichen Bucht des Sees Siljan liegt. Hier redete Gustav Wasa zum ersten Male von der Kirchhofsmauer herab zu den Dalekarliern. In glühenden Worten schilderte er ihnen das Stockholmer Blutbad, schilderte er ihnen des Vaterlandes bejammernswerthen Zustand und erinnerte sie daran, was ihre Väter in den Tagen Engelbrecht Engelbrechtsohns und der Sture ausgerichtet hätten. Wohl wurden die Gemüther bewegt; als er sie aber aufforderte die Waffen zu ergreifen, um die dänischen Schlächter aus dem Lande zu jagen und die Freiheit des Vaterlandes zu erkämpfen, da lautete die einstimmige Antwort, daß sie nicht den Charfreitag vorigen Jahres vergessen hätten, an welchem Otto Krumpen, der Feldhauptmann Christians II., die Bauern wie Gras bei Fyrisvold niedergemäht habe. Wenn auch der Zustand des Vaterlandes ein trauriger und verzweifelter sei, so müßten sie doch in jedem Falle erst wissen, was ihre Nachbarn dazu sagten u. s. w.

So begab Gustav sich denn auf den Weg nach Mora, einem der größten und bevölkertsten Kirchspiele, wo der Priester Jacob Perssohn ihn freundlich empfing. Inzwischen war es aber wiederum ruchtbar geworden, daß er sich in der Gegend aufhalte, und von Neuem machten die Dänen Jagd auf das edle Wild. Herr Jacob sandte ihn aus diesem Grunde nach dem sogenannten Tomtegaard im Dorfe Utmedland, welches ebenso wie Mora an der nordwestlichen Bucht des Siljan-Sees liegt, und hier ward er in Mats Larsons gewölbtem Steinkeller verborgen, in welchen er durch eine in dem Fußboden der Küche befindliche Luke hinabstieg. Kaum war dies geschehen, als auch bereits die Späher erschienen. Tomte-Matses Frau stand gerade im Begriff ihr Juulbier zu brauen *). In aller Eile rollte das entschlossene Weib die gewaltige Braukufe über die Kellerluke, welche auf solche Weise verdeckt ward, und that nun, als wenn sie von dem Flüchtling weder etwas gesehen noch gehört habe.

Endlich redete Gustav an einem der Juultage 1520 vom Kirchenhügel zu den Bewohnern Moras, die soeben aus der Kirche strömten. Mora liegt eben außerhalb des Deltas der Osterdalself, wo die Elv gegen Norden in den Orsasee, gegen Südost in den Siljan fällt. Gerade im Süden, jenseit dieses letzten Sees, liegt der Esundsberg, über welchem die niedrige Mittagssonne stand und einen matten lieblichen Schimmer über den winterlichen Schneeteppich verbreitete, der See und Fluren, Hügel und Thäler deckte. Es wehte ein frischer Nordwind, den die Bewohner als ein glückverheißendes Vorzeichen betrachten, denn „glückliche Vorbedeutung jeglichem Unternehmen ist es, wenn es bei Nordwind begonnen wird, und glückhaft ist Alles, was

*) Juul, Weihnacht ist das größte Fest im ganzen Jahre bei den Völkern des Nordens. Es wird wochenlang unter den größten Lustbarkeiten gefeiert, und namentlich die ländliche Bevölkerung darbt gern die übrigen Monate des Jahres, wenn sie nur während dieser Festzeit, zu der die außerordentlichsten Zurüstungen gemacht werden, recht schwelgen kann.

vom Norden her in's Gehöfte kömmt.« Die Männer schaarten sich begierig um den kecken, jungen Redner, der mit seiner kräftigen, wohllautenden Stimme die Alten bat, sich zu entsinnen, und die Jungen es zu erfragen, welches Regiment die Ausländer in Schweden geführt, was Alles dessen Einwohner gelitten und wie sie gestritten hätten für Freiheit und Unabhängigkeit. Er vergaß begreiflicher Weise nicht das Stockholmer Blutbad und schilderte zuletzt seine eigenen Abenteuer und was er habe ausstehen müssen. Wollten sie nun Männer sein, das Joch der Tyrannei zu zerbrechen, dann wolle er als ihr Führer das Leben daran setzen, um das Volk zu befreien. In ähnlicher Weise war es während der heidnischen Heldenzeit der Nordwohner Sitte gewesen, daß auf dem Tinge vom Sprechhügel zum Volke geredet ward, und wie in jenen Tagen, wenn ein Redner die Herzen der Zuhörer zu packen gewußt hatte, ihm lauter Beifall zu Theil wurde, so war es auch heute. Damals wurde als Zeichen der Zustimmung mit dem Schwerte an die Schilde geschlagen; Schilde und Schwerter hatte man hier jetzt allerdings nicht, wo man soeben aus dem christlichen Gotteshause herausgetreten war, aber die kräftigen Rufe hier und die Thränen dort bewiesen dem kühngemuthen Redner, daß er Eindruck hervorgebracht habe. Man scheint aber doch bei näherer Erörterung der Sache dieselbe etwas bedenklich gefunden zu haben. Die Aufforderung überraschte ohne Frage die Dalekarlier, und zu ernstem Vorgehen konnten sie sich nicht recht entschließen. Waren sie doch der ewigen Kriege herzlich müde und sehnten sich nach Frieden. Gustav Wasa selbst kannten sie auch durchaus nicht, sahen sie ihn doch heute zum ersten Male. Einige meinten auch, nun sie einmal dem Könige Christian Treue geschworen, müßten sie sie auch halten, sie hätten gehört, daß er gegen die Bauern gar freundlich gesinnt und freigebig sei. Das Blutbad habe die großen Herren allein betroffen und die hätten es vielleicht verdient, wie es gekommen; sie, die Dalekarlier, hätten unter Christians Herrschaft noch nimmer Salz und Häring vermißt. — Obgleich also die Bewohner von Mora sich nicht dazu entschließen konnten ihm zu helfen, wenigstens nicht bevor sie sich mit den Nachbaren besprochen hätten, so mußten doch alle gestehen, daß die Person des Flüchtlings ungemeinen Eindruck auf sie gemacht habe. Der junge Edelmann in seinem frischen, energischen Wesen, mit seiner gewaltigen Beredtsamkeit, die Zeugniß ablegte von der Zuversichtlichkeit, mit der er auf den kommenden Sieg hoffte, im Falle das Volk nur sich kräftig erhebe — Alles hatte die Herzen mächtig ergriffen. Sie versprachen ihm, daß sie ihn vertheidigen wollten, falls es nöthig sein solle, aber aus Zuneigung gegen ihn riethen sie ihm zugleich eine sichrere Freistatt aufzusuchen.

Und dies schien sehr nöthig, denn der Preis auf seinen Kopf war verdoppelt worden und mit verdoppeltem Eifer waren die Späher deßhalb nach ihm auf der Suche. Merkwürdig genug ist nun, was der schwedische Geschichtschreiber erzählt: »Aber Rasmus Jüte war ein dänischer Mann, welcher den Sturen treu gedient hatte und nun verheirathet und seßhaft in den Dalarnen lebte. Gustav Wasa war ihm lieb und bekannt seit dem letzten Kriege unter Sten Sture dem Jüngern. Es kam ihm zu Ohren, daß Nils Westgöthe, einer der Untervögte, gekommen sei um den Flüchtling zu fangen und sich auf dem Gehöfte des Länsmanns bei Mora aufhalte. Da bewaffneten sich Rasmus und einige der Seinen, zogen dorthin, überfielen und erschlugen Nils Westgöthe, und so war es ein Fremder und obendrein ein Däne, der zuerst zu den Waffen griff um Gustav Wasa zu retten.« — Kurz darauf zog eine Abtheilung von hundert dänischen Reitern über den mit ellendickem Eise bedeckten Siljan nach Rättwik um den Flüchtling zu ergreifen. Diese wußten offenbar noch nicht, daß der Verfolgte sich bereits in Mora an dem andern Ende des Sees aufhalte. Unter ihnen befanden sich Thord i Ridstad, Otte i Holm und mehrere adelige Schweden. Die Bewohner von Rättwik sahen sie vom Süden über den See kommen und begannen Sturm zu läuten. Der Südwind trug den Schall in die nordwärts gelegenen Thäler und Höhen und bewaffnete Schaaren eilten an's Ufer des Sees hinab, den Rättwikern zu Hülfe. Die Dänen besetzten die Priesterwohnung und den Kirchthurm, wo sie nun eingeschlossen und angegriffen wurden. Mancher Krieger fiel von den Pfeilen der kräftigen Thalbewohner, die Uebrigen capitulirten zuletzt und man gestand ihnen freien Abzug zu, nachdem sie gelobt hatten keinen weitern Versuch zu Ergreifung des Flüchtlings machen zu wollen.

So war denn wiederholt Blut geflossen, um Gustav Wasa zu vertheidigen; allein nachdem die Bewohner von Mora ihm eine so niederschlagende Antwort ertheilt, verzweifelte der Held doch nachgerade einigermaßen an seinem Schicksal und dem seines Vaterlandes. Ja, er ward einen Augenblick so muthlos, daß er nach Norwegen zu gehen beschloß, entweder um sich zwischen den wilden Felsen zu begraben oder von dort aus in die weite Welt zu ziehen. Einen Tag, oder wie Andere erzählen gar drei, lag er verborgen unter der Brücke bei Morkarleby, eine halbe Meile nordwestlich vor der Kirche von Mora, und in den letzten Tagen des Jahres setzte er dann seine Wanderung fort, zuerst längs der Osterdalself nach der Kapelle von Oxberg und von da an der Kapelle von Evertsberg vorbei quer durch die Wildnisse von Oedemarken, welche die Scheide der Ost- und Westdalarne bilden, hinab nach Lima an der Westerdalself. Die Nächte hatte er zubringen müssen in wilden Höhlen, in Gegenden, wohin selten ein menschlicher Fuß sich verirrte. Erst in Lima traf er wieder mit Menschen zusammen. Er wohnte hier dem Gottesdienste bei, zweifelhaft aber ist es, ja unwahrscheinlich, daß er, wie Einige berichten, auch hier von der Kirchhofsmauer die versammelte Menge angeredet haben soll. Die nächste Nacht brachte er zu in Storjonsbol, d. h. auf dem Gute des Storjon, des großen Johann. In düsterer Stimmung machte er sich von hier auf und folgte dem Laufe der Westerdalself durch unermeßliche Tannenwälder, deren Zweige unter der Last des Schnees sich beugten, bis er nach dem Dorfe Sälen gelangte, das äußerste nach dieser Richtung im Kirchspiel Lima, das letzte an der Gränze nach Norwegen hin. Entsetzliches hatte Gustav erdulden müssen auf dieser langen mühseligen Wanderung nicht nur an Kummer und Sorge, sondern auch an Kälte und Hunger. Schon erblickte er in einer Entfernung von nur wenigen Meilen die hohen norwegischen Felsen, die ihn bald auf ewig von seinem unglücklichen Vaterlande trennen sollten. Inzwischen waren mehr und mehr flüchtige Edelleute in die Dalarne gekommen, wo sie eine Zufluchtsstätte zu finden erwarteten oder Gustav Erichssohn zu treffen hofften, von dem die Freiheitsliebenden unter den Schweden schon geraume Zeit einander so viel zugeraunt hatten. Mit jedem neuen dieser Flüchtlinge kamen neue Nachrichten von König Christians Gewaltthätigkeiten und blutigen Maßregeln. Auch Lars Olofssohn Björnram, ein alter Sturekrieger, der in den Dalarnen wohlbekannt war, erschien um Schutz zu suchen. Er kam in den ersten Tagen nach Neujahr in Mora an, wohin er sogleich die ganze Gemeinde zusammenberufen ließ. Er entwarf ihnen als Augenzeuge ein so lebendiges und entsetzliches Gemälde von dem Stockholmer Blutbade, daß die Bauern in Thränen ausbrachen. »Mit Nächstem«, fuhr Björnram fort, »wird die Erichsgata*) vor sich gehen. Auf

*) Erichsgata ist die Huldigungsreise, welche jeder schwedische König gleich nach seiner Krönung durch alle Landschaften des Reiches zu unternehmen pflegte.

dieser wird Christian seinen Weg mit Rad und Galgen bezeichnen; alle Waffen wird er dem schwedischen Bauer abnehmen lassen und — sofern es demselben überhaupt gestattet wird, gesunde Knochen zu behalten, soll in Zukunft ein Stock seine einzige Wehr und Waffe sein. Neue Auflagen und Steuern zum Unterhalt der fremden Söldlinge können mit jedem Tage erwartet werden.“ Nun ergriff Bangen und Grausen die Herzen der Morabauern, und schon machten sie sich Vorwürfe, daß sie Gustav so hätten von dannen gehen lassen, zumal Björnram ihnen sagte, daß grade der der beste Häuptling gewesen wäre, den sie sich nur hätten wünschen können, und ein alter Bauer sich erhob und bemerkte, daß er darauf Acht gegeben habe und daß es wahr sei, daß „so oft Gustav gekommen sei und zu ihnen geredet, jedesmal der Nordwind gewehet habe.“ — Wie das unter den obwaltenden Verhältnissen nicht anders sein konnte, häuften und mehrten sich die Gerüchte mit jedem Tage, und mit jedem Tage wurden sie schrecklicher. Der König, hieß es, sollte beschlossen haben, auf seiner Erichsgata jedem Bauern eine Hand und einen Fuß abhauen zu lassen, denn mehr als eine Hand gebrauche er nicht um den Pflug zu führen und mit einem Beine tauge er nichts zum Aufruhr. Endlich kam der Ritter Jon Mikaelssohn von Nedarby am Mälarsee. Auch er suchte Gustav Erichssohn und berichtete, wie viele Andere dasselbe thäten. Er erzählte, wie die Leiche des verehrten Reichsvorstehers, des Herrn Sten, aus der Erde gegraben und auf dem Scheiterhaufen verbrannt sei, daß aber dafür nun auch die Wälder voll seien von den Freunden Stures, die Rache haben wollten und nun und nimmer sich der blutigen Tyrannei des Dänenkönigs unterwerfen würden. Da begann unter den Bauern ein Brausen, als wenn der Sturmwind durch die gewaltigen Tannen ihrer Bergwälder fahre. Laut klagten sie, daß man Gustav hülflos habe in die entsetzliche Einöde zu dieser bitterkalten Winterszeit hinauswandern lassen, wo er vielleicht in Noth und Elend umgekommen sei, er, von dem sie nun aus dem Munde solcher, die es doch wissen müßten, hörten, daß er ein tapferer Häuptling, ja, daß er Herrn Stens Bannerträger einst gewesen sei. Schnell hatten sie ihren Entschluß gefaßt: Eiligst wurden die beiden tüchtigsten Skiläufer *) der Dalarne, Engelbrecht und Lars von Kettilbo, ausgesandt mit dem Auftrage, dem Gustav Wasa bei Tag und Nacht nachzusetzen, um wo möglich seiner habhaft zu werden. In solchem Falle sollten sie ihm sagen, daß er, wenn er nur mit zurückkehren wolle, ihr Anführer sein solle, und daß es nun ihr fester Entschluß sei sich zu waffnen und Gut und Blut für's Vaterland zu wagen.

In Sälen, bis wohin Gustav auf seiner traurigen Wanderung, wie wir schon berichteten, gekommen war, holten Engelbrecht und Lars ihn ein. Mit unverhohlener Freude hörte er ihre Botschaft und kehrte sogleich in ihrer Begleitung um. So kam er wieder nach Mora. Einige wandernde Küster von Westeraas brachten neue Nachrichten von Grausamkeiten des Königs; Gustav stellte sie in den Kreis der Gemeinde und ließ sie Bericht abstatten und Fragen beantworten, die von allen Seiten an sie gerichtet wurden. Wieder wehete ein frischer Nordwind und — es war an einem Tage um die Mitte des Januar 1521 — „die vornehmsten und einflußreichsten der Bauern“, die sich von den umliegenden Gemeinden der Ost- und Westdalarne in Mora versammelt hatten, „erkies'ten Gustav Erichssohn Wasa zu ihrem und des ganzen schwedischen Reiches Herrn und Hauptmann“ und schwuren ihm als solchem Treue. Der schwedische Geschichtschreiber meint freilich auch, daß dies eine „Reichsvorsteherwahl auf eigne Hand“ gewesen sei, aber die Verhältnisse entschuldigten diese Art und Weise sicherlich, wie eigenmächtig sie auch war. Zunächst erhielt Gustav eine Leibwache von sechszehn jungen raschen Burschen, und einige hundert andere junge Bauern nahmen förmlich Dienste bei ihm. Von diesem geringen Anfange datiren die schwedischen Chroniken seine Herrschaft, und es scheint wirklich, daß er gleich damals den Reichsvorstehertitel angenommen habe. Ausgemacht ist es wenigstens, daß er den Titel brauchte, bevor derselbe ihm auf dem Reichstage zu Wadstena durch allgemeine Volkswahl übertragen worden war. Die Dänen allerdings nannten ihn noch lange einen Räuberhauptmann und seine Anhänger Banditen, allein die Schaar des Helden vermehrte sich täglich, täglich strömten Edelleute und bewährte Krieger zu seiner Fahne, um vereint mit ihm noch einmal auf Leben und Tod gegen die Unterdrücker ihrer nationalen Unabhängigkeit zu kämpfen.

III. Der Kampf um die Freiheit.

Zeitgenossen Gustav Wasas haben uns eine Schilderung seiner Persönlichkeit hinterlassen, und wir wollen einen derselben reden lassen. Es ist des Helden eigener Schwestersohn, Per Brahe, dessen Vater Joakim Perssohn Brahe, wie vorhin bemerkt, beim Stockholmer Blutbad enthauptet ward, während man die Mutter, Frau Margaretha Wasa, gefangen nach Dänemark führte. Um die Zeit des Jahres 1532, also zehn Jahre etwa nach dem Freiheitskriege, entwirft Per Brahe von seinem Oheim folgendes Bild: „Seine Größe war eines mittelmäßigen Mannes Länge, etwa drei Ellen. Er hatte einen runden Kopf, weißgelbes Haar, schönen, großen, langen Bart, scharfe Augen, eine kleine gerade Nase, wohlgeformten Mund, rothe Lippen, blühende Wangen, kräftige Hautfarbe, so tadellos, daß kein Fleck von der Größe einer Nadelspitze sich daran befand, schöne Hände, starke Arme, derben Körper, nette Beine und Füße; mit einem Worte: Er war seinem ganzen Körper nach so wohl und proportionirt gebaut, wie ein kunstreicher Maler nur ihn hätte darstellen können... Zur Complexion war er cholerisch sanguineus, lebhaft, gewandt und lustig, wenn er nicht besondere Gründe zum Kummer und Zorn hatte, und nie befanden sich so viele Personen mit ihm im Zimmer, daß er nicht sich mit ihnen unterhalten konnte, je nachdem der Stand jedes Einzelnen es erforderte . . . Musik hörte er gerne, sowohl von menschlichen Stimmen als guten und lustigen Instrumenten; hatte auch nicht allein gutes Judicium darüber zu urtheilen, sondern war auch selbst ein Artist im Singen und Spielen . . . . Faßte er eine Person recht in's Auge, dann erkannte er sie genau nach zehn oder zwanzig Jahren wieder. Er hatte ein übernatürlich gutes Gedächtniß. Was er ein oder zwei Mal gehört hatte, vergaß er nie . . . . Er war auch sehr gottesfürchtig und diente dem Herren gern beides Morgens und Abends; und wenn er auch mit reizenden, anmuthigen Frauenspersonen umging, war er doch so bedachtsam, daß er nie wegen einer in's Gerede kam während er unverheirathet war, und auch wußte man nichts von ihm in Betreff unehelicher Kinder, sondern seine Ehe hielt er wohl. In Summa: Gott hatte ihn vor allen Andern mit großen Gaben beschenkt, so daß er wohl verdiente eine Krone und ein Königsscepter zu tragen.“ Dies naive Bild vervollständigt Geijer, indem er sagt: „Das Eigenthümliche an Gustav Wasa war die sonderbare Mischung von schlauer Nachgiebigkeit und derber Thatkraft, die ihn auszeichnete . . . . Seine gewöhnliche Handlungsweise, dem Strome zu folgen, wo er übermächtig wurde, bis er selbst auf's Neue festen Fuß faßte, war von der Nothwendigkeit

*) Sie sind, wie bekannt, die Schneeschuhe, die das Erklimmen der mit gefrorenem Schnee bedeckten Anhöhen ermöglichen, indem sie so an den Fuß geschnallt werden, daß die Haare an der untern Seite der Sohle rückwärts liegen. Ueber eine geneigte Schneefläche, bergab, gleitet der Läufer, der sich ihrer bedient, mit mehr als Windesschnelle, weil die Haare der Schuhsohle, die beim Emporklimmen das Zurückrutschen verhinderten, jetzt glatt aufliegen.

vorgeschrieben, und man muß zugeben, daß er sich in diese zu finden wußte. Aber dieser Klugheit zur Seite stand die Kraft, welche bei Gustav gewöhnlich Schlag auf Schlag, je nach dem Widerstand und den Umständen, sich aus einem scheinbar stillen und nachgiebigen Anfang entwickelte; denn überall, wo nicht die höchste Noth es erforderte, begann er so, und überall ging er weiter als selbst seine Gegner erwarteten. Die Arbeitskraft überstieg bei ihm, wie ohne Unterschied bei Allen, deren Wirksamkeit Spuren hinterlassen hat, bei weitem das gewöhnliche Maß. Seine Gesinnung ward um so charaktervoller, je mehr die Ereignisse sie auf die Probe stellten, ein Zeichen der Seelen, in denen eine unentschleierte Zukunft lebt.«

Mit seinen Anhängern hatte Gustav im Uebrigen keinen leichten Stand, denn es galt doch einigermaßen kriegerische Ordnung herzustellen. Der gute Wille war den kampfgeübten Dänen gegenüber keineswegs ausreichend. Gewisse Bewegungen, Handgriffe u. s. w. mußten beigebracht werden. Durchgängig bestand die Mannschaft aus Bauern, die von Kriegszucht keine Ahnung hatten, weder Schießwaffen besaßen noch damit umzugehen wußten. Was sie hatten, waren Beil, Speer, Keule, Pfeil und Bogen und Schleuder — unvollkommene Kampfeswerkzeuge. Gustav ließ zunächst die Speere bedeutend verlängern, damit die Seinen sich die Reiterei des Königs leichter vom Leibe halten könnten, und auch die Pfeile ließ er verbessern, so daß sie leichter von der Sehne schnellten. Es wurden Trupps gebildet und diese in Reihen eingetheilt und vom Morgen bis zum Abend die Anfänge der Kriegskunst ihnen beizubringen gesucht. Nachdem diese Uebungen einige Tage eifrig fortgesetzt waren, wollte Gustav es versuchen den kriegerischen Muth und die Kampftüchtigkeit der Seinen auf die Probe zu stellen. Seine Schaar war auf etwa tausend Mann angeschwollen, und mit diesen zog er — es war inzwischen Februar geworden — auf den Kupferberg zu. Damals war hier noch keine Stadt, wie heut zu Tage, sondern auf den Feldern, wo jetzt das weltbekannte Falun liegt, standen zerstreute hölzerne Hütten, Buden für Krämer. Hier ward einer von Gustav's bittersten Feinden, der herrische Bergvogt Christoph Alssohn Svinhufvud gefangen, den der junge Anführer jedoch großmüthig wieder frei gab; dagegen nahm er alles Eigenthum der Krone, sowie die Handelswaaren, die er in den Buden der Dänen vorfand. Was an Zeugen vorgefunden ward, ließ Gustav zu Kleidungsstücken für seine Leute verwenden, mit dem Silber und dem gemünzten Gelde, das er vorfand, besoldete er sie, was an Salz, Häring und andern Lebensmitteln vorhanden war, theilte er an die armen Dalekarlier aus, aber aus dem Seidenzeuge ließ er seine ersten Fahnen machen. Darauf kehrte er zurück nach den Thälern Moras. Kurz darauf begab er sich wieder, und nun an der Spitze von fünfzehnhundert Mann, wieder nach dem Kupferberge, wo die Gemeinde eben in der Kirche war. Nach dem Gottesdienste redete er sie an, und nun leisteten auch die Bergleute ihm mit erhobenen Händen den Eid der Treue und unterstützten ihn mit Geld und Leuten, so daß sein Heer bald gegen dreitausend Streiter zählte. Die Dalekarlier ließen jetzt auch den Helsingern ihren Gruß entbieten und sie daran erinnern, wie von Alters zwischen den beiden Landschaften Bündniß und Brüderschaft geherrscht hätten, und verhießen ihnen Glück und Sieg im Kampfe für die Freiheit, wenn sie mit unter das Banner treten würden, welches Gustav Erichssohn nun entfaltet habe, derselbe, den Gott behütet hätte wunderbarlich »ein Funke von Schwedens ritterlichem Blute.« Ja, Gustav selbst begab sich nach dem Helsinglande. Vom Hünengrabe bei dem königlichen Gute Norrala redete er hinab zum Volke, doch war dies hier noch unentschlossen, da der Erzbischof es eingeschüchtert hatte und sie sowohl durch einzelne Mitglieder des Reichsraths als durch verschiedene Briefe des Magistrats in Stockholm gewarnt worden waren. Dagegen schloß sich das sogenannte Gestrikland mit der wichtigen Hauptstadt Gefle gleich an Gustav an, und mehr und mehr Edelleute aus Stockholm und dem ganzen übrigen Reiche schaarten sich um ihn. Daß die Regierung und deren Beamte noch lange fortfuhren ihn einen »Verräther, Missethäter, Ausreißer, Walddieb« und dergleichen zu nennen, darf uns nicht Wunder nehmen, denn warum sollte das damals anders gewesen sein als in unserer Zeit, hat doch stets das Wort gegolten: »Das Ende ist die Krone der Werke.«

Während Gustav sich in Helsingeland befand, hatte er einen besonders energischen und umsichtigen Bergmann, Namens Per Svenssohn von Biderboda, zum Anführer der Abtheilung des Heeres eingesetzt, welches er zum Schutze der Dalarne zurückgelassen. Gleichzeitig war ein Anderer, Olof Bonde, nach den Berglanden von Nora und Binde, sowie nach Nerike und Westmannland gegangen, um diese Landschaften zum Anschluß an Gustav und die Sache der Freiheit zu bewegen. Als nun Gustav nach Gefle kam, lief das Gerücht um, daß die beiden genannten Anführer inzwischen eine Niederlage erlitten hätten, und seine Unruhe läßt sich begreifen. In größter Eile machte er sich auf den Weg, um den Bedrängten zu Hülfe zu kommen; als er aber auf seiner Reise Husaby Kloster erreicht hatte, nahm das Gerücht schon eine ganz andere Gestalt an und verwandelte sich in einen Sieg, den ersten Sieg der Seinen im offenen Felde. Der Zusammenhang war folgender: Ein dänisches Heer rückte vor gegen die Fähre von Brunbäck, wo der Uebergang über die Dalelv von Westermannland nach den Dalarnen bewerkstelligt wird. Es ward geführt von den drei Bischöfen: Gustav Trolle, dem Erzbischof von Upsala, Diderik Slaghäk, damals Bischof in Skara, und Jens Väldenakke, Bischof von Strängnäs. Diesen gaben Freunde Christians II., Schweden und Dänen, Fußvolk und geharnischte Reiter das Geleite. Sie lebten der sichern Hoffnung, mit einem Schlage die Erhebung der Dalarne zu zermalmen. Sobald Olof Bonde von ihrem Herannahen Kunde erhielt, eilte er heim in die Dalarne, und er sowie Per Svenssohn standen bereits mit fünftausend Mann auf der dalarnschen Seite der Dalelv, als die Bischöfe von der westermannlandschen Seite mit sechstausend Streitern herankamen. Es wird erzählt, daß Jens Väldenakke sich dessen erinnert haben soll, wie oft seine dänischen Landsleute von diesen selben Bauern geschlagen worden seien, die er nun sich selbst gegenüber stehen sah, und er soll einen seiner schwedischen Begleiter gefragt haben, wie viele streitbare Leute diese Felsenhaiden auf die Füße bringen könnten. Die Antwort soll gelautet haben: »Wohl an die zwanzigtausend Dalekarlier, denn streitbar sind sie Alle, Jung und Alt.« »Aber wovon leben sie denn?« fragte der dänische Bischof-General weiter. »Na, verwöhnt sind sie nicht; selten trinken sie anderes als Wasser, und wenn die Noth sie zwingt, essen sie Baumrinde statt Brod.« Da rief der Bischof erstaunt aus: »Leute, die Bäume essen und Wasser trinken, bezwingt der Teufel selbst nicht, viel weniger ein Anderer! Brüder, laßt uns wieder von dannen!« Die Pfeile der Dalekarlier stoben unterdeß über die Dalelv hinüber, deren Lauf die Dänen bis Björkarsbo folgten. Per Svenssohn gedachte aber nicht, sie so wohlfeilen Kaufes entkommen zu lassen, und so zog er mit einem Theile seiner Leute nächtlicher Weile hinab und an der Folkärna Kirche vorbei und ging bei der Utsunda Fähre über die Dalelv, während Olof Bonde mit dem übrigen Theil der Mannschaft über die Brunbäck Fähre ging. Früh am Morgen griffen sie nun den Feind von beiden Seiten an, und ein heißer Kampf erhob sich, in welchem die Mehrzahl der Dänen von den Pfeilen

und Keulen der Dalekarlier fiel, indeß eine nicht geringe Anzahl in die reißende Elv gejagt ward und hier ertrank. Der Rest ward meilenweit verfolgt; die drei Bischöfe retteten sich durch die Flucht. Der Jubel der Dalekarlier hallt wieder in dem berühmten Volksliede „Konung Gösta och Pilekrieget“, von dem folgende Verse angeführt werden mögen:

„Die Dalkarlier eilten thalab und bergauf
Zur Haide von Tuna da;
So groß war nun schon ihr stattlicher Hauf,
Daß Gösta ihn kaum übersah. — Falivilom.

Das Schneehuhn, das Eichhorn im Baum allstund
Erreichet ihr sicherer Pfeil,
So werd' auch Christian, dem blutigen Hund,
Nichts Besseres jetzo zu Theil. — Falivilom.

Nach Brunbäck das Heer der Dalkarlier zog,
Da sahn sie die Jüten im Feld,
Und dichter der Schwarm ihrer Pfeile flog,
Als Hagel aus Wolken je fällt. Falivilom.

Die Dalkarlier säumten da nicht fürwahr,
Sie schossen und schossen gewandt,
Und dichter rauchten die Pfeile gar
Als der Sand liegt am Meeresstrand. Falivilom.

Es sprangen die Jüten in die Elv alsdann,
Wo das Wasser sogleich sie verschlang;
Sie bedauerten nur, daß Christian
In den Tod nicht mit ihnen sprang. Falivilom.

So flohen die Jüten und klagten laut
Das jämmerlich traurige Lied:
„Der Teufel trinke das Bier, das uns braut
Auf dem Ambos der dalarnsche Schmied.“ Falivilom.

Sobald Gustav die Gewißheit seines ersten Sieges erhielt, beeilte er sich ihn zu verfolgen. Bei Hedemora versammelte er seine Mannschaften, und so zahlreich strömte es jetzt ihm von allen Seiten zu, daß die schwedischen Chroniken erzählen, sein Heer habe innerhalb einiger Tage die Stärke von fünfzehntausend Mann erreicht. Doch ist diese Zahl unbedingt übertrieben. Es wird hier gehen, wie überall, wo das Volk einer großen Persönlichkeit, einer befreienden That seine ganze Liebe entgegenträgt; sie wird ausgeschmückt und die Geschichte hat später Mühe den schönen bunten Tand der Sage abzustreifen, mit dem das Volk seine Lieblinge umhüllt. Der dänische Geschichtsschreiber Arild Hvitfeld nimmt um diese Zeit nur fünftausend Freiheitsstreiter an. In Eile ward dies Heer eingeübt, welches weit kampflustiger als kampftüchtig war. Besoldet mußten diese Leute doch auch werden, und so ließ Gustav in Hedemora eine Münze schlagen, wie sie nur die Noth entschuldigen kann. Es waren die sogenannten Klippinger, wesentlich aus Kupfer bestehend, dem nur eine Ahnung von Silber beigemischt war. Auf der einen Seite der Münze war das Bild eines bewaffneten Mannes, auf der andern befanden sich zwei gekreuzte Pfeile mit den drei Kronen. Endlich brach man auf, und über die Langhaide ging es hinab nach Westermannland. Wo Gustav hinkam, erhob der gemeine Mann sich für ihn. Am 23. April ward eine Heerschau gehalten und Lars Olofssohn und Lars Erichssohn erhielten Anstellung als Hauptleute.

Einige Tage zuvor hatte Gustav eine kleine Niederlage erlitten. Per Ugla war zum Anführer in Nerike ernannt worden. Von diesem ward der dänische Vogt Anders Pederssohn oder Jute bei Köping geschlagen, und hier thaten sich die siegenden Schweden nun gütlich, indem sie in den Bierhäusern würfelten und tranken, dann eine Anzahl Bierfässer auf die Anhöhe vor der Stadt schleppten, dort große Lustfeuer anzündeten, sangen und tranken, bis sie berauscht an den Feuern einschliefen. Per Ugla selbst hatte sich in der Stadt weich gebettet. Aber der besiegte Däne, ein tapferer Mann, war während der Zeit nach Westeraas geeilt, hatte neue Truppen gesammelt und kehrte um Mitternacht zurück. Per Ugla ward in seinem Federbett in Köping erschlagen und ebenso ging es den trunkenen Bauern, die droben bei den Feuern eingeschlafen waren.

Trotz dieser Schlappe erließ Gustav Erichssohn jetzt eine offene Kriegserklärung an Christian II. und rückte auf Westeraas zu, wo damals Diderik Slaghäk waltete. Bevor er es erreichte, traf er schon am 29. April auf eine dänische Heeresabtheilung. Die Reiterei derselben vermochte übrigens nichts gegen die dalekarlischen Speere auszurichten. Gustav war überall, wo der Kampf am heftigsten wüthete, und mancher Streiter fiel an seiner Seite. Es war vergebens, daß man ihn sich zu schonen bat. Endlich ergriff die dänische Reiterei die Flucht und riß das Fußvolk mit sich fort. Die Verfolgung war lebhaft und mit den Dänen zugleich drangen die Schweden in die Stadt, wo große Beute gemacht ward. Bei dieser Gelegenheit fielen die ersten Kanonen den Siegern in die Hände. Sie wurden aber wieder durch ihren Sieg übermüthig. Die Besatzung des Schlosses machte einen Ausfall, während die Bauern dem Bier und Meth zusprachen; Gustav kam jedoch zu rechter Zeit herbei, um die Feinde in's Schloß zurück oder in den Mälar zu jagen, und jetzt ging er selbst in die Keller um die Bier- und Weinfässer zu zerstören, da er meinte, daß es besser sei, Wein und Bier zu vergeuden als das Blut der Männer.

Der Zufluß zum Befreiungsheere ward jetzt so bedeutend, daß eine Theilung vorgenommen werden konnte, um einige feste Plätze zu belagern, wie die Schlösser von Stegeborg, Nyköping und Oerebro. Ja, durch einen kecken Streich gelang es am 18. Mai das wichtige Upsala zu besetzen. Drei Wochen später kam Gustav selbst hierher. Er ging in's Kapitel und redete streng zu den Geistlichen, da sie sich stets der schwedischen Sache abgeneigt bezeigt hatten. Darauf sandte er ein ehrerbietiges Schreiben an den Erzbischof Gustav Trolle, welcher damals sich mit Diderik Slaghäk auf dem Schlosse zu Stockholm aufhielt, und forderte ihn im herzlichsten Tone auf, sich den Schweden gegen die Dänen anzuschließen. Ein ähnliches Schreiben bewog er das Domkapitel an den Kirchenfürsten abzusenden. Der Bote ersuchte um schriftliche Antwort, allein der Erzbischof erwiederte: „Denke selbst mit Antwort zu kommen“ und ließ die Sendlinge einkerkern. Gustav Trolle rüstete in aller Eile eine Macht von fünfhundert Reitern und dreitausend Fußknechten aus und machte sich auf den Weg nach Upsala. Aber einer seiner Hofleute, Sigtried Svart, eilte auf Feldwegen ihm voraus, um den Helden des Vaterlandes bei Zeiten von der Gefahr in Kenntniß zu setzen, die ihm drohete. Gustav saß grade mit den Seinen zu Tische und wollte nicht glauben, was Sigfried ihm mittheilte. Da kam jedoch ein Bauer von Oernagaard, sechszehn Pferde mit sich führend, welche des Erzbischofs Leute auf seinen Wiesen hatten weiden lassen, während sie Nachtruhe hielten, kaum eine Meile vor der Stadt. Trolle meinte nämlich, daß Gustav Wasa seine ganze Macht beisammen habe und wollte ihn deßhalb nicht angreifen, bevor seine eigenen Leute frische Kräfte gesammelt hätten. Zugleich kam der Briefträger, der glücklich dem Kerker entronnen war, mit des Erzbischofs kurzer Antwort. Nun sah Gustav ein, daß seine Macht zu gering sei für den Fall, daß der Erzbischof in feindlicher Absicht komme, und zog auf den Hügel vor der Stadt, wo er später das Schloß von Upsala erbauete, bereit zu bleiben oder zu fliehen, wie es sein mußte. Er hatte nur wenige Reiter und einige hundert Mann zu Fuß bei sich. Als er nun früh Morgens den Erzbischof über die Königswiesen mit so großer Macht heranrücken sah, gewahrte er, wie dringend die Gefahr sei, und zog sich rasch zurück

durch den nahen Rosten-Wald, um die Bauern der umliegenden Gegend, die der Frühlingsfeldarbeit wegen entlassen waren, wieder zusammenzurufen. Trolle ließ ihm jedoch durch seine Reiterei nachsetzen. Gustav war bei einer Furt des Flusses Ladebyaa angekommen, hatte den größten Theil seines Fußvolks schon hinübergebracht und hielt selbst mitten im Wasser. Ihm zur Seite hielt ein finnischer Edelmann, welcher, entsetzt über den Anblick von zweihundert nahenden erzbischöflichen Reitern, eine so ungeschickte Bewegung mit seinem Pferde machte, daß Gustav's Pferd umgerissen und er in's Wasser gestürzt ward. Beinahe wäre er vom Anführer der Dänen, Staffan Hendrikssohn, gefangen genommen; doch raffte er sich noch früh genug auf und warf sich mit seinen wenigen Reitern mit solcher Kraft auf den zahlreichen Feind, daß dieser nach kurzem Kampfe fliehend nach Upsala zurückeilte. Gustav begab sich nun schnell nach der Wiese von Rymningen und bot das Volk der Umgegend auf, um den Erzbischof zu überraschen und ihm den Rückweg nach Stockholm abzuschneiden. Fast wäre es ihm gelungen, denn bei Bindasundawärk hatte er einen Hinterhalt gelegt, aber dieser ward bei Zeiten von Staffan Hendrikssohn entdeckt. Es kam inzwischen zu einem heftigen Kampfe, in welchem die Dänen den Kürzern zogen und der Erzbischof selbst fast getödtet worden wäre. Dieser brachte kaum den sechsten Theil seiner Mannschaft nach Stockholm zurück, wo ihn der Hohn der andern Bischöfe wegen seines mißlungenen Zuges empfing. Gustav Wasa aber besetzte wieder Upsala und folgte dem Erzbischofe auf den Fersen nach Stockholm, vor welchem er sein Lager auf dem in der Geschichte Schwedens so berühmten Brunkeberg aufschlug.

* Aus der „Athalie" von J. Racine.

Chorgesang aus dem ersten Aufzuge.

Uebertragen von L. F.

Chor.

Jehovas Herrlichkeit bezeugt das All;
O lasset ewig Gottes Lob erklingen!
Sein Reich ist älter denn der Erden Ball,
Drum lasset Lobgesang in vollem Schall
Zum Himmel dringen.

Eine Einzelstimme.

Vergebens wird Tyrannenmacht
Jehovas Lob dem frommen Volke wehren;
Nie wird sein Name untergehn.
So wie im Glanz der Tag erwacht,
Verkündigt er in hehrer Pracht,
Wie seiner Liebe nimmer wir entbehren,
Wie Gott erhört hat unser Flehn.
Jehovas Herrlichkeit bezeugt das All;
Drum lasset Lobgesang in vollem Schall
Zum Himmel dringen.

Chor.

Jehovas Herrlichkeit bezeugt das All;
Drum lasset Lobgesang in vollem Schall
Zum Himmel dringen.

Eine Einzelstimme.

Er giebt den Blumen ihre Farbenpracht,
Er läßt die Früchte keimen, läßt sie blühen,
Und maßvoll theilet allen seine Macht
Der Nächte Kühle wie der Tage Glühen,
Und wenn das Feld im Glanz der Aehren lacht,
Belohnt es tausendfach des Menschen Mühen.

Eine andere Stimme.

Auf seinen Wink erstrahlt der Sonne Schein,
Des Tages Licht ist Gabe seiner Hand;
Doch sein Gebot, so wundervoll und rein,
Ist seiner Liebe schönstes Unterpfand.

Eine andere Stimme.

Berg Sinai, bewahr' uns immerdar
An jenen heil'gen Tag das Angedenken;
O laß es stets in unsre Seele klar
Und frischerneut und ewig rein sich senken,
Wie hoch auf deines Gipfels Spitzen
In rother Gluth und Feuersblitzen
Der Herr in Wolken niederstieg,
Des Lichtes und der Wahrheit Sieg
Der Menschen Auge zu enthüllen
Und die Verheißung zu erfüllen.
— Sag' uns, wozu der Flammen Gluth,
Der heiße Qualm, des Sturmes Wuth,
Der Lüfte tief entferntes Grollen,
Der Donnerschläge dumpfes Rollen,
Vereint mit der Posaunen Hall
Und schmetternder Drommeten Schall?
Kam Gott die Ordnung seiner Welt,
Den Grund, auf den er sie gestellt,
Erbarmungslos dem Untergang zu weihn?

Eine andere Stimme.

Er kam, um des Gesetzes klaren Schein
Den Kindern der Hebräer zu enthüllen;
Er hieß aufrichtig uns und rein
Das heilige Gebot erfüllen,
Ihn lieben ewigwahr
Auf immerdar.

Chor.

Erhabenes Gesetz, das Gott uns bot!
Gerechtigkeit! o wunderbare Güte!
Gesegnet, der mit gläubigem Gemüthe,
Mit Lieb' erfüllt das heilige Gebot!

Eine Einzelstimme.

Die Väter schützt' er vor der Knechtschaft Noth,
Gab in der Wüste ihnen lieblich Brot;
Gesetze, ja sich selbst beut Gott uns dar,
Und zur Vergeltung solcher Liebe
Will Gott nur, daß aus reinem Triebe
Wir unsre Lieb' ihm weihen immerdar.

Chor.

Gerechtigkeit! o wunderbare Güte!

Eine Einzelstimme.

Er öffnete für sie des Meeres Wogen,
Aus dürrem Felsen sprang des Wassers Bogen;
Gesetze, ja sich selbst beut Gott uns dar,
Und zur Vergeltung solcher Liebe
Will Gott nur, daß aus reinem Triebe
Wir unsre Lieb' ihm weihen immerdar.

Chor.

Erhabenes Gesetz, das Gott uns bot!
Gesegnet, der mit gläubigem Gemüthe,
Mit Lieb' erfüllt das heilige Gebot!

Eine Einzelstimme.

Ihr, die ihr einzig kennt der Sklaven Drang,
Ihr Undankbaren, kann euch Gott nie rühren?
Ist's denn für euer Herz so schwerer Zwang,
Gott Dank und Liebe weihn, die ihm gebühren?
Den Sklaven läßt erbeben der Tyrann,
Dem Kind' ist fromme Liebe süße Pflicht;
Ihr nehmt die Wohlthat Gottes willig an
Und liebt ihn nicht?!

Chor.

Erhabenes Gesetz, das Gott uns bot!
Gerechtigkeit! o unbegrenzte Güte!
Gesegnet, der mit gläubigem Gemüthe,
Mit Lieb' erfüllt das heilige Gebot!

* Aus dem Umgange und Leben.

Von J. G. Kohl.

Verstimmungen in der Freundschaft.

Der Kluge freut sich der Verwickelungen und der Mißverständnisse mit seinem Freunde und heißt die kleinen Abkühlungen und die Kundgebungen des Unwillens und der Unzufriedenheiten, wie sie selbst unter den Intimsten zuweilen eintreten, willkommen. Er benutzt sie geschickt als Sprossen, um in der Achtung seines Freundes noch höher zu steigen. Wie ein genialer Compositeur weiß er die Disharmonien aufzulösen und zu noch schönerer Harmonie hinüberzuführen. Sie bieten ihm eine herrliche Gelegenheit, um sich und seine Gesinnung in dem hellsten Lichte zu zeigen. Unter wahren, edlen und gescheuten Freunden sind solche kleine Verstimmungen nicht nur Prüfsteine der Freundschaft, sondern auch Reizmittel. Nur die lauen, indiscreten und ungeschickten Freunde müssen ja darauf sehen, daß sie immer so alltäglich dahin leben ohne Zorn und Aufregung. Denn kommt ihnen einmal etwas dazwischen, so embrouilliren sie gewiß die Sache und bringen ihre ganze Freundschaft dabei in Gefahr.

Gewohnheit stempelt das Lächerliche.

Die Gewohnheit zeigt ihre große Macht besonders auf dem Gebiete des Komischen. Sie benimmt den lächerlichsten Dingen ihren komischen Effekt, und sie stempelt die an und für sich gleichgültigsten Sachen mit einer unwiderstehlichen Komik.

Die Gewohnheit spottet gleichsam aller philosophischen Definitionen des „Komischen“, denen zufolge dieses bald „das umgekehrte Erhabene“ oder „das Ueberragen des Sinnlichen und Zufälligen über die Ideen“ oder sonst etwas Anderes sein soll. Man könnte statt dessen ganz einfach sagen: Komisch ist alles, was gegen die Gewohnheit ist, und ernst oder anständig oder nicht komisch Alles, was der Gewohnheit gemäß ist. — Es giebt kaum etwas, was zu allen Zeiten und auf dem ganzen Erdboden und unter allen Völkern komisch wäre. In dem einen Lande oder in dem einen Stande lacht man herzlich über Dinge, bei denen man im andern Thale oder in der andern Gesellschaftsklasse ganz gleichgültig und unbewußt bleibt. Wer würde in unseren Städten dem Lachen widerstehen können, wenn ein kräftiger Mann einen wollenen Strumpf strickend über die Straße ginge. Und doch kenne ich Gegenden, in denen das Strumpfstricken den Männern so gewöhnlich ist, daß nicht nur niemand dabei lacht, sondern daß sogar die Leute es höchst komisch finden, wenn ein Mädchen einmal strickt. — Wer von uns würde nicht lachen müssen über einen Mann, der die Schleife und den Knoten seines Halstuches statt vorne vor der Brust hinten auf seinem Nacken arrangirt und dort mit der Tuchnadel geschmückt hätte. Und doch ist an und für sich das Eine so wenig komisch wie das andere. Bloß weil die Gewohnheit sich für vorne entschied, wird der Knoten hinten so höchst lächerlich. Die Gewohnheit hat den sonderbarsten Costümen, den lächerlichsten Ceremonien nicht nur das Komische genommen, sondern es sogar vermocht, dieselben ehrwürdig erscheinen zu lassen.

Jugend und Alter.

Die Jugend ist poetischer als das Alter und daher sowohl freudiger als zugleich auch melancholischer. In ihrer Freudigkeit baut sie sich Ideale und verfällt darnach in Trauer, wenn sie dieselben nicht gleich verwirklicht sieht. Weil sie schwärmt, so muß sie auch das Gegentheil der Schwärmerei, die Verzweiflung, am tiefsten empfinden.

In der Schaukel ihrer lebhaften Phantasie hebt sie sich auf der einen Seite höher empor und sinkt auf der anderen tiefer hinab. Von der Jugend gilt, was Goethe von den Liebenden sagt: „Himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt.“ Die Jugend, die in der Welt nur entweder Gutes, Herrliches, Anbetungswürdiges, oder Böses und Verächtliches erblickt, ist für warme Freundschaft wie für entschiedene Feindschaft gleich empfänglich. — Mit fortschreitendem Alter gleicht sich dies alles bei uns mehr aus. Wir fangen dann an, auf Vieles zu verzichten, und werden dabei ruhiger und zufriedener. Wir erkennen, daß die Welt weder so gut noch so schlimm ist, wie wir sie als Jünglinge uns vorstellten, wir verlieren das Feindselige der Jugend und werden friedfertiger gesinnt und weniger exclusiv. Da wir nicht mehr schwärmen und auch unsere Ideale nicht mehr so glühend sind, so vermindert sich auch die Melancholie, und wir werden durchweg heiterer.

Misanthropen.

Die sogenannten Misanthropen sind, glaube ich, meistens gar nicht die schlimmen Leute, als welche man sie sich denkt. Recht häufig sind es bloß verschmähte Liebhaber, die nur etwas grollen, weil sie einen Korb bekamen, und die alsbald wieder auf die Bahn der Menschenfreundlichkeit zurückkehren, so wie ihre Geliebte, die Welt, sich ihnen von Neuem zuwendet. Sie meinen es mit ihrer prätendirten Menschenverachtung meist so wenig ernst wie die, welche von den Fürsten und dem Hofe in ihrer Zurückgezogenheit Böses reden, weil man sie dort nicht mit Auszeichnungen bedachte, und die alsbald wieder ihren Wühlereien entsagen, so wie Gunst von oben ihnen huldvoll zuwinkt.

Wie man solche verschmähte Höflinge doch fast immer in der Nähe der Residenzen findet, wo sie sich mit der chronique scandaleuse erlaben, so sieht man auch die Misanthropen recht häufig gerade mitten im Gewühl unserer Hauptstädte und Märkte, wo sie herumstreichen, wie Störche im Sumpfe, auf Frösche und Kröten zu jagen. Gerade sie ertragen die völlige Einsamkeit oft schwerer, als die in sich befriedigten und freundlichen Gemüther. Sie lieben die Menschen, die sie eben so wenig als andere entbehren können, nur auf ihre eigene Weise. Der Menschenfreund hat sie nöthig zum Herzen und Küssen, die Misanthropen zum Zanken und Streiten, wie mancher Mann sein gutes Weib. Und wie von anderen Individuen, so kann man auch von vielen dieser Misanthropen das Wort gelten lassen: was sich liebt, das neckt sich gern.

Auch ertappt man sie häufig auf großen Inconsequenzen und und Schwächen. Sie geben uns nicht selten Gelegenheit zu bemerken, daß ihre Liebe zu den Menschen nur verkappt, latent, in Schlaf oder in einen Starrkrampf gefallen war; das zeigt sich, wenn sie z. B. mit der Jugend, Unschuld und Liebe oder auch mit dem Unglücke in Berührung kommen. Da entschlüpft ihnen dann recht oft wohl wider Willen ein Lächeln, eine Thräne oder eine Wohlthat, und du gewahrst unter dem rauhen Bärenfell, das sie übergeworfen haben, ihr theilnehmendes und warmes Herz.

Die schlimmsten Menschenverächter und Menschenfeinde leben keineswegs misanthrophisch, vielmehr sind solche meist so recht mitten in der Gesellschaft als thätige Akteure und oft an der Spitze der Geschäfte zu finden.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. Von E. von Bibra. — Geschichte der Frohnhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland. Von G. L. von Maurer. — Arnold Winkelried, seine Zeit und seine That. Von H. von Liebenau. — Historische Novellen. Von E. Lamprecht. — Die Faustsage und der historische Faust. Von L. Housse.

* Von der vortrefflichen Geschichte des russischen Feldzuges im Jahre 1812 von H. Beitzke ist eine zweite Auflage erschienen. — Das Werk von Gervinus über Shakspere erlebt eine dritte Auflage in zwei starken Bänden. — Zwei Bücher von Feodor Wehl, „unheimliche Geschichten“ und „fliegender Sommer“, verlassen demnächst die Presse. — Von Adalbert Stifter ist ein dreibändiger Roman, „Die Rosenberger in Böhmen“, zu erwarten. — Die dramatischen Werke Calderons in der Uebersetzung von Gries sollen in einer billigen Ausgabe, die auf neun Bände berechnet ist, herauskommen.

* Das bei Kühtmann in Bremen herausgekommene Buch von D. Barnstorff „Schlüssel zu Shakspere's Sonetten“ ist von T. J. Graham in das Englische übersetzt worden und als „a key to Shakspere's sonetts“ bei Trübner in London erschienen.

* Sophie La Roche und ihr Verhältniß zu Wieland ist kürzlich abermals der Gegenstand einer Schrift von Karl Neumann-Strehle geworden, welche bei Kühn in Weimar erschien. Die Süddeutsche Zeitung giebt das folgende Urtheil über das Buch: „Sophie Gutermann-La Roche, die gefeierte Schriftstellerin, die einstige Geliebte und Braut, so wie später die langjährige treue Freundin Wielands, wird uns in ihrem Verhältniß mit diesem und den bedeutendsten Männern und Frauen ihrer Zeit in lebendiger Schilderung vorgeführt. Dr. Gutermann, Sophiens gelehrter Vater, der fürstbischöfliche Leibarzt Bianconi zu Augs-

burg, ihr erster Geliebter und Bräutigam, um confessioneller Rücksichten willen von ihr getrennt; La Roche, ihr vielgewandter, geschäftstüchtiger, achtungswerther Gatte, der freisinnige Verfasser der „Briefe über das Mönchswesen“; sein hoher Gönner und Beschützer Graf Friedrich Stadion, der mächtige Minister und Großhofmeister des Kurfürsten von Mainz; Apollo-Goethe sammt seiner originellen Mutter, der Frau Rath, und seinen sarcastischen Freunde Merck, Schiller, Dalberg, die beiden Jacobi, die Herzogin Anna Amalie, Karl August und sein Hof zu Weimar, dann die berühmten historischen Persönlichkeiten der beginnenden Revolutionszeit: Louis XVI. und Marie Antoinette, Frau von Genlis, Buffon, Cagliostro, Rouget de l'Isle, der Dichter und Componist der Marseillaise zu Straßburg, der deutsche Schweizerdichter von Salis, ferner Elise von der Reke zu Pyrmont, das Stillleben der Bewohner des Pfarrhauses zu Biberach, des Dichterhauses zu Oßmanstedt und des Hauses des Kaufherrn Brentano zu Frankfurt a. M. voller Kisten und Oelfässer, wo Clemens und Bettina, die Kinder Maximilianen's und Enkel von Sophie La Roche das Licht der Welt erblicken —, diese und unzählige Andere sind die lebensfrischen Gestalten, mit denen wir verkehren, deren Briefe und Gespräche uns nahe treten und die uns jene ewig denkwürdige Zeit vor die Seele zaubern, in welche wir so gerne zurückblicken, wenn wir auch ihrer sentimentalen Ueberschwänglichkeit nicht ohne Lächeln gedenken. Der Verfasser hat seinem Gemälde nur wenig von eigener Erfindung beigegeben, aber glücklich zusammengefaßt, und die ihm zu Gebote stehenden Quellen mit Treue und Gewissenhaftigkeit benützt; unter den neueren und neuesten besonders auch das Leben Wieland's von Gruber und die Mittheilungen von Ludmilla Assing über Sophie La Roche. — Ohne Anspruch auf tieferen Kunstwerth, wird das frisch und lebendig geschriebene Buch doch mannichfach belehrten und unterhalten.

* Vor einigen Tagen starb zu Pillnitz bei Dresden im Alter von 52 Jahren der bekannte Schriftsteller Julius Hammer.

* Die deutschen Reisenden, welche in Afrika den Spuren Eduard Vogels nachgehen, sind nun so weit vorgedrungen, daß sie über das Schicksal des Vermißten Gewißheit erlangt haben. Leider wird sein Tod bestätigt. Petermann in Gotha theilt mit, daß nach den von W. Munzinger mit großer Sorgfalt eingezogenen und kritisch geprüften Nachrichten der kühne deutsche Reisende ein Opfer gemeinster Habsucht geworden ist. Ein schönes Pferd in Vogels Besitz, das er sowohl zu verschenken wie zu verkaufen sich geweigert und das der Neffe und Wessir des Sultans von Wadai, Namens Germa, an sich bringen wollte, wurde die Ursache seines Todes. Germa wußte den Sultan gegen Vogel einzunehmen, zog von Soldaten begleitet in der Nacht vor seine Hütte, ließ ihn im Namen des Sultans hinausrufen und zugleich mit seinem Diener niederhauen.

* Das germanische Museum in Nürnberg hat die Feier seines zehnjährigen Bestehens am 21. August beendet. Der musikalischen Feier in der Kirche der Karthause, den Vorträgen über die bisherigen Entwicklungen des Museums, dem Rechenschaftsberichte über das verflossene Jahr, dem Concerte am Abende des ersten Tages und der geselligen Abendunterhaltung in den Kreuzgängen wohnten über tausend Männer und Frauen an. Die drei folgenden Tage waren den Arbeiten der Pfleger, des Gelehrten-Ausschusses, des Verwaltungs-Ausschusses gewidmet. Bei der auch in die Oeffentlichkeit gelangten Erklärung seines Begründers, des Freiherrn von Aufseß, sich nunmehr nach fester Ausgestaltung seiner Schöpfung von der Leitung derselben zurückziehen, ohne ihr seine fernere thätige Theilnahme entziehen zu wollen, glaubte der Verwaltungsausschuß des Museums dem genannten Freiherrn die aufrichtige Anerkennung seiner uneigennützigsten Hingebung, sowie der Hoffnung auf seine ungeschwächte und fortgesetzte thatkräftigste Theilnahme für diese seine Schöpfung aussprechen zu müssen, indem er ihn einstimmig zum Ehrenvorstande des Museums ernannte. Gleichzeitig haben die Ausschüsse des Museums den sogenannten Organismus desselben, betreffend die Thätigkeit und Stellung seiner Beamten, namentlich seiner beiden Vorstände und des Verwaltungsausschusses, einer erneuten und genauen Durchsicht unterzogen, so daß das Museum seinem zweiten Jahrzehnt mit um so größerer Zuversicht entgegengehen kann, als es die gegründete Hoffnung hegt, daß bei so erhöhtem Aufschwung für alle vaterländischen Angelegenheiten das deutsche Volk seine lebhafte Theilnahme einer Anstalt nicht nur nicht entziehen, sondern erhöht zuwenden werde, die dem deutschen Vaterlande als Sinnbild seiner Einheit zur höchsten Zierde und Ehre gereicht.

* Die neue Pinakothek in München hat in diesem Jahre durch Ankäufe des Königs Ludwig abermals einen Zuwachs an Gemälden erhalten. Besonderes Interesse erregen zwei große Bilder; das erste stammt von Jos. Schrandolph, Professor an der Akademie der Künste, welcher den Dom zu Speyer mit seinen vortrefflichen Frescomalereien schmückte. Es stellt dieses Gemälde den Heiland dar, umgeben von seinen Jüngern und vielem Volk, aus dem die ihm zunächst knieenden und um Hülfe flehenden Kranken durch ihn geheilt werden. Die Gestalten sind lebensgroß und imponiren durch Würde und inneres Leben, und ebenso ist die Farbengebung des ganzen Bildes eine durch Klarheit und Natürlichkeit wohlthuend wirkende und dem dargestellten christlich religiösen Gegenstand vollkommen entsprechende. Die Größe des Bildes beträgt in seiner Breite etwa 22 Fuß, in seiner Höhe etwa 13 Fuß. Das zweite große Gemälde, eine ernste, sogenannte historische, Landschaft (13 Fuß hoch und etwa 8 Fuß breit), ist von der Hand Albert Zimmermanns, Professors an der Akademie der Künste zu Wien. Dasselbe vergegenwärtigt uns eine wilde Gebirgsnatur mit einer dürftigen Vegetation, welche von einem heftigen Gewittersturm und starken Regengüssen überzogen wird, wodurch Wildbäche sich gesammelt, die über Felsentrümmer herabstürzen. Dieses Gemälde, dem eine poetische Auffassung der Natur zu Grunde liegt, ist auch mit großer technischer Meisterschaft durchgebildet und läßt uns seinen Urheber als einen geistvollen Künstler erkennen. — Die feierliche Enthüllung des Ludwigs-Monumentes auf dem Odeonsplatze hat am 25. August stattgefunden. Ein großer Festzug bewegte sich nach dem Platze, wo der Bürgermeister eine Rede hielt und das enthüllte schöne Reiterstandbild mit lautem Jubel begrüßt wurde. Dann näherte sich ein Festzug der Künstler; Diez, Teichlein und Regierungsrath Fentsch hielten kurze Reden, in denen König Ludwig als Kunstmäcen, Dichterkönig und deutscher Fürst gepriesen wurde.

* Der Gustav-Adolf-Verein, welcher in diesen Tagen seine Jahresversammlung in Nürnberg hielt, besteht nun seit 30 Jahren. Am 6. November 1832 bei der Erinnerung an den Tag von Lützen auf dem Schlachtfelde gegründet, wuchs die Stiftung anfangs als ein junger Stamm langsam empor und bestand nur aus den Vereinen in Leipzig und Dresden, die jährlich nicht mehr als 200 Gulden jeder verwenden konnten. Nachdem von Darmstadt aus Anschluß und Erweiterung beantragt war, bestand seit 1842 der evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung, die nun ihre Zweige weit über alle Länder der Erde ausbreitet. Sie umfaßt jetzt 44 Haupt- und über 1200 Zweigvereine, ihr Kapitalvermögen beträgt 100,000, ihre jährliche Verwendung an Unterstützungen über 250,000 Gulden.

* Musikalische Notizen. Von der großen Ausgabe der Werke Johann Sebastian Bachs ist der elfte Band soeben erschienen. Derselbe enthält folgende Compositionen: Ein Magnificat in D dur mit Einlagstücken, ein Sanctus in C dur, ein zweites in D moll, ein drittes in D dur, ein viertes in G dur, das dramma per musica „der Streit zwischen Phöbus und Pan“, drei Cantaten für eine Singstimme und ein Gelegenheitsstück „der zufriedengestellte Aeolus.“ — Eine willkommene Ergänzung zu dem neulich besprochenen großen thematischen Verzeichniß aller Mozartschen Compositionen von Köchel bildet ein soeben ausgegebener Katalog aller im Mozartarchiv zu Salzburg sich befindenden Autographen und anderen Reliquien des Meisters. — Unter den von den „Signalen“ allwöchentlich angeführten Novitäten finden wir eine Composition „Wachet auf“ (von Geibel) für Männerstimmen, Solo und Chor mit Orchester von Joachim Raff. — Auf dem neuen Theater in Baden-Baden hat man die komische Oper von Hector Berlioz „Beatrice und Benedict“ gegeben, aber kein Glück damit gemacht. Der Text ist eine Verballhornung von Shakspere's „Viel Lärm um nichts“, die Musik fast gänzlich ohne Melodie und Grazie. — Die Epidemie der Gesangsfeste hat einen so bedenklichen Grad erreicht, daß zu befürchten steht, es werde nächstens ein Rückschlag erfolgen und ein allgemeiner Widerwille gegen Sängerfeste die ganze deutsche Welt ergreifen. In der That gehört die Manie, alle möglichen Feste und Vereinstage zu begehen, zu den Zeichen der Zeit; und zwar zu denen, die sich schwerlich lange erhalten. Daß bei den Gesangsfesten schon jetzt Essen und Trinken die Hauptsache, Musik nebensächlich sei, wollen böse Menschen bestimmt behaupten. Im Monat August sind gegen ein Dutzend Gesangsfeste gehalten. Es sangen: die niederösterreichischen Vereine in Wien, die pfälzischen in Speyer, die von der Mosel in Trier, die königlich sächsischen in Dippoldiswalde, die thüringischen auf der Wartburg, die preußisch-sächsischen in Köthen, die voigtländischen in Plauen, die oberbadischen in Freiburg, die schleswigschen in Husum u. s. w. u. s. w. — Eine umfangreiche Biographie Franz Schuberts von Ferdinand Luib in Wien steht in Aussicht. — Aus dem Nachlasse Robert Schumanns wird demnächst eine große missa sacra für gemischten Chor mit Begleitung des Orchesters veröffentlicht. Ein neues Porträt des Componisten ist soeben erschienen. — Die in Frankfurt zum Zwecke der Ausbildung musikalischer Talente bestehende Mozartstiftung wird bei Gelegenheit ihrer 25jährigen Jubelfeier im nächsten Jahre abermals ein Stipendium verleihen, welches in der Ausbildung eines jungen Musikers durch einen Meister der Compositionslehre besteht. Der erste Zögling dieser Stiftung war J. J. Bott, jetzt Kapellmeister in Meiningen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

№ 36. Bremen, 7. September. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Ein Münchner Dichterbuch.

Von L. Anders.

Die Zeit der Musenalmanache ist vorüber. Einer nach dem andern siechte hin und verblich. Daß Deutschland diesen Verlust ertrug, darf keiner Herzensvärtigkeit, keinem Mangel an Sinn für Poesie zugeschrieben werden; in Wahrheit war der Verlust ein geringer, da seit Chamissos Tode die leitenden Persönlichkeiten entweder mit Allen gut Freund sein wollten und in der Meinung es mit Niemandem verderben zu dürfen der blassen Mittelmäßigkeit Thor und Thür öffneten, dadurch jedoch mehr und mehr die hervorragenden Talente verscheuchten, oder, in der Hoffnung einen hohen Adel zu ködern, ihre Mitarbeiter meist unter ahnenreichen Gardelieutenants suchten. Da spürte man keine leitende, waltende Hand; das Unkraut wucherte üppig, was Wunder denn, wenn im Verzeichniß der Beiträgler fast immer die besten Namen fehlten. So mußte aber nothwendig auch das Interesse des Publikums schwinden, welches als Entschädigung für den Mangel an goldhaltiger, werthvoller Poesie in solchen Sammlungen mindestens bunte Bilder forderte und seine Gunst mehr den Künstler-Albums zuwandte, wo doch der Sinn des Auges etwas hatte, an dem er sich weiden konnte. Wie sehr der Erfolg eines derartigen Sammelwerks abhängt von demjenigen, der die Herausgabe in seine Hand nimmt, zeigt sich in recht auffallender Weise gegenwärtig.

Vor einigen Wochen erschien: „Ein Münchner Dichterbuch. Herausgegeben von Emanuel Geibel. Stuttgart, Verlag von A. Kröner. 1862.“ Ohne jeglichen äußern Schmuck als den einer anständigen typographischen Ausstattung hat das Werk bereits eine Aufnahme gefunden, wie man's bei uns in ähnlichen Fällen sehr selten erlebt. Und diese Aufnahme ehrt nicht nur den Herausgeber und die Mitarbeiter, sondern auch das deutsche Publikum, indem sie zeigt, daß wir im Materialismus unserer Zeit keineswegs so ganz und gar verkommen sind, wie wohl hie und da behauptet wird, und daß schöne, frische, kräftige Talente noch bei uns Würdigung finden. Es darf aber auch behauptet werden, daß kaum eine zweite so glückhafte Hand sich hätte finden lassen, um das Schiff auf's Meer der Oeffentlichkeit hinauszusteuern, wie die Emanuel Geibels. Unsere beiden großen Dichter Uhland und Rückert ruhen aus auf ihren wohlverdienten Lorbern; wer will's ihnen verargen? Auf dem Felde der Lyrik darf nach ihnen Keiner Geibel den Rang streitig machen. Lange Zeit war es von gewisser Seite her Mode diesen Dichter, der schon früh durch Wohllaut und Schönheit der Form und durch zartpoetische Auffassung populär ward, geringschätzig zu behandeln. Die Kraftmenschen, die mit ihren Tiraden die Tyrannen vertreiben und die Welt retten wollten, gaben diesen Ton an, weil Geibel sich von dem Treiben der Parteien fern hielt, und das ganze Heer der Gleichgesinnten schrie ihnen nach. Trotzdem, oder vielleicht grade eben deßhalb darf behauptet werden, daß Geibel schon gleich bei seinem ersten Auftreten das Gepräge der ächten Weihe trug, und gewiß ist, daß selten jemals die Erstlinge eines Dichters so formvollendet, so melodienreich waren. Das Gekläffe und die Redensarten von Weichlichkeit, die aber nur in dem Maßvollen, ächt Künstlerischen des Ausdrucks bestand, da Geibel tactvoll nie die Grenze des Schönen überschritt, dauerten fort, selbst nachdem die herrlichen Juniuslieder erschienen waren, die, zum Theil geradezu klassisch und genial, ein Denkmal sind, welches der Dichter sich für die spätesten Zeiten gesetzt hat. Jene Herren wußten, was sie wußten, lasen die neuen Schöpfungen nicht und ließen sich durch nichts an ihrem einseitigen ungerechten Urtheil über den Dichter irre machen, der keineswegeS Ohr und Herz den gewaltigen Regungen verschloß, die das deutsche Volk durchzitterten, sondern stets wahren Patriotismus bewies. In seinen „Neuen Gedichten“ fertigt Geibel die Gehässigkeit dieser systematischen Opposition viel zu gutmüthig ab, indem er sagt:

> Mit unsrer Tageskritik verdarb ich's leider,
> Da ich sie nie um ihre Weisheit frug;
> Sie klopft noch stets die abgelegten Kleider,
> Die ich vor fünfzehn Jahren trug.

Mehr und mehr mußten aber diese Gegner verstummen, als Geibel mit einer Schöpfung nach der andern hervortrat, die seinen Ruf begründete, und seit Jahren räumt man ihm unter den deutschen Lyrikern der Gegenwart bereitwillig den ersten Rang ein. So war sein Name eine Garantie den Mitarbeitern des „Münchner Dichterbuches“ sowie dem Publikum, daß kein Unkraut sich einschleiche. Es sind fünfzehn Dichter, die sich hier um Geibel geschart haben; zum Theil Einheimische, meist aber zu den „Fremden“ Gehörige, welche nach ihm und größtentheils wohl auch durch ihn von König Max nach Isar-Athen aus Norddeutschland herbeigezogen wurden. Nur wenig Sammlungen mag es geben, die soviel des Guten, des wirklich Bedeutenden bringen. Nicht Alles freilich wird Allen gleich gefallen, dazu sind die Charaktere, welche

sich hier vor uns entfalten, zu verschieden; doch wird Jeder, der für Poesie Sinn hat, aus dem Dichterbuche reichen Genuß schöpfen und gestehen müssen, daß selbst das ihm weniger Zusagende des Platzes, den es einnimmt, nicht unwürdig sei. Das Werk verdient eine eingehende Würdigung, und so wollen wir wenigstens eine kurze Charakteristik der Beiträge jedes einzelnen Dichters zu geben versuchen.

Den Reigen beginnt Wilhelm Hertz mit einem erzählenden Gedicht: „Hugdietrichs Brautfahrt.“ Es ist geschrieben in jambischen drei- und vierfüßigen Reimpaaren, ein Maß, das Hertz meisterhaft behandelt. Der junge Dichter hat sich schnell einen Namen gemacht. Seinen vor einigen Jahren erschienenen farbensprühenden Gedichten, die noch von einer gewissen, nicht immer gezügelten Ueberkraft zeugten, folgten schnell „Lanzelot und Ginevra“, das „Rolandslied“ und „Marie de France“, über welche Friedrich Bodenstedt vor nicht langer Zeit im Sonntagsblatte berichtete. Aus diesen Anführungen ist ersichtlich, daß Hertz vorzugsweise gern nach alten Sagenstoffen greift, und es ist nur zu loben, denn für deren Darstellung weiß er den richtigen Ton ganz vorzüglich zu treffen. Hertz ist überhaupt unläugbar ein ganz besonderes Talent. Hugdietrichs Brautfahrt im Münchner Dichterbuch möchte, wenn nicht das Bedeutendste der Sammlung, so doch jedenfalls eine der schönsten Perlen derselben sein. Die Diction ist prächtig; überall Duft und zauberhafte Romantik. Das allzu Reckenhafte ist abgestreift und doch frisches, keckes Leben, jugendliche Thatkraft geblieben, der man zujauchzen muß. Lieder und Balladen von Adolf Friedrich von Schack folgen. Der geniale Uebersetzer Firdusis, „des Paradiesischen“, und spanischer Romanzen, die er mit Geibel gemeinschaftlich herausgab (Romanzero der Spanier und Portugiesen. Stuttgart, Cotta), tritt uns hier mit eigenen Schöpfungen entgegen. Das scheint ein Ritter von rechtem Adel zu sein, ein ächter Ritter vom Geiste. Herr von Schack, mit Glücksgütern gesegnet, ist ein Kunstmäcen in des Wortes schönster Bedeutung, und mehr als das, er ist selbst Künstler, denn als solchen kann man einen wahren Dichter auch bezeichnen. Abgesehen von der Meisterschaft in der Behandlung der Sprache, die er bei seinen Uebersetzungen glänzend bewährte, sind auch die hier gelieferten Originalgedichte in hohem Grade formvollendet. Unter seinen zweiundzwanzig Liedern ist manches tiefe, innige, doch schadet die Melancholie, die sich etwas zu sehr ausprägt, dem Eindruck im Ganzen. Gewichtiger sind dagegen die Romanzen und unter diesen namentlich der „Triumphator“ und „Metella“, die als Meisterwerke gelten können. An diese schließen sich „Erinnerungen aus Griechenland von Emanuel Geibel“ an. Wir haben sie mit Entzücken gelesen, und es kostete uns schweren Kampf zu entscheiden, welches der reizenden Bilder wir als charakteristisch mitzutheilen hätten. Das letzte: „Auf Chäroneas Haide“ mit der schönen patriotischen Pointe ward schon in einem andern weitverbreiteten Blatte abgedruckt; das Sophokles verherrlichende ist für den uns gestatteten Raum reichlich groß, so wählen wir denn das folgende:

Niemals werd' ich dich vergessen,
Wie ich einst im Kranz dich sah
Deiner Palmen und Cypressen,
Reizendes Parichia!

Aus dem Meer auf Felsterrassen
Steigst du sanft, und dichter Wein
Hüllt die säulenreichen Gassen
Dir in grüne Schleier ein.

Brunnen rauschen, Vögel rufen,
Rosen glühn im Laubgeflecht,
Und hinauf, hinab die Stufen
Wallt ein göttergleich Geschlecht:

Blonde Knaben, deren Brauen
Träumerischer Ernst umwebt,
Schlanke marmorschöne Frauen,
Deren Schritt wie Reigen schwebt.

Ob die Fabelwelt der Dichter
Längst zerronnen: hoch und rein
Spielt um diese Angesichter
Noch von ihr ein Widerschein.

Und in fremder Märchenhülle,
Wenn sie dir vorübergehn,
Glaubst du Phöbus Lockenfülle,
Aphroditens Reiz zu sehn.

Wahrlich, aus dem Weltgetriebe
Flücht' in diese stille Bucht,
Wer die Sehnsucht, wer die Liebe,
Wer der Schönheit Urbild sucht.

Aber wie gesagt, das eine ist so poesieumhaucht wie das andere, und wir bedauern nur, nicht mehr mittheilen zu können. Das nun folgende Gedicht „Dreiklang des Lebens von Moriz Carriere“ ist in schönen Terzinen geschrieben, doch sagt es uns persönlich weniger zu; es dünkt uns zu didaktisch. Hieran schließt ein Cyklus „Vermischte Gedichte“, in denen zuerst Victor Josef Scheffel mit kecken, humoristischen Beiträgen auftritt. Ihm folgt mit lieblichen Liedern Wilhelm Hertz, der Dichter von Hugdietrichs Brautfahrt. Die Leser werden uns dankbar sein für den Abdruck des schönen

Ruhestatt.

Nicht im Prunkhof der Verwesung
Hinter abgeschiednen Mauern
Lüstet mich, den Leib zu betten,
Wo nur Weinen wohnt und Trauern.

Laßt mich ruhn am Gartenhügel
Unter Reben, unter Rosen,
Wo am Tage Kinder spielen
Und des Nachts Verliebte kosen.

Blumen laßt mein Grab verhüllen,
Wie auch ich des Lebens Sorgen,
Alles finstre Leid der Erde
Lachend in der Brust verborgen.

Meiner eignen Hoffnung müde
Hab' ich Andern Trost gesprochen
Und der Liebe Preis gesungen,
Als mir Lieb das Herz gebrochen.

Dann kömmt Bodenstedt mit drei Gedichten, von denen uns sein Sonett „Völkerhaß“ am meisten angesprochen hat. Von Julius Großes Beiträgen scheint uns der erste „Entscheidung“ am gewichtigsten zu sein. Das ist ein gar bedeutendes, machtvolles Gedicht. Melchior Meyr steuert nur einige Verse „An Peter von Cornelius“ bei, die aber vielleicht die schönsten sind, die wir von ihm gelesen. Johannes Schrott, S. Lichtenstein und Maximilian Beilhack folgen mit einigen kleineren aber tiefempfundenen Gedichten, die jedoch von dem ihnen sich anschließenden Felix Dahn weit überragt werden. Dieser junge Dichter, Privatdocent an der Universität zu München, von dem schon vor einigen Jahren ein Band Gedichte und ein Epos erschienen, veröffentlichte vor einem Jahre ein ausgezeichnetes historisches Werk „die Könige der Germanen“, an dessen Vollendung er noch arbeitet. Seine hier mitgetheilten drei Balladen, Jung Sigurd, Kriemhilde und König Richard und Sir Hugh, sind vortrefflich, vor allen die letzte. Ein ganz neues, formgewandtes Talent tritt uns nun entgegen in Heinrich Leuthold. Zum Theil sind es kleine reizende Reisebilder aus Italien, die er in schönen Maßen und zierlichen Strophen uns vorführt Den Schluß dieser

„Vermischten Gedichte“ macht Emanuel Geibel. „Julia“ und „Im Frühling“ sind voll des süßesten Wohllauts, den wir an ihm kennen; machtvoller dagegen, wuchtiger ist das prächtige Gedicht: „Geschichte und Gegenwart.“

Hierauf tritt uns ein Cyklus: „Gedichte von Hermann Lingg“ entgegen. Dieser Dichter ist unläugbar eine bedeutende Erscheinung in unserer Literatur. Mit seltener Genialität weiß er an seinen Stoffen, oft sehr seltsamen, ein hochpoetisches Moment herauszufinden oder in sie hineinzulegen, allein in der Behandlung derselben verräth er mitunter ein Haschen nach Effect, das in Wunderlichkeit ausartet. Wir verehren Lingg und haben ihn in seinen „Gedichten“ (bei Cotta erschienen) oft bewundert, so daß wir mit den gespanntesten Erwartungen seine Beiträge im Dichterbuche aufschlugen. Diese Erwartungen sind, wie wir mit Bedauern gestehen, nicht erfüllt. Es will uns bedünken, als wenn der Dichter auf einem Abwege wandele, denn mehr und mehr neigt sein Streben nach Originalität sich zur Manier hin. Gleich das erste Gedicht beweis't das auf schlagende Weise. Der Gedanke ist vortrefflich, aber die Behandlung höchst sonderbar. Das ist ein Versteckenspielen, ein Räthselaufgeben, welches jeden Unbefangenen stutzig machen muß. Das Poem beginnt:

Man spricht im Dorf noch oft von ihr,
Der Alten drauß im tiefen Walde, (!)
Sie zeige sich noch dort und hier
Am Feldweg und am Saum der Halde.

Ja, denkt da der Leser natürlich, wer ist denn diese Alte, die bald hier bald dort ist? Denn die Ueberschrift hat ja doch mit dem Gedicht nichts zu thun, die verräths freilich. Das ist aber doch nicht in der Ordnung, wenn man daraus sich Aufklärung holen muß. Im zweiten Verse wird gesagt, daß die „Alte“ herauf und hinab steige, daß über ihr die Heerde weide, aber auch, daß sie drunten in der Erde liege und ihr zur Seite manches Grab. Das Alles ist ebenso unverständlich wie der erste Vers. Im dritten heißt es dann weiter, über der „Alten“ hin führe der Steg, der Pflüger mit dem Jochgespanne gehe über ihrem Grund hinweg und die Tanne schlage auf ihr Wurzeln. — Eine wunderliche Alte, nicht wahr? — Im vierten Verse erfahren wir, daß der Römer einst die „Alte“ gebaut und ihr seines Namens ew'ge Dauer anvertraut habe. So geht's fort, und erst auf der dritten Seite des Gedichts, im vorletzten Verse, erfahren wir, die komische Alte, die so lange mit uns Versteckem gespielt hat, sei — ein Römerpfad; ja, und nun sei es auch verrathen, die Ueberschrift des Gedichts — die wir aber mit Recht als etwas Aeußerliches, nicht zum Wesen selbst Gehöriges ignorirten — lautet: „Die Römerstraße.“ Wenn diese Darstellung Linggs nicht absonderlich ist, dann wissen wir nicht, was so genannt werden kann. Die Pointe ist freilich genial. Der Dichter nämlich malt die Gedanken, die auf ihn einstürmen, indem er diese alte Römerstraße entlang schreitet, und schließt dann:

Da plötzlich ruft ein Laut mich wach,
Ein Erzgedröhn auf nahen Gleisen —
Ich steh' am Kreuzweg; hier durchbrach
Den Römerpfad der Pfad von Eisen.

Und donnernd rollt der Wagenzug
Vorbei den alten Meilensteinen,
Wie Blitz des Zeus und Geisterflug,
Der Erde Völker zu vereinen.

Die Idee scheint uns aber zu blitzartig abgeschnitten und nicht hinreichend verwerthet. Das zweite Gedicht: „Der Tod des Columbus“ wäre wunderschön, wenn nicht Lingg die Construction der zweiten Strophe so unerträglich verschroben hätte. Auch von dem genialsten Dichter muß man doch verlangen, daß er klar und verständlich schreibe, nun lese man aber und lese denkend:

Auf dunklem Meerespfade
Als ihm zum erstenmal
Der neuen Welt Gestade
Erschien im Morgenstrahl:
Von jenem Tag umschwebte
Des Helden Geist ein Bild,
Und Siegesahnung bebte
Um seine Lippe mild.

Schwerlich möchte Vielen das Gedicht „Die Büste der Bakchantin“ klar geworden sein; man ahnt, daß dem Dichter eine schöne, kühne Idee vorgeschwebt habe, allein zum vollen Austrag ist sie nicht gekommen. Das Motiv des Gedichts „Bauernkrieg“ erinnert an das prachtvoll wuchtige „Lied der Städte“ in der bei Cotta erschienenen Sammlung, allein das erstgenannte ist, wenn man sie vergleicht, dagegen sehr schwach und unbedeutend. Unter den andern Beiträgen Linggs zum Dichterbuche sind einige sehr werthvolle, namentlich schöne Sonette; aufgefallen ist uns aber, daß er weniger als sein sollte auf Reinheit des Reims sieht; brennt und könnt ist doch als Reim ziemlich unleidlich für ein scharfes Ohr, und Bezwinger und Jünger dürfte im Sonett auch nicht gereimt werden. Ein Recensent im „Morgenblatt für gebildete Leser“ ist so freundlich das gerade zu loben; aber um seine Bildung geben wir nicht allzu viel. Ein Mangel ist und bleibt es, und den zu beschönigen und gut zu heißen, sollte heut' zu Tage Niemandem einfallen. Es wäre Lingg, bei der Meisterschaft, die er sonst in der Behandlung der Sprache entwickelt, ja doch offenbar ein Kleines solche Unregelmäßigkeiten und Saloppheiten wegzubringen. Leider lassen sich sehr bedeutende Dichter noch manchmal so gehen; es fällt uns eben ein, daß wir kürzlich ein, übrigens sehr schönes Gedicht von Robert Prutz lasen, wo derselbe sich eine Härte wie „konnt'st“ erlaubt hatte.

Von den „Liedern und Balladen von Hans Hopfen“ haben uns besonders die erstern sehr gefallen, weil die Wahrheit der Empfindung aus jeder Zeile heraustönt. Die Balladen sind meist zu breit; nur die letzte: „Die Noth“ ist gewaltig und packend.

Den Schluß des „Münchner Dichterbuches“ bildet das Gedicht „Raphael“ von Paul Heyse, dem mit Recht so beliebten Novellisten. Sehr schöne Einzelheiten entschädigen nicht für die Kargheit des Stoffes. Es ist zu viel Rhethorik und zu wenig Pointe in dem sechszig Seiten langen Gedichte. — — Wenn wir länger als gewöhnlich bei der Besprechung dieses Werkes verweilten, so bedarf das, glauben wir, keiner Entschuldigung, denn die Erscheinung ist eine außergewöhnliche und im Ganzen hocherfreuliche. Geibel hat sich ein neues Verdienst erworben, indem er sich als Feldherr an die Spitze einer so auserlesenen Schaar stellte, die im Dienste der Poesie dem Ideale der Schönheit nachringt.

---

* Gustav Wasa's Jugend.

Nach dänischen und schwedischen Schriftstellern geschildert.

Von P. J. Willatzen.

IV. Der Sieg und die Krone.

Stockholm war damals ebenso sehr wie jetzt die Metropole Schwedens, doch trug die Stadt um jene Zeit eine ganz andere Physiognomie. Wir meinen damit nicht ihr Aeußeres, da dies sich selbstverständlich verändert hat, sondern die Einwohnerschaft. Die Hansa hatte schon damals ihre Blüthezeit gehabt, aber das deutsche Element war um den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts doch in allen bedeutenden Städten des Nordens im

Handelsstande, und nicht allein in diesem, so weitaus überwiegend und vorherrschend, daß diese Städte mehr deutsch als schwedisch, dänisch oder norwegisch zu sein schienen. Den wesentlich deutschen Handelsverhältnissen waren aber Störungen des Verkehrs nicht gedeihlich, und so mag man sich nicht darüber wundern, wenn eine Stadt wie Stockholm, wo noch dazu der Mittelpunkt der Regierung und eine bedeutende, meist aus geworbenen deutschen Truppen bestehende Macht die Gewalt in Händen hatte, dem Unternehmen des Nationalheeres keine günstige Stimmung zeigte. Die Belagerung der Stadt begann etwas vor Mitte des Sommers 1521 und währte mit Unterbrechungen volle zwei Jahre. Nicht allein die deutsche Besatzung und die vielen reichen deutschen Handelsherren, von denen mehrere das Bürgermeisteramt verwalteten, bewirkten dies; nein, die Stadt war nach der Seeseite hin frei und konnte fortwährend mit frischer Mannschaft, Kriegsbedarf und Lebensmitteln versehen werden. Und das belagernde Heer litt eigentlich Mangel an nicht weniger als Allem, was zur Belagerung eines so großen wohlvertheidigten Platzes nöthig war. Dazu kam, daß die Kräfte des Nationalheeres so gar sehr zersplittert wurden und Gustav seine tüchtigeren Befehlshaber bald hier, bald dort verwenden mußte. So konnte Lars Olofssohn im Norrland nicht entbehrt werden, wo die Helsinger sich allerdings unterworfen hatten aber doch noch schwierig waren; Lars Erichssohn mußte die Dalarne verwalten; Arvid Westgöthe hatte die Aufgabe, das wichtige Stegeborg zu belagern und andere Häuptlinge mußten andere wichtige Burgen oder Städte einschließen. Gustav konnte eigentlich nirgends entbehrt werden, und mit Recht sagt eine alte Chronik: „Herr Gustav hatte zu jener Zeit nicht viel Ruhe und gute Tage, da er sein Volk in so vielen Lagern und an so manchen Orten hatte. Deßhalb war er nicht viele Tage an einer Stelle, sondern reiste Nacht und Tag von einem Lager zum andern. War es ihm auch zu nicht geringe Sorge, daß so Weniges sich auf dem Boden der Geldkiste befand, so daß es schwer zu antworten war, wenn das Volk nach Sold rief.“ Zumeist hielt Gustav übrigens sich auf im Lager vor Stockholm, wo er die Belagerung der Hauptsache nach leitete. Hier war die Ausdauer des Helden aber auf eine harte Probe gestellt, denn in seinem größtentheils aus Bauern bestehenden Heere ging es ab und zu, jenachdem die Feldarbeiten sie heim riefen oder nicht. Im Handumdrehen konnten die wichtigsten Vortheile eingebüßt werden. Schwer war es oft genug, nur eine einigermaßen ausreichende Anzahl von Kriegern beisammen zu halten, und der Mangel an ausreichender Streitmacht auf Seiten Gustav's giebt sich namentlich in dem Umstande zu erkennen, daß es einzelnen Edelhöfen sogar möglich war sich fast ein Jahr lang zu vertheidigen.

Der dänische Admiral Sören Norby hatte einen Versuch gemacht, das Schloß Stegeborg zu entsetzen, doch war er von Arvid Westgöthe zurückgeschlagen worden, der hierauf den gemeinen Mann der Umgegend zur Huldigung Gustavs zu bewegen suchte. Hierin fand er jedoch mancherlei Widerstand. Unter den Herren hatte mancher sein Bedenken, ob ein junger Edelmann wie Gustav eine Antwartschaft auf die Krone habe, und Neid und Eifersucht kamen mit in's Spiel, und auch die Geistlichkeit, sogar die Nonnen der heiligen Clara konnten sich nicht entschließen entschieden für die nationale Sache Partei zu ergreifen. Anfangs August 1521 kam Gustav nach Stegeborg. Er wußte, daß der mächtige Hans Brask, der Bischof von Linköping, ein kluger und einflußreicher Herr sei, der auf einen weiten Kreis außerordentlich großen Einfluß ausübte. Zugleich wußte er aber auch, daß der geistliche Herr in seinem politischen Glauben keineswegs fest sei. Einst war derselbe Sten Stures Anhänger gewesen und hatte damals seinen Namen und sein Siegel unter den Brief gesetzt, der dem Gustav Trolle des Erzbisthum absprach; allein er war schlau dabei gewesen. Unter seinem Siegel war ein Zettel verborgen, auf welchen er geschrieben hatte: „detta hafver jag nödtvungen gjort“ — dies habe ich gezwungen gethan.“ Später war er König Christians Anhänger und billigte nicht allein dessen Grausamkeiten, sondern machte auch gelegentlich den Angeber. Gustav meinte, Herr Hans könne möglicher Weise noch einmal den Mantel nach dem Winde hängen, wie schon früher geschehen, und war er gewonnen, dann war viel gewonnen. Auf sein Thun und Lassen blickte ein großer Theil des Adels und der Geistlichkeit, dem er ein Orakel war. Aus dem Lager vor Stegeborg schrieb Gustav also an den Bischof Hans Brask und lud ihn ein zu einer Zusammenkunft in der Priesterwohnung zu Skärkind, legte ihm die Freiheit und das Wohl des Vaterlandes inständigst ans Herz und ließ zugleich eine Andeutung fallen, daß, wenn der Bischof nicht wolle wie er, sein Sitz, das Schloß von Munkaboda, kaum uneinnehmbar sein werde.

Es läßt sich nicht bestimmen, was am wirksamsten war, die Bitte oder die Drohung, aber gewiß ist, daß der Bischof nach Skärkind kam, Gustav den Eid der Treue leistete und seine Hofherren in das Nationalheer eintreten ließ. Durch den Bischof Brask war mehr gewonnen, als wenn zwanzig Ritterburgen erstürmt worden wären.

Gustav konnte jetzt getrost einen Reichstag in Wadstena ausschreiben. Am 24. August trafen hier etwa siebenzig schwedische Edelleute zusammen, die alle kürzlich aus König Christians Diensten gegangen waren, sowie eine unübersehbare Volksmenge aus allen Ständen von Svearike und Götharike. Die Herren wählten ihn einstimmig zum Reichsvorsteher und schwuren ihm Treue und versprachen Mannschaften zum Kampfe zu stellen; die Bauern hätten ihm jetzt schon die Krone geben wollen, doch schlug er sie vorsichtig noch aus, indem er sagte, daß die Freiheit erst errungen sein und der letzte Däne aus dem Lande verjagt werden müsse, dann sei es noch immer früh genug, einen einheimischen König zu wählen.

Aus Westgöthaland und Smaaland wurden die Dänen nun schnell vertrieben, ein Schloß fiel in die Hände Gustavs nach dem andern, und auch von größern Festungen und Städten waren am Schlusse des Jahres 1521 nur Stockholm, Calmar und Abo in Finnland übrig. Stockholms Belagerung bietet allein hervorragendes Interesse, und nur diese soll deßhalb noch berücksichtigt werden.

Während Gustav in Wadstena zum Reichsvorsteher gewählt wurde, hatte das Bauernheer vor Stockholm eine schwere Niederlage erlitten, indem es durch den uns bekannten tapfern Staffan Hendrikssohn in einen Hinterhalt gelockt worden war. Als Gustav Wasa nun zurückkehrte, brachte er neue Kräfte mit, bei welchen auch eine Anzahl deutscher Lanzknechte unter Anführung eines Westfalen genannt wird. So konnte denn die Stadt von der Landseite eingeschlossen werden, und zwei neue Lager wurden errichtet bei Sätragaard und bei Olie (dem gegenwärtigen Drottningholm) und für eine Verbindung zur gegenseitigen Unterstützung der Heerestheile gesorgt.

Im Lager bei Olie auf der Lofinsel war Peder Fredag Anführer, der die Gegend genau kannte und in Stockholm Freunde hatte, welche ihn stets davon in Kenntniß setzten, wenn ein Ausfall bevorstand. So hörte er am Freitag vor dem Weihnachtsabend, daß die Dänen tausend Mann stark einen Ausfall beabsichtigten, um sein Juulbier zu kosten. Er hatte kaum fünfhundert Mann bei sich, bereitete sich aber doch vor zum würdigen Empfang der Gäste und postirte sechszehn Hornbläser in die nahen Wälder und Berge, mit dem Auftrage, aus Leibeskräften zu antworten,

wenn er im Lager zum Tanze blasen lasse. Am Weihnachtsabend steuerte richtig eine große Anzahl Jachten und Scherenbote mit den Erwarteten gegen die Losinsel. Kaum waren sie aus den Böten gestiegen, da ertönten plötzlich von allen Seiten Hörner, als sei das ganze Bauernheer auf den Beinen; Jeder suchte sich zu retten, und Peder Fredag konnte nach Herzenslust den ungebetenen Gästen das Geleit geben und unter ihnen aufräumen, was er nicht zu thun unterließ. Derartige Auftritte kamen nicht selten vor; aber Anfang 1522 brachte Sören Norby dem belagerten Stockholm so vollständigen Entsatz, daß die verstärkte Besatzung angriffsweise zu Werke gehen konnte. In einer Reihe von Ausfällen vom 7. bis 13. April ward Gustav's ganzes Lager zerstört und aufgebrannt, so daß er erst nach Monatsfrist die Belagerung wieder beginnen konnte. Eine neue Expedition, welche von Dänemark kam, um die Stadt zu unterstützen, war weniger glücklich; der Führer, ein Junker Thomas, ließ sich von den Schweden in einen Hinterhalt locken und ward gefangen. Da, wie berichtet wird, der adelige Herr sich in Finnland schändliche Grausamkeiten hatte zu Schulden kommen lassen, übte man Justiz an ihm, indem man ihn in einer Eiche aufknüpfte. Er fühlte sich ganz absonderlich darüber beleidigt, daß man einen Baststrick statt einer Hanfschnur dazu verwandte.

Gustav sah ein, daß er ohne Flotte Stockholm nicht bezwingen werde, und schrieb deßhalb an den Senat in Lübeck, welcher ihm im Juni auch zehn wohlbemannte Kriegsschiffe zur Disposition stellte. Die Hanseaten meinten wohl aber, daß im trüben Wasser gut fischen sei, und waren in ihrer Hülfeleistung nicht gar zu eifrig. So kam z. B. Sören Norby im October 1522 wieder zum Entsatze heran, mußte sich aber wegen Gegenwind in den Scheren an einer Insel vor Anker legen, und leicht wär's gewesen, dem kühnen Seehelden beizukommen. Allein die Lübecker waren nicht dahin zu bringen ihn fortzujagen. Als nun bald darauf ein starker Frost eintrat, froren Norbys Schiffe ein. Gustav eilte zu den Lübeckern und bat um zwei Kanonen, um die Dänen in den Grund zu schießen; aber obwohl er ihnen zwei Schlösser zum Pfande bot, gingen die Hanseaten nicht darauf ein, und als ein starker Nordwest kam, brach das Eis auf, und die Dänen kamen ohne Schaden davon. Die Belagerung dauerte inzwischen fort, und Gustav schloß die Stadt immer enger ein, indem er den Hafen durch Blockhäuser und Ketten sperrete.

Während Schweden also bis auf einzelne Plätze das Joch der Dänen abgeworfen hatte, war in Dänemark selbst ein Bürgerkrieg entbrannt. Der Adel, der es dem Könige nicht verzeihen konnte, daß er allein Regent im Lande sein wollte und der Herren Trotz zu beugen versuchte, empörte sich geradezu und verlieh dem Oheim Christians die Krone. Der abgesetzte König, dessen Schicksale wir hier nicht weiter berühren können, fand indessen Freunde, die mit dem Schwerte seine Sache weiter führten, und dies hatte für Schweden die günstige Folge, daß es sich selbst überlassen blieb und seine gewonnene Freiheit festbegründen konnte.

Um Pfingsten 1523 wurden nun die Herren des schwedischen Reiches und das Volk zu einem Reichstage nach Strängnäs einberufen. Meister Knut, der neue Erzbischof von Upsala, eröffnete die Feierlichkeit nach damaliger Sitte mit einer lateinischen Rede, von welcher das Volk jedenfalls das verstand, daß Gustav König werden müsse. Die Krone ward ihm angeboten. Er weigerte sich ernstlich, indem er sagte, er habe bereits hinreichend den bittern Kelch gekostet, den Fürsten leeren müßten. Das Volk bestand jedoch auf seinem Wunsche, und der päpstliche Legat vereinigte seine Bitten damit, so daß Gustav nachgeben mußte, und am 7. Juni 1523 ward der, welcher vor nicht gar langer Zeit als müder, hungriger Flüchtling, wie ein Wild gehetzt in den Bergen hatte umherirren müssen, mit der schwedischen Krone geschmückt. Die Aufgabe, die Gustav Erichssohn Wasa mit dieser Krone übernahm, war aber eine sehr schwierige; denn während des Krieges hatte das Reich eine bedeutende Schuld bei Lübeck contrahirt, welchem bis zur Abbezahlung derselben der ausschließliche Handel zugesagt worden war. Die jährlichen Einnahmen deckten nur den dritten Theil der Ausgaben, und unter hundertjährigen Fehden war das gemeine Volk so verarmt, daß an eine Vermehrung der Steuern nicht gedacht werden konnte. Dazu kam, daß ein Drittel des Grundbesitzes sich in den Händen der Geistlichkeit, ein anderes Drittel sich im Besitze des Adels befand, und was an Geld vorhanden war, ward in den Truhen dieser Stände gefunden. Neben diesen Mächten mußte Gustav eine begründen, die in Schweden sich nicht befand — die Königsmacht. Die Krone, die man ihm anbot, war deßhalb schwieriger zu behaupten als zu erringen. Gustav nahm sie aber an, und der Reichstag schwur ihm den Eid der Treue. Er stellte eine sogenannte Handfeste aus und die Stände fertigten den Wahlbrief aus, in welchem sie bezeugten, daß sie gewählt hätten „den unüberwindlichen Fürsten und Herrn, Herrn Gustav Erichssohn, zu ihrem einzigen, rechten und gnädigen Könige und Herrn."

Von Strängnäs eilte der junge König zurück nach Stockholm. Die Besatzung, welche so lange sich tapfer gewehrt hatte, war seit längerer Zeit ohne Entsatz geblieben, und zu den Feinden, die sie besiegen mußte, gesellte sich nun auch der Hunger. Stockholm war zuletzt nicht mehr zu halten; am 20. Juni capitulirte es, und den fremden Kriegern wurden ehrenvolle Bedingungen zugestanden.

Am Abende des St. Johannistages 1523 hielt König Gustav auf einem prachtvoll geschmückten Pferde seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt; begleitet von Rittern und jungen Hofleuten in schimmernden Rüstungen, und umringt von einer jubelnden und entzückten Menge ritt er zur Hauptkirche, wo er am Fuße des Altars der Vorsehung seinen Dank darbrachte für den wunderbaren Schutz, den sie ihm und seinem großen Unternehmen so offenbar hatte zu Theil werden lassen, sowie die Bitte ihm fernerhin Kraft und Einsicht zu verleihen. Vor Schluß des Jahres erkannten auch Calmar und Finnland seine Herrschaft an. Volle siebenunddreißig Jahre trug er mit Ruhm und Ehre die Krone Schwedens. Er hatte sie gewonnen durch seinen Muth, seine Ausdauer, seine Klugheit; aber er fühlte doch, daß er zunächst durch Gottes Hülfe die Fremdherrschaft vernichtet hatte in seinem geliebten Vaterlande. Deßhalb erkannte er auch in seiner letzten Rede, welche er fast sterbend den Ständen des Reiches hielt, daß die Befreiung des Reiches „ein Werk göttlicher Hülfe und Schicksalsfügung sei. Denn welch ein Mann war ich, daß ich mich auflehnen durfte gegen ihn, der ein mächtiger regierender Herr war über drei Königreiche, verschwägert mit dem gewaltigen Kaiser Karl V. und den größten Fürsten Deutschlands befreundet." Er verglich sich selbst mit David, den Gott von einem Hirten zum Könige eines Volkes machte, und sagte gerührt, daß er so große Gnade im Traume nicht erwartet habe, als er einst in öden Felsen und Wäldern sich vor dem blutdürstigen Schwerte seiner Feinde verbarg.

Wir Deutschen aber müssen schon aus dem Grunde uns besonders lebhaft interessiren für diesen Begründer eines neuen Königsgeschlechts im hohen Norden, weil er der Lehre Luthers in seinem Reiche den Sieg verschaffte, und war doch sein Enkel jener Gustav Adolph, der als Glaubensheld auf deutscher Erde verblutete, dessen herrliche Gestalt als ein leuchtendes Bild hervorstrahlt aus der düstersten, schreckenvollsten Zeit unsers Vaterlandes.

---

* Zur Uebersetzungs-Literatur.

Von Adolf Laun.

Lieder- und Balladenbuch amerikanischer und englischer Dichter der Gegenwart. Von **Adolf Strodtmann**. Hamburg, Hoffmann & Comp. 1862.

Uebersetzungen gleichen der Rückseite gewirkter Teppiche sagt, uns will im Augenblick nicht einfallen, welcher geistvolle Schriftsteller. — Dies Wort paßt vor allem auf viele poetische Uebertragungen, mit denen Unberufene noch immer den Markt überfüllen. Man sieht in ihnen die Arbeit und das Gewebe der mühsam durcheinander geschlungenen, abgerissenen und wieder zusammengeknüpften Fäden, aber vom Hervor- und Zurücktreten der Gestalten in Licht und Schatten, von Harmonie und Schmelz der Farben keine Spur. Das Wiedergeben der Worte mit lexicalischer Treue und selbst das genaue Innehalten der rhythmischen Formen und der Reimstellung macht die Nachbildung eines Gedichtes noch zu keiner treuen, wenn es darüber aufhört, ein Gedicht zu sein. — Blickt Stimmung, Farbe und Ton, kurz die Seele des Originals nicht durch die Copie, so ist dieselbe bei aller materiellen Treue untreu. Der musikalische Ueberschuß, der in jedem wirklichen Gedicht das durch die Worte Ausgesprochene erst zu seiner vollen Geltung kommen läßt, der Hauch, der Duft, die ihm einen besonderen sowohl nationalen als individuell persönlichen Charakter geben, müssen wenigstens bis zu einem gewissen Grade auch in der Uebersetzung sein, sonst thäte der Uebersetzer besser, wörtlich in Prosa zu übertragen und Reimstellung und Versmaß darüber zu schreiben, dann wird man wenigstens nicht durch Mißklang gequält, wo Wohlklang sein sollte, nicht durch Schwerfälligkeit und Gezwungenheit der Bewegung und des Gangs, wo das Original in natürlicher Anmuth dahin schreitet. Was hilft es, demselben den hüpfenden Rhythmus zu entlehnen oder den weichen klagenden, wenn der übersetzende Vers nicht hüpft, sondern stolpert, oder wenn er nicht melodisch klagt, sondern sehr unmelodisch schnarrt.

Wir haben auf das Mißlingen so vieler uns entgegentretender Versuche in der schwierigen Uebersetzungskunst, die eben so gut wie jede andere Kunst nur für Berufene da ist, hingedeutet, um desto schärfer hervorzuheben, daß Herr Strodtmann, der sich als Dichter schon anderweitig bewährt hat, uns nach den vorliegenden Uebertragungsproben auf dem einzig richtigen Wege zu sein scheint. — Er ist mitunter im Einzelnen untreu, um im Großen und Ganzen treu sein zu können, und seine Verse haben meistens einen so schwunghaft natürlichen Fluß, daß man Originale zu lesen glaubt. Zum Beweise diene folgendes kleine Gedicht von Shelley, das, wie uns die Vergleichung mit dem Original gezeigt hat, auch möglichst wortgetreu ist.

Philosophie der Liebe.

Quelle eint sich mit dem Strome,
Daß der Strom in's Meer vertauche,
Wind und Wind am blauen Dome
 Mischen sich mit sanftem Hauche;
Nichts auf weiter Welt ist einsam,
Jedes folgt und weiht sich hier
Einem anderen gemeinsam,
 Warum denn nicht wir?

Sieh den Berg gen Himmel streben,
Well' in Welle sich' zerfließen;
Keiner Blume wird vergeben,
 Wollte sie den Kelch verschließen;
Und der Himmel küßt die Erd',
Und das Sonnenlicht den Fluß,
Was sind alle Küsse werth,
 Weigerst du den Kuß?

Doch scheint uns nicht Alles gleich leicht und fließend in Rhythmus und Wortstellung zu sein, und mitunter stoßen wir auch auf Härten wie folgende, die leicht zu vermeiden waren:

Du laſt'ne Muschel auf am Strand (pag. 86)
's ist das Räthsel des Lebens (pag. 83)

Meistens jedoch zeigt sich eine ungewöhnliche Gewandtheit und selbst eine Virtuosität, die in Ueberwindung sehr erheblicher Schwierigkeiten Bedeutendes leistet, nur hätte der Verfasser sich nicht um solches Triumphes willen, wie er selber eingesteht, »durch besondere Originalität der Form« zur Wiedergabe, wenigstens nicht zur Mittheilung reizen lassen sollen. Wir halten, wenn die innere Seele einem Gedichte fehlt, den Glanz der schillernden Form, das bloß äußere Spiel der Rhythmen und Reime, wie es in einigen Proben von Poe und Tennyson hervortritt, für keine Bereicherung unserer Literatur, die darin schon Kunststücke genug aufzuweisen hat. Sonst sind wir vollkommen mit den Prinzipien einverstanden, über die sich die an Freiligrath gerichtete Vorrede ausspricht, und glauben es dem Verfasser gern, daß er nur con amore gearbeitet hat, seine Leistung beweist es. System und Vollständigkeit hatte er bei der Auswahl nicht im Auge, und wir tadeln ihn nicht darum, denn damit läßt sich das con amore selten vereinigen. Die Sammlung, und das ist ein großer Vorzug, enthält, mit Ausnahme einiger Gedichte von Tennyson, Byron, Shelley und einem von Longfellow, bis dahin noch nicht Uebersetztes. Sie bringt uns Neues und Neuestes aus Amerika, besonders auch von Dichterinnen. Fehlt demselben das Gepräge nationaler und individueller Originalität, so ist doch manches Hübsche und Interessante darunter, und es ist immer anziehend zu sehen, wie deutsche und englische Einflüsse drüben anregen und wirken. Auch die kurzen biographischen und kritischen Notizen, wie wenig erschöpfend sie sein können, sind zur Orientirung nützlich. Poe's berühmtes, nach unserer Ansicht zu berühmtes barockes Gedicht »der Rabe«, hat der Verfasser mit großer Virtuosität übertragen und auch des Dichters Selbstkritik und Analyse in Prosa hinzugefügt, die interessant genug ist, uns aber mehr Reflexion und Raffinement zu verrathen scheint, als das eigentlich dichterische Schaffen verträgt. Herr Strodtmann nennt sie »den interessantesten Aufschluß, den uns je ein Schriftsteller über das Geheimniß eines bewußten dichterischen Schaffens gewährt hat.«

Unter den englischen Dichtern war es uns neu, Thakeray in der frei, aber sehr glücklich wiedergegebenen launigen Erzählung »das Testament des Königs von Brentford« als Dichter im Verse kennen zu lernen.

Befriedigen uns Inhalt und Auswahl nur nach der Seite hin ganz, daß sie uns mit den neuen und neuesten Erscheinungen, besonders der amerikanischen Poesie bekannt machen, so spricht aus den Uebersetzungen doch so viel Talent und ein so lebendiges Ringen nach Schönheit, daß wir dieselben zu den gelungenen Leistungen in diesem Fache rechnen und wünschen müssen, der Verfasser beschenke uns bald wieder mit einer ähnlichen Sammlung, bei der ihn der Reiz der Form und subjective Vorliebe nicht allzusehr leiten mögen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Hans Ulrich Krafft, ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts. Von A. Cohn. — Die Entstehung des Herzogthums Lothringen. Von K. Wittich. — Goethe's Farbenlehre und die Farbenlehre der heutigen Physik. Von R. Hanßsch. — Die preußische Armee und die Junker. Von W. Rüstow. — Sophonisbe. Tragödie in 5 Akten. Von J. F. Horn. — Meine Selbstbiographie. Von M. Perels. — Geheimnisse einer kleinen Stadt. Komischer Roman in 2 Bänden. Von A. von Winterfeld. — Am Hofe. Roman in 3 Bänden. Von P. J. Wilcken. — Dämonen. Roman in 2 Bänden. Von M. Horn. — Vier Burgen. Deutsche Adelsgeschichten. 2 Bände. Von Wolfgang Müller von Königswinter.

* Von den soviel besprochenen Tagebüchern Varnhagens von Ense sind nun der fünfte und sechste Band erschienen. Den Inhalt bilden die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849, während welcher der Verfasser äußerlich ein sehr loyaler Mann war, auf seinem Arbeitszimmer aber mit der Linken des Parlaments kokettirte. — Soeben wird der Volkskalender für 1863 von Berthold Auerbach bereits ausgegeben. — Das Handbuch der Geographie von Daniel in Halle liegt mit dem neunten Hefte des dritten Bandes nun vollständig vor. Dieser dritte, Deutschland behandelnde Theil ist auch in zwei Hälften besonders zu haben. — Die neulich von uns besprochenen Denkwürdigkeiten des Schauspielers Eduard Genast in Weimar haben schon eine zweite Auflage erlebt.

* Das jüngste Heft der mit Eifer und Umsicht redigirten „deutschen Schaubühne“ von Feodor Wehl (1862, Heft 8) enthält ein dreiaktiges Lustspiel „Gegenüber“ von Roderich Benedix und eine dramatische Studie über den Conversationston von Rötscher.

* Der vor Kurzem in Pillnitz gestorbene Schriftsteller Julius Hammer, einer der eifrigsten Beförderer der Schillerstiftung, war 1810 in Dresden geboren, studirte in Leipzig Philosophie und Geschichte, lebte dann längere Zeit daselbst, machte größere Reisen und privatisirte seit 1845 in Dresden, wo er einige Jahre hindurch das Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung“ leitete. Die königlich sächsische Hofbühne brachte von ihm drei Stücke zur Aufführung, die zwei Lustspiele: „Das seltsame Frühstück“ und „Auch eine Mutter“, und das vieraktige Schauspiel: „Die Brüder.“ Ein Lustspiel: „Zur Wiederkehr“ wird eben jetzt zur Ausführung vorbereitet. Von seinen Erzählungen und Novellen seien nur genannt: „Adelig und Bürgerlich“, „Leben und Traum“, „Stadt- und Landgeschichten“ und der Roman: „Einkehr und Umkehr.“ Am meisten hat aber Julius Hammer seinen Namen durch lyrisch-didactische Dichtungen bekannt gemacht, von denen „Schau um dich und Schau in dich“ allein in kurzer Zeit elf Auflagen erlebte. Wie als Schriftsteller, war der Verstorbene nicht minder wegen seiner vortrefflichen Herzenseigenschaften geschätzt und geliebt, und sein Tod wird daher in weiten Kreisen schmerzlich empfunden werden. — In einem Berliner Briefe der Kölnischen Zeitung von Ernst Kossak heißt es: Der plötzliche Tod des bekannten trefflichen Kunstschriftstellers und Akademikers Dr. Ernst Guhl wird vielfach betrauert. Anfangs hatte man geglaubt, ein unerwartet auftretendes organisches Leiden sei die Ursache seines Todes, allein Dr. Guhl's Gehirnleiden war nur durch einen abscheulichen äußeren Zufall verursacht. Beim Reinigen der Zähne reizte ihn eine abgesprungene Borste so heftig zum Husten, daß er zu krampfhaften Bewegungen gereizt, dabei ausglitt, hinten überfiel und einen so gewaltsamen Fall auf den Hinterkopf that, daß die Gehirnerschütterung nach wenigen Tagen seinem Leben ein Ende machte. — Gleichzeitig ist der bekannte Maler Ed. Pistorius an einem Gehirnschlage zu Kissingen verstorben. Sein „kranker Esel“, ein oft vervielfältigtes und beliebtes Blatt, schwebt gewiß noch vor der Erinnerung der älteren Kunstfreunde; neuerdings war seine Production dergestalt geschwächt, daß die von ihm zur nächsten Kunstausstellung eingesandten Bilder als nicht geeignet zur Annahme befunden wurden. Ed. Pistorius war, wohlgemerkt, selber Mitglied der Akademie.

* Im Monat September tagen die Philologen in Augsburg, die Geschichtsschreiber in Reutlingen, die Maler und Bildhauer in Salzburg, die Architekten und Ingenieure in Hannover, die Naturforscher in Karlsbad.

* Die Sternzeitung berichtet: Als Lessing noch Schüler und sodann Student war, besuchte er gern seinen Oheim, den Justizamtmann Theophilus Lessing in Hoyerswerda. Das Zimmer des Amtshauses, in welchem er regelmäßig wohnte, ist noch bekannt. In demselben hat sich auch noch eine Fensterscheibe erhalten, in welche er damals mit einem scharfen Stein folgende Worte geschrieben hat: Nunquam ego neque tecta magnifica, neque opes, neque imperia in bonis. 5. Juni. Das Jahr ist leider nicht beigefügt. Da jedoch der Oheim Theophilus 1748 starb (in demselben Jahre wo Lessing nach Berlin ging), so stammt diese Schrift in Glas aus der Zeit vor diesem Jahre, es wäre denn, er hätte nach des Oheims Tode dessen Sohn, ebenfalls Theophilus, der auch des Vaters Nachfolger im Amt wurde († 6. October 1798), besucht; der aus bedrückter Brust entflossene prophetische Stoßseufzer paßt auf die Lebensverhältnisse Lessings vor wie nach 1748.

* Ein anziehender Fund ist neulich in Pompeji gemacht worden, wo die Ausgrabungen jetzt sehr eifrig fortgesetzt werden. Am 9. August hat man ein Bäckerhaus aufgegraben. In dem mit einer eisernen Platte geschlossenen Ofen fand man den ganzen vor 1783 Jahren, an dem Unglückstag der die Stadt zerstörte, zum Backen eingeschobenen Brodschuß, 82 Laibe, beisammen, zwar verändert an Farbe und Gewicht, aber ganz in der Form wie sie aus des Bäckers Hand hervorgegangen. Es ist ein merkwürdiger Beitrag zur Kunde vom Privatleben der Alten; denn bisher befanden sich im bourbonischen Museum zu Neapel nur zwei Brodlaibe aus Pompeji, bezeichnet mit der Inschrift: Siligo. Crunii. E. Cicer. Die jetzt gefundenen Laibe haben kein solches Bäckerzeichen, sind cirkelrund, von ungefähr 9 Zoll Durchmesser, ziemlich flach, mit einer durch den Ellenbogen gemachten Vertiefung in der Mitte, am Rand etwas aufgebogen, und durch tiefe vom Centrum ausgehende Einschnitte in acht Segmente zertheilt; dabei von tiefbrauner Farbe, steinhart und sehr leicht. In der Backstube fand man, außer einer Handmühle, Schaufeln und sonstigem Geräth, ein Häuflein Getreide, schwarz und eingeschrumpft natürlich, aber von ziemlich unveränderter Gestalt der Körner, und in einem anstoßenden kleinen Gemach 500 kleine Silber- und Kupfermünzen, leicht zusammengeklebt, was schließen läßt, daß sie in einem Säckchen beisammenlagen, welches aber längst zu Staub vermodert war.

* Die Restauration des prachtvollen Thurms der Stephanskirche in Wien nimmt ihren Fortgang. Es sind bis jetzt in neuer Arbeit 5 Klafter aufgesetzt worden; in diesem Jahre soll die Höhe noch auf 9 Klafter gebracht werden. Da bis zur Spitze 28 Klafter berechnet sind, so erübrigen noch 19 Klafter, welche Arbeit Dombaumeister Ernst in drei Jahren zu bewältigen hofft. Die Verzögerung wird hauptsächlich dadurch herbeigeführt, daß jeder Stein, der aufgewunden wird, erst nach einer halben Stunde auf den Ort seiner Bestimmung gebracht werden kann und hauptsächlich dadurch, daß die Arbeiter an regnerischen und windigen Tagen feiern müssen. Der östliche Thurm wird einer durchgreifenden Restaurirung unterzogen. Sind einmal die nöthigen Geldmittel vorhanden, so soll auch dieser nach dem ursprünglichen Plane ausgebaut werden. — Das Modell der Prinz Eugen-Statue, welche gegenüber vom Erzherzog-Karl-Monument in Wien aufgestellt und in Fernkorns Atelier angefertigt wird, zeigt den Helden, sprengend auf spanischem Rosse, mit dem Küraß, der breiten Feldbinde, dem Feldherrnstabe und dem spanischen Kostüme. Türkische Trofäen liegen unter den Füßen des Pferdes. — Eine Kolossalstatue Kaiser Heinrichs II., zu welcher der Erbprinz von Meiningen den Plan entworfen und Bildhauer Müller das Modell ausgeführt hat, wird den Marktplatz von Meiningen schmücken. Der Kaiser, welcher bekanntlich den Bau des Meininger Doms förderte, hält in der rechten Hand ein Kirchenmodell und stützt sich mit der linken auf sein Schwert. — König Ludwig von Bayern hat in einem an den Oberbürgermeister in Mannheim gerichteten Handschreiben die Absicht kundgegeben, zur Erinnerung an den größten Glanz des Mannheimer Theaters dem Hauptvertreter jener glänzenden Zeit, Iffland, in Mannheim auf dem Fruchtmarkte ein Standbild aus Erz errichten zu lassen, das im Jahre 1864 enthüllt werden dürfte. — Professor Camphausen in Düsseldorf hat „die Begrüßung zwischen Blücher und Wellington auf dem Schlachtfelde am Abende nach der Schlacht bei Belle-Alliance“ ausgeführt. Das Bild ist Eigenthum des Kronprinzen von Preußen.

Kaulbach's Carton zur Reformation.

München, 20. August 1862.

Die Wirkung aller Kunstwerke beruht auf der Basis der Mittheilung, in dem Ansteckenden aller Empfindungen. Wie man nichts Widriges, Gemeines gewahren kann, ohne Abscheu oder Ekel, ja wie man nicht einmal mit Eifer essen sehen kann, ohne Appetit zu verspüren, so kann man auch nicht vor das Große, Gewaltige, Schöne geführt werden, ohne sich selbst dadurch erschüttert, gehoben, veredelt zu fühlen, ja die Kraft, die von ihm ausgeht, wirkt noch viel unwiderstehlicher als die des Gemeinen, wenigstens auf gesunde Naturen. Deßhalb ist denn auch die Historienmalerei, wo sie ihre Zwecke erreicht, die weitaus wirksamste aller Richtungen derselben, weil sie uns das Erhabene, Hohe, Verehrungswürdige, jedenfalls das Bedeutende versinnlichen soll und uns also unendlich erheben kann, wenn es ihr gelingt, sei es das Walten einer höheren Weltordnung in den Geschicken der Menschheit, das mächtige Eingreifen großer Menschen in dieselben glaubwürdig darzustellen, sei es auch nur, diese selber uns aufs lebendigste zu vergegenwärtigen.

Letzteres allein war nun der Vorwurf des neuesten Werkes des Meisters, dessen eben fertig gewordener Carton uns heute beschäftigt. Bekanntlich gehört dasselbe dem Cyclus von Bildern an, welche das Treppenhaus des neuen Museums in Berlin schmücken und die Hauptmomente der Weltgeschichte darstellen sollen. In Wahrheit haben sie freilich mit der Weltgeschichte eigentlich viel weniger zu schaffen, als mit der der Mythen, oder was hätten Nimrod und der babylonische Thurmbau, Homer und die Götter Griechenlands, was hätte gar die Hunnenschlacht in der Luft mit der Weltgeschichte zu schaffen, die sich auf platter Erde bewegt und gerade da anfängt, wo der Mythus aufhört? Aber auch die Zerstörung Jerusalems und die Kreuzfahrer vor Jerusalem hat der Künstler wenigstens in einen Mythus aufgelöst durch seine Einmischung einer übersinnlichen Welt, durch Vermengung des wirklich historisch Geschehenen mit bloß symbolisch Geschehendem. Ueberdies, und dies ist die Hauptsache, wird die Weltgeschichte von Personen gemacht, von sehr concreten Individuen, wenigstens sind solche immer die Träger, die Repräsentanten der Vorgänge; in allen jenen fünf Bildern aber kommen zwar allerhand mehr oder weniger historische Hosen und Röcke, aber, etwa mit Ausnahme des Titus, kaum eine einzige uns durch authentische Porträte überlieferte Person vor. Der Künstler war lediglich auf die Gestalten angewiesen, die seine Phantasie ihm darbot; es mußten dieselben also, wenn er auch noch so sehr den Charakter jener entfernten Perioden zu studiren suchte, doch immer mehr von seiner und seiner Zeit subjectiver Anschauung an sich tragen, als von der irgend einer anderen, denn aus seiner Zeit kann Niemand heraus, wie er sich auch anstelle.

Wenn jene Kunstwerke nichtsdestoweniger dem Berliner Museum zum hohen Schmuck gereichen und im Ganzen, wie wir uns noch kürzlich selbst überzeugt, einen höchst bedeutenden, edeln und fesselnden Eindruck machen, was man sonst auch im Einzelnen gegen sie einzuwenden haben mag, so machen sie diesen Eindruck doch durchaus als Dichtungen, und als nichts weniger denn als getreue Geschichts-Erzählung; wie poetisch, phantasievoll und anregend sie immer uns auch anmuthen, die Subjectivität des Künstlers ist zu stark in denselben vorherrschend, als daß wir auf den Gedanken kämen, daß es jemals in der Welt so hergegangen, daß die darin agirenden Personen so ausgesehen. Bei dem Reformationsbild dagegen findet gleich der krasse Unterschied statt, daß die Figuren desselben uns alle vollkommen beglaubigt, und zwar meistens in ganz vortrefflichen Porträten überliefert sind; der Künstler hatte nur zu wählen unter dem vorhandenen Material, das überdies der besten Periode der Kirche angehört, ihn also ganz ausnehmend fördern mußte; dagegen war der Vorgang, wenn bei einer rein willkürlichen Zusammenstellung davon die Rede sein kann, allerdings erst zu erfinden. Kaulbach beschränkte sich darauf, uns die Hauptträger jener ungeheuren geistigen Bewegung des 15. und 16. Jahrhunderts, die man gewöhnlich mit dem Namen der Renaissance bezeichnet, und von der die Reformation nur ein Theil ist, in mannichfach, je nach ihren Thätigkeiten geordneten Gruppen zu zeigen, und schloß sich in der Anordnung so ziemlich jener der Raphael'schen Schule von Athen an, die von jeher das Vorbild für seine unzählige Menge derartiger Vorstellungen gewesen ist, wie die Disputa für diejenigen, wo die Vermischung der transcendentalen mit der realen Welt, der himmlischen Heerschaaren in den Wolken mit irgend einem irdischen Hofstaat unten das mannichfach, besonders von den Zopfmalern, variirte Hauptthema bilden. . . . .

Die Wirkung der Kaulbach'schen Cartons kommt der von Raphaels Schule von Athen näher, als bis jetzt irgend einem anderen modernen Kunstwerke der Art unseres Wissens gelungen ist. War Kaulbach in den früheren Bildern, wo er auf Bildung idealer Gestalten angewiesen war, weder bei seinen Göttern noch Helden, noch bei den Repräsentanten der ordinären Sterblichen dem Vorwurf entgangen, oft einer verflachenden Idealisirung verfallen zu sein, viele nicht mit ausreichender Lebenswahrheit erfüllte Figuren beigemischt, und besonders in den eigentlich symbolischen Figuren selten den vorzustellenden Charakter in den Zügen ausreichend ausgeprägt zu haben, so ist es ihm dagegen hier in einem ganz überraschenden Maße gelungen, seine Helden mit Lebensgefühl zu durchdringen, sie so zu bilden, daß sie der Vorstellung, die wir von der historischen Persönlichkeit haben, vollkommen entsprechen und uns fast überall glauben zu machen, daß die Leute wirklich so, und zwar in ihren glücklichsten Stunden so ausgesehen haben, wie er sie darstellt. Wie kömmt es nun, daß derjenige, der so oft kalt und leer erschien, uns nun auf einmal den Eindruck einer edlen Wärme, ja der Begeisterung zu machen, uns unendlich zu fesseln vermag? Es wird doch wohl darum sein, weil er hier bestimmten Menschen gegenüber sich befand, die er als ein geistreicher und hochbegabter Mensch, wie er selber auch einer ist, in einem ungewöhnlichen Maße nicht nur verstand, sondern auch in einem sympathischeren Verhältnisse sich zu ihnen fand, als zu Göttern und Heroen. Für diese paßt seine Art nicht; es fehlt ihm die Stärke und Reinheit des Gefühls, die hier unerläßlich sind, eine gewisse Größe der Seele und jene Inspiration, die aus der Gluth des Gemüths stammen; er ist eine phantasievolle, aber innerlich kalte, ganz moderne Natur. Das Erhabene und Gewaltige unmittelbar zu bilden, ist ihm daher versagt, war es wenigstens bis jetzt; dafür ist das Interessante, ja bis zu einem gewissen Grade selbst das Große und Edle ganz in seinem Bereich; nur darf es nicht eigentlich ideal sein, denn da läßt ihn, wie die meisten Modernen, jener Gefühlsmangel, jene Abwesenheit der Liebe und Innigkeit leicht leer werden. Das Geistreiche kann das Tiefe nie ganz ersetzen. Hier aber war Kaulbach unter seines Gleichen, d. h. unter meist sehr gemischten Naturen. Die schildert man immer am anziehendsten, weil man sie am besten versteht.

Da die Composition durch eine treffliche Photographie von Albert vervielfältigt, bald überall sichtbar sein wird, so können wir uns füglich einer ausführlichen Beschreibung entheben, die am Ende doch keine genügende Vorstellung zu geben vermag. Ohne Zweifel kann man ihr den Vorwurf machen, daß die Reformation selber allzusehr in den Hintergrund tritt, denn wenn wir als bekannt voraussetzen, daß die Versammlung in einer gothischen Kirche stattfindet, wo der Beschauer etwa in der Mitte des Mittelschiffs steht, so wäre Luther mit den übrigen Reformatoren erst im Chor, wenn auch in der Mitte und erhöht zu sehen. Das Schiff selber würde ganz durch die großen Entdecker und Naturforscher, die sich um Columbus zur Linken gruppiren, und der Dichter und Humanisten, die sich um Reuchlin und Erasmus versammeln, eingenommen; aber besonders diese letztere Gruppe ist so glücklich angeordnet, die Charaktere sind so prächtig ausgeprägt, daß wir uns zum Tadel um so weniger entschließen können, als diese beiden Gruppen unstreitig doch das nothwendige geistige Fundament bilden, auf welchem die Reformation sich erst aufbauen konnte. Besonders trefflich sind hier die beiden Professoren Reuchlin und Erasmus gelungen, der eine der selbstgefällige Docent, der andere das würdevolle, aber grimmige Licht der Fakultät, dann Hutten voll feuriger Begeisterung und Streitlust, Dumoulin, der feine Franzose, Cervantes, das wahre Original des Don Quixote, Petrarca und Pico von Mirandola, herrlich edle italienische Köpfe, Zasius und Konrad Celtes, höchst lebendige Meisterbilder deutscher Art. Trefflich sind auch Elisabeth mit ihrem Gefolge zur Linken Luthers, und Gustav Adolf mit seinen Mitstrebenden zur Rechten. Luther selbst endlich ist sehr gelungen, noch jung, voll glühender Begeisterung, edel aufgefaßt und doch sehr ähnlich, wenn auch nicht mit den breiten philiströsen Cranach'schen Formen. Im Mittelschiffe zur Rechten sind Guttenberg und die Künstler Leonardo, Raphael, Albrecht Dürer u. s. w., im linken die großen Physiker Keppler, Galiläi, Copernicus u. s. w. zu erwähnen, so wie hinter Luther die Vorläufer der Reformation: Wikleff, Huß und Arnold von Brescia u. s. w., unter welchen sich wieder treffliche Figuren befinden, wie denn vielleicht auf dem ganzen Bilde keine einzige ist, die als bloße Niete, bloß um den Platz zu füllen, da zu sein schiene.

Fast alle diese Männer sind vom Künstler nicht etwa bloß ruhig betrachtend, wie in Delaroche's Hemicycle, demjenigen modernen Kunstwerke, mit welchem die Vergleichung am nächsten liegt, sondern jeder in charakteristischer Weise beschäftigt, dargestellt. Luther hält die Bibel in die Höhe, Calvin reicht seinen Anhängern den Kelch, Elisabeth wendet sich den Reformatoren zu, Dürer malt, Guttenberg hält triumphirend den ersten Abdruck in die Höhe; Hans Sachs macht Reime. Dergleichen symbolische und sehr heterogene Beschäftigung stört hier, wo wir von vornherein wissen, daß die ganze Vorstellung eine willkürliche ist, keinen Augenblick, während es im „eroberten Jerusalem" z. B. höchst widerwärtig wirkt, wenn sich die Leute vor Hunger umbringen und einen Schritt daneben die frommen Christen davonziehen, ohne nur die geringste Notiz von den jammernden Unglücklichen zu nehmen.

(Südd. Zeitung.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 37. Bremen, 14. September. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Flüchtige Eindrücke aus Schweden.

Von A. Seubert.

I. Gothenburg.

Wir hatten auf dem schönen Regierungsdampfer „Excellenzen Toll“ so widrigen Wind gehabt, daß wir zu der kurzen Strecke von Christiania nach Gothenburg, die man sonst in zwölf Stunden zurücklegt, mehr als das Doppelte brauchten, und waren dabei von der Seekrankheit so mißhandelt worden, daß endlich alle wie Todte herumlagen, stumpf für jeden andern Gedanken als den einen: Land! Land! — Endlich gelangten wir in den breiten Götha-Elf mit seinen Batterien und Werften. Dann begann rechts die stundenlange Vorstadt Gothenburgs mit niederen Felsbergen dahinter, während links die Felsen bis hart an das Ufer vorsprangen und nur wenige Plätzchen zu Anlagen einzelner Fabriken, Bauern- und Landhäuser ließen. Dann kam Gothenburg selbst mit seinem prächtigen Hafen, seinem Wald von Masten, seinen hohen Dächern. Aber wir sahen dieß alles mit so umschleierten Blicken, daß das Bild nicht fest und sicher, sondern eben nur wie eine Nebellandschaft im Gedächtniß haften blieb, so hell die Sonne auch strahlte. Wir beeilten uns ans Land zu kommen, aber der Dampfer, der auf dem Göthakanal nach Stockholm geht, war bereits abgefahren, und wir mußten anderthalb Tage in Gothenburg auf den nächsten warten.

Es war dieß indessen kein Unglück. Gothenburg ist wirklich eine schöne imposante Stadt, namentlich vom Hafen her; ihre palastartigen Häuser, entlang von Kanälen, die mit Bäumen besetzt, mit Brücken ausgestattet den Straßen holländischer Städte zu vergleichen sind, machen eine fühlbare Wirkung auf den Ankommenden. Sie künden ihm laut, daß hier große Kaufherren wohnen, und zwar nicht erst seit gestern, sondern seit Jahrhunderten. Diese Wirkung ist um so gewaltiger, als der ganze Norden nichts Aehnliches aufzuweisen hat, wenigstens nicht in dieser geschlossenen, festgegliederten Masse. Man bekommt aber zugleich das Vorgefühl, daß Gothenburg noch mehr werden muß, wenn die Eisenbahn nach Stockholm fertig und dadurch der Verkehr vervielfältigt und beschleunigt sein wird. Es ist hauptsächlich Holz und Eisen, was von hier nach Frankreich und England geht; von Holz namentlich befanden sich eben in der Schiffervorstadt ungeheure Niederlagen, die man der niedern Preise wegen noch nicht absetzen wollte. Diese Kaufherren vergraben aber ihr Geld nicht: ein brillantes Zeugniß davon giebt die auf dem großen Markte, in der Mitte der großen Hafenstraße gelegene, wenn auch nicht architektonisch schöne, so doch innen prachtvoll ausgestattete Börse. Der schöne mit weißem Stuck bekleidete und mit der kolossalen Büste von Birger Jarl (dem Gründer Stockholms) ausgezierte Tanzsaal würde jedem fürstlichen Schlosse Ehre machen. Zwei Zimmer mit Wandgemälden in pompejanischem Geschmacke schließen sich an; das Garderobezimmer der Damen ist prächtig möblirt, die Vorhänge von gelbem schwedischen Damast mögen die übrige Ausstattung errathen lassen. Ebenso glänzend erscheint der Speisesaal, wo der eingeführte Fremde gut und billig und mit aller äußeren Eleganz eines Pariser Salons täglich speisen kann.

Auf dem Platze vor der Börse, dem großen Markt, erhebt sich Gustav Adolfs Bronzestatue von Fogelberg mit der stolzen Handbewegung, mit der er es aussprach, daß hier eine Stadt entstehen solle. Diese Statue hatte ein sonderbares Schicksal gehabt. In München gegossen, wurde das erste Exemplar bei einem Schiffbruch des Transportschiffes an die Küste von Helgoland geworfen. Die Helgolander aber hatten kraft ihres Strandrechts so unverschämt viel verlangt, daß die Gothenburger es vorzogen, die Statue nochmals gießen zu lassen, während das Original nunmehr schon seit Jahren auf der Domshaide zu Bremen steht. Auch das großartige Krankenhaus, die gymnastische Anstalt, das elegante Theater, der botanische Garten zeugen von der Leistungsfähigkeit der Stadt. Ein reicher Porterfabrikant hat sogar eine eigene Kirche und ein Schulhaus für seine Arbeiter erbauen lassen.

Ich schwankte anfangs, ob ich das großartige Hotel garni am Hafen beziehen sollte, ließ mich aber durch einen guten Freund zu dem bescheideneren Bloms-Hotel bereden. Um dahin zu gelangen, mußte ich quer durch die Stadt, und zwar durch die pompöse große Hafenstraße, in deren Mitte ein mit Fahrzeugen bedeckter und mit Inseln besetzter Kanal sich hinzieht und zu beiden Seiten desselben in breiten Kais mit wahren Palästen die Stadt in ihrer ganzen Breite durchschneidet und von Querstraßen, namentlich der östlichen Hafenstraße, gleichfalls mit einem Kanal in der Mitte, unter rechten Winkeln durchschnitten wird. Jene Hauptstraße mit den Masten in der Mitte, den mächtigen Steinmassen zu beiden Seiten und dem lebhaften Verkehr auf den Kais kann sich mit den Hauptadern jeder großen Handelsstadt messen; sie trägt aber zugleich das Gepräge einer königlichen Stadt, keiner lumpigen Krämerwirthschaft. Schade, daß die Kirchen, sonst eine

so große Zierde einer Stadt, diesem schwungvollen Wesen nicht entsprechen; sie sind durchaus unbedeutend, man weiß nicht, daß sie da sind.

Als ich nach kurzem Verweilen in dem Hotel auf weitere Entdeckungsreisen auszog, stieß ich zunächst in Verlängerung der Hauptstraße auf das an dem Königinplatze, jenseits des Kanals, gelegene Bahnhofsgebäude, welches mit seinen gothischen durchbrochenen Eckthürmchen, die in Ermangelung eines guten Bausteins aus Eisen gegossen sind, einen recht malerischen Effekt macht. Diesseits beginnt der botanische Garten. Gewöhnlich versammelt sich hier Abends die feine Welt von Gothenburg und wandelt unter den Tönen der Musik durch den hübsch angelegten Garten, der neben seinem stattlichen Gewächshaus mit Café und den hübschen Blumenbeeten die weitere Anziehungskraft hat, daß die Anfänge eines zoologischen Gartens in ihm erscheinen und namentlich die Kinder sich mit einigen Eichkätzchen, Eulen, Adlern rc. in großen Käfigen unterhalten können. Dem Garten fehlt indessen eine Central-Allee, in welcher das Publikum sich zusammenfinden und die Unterhaltung sich concentriren könnte; diese obwohl anmuthigen schmalen Gänge zersplittern die Lustwandelnden. Von dem obern Ende des botanischen Gartens aus gelangt man in eine öffentliche Promenade mit schattigen Alleen für Fahrende und Fußgänger, in welcher das neue im Renaissancestil erbaute Theater steht. Das Innere desselben — weiß mit roth und Gold — macht einen angenehmen Eindruck. Leider scheint es nicht sehr besucht zu sein; die beiden übrigens sehr mittelmäßigen Stücke, welche ich dort sah, wurden wirklich gut gespielt. Im ersten derselben — es hieß der Altgeselle — mußte ein Deutscher als Bösewicht herhalten; wenn ich nicht irre, war es aus dem Dänischen übersetzt. Uebrigens fand ich, daß man in Gothenburg bereits nicht so feindselig gegen Deutschland gesinnt ist als in Norwegen. Es ist ein eigenes Ding um den Skandinavismus: der Schwede kann den Dänen nicht ausstehen und den Norweger noch weniger. In keinem der drei Bruderstaaten nimmt man die kleine Münze des andern, erst beim Speziesthaler beginnt der Patriotismus. In jedem der drei Reiche hört man auf die Bevölkerung der andern nach Herzenslust schmähen, wie dies in Deutschland kaum bei entgegengesetzten Stämmen der Fall ist. In Schweden will man durchaus nichts von einem Kampfe mit Deutschland wissen; man fürchtet aber einen solchen, weil die persönliche Energie und der Thatendrang des Königs bekannt ist; dieser ist übrigens nicht unbeliebt, nur drückt sich die Anerkennung etwas naiv aus. „Es ist ein gewaltiger Bengel!“ hörte ich öfter im Tone der Achtung und Bewunderung sagen, wenn von seinem kräftigen Vorgehen die Rede war.

Am andern Tage fuhr ich mit einem Gastfreunde um die Stadt, und zwar zunächst durch die lange Vorstadt am Bahnhofe hinaus. Hier liegen theils einzelne Landhäuser, theils Fabriken, theils die Wohnungen der kleinen Leute; Trottoirs werden weit hinausgeführt. Die meisten Gebäude liegen links an der Straße, rechts führt ein schmaler Kanal und später ein Kirchhof mit stattlicher Mauer. Er ist von stattlichen Alleen durchschnitten, hat aber nur wenige und sehr einfache Denkmäler, meistens Granitwürfel oder eiserne Kreuze. Hinter dieser schmalen Vorstadt dehnt sich Wiesenland bis zu den niedern kahlen Felsbergen, welche etwa in der Entfernung einer starken Viertelstunde halbkreisförmig um die Stadt ziehen. Dort hart an die Rückwand jener Felsberge, landeinwärts, lehnen sich einige Landhäuser, worunter namentlich das in gemischtem Renaissancestil des reichen Engländers Dickson, dessen Park sich hinter dem Hause malerisch, aber mühsam und nur durch die Kunst gehalten, an den Felsen hinaufwindet. Oben lohnt eine schöne Uebersicht von Stadt und Hafen. Unweit davon winkt ein alter Kirchhof in poetischer Wildheit, von Bächen und Gräben durchrissen, von alten Bäumen düster umschattet und mit einzelnen Obelisken geschmückt. — Dann wendet sich die Straße wieder rechts der Stadt und ihren öffentlichen Vergnügungsorten zu, unter denen der Lorenzberg eine hervorragende Stelle einnimmt. Es ist dieß eine Art Tivoli, dem jedoch die rechte Gesellschaft fehlt. Ich ging Abends hin, wo Haus und Garten beleuchtet waren; es sollte eine italienische Nacht sein. Die Lämpchen in den Gängen des Gartens, die Transparente und das Feuerwerk nahmen sich recht hübsch aus. Im Gartensalon waren Seiltänzer und Komödianten; eine Schaar Zuaven, kleine Jungen in der bekannten Uniform mit großen Bärten und Trommeln zogen zur Vermehrung der Rührung durch die Laubgänge, in denen sich meistens Herren drängten. Die wenigen Damen, die man bemerkte, waren zweideutiger oder besser unzweideutiger Natur. Gleich daneben in Christinelund amüsirten sich die niedern Volksklassen beiderlei Geschlechts mit Tanzen, Carousselfahren und Zechen. Beide Gattungen von Vergnügungen waren übrigens mehr lärmend als unterhaltend. Die hauptsächlichen Elemente, welche hier zusammenfließen, Handelsleute, Schiffer, Fabrikarbeiter und ihre Freundinnen, machten sie eben nicht sonderlich anziehend.

2. Der Göthakanal.

Man versicherte mich zum Voraus, daß die Kanalfahrt langweilig sei, sehr langweilig, daß man sie aber doch machen müsse, um sie gemacht zu haben! Ein herrlicher Touristengrundsatz! — So viel ist gewiß, daß, wenn einmal die Eisenbahn ganz durch bis Stockholm führt, der Kanal von den Fremden nur noch zum Theil benutzt werden wird, um die Eigenthümlichkeiten dieser Fahrt kennen zu lernen. Schon jetzt fahren Viele bis Toreboda mit der Eisenbahn und steigen erst dort auf das Boot. Allein in diesem Falle kommt man um den Trollhättafall, was man doch nicht verantworten könnte.

Die Dampfschifffahrt auf dem Kanal ist eine heillose Einrichtung: das Boot fährt nämlich aus Sparsamkeit nur alle zwei Tage und ist in Folge dessen in den eigentlichen Reisemonaten so übermäßig gefüllt, daß man von Glück sagen darf, wenn man eine Stelle findet, wo man sein Haupt hinlegen kann. Nur durch Vermittelung meines Gastfreundes, der wieder ein Freund des Kapitäns war, gelang es mir, die Kajüte der Salonjungfer oder, wie sie hier genannt sein wollen, der Mamsell für mich zu erhalten. Diese Unglückselige, welche auf diese Weise das Fahrgeld der ersten Klasse als Taschengeld bekam, mußte sich dafür in den folgenden drei Nächten mit einem Stuhl vor der Damenkajüte begnügen. Ich durfte übrigens von Glück sagen: Beide Verdecke waren so mit Menschen gefüllt, daß man buchstäblich kaum stehen konnte. Eine französische Familie, die mit Courier reiste, mußte in eitelm Regen auf dem Deck kampiren. Ein paar Freunde von mir wurden unter die Leibtrabanten des Königs, die eben von Paris kamen, eingeschachtelt. Aus diesem Wirrwarr von Menschen, Koffern und Regenschirmen flüchtete ich mich in mein Kabinet, welches in traulicher Verborgenheit unter der Treppe lag; es war so klein, daß sich das Bett um ein Drittheil in einen geheimnißvollen dunkeln Raum erstreckte, so daß meine Beine sich gewissermaßen in einem andern Zimmer aufhielten. Im Uebrigen waren aber alle Lebensbedürfnisse eines civilisirten Menschen vorhanden: Klapptisch, Schrank, Wasserflasche, Licht, Kleiderrechen rc., freilich Alles so compendiös als möglich. Von meinem Fensterchen aus konnte ich unter der Treppe weg in aller Behaglichkeit mit ansehen, wie sie sich oben drängten und vor dem strömenden Regen zu schützen suchten. Es war in der That eine skandalöse Ver-

packung gebildeter Menschen; man konnte eine ziemlich klare Idee von den Leiden eines Sklavenschiffes bekommen.

Als der Regen etwas nachließ, stieg ich wieder herauf und suchte meine Reisegefährten. Sie hatten damals noch keinen rechten Begriff, wie ihr Nachtlager ausfallen würde. Es herrschte noch ein Interregnum von Abkaufen der Bettstellen, von Bestechen der Matrosen und allerlei Protectionen. Es schien jedoch, als sollten in der großen Kajüte alle Männer unter einander in Hängematten untergebracht werden. Einstweilen betrachteten wir die Gegend; sie war trostlos langweilig. Das Schiff glitt auf einem trüben Wasser langsam hin; niedrige, kaum ein paar hundert Fuß hohe Felsenberge, die hie und da mit Kiefern bewachsen waren, schlossen die Ufer ein. Manchmal brachte ein Hof, ein Landhaus, eine Kirche eine kleine Abwechselung. Die Ruinen von Bohus mit ihrem alten Thurme, welche auf einer kleinen Felseninsel vor dem Städtchen Kongself sich erhoben, — im Grunde etwas ganz Unbedeutendes, wie sie in Deutschland oft in einem Thale zu Dutzenden vorhanden sind, — waren ein romantisches Phänomen, welches sich nicht wiederholte. Bei Ström kam die erste kleine Schleuse neben einem hübschen Landhause; sie umging einen ersten niedrigen Wasserfall. Die Manipulation der Schleusendurchfahrt ist einfach; die Schleusenthore werden aufgedreht, das Schiff läuft ein, die Maschine wird gestellt und das Schiff an Pfosten befestigt; hinter ihm schließt sich das Thor wieder; von der andern Seite dringt das Wasser ein, mit ihm steigt das Schiff bis über das Niveau des Falles. Dann öffnet sich die jenseitige Schleuse, und das Schiff setzt nun in dem höheren Fahrwasser seinen Weg fort.

Am Trollhätta stiegen wir aus, um den berühmten Wasserfall zu sehen. Dieß ist das Eigenthümliche und wirklich Hübsche bei dieser Kanalfahrt; wenn eine Reihe von Schleusen kommt, so steigt bei günstiger Witterung gewöhnlich ein Theil der Gesellschaft aus und spaziert ein Stündchen zu Fuß voran. Man geht in das nächste Städtchen oder in ein Stationshaus, trinkt einen Kaffee, ein Glas Bier oder Punsch, als ob man hier zu Hause wäre, und steigt dann bei der letzten Schleuse wieder ein. Da der Durchgang durch eine Schleuse immer 10 Minuten dauert und manchmal 5, 10, 15 Schleusen hinter einander liegen, so kann man selbst die Möglichkeit dieser Ausflüge berechnen, die dadurch noch mehr erleichtert werden, daß das Boot an manchen Stellen längere Zeit anhält und Personen oder Waaren aus- und einladet. Bei heiterem Himmel und fröhlicher Gesellschaft sind solche Abstecher sehr angenehme Abwechselungen in der monotonen über die Maßen schleppenden Kanalfahrt. Das Boot ist nämlich zu schwer beladen, um schnell fahren zu können, dazu kommen die Krümmungen der Wasserstraße und die Schleusen, welche abgesehen von dem Aufenthalt nicht gestatten, daß das Boot mit seiner ganzen Schnelle fahre. — Wenn man vor dem Trollhätta aussteigt, wird man sogleich von einer Anzahl Knaben in Empfang genommen, welche sich zu Wegweisern anbieten, obwohl es im Grunde nicht nöthig ist, da man den Fall schon aus der Ferne brausen hört. Wir schritten durch eine kleine Wildniß von lichtem Kiefernwald und Wiesen, als plötzlich rechts oben auf einer Anhöhe mitten in den Wiesen ein paar hochbemastete Schiffe erschienen, die über die Höhe herab spaziert kamen — ein merkwürdiger komischer Anblick, eine mechanische Unmöglichkeit, die man gleichwohl mit eigenen Augen überwunden sieht! Es waren Schiffe, welche eben die vorderen Schleusen des Trollhätta passirten.

Wir folgten den Jungen nach einer Art Felsenerker, wo einige Sitze angebracht waren; rechts vor uns einige hundert Schritte entfernt riß der Hauptfall durch Kiefernwald zwischen mächtigen Felsblöcken herab; über dem Fall erschienen einige Hütten am Horizont und der gothische Thurm einer noch unfertigen Kirche; weiter rechts kam ein zweiter starker Sturz, über den ein Steg führt; noch weiter rechts ein dritter in tiefer schwarzer Felsspalte. Gegenüber von uns erhoben sich bewaldete Felsenhöhen, an denen die tosende Fluth vorüberschäumte. Wir gingen weiter vor und über den Steg, um den Fall in der Nähe zu sehen. Auf der kleinen Felseninsel drüben steht man mitten unter den Wasserstürzen; rechts, links, vor und hinter uns wilder zischender Schaum in krampfhafter Verschlingung. Die Jungen werfen hier einige Scheite Holz hinein, um die Kraft des blitzschnell hinreißenden Elementes zu zeigen.

Der Trollhätta ist nicht hoch, er bildet auch nicht einen einzigen breiten, geschlossenen Fall, er wirkt vielmehr durch die chaotische Wildheit, durch das weithin zerstreute, brausende, zerstörende Wesen, als wenn ein Kriegswagen herabstürzte und von seinen Rädern nach allen Richtungen Funken, Staub und Steine aufflögen. Unweit des Falles liegt ein stattliches Wirthshaus; es war voll von Gästen, theils Herren von unserm Boot, theils von andern Schiffen oder aus der Umgegend, eine ganz deutsche Kneiperei. Wir tranken hier ein ordentliches Bier und hatten noch eine ziemliche Zeit zu warten, bis endlich das Boot unweit des Wirthshauses durch den Kanal daher kam. Wir sprangen hinüber — gewöhnlich streift es das Ufer so nahe, daß man ohne Brett hinüberhüpfen kann — um bald darauf in Wenersborg bei schon eingebrochener Nacht wieder ans Land zu gehen. Wir besuchten eine Conditorei und waren erstaunt über die großartige und nach allen Richtungen im Reiche der Süßigkeit vollständige Einrichtung und die eleganten Zimmer; hier sah es doch ganz anders aus als in Norwegen. Wir konnten daraus schließen, daß die Schweden keine Verächter süßer Dinge seien. Wir tranken einen trefflichen schwedischen Punsch, der hier zu Lande in Flaschen abgezogen und somit kalt genossen wird.

Der Morgen fand uns noch auf dem Wenersee, einem langweiligen Wasser mit meistens flachen Ufern und vielen kleinen mit Tannen bewachsenen Inseln, durch die wir uns matt hindurch schlichen. Ich hatte jetzt volle Zeit, mir die Reisegesellschaft zu betrachten. Die Unterhaltung ging ziemlich leise vor sich, wie dieß den Schweden eigen ist; unter den Damen waren einige sehr hübsche, um welche sich der Capitän, ein kleines artiges Herrchen, welches alle Augenblicke in einem andern Stutzerkostüm erschien, emsig bemühte. Man hatte mir viel von den schönen Schwedinnen erzählt; ich muß aufrichtig gestehen, daß die zwei oder drei, welche ich auf dem Dampfboote sah, die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen schienen, daß ich aber nachher nur wenig Grund fand, den Satz aufrecht zu halten. Unter den Passagieren zweiter Klasse waren die Trabanten des Königs die interessantesten; sie erzählten mit Stolz, wie sie in Chalons in der Uniform des zwölften Karl hinter ihrem König hergeritten, wie sie die Zuaven hatten defiliren lassen und wie die Rothhosen aufgeschaut, als sie diese kriegerische Erscheinung aus vergangenen Tagen vor sich sahen. Die Engländer hatten sich auf die hohe Schiffsbrücke hinaufgemacht; es waren junge Leute in der Blüthe der Flegeljahre, welche unmäßig Punsch tranken, ebenso unmäßig lachten und so gräßlich sangen, daß sie kein Mensch für Söhne der sauertöpfischen Nation gehalten hätte, wenn sie nicht so falsch gesungen hätten. — Wir geriethen wieder in eine Schleusenreihe, welche in Felsen gesprengt waren, und stiegen deßhalb aus. Die Gegend war uninteressant, ein durchaus flaches Land, in der Ferne einige unbedeutende Hügel, auf den Feldern Leute, die den Hafer schnitten, ein paar Windmühlen, dann wieder Torfboden in weiter Strecke.

Bei Toreboda gab es wieder einen Halt; hier stand ein

neues Bahnhofsgebäude im Rundbogenstil. Die Reisenden, welche die langsame Kanalfahrt abkürzen wollen, fahren jetzt von Gothenburg mit der Eisenbahn hierher und gewinnen so an Zeit, können auch ein verfehltes Dampfboot hier wieder einholen. Außerdem standen auch einige alte Kutschen aus der Umgegend da, doch war der Verkehr nicht groß. Der Bahnhof mit seiner hübschen Vorhalle und einer Brieflade sah seinen Kameraden im übrigen Europa auf ein Haar ähnlich, mit alleiniger Ausnahme, daß hier neben dem naiven for herrar, for fruntimmer, noch ein allgemeines for karlar stand, wahrscheinlich um des Bauern willen, der sich weder zu den Herren noch zu den Damen zu rechnen vermochte. — Ueber Toreboda draußen und dem Viken zu wird der Kanal sehr enge. Er geht nämlich hier durch den schwedischen Landrücken, weßhalb man ihn so schmal gemacht hat, als es nur immer möglich war, das Dampfboot streift fast die Ufer; ja an einzelnen Stellen, wo zugleich Windungen vorkommen, schärfen die Ufer die Holzstücke, welche man zum Schutz der Schiffswände daran hinabsenkt, tüchtig ab. Man muß hier sehr Acht haben, daß das Boot nicht beschädigt wird. Auch die Tiefe reicht kaum aus, zumal wenn das Schiff so überladen ist, wie das unsrige war. Die Fahrt ist übrigens hier wirklich lieblich, man fährt mitten durch einen Laubwald; hübsche Kieswege mit Ruhebänken führen dem Kanal entlang; Spaziergänger wandeln darauf hin; vor den Landhäusern, welche da und dort den Wald unterbrechen, giebt es Gruppen von Zuschauern. Der Viken selbst, das große Wasserbehälter, welches die Schleusen speist, und der höchste Punkt des Kanals, ist mit vielen mit Kiefern bepflanzten Inseln bedeckt.

Von hier an geht die Fahrt gewissermaßen bergab, zunächst dem Wettersee zu, einem bösen Gesellen, der übrigens heute verhältnißmäßig ruhig war, obschon sein Wellenschlag nicht unvermerkt vorüberging und Anwandlungen von Seekrankheit hervorrief. Der langgestreckte sargähnliche Omberg mit seinen reichen Zinkgruben bildet den malerischen Hintergrund gegen Osten. Rechts erscheinen die grünen Wälle der schwedischen Centralfestung Carlsborg, deren strategischer Werth bei der exponirten Lage Stockholms vielfach angefochten wurde. Es war finstere Nacht, als wir am jenseitigen Ufer in Motala anlangten. Wir waren nicht wenig erstaunt, hier Festbeleuchtung und Feuerwerk zu finden. Man feierte das Geburtsfest eines Prinzen; die Beleuchtung war jedoch wegen grundlosen Schmutzes fast unnahbar. Da das Dampfboot hier eine Zeitlang liegen blieb und nachher mehre Schleusen zu passiren hatte, so wollten wir trotz der Nacht zu Fuße weiter. Während wir uns in der, dem Kanal entlang gelegenen Werfte verirrten und über Schiffstaue stolperten, überfiel uns aber der Regen. Wir hatten jedoch keine Wahl, sondern mußten weiter, da das Dampfboot jedenfalls abgefahren war. Die Befürchtung, in dieser Rabennacht vom rechten Wege abzukommen, führte uns in das Zimmer eines Hafenoffizianten, wo wir die beruhigende Ueberzeugung gewannen, daß wir recht waren. Nach einem ziemlich langen Marsche auf einem Sandweg neben dem Kanale her langten wir an der nächsten Schleuse an; allmälig erschienen noch mehrere von unserer Gesellschaft. Tüchtig durchnäßt hatten wir noch eine gute Weile auf das Boot zu warten.

Am Morgen sahen wir uns in Ostgothland. Hier mußte wieder eine Reihe von Schleusen passirt werden. Da das Wetter schön war, stiegen wir aus und spazierten neben dem Kanale her. Es war eine recht freundliche Gegend, links mit Tannen besetzte niedere Höhen, rechts Wiesen und Ackerland mit einzelnen darauf zerstreuten Höfen. Im weiteren Verlaufe erschien rechts der Kirchthurm von Söderköping, dem wir wie einer Oase in der Wüste der Kanallangweiligkeit zustrebten; aber ach! das Städtchen war so freundlich und so interesselos wie die ganze Gegend. Auf einem hübschen mit Bäumen und Bänken besetzten öffentlichen Platze stand ein Kaffeehaus, über dessen Thüre mit großen Buchstaben Café Garibaldi zu lesen war. Wir hätten uns gerne in diesem Lokale, dessen Ueberschrift uns alle höchlich belustigte, länger aufgehalten, aber es ging trotz aller ausgehängten Romantik sehr spießbürgerlich zu; es war nämlich nichts zu haben. Entweder war das stolze Garibaldi-Café bereits wieder eingegangen, oder es schenkte nur zu gewissen Tagesstunden, wie in jenem unsterblichen Gedichte steht: „Nur Abends 6 Uhr darf er lieben, und Nachmittags von zwei bis drei!“ — Da wir vor dieser Stunde kamen, mußten wir mit trockenen Kehlen wieder abziehen. Dafür gedachten wir uns an dem nächsten Schleusenhäuschen zu entschädigen. Hier hatte der Schleusenaufseher wieder eine kleine Wirthschaft. Wir setzten uns in den Garten, wo eben ein Liebespärchen, dessen eine Hälfte aus der indessen keineswegs reizenden Kellnerin bestand, höchst idyllisch fürchterlich saure Kirschen verzehrte. Wir wollten Bier haben; die erste Flasche schäumte so unsinnig und das Bier schlug mit solcher Vehemenz zum Flaschenhalse hinaus, daß uns nur wenig im Glase blieb. Aber Gambrinus hatte es gut mit uns gemeint, das Bier war so entsetzlich sauer, daß mir sein Vetter Hardanger und alle schrecklichen Biere Norwegens wieder beifielen.

Bald ging es nun in die offene See hinaus oder vielmehr in das Labyrinth von Scheeren, welches die Küste der Ostsee schützend umgiebt. Wir bekamen Lootsen an Bord, die häufig wechselten. Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, den Klippen zu entgehen, die zahllos theils nackt, theils mit Tannen bewachsen und mit warnenden Schifferzeichen versehen aus dem Wasser tauchten, ein wahres wildes Heer von Loreley's! Hier bei Nacht oder in starkem Nebel zu fahren, muß höchst gefährlich sein. Die Kanalfahrt wurde aber doch nachgerade unerträglich. Dieses langsame Fortschieben durch die charakterlose Land- und Wasserfläche erweckte alle Geister der Reue, der Furcht vor der Zukunft, des Ekels an der Gegenwart. Die Engländer machten es noch am klügsten, sie tranken und brüllten immer fürchterlicher. Wenn ich Jemand rathen darf, so reise er, wenn er überhaupt den Norden besucht, zuerst nach Schweden und dann erst nach Norwegen; er reise wo möglich mit geschlossenen Augen bis Stockholm oder mache wenigstens nur einen Tag die Kanalfahrt durch. — Am 23. waren wir aus Gothenburg abgefahren, am 25. Nachts halb 12 Uhr näherten wir uns endlich Stockholm.

Es war eine warme Mondnacht, als wir von den schimmernden Wassern des Mälar her dem Ritterholm zusteuerten. Im ungewissen Glanze des himmlischen Lichtes, von geisterhaften Schlagschatten entstellt, erhoben sich die Häuser der Hauptstadt. Die langen Dächerreihen, die weithin sich verlierenden zahllosen Lichterpünktchen, das ferne Rollen der Equipagen kündeten eine Hauptstadt an. Am Marineministerium stiegen wir ans Land, und mit dem nächsten besten Packträger eilte ich meinen Reisegefährten voraus. Ein gewisses Fieber der Sehnsucht und Ungeduld beflügelte meine Schritte; der Eindruck dieser berühmten Stadt, wie sie in mächtigen Umrissen sich vor mir entfaltete, wirkte erschütternd auf Gemüth und Phantasie. Erst erschien der schwarze Thurm der Ritterholmkirche im vergrößernden Clairobscur, dann das bleiche Ritterhaus, das Rathhaus mit seiner behelmten Wache, deren Schritte einsam über die Trottoirs hallten, dann plötzlich aus einer Gasse heraus das riesenhafte Schloß in der ganzen Gewalt seiner Erscheinung. Ein Zug frischer Luft von der jenseitigen Salzsee her gab die Empfindung einer weiten Ausdehnung, großartiger Räume vor mir. Nun stand ich an der

Nordbrücke, die selbst um diese Nachtstunde nicht leer war von Wandelnden, die Salzsee blitzte im Mondschein. Jetzt trat ich auf den hell erleuchteten Gustav-Adolf-Markt mit der dunkeln Reiterstatue, mit den säulengetragenen Palästen rechts und links und dem stattlichen Hotel Rydberg gerade vor mir.

Diesem steuerte ich zu; auch hier erschien alles so groß, so weltstädtisch. Ein gewisses Behagen, die bekannten Genüsse und Bequemlichkeiten der Civilisation mir wieder nahe treten zu sehen, ließ alle Beschwerden der Reise vergessen. Der Portier erschien mir wie ein Engel an den Pforten des Paradieses, in dem es keinen verbotenen Baum der Erkenntniß, wohl aber einen wunderschönen Speisezettel gab.

3. Das Schloß zu Stockholm.

Es ist ein großartiger unvergleichlicher Anblick, wenn man aus dem Portal des Hotels Rydberg tritt. Vor uns der Gustav-Adolfs-Markt mit der Bronzestatue des Heldenkönigs, rechts der erbprinzliche Palast mit der Hauptwache, links das ihm äußerlich völlig gleiche Theater, in welchem der unglückliche Gustav III. den Tod holte; über die Gustav-Adolfs-Statue hinweg in kolossaler Würfelform das königliche Schloß mit der Löwenterrasse davor. Zu ihm führt vom Gustav-Adolfs-Markte aus die breite Nordbrücke rechts mit einer Reihe eleganter Buden, links mit stattlichen Rampen zu den zierlichen Anlagen des Stromparterre hinab. Ueber Platz und Brücke, die Hauptpulsader Stockholms, bewegt sich unaufhörlich eine Menge Fußgänger mit Wagen und Reitern dazwischen; besonders lebhaft ist sie aber Mittags, wenn die zahlreiche Parade mit ihrer rauschenden Musik in Vierreihen darüber zieht. — Doch treten wir den einzelnen Figuranten in diesem großartigen Schauspiele näher. Die Reiterstatue Gustav-Adolfs von L'Archevêsque ist etwas plump und steif. Wäre wirklich Sergels Gruppe: Oxenstierna, der Muse der Geschichte die Thaten seines Königs dictirend — wie anfänglich beabsichtigt war, zu den Füßen der Statue aufgestellt worden, kein Mensch hätte auf den Reiter geschaut, der eben ein decorativer Kavallerist ist, wie man sie zu Dutzenden in den europäischen Residenzen sieht, während jene Gruppe nicht nur durch ihre Zusammenstellung eine mächtige Wirkung hervorbringt, sondern insbesondere durch den erhabenen Kopf Oxenstiernas eine hohe geistige Bedeutung erhält. Das Auffüllen des Platzes verhinderte die Aufstellung der Gruppe, aber auch im Schlosse, wo das Gypsmodell jetzt in der Vorhalle steht, hat sie nicht die rechte, ihrer würdige Stätte, die vielleicht am ehesten in der Ritterholmkirche im Grabchor des großen Königs wäre. Palast und Theater sind zwei durchaus gleiche Rococoschlösser, deren größter Schmuck ihre große Einfachheit ist. Die Nordbrücke hat breite Trottoirs zu beiden Seiten, sie verbindet die Insel, auf welcher das königliche Schloß und Altstockholm liegt, mit der Nordvorstadt. Ihre Pfeiler stehen zum Theil auf einer kleinen Insel, wo eine niedliche Gartenanlage, Blumenbeete mit hohen schattigen Bäumen, das sogenannte Strömpartirre, mit Kaffeehaus angelegt ist. Auf breiten Treppen steigt man dazu hinab, um hier bei Kaffee oder Punsch seine Zeitung zu lesen oder eine der in Stockholm häufigen Gartenmusiken anzuhören und dann auf einem der Miniaturdampfer, welche alle zehn Minuten im Bassin anlegen, mit Blitzesschnelle nach dem Thiergarten hinüberzufahren, dessen dunkles Grün jedoch durch die malerische Fronte des Schiffsholms, das neue Nationalmuseum und die Artilleriekaserne verdeckt ist.

Die Nordbrücke endet in zwei Straßen, welche sich rechts und links um den Riesenbau des Königsschlosses und die Insel der Altstadt überhaupt herumschlingen. Gewaltige Steinrampen führen die sogenannte Löwenhöhe (Lejonbacken), eine prächtige Terrasse vor der Nordseite des Schlosses hinan, von wo aus man einen ebenso umfassenden als unterhaltenden Ueberblick der Nordvorstadt und ihrer Zugänge genießt. Die Architektur des Schlosses selbst ist keineswegs anziehend, wie überhaupt alle öffentlichen Gebäude Stockholms mehr durch ihre, oft wirklich unvergleichliche Lage, als die Kunst der Architekten glänzen. Wirklich interessant ist nur der Unterbau des Schlosses, aus riesigen Granitklötzen cyklopenartig zusammengefügt, eine naturwüchsige imponirende Architektur, wie man sie nirgend sonst in der Welt sieht. Aber die eigentliche Façade ist kasernenmäßig monoton; drei gleichartige Fensterreihen erheben sich übereinander, wobei die Fenster zu klein und zu eng gestellt erscheinen. Es fehlt ein brillantes Portal, ein unterbrechendes Avantcorps, eine Mannichfaltigkeit in der Ornamentik der Fenster; es fehlt der statuarische Schmuck. Auch das glattgeschorene Dach des ungeheueren Würfels macht keine gute Wirkung; man vermißt eine Victoria mit ihrem Siegeswagen, Heldenstandbilder oder ähnliche Tropäen, welche den Mangel eines Thurmes, eines Giebels ꝛc. ersetzen könnten. Nur die einstöckigen Seitengalerien und die Löwenterrasse selbst mildern die Einförmigkeit.

Wenn man sich zur Linken um das Schloß herumwendet, wo eben neue Anlagen und Kais im Bau begriffen sind, gestaltet sich der Anblick poetischer. Hier wo bereits die Salzsee sich verbreitert, ist eine neue Terrasse zwischen jenen vorspringenden niederen Seitengalerieen eingerahmt, auf welcher ein reizendes Gärtchen mit seinen Baumkronen, geschnittenen Hecken und Blumenbeeten dem Schlosse einen höheren Schmuck verleiht, als die Kunst des Architekten bieten konnte. Dazu kommt, daß das Schloß hier gebietend auf einen Theil der Salzsee hinausschaut, die sich bis an seinen Fuß erstreckt. Hier schwimmt den Kai entlang eine lange Reihe größerer und kleinerer Dampfer und Segelschiffe, die von da in die Ostsee hinausfahren. Auf dem andern Ufer gerade über vom Schlosse wird noch eben am neuen Nationalmuseum gebaut, vielleicht dem elegantesten Gebäude Stockholms in Rundbogenstil mit reichem Schmuck von Marmorstatuen und Medaillons großer Schweden. — Setzt man die Wanderung auf dem diesseitigen Kai fort, so gelangt man an die Bronzestatue Gustavs III. von Sergel, die unmittelbar am Strande auf hohem Piedestal in freier Haltung dem Schlosse zuschaut. Sie bildet mit ihrer Umgebung die vierte Seite eines länglichen sanftansteigenden Platzes, der gegen Norden von der Rückenfaçade des Schlosses, gegen Westen von der Hauptkirche mit dem Gustavs-Obelisken daran und gegen Süden von dem Reichsarchiv, Palast des Oberstatthalters und andern großen Gebäuden eingerahmt, aber meistens öde und leer ist. Gustav erscheint in einem leichten poetischen Kostüm mit breiter Schärpe um den Leib und römischem Mantel; nur die Hände sind mit Kranz und Palme etwas abgeschmackt überladen. — Gehen wir auf der Schiffsbrücke weiter, so passiren wir auf breitem Kai zwischen einer fortlaufenden Reihe von Handels- und Postschiffen links und einer Häuserreihe rechts, welche sämmtlich dem Handelsgeschäfte gewidmet sind und zwischen denen enge Gassen nach dem Innern der holperigen, buckligen Altstadt hinaufführen. So gelangen wir an den Karl-Johanns-Markt, hinter welchem die Südvorstadt (Södermalm) auf steilem, hohem Ufer emporsteigt.

Der Anblick von Södermalm ist imposant. Während sich nur eine schmale Häuserreihe auf dem schmalen Rande zwischen Wasser und Felsen hinzieht, erscheinen auf dem letzteren selbst hinter und zwischen Gärten mehrere gewaltige Gebäude, unter denen das große Café auf dem Moseshügel, das Südtheater, die Kuppel der Katharinenkirche besonders hervorragen. Auf dem Karl-Johanns-Platze, welcher eigentlich eine Schleuse mit Brücke ist,

steht die bronzene Reiterstatue Bernadotte's in französischer Marschalls-uniform mit ausgestrecktem Stab. Sie ist von Fogelberg modellirt, gehört aber zu den schablonenartigen Statuen, von denen man von Hause aus nichts weiter erwarten kann als eine artige Decoration. — Setzen wir unser Umkreisen der Altstadt fort, so gelangen wir an den Fruchtmarkt mit seinen alten Giebel- und Erkerhäusern. Gewöhnlich ist derselbe mit den Karren der Landleute bedeckt, die ihre Früchte zu Markte bringen, und unter denen sich hie und da ein Polizeidiener mit häßlichem, hohem Käpi herumbewegt. Dieser Platz wird auf der einen Seite vom Mälarsee und einer Reihe Mälarschiffe begrenzt. Von da schreiten wir durch eine der Parallelstraßen, in welchen sich Kaufläden aller Art an einander drängen und die das eigentliche Gewerbsleben von Stockholm repräsentiren. Sie führen nach der Mönchbrücke, dem Blumen- und Obstmarkt, wo ich zu meinem nicht geringen Staunen nicht nur schönes Obst von jeder Sorte, sondern sogar Trauben in Körben fand, die ziemlich einladend aussahen. Dagegen scheint mir die Blumengärtnerei hier wie überhaupt im Norden bei Weitem nicht der Pflege sich zu erfreuen wie im Süden. — Dieser Platz wird auf der einen Seite durch das schöne alte Petersen'sche Haus im Spät-Renaissancestil, auf der andern von dem röthlich schimmernden Ritterhause mit seinen korinthischen Rococopilastern und verzierten Fenstern und dem gewölbten, halbchinesischen Kupferdache begrenzt. Vor dem letzteren steht die Statue Gustav Wasas auf ovalem Säulenpiedestal, eine in der That würdevolle Gestalt in burgundischer Tracht mit langem, wallendem Barte, das Scepter in der Rechten.

---

* Aus dem Umgange und Leben.

Von J. G. Kohl.

Unsere Todten.

Wohlwollende hört man oft darüber klagen, daß wir unsere Todten so schnell vergessen. Kaum haben wir sie eingesargt, den Grabhügel aufgeschaufelt, die Blumen darauf gepflanzt und uns die letzten Thränen getrocknet, so nimmt uns der Strom der Geschäfte, der Sorgen und Begierden schon wieder auf und reißt uns von Neuem ins Leben hinaus. Es dauert nicht lange, so lernen wir es, von den Beweinten mit Gleichmuth zu sprechen. Ja am Ende werden sie nur selten noch einmal erwähnt oder wohl gar, da sie sich nicht mehr vertheidigen können, von uns kritisirt und getadelt. Es ist betrübt. Aber noch viel trauriger ist es, daß schon diesseits des Grabes sich so viele intime Liebesverhältnisse altmälig so völlig lösen, daß wir anfangen, Lebende sogar schon zu vergessen, als wären sie längst geschieden. Die Gestorbenen in ihrem Paradiese sind erhaben über Lob und Tadel der vergeßlichen und leichtsinnigen Welt, und nicht ihnen, sondern nur uns selber thun wir wehe, wenn wir ihr Andenken nicht in treuem Gemüthe pflegen. Wie trübselig ist das Schicksal derer, die obwohl noch athmend und den Zusammenhang mit der Welt empfindend, von uns bei Seite gelassen, vom Baume des Lebens, an dem sie noch gleich wallenden Blättern hangen, ausgestoßen werden.

Der Zerfall unserer Freundschaften.

Unter wie schönen Aspekten und mit welcher Fülle von Erwartungen schließen wir unsere Bündnisse. Und wie traurig ist oft die Geschichte des Zerfalls unserer Freundschaften. Statt durch die Dauer immer inniger untereinander zu verschmelzen, zu verwachsen, gehen die Wege der Freunde divergirend immer weiter auseinander. Je näher wir uns treten, desto größer zeigen sich die Verschiedenheiten unseres Wesens, die wir anfänglich übersahen; und das Verständniß wird immer schwieriger, da es mit der Vertrautheit wachsen sollte. Nun erst stellen sich Disharmonieen und Abweichungen in den Ansichten heraus, von deren Existenz man keine Ahnung hatte, so wie wir oft nach dem beendigten Studium einer Aufgabe erst recht ihre Mannichfaltigkeit und Dunkelheit erkennen. Gegen die Vorzüge unserer Freunde werden wir wie gegen alltäglich genossene Wohlthaten gleichgültiger; gegen ihre Mängel und Fehler, die uns verwunden, empfindlicher. Kommt nun gar das Alter hinzu, das uns kraft- und einflußlos macht, werden wir schwerer zu tragen, haben wir weniger zu bieten, so werden wir oft behandelt wie König Lear von seinen Töchtern. Der Epheu, der die Eiche anfänglich so kräftig und innig umschlungen hielt, löst sich ab, und beide, der morsche Baum und die matte Ranke, fallen auseinander. So trennen sich die intimsten Verhältnisse, die stärksten Liebesbande von Freund zu Freund, von Bruder zu Bruder, vom Mann zur Frau, von Vater zu Kind. Nur selten hat das Leben den Einfluß auf den Kitt unserer Liebesbande, den man ihnen immer wünschen möchte, daß es ihn nicht zerbröckelt und mürbt, sondern wie der Kalk in unsern alten Gemäuern in festen Stein verwandelt.

Unglücks-Boten.

Etwas Weniges haben wir alle von jenem türkischen Sultan, der einem armen unschuldigen Boten, weil er ihm eine unwillkommene Nachricht brachte, den Kopf vor die Füße legen ließ. Wir werfen sehr gewöhnlich einen Schatten von Haß oder Abneigung auf die Ueberbringer von Unglücksbotschaften und gewinnen den, der, die Hände voll guter Neuigkeiten, zu uns kommt, unwillkürlich lieb. Ich gebe zu, daß wir dabei zuweilen ganz den unrechten Mann treffen können. Und es liegt sogar in der Natur der Dinge, daß gerade unsere Liebsten uns oft das Bitterste, was wir erleben können, mittheilen müssen. Mustert man aber mitunter den weiten Kreis seiner Freunde so ganz im Allgemeinen, so möchte man doch wohl anfangen, jenen Sultan zu begreifen. Denn wirklich giebt es unter ihnen immer einige rücksichtslose, plumpe und boshafte Leute, die entweder unser Glück beneiden oder an unser Talent nicht glauben wollen, die eine wahre Jagd auf böse Nachrichten machen und einen unwiderstehlichen Hang zu ihrer Ueberbringung besitzen, wahre Schicksalsraben, die uns immer etwas vorzukrächzen kommen und ihre Freude daran haben, uns hinzurichten, während andere diskretere Freunde sich zurückhalten, sich scheuen uns wehe zu thun, und zaudern, weil sie hoffen, daß es vielleicht sich noch zum Besseren wenden könne, und nur erst im äußersten Falle uns den bittern Kelch trinken lassen. Unter diesen letzteren giebt es wiederum eine besonders angenehme Klasse, die stets guter Dinge sind, die viel Vertrauen zu unserer Geschicklichkeit oder unserm Stern (was so ziemlich beides eins ist) besitzen, die Allem die beste und mildeste Auslegung geben, die uns selbst das Unglück fast als ein Glück zu verkünden verstehen, die, wenn sie aber ein wirkliches Glück für uns wissen, spornstreichs zu uns eilen und die wir daher gern erscheinen sehen und lieben wie Agathe in Webers Dichtung ihren Max, von dem sie sicher war, „er bringt gute Beute mit.“ — Jene Schicksalsraben und Unglücksboten sehen wir nicht in unsrer Nähe, wenn die Sonne uns leuchtete.

---

* Friedrich Albert Gebhard.

Von Ed. Gerber.

Der Schauspieler Gebhard führte ein langes, reiches Künstlerleben. Er war eine gewinnende Persönlichkeit und sanguinische Natur, wissenschaftlich gebildet, freier geistiger Entwickelung huldigend, ein anregender Gesellschafter, ein liebevoller Gatte und Vater. Er stand in nahen Beziehungen zu August Wilhelm Schlegel, Ernst Moritz Arndt, Kotzebue, Klinger, Ludwig Tieck, Brühl. Seine nächsten Freunde waren der Klaviervirtuose John Field und der hochbegabte Pädagog Friedrich Klug. Als Schauspieler hatte Gebhard seine besten Erfolge in dem Fache der jugendlichen Liebhaber und Helden. Seine Hauptrollen waren: Ferdinand, Karl Moor, Fiesko, Posa, Hamlet, Othello, Macbeth. Sein klangvoller Bariton ließ ihn Rollen wie: Almaviva (Figaro's Hochzeit), Kaspar, Azur, Masseru, mit Glück ausführen. Die Zeit seines vollen Wirkens war eine der blühendsten Epochen des deutschen Schauspiels in Petersburg, wo er Oberregisseur war. Bei seinen Theaterleitungen in Reval, Mitau, Bamberg, Moskau vereinigte er Solidität mit idealer Richtung.

Als Schriftsteller erwarb sich Gebhard einen achtbaren Namen, seine Arbeiten zeigen warmes Gefühl, Geist, Erfindung und Bühnengeschicklichkeit. Mehrere Trauer-, Schau- und Lustspiele: „König Alboin“, „Poscharsky“, „Die Flüchtlinge“, „Der stumme Verräther“ u. a. m. fanden in Rußland wie in Deutschland eine beifällige Aufnahme. Im Alter von 78 Jahren gab er noch ein Bändchen „Gedichte“ (Verlag von Karl Lindow, Berlin 1860) heraus; dieselben lassen freilich die schimmernde Phrase, das pomphafte Reimgeklingel vermissen, bieten aber dafür Gedankeninhalt und den Einblick in ein für das Gute und Schöne schlagendes Herz. Die meisten davon sind Gelegenheitsgedichte im besseren Sinne und tragen eine Frische und Lebhaftigkeit, die uns in gute Stimmung versetzt. Gebhard's Lieblingsdichter war Schiller.

Er war geboren am 26. Juli 1781 in Heldrungen und der Sohn eines armen geachteten Schullehrers. Durch eine prächtige Sopranstimme zum Kirchensingen herangezogen, einen hellen Kopf und freudige Lust zum Lernen entwickelnd, schrieb der damals zwölfjährige Knabe schon dramatische Kleinigkeiten, die seine Mitschüler, denen er besonders in Freistunden im leidenschaftlichen Pathos Schiller's Poesien vorlas, im Beisein der Lehrer aufführten. Getrieben von Unruhe und Sehnsucht, schlich er, kaum sechzehn Jahre alt, ohne Erlaubniß zu Fuß nach Weimar, um endlich einmal eine Theatervorstellung und vornehmlich ein Schiller'sches Trauerspiel zu sehen. Die Räuber waren das erste von ihm angeschaute Stück, und von diesem Abend an faßte er den Entschluß, Schauspieler und nicht Prediger, wie seine Eltern es wünschten, zu werden. Im achtzehnten Jahre verließ er heimlich das elterliche Haus und wanderte nach Mitau. Die erste dort gegebene Rolle war in der Schachmaschine der Karl Ruf. Als er einige Gastrollen in Riga spielte, schlug er das hier ihm angebotene Engagement aus, um 1801 einem vortheilhafteren nach Petersburg zu folgen, wo ihm später die Regie des deutschen Schauspiels übertragen ward. 1808 vermählte sich Gebhard mit der Schauspielerin Maria Stein; beide wurden gefeiert vom Publikum, ganz besonders von der kaiserlichen Familie, die das Ehepaar oft zum Spielen an den Hof zog und ihm reiche Spenden zu Theil werden ließ. 1822 nahm Gebhard seine Entlassung wegen Verweigerung einer Gehaltszulage und führte nur kurze Zeit die Direction in Reval, indem ihn der Kaiser zurückberief. 1824 gastirten Gebhard und Frau in Braunschweig, Hamburg und anderen Städten. 1832 erbat er sich zum zweiten Male seine Entlassung und besuchte mit Gattin und seinen vier ebenfalls der Bühne angehörigen talentvollen Töchtern Alexandrine, Marie, Pauline und Minna, Berlin, Leipzig, Dresden u. s. w. Dann ward er durch eine schmeichelhafte Aufforderung zur Uebernahme des Bamberger Theaters bewogen. Unter ihm waren Franz Hoppé, Riehm, Stein engagirt. Eine dringende Einladung von Petersburg rief die Künstlerfamilie nach zweijährigem Aufenthalt von dem lieblichen Bamberg ab, nachdem sie mit hoher Auszeichnung noch bei ihren Gastrollen in Dresden, Bonn und andern Orten von Ludwig Tieck, Arndt behandelt waren, bis endlich zahlreiche Kunstfreunde in Lübeck ihr einen solennen Abschied von der deutschen Erde bereiteten. In Petersburg kam man indeß nicht zu einer bindenden Einigung. Gebhard beschloß nun in Moskau ein deutsches Theater zu gründen, das unter des Generalgouverneurs Galizin Mitwirkung gute Aussichten bot, die indeß nicht in Erfüllung gingen. Nach zwei Jahren endete das Unternehmen. Drei seiner Töchter hatten sich während dieser Zeit verheirathet, und Gebhard bat für sich und seine Frau um Pensionirung, um fortan nur der Dichtkunst und Wissenschaft zu leben. Am 26. Juli 1855 feierte das Künstlerpaar das Fest der goldenen Hochzeit. In der Nacht zum 22. Februar 1857 starb Frau Gebhard. (Siehe „Bremer Sonntagsblatt“ vom 15. Januar 1860). Diesen herben Verlust hat Gebhard nie überwinden können. In Folge einer leichten, von ihm unbeachteten Erkältung traf ihn drei Monate vor seinem achtzigsten Geburtstage der Schlag. Nach viertägiger Bewußtlosigkeit entschlummerte er, umgeben von seinen Kindern und Enkeln, in den Armen seiner treuen Pflegerin und Tochter Minna am 18. April 1861.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Der italienische Krieg von 1848 und 1849. Von W. Rüstow. — Land, Volk und Staat der schweizerischen Eidgenossenschaft 2 Bde. Von J. Meyer. — Reisebilder aus Spanien. Von J. A. Minnich. — Rußlands erstes Jahrtausend. Ein episches Gedicht. 2 Thle. Von W. Toporoff. — Savonarola; ein Lebensbild aus Italien. Von O. Krabbe.

* Von unserem fleißigen Mitarbeiter Dr. Karl Seifart, dessen „Altdeutsche Geschichten“ wir vor Kurzem anzeigten, ist bereits wieder ein Werk unter der Presse, betitelt: „Wanderungen und Skizzen.“ Ueber die „Altdeutschen Geschichten“ sind außer dem von uns mitgetheilten Urtheile der Kölnischen Zeitung viele überaus günstige Kritiken erschienen, unter welchen wir die folgende der „Hausblätter“ hervorheben: „Mit wahrem Vergnügen, ja mit vollem und warmen Dank gegen den Verfasser für diese vortreffliche Gabe, empfehlen wir unsern Lesern das Buch. Karl Seifart ist einer der besten Kenner und der unbefangensten und zugleich liebevollsten und tüchtigsten Darsteller der deutschen Vorzeit. Wir finden hier in diesen Bänden Erzählungen von einer solchen Frische, solchem Reiz, solcher Wärme und Wahrheit, wie wir ihres Gleichen in unserer Literatur fast vergeblich suchen dürften.“

* Eine neugriechische Novelle. Die neugriechische Literatur hat sich bisher auf dem Gebiete des Romans und der Novellistik nicht selten zur Ungebühr mit Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen u. s. w. befaßt, weniger dagegen mit Originalarbeiten beschäftigt. Um so mehr ist es Pflicht, auf ein in jeder Hinsicht reingriechisches Literaturerzeugniß dieser Art aufmerksam zu machen, das kürzlich in Athen erschienen ist. Es führt den Titel: *Ὁ Κατσαντώνης* und ist eine geschichtliche Erzählung, deren Gegenstand einer der unerschrockensten und tapfersten Klephten im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, Namens Katsantonis, ist, der Todfeind des Tyrannen von Epirus, des Ali Pascha von Janina, und in griechischen Volksliedern vielfach ausgezeichnet und gefeiert. Er bekämpfte jenen mit seinen Pallikaren in offenem Kampfe auf jede Weise und trat dessen Listen und offenen und geheimen Gewaltthaten, wo er konnte, entschieden mit persönlicher Tapferkeit, seltener Charakterfestigkeit, Geistes-

gegenwart, Selbstgefühl und Todesverachtung entgegen, bis er in Folge Verraths dem Ali Pascha in die Hände fiel und auf dessen Befehl auf die grausamste Weise zu Tode gemartert ward. Der Erzählung liegt im Wesentlichen der geschichtliche Stoff selbst zu Grunde, aber sie scheint in Nebenpunkten von poetischer Ausschmückung und Zuthaten der Phantasie nicht frei zu sein. Doch thun diese dem geschichtlichen Charakter des Ganzen keinen Abbruch, und sie schwächen und entstellen in keiner Weise das im Helden der Erzählung, so wie in den einzelnen Formen und Schilderungen dargelegte Charakter- und Lebensbild eines ächten griechischen Klephten und Pallikaren. Die Erzählung und Darstellung, die zu ihrem Ausdruck der lebendigen und unverfälschten, wenn schon grammatisch nachlässigen Volksredeweise sich bedient, ist in hohem Grade fesselnd und anziehend, und sie muß namentlich auf griechische Leser den tiefsten und spannendsten Eindruck machen. Die Erzählung von Katsantonis ist eine wahre Heldengeschichte voll wilder Naturkraft, aber mit nationalem Gepräge, wenn schon auf dunkelm Hintergrunde voll widerlicher Ausgeburten raffinirter Bosheit und Grausamkeit in dem Bilde des Tyrannen von Epirus. In des Franzosen Fauriel Sammlung neugriechischer Volkslieder unter dem Titel: Chants populaires de la Grèce moderne (Paris, 1824), Bd. 1. S. 161 ff. kann man ausführliche biographische Notizen über Katsantonis lesen; aber sie stimmen mit der obigen Erzählung nicht allenthalben überein. K.

* Zur Beurtheilung des römischen Papstthums. Im Jahre 1852, in einem derjenigen Jahre (1849—1859), von welchen der römisch-katholische Döllinger in München in seinem, den Standpunkt der römisch-katholischen Kirche festhaltenden Buche: „Kirche und Kirchen" (München. 1861), S. 609, sagt, daß die Regierung des Kirchenstaats während derselben „im Ganzen ihren ruhigen und gleichmäßigen Gang gewandelt sei", betrug das Budget des Kirchenstaats zehn Millionen Scudi (über 50 Millionen Franken) — die Nobel- und Schweizergarde ungerechnet —; das Budget für Pensionen geistlicher Würdenträger fünf Millionen; dagegen das für den öffentlichen Unterricht eine halbe Million Scudi. Ebenso beläuft sich im Jahre 1862, nachdem ein großer Theil des vormaligen Kirchenstaats davon abgekommen, das Ausgabe-Budget der päpstlichen Regierung für eine Bevölkerung von 500,000 Seelen auf 10 Millionen Scudi, die großentheils zum Unterhalte der päpstlichen Armee verwendet werden, und demzufolge braucht derjenige Staat, welcher das Reich Gottes auf Erden anticipirt und eine Art Musterstaat desselben sein will, unter allen Staaten verhältnißmäßig die meisten Soldaten. K.

* Der evangelische Gustav-Adolf-Verein, der nun bereits auf eine dreißigjährige Geschichte voll des reichsten Segens in der evangelischen Gesammtkirche und in den von ihm unterstützten Gemeinden blicken darf, bedarf um dieser thatsächlichen Anerkennung willen keiner weiteren Empfehlung. Er hat seit seinem Bestehen etwa 200 Kirchen und Schulen aufgerichtet, mit einem Aufwande von $1\frac{1}{2}$ Million Thalern, und verbreitet sich in 50 Haupt-, 1200 Zweigvereinen, mehr als 100 Frauen- und Jungfrauenvereinen, so wie in mehreren Studentenvereinen, und durch die mit den Gemeinden in der Zerstreuung bestehende Verbindung, über die evangelische Kirche fast aller Länder der Erde. Aber solchen Thatsachen gegenüber, die durch sich selbst reden und zeugen, sind einzelne Erscheinungen im Schooße des Vereins eben so auffallend als betrübend. Die auffallendste Thatsache dieser Art ist die geringe Theilnahme, die er in Berlin findet. Berlin hat 500,000 Einwohner, und unter diesen sind nur 987 Mitglieder des Gustav-Adolf-Vereins. Wie ist dies zu erklären? Jedenfalls schwerer, als daß unter den deutschen Ländern, nachdem im Jahre 1861 nun auch Oesterreich beigetreten ist, jetzt nur Mecklenburg-Schwerin im Gustav-Adolf-Vereine fehlt. Gilt dort das Wort des Apostels Paulus im Briefe an die Galater, 6, 10, nicht? K.

* In München starb am 28. August der Schlachtenmaler Albrecht Adam; er erwartete mit außerordentlicher Ruhe und mit vollem Bewußtsein den Tod, indem er noch anordnete, daß König Ludwig sofort von seinem Ableben unterrichtet werden solle.

Aus dem Künstlerverein in Bremen.

* Bremen, 11. Septbr. Mit diesem Monat hat der Künstlerverein seine durch die Ferienmonate Juli und August unterbrochene Thätigkeit, insofern dieselbe sich in den regelmäßigen Mittwochs-Versammlungen äußert, wieder begonnen. Den Anfang machte am 3. ein musikalischer Abend, an welchem ein Clavierconcert von Mozart mit Orchesterbegleitung (C moll) und eine Symphonie für Orchester in D dur unter der Leitung des Herrn Musikdirectors Reinthaler zur Ausführung kamen. Dem Umstande, daß der Umbau des Stadttheaters noch nicht vollendet ist, war es zu verdanken, daß eine große Anzahl von tüchtigen Orchesterkräften vereinigt werden konnte. Es gehörte aber dieser Abend zu einem größeren Cyclus von geschichtlichen Musikabenden, die im vorigen Winter begonnen worden sind und im bevorstehenden fortgesetzt werden sollen. Eine Darstellung der Wirksamkeit der bedeutendsten Componisten seit Händel und Bach schließt sich bei diesen Unterhaltungen mit der Aufführung von Werken der geschilderten Meister zu einem Ganzen zusammen. Für Mozart wurden zwei Abende angesetzt; demgemäß folgte am 25. Juni auf eine Skizze über die Schöpfungen Mozarts ein Streichquartett (C dur), eine Sonate für zwei Flügel (D dur), Arien, Chöre und die sogenannte kleine Freimaurercantate, am 3. September sodann die beiden oben genannten Orchesterwerke. Das von Herrn Streudner mit Geschmack und im rechten Geiste vorgetragene schöne Clavierconcert in C moll ist das siebente in der Reihe der siebenzehn großen Concerte, welche Mozart in Wien, zum größten Theil für seine eigenen Akademieen, geschrieben hat. Die Zuhörer hatten an der Clavierpartie sowohl als namentlich auch an der prachtvollen und höchst charakteristischen Instrumentation ihre große Freude. Die Symphonie ist eins der kleineren Werke dieser Gattung, welches man selten hört, da die Concerte vorzugsweise an die berühmteren Schöpfungen Mozarts in G moll, C dur, Es dur, D dur in drei Sätzen u. s. w. sich zu halten pflegen. Die Symphonie, in der Ausgabe von Breitkopf und Händel die fünfte, war ursprünglich eine Serenata, welche von Mozart auf Wunsch seines Vaters für eine befreundete Familie in Salzburg componirt wurde und sechs Abtheilungen hatte. Bald darauf bearbeitete der Meister diese Serenata für großes Orchester, ließ einen Marsch und eine Menuett weg und brachte sie so als Symphonie in vier Theilen am 3. März 1786 zur Aufführung. Bei der Wiedergabe im Künstlerverein am 3. September fand das Werk mit seiner prächtigen Frische großen Anklang; der höchst anmuthige zweite Theil, ein reizendes liedartiges Andante, das indeß feiner und discreter hätte gespielt werden können, mußte wiederholt werden.

In der Versammlung vom 10. hielt Herr Dr. Buchenau den ersten Vortrag nach den Sommerferien. Nach einer kurzen Begrüßung der Versammlung ging er zu seinem Thema, dem „botanischen Theile der Londoner Industrie-Ausstellung", über. Er hob hervor, wie bei dem universellen Charakter der Ausstellung jeder Gesichtspunkt der Auffassung seine Befriedigung finden mußte, wie aber das Studium einzelner Seiten durch das befolgte System der Anordnung ganz ungemein erschwert worden sei. Nach Hinweisung auf die Möglichkeit einer Abhülfe durch ein gemischtes System der Aufstellung, hob er die einzelnen Klassen hervor, in denen der Botaniker erwarten durfte, Gegenstände seines Interesses zu finden. Hierauf ging er zu den Ausstellungen der einzelnen Länder über. Die deutsche Ausstellung ist in keiner Klasse so völlig ungenügend ausgefallen, als in der dritten, welche eben die meisten dieser Gegenstände umfaßt. Wenn auch eine Reihe von anerkennenswerthen Beiträgen eingesandt sind, so verschwinden sie doch für den Gesammteindruck völlig, und es ist für die Ausstellungcommissare in der That eine Unmöglichkeit gewesen, aus den Bruchstücken auch nur ein halbwegs gutes Bild der deutschen Gärtnerei und Bodenkultur zu gewinnen. Hier hätten die deutschen landwirthschaftlichen und Gartenbauvereine ein reiches Feld für ihre Thätigkeit gefunden, das sie aber ganz brach gelassen haben. Im schroffen Gegensatze dazu ist die französische Ausstellung so vollständig und so wohl geordnet, als man nur von der Fürsorge einer centralisirten Regierung erwarten darf. Eine Reihe von Sälen, welche den eigentlichen französischen Hof umsäumen, enthalten eine wahrhaft staunenswerthe Fülle von Produkten Frankreichs und seiner Colonien, namentlich Algiers. Besonders mußte der Reichthum dieses Landes hervorgehoben werden, das sich noch weit rascher entwickeln würde, wenn die Franzosen ein Colonisationsvolk wären. — Nach kurzer Berührung der übrigen europäischen Staaten ging der Vortragende zu den Ausstellungen der Colonieen über, welche sich hauptsächlich um ihren Reichthum an Bauhölzern und Faserstoffen concentrirten. Unter Hervorhebung einzelner vorzüglicher Produkte wies er namentlich auf den unerwarteten Reichthum hin, welchen die australischen Colonieen in den Produkten des Thier- und Pflanzenreiches an den Tag gelegt hatten. Ueberhaupt konnte der ganze Charakter der australischen Ausstellung nur rühmend dargestellt werden, nicht allein in der zweckmäßigen Auswahl und Aufstellung der Gegenstände, sondern auch in der wissenschaftlich richtigen Bestimmung und dem dauernden Werthe, welchen die darüber ausgearbeiteten Kataloge behalten werden.

Am 6. September begrüßte der Künstlerverein die Mitglieder der in Hannover tagenden Versammlung deutscher Architecten und Ingenieure als Gäste bei einem Festessen, an welchem etwa 700 Personen theilnahmen. Die Blätter haben über dies in der schönsten Stimmung begangene Fest bereits so viel berichtet, daß wir uns mit dieser kurzen Notiz begnügen können.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℛ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 38. Bremen, 21. September. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Flüchtige Eindrücke aus Schweden.

Von A. Seubert.

4. Die Kunst in Stockholm.

Im Schlosse sind in provisorischer Weise zwei Kunstsammlungen untergebracht, welche dem Publikum an gewissen Tagen offen stehen. Die Gemäldegalerie enthält zwar ziemlich viele, aber eben nicht ausgezeichnete Bilder älterer Meister. Unter den neueren waren mir die Schweden begreiflicher Weise die interessantesten. Schweden besitzt zwar eben so wenig eine eigene Schule als Norwegen und Dänemark, seine Künstler lehnen sich entweder an die alten Meister oder an Franzosen und Deutsche; aber das Wenige, was hier vereinigt ist, macht der nordischen Kunst immerhin Ehre. Die Landschaftsmalerei ist am besten vertreten. Besonders in die Augen fallend ist Stäck's Elfodal in Dalekarlien, eine große Landschaft voll Farbengluth und durch die Porphyrbrüche, welche sie darstellt, auch wissenschaftlich interessant; zwei Landschaften von Fahlkranz wirken durch die Einfachheit und Wahrheit ihrer Stimmung mehr auf das Gemüth; ein norwegischer Wasserfall von Larsson verfehlt nicht seinen sichern Effekt zu machen. Auch von dem regierenden Könige Karl Johann ist eine norwegische Landschaft vorhanden, das dortige Uebungslager vorstellend und recht brav ausgeführt. — Unter den Genrebildern fällt Höckers lappische Fischerfamilie schon durch ihre Dimensionen in die Augen; man kann darüber streiten, ob Genrebilder in dieser Größe vor der Aesthetik erlaubt sind, jedenfalls ist dieses brillant gemalt und der Gegenstand, eine lappische Mutter mit ihrem Kinde in der Wiege, sehr ansprechend, wenn auch wohl etwas zu reizend. Bescheidener, aber gleichwohl durch ihre Liebenswürdigkeit anziehend sind die tanzenden Bauernkinder von Fräulein Lindegren, im gemüthlichen Genre und auch in der warmen Färbung Tidemands. Ein schwedisches Bachanal von Ballander ist für das schwedische Leben zu Anfang des Jahrhunderts, für die Tage eines Bellmann charakteristisch.

Wenn diese Galerie klein ausgefallen ist, so mag hieran der Mangel an Raum die Hauptschuld tragen. Ist das Nationalmuseum einmal ausgebaut, so werden wohl manche von den in den königlichen Schlössern zerstreuten Bildern dort eine würdige Stätte finden und in ihrer Gesammtheit einen besseren Effekt machen. So finden sich neben einer Masse älterer Gemälde in den obern Gemächern des Schlosses noch zwei vorzügliche Bilder von Tidemand: das Innere einer Bauernhütte und ein verwundeter Bärenjäger, ein Gegenstand, den der Künstler bekanntlich neuerdings wieder verarbeitet hat, der mir indessen in diesem kleinen Rahmen weniger theatralisch, aber wahrer erschien als der auf der Ausstellung zu Christiania; ferner Landschaften von Stack und Frick. Von Porträts sah ich dort neben einigen vorzüglichen von Gérard (Napoleon im Krönungsornat, Bernadotte und Frau) ein neues Bild von Höckers: den regierenden König im Kostüme als Großmeister des Freimaurerordens, an Horace Vernet erinnernd und in Haltung und Farbe kräftig und lebendig, dem Original entsprechend. Im Museum der schönen Künste hat Kjörboe gleichfalls ein großes Bild des Königs ausgestellt. Er ist aufgefaßt, wie er mit seinem Adjutanten zu einer Truppenmusterung reitet; das Pferd wird sehr bewundert, während der König selbst bei übrigens großer Aehnlichkeit etwas zu steif, zu flach erscheint. Die von dem gleichen Künstler ebenfalls dort ausgestellten Porträts von Napoleon und Eugenie sprachen mich nicht an.

Da ich gerade an den Künstlern bin, so muß ich noch eines kuriosen Bildes von Ekman erwähnen, welches im Hotel Fenix gegen Entree gezeigt wurde. Ein englischer Matrose in Lebensgröße und im Sonntagsstaat reicht mit bloßem, reich tätowirtem Arme einem Italiener die Bibel hin; der wuthentbrannte Papst mit der dreifachen Krone auf dem Haupte will den Italiener mit Gewalt zurückreißen. Christus aber, der auch dabei steht, ermuntert den Italiener zuzugreifen. Dieses plumpe Tendenzbild macht mit seinen lebensgroßen Figuren eine überaus komische Wirkung. Die Stockholmer Künstler amüsirten sich königlich daran. Im Allgemeinen geschieht in Schweden wenig für die Kunst. Wenn nicht der König, der wie gesagt selbst geschickter Dilettant ist, etwas bestellt oder kauft, so können die Künstler lange warten, bis sie etwas zu thun bekommen. Es liegt daher in ihrem Interesse, sich nach festen Anstellungen als Lehrer umzusehen. Vielleicht wird durch das Nationalmuseum der Sinn für Kunst in größeren Kreisen geweckt, so daß auch die Künstler selbst besser ihre Rechnung hier finden. Einstweilen hat man in Stockholm mehr Sinn für Thiergarten-Belustigungen, für Diners und Soupers und für große reich möblirte Wohnungen.

An Werken der plastischen Kunst ist das königliche Schloß ziemlich reich. Antike Statuen und Reliefs sind zwar wenige vorhanden, darunter aber ein Kunstwerk ersten Ranges, der schlafende Endymion, dessen Copien anderwärts (z. B. im Berliner

Museum) das Original entfernt nicht erreichen. Es ist die wunderbar natürliche Darstellung des Schlafes, was die Copien nicht wiederzugeben vermochten. Hier meint man den Jüngling wirklich athmen zu hören, so hebt sich die Brust, so öffnet sich der Mund, so schlafesmatt liegen alle Muskeln; man tritt unwillkürlich leiser, um ihn nicht zu erwecken. — Unter den modernen Bildwerken ist der geistreiche Sergel besonders stark vertreten. Treten wir gleich zu seinem Hauptwerk Amor und Psyche; es ist eigenthümlich, daß ich über dem melancholischen Ausdruck im Kopfe Amors, der hier als halbreifer Jüngling dargestellt ist, fast die Gruppe selbst vergessen habe. Aber jener Amorskopf in seiner sprechenden Trauer steht mir unablässig vor Augen. Adel und Anmuth ist über die ganze Gruppe in reichstem Maße ausgegossen. Auch sein betrunkener Faun und seine Venus aux belles fesses mit reizendem Porträtkopf sind Meisterwerke der Grazie. Der Raum hat hier nicht gestattet, alle Werke Sergels, so weit sie zu haben waren, zu vereinigen; aber in einem kleinen Kabinet, dem sogenannten Sergelzimmer, sind wenigstens die bedeutendsten im Modell, theils in gebranntem Thon, theils in Gyps aufgestellt. Besonders interessirten mich hier die verschiedenen Modelle von Amor und Psyche, welche zeigen, wie Sergel durch verschiedene Phasen der Gestaltung allmälig zu dem schließlichen Kunstwerke gelangt ist. Unter seinen Büsten verdient besondere Beachtung die kolossale seines ebenso geistreichen als unglücklichen Gönners Gustav III., ein feiner edler Kopf, voll Feuer und Phantasie. Eine mit der Fackel nach Leander ausschauende Hero von Byström, in zweifacher Auffassung, gehört unter die Statuen, die man nicht leicht wieder vergißt, obschon diese hier ziemlich geziert ist. Noch nenne ich einen liegenden Bacchanten von Molin, eine üppige verführerische Gestalt, einen Ganymed und eine den Amor küssende Venus von Goethe, sowie Fogelbergs Kolossalstatuen des Odin, Thor und Balder. Die enge Aufstellung dieser plastischen Werke, welche noch durch einige Porphyrvasen vermehrt wird, stört die ruhige Betrachtung und vollständige Würdigung. — Auch in den oberen Schloßzimmern finden sich mehrere ausgezeichnete Bildwerke: Gustav-Adolfs-Büste von Sergel, ein zierlicher David mit der Schleuder von Molin, Venus und Amor von Byström und die Büste des Königs Oscar von demselben.

5. *Eine Fahrt um die Stadt.*

Doch nun genug der Kunst. Wir steigen in den Wagen, um nun auch etwas Natur zu sehen. Da es in Stockholm fast gar keine herrschaftlichen Wagen giebt, — wohl deßhalb, weil man so viele Ausflüge in und außer der Stadt zu Wasser machen kann, — so sind die Miethwagen und Miethkutscher um so eleganter, so daß sich die Spitzen der Gesellschaft ihrer ohne Anstand bedienen können. Die Preise für die gewöhnlichen Entfernungen sind mäßig; man thut aber gut, bei einer längeren Fahrt auf halbe oder ganze Tage bestimmt zu accordiren, sonst rechnen die Kutscher die einzelnen Fahrten und bringen eine hübsche Rechnung zusammen, wie wir zu unserem Schaden erfahren haben. Wir fuhren zunächst von unserem Hotel in nordwestlicher Richtung durch die lange Drottninggade (Königinstraße), eine der schönsten Straßen Stockholms mit hübschen Häusern und guten Trottoirs, was man leider nicht von allen Straßen sagen kann. Unweit der unansehnlichen Adolf-Friedrich-Kirche bogen wir links Carlberg zu. Es ist dieß ein Schlößchen der Krone unweit der Stadt an einem Arm des Mälar, nach dem eine hübsche Terrasse hinabführt. Gegenwärtig befindet sich das Kadetteninstitut hier. In den einsamen schattigen Alleen des großen Parks spielen die Kinder aus den umliegenden Landhäusern oder ergehen sich einzelne Wanderer, die dem Lärm der Hauptstadt entflohen. Es sind besonders prächtige Eschen, die hier das Auge mit ihrem saftigen Grün erfreuen und eine wahre Wohlthat nach dem ewigen Kiefern- oder Birkenanblick sind, mit dem man allerwärts in Norwegen und Schweden regalirt wird. Durch eine dieser stattlichen Alleen erreichten wir Solna's uraltes Kirchlein, das inmitten eines kleinen, aber merkwürdigen Kirchhofs liegt. Wir stiegen hier aus und spazierten unter den Gräbern umher, in denen mancher große Schwede schläft. Die Grabmäler bestehen meistens aus einfachen Würfeln, aber von prächtigem, geschliffenem Granit und Porphyr. Auf einem derselben las ich die einfachen, vielsagenden Worte: Jakob Berzelius. — Unweit davon breitet sich der neue, regelmäßige und weniger interessante Kirchhof aus. Geradeüber davon winkt ein kleines Café mit Laube, ein etwas naives Vis-à-vis, aber reizend gelegen, denn unmittelbar dahinter beginnt der lichte Wald mit seinen majestätischen Stämmen. Wir streckten uns mit Genuß in ihrem Schatten aus, ließen uns von der hübschen Kellnerin Kaffee mit Spritzgebackenem bringen, beides weniger gut als theuer, und fuhren dann weiter durch den Park nach dem historischen Haga. Es ist jetzt ein einfaches Landhaus, welches von dem Minister des Auswärtigen bewohnt wird. In dem schönen Park dahinter stößt man auf die großartigen Ruinen des von Gustav III. begonnenen Schlosses. Es müssen ungeheure Summen in diese kolossalen Fundamente und Kellerräume verbaut worden sein, und man kann es den Stockholmern nicht übel nehmen, wenn sie Festungskasematten und ein zweites Twing-Uri darin sahen.

Die Chaussee nach Ulriksdal, dem jetzigen Landaufenthalte des Königs, befindet sich in einem fabelhaft schlechten Zustande; man begreift in der That nicht, wie der König täglich diesen ausgefahrenen kothigen Weg, in dem man fast stecken bleibt, durchschwimmen mag. Ulriksdal selbst ist ein hübsches Schlößchen ohne Prätensionen, mit Blumengarten, Springbrunnen und Statuetten davor und Jedermann offen. Wir stießen zufällig auf den König, der hier im runden spanischen Hut mit einem andern Herrn spazieren ging; ich fand ihn im blauen Frack eleganter als in der Uniform. Er ist ein großer schöner Mann mit bräunlichem Teint und schwarzem Bart. Sein Auftreten ist das eines raschen energischen Offiziers, und so musterte er auch uns mit feurigem militärischem Blick, als er uns grüßend vorüber passirte. Der König ist sehr populär und namentlich bei der Armee, für die er sich sehr interessirt, beliebt. Aber manche Schweden fürchten seinen Ehrgeiz; sie fürchten, er gehe auf eine Vereinigung der skandinavischen Reiche aus, und dann werden am Ende die feinen, gewandten Dänen den Ton angeben. Ein Wiedergewinn Finnlands, ein Krieg mit Rußland, das wäre weit eher nach dem Geschmacke der Schweden, obwohl schwerlich das Klügste, was sie thun könnten.

Von Ulriksdal richteten wir unsere Fahrt wieder rechts und rückwärts dem Thiergarten zu, indem wir so Stockholm auf seiner Nordwestseite umkreisten. Der Weg führt hier einem Meereinschnitt, der Brunnsvik entlang, aus deren Wasser hoher Schilf aufstieg. Es war schon Abend, als wir am Thiergarten anlangten. Er heißt nicht ganz umsonst so; zwar hat auch hier wie überall das Hochwild abgenommen, aber doch sollen noch einige hundert Hirsche und Rehe hier hausen, von denen wir auch wirklich einige Dutzend zu Gesichte bekamen. In den weiten Räumen des Thiergartens sind einzelne Landhäuser zerstreut, besonders in dem östlichsten Theile, wo unter Anderem ein kleines Theater täglich eine Menge Besucher der Hauptstadt anzieht, wo öffentliche Concerte zu hören, fremde Thiere und andere Merkwürdigkeiten zu sehen sind und reizende Villen mit eleganten Cafés und andern Belustigungsorten wechseln. Der Thiergarten ist der Schauplatz der Demimonde von Stockholm, die nicht wenig zahl-

reich ist, da hier die Unsitte der Freundinnen herrscht und sehr viele junge Leute statt zu heirathen, was bei den luxuriösen Ansprüchen, die man hier macht, sehr kostspielig ist, es vorziehen, sich mit amüsanten und oft auch nicht amüsanten Freundschaften zu begnügen. Dieß giebt dem Treiben im Thiergarten einen etwas lockeren, jedoch für den Fremden pikanten Charakter, obschon die Schätzchen meistens nicht sehr reizend sind und den Ruf der schönen Schwedinnen nicht verdienen. — Einer der schönsten Punkte ist Byströms Villa, auf dem höchsten Punkte des Thiergartens gelegen, mit halbkreisförmiger thurmartiger Terrasse mit herrlicher Aussicht über Stockholm und die Salzsee. Das liebliche Rosendal, ein elegantes Landhaus, ist mehr in hübschen Anlagen versteckt, aber schon wegen seiner Riesenvase eines Besuches werth. Diese Porphyrschale mit einem zierlichen Eierkranz als Einfassung stammt aus dem Elfsdale, welches Stack durch seine Landschaft verherrlicht hat. Die Vase ist aus einem Stück und trotz ihrer Dimensionen (9 Fuß hoch, 12 Fuß im Durchmesser) von elegantester Form; man meint ihren Griff mit der Hand umspannen zu können.

Im Tivolitheater wurde zum zwanzigsten Mal Orpheus i underjorden (in der Unterwelt) gegeben, und in der That recht brav. Die Hauptpersonen Jupiter und Hans Styx waren von einem prächtigen Humor beseelt, der sich dem ganzen Publikum mittheilte. Obschon die Gesellschaft eine etwas gemischte schien, ging doch Alles mit dem größten Anstand zu. Ich hatte nichts auszusetzen als die verzweifelt engen Plätze des ersten Ranges, die uns zu einem Gemisch von Stehen, Sitzen und Lehnen verdammte. — Nach dem Theater hatten wir die Wahl entweder mit einer der zahlreichen Droschken und Omnibusse oder auf dem Boote nach Stockholm heimzufahren. Wir nahmen der dunkeln Nacht wegen den Wagen; es war eine lange und bei dem holperigen Pflaster der Ladugårds-Vorstadt wenig ergötzliche Fahrt.

6. Der Schiffsholm und Södermalm.

Unter die schönsten Spaziergänge gehört der nach dem Schiffs- und Kastellholm. Wir schreiten vom Hotel Rydberg links am Theater vorbei und durch die kurze Arsenalstraße, passiren dann zuerst die gothische Jakobskirche mit ihrem Laternenthurm aus der Zopfzeit und gelangen von da auf den großen mit einer vierfachen Lindenallee eingefaßten Platz Karls XIII., in dessen Mitte die Bronzestatue dieses Königs von Göthe steht. Der König stützt sich auf einen Anker, vier Löwen zieren den Granitsockel. Man findet diese Statue häßlich, wahrscheinlich weil sie einen ganz unbeliebten König darstellt; mir kam sie zum mindesten so würdig vor wie die Gustavs III. Die Hauptschönheit dieses Platzes, nach welchem verschiedene Cafés münden, besteht in seiner Lage, indem er sich auf der Südseite nach der Salzsee öffnet und einen brillanten Anblick des Schlosses und der Südvorstadt (Södermalm) bietet. Nur wenige Schritte von diesem Platz gegen Nordosten, und an einer andern kleinen Bucht liegt der neuangelegte Berzelius-Park mit der Bronzestatue dieses Gelehrten, umgeben von einem freundlichen Blumengarten mit Bänken und einem Café. Die Statue selbst macht die Wirkung wie alle Statuen von Gelehrten, die nur auf eine Büste Anspruch machen können. Sie erscheint in dem modernen Kostüme namenlos philisterhaft. Dazu kommt, daß der große Chemiker mit einem verlegenen Lächeln, als genire er sich, so als Vogelscheuche dazustehen, in die Welt hinaussieht; so daß das Ganze unwillkürlich zur Heiterkeit stimmt.

Wenden wir uns rechts nach dem Blasiiholm, so stoßen wir auf das stattliche, noch im Ausbau begriffene Nationalmuseum. Hier führt eine Schiffbrücke, die auf dem Wasserspiegel aufsitzt und neben welcher eben eine neue eiserne Brücke gelegt wird, nach dem Schiffsholm hinüber. Zwei Gebäude fallen uns hier zunächst ins Auge: links oben auf der felsigen, grünbewachsenen Höhe die Karl-Johanns-Kirche in Rotundenform, und rechts auf einer zweiten Erhöhung am Strande die zierliche, in gelbem Ton gehaltene Marine-Artilleriekaserne mit ihrem Mittelgiebel und den malerischen Eckthürmchen, einer der anziehendsten und auffälligsten Gesichtspunkte unter den Strandbildern Stockholms. Zwischen beiden schreiten wir eine prächtige Allee entlang, die mit den anstoßenden Rasenplätzen das erhöhte Innere des Schiffsholms bildet, während die niederen Gebäulichkeiten, in welchen theils Marineoffiziere, theils Mannschaften wohnen, außen am Strande herum in langer Reihe, hie und da von Gärtchen unterbrochen, liegen. Am jenseitigen Ufer angelangt, stehen wir an einem Abfahrtplatze nach dem nahen Thiergarten, wo immer einige Rudermadames harren, um die Vergnügungslustigen überzusetzen. Weiter rechts kommt man auf einer schmalen Brücke nach dem Kastellholm, einem Inselberg mit den Frauenbädern, einer hufeisenförmigen Salutirbatterie von zwölf schweren Geschützen, einer burgartigen Kommandantenwohnung dahinter, in welcher das Eiland sich gipfelt, und einem ungeheuern Krahnen. Der Kastellholm spielt eine ebenso große Rolle im Panorama von Stockholm durch seine pittoreske Burgform und Lage an der Einfahrt von der Salzsee her, als durch die Aussichten, die er besonders nach Södermalm und dem Thiergarten bietet.

Fahren wir hinüber nach den Felsenbergen der Südvorstadt! Diese Dalekarlierinnen, die sogenannten Rudermadames, welche um ein paar Pfennige den Wasserverkehr in ihren Ruderbooten unterhalten, sind meistens alt, gründlich häßlich und ebenso wenig anziehend kostümirt. Wenn sie gerade nichts zu thun haben, sitzen sie in ihren schlechten Kähnen und stricken oder machen andere weibliche Arbeiten. Eine Unterhaltung mit ihnen ist für den Fremden nahezu unmöglich, da sie Dialekt sprechen. — Södermalm fällt so steil nach der Salzsee, daß es nur wenige Punkte giebt, wo man ordentlich landen und zu den Häuserreihen auf dem Kamm hinaufsteigen kann. An einzelnen Stellen geschieht dieß auf großen Rampen, an andern mittelst Staffeln. Der erste Zugang ist so chaotisch und winkelig, daß man unten nicht recht weiß, wo man oben herauskommen wird. Leider sind die Häuser, welche am Saum der Höhe liegen, fast überall durch Höfe und Gärten abgesperrt, so daß man nicht recht an den Rand hinauskommen und eine Uebersicht gewinnen kann. Wir erklettern endlich einen Felsenvorsprung, auf welchem ein Garten mit Pavillon hoch oben und gegenüber von Kastellholm sitzt. Von dort hat man einen der schönsten Ueberblicke über Stockholm und seine Wasser. Von der Südvorstadt selbst sieht man zwar wenig mehr als ein Dächerchaos mit einigen Kirchthürmen, dafür ergötzt sich aber das Auge an der Meereinfahrt gerade unter uns mit den hin und wieder fliegenden größeren und kleineren Schiffen, an dem blinkenden Kastellholm gegenüber, an dem dunkelgrünen Thiergarten weiter rechts mit seinen zahlreichen Villen, welche weit hinaus den Kanal der Salzsee begleiten. Links vom Kastellholm kommt dann der Schiffsholm, hierauf die eigentliche Stadt mit dem Alles dominirenden Schlosse und der dichtgedrängten Reihe von Schiffen am Kai hin, dahinter endlich die Nordvorstadt bis zu dem hoch am Horizonte gelegenen Observatorium. Nirgends empfindet man den eigenthümlichen Reiz Stockholms, diese Mischung von Wasser und Land in allen möglichen Formen und die dadurch hervorgerufenen Perspektiven besser als hier.

Vertiefen wir uns jetzt in das Innere von Södermalm. Der Grundriß dieses Stadttheils wird durch zwei lange, etwas oberhalb dem Karl-Johanns-Platze unter einem rechten Winkel zusammenlaufende Straßen bestimmt, der Gothenstraße und der

Hornsstraße, mit welchen eine Menge anderer parallel laufen. Diese Straßen oder Gassen sind durchgängig höchst uninteressant, schlecht gepflastert und oft ganz uneben. Es wohnen hier meistens arme, aber, wie es mir schien, fleißige Leute; auch zahlreiche Fabriken haben sich in diesem Stadttheil eingenistet, der sich nach Ost und West ziemlich gleich weit ausdehnt, stellenweise aber schmal ist. Eigenthümlich erschien mir hier wie in manchen andern nordischen Städten, daß während sonstwo Gärten den Uebergang zur nächsten Umgebung bilden, hier häufig unmittelbar hinter den letzten Häusern, ja selbst in einzelnen Straßen plötzlich eine wilde nackte Felsennatur auftaucht, als wäre die Stadt eben erst entstanden und man hätte noch keine Zeit gefunden, etwas weiter als eben die Häuser aufzustellen.

Diese Felsen sind freilich sehr schwer und nur nach und nach urbar zu machen; gleichwohl konnte ich mich des Gedankens nicht entschlagen, daß es um eine deutsche Residenz herum doch wohl anders ausgesehen, und Fleiß und Industrie im Laufe der Jahrhunderte aus solchen Felsen wohl etwas Nützliches oder Anmuthiges zu machen gewußt haben würde. — In Södermalm liegen zwei größere Kirchen, die weithin sichtbare Katharinenkirche im östlichen und die Marienkirche im westlichen Theile. Wenn gleich die erstere durch ihre hohe Kuppel eine angenehme Abwechselung in der monotonen Dächerlinie bietet, so sind im Grunde doch beide ohne architektonisches Interesse. Um so gemüthlicher erschienen mir die mit großen, schattigen Bäumen bepflanzten Kirchhöfe daran, welche offen da liegen, so daß der gewöhnliche Wandel ebenso beruhigt über sie weggeht, als ob es öffentliche Plätze oder Lustgärten wären. Indessen lag hierin nichts Verletzendes, Profanirendes; im Gegentheil, wenn die Vorüberwandelnden manchmal unwillkürlich an einem Grabstein stehen blieben oder Einzelne unter den Gräbern hinschlenderten, Andere auf den Bänken saßen und im Schatten der alten Bäume ausruhten, so schien dadurch eine gewisse Vermählung des Alltagslebens mit der ernsten Anschauung des Jenseits hergestellt, welche den neugierigen Wanderer ergriff. Ich selbst war frappirt, gleich auf dem ersten Leichenstein den Namen eines ehrlichen Schiffskapitäns zu lesen, mit dem ich einst von Algier nach Spanien gefahren war. So trifft man oft wieder zusammen.

In Södermalm, und zwar im Westen der Gothenstraße, liegt der einfache und kleine Bahnhof der Södertelgebahn, dessen Zugänge noch nicht allseitig eröffnet sind; offenbar ist dieß zu weit von dem eigentlichen Leben Stockholms entfernt. Vermuthlich haben die bedeutenden Terrainhindernisse abgeschreckt, ihn dem Kern der Stadt näher zu legen. Allerdings werden Eisenbahnen in dem wasserreichen Schweden wohl schwerlich je die Rolle spielen wie anderswo, und die hiesige ist noch Stückwerk. Es sah aber doch gar zu öde um den Bahnhof her aus, so menschenleer, so still wie in einer verlassenen Karawanserei der Wüste.

Wenn man vom Bahnhof die Gothenstraße vor und dem Karl-Johanns-Platze zu geht, gelangt man durch eine Gasse zur Rechten zu dem Mosebacke (Moseshügel) hinauf, einer Anhöhe mit Theater (Södra Theater) und elegantem Café, die hier in herrlicher Lage über die ganze Stadt bis zum Observatorium hinschauen — in der That eine Moses-Aussicht über ein gelobtes Land! Die Terrasse vor dem Café ist noch nicht fertig, wird aber, obwohl etwas klein, einen neuen landschaftlichen Reiz zu den vielen andern Stockholms hinzufügen.

7. Das Hotel Rydberg. Begegnungen.

Das Hotel Rydberg ist nicht nur durch seine schöne Lage, sondern auch durch seine treffliche innere Einrichtung empfehlenswerth. Der Deutsche wird es besonders angenehm finden, daß sowohl der Portier als mehrere Kellner deutsch sprechen. Der Mittagstisch, welcher wie überall in Schweden nach der Karte stattfindet, ist ausgezeichnet und dabei sehr wohlfeil. Neben der Speisekarte sind kleine lithographirte Rechnungen aufgelegt, auf denen der Gast seine Zeche selbst machen kann. Jedermann kennt die schwedische Sitte, vor Tische ein Glas Schnaps mit Butterbrod, Käse, Radieschen, Schinken, Sardellen ꝛc. zu nehmen. Man nennt dies Sup (Supf, Schluck), und die Schweden gefallen sich darin, Anekdoten von Deutschen zu erzählen, welche, der Sprache unkundig, Suppe verlangten und dafür zu ihrem Erstaunen wiederholt Schnaps erhielten, was allerdings um so glaublicher ist, als man in Schweden die Suppe nicht zu Anfang, sondern in der Mitte des Diners zu sich zu nehmen pflegt. Ein Schwede wird sich diesen seinen Sup nicht rauben lassen, und auch viele Ausländer finden ein großes Vergnügen an diesem pikanten Voressen. Die Speisezettel waren stets sehr reichhaltig und alles, was man verlangte, trefflich, so daß es ein wahres Vergnügen war, sich hier seine Mahlzeit zusammen zu construiren. Die Schweden essen hauptsächlich süße Speisen, rothe Grütze ꝛc. und Fische, besonders Lachs mit Essig, Oel und Gewürz. Es ist nicht nothwendig, daß man über Tisch Wein trinkt, der übrigens gleichfalls in schöner Auswahl (französischer, spanischer und Rheinweine) vorhanden und sehr gut ist. Das gewöhnliche Getränk bildet ein ganz vorzügliches baierisches oder vielmehr schwedisches Bier. Die Bedienung läßt nichts zu wünschen übrig; es ist Brauch, daß man das Mittagessen sogleich bezahlt; im Uebrigen besteht die löbliche Sitte, daß man alle Abende seine Rechnung erhält. — In diesem Hotel hat sich noch eine geschlossene Gesellschaft — eine Art Casino, Museum — eingemiethet, in welcher man gleichfalls speisen, spielen und eine Anzahl Zeitungen lesen kann und in die der Fremde gegen Erlegung einer kleinen Summe eingeführt wird.

Deutsche findet man stets hier, allerdings fast durchgehends Kaufleute, aber neuerdings doch auch Touristen. Ich war mit einigen Preußen zusammen, liebenswürdigen Leuten, die ich schon auf dem Dampfboote kennen gelernt hatte und mit welchen ich die meisten Touren machte. An einem schönen Abend stand auch wieder mein Professor aus Norwegen vor mir, der den Landweg hierher gemacht und einige prächtige Abenteuer bestanden hatte. Ich kann mich nicht enthalten, das kostbarste zu erzählen. Mein Freund, der etwas hitziger Natur ist, hatte in irgend einem schwedischen Neste Skyds genommen, sich aber schon vor der Abfahrt mit dem Bauern, ich weiß nicht mehr wegen dessen Langsamkeit oder weil er kein Sitzkissen geben wollte, gezankt. Als er auf das Kariol stieg, nahm er in gewohnter Weise die Zügel, der Bauer aber entwand sie mit kühnem Griffe seiner Hand. Erbittert über diese Unverschämtheit riß sie mein Professor wieder an sich; der Bauer griff abermals darnach, und der Zank endete nun damit, daß mein Professor voll Ingrimm von dem Kariol herabsprang, seinen Ranzen losschnallte, ihn auf den Rücken nahm und fürbaß schritt. Eine Wanderung mit schwerem Reisesack in der Augusthitze ist geeignet, wenigstens innerlich nach und nach abzukühlen. So wurde auch mein Professor, je heißer er sich äußerlich anfühlte, desto kälter in seinem Innern, und bald hätte er viel darum gegeben, wenn er neben dem gröbsten Bauern auf dem Kariol hätte sitzen dürfen. Inzwischen war ein Reisegefährte, der den Zank mit angehört, stolz an ihm vorübergefahren, und nach ein paar Stunden kam dessen Kariol leer zurück. Der Bauer mochte unserm Professor ansehen, wie sauer ihm sein Heroismus wurde; er bot ihm daher das Kariol an. Nach kurzem Handel kam die Sache in Richtigkeit; zwar mußte der Professor für die Hälfte der Station ebensoviel bezahlen wie für die ganze, aber er saß doch. Nun erzählte er dem Bauern, wie es ihm mit dem

ersten gegangen, und war froh, dießmal einen so ordentlichen Mann gefunden zu haben, der ihm still zuhörte. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, als ihm der Reisegefährte auf der nächsten Station mit den Worten entgegenkam: „Nun das ist schön, Sie haben sich also mit Ihrem Bauern wieder ausgesöhnt!" — Nach kurzer Hin- und Herrede stellte es sich nun heraus, daß unser Professor mit dem nämlichen Bauern, mit dem er am Morgen so gehadert hatte, später in aller Freundschaft gefahren war, ohne es zu wissen.

Er hatte jetzt den Norden noch mehr satt als wir andern; doch eine Gesellschaft heiterer Leute amüsirt sich am Ende überall, und so zogen wir ein paar Tage vergnügt mit einander herum. Dieser Umstand veranlaßte mich, von einem halben Dutzend Empfehlungsbriefen keinen Gebrauch zu machen, obwohl ich dieß später bereute. Man lernt natürlich Land und Leute nicht kennen, wenn man nicht viel mit Eingeborenen verkehrt; andererseits bleibt es aber, wenn man nicht lange an einem Orte verweilt, allzu zeitraubend viele Besuche zu machen. — Indessen war ich nicht ganz ohne einheimische Freunde; einen trefflichen Mann hatte ich zehn Jahre früher im fernen Süden kennen gelernt. Ich freute mich nicht wenig, ihn zu überraschen, da er keine Ahnung von meiner Reise hatte. Als ich mich daher eines Mittags von einer Dienerin melden ließ, die mich eben so wenig verstand wie ich sie, und die liebenswürdige Signora, die allein zu Hause war, in der süßen Sprache Roms begrüßte, da wurden ihre Augen so groß, als ob sie einen Geist vor sich sähe. In der That gestand sie mir nachher, daß sie mich, den ein Vollbart entstellte, für einen verstorbenen Italiener ihrer Bekanntschaft gehalten. Als ich sie aber an unsere schönen Abende in der Calle del Desengaño in Madrid erinnerte, da war der Jubel groß. Die Erkennungsscene erneuerte sich, als der Gatte erschien, dem sie mich als irgend einen Professor vorstellte. Der Ehrliche machte mir eine tiefe Verbeugung, als hätte er mich nie gesehen, weinte aber vor Freude, als ich meinen Namen nannte. In seiner lieben Gesellschaft brachte ich nun viele Abende zu. Er war nicht sehr mit der Heimath zufrieden. Wenn man lange im Süden gelebt hat, gewöhnt man sich im Norden nicht gut wieder an, selbst wenn es die eigene Heimath ist. Man ist im Süden freier, natürlicher, nicht so formell wie im Norden. Man hat mehr Sinn für das Ideale, für die Kunst; man lebt in einer heitern sonnigen Natur, die unwillkürlich das Gemüth erheitert. Hier ist das Leben, wenn gleich nichts weniger als trübselig, so doch etwas leer und trivial. Die Phantasie findet keinen rechten Anhaltspunkt in der Außenwelt, die Natur ist wohl lieblich, aber es läßt sich nichts dabei denken. Wie anders dort, wo die erhabenen Denkmäler großer Zeiten uns auf jedem Schritte begegnen! Unwillkürlich nimmt der Geist des Menschen selbst einen höheren Schwung, das ganze Leben gewinnt an Bedeutung; man fühlt sich berufen, eine große Geschichte fortzupflanzen, und denkt, spricht, handelt darnach. Aus einem solchen Leben herauszufallen in ein ganz gewöhnliches, wo man nur reiche Möbeln, moderne Kleider und Thiergartenvergnügungen im Kopfe hat, das ist hart, in die Länge unerträglich. Das künstlerische Gemüth meines Freundes fühlte sich durch diese Gewöhnlichkeit der Heimath bis ins Innerste erkältet, das Schaffen seiner Phantasie gelähmt, sein eigenes Leben verkümmert. Nach dem Süden zog es ihn; und nun erst die Signora, die Tochter Roms! Aber lasciate ogni speranza — schien in ihrem wehmüthigen Blicke zu liegen.

8. Der Mälarsee.

Immerhin ist Stockholm noch eine derjenigen Städte des Nordens, deren liebliche Natur am ehesten den Süden vergessen läßt. Dieß empfindet man besonders, wenn man auf dem glatten Spiegel des durchsichtigen Mälar hinschwimmt. Am Ritterholm legen die zahlreichen Dampfboote an, welche diesen herrlichen See befahren. Es sind kleine, aber wohl eingerichtete Boote, den Rheindampfern ähnlich, an deren Bord man fast so gut und billig speisen kann wie in einem Stockholmer Gasthof. — Wir fuhren zunächst nach Drottningholm, wohin auch ganz kleine Dampfbötchen gehen. Bei dieser Fahrt hat man zuerst rechts die langgestreckte Vorstadt Kungsholmen mit ihren großartigen Militär- und Civilspitälern, links das hohe Södermalm, welches in zierliche moderne Villen ausläuft. Bewaldete Höhen mit einzelnen Bauerhöfen und Landgütern ziehen nun an uns vorüber, es öffnen sich Durchfahrten durch flache grüne Inseln, nach kurzer Fahrt aber hält das Boot vor der Esplanade des ziemlich langgestreckten Schlosses. Ein etwas lächerlicher bronzener Neptun mit Dreizack steht einsam vor dem Schlosse und scheint die Aussteigenden zurückscheuchen zu wollen. Hinter ihm erhebt sich eine lange kleine Terrasse mit dem Rococoschloß, welches aus drei Stockwerken und zwei niedern Flügelbauten besteht; rechts schließen sich einige Beamtenwohnungen an, dann kommt die Brücke über einen Arm des Mälar, wo der Landweg nach Stockholm führt. Doch hat die Gegend mit ihren flachen Umrissen nicht so viel Anziehendes, um die Blicke vom Schlosse abzulenken, in welchem die allgemein beliebte und verehrte Königin-Witwe wohnt. Nichtsdestoweniger wird der größere Theil der Zimmer gezeigt. Es ist eine undankbare Arbeit Schlösser zu beschreiben: ihre Treppen, Muschelgänge, Vorhallen und Staatszimmer und selbst ihre Curiositäten sind fast überall dieselben, und nur selten entdeckt man einen charakteristischen Zug, der die Aufmerksamkeit und Erinnerung wirklich zu fesseln vermag. Einen solchen hat Drottningholm in der That. Ich spreche nicht von den Bernadotte'schen Zimmern mit den ziemlich uninteressanten Schlachten des Marschalls, sondern von der Bildnißgallerie der lebenden europäischen Könige und Kaiser. Diese lebensgroßen Porträts sind durch die vorzüglichsten Künstler der betreffenden Länder und in gleichem Maßstabe gefertigt; besonders brillant erscheinen Napoleon, Nicolaus, Friedrich Wilhelm und Victoria. Der Saal ist so arrangirt, daß die dem Range nach bedeutenderen die Wände füllen und die andern als Surports in Brustbildern figuriren. Ein zweiter anstoßender Saal soll in gleicher Weise mit den Fürstinnen geschmückt werden, enthält deren jedoch erst sieben, worunter die reizende Kaiserin von Oesterreich die erste Stelle einnimmt. Das Schloß hat eine hübsche Terrasse nach rückwärts, von wo man einen großen Blumengarten übersieht, welcher mit Bronzefiguren geschmückt und von herrlichen Alleen eingerahmt ist. Jenseits der letzteren beginnt ein anmuthiger englischer Garten mit allerliebsten Plätzchen, Rondels und Boskets, die theils von den fremden Besuchern, theils von den Damen von Drottningholm bevölkert sind, die dort mit weiblichen Arbeiten beschäftigt die Natur genießen. Drottningholm ist nämlich zugleich ein Lieblings-Landaufenthalt der Stockholmer, welche sich besonders in dem sogenannten chinesischen Dörfchen und dessen Umgebungen häuslich niederlassen. Diese in chinesischem Geschmack erbauten Häuschen stammen aus der Rococozeit; sie schmücken den südlichen Theil des Parks, da wo derselbe an die große Wiese stößt, auf welcher die Drottningholmer Schießschule ihre Uebungen mit dem neuen schwedischen Gewehre hält, das wegen seines kleinen Kalibers, seine Treffsicherheit und rasanten Flugbahn höchlich gerühmt wird und nur dem amerikanischen nachstehen soll.

Ein weiterer Ausflug auf dem Mälar ist der nach Gripsholm. Das Eigenthümliche dieser Fahrt ist die Begegnung zahlreicher, ganz kleiner mit Tannen bewachsener Inseln, deren der

Mälar im Ganzen 1300 zählen soll. Es versteht sich, daß sie wenig dazu beitragen, die Fahrt anziehend zu machen, da der Reiz der Berge fehlt. Ein paar Engnisse, wo das Boot hart an den Felsen vorüberzieht, erinnern an die Kanalfahrt. Ueber Södertelge draußen erweitert sich der See, und es giebt eine ordentliche Wellenbewegung, die manchen Kopf und Magen an die See erinnert. Bald darauf erscheinen zur Linken die vier rothen Thürme von Gripsholm im Rahmen prächtiger alter Bäume; zur Rechten aber dehnt sich das freundliche Mariefred mit seinen rothen Häusern und Dächern, den Baumgärten dazwischen und der Kirche auf dem Hügel von Ahorn umschattet. Es war ein Sonntag; denn man kann nur Sonntags oder Mittwochs nach Gripsholm fahren. Dieß gab der Fahrt einen festlicheren Anstrich, die Reisenden waren fast alle im Sonntagsputz, auch Mariefred hatte ein stilles sonntägliches Aussehen. Ich hatte einen Bekannten gefunden, einen Hamburger, mit dem ich durch die stillen Gassen von Mariefred dem Schloß zueilte. Wir schritten durch einen verwilderten Park, der besonders um das Schloß herum aus mächtigen alten Bäumen bestand, in deren Schatten jenes wehmüthige Bedauern über uns kam, wie derartige verlassene Stätten früherer Lust in ihrer Einsamkeit immer hervorrufen. Durch ein hohes mit Wappen geschmücktes Thor traten wir in den halb mit Gras überwachsenen Schloßhof, wo ein paar russische Kanonen aus dem 17. Jahrhundert so lange unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, bis die Gesellschaft allmälig so angewachsen war, daß es dem Pförtner beliebte, uns herumzuführen. Wir setzten uns einstweilen auf eine Bank und betrachteten uns den unregelmäßigen Schloßbau, dessen runde mit schwarzen Kuppeln gedeckte Thürme ihm etwas besonders Stattliches gaben, während der röthliche Ton des Ganzen ihn frisch und lebendig erscheinen ließ.

* Pest und Quarantäne im Orient.

Daß der Orient neben großen Vorzügen und Reizen der Natur auch seine großen Plagen hat, wissen diejenigen, die selbst im Orient gewesen sind. Eine der größten Plagen des Orients ist nicht nur die Städte und Länder verwüstende Pest, sondern auch die zu ihrer Abwehr erfundene Quarantäne. Mag man auch anerkennen, daß dieses Institut zur rechten Zeit nöthig und heilsam sei, so wird es doch häufig in einer Weise angewendet, daß es einerseits zur Thorheit, zu einer Komödie, andererseits zu einer wahrhaft despotischen Maßregel wird. Die Quarantäne wird nämlich dort in ihrer ganzen Schroffheit auch zu solchen Zeiten angewendet, wo selbst jeder Gedanke an Epidemie ungerechtfertigt ist und das Institut nur von medicinischen Charlatans vermöge ihrer Vertrautheit mit den Begriffen orientalischer Speculation in Schutz genommen wird. Es giebt Zeiten, wo an den asiatischen Küsten des Mittelmeers über Alles, was aus Egypten kommt, die Quarantäne verhängt wird, trotzdem daß in Kairo und Alexandrien sammt ihren Umgebungen der Gesundheitszustand ein ganz ausgezeichneter ist. Gleichwohl muß sich dann Alles, was von dort stammt, Menschen, Vieh und Waaren, an den türkischen Küsten Palästinas, Syriens, u. s. w. als pestverdächtig behandeln lassen. Daß in Folge dieser widersinnigen Maßregel der Verkehr zwischen Egypten und der Türkei leidet und in auffallender Weise gelähmt wird, ist natürlich; aber es geschieht nichts gegen die Ursache solcher Wirkung. Namentlich ist es unbegreiflich, daß, da ein solches Verfahren der türkischen Sanitätsbehörden vornehmlich europäische Interessen beeinträchtigt und zu solchen Zeiten weder der österreichische Lloyd noch andere europäische Schifffahrtsgesellschaften den Verkehr vermitteln, besonders auch alle aus europäischen Ländern kommende Reisende von solchen Nachtheilen betroffen werden, die Gesandtschaften in Konstantinopel ihre Landsleute vor dergleichen türkischer Willkür nicht sicherzustellen und zu schützen wissen. Ist es Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit, oder sind sie mit anderen Dingen gar zu sehr beschäftigt?

Auch die religiösen Interessen der aus Europa nach Palästina Reisenden leiden durch solche türkische Willkür und Thorheit, wenn solche Zeiten in die Osterzeit fallen. Der Verfasser des Buchs: „Eine Wallfahrt nach Jerusalem, von Moriz Busch“ (Leipzig, 1861), der im Frühjahr 1859 nach dem Orient reiste und von Egypten aus als Jerusalemspilger nach Palästina zu gehen beabsichtigte, mußte sich in Alexandrien der Quarantäne unterwerfen, weil ihm als Jerusalemspilger die für Syrien bestehenden Quarantänegesetze das Betreten des egyptischen Bodens untersagten. Aehnlich erging es dem Verfasser des Buchs: „Aus dem heiligen Lande, von Constantin Tischendorf“ (Leipzig, 1862), der ebenfalls im Frühjahr 1859 den Orient bereiste, aber erst Egypten besuchte und von da nach Palästina schiffte. Er mußte eben deßhalb in Jaffa die Quarantäne halten, und wie beschreibt er den Zustand dieser Anstalt in allen ihren Beziehungen! Die Wohnungen in dem „trostlosen“ Gebäude der Quarantäne bezeichnet er als „Ställe“, klein, enge und fast ohne alles Hausgeräth. Die Quarantänewächter hatten geradezu das Aussehen von Bettelbuben, sie trugen auf dem bloßen Leibe einige Lumpen, „von denen sie sich unbedenklich einen Fidibus abreißen ließen“, und führten als officielle Waffe einen Knittel. Aller Verkehr nach außen war an lächerliche Förmlichkeiten geknüpft. Käme, sagt Tischendorf, in der That Jemand mit Krankheitsdispositionen an einen solchen Ort, was nach einer beschwerlichen Seereise leicht geschieht, so könnte er schwerlich in eine ungünstigere Lage versetzt werden; gesunde Reisende hingegen müssen sich glücklich preisen, aus so unreinlichen, widerwärtigen Räumlichkeiten mit heiler Haut davon zu kommen. Als der genannte Reisende auf einer seiner früheren Reisen im Orient in eine solche Quarantäne gerieth, drohte er dem Arzte mit einer Beschwerdeführung bei der höchsten Behörde. Dieser antwortete darauf, daß ihm das ganz recht sei, und noch mehr, wenn die Beschwerde Erfolg haben sollte; aber, fügte er hinzu, „man hat sich schon oft beschwert — ohne den geringsten Erfolg.“ Das ist türkische Kultur und Civilisation, und — Europa duldet diese faulen Zustände und solche willkürliche Wirthschaft!

D. Kind.

Der Schlachtenmaler Albrecht Adam.

München, 31 August

Der jüngst verstorbene Thier- und Schlachtenmaler Albrecht Adam, geboren in Nördlingen am 16. April 1786, zeigte schon im frühesten Alter große Vorliebe für die Kunst; sein Vater aber, der in ziemlich ärmlichen Verhältnissen lebte, bestimmte ihn zum Conditor. Fünfzehn Jahre alt, begann der junge Adam Porträte und Thiere in Wasserfarben zu malen. Im Jahr 1804 kam er nach Nürnberg; dort verließ er das Handwerk und widmete sich ganz der Kunst, unter der Leitung des Directors der Zeichnungsakademie, Zwinger; seinen Lebensunterhalt verdiente er dabei mit Formenschneiden und Porträtiren. 1806 kam er zum erstenmale

nach München, wo er seine ersten Radirungen vollendete. Im November desselben Jahres ging er nach Augsburg, wo er seine ersten Versuche mit militärischen Gegenständen begann; aber schon im Jahre 1807 kehrte er nach München zurück, um dort seinen ständigen Wohnsitz zu nehmen. An Freiherrn von Köslin und Graf von Frohberg-Montjoie fand er einflußreiche Gönner. Letzteren begleitete er im Jahre 1809 auf den Feldzügen gegen Oesterreich. Die militärischen Darstellungen, zu denen ihm dieses Verhältniß reichlichen Stoff gab, fanden allgemeinen Beifall und veranlaßten im Mai desselben Jahres den Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnais (Fürst Leuchtenberg), ihn in seine Dienste zu nehmen. Er begleitete seinen Gönner nun auf allen Reisen. Zuerst lebte Adam mit dem Vicekönig in Italien. Im Jahre 1812 begleitete er den Vicekönig auf dem Feldzuge nach Rußland bis Moskau, von wo er gegen Ende des Jahres unter großen Beschwerden und Gefahren nach München zurückkehrte. Im Jahre 1813 ging er wieder nach Italien, wo er bis 1815 blieb. Der russische Feldzug gab ihm den Stoff zu einem Bilder-Cyclus von fast hundert Blättern, die unter dem Titel: „Voyage pittoresque militaire“ erschienen. Nach seiner Rückkehr aus Italien erfreute er sich des Schutzes und der regen Theilnahme König Maximilians I., in dessen hinterlassenen Sammlungen sich die bedeutendsten Werke aus der Periode 1817 bis 1824 befinden. Nach dem Tode Leuchtenbergs und des Königs Max I. begann für ihn eine neue Periode des Ruhmes, denn bereits hatte er sich einen europäischen Ruf erworben. Im Auftrage des Königs von Würtemberg brachte er einige Zeit in Stuttgart zu; nach München zurückgekehrt, malte er im Auftrag des Königs Ludwig das große Bild: „Die Schlacht an der Moskwa“, und im Auftrage des jungen Fürsten von Leuchtenberg einen Cyclus von 16 Bildern aus dem Kriegsleben des Vicekönigs Eugen. Gegen Ende des Jahres 1848 war er mit dem Hauptquartiere des Feldmarschalls Radetzky in Mailand; dieser Feldzug gab ihm Stoff zu den großen Bildern der Schlacht von Custozza und Novara, die er im Auftrage des Königs Ludwig von Bayern und des Kaisers von Oesterreich vollendete. 74 Jahre alt, begann er für König Maximilian II. sein letztes und vielleicht namhaftestes Bild: „Die Schlacht von Zorndorf“, das er am Sylvestertage des vorigen Jahres vollendete. Seit jener Zeit fühlte er eine große Abnahme seiner geistigen und körperlichen Kräfte; bald mußte er das Krankenbett hüten, von dem ihn endlich vorgestern Abends gegen 5 Uhr der Tod erlöste. Der Verstorbene wurde in einer sehr glücklichen Ehe Vater von 5 Söhnen und 5 Töchtern, die noch alle am Leben sind und mit seinen zahlreichen Enkeln seinen Tod beweinen. An seinem Grabe befand sich fast die ganze Künstlerschaft Münchens, und als Hofmaler Dietz im Namen der deutschen Künstlerschaft einen Ehrenkranz in sein Grab versenkte, und als die ersten Schollen der Erde auf seinen Sarg fielen, da blieb kein Auge trocken.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Egyptens Vorzeit und Chronologie in Vergleichung mit der west- und ostasiatischer Kulturvölker. Von F. J. C. Mayer. — Kaufmännische Carrieren. Wahrheit und Dichtung aus dem Geschäftsleben. 2 Bde. Von G. Höcker. — Eva. Eine Novelle. Von H. Nordheim. — Sophonisbe. Trauerspiel in 5 Akten. Von R. Prölß. — Charaktermasken. Zweiter Band. Von Alfred Meißner.

* Geographische Mittheilungen. Von August Petermann. Gotha, J. Perthes. Heft 8. — Zu den werthvollsten neueren Reisen in Australien gehören die von Frank Gregory in der Westhälfte, begonnen im Jahre 1858 und fortgesetzt im Jahre 1861. Es wurden auf diesen Reisen weite fruchtbare Strecken entdeckt, geeignet zu Viehzucht, Ackerbau und besonders zur Baumwollenkultur, und ungleich den meisten bisher erforschten ziemlich wasserarmen Regionen Australiens wies Gregory ein ganzes System von permanenten wasserreichen Flüssen nach, wie den Gascoyne, Lyons, Fortescue, Sherlock, Yule, Strelley, Shaw, de Grey und Oakover. Unter den wildwachsenden Landesproducten fand der Reisende eine Art Affenbrodbaum, Melonen, Feigen, Pflaumen, Palmen, Tabak u. s. w. Ein Bericht über diese Reise findet sich im obigen Heft, nebst einer Karte von Petermann, auf der Gregory's Reise im Jahre 1861 zum erstenmal veranschaulicht ist. In demselben Heft befindet sich ein Bericht über Kotschy's Reise nach Cypern und Kleinasien, sowie die neuesten Nachrichten von Munzingers und von Beurmanns Expeditionen nach Wadai.

* Ueber den so früh verstorbenen Kunstkritiker Ernst Guhl in Berlin lesen wir Folgendes in der „Allgemeinen Zeitung.“ Seine erste größere Arbeit war die Herausgabe der ersten drei Bände des in Stuttgart erschienenen Kupferwerkes: „Denkmäler der Kunst“, durch welches sein Name allgemein bekannt geworden ist. Als Frucht einer Reise nach Italien erschienen 1854 in Berlin zwei Bände „Künstlerbriefe“, in denen, wie er sich selbst zum Hauptverdienst anrechnete, er den großen Michelangelo von den böswilligen Vorwürfen in Bezug auf seine Liebe zur Vittoria Colonna gereinigt hatte. Ein sehr liebenswürdiges und zartes Buch sind dann seine „Frauen in der Kunstgeschichte“, welches er seiner mit seltener Stärke und Treue geliebten Mutter widmete. Endlich gab er, außer einer Anzahl kleiner Arbeiten und Vorträge, in Verbindung mit dem Professor Koner das im vorigen Jahre erschienene und äußerst schnell starkverbreitete „Leben der Griechen und Römer“ heraus. In allen diesen Werken ist wissenschaftliche Tiefe, Feinheit des kritischen Urtheils und Vollendung der Darstellung aufs innigste verbunden. In seinen Vorträgen zog Organ und Ausdruck unwiderstehlich an, und man kann behaupten, daß er von den Zuhörern besonders seiner öffentlichen Vorlesungen, die er an der Universität hielt, für einen der besten Redner dieser Hochschule gehalten wurde. Zu vielen künstlichen Arbeiten der Hand war er wohl geübt, radirte selbst mit Geschick in Kupfer und hatte es in der Anfertigung von kleineren Zeichnungen, besonders von Ansichten hervorragender Punkte, die er bereist hatte, zu großer Vollkommenheit gebracht; besonders zeichnen sich die Blätter die er aus Italien seiner Mutter sandte durch Einfachheit und naiven Reiz aus. Daß er Deutschland und Italien, so wie auch Frankreich und England, gründlich kannte, bedarf der Versicherung wohl nicht; aber auch Spanien hatte er bereist und reiche Materialien heimgebracht, von denen er einen Theil in der „Zeitschrift für Bauwesen“ herausgab. Seiner äußern Stellung nach war er, obwohl erst im 43. Jahre stehend, neben dem Amte des Secretärs Professor an der Akademie der Künste, Doctor der Philosophie und Privatdocent an der Universität, Mitglied zahlreicher auswärtigen Anstalten, unter denen ihn in diesem Frühjahr noch die Akademie zu Mailand und das archäologische Institut zu Rom zu ihrem Ehrenmitglied ernannten. Der Grundzug seines Wesens war ächte Humanität, Begeisterung für alles Schöne und Edle, und so gab er sich ganz dem geliebten Studium der Künste hin und empfand hierin den reichsten Lohn des Lebens. Voll von Vaterlandsliebe, schlug sein Herz jedem Ereigniß, jeder That in froher Hoffnung entgegen, welche das deutsche Volk seinem heißersehnten Ziele näher zu bringen versprach, und mit männlichem Stolz bekannte er überall frei und offen die Wahrheit. Wohl hätte die Welt noch eine lange erfolgreiche Thätigkeit von ihm erwarten können, wohl hätten die ihm näher Stehenden gehofft noch viele Jahre seine Liebe und Freundschaft zu genießen, aber die Parze war allzu rasch, und den noch nicht vollendeten Faden schnitt sie kalten Herzens ab.

* Der „Kölnischen Zeitung“ entlehnen wir die folgende Besprechung: Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herder's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von

Herder. Dritter und letzter Band. Herder's Briefwechsel mit Knebel, Karl von Dalberg, Johann Friedrich Hugo von Dalberg, einzelne Briefe an Herder, ungedruckte Gedichte und Uebersetzungen Herder's, hodegetische Abendvorträge Herder's, aus Briefen von Herder's Gattin an J. G. Müller, Herder's Antwort an den Kirchen-Convent der Petersgemeine zu Petersburg. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung 1862. Den bei Weitem größten Theil des Bandes nehmen Knebel's Briefe an Herder ein, die über die Weimarer Verhältnisse, Knebels Stellung zum Hofe, zu Goethe, Herder u. A. neues Licht verbreiten und zugleich eine nothwendige Ergänzung zu den bisherigen Mittheilungen aus dem Herder-Knebel'schen Briefwechsel bilden, der erst jetzt als ein Ganzes benutzt werden kann, wo so manche Lücken ausgefüllt sind, viele Briefe ihre feste Zeitbestimmung und bisher unverständliche Aeußerungen ihre Deutung erhalten haben. Auch die Briefe des Coadjutors, spätern Fürst-Primas, von Dalberg erregen Antheil und dienen zur näheren Charakteristik des trefflichen Mannes, dem es mit seiner inneren Ausbildung Ernst war, der sich aber seiner späteren Stellung nicht gewachsen zeigte. Unter den einzelnen Briefen sind die vom unglücklichen Prinzen Constantin von Sachsen-Weimar, von Bode, Bürger, Petrus Camper und Leisewitz hervorzuheben. Von einer höchst anziehenden Seite zeigt sich Herder selbst in seinen hodegetischen Vorträgen an zwei Primaner und in der Antwort an den Kirchenconvent der Petersgemeine zu Petersburg. Mit diesen drei Bänden, die sich an die Sammlung „Aus Herder's Nachlaß“ und „Herder's italienische Reise“ anschließen, sind die Mittheilungen aus der Hinterlassenschaft des für die Entwicklung unserer Bildung so bedeutend gewordenen, — gleich Lessing, aber in ganz anderer Weise stets unglücklichen Mannes zu Ende geführt.

* Ein Denkmal für Palm. Vier Bürger der Stadt Braunau, in welcher der Verbreiter der Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ hingerichtet wurde, sind vor einiger Zeit zusammengetreten und haben beschlossen, jene Stelle, an welcher Palm vor 56 Jahren, ein Opfer seiner treuen Hingebung an das deutsche Vaterland, erschossen wurde, durch einen Denkstein zu kennzeichnen, in der Hoffnung, daß sich aus diesem einfachen Erinnerungszeichen binnen kurzem schon ein Monument erheben möge. Am 26. August wurde dieser Denkstein, welcher die Inschrift: „Palms Ende, 1806“ trägt, feierlich enthüllt. Eine große Anzahl Theilnehmer, darunter viele aus Bayern, hatte sich zu dieser Feier eingefunden. Sie wurde durch eine Ansprache, in welcher Palm als „Kämpfer für sein Vaterland zwar nicht mit dem Schwerte in der Hand, aber mit dem redlichen Willen im Herzen für Deutschlands Heil auch das Seinige nach Kräften beizutragen“, als ein „Märtyrer“ des deutschen Volkes gefeiert wurde. Es bildete sich ein Comité, welches am 27. August in einem Aufrufe an das deutsche Volk die Bitte gerichtet hat, daß man zur Gründung eines Palm-Monumentes nach Kräften beisteuern möge.

* Ein jüngst aufgefundenes Meisterwerk Rafaels, bisher völlig unbekannt, macht in Paris und Rom bei den Kunstkennern viel von sich reden. Abbé Nicolle, Secretär des Cardinals di Pietro, giebt im Osservatore Romano eine ausführliche Beschreibung und Würdigung desselben, der wir das folgende entnehmen: „Das Gemälde, 47 Centimètres breit und 45 Centimètres hoch, stellt den Tod des heiligen Josef vor. Der Nährvater Christi liegt auf seinem Sterbebette, mit einem gelben Mantel zugedeckt, der die bereits erstarrenden Füße noch hervorsehen läßt; die Augen sind gen Himmel gerichtet, das Antlitz zeugt von dem beschaulichen und arbeitsamen Leben, der auf dem Bette ruhende rechte Arm läßt die schwielige Hand des Zimmermanns von Nazareth sehen. Zur Rechten des Sterbenden sitzt Christus in liebevoller, aber ruhiger Bekümmerniß; er trägt ein schimmerndes Purpurkleid, über das ein blauer Mantel geworfen ist. Seine nußbraunen Haare fließen mit unendlicher Grazie auf seine Schultern herab, und seine Züge voll bezaubernder Schönheit zeigen ein Alter von etwa 25 Jahren an. Auf der andern Seite steht das liebliche Bild Mariens, bleich, mit rothgeweinten Augen, einen unterdrückten Seufzer auf den Lippen, die Hände gefaltet, das Antlitz dem Beschauer zugekehrt. Das Gemälde kam jüngst bei einer Möbelversteigerung zum Verkauf, und man erfuhr, daß es fünf bis sechs Generationen hindurch im Besitz derselben Familie war. Die Historiker und die Zeitgenossen Rafael's schweigen davon, ebenso die Kataloge; das ist aber auch bei andern Kunstwerken von unbezweifelter Echtheit der Fall. Der Maler Francia, welcher Rafael in seinen letzten Lebenstagen besuchte, fand ihn an einem kleinen von den Historikern nicht erwähnten Gemälde beschäftigt, und war außer sich über dessen Schönheit. Man ist geneigt das in Rede stehende dafür zu halten. An Schönheit und künstlerischer Vollendung wird das Gemälde sogar über das berühmte Bild der Verklärung Christi gestellt. Overbeck ist der Ansicht, daß es niemals restaurirt wurde; dennoch ist es so frisch erhalten, wie wenn es von gestern wäre. Mehr als 400 Künstler und Kunstkenner haben das Bild seit seinem Bekanntwerden gesehen, und noch hat sich kein Widerspruch gegen dessen Echtheit und hohen Werth erhoben.“

* Musikalische Notizen. Unter den jüngsten Neuigkeiten des deutschen Musikverlags befinden sich zwei größere Werke, welche die Probe öffentlicher Aufführung bereits bestanden haben, nämlich das in Berlin zu Gehör gebrachte und glänzend aufgenommene Requiem von Friedrich Kiel und die beim letzten Musikfest in Köln aufgeführte Hymne „Die Nacht“ von Ferdinand Hiller. Ferner sind unter den Novitäten zu nennen: die Concert-Ouverture für Orchester in B dur von Anton Rubinstein (Op. 60), die Partiturausgabe des Clavierconcerts von Robert Schumann, die Concertarie „Mirjams Siegesgesang“ von Karl Reinecke, Variationen und Fuge für Clavier über ein Händel'sches Thema von Johannes Brahms, eine suite pour piano von Joachim Raff und eine sylphide von Alfred Jaell. — Die Orgel in der Neuenkirche zu Arnstadt in Thüringen, welche Johann Sebastian Bach vor anderthalb Jahrhunderten vier Jahre lang spielte, die einzige aus seiner amtlichen Thätigkeit übrig gebliebene Orgel, soll durch sorgfältige Wiederherstellung der Welt erhalten bleiben. Der jetzige Organist an jener Kirche, Heinrich Bernhardt Stade, sammelt für diesen Zweck schon seit Jahren und erläßt nun einen neuen Aufruf an alle Musikfreunde, ihm Gaben einzusenden. — In Wien ist der Kapellmeister Aßmayr, der letzte lebende Schüler des berühmten Michael Haydn, 72 Jahre alt, gestorben. Aßmayr gehörte zu den besten Organisten auf deutscher Erde und zu den gebildetsten Kennern der Musik. — Eine Tochter des durch Mozart berühmt gewordenen Schikaneder, die ehemalige Sängerin Eikoff, ist neunzig Jahre alt in Regensburg gestorben. Sie genoß während der letzten Jahre von Seite des Königs Max von Bayern eine namhafte Unterstützung.

Aus dem Künstlerverein in Bremen.

: Bremen, 18. September. Der am Mittwoch, 17. d. M. im Künstlerverein gehaltene Vortrag des Herrn Dr. H. A. Müller hatte die internationale Kunstausstellung in London, und zwar vorzugsweise die Abtheilung der Malerei, zum Gegenstande. Nachdem der Redner seine Zuhörer zum Zwecke der Orientirung zunächst durch die oberen Galerien des Industriepalastes geführt und dabei auf die in der Sache wenig begründete Ungleichmäßigkeit hingewiesen hatte, welche sich in der künstlerischen Vertretung der verschiedenen Nationen bemerklich macht, erörterte er die Frage nach dem Gelingen des ganzen Unternehmens. Hierbei konnte er nicht umhin zu rügen, daß, da der Zweck einer internationalen Kunstausstellung doch nur die Veranschaulichung der gegenwärtigen Kunstentwicklung und Kunstübung bei den verschiedenen Nationen sei, man sich weder über den Begriff Gegenwart gehörig geeinigt, noch für eine hinlängliche Zahl der die einzelnen Richtungen und Schulen repräsentirenden Künstler gesorgt habe. Während England zeitlich am weitesten zurückgegangen und auch in vielen Künstlern allzu reich vertreten sei, habe z. B. Deutschland seine Vertretung zu sehr dem Zufall überlassen und hierin viel zu wenig gethan; einen großen Theil der Schuld dieser Lückenhaftigkeit trage die deutsche Kunstgenossenschaft. Gleichwohl wurde anerkannt, daß die Kunstausstellung nicht nur durch ihren Inhalt für die Geschichte der modernen Malerei äußerst lehrreich, sondern auch daß die Menge der die Kunst der einzelnen Nationen charakterisirenden Werke größer sei als je zuvor. Die hauptsächlichsten dieser Werke und die Charakteristik ihrer Urheber bildeten den zweiten, mehr ins Einzelne gehenden Theil des Vortrags. Aus Englands Vergangenheit wurden die drei Begründer der dortigen Malerei, Hogarth, Reynolds und Gainsborough, hervorgehoben, aus der Gegenwart Eastlake, Landseer und (der freilich bereits 1851 verstorbene) Turner, dessen selbstverschuldete künstlerische Entartung man in Deutschland mit ganz anderen Augen ansieht als in England. Von den Werken der übrigen Nationen beschränkte sich der Redner auf Frankreich und Belgien. Dort waren es die imponirenden Schlachtenbilder von Pils, Yvon und Bellangé, sowie der äußerst lehrreich repräsentirte Paul Delaroche, welche näher besprochen wurden; hier in Belgien vor allen anderen Malern Gallait, Madou und der mittelalterliche Leys, ein Kleeblatt von Meistern, das die Besucher für die Abwesenheit von de Keyser, Wiertz und Hamman wohl zu entschädigen vermag. — Nach dem Vortrage erfreuten die Herren Arnold, Böttjer, Castedt, Cabisius I. und II. die Zuhörer durch die Ausführung des schönen Quintetts von Onslow Op. 38, welches man wohl das Jagdquintett nennt. Der Meister componirte es nach einer Jagd, auf welcher ihn ein angeschossener Eber verwundete und in Gefahr brachte. Der zweite, dritte und vierte Satz haben durch Ueberschriften, wie „der Schmerz, die Genesung, die Heilung“, besondere Bezeichnungen erhalten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 3 6 gr Gld
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 43

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

№ 39. Bremen, 28. September. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Flüchtige Eindrücke aus Schweden.

Von A. Seubert.

9. Mariefred.

Mariefred, einst der Schauplatz von Gräuelthaten und Freudenfesten, ist jetzt das schwedische Versailles, welches kein Fremder unbesucht lassen sollte. Schade nur, daß man auch hier wie in so vielen Schlössern ruhelos dem Ausgang zugehetzt wird und sich nicht einem ruhigen Beschauen seiner Denkwürdigkeiten hingeben kann. Vielleicht wäre es besser gar nicht hineinzugehen und nur mit Schwedens Geschichte in der Hand unter einem alten Ahorn gelagert, im Anschauen des geheimnißvollen Blutbaus die Tage seiner Vergangenheit noch einmal an sich vorübergehen zu lassen. Doch wir vermochten uns nicht dazu emporzuschwingen und liefen eben in Gottesnamen den Andern durch die lange Zimmerreihe von Thurm zu Thurm, Trepp auf und Trepp ab nach.

In dem einen Thurme, dem ältesten und gewaltigsten, befindet sich das Gefängniß des verrätherischen Johann, Sohns von Gustav Wasa. Eine schön geschnitzte Thüre führt in ein getäfeltes, mit Wandschränken ausgestattetes und mit alten Holzmalereien geziertes Gemach, welches noch das Bett von Johanns Frau enthält, die hier im Gefängniß des Gatten ein Wochenbett gehabt hatte. Erichs Kerker dagegen, in den er später von eben diesem Johann gesetzt wurde, ist ein elendes Loch. Ein Gang geht außen am Thurm rund herum, damit die Schildwachen jede Bewegung des unglücklichen Königs durch die Fenster beständig beobachten konnten. An dem einen Fenster, das eine besonders schöne Aussicht über die Wasser des Mälar hin zeigt, soll er oft gestanden haben; dort wollte man ehedem am Boden den abgenutzten Fleck erkennen, den sein Fuß im Laufe der Jahre gemacht. Trotzdem, daß der Boden längst erneuert ist, bemühten sich verschiedene Inhaber rother Bücher ihre Phantasie so weit zu erhitzen, um Spuren des Königs zu entdecken. — Aus der Zeit Gustav Wasas, Vaters von Erich und Johann, stammt noch der große Rittersaal mit dem schönen Getäfel und den alten geschnitzten Stühlen, vor Allem aber mit den lebensgroßen Porträts sämmtlicher regierender Fürsten seiner Zeit, einem Pendant zu Drottningholm. — Die heitere Zeit des dritten Gustav ist durch das elegante Theater repräsentirt, in welchem die Schauspiele des geistreichen Königs gegeben wurden. Die Decke dieses Theaters wird von kannelirten, in den Rinnen vergoldeten dorischen Säulen getragen, deren Zwischenwände aus Spiegelglas bestehen, was bei Beleuchtung eine wunderbare Wirkung gehabt haben muß. Der Zuschauerraum enthält fünf amphitheatralisch sich erhebende Sitzreihen von rothem Sammt mit einer Mittelloge darüber. Der Vorhang ist aufgezogen, und eine Walddecoration läßt auf das zuletzt hier gegebene Stück schließen. Auch aus Gustavs Zeit besteht ein Bildersaal zeitgenössischer Regenten, Friedrichs II., Maria Theresia, Ludwigs XV. ꝛc. Unter ihnen zeichnet sich Gustavs eigenes lebensgroßes Bild in goldbrokatenem Hofkleid mit blauem Ordensband darüber aus. Es macht einen noch größeren Effekt als Sergels Büste; dieses schmale feine Gesicht mit dem leichten Inkarnat und den Grübchen in den Wangen und geistreichen Augen taugte auch mehr für die Verewigung durch den Pinsel als durch den Meißel; es muß belebt von Blick und Sprache unwiderstehlich gewesen sein, denn selbst die todte Leinwand ist fesselnd genug. — Eine noch spätere Katastrophe hat gleichfalls eine Spur hier gelassen. Hier wurde der halsstarrige Gustav IV. Adolf gefangen gehalten. Noch steht sein Bette hier mit prachtvoller Stickerei und dem Porträt des unglückseligen Fürsten daneben, dessen Züge seine eigensinnige Beschränktheit, aber auch seine Ehrlichkeit unverkennbar wiedergeben. — Während unter den älteren ausländischen Bildern ein Philipp IV. von Velasquez auf prächtigem Pferde in freier ungezwungener Haltung und eine Elisabeth aus Holbeins Schule, unter den neueren Napoleon und Bernadotte hervorragen, ist es insbesondere die historische Gallerie schwedischer Regenten, Generale, Staatsmänner, Gelehrter, Dichter und berühmter Frauen, sind es die Baner, Wrangel, Stenbock, die Schröderheim, Fersen, Sparre, Brahe, die Linné, Tersin, Swedenborg, Bellman, welche die Aufmerksamkeit fesseln. Sie bilden die personifizirte Geschichte Schwedens. Auch bedeutende Sprecher aus dem Bauernhause fehlen nicht in dieser interessanten Rotunde, sogar der bekannte Mohr und die Dalekarlierin, welche Gustav Wasa verbarg, sind hier eingereiht. Aber wer vermag bei einmaligem Durchrennen Alles in dem gepeinigten Gedächtnisse fest zu halten? Gewiß ist, daß manche dieser Bilder wahren Kunstwerth und Anspruch auf eine Stelle in einer Kunstgallerie, alle aber historisches Interesse haben. Manche andere Kunstschätze, welche hoffentlich in der Zukunft das Nationalmuseum zieren werden, sind nebenbei in diesen Zimmern zerstreut, wie gute Gobelins mit Corneilles Tragödien, Kästchen mit Bernsteinschnitzereien.

Ganz wirre und müde wie von einer großen Gesellschaft,

einem Hofball, auf welchem man Hunderte von Bekannten gesehen und zahlreiche neue Bekanntschaften gemacht hat, die eben nur vorübergehende Erregung zu geben vermochten und wo die interessantesten Gespräche durch die weiterstoßende Menge unterbrochen wurden, traten wir in die Einsamkeit des Parkes hinaus. Welch' ein himmlisches Plätzchen auf der Bank unter den hohen Bäumen vor dem Schlosse, wo das Gebüsch sich theilt und ein sanftes Lüftchen von dem nur wenige Schritte entfernten See herweht, über dessen Spiegel sich das Auge weit, weit hinaus verliert. Der Park schließt das Schloß so fest ab, daß man hier nichts von Mariefred oder der sonstigen Umgegend entdeckt, der Blick nur an dem schimmernden Mälar, an seinen fernen blaßgrauen Ufern und grünen Inselstrichen haften bleibt. Welche Sonntagsstille, welche wohlthätige Ruhe auf den Sturm, den die Historie dieses Schlosses in uns hervorgerufen! Lange saßen wir hier, dann schlenderten wir wieder dem Boote zu, wo wir ein einfach heiteres Mahl zu uns nahmen. Darauf wanderten wir von Neuem in Mariefreds einsamen Gassen herum: es hat seinen Namen nicht umsonst. Es lag friedlich und freundlich wie ein Marienbild. Nur draußen am Dampfboot war Leben; dort saßen und standen die Leutchen in Haufen herum, schwatzten und thaten sich gütlich. Damen und Herren aus der Umgegend hatten ihren Sonntagsspaziergang hierher gerichtet, und das Landvolk bildete seine malerischen Gruppen unter den Bäumen bei Körben mit Viktualien. — Der Abend kam in prachtvoller Beleuchtung herab, die wie von Blut getränkten, durchsichtigen Gewässer des Mälar stimmten recht zu dem rothen Schlosse und seinen blutigen Erinnerungen, aber sie entzückten doch aller Augen mit ihrer himmlischen Färbung. — Der Mond kam herauf, als wir am Ritterholm landeten.

b.

10. *Historische Denkwürdigkeiten.*

Stockholm zeichnet sich vor vielen andern Residenzen durch die Menge historischer Erinnerungen aus, welche hier dem Fremden geboten werden, die aber mehr durch den Namen als durch die Größe ihrer Erscheinung wirken. Unter die bedeutendsten gehört die Ritterholmkirche. Wenn man vom königlichen Schlosse aus rechts am Rathhause und Ritterhause vorbeigeht, gelangt man über die Mönchsbrücke nach dem Ritterholm. Diese kleine fast kreisförmige Insel enthält auf einem freien Platze, welchen die Statue des Gründers von Stockholm, Birger Jarl, ziert, mehrere in der Geschichte Schwedens denkwürdige Gebäude, vor Altem die Ritterholmkirche. Diese durch ihren eigenthümlichen, von durchbrochenem Eisendrath gebildeten Spitzthurm weit hin sichtbare Kirche ist zugleich die einzige von einer wenigstens nicht uninteressanten Architektur. Ursprünglich im einfachsten gothischen Stile erbaut, hat sie durch den Grabchor Karls XII. im Renaissancestil mit dorischen Säulen und Kuppeldach einen Anbau gegen den Platz hin erhalten, der zwar zu dem Uebrigen nicht architektonisch stimmt, gleichwohl durch die Zierlichkeit seiner Ausführung einen wohlthuenden Eindruck macht. Das Innere der Kirche ist eben so einfach wie das Aeußere; ein großes leeres Gewölbe, der Fußboden aus Grabsteinen gebildet, die Decke schwarz mit Sternen besäet, Pfeiler und Wände häßlich weiß getüncht. Oben an den Pfeilerhälsen hängen in Bündel gereiht die alten, zerfetzten, verblichenen und bestäubten Fahnen aus allen Weltgegenden, welche Schwedens große Könige einst erbeutet. Weiter vorwärts, dem Hauptaltare zu, sind die Wände mit den Wappen der Ritter des Seraphinenordens hoch hinauf tapezirt. Hier stehen auch die Steinsärge zweier alten Schwedenkönige mit den liegenden Figuren derselben, sehr unbedeutende Kunstprodukte, hier aber doch an ihrem Platze. Rechts und links davon eröffnen sich die Grabkapellen Gustav Adolfs und Karls XII. Die erstere enthält einen Sarkophag aus schwedischem Porphyr mit der Umschrift Gustavus Adolfus Magnus. Hier ruht der große König. Fahnen und Heerespauken schmücken die Wände. Die zweite hat in gleicher Weise Karls XII. Epitaphium in der Mitte und ist mit den von ihm eigenhändig eroberten Fahnen, den Schlüsseln der Städte, die er genommen, dekorirt. Unter beiden Grabchören stehen in besondern Grüften die über einander gethürmten Särge der Könige aus den Häusern Wasa und Holstein mit ihren Gemahlinnen. Karl X., XI., XIII., Gustav III., Adolf Friedrich rc. Der Eingang ist so niedrig, daß man sich beim Heraussteigen den Schädel einrennen kann; einige von uns waren ganz betäubt von dem Stoß. Neben der Gustavianischen Gruft umfängt ein neues Grabgewölbe die Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Bernadotte. Hier liegt auch der frühverstorbene Prinz August, dessen sammtüberzogenen Sarg die prächtige norwegische Krone schmückt. Baner's Grabchor mit seinem lebensgroßen Bilde und vielen eroberten Fahnen und Torstensons mit dessen Büste sind unter den übrigen Monumenten dieses Ruhmestempels zu erwähnen. Der Gesammteindruck ist übrigens weder ein imposanter noch ein schöner. Das helle Licht, welches vorweg den Schauer geheimnißvoller Majestät ausschließt, läßt nur die häßliche Tünche, den Staub und Schmutz erkennen. Wenn daher der Gedanke schön ist, eine Kirche als Walhalla herzustellen und wenn es auch nicht an Trophäen dafür fehlt, so ist die Idee doch zu armselig ausgeführt.

Ein eigenthümliches Pendant zur Ritterholmkirche bildet die Kleider- und Rüstkammer, welche einstweilen bis zur Herstellung des Nationalmuseums in Brunkebergs Hotel eingerichtet ist. Rüstungen und Waffen sieht man überall; ich will mich deßhalb mit Beschreibung dieses Theils nicht aufhalten und nur zwei Dinge bemerken: eine besonders schöne Rüstung Karls X. mit eingelegter und halberhabener Arbeit, wahrscheinlich von der Meisterhand Benvenuto Cellini's, und das ausgestopfte Schlachtroß Gustav Adolfs, welches er bei Lützen ritt: ein Hellbrauner mit dickem Halse, dessen Haut über ein hölzernes Knochengerüste gezogen wurde, und der mit dem Sattel gedeckt ist, den er an dem verhängnißvollen Tage trug. — Die Kleiderkammer ist ungleich interessanter, doch macht sie einen etwas peinlichen Eindruck. Es liegt etwas in dieser Ausstellung, was gegen die Pietät verstößt. Kleider liegen dem Menschen näher als Rüstungen und sind mehr mit seinem Wesen verwebt. Jeder Mensch hält die Kleidungsstücke verstorbener Anverwandten, wenn sie eine besondere Bedeutung hatten, in Ehren. Die blutigen Ueberreste von Gewändern, in denen Könige ihr Leben ausgehaucht, regelmäßig den Blicken eines gelangweilten Sonntagspublikums auszusetzen, erschien mir wie eine Art Profanation, die ich nicht recht zu ertragen vermochte. Es roch nach der Reliquiensammlung eines Scharfrichters. — Von Gustav Wasa bis zu dem letztverstorbenen König sind hier nämlich theils Krönungs- und Galaanzüge schwedischer Regenten und ihrer Frauen, theils besonders denkwürdige Kleidungsstücke in Glasschränken zur Schau gestellt. Da sieht man das zerrissene blutige Hemd Gustav Adolfs, das er beim Danziger Haupt und ein zweites, das er bei Dirschau trug; auch die Halskrause ist mit dem braunen verdorrten Blute des Heldenkönigs bespritzt. In einem andern Kasten hängt der ganze Anzug Karls XII., den er bei Friedrichshall trug: der blutige Waffenrock von grobem Tuch mit den wenigen großen Knöpfen, die gelbe Weste, die gelbtuchenen Hosen, die hohen Reiterstiefel und die blutigen Stulpenhandschuhe. Aus der Art, wie diese befleckt sind, will man schließen, daß er damit nach dem Rücken fuhr, das heißt, daß er von hinten meuchlings getödtet wurde. Der Rock zeigt das Loch, wo die Kugel durchging. — Dann kommt der schwarzseidene

Maskenanzug Gustavs III. mit Mantel, Schärpe und blaßgrauen Tricots, die Seite am Rücken von der Kugel zerrissen, das durchlöcherte, mit Blut bespritzte Hemd. Endlich ist hier noch die Uniform zu erwähnen, die Gustav IV. Adolf bei seiner Verhaftung trug — lauter schauerlich fesselnde Erinnerungen, aber wahre Leckerbissen für den Historiker und Romantiker. Die Kleider der letzten Regenten, welche mehr vom Standpunkte der Mode als der Geschichte zu würdigen sind, ziehen gerade deßhalb immer eine schaulustige Menge an.

An diese Denkwürdigkeiten schließt sich der Inhalt der Antiquitätensammlung, welche gegenwärtig ebenfalls noch ein Interimsquartier in einem Staatsgebäude gerade über von der Ostseite des Schlosses an der Schiffbrücke hat. Zwar ist sie in Beziehung auf nordische Alterthümer weder an Zahl noch an Werth mit der Kopenhagener Sammlung dieser Art zu vergleichen; dagegen besitzt sie eine Menge Bijoux und kleinere historische Denkwürdigkeiten, Miniaturporträts berühmter Schweden und Gegenstände, welche diese im Gebrauche hatten, Dosen, Ringe, Schmuck ꝛc., den Kommandostab Gustav Adolfs, die Geige Bellmans ꝛc. Auch hier vermißt man Katalog oder vollständige lebendige Erklärung. — Diese zerrissene und zusammenhanglose Aufbewahrung historischer Denkwürdigkeiten an verschiedenen Orten und nach verschiedenen Gesichtspunkten erinnert lebhaft an das musterhafte Arrangement im Kopenhagener Schlosse Rosenborg, wo von der Architektur des einzelnen Zimmers an Alles, was zur Umgebung, zum täglichen Gebrauch eines Fürsten gehörte, zu einem wohlgeordneten harmonischen Ganzen vereinigt ist und so einen bleibenden Eindruck der Regierungsperiode giebt. Hoffen wir, daß, wenn das Nationalmuseum fertig ist, eine ähnliche Vorkehrung getroffen werde, um wirkliche Lebensbilder zu gewinnen. Hat man dort auch keine wirklichen historischen Gemächer, so kann man sie wenigstens der Zeit getreu arrangiren.

II. Theater und Schulen.

Stockholm scheint nicht geschaffen, den Fremden durch Merkwürdigkeiten zu fesseln. Es ist vielmehr neben der reizenden, stets wechselnden Natur das lustige Leben der Stockholmer, um dessen willen man diese Stadt besuchen muß. Man behauptet, kein Stockholmer Geschäftsmann sei Nachmittags zu treffen, weil er dann unfehlbar dem Vergnügen nachgehe. Es wäre unbescheiden, wenn ein Fremder, welcher nur einige Tage hier verweilt hat, dieß unbedingt nachsagen wollte; aber so viel ist gewiß, die kleinen Dampfboote am Stromparterre wie die Nachen der Rudermadames finden den ganzen Nachmittag und Abend ihr Publikum; die Droschken und Omnibusse helfen redlich mit die Vergnügungslustigen zu befördern, die Straßen wimmeln von festlich geputzten Menschen, die dem Thiergarten, Mosebacke, Humlegarten ꝛc. zuwandern, und die Theater sind gedrängt voll.

Von dem Thiergartentheater habe ich bereits berichtet. In dem großen Theater sah ich die Oper Tell. Das Theater ist weiß mit Gold tapezirt, hat vier Gallerien und sehr bequeme Sperrsitze im Parterre. In der Mitte der ersten Gallerie befindet sich die königliche Loge mit einer Krone darüber; rechts und links von der Bühne haben die Logenfenster die Form großer Ochsenaugen. Unwillkürlich mußte ich mir denken, daß der unglückliche Gustav III. wohl aus einer dieser Logen auf das Maskengedränge herabgeschaut haben mußte, ehe er zu dem Publikum hinabstieg und den tödtlichen Schuß empfing. Jetzt geigten sie wieder lustig darauf los, als ob hier noch nie etwas Anderes aufgeführt worden wäre als der Schein des Lebens, als ob nicht das brechende Auge eines Schwedenkönigs diese Räume durchirrt hätte. So leicht vergessen sich selbst die blutigen Kapitel der Geschichte.

Im kleinen (Mindre)-Theater auf dem Platze Karls XIII. werden Schau- und Lustspiele gegeben. Es ist ein recht hübsches Theater mit drei Gallerien, alle Draperien von rothem Sammt, die Ecklogen des ersten Rangs von cannelirten dorischen Säulen, die des zweiten und dritten durch allegorische Figuren gehalten. Die königliche Loge in der Mitte der ersten Gallerie ist mit einem von zwei Genien gehaltenen Wappen geschmückt; die Decke gemalt. Das Parterre hat eine sehr starke Steigung, wodurch der Blick auf die Bühne ganz ungestört bleibt. Ich sah hier „König René's Tochter“ und den „Bürger Edelmann“ von Moliere; das zweite Stück namentlich durch den Komiker besser als das erste. Die melodische schwedische Sprache eignet sich übrigens trefflich zum Pathos, wie sie andrerseits die rapide Sprechweise des Lustspiels begünstigt. Die Musik dagegen war hier mittelmäßig. — Auch das Humlegartentheater besuchte ich. Der Humle-(Hopfen)-Garten, ein von schönen alten Lindenalleen durchschnittener Grasgarten in der Nordvorstadt hat ein Café und ein kleines Theater, welches nur ein Parterre besitzt. Es werden hier theils Lustspiele, theils romantische Dramen im Geschmack von Alexander Dumas gegeben. Die Zuschauer waren meistens männlichen Geschlechts, und ich glaubte darunter viele Offiziere zu erkennen, welche hier in Civil gehen. Die Stücke wurden mit einer gewissen genialen Nonchalance und jedenfalls mit mehr Gewandtheit abgespielt als in vielen deutschen mittleren Theatern. — Die Theater bilden indessen nicht die einzigen Abendunterhaltungen der Stockholmer; sondern sie finden dieselben namentlich auch in den vielen Cafés, theils im Thiergarten, theils in der Stadt. Unter den letzteren giebt es einige sehr elegant eingerichtete, wo man trefflich zu Nacht speist.

Wenn die heitere Seite Stockholms dem Fremden vorzugsweise auffallen wird und muß, da hier weder ein großer commerzieller noch wissenschaftlicher Verkehr ist, die ihre Brennpunkte in Gothenburg und Upsala haben, so entbehrt die Residenz doch nicht aller ernsten Charakterzüge. In politischer Beziehung sind die jetzt über ganz Schweden verbreiteten Wehrvereine nicht uninteressant. Auch Stockholm hat eine nicht unbedeutende Anzahl freiwilliger Schützen, welche in Compagnien und Bataillone getheilt sind und sich theils im Scheibenschießen, theils im Exerziren unter Anleitung von Linienoffizieren üben. Vor allen Thoren sind Schießstätten, wo sich die Compagnien abwechselnd versammeln. Ein sehr rationelles Wehrbuch, welches Exerziren, zerstreute Fechtart, Gymnastik, Bajonnetfechten, Scheibenschießen und Felddienst behandelt und von einem Offizier der Linie, dem rühmlichst bekannten Militärschriftsteller Lieutenant Mankell verfaßt ist, bildet einen guten Leitfaden für diese Vereine. Die eigenthümliche Wehrverfassung Schwedens ließ einen solchen Gedanken hier schneller und kräftiger Wurzel fassen als anderswo. Dazu kommt das größere politische Leben als in Deutschland, in letzter Zeit wohl auch der Skandinavismus. Es kann übrigens dem unparteiischen Beobachter nicht verborgen bleiben, daß die Spitze der schwedischen Volksbewegung weit mehr gegen Rußland als gegen Deutschland gekehrt ist. Der Verlust von Finnland ist ebenso wenig vergessen als die bedrohliche Nähe der russischen Grenzen. Die schwedische Hauptstadt erscheint Vielen und gewiß nicht mit Unrecht einem kühnen Griff von Seiten Rußlands allzusehr ausgesetzt, und ihre Befestigung ist der ausgesprochene Wunsch der tüchtigsten Offiziere, welche sich auch der Ausbildung der Wehrvereine mit Interesse widmen. Der schwedische Offizier steht schon durch den Umstand, daß er außer Dienst in Civil geht, dem Bürgerstande näher; dazu kommt, daß die Offiziere der sogenannten eingetheilten (Indelta)-Armee entweder wirkliche Landwirthe sind oder wenigstens den größten Theil des Jahres hindurch bürgerlichen Beschäftigungen

nachgehen und sich deßhalb nicht als eine besondere Kaste fühlen können.

Auch die Schulen Stockholms bieten Interesse; ich besuchte eine solche nach amerikanischer Art, die sogenannte neue Elementarschule, welche sich in einem neuen eigens zu diesem Zwecke eingerichteten Hause in der westlichen Banstraße befindet. Das untere Stockwerk ist ganz zu gymnastischen Uebungen aller Art hergerichtet; das obere besteht aus einem großen Hauptsaal mit anstoßenden kleineren Sälen. In dem ersteren werden 200 Schüler von jedem Lebensalter zwischen 8 und 16 Jahren durch einen Hauptlehrer und mehrere Hilfslehrer zu gleicher Zeit unterrichtet. Es versteht sich, daß der Unterricht vorzugsweise in Ertheilung von Aufgaben und in Beaufsichtigung des Selbststudiums besteht. Ein jeder Schüler hat deßhalb auch sein eigenes abgesondertes Tischchen, einen Schritt von dem des Nebenschülers entfernt, wo er ganz für sich arbeitet. Die Hülfslehrer sind da, um ihn zu unterstützen, seine Zweifel aufzuklären. Von Zeit zu Zeit wird dann eine Abtheilung zu mündlicher Belehrung in einem der Nebensäle versammelt; namentlich geschieht dieß mit den schwächeren Schülern. Der Eintritt in den Saal erfolgt in militärischen Reihen. Zwischen jeder Stunde sind fünf Minuten Pause, welche gewöhnlich zu gymnastischen Uebungen verwendet werden. Ein früherer Schüler dieser Anstalt, welcher mich dort einführte, versicherte, daß diese Methode des Selbststudiums nach seiner eigenen Erfahrung eine vorzügliche sei, was ich in Beziehung auf solche Knaben, welche selbst Trieb und Begabung besitzen, gerne glauben will, obschon ein Hauptsporn, die gegenseitige Nacheiferung, hier ausgeschlossen scheint.

Eine andere Lehranstalt ist das von Ling gegründete gymnastische Institut. Leider waren gerade Ferien, so daß ich nur den äußeren Apparat sehen konnte, der in der That sehr vielseitig ist. Bekanntlich ist die schwedische Gymnastik in erster Linie eine Heilgymnastik; sie beginnt daher mit einem vollständigen anatomischen Studium. Der gegenwärtige Vorstand, ein Schüler Lings, ist geradezu Fanatiker für diese Art des Unterrichts; er will, daß in jeder Volksschule Anatomie und Diätetik gelehrt werde, weil eine gründliche Kenntniß des eigenen Körpers und seiner Funktionen jedem Menschen schon in sanitätischer Beziehung unerläßliches Bedürfniß sei. Dem entsprechend ist hier ein anatomischer Saal mit allen nöthigen Präparaten eingerichtet; die angehenden Lehrer der Gymnastik, welche hier ausgebildet werden, erhalten förmliche Vorlesungen über Anatomie und Diätetik; die Schüler werden wenigstens durch Vorzeigen der anatomischen Präparate und entsprechende Belehrung im Allgemeinen über die Thätigkeit der einzelnen Körpertheile aufgeklärt. Hieran schließt sich der Saal mit den gewöhnlichen und einigen dem Ling'schen Systeme eigenthümlichen gymnastischen Apparaten, sodann der Fechtsaal, wo auch das Bajonnetfechten, und zwar gegen wirkliche Reiter zu Pferde, geübt wird, die Reitbahn, der Exerzirplatz und der Schießplatz (mit Armbrust), so daß also hier sämmtliche Theile des Körpers eine entsprechende Ausbildung finden. Es versteht sich, daß auch Schwimmübungen hiermit verbunden sind.

Ungeachtet ich keine Gelegenheit und besondere Veranlassung fand, mich mit dem dermaligen Stande der schwedischen Industrie näher zu beschäftigen, somit auch von Fabriken nichts berichten kann, so bekam ich doch in der neu errichteten Privatindustrie eine Idee davon, was auf dem Lande geschieht. Diese Privatindustrie in der Drottningstraße ist erst neu, deßhalb noch nicht so umfassend, wie sie vielleicht noch werden kann. Für den Fremden ist sie deßhalb interessant, weil er hier Gelegenheit findet, einige schwedische Eigenthümlichkeiten als Reiseandenken mitzunehmen. Diese Eigenthümlichkeiten bestehen hauptsächlich in Spitzen und geschliffenen Steinen. Die Spitzen sind theils nach modernen Mustern, theils nach alten schwedischen Traditionen unter dem Landvolk (in Wadsteng) gefertigt, sehr hübsch und sehr billig. Was die Steine anbelangt, so ist es besonders der schwedische Porphyr aus dem Elfthale, welcher hier in verschiedenen Formen verkauft wird. Da hier eine sehr langsame Art des Schleifens besteht, so sind die Porphyrgegenstände sehr theuer: man kann Vasen bis zu mehreren hundert Thalern kaufen. Auch Proben von verschiedenen Steinen in Quadrat- und Kreisform und in Holzkästchen werden hier verkauft. An Ort und Stelle, das heißt im Elfthale selbst, sind diese Sachen um die Hälfte billiger. Für Mineralogen ist Schweden überhaupt ein interessantes Land, und sehr seltene Mineralien sind hier bei Sammlern einzutauschen, wie z. B. blauer Spinel, Gadulinit und Ytrutantal.

12. Upsala.

Der Dom von Upsala war mir noch eine Herzenssache. Ich hatte so wenig wahrhaft schöne Architektur im Norden gesehen; der weltberühmte Dom versprach mich zu entschädigen. So fuhr ich an einem schönen Septembermorgen auf dem Dampfboot dahin ab; in Upsala selbst gedachte ich meine Reisegefährten zu treffen, welche die Gruben von Dannemora besucht hatten. Das Dampfboot war überfüllt mit Studenten, Professoren und Damen. Die Fahrt ging bis in die Nähe von Drottningholm durch das bekannte Fahrwasser des Mälar; hier wendet sich das Boot rechts und durch eine Brücke nach einer etwas engeren, aber ziemlich uninteressanten Wasserstraße, einem Nebenarm des Mälar. Da wo die Gewässer sich wieder erweiterten, erschien zur Rechten das uralte Sigtuna, die ehemalige Hauptstadt Schwedens. Die stattlichen Ruinen zweier gothischen Kirchen und ein großer viereckiger Thurm winkten als Reste von ehedem herüber. Bald darauf verengte sich die Passage wieder; es war ein starker Verkehr von den nahen Landhäusern und Höfen mit Nachen, die zum Schiffe kamen und davon abgingen; Päckchen und Briefe wurden da, wo das Boot nicht anhielt, an langen Stangen hinab- und heraufgeboten. Nun erhob sich links das stattliche Skokloster, ein hohes vielstockiges Schloß mit vier Eckthürmen im Renaissancestil. Weißgetüncht mit schwarzer Ueberdachung schaute es imposant und malerisch aus den grünen Bäumen hervor. Bald darauf verflachten sich die Uferberge zur Rechten in eine weite Ebene, während links auf der Höhe das röthlich getünchte Schloß von Upsala mit seinem langen und hohen kasernenartigen Corps de logis und seinen runden Eckthürmen sichtbar wurde. Weiter unten ragten einige Kirchthürme hervor, umgeben von größeren Bauten, die sich nach der Stadt selbst fortsetzen, welch' letztere sich an beiden Ufern des Kanals hinzog. Anmuthige Promenaden führten den Kanal entlang; dann erschien zur Linken ein elegantes Café mit Gärtchen und Ruhebänken davor; die Reihe der Landhäuser ging allmälig in eine Straße über, die am Ufer hinlief. Eine Menge Herren und Damen, unter den ersteren viele Professoren und Studenten, erwarteten die Ankunft des Dampfers, der an der ersten Brücke anlegte. Ich ging nach Stadens Hotel in dem Stadttheil des rechten Ufers, wo ich eine ordentliche Unterkunft fand. In einer Universitätsstadt ist es selten theuer; so fand ich auch den Kosttisch, man speiste in einer langen Reihe von Zimmern an einzelnen Tischchen und wurde zum Theil von Kellnerinnen bedient — zwar ziemlich frugal, aber doch genügend und wohlfeil. Es ging dabei recht stille zu; Studenten von sehr verschiedenen Lebensaltern saßen herum, jedoch beinahe ohne studentischen Anstrich. Diese Herren gehören alle einer sogenannten Nation an, z. B. Stockholms Nation, Upland's Nation ꝛc., welche

ihr besonderes und meistens sehr stattliches Haus hat und unter einem Professor steht.

Die Stadt macht einen sehr freundlichen malerischen Eindruck. Wie schon bemerkt, liegt der Haupttheil auf dem rechten Kanalufer; das Terrain steigt hier anfangs sanft, dann steiler hinan; unten ziehen sich regelmäßige, breite, aber verzweifelt schlecht gepflasterte Straßen am Kanal hin. Auf der Höhe, am Ende der Straße des Stadenhotels liegt die imposante Bibliothek, weiter rechts der Dom, die Universität, der Kirchhof, links der botanische Garten und das Schloß. Das linke Kanalufer ist flach; regelmäßige breite Straßen bilden hier einige Quadrate mit einem hübschen großen Marktplatz, auf dem sich eben neue moderne Gebäude zu erheben beginnen. Beide Stadttheile sind durch ein paar Brücken mit einander verbunden. — Mein erster Gang galt natürlich dem Dom; er war leicht zu finden, denn er liegt nur hundert Schritte hinter dem Hotel. Man steigt durch ein Treppenthor, welches vor der Meßnerwohnung überbaut ist, auf den freien Domplatz, der auf einem kleinen von Granitmauern eingefaßten Plateau liegt. Dieser Zugang ist würdig, fast großartig und erinnert an den Dom von Erfurt, obwohl die Erhebung keine so bedeutende ist. Der Dom selbst aber rechtfertigt seinen Ruf nicht; es giebt eine Menge kleiner Städte in Deutschland, die größere und schönere Kirchen haben. Der hiesige Dom hat zwei gewaltige gegen Westen gekehrte Thürme in plumpem gothischen Stil, die kurz über dem Dach der Kirche in ein paar elenden Rocoolaternen endigen. Die Kirche selbst ist ein dreischiffiger, massiver Bau, bekanntlich der Notredamekirche nachgebildet, das Mittelschiff höher als die zwei Seitenschiffe in einfachem gothischen Stil, außen von schwerfälligen Strebepfeilern gestützt. Sie ist aus Backsteinen gefertigt und zeigt eine Masse unschöner Löcher von den beim Bau verwendeten Holzgerüsten. Das gegen Süden gekehrte Hauptportal hat eine Façade mit einer Rosette, einer Gallerie darüber und zwei Eckthürmchen. Das Portal ist mit einigen vom Brande verschonten Ueberresten geziert; ein paar hübsche gothische Marmordächlein erheben sich über mittelmäßigen Statuen von Heiligen. Die Schöpfungsgeschichte ist in sechs Medaillons versinnlicht. Ein Hautrelief, Adam und Eva mit dem Apfel, ist unter den Statuen eingemauert. Man ersieht aus diesen Ueberresten wohl, daß, ehe das Feuer hier wüthete, mancher Schmuck vorhanden war, von dem jetzt nur noch Trümmer zeugen. Das Portal gegen Westen ist gleichfalls mit Reliefs (Geißelung Christi, Verkündigung der Maria) geziert; gegen Norden steht ein Christus mit der Weltkugel über der Thür. — Wenn Schriftsteller von der Großartigkeit des Domes alles Mögliche fabeln, so muß ich dieß mit Entschiedenheit in Abrede stellen. Ich fühlte mich gründlich enttäuscht. Wenn schon die Umrisse reizlos, die Thürme durch die schwarzen Laternen geradezu abscheulich sind, so ist es doch hauptsächlich der Bau selbst, der durchaus keinen geistigen Aufschwung zuläßt. Das Innere wirkt kaum besser. Wohl vermöchten die 24 freistehenden Pfeiler, die hohen Schwibbögen an sich zu imponiren, aber Alles ist dick weiß angestrichen; ein grelles Licht fällt auf diese Kasernenmauern; man fühlt sich unbehaglich, es ist nicht das Feierliche eines strengen Doms, nicht das Herzerfreuende einer geschmückten Kirche, was uns hier anweht; Alles ist kalt, abgeschmackt, langweilig. Altar und Kanzel in einem häßlichen Zopfstil sind nicht geeignet, die Stimmung zu heben, ebenso wenig die Denkmäler. Das Grabmal Gustav's I. hinter dem Altar zeigt den König zwischen zweien seiner drei Frauen ruhend, steife, ausdruckslose Gestalten, im Ganzen aber nicht ohne Wirkung. Der Chor ist mit sehr mittelmäßigen Fresken von Sandberg geschmückt, welche Wasa's Flucht, seine Ansprache an die Dalekarlier, seinen Kampf mit den Dänen, seinen Einzug in Stockholm &c. darstellen. Ein zweites größeres Grabmonument ist das Johanns III.; der König ist schlafend dargestellt, den Kopf in der Hand, die Beine über einander geschlagen. Diese letztere Positur giebt dem Ganzen, das sonst mit schöner Technik in carrarischem Marmor ausgeführt ist, ein triviales Aussehen. Von dem in dieser Kirche herrschenden Mangel an Kunstgefühl zeugt auch der Umstand, daß die vier Statuen, welche ursprünglich auf die vier Ecken eines freistehenden Grabmals componirt waren, hier, weil der Sarkophag an die Wand gedrückt wurde, nun wie Schildwachen rechts und links davor stehen. Unter die übrigen Denkmäler gehört das Linné's, eine Pyramide von schwedischem Porphyr mit seinem Reliefporträt, die treffliche Marmorbüste De Geers von Sergell, das Grabmal Menanders, woran die Statue der Religion in carrarischem Marmor und mit schöner Gewandung ein Kreuz haltend, der Bischof selbst in einem Relief als Bibelübersetzer der Finnen. In einem Souterrain wird eine alte Holzfigur gezeigt, welche den Gott Thor vorstellen soll. — Der Meßner schien auf die Herrlichkeiten seiner Kirche, die unter einem tüchtigen Conservator wohl eine kleine Paulskirche werden könnte, nicht wenig stolz zu sein; doch gestand er zu, daß auch schon andere Besucher von dem weißen Anstrich, womit man die Brandschäden zuzudecken suchte, nicht erbaut gewesen seien. Zuletzt hatte ich noch das Vergnügen, ihn selbst nach alter Sitte aus einem Fenster seines Hauses die Stunde nach allen vier Weltgegenden in singendem Tone ausrufen zu hören.

Der Mittag war heiß; ich trat in die schattige Allee, welche von der Kirche an dem Universitätsgebäude und der kleinen alten Dreifaltigkeitskirche vorbei nach der Bibliothek führt. Diese war leider geschlossen; ich setzte deßhalb meinen Spaziergang nach dem dahinter gelegenen botanischen Garten fort. Tannenhecken, in fränkischem Geschmacke zugeschnitten, schließen die einzelnen Quadrate ein, welche je ein bestimmtes Gebiet der Flora umfassen. Unweit des Eingangs erhebt sich ein Gartensalon oder Festsaal, in welchem die sitzende Marmorstatue Linné's von Byström, von einem Oberlichte erhellt, aufgestellt ist. Er hält ein Buch in der Hand, in welches eine Blume eingezeichnet ist. Die Statue machte in ihrer anspruchslosen Würde einen guten Eindruck und würde dieß noch mehr thun, wenn der Saal nicht noch von den kolossalen Gypsfiguren von Odin, Thor und Balder und den Statuen von Apollo und Venus geziert wäre. Diese Zusammenstellung an sich schöner Werke, die aber in Gegenstand und Dimensionen vollkommen verschieden sind, wirkt einigermaßen störend. — Von dem noch etwas weiter oben gelegenen Schlosse und Schloßhofe aus hat man eine Aussicht über weite fruchtbare Ebenen, die dem Auge wohl thut. Kehrt man hier auf der Höhe und in der Richtung der Bibliothek zurück, so trifft man einer Allee entlang auf den Kirchhof von Upsala, welcher die Grabmäler bedeutender Männer, wie Thunberg, Geijer, Palmstedt &c. enthält. Dieser Kirchhof zeichnet sich weniger durch den feinen Geschmack der Grabmäler als durch die herrlichen Granit- und Porphyrwürfel und Pyramiden, die dazu verwendet wurden, aus. Eigenthümlich sind hier die Grabmäler der Nationen, d. h. der einer und derselben Landsmannschaft angehörigen verstorbenen Studenten. Wie überall ist auch der Kirchhof von Upsala der Spaziergang für Kindsmägde. — Als ich von da nach der Stadt zurückkehrte, fiel mir die Stille der Straßen auf; nur selten begegnete mir ein Student in weißer Mütze mit schwarzen Streifen und Kokarde; solche flotte Burschen wie in deutschen Universitätsstädten sucht man hier vergebens. Auch Abends in unserem Gasthof — denn ich traf hier meine alten Freunde und selbst den Professor wieder — waren wir die lautesten in der alten Krönungsstadt. Am andern Morgen stand ein solche Menge mit Taschentüchern wehender Herren und Damen

am Dampfboot, als gälte es einer Auswanderung nach Amerika, nicht dem täglichen Boot nach Stockholm. Wir waren froh, als wir die recht freundliche, aber todte Stadt hinter uns hatten.

Zwei Tage später bestiegen wir zusammen den Bore, ein großes prächtiges Schraubenschiff. Der Abschied von Stockholm wurde uns nnn doch schwer; trotz aller Enttäuschungen hatten wir doch manches Schöne und Werthvolle hier gesehen, manches Liebenswürdige erlebt. Schwerer noch war's, von den alten Freunden zu scheiden, die wir wohl schwerlich wieder sehen sollten. Noch hundert Mal schaute ich nach der Stelle am Skeppsbron zurück, wo ein wehendes Tuch von zwei edeln Herzen zeugte, von denen ich schon einmal an der Puerta del Sol Abschied genommen.

* Das Oberhaus von England und die Wissenschaft.

Unter den kleinen akademischen Gelegenheitsschriften, welche, wie Kuno Fischer's „Reden", auch außerhalb der Universitäten einen weiteren Leserkreis erreichen, zeichnet sich durch eine sehr ansprechende Frische der Vortrag aus, den H. Marquardsen, Professor des Staatsrechts zu Erlangen, jüngst bei seinem Eintritt in den Senat über das Oberhaus von England in der Berührung mit der Wissenschaft gehalten hat. Von der Ansicht ausausgehend, „daß eine deutsche Hochschule immerhin zu den Lords von England gewisse Beziehungen hat und die Facultäten Erlangens sich in dem Parlamentspalaste von Westminster nicht ganz fremd fühlen werden", führt nämlich der Verfasser dem Leser die glänzenden Namen der Wissenschaft vor, welche die britische Aristokratie unter ihren Staatsmännern besitzt.

Zuerst sind es die hohen Geistlichen im Oberhause, deren wissenschaftlicher Bildung mit Anerkennung gedacht wird. „In unsern Tagen ragt aus diesem Kreise in der Persönlichkeit des Erzbischofs von Dublin das Muster eines tief wissenschaftlichen Denkers, groß in aller divinarum atque humanarum rerum scientia, hervor. Und wer einmal die attische Beredsamkeit des jetzigen Bischofs von Oxford vernommen hat, wird die hohe Bedeutung dieses Elements im englischen Oberhause nicht mehr in Zweifel ziehen." Dann folgen eine Musterung der juristisch berühmten Mitglieder des Hauses. „Es ist unmöglich, die ganze Reihe der Grafen und Barone aus dem Juristenstande hier aufzuzählen, welche, selbst zu ihrer Zeit eingreifend, oft beherrschend die Politik der Lords lenkten, die Somers, Cowper, Cambden, Mansfield, Thurlow, Eldon des vorigen Jahrhunderts. Noch immer hallen im Ohre der Nation die Perioden Lord Erskine's, der durch das Motto seines Adelsschildes: Trials by Jury selbst seinen Rechtstitel auf den Pairshermelin aufführte . . . und noch ist es dem englischen Oberhause vergönnt, von Zeit zu Zeit der Weisheit und Beredsamkeit zweier großer Juristen, Lord Brougham und Lord Lyndhurst, zu lauschen. Wovon Jener, in wunderbarer Geistesfrische, jetzt im 85. Lebensjahre seine Thätigkeit im Oberhause als Richter und Redner nur als Erholung von strengwissenschaftlichen Arbeiten aller Art und als Führer und Vormann auf Congressen und Meetings ohne Zahl betrachtet, als eine Reminiscenz an den gewaltigen Lordkanzler des Reformbill-Parlaments und den noch gewaltigeren Henry Brougham des Barreau von England, des Unterhauses und des Processes der Königin. Während der Andere, ein geistiger Hochlandsrecke, jetzt im 90. Jahre, Allen unbezweifelt als das eigentliche Haupt des Oberhauses gilt, so sicher und gewiß als ehemals der eiserne Herzog, der Sieger von Waterloo — auch ein Emporkömmling — in seiner soldatisch-strammen Beredsamkeit fast ohne Worte die Barone von England führte. Lord Lyndhurst ist der Sohn eines armen Malers Copley; 1772 in der damals noch loyalen Hauptstadt von Massachusetts, Boston, geboren, hat er den großen Unabhängigkeitskrieg der Washington und Franklin erlebt, um jüngst nachdem er fast alle hohen juridischen Staatsämter, darunter das Lordkanzleramt dreimal bekleidet, noch einmal während der Bürgerkrieg die Union zerfleischt, an der Schwelle eines Kampfes zwischen seiner Heimath und seinem Vaterlande — beim Trentfalle — zu stehen. Und noch immer spielt um den Mund dieses wunderbaren Greises, den zu allen Ehren und Würden auch die uns verwandte des High Steward der Universität Cambridge geschmückt, das von seinen forensischen und parlamentarischen Gegnern der Manneszeit schon vor 60 Jahren und jetzt noch ebenso gefürchtete sardonische Lächeln der Ueberlegenheit, und noch immer schießt das Auge des alten Adlers Blitze, wie sie vor ihm nur einmal die Züge des großen Chatham umflammten."

Hat nun auch die medicinische Facultät keine hervorragenden Vertreter im Oberhause aufzuweisen, so werden für die Geschichtsschreibung doch Macaulay und Lord Mahon (der jetzige Graf Stanhope) stets vollen guten Klang haben, und auf dem Gebiete der Finanzwissenschaft sei nur ein Name genannt, der auch jetzt noch der Pairie von England Glanz verleiht, Lord Overstone, jener City-Banquier — homerisch zu reden, wie er bei den sterblichen Menschen heißt, Jones Lloyd, den Manche für die finanzielle Egeria des unvergeßlichen Sir Robert Peel hielten." „Eben jene große breite Thatsache", fährt der Verfasser weiter unten fort, „wolle man im Auge behalten, daß wirklich mit ganz wenig Ausnahmen die erbgesessene Pairie Englands eine wissenschaftliche Bildung auf den großen Landschulen und den Universitäten des Reiches durchgemacht hat. Jene Klasse von Adelsherren, welche nach Art der Freier der Penelope leben, die die Braut heimzuführen dachten, ohne durch ernstes Streben und durch odysseisches Wandern im weiten Reiche der Erfahrung sie verdient zu haben, denen aber dafür auch das nos numerus sumus et fruges consumere nati als ewiges Denkzeichen von Dichterhand aufgedrückt ist, welche nur das väterliche Erbe und die eigene Unwissenheit repräsentiren, hat im Oberhause von England keine bleibende Statt."

Marquardsen geht dann noch in sehr anziehender Art auf das Wesen der Schulen von Eton und Harrow, der Hochschulen Cambridge und Oxford ein; der ganze Vortrag ist gehoben von dem Bewußtsein des Verfassers, daß die politische und nationale Größe eines Landes innig mit der wissenschaftlichen Bildung seiner Staatslenker in Beziehung steht. W. K.

Aus Südamerika und dessen deutschen Kolonieen.

* Von seiner dritten Reise nach Amerika, welche Gerstäcker in den Jahren 1860 und 1861 gemacht hat, berichtet er in einem dreibändigen Werke, das zwar auf wissenschaftlichen Werth keinen Anspruch hat, allein mit des Verfassers bekannter Lebendigkeit geschrieben ist. Er war anderthalb Jahre in Südamerika und wanderte besonders durch die deutschen Kolonieen desselben. Ueber die anziehenden Berichte, welche Gerstäckers Reisewerk enthält, giebt die „Süddeutsche Zeitung" einen Ueberblick. Gerstäcker verließ am 8. Mai 1860 zum dritten Male die Heimath, um dem amerikanischen Continent einen längeren Besuch abzustatten; diesmal besonders, um die in Südamerika zerstreuten deutschen Kolonieen aufzusuchen. Am 17. Mai schiffte er sich in Southampton

ein; nach rascher Seefahrt, wobei nur die dänische Insel San Thomas berührt wurde, landete Gerstäcker in Aspinwall, fuhr mit der Eisenbahn über die Landenge nach Panama und von dort mit einem kleinen Dampfer nach Buenaventura (Staat Cauca der neugranadischen Conföderation), nach Tomaco, einer Insel in der Mündung des Miraflusses an der Südgrenze von Neugranada, und nach Esmeraldas in der Republik Ecuador. Dort traf Gerstäcker mit dem Director einer deutsch-englischen Landcompagnie zusammen, welche die Landstrecke, die Ecuador für seine Schuld von 550,000 Pfd. Sterl. an England abgetreten, angekauft und nun als Vorbereitung zu einer Colonisation zu erforschen unternommen hat. Von Esmeraldas wandte sich die Gesellschaft zunächst nach Norden, nach dem elenden Dorf S. Lorenzo am Pailon, von einer Mischlingsrace von Spaniern, Indianern und Negern bewohnt, (1° 30, N. B. 78° W. L. von Greenwich). Von hier begleitete Gerstäcker einige Tagereisen weit die Expedition, welche den Weg zwischen dem schönen Hafenbecken an der Mündung des Pailon und der Hauptstadt Quito zu untersuchen und im Walde zu bezeichnen hatte. Was hier Gerstäcker von Urwald sah, ging über alle seine früheren Erfahrungen: „Dichte Baumschatten, mit den Wipfeln fest in einander greifend, daß die Affen mit Leichtigkeit ihre Bahn dort oben hin verfolgen konnten; prachtvolle hochstämmige Palmen dazwischen aufschießend, zu denen die Elfenbeinpalmen (negritos) mit Tausenden von anderen niederen Bäumen und Büschen das Unterholz bildeten. Kein Sonnenstrahl fiel auf diesen Boden, der, ewig feucht, in ewigem Schatten lag; keine Brise fächelte diese purpurrothen Lianenblüthen, die in dichten Trauben niederhingen. Ja, oben in den höchsten Wipfeln brauste es manchmal hin. Wir konnten von unten erkennen, wie sie sich bewegten; wir hörten das ferne Rauschen, das wie das Brausen eines mächtigen Stromes zu uns drang; wir fühlten die schweren Tropfen, die der Wind aus den höchsten Blattkronen auf uns niederschüttelte, aber hier unten herrschte ewige Ruhe und Dämmerung, und weiter verfolgten wir unsere mühselige Bahn.“

Nach siebentägiger Begleitung kehrte unser Reisender um und legte die durchhauene Waldstrecke mit Bequemlichkeit in anderthalb Tagen zurück, um am Pailon noch dritthalb Monate die der Landgesellschaft gehörige Yacht „Kittiwake“ zu erwarten, welche die ersten Ansiedler mitbringen sollte. Dieser unfreiwilligen Muße in einem so abgelegenen Orte verdanken wir eine wohlgelaunte Schilderung der Zustände von S. Lorenzo, welche trotz ihres munteren Tones zu sehr ernsten Gedanken anregt. Nach der Abreise der Kittiwake am 25. September war Gerstäcker's Prüfungszeit vorüber, und nach einem Rasttage fuhr er im Canoe die in einander mündenden Flüsse Sant Jago, Bogota und Cachari aufwärts, eine besonders auf dem reißenden Cachari schwierige Fahrt, dessen Stromschnellen jedoch die rudernden Neger mit unglaublicher Geschicklichkeit zu überwinden wissen. Von dem Ort Cachari, einer Kolonie freigelassener Neger, wurde die Wanderung durch den wilden Wald mit Negern, welche das Gepäck trugen, angetreten. „Vier Tage wateten wir durch Schlamm, ohne nur ein einziges Mal auf zehn Schritte trockenen oder nur festen Boden zu haben; vier Tage kreuzten wir angeschwollene Bergströme und kletterten und krochen durch zahlreiche umgestürzte Wipfel, die Nacht dann unter einem rasch errichteten Laubdach zuzubringen und den Regen darauf niederpeitschen zu hören.“ Der Weg ging an dem linken Ufer des Flusses Mira hinauf, welcher schließlich auf einer halsbrechenden Seilbrücke passirt wurde. Eine Pflanzung, Paramba, wo ein Arzt aus Quito die willkommenste Gastfreundschaft übte, war das erste Haus an dieser Grenze der Wildniß. Hier in Paramba war noch die üppigste Vegetation: Cacao, Kaffee, Zuckerrohr, Yukawurzel, rother Pfeffer, Bohnen, Orangen, Citronen, Bananen und Pisang, Reis und Taback; rasch aber stieg der Weg, welcher ja zur höchstgelegenen großen Stadt der Welt führt (Quito, 9000 Fuß über der Meeresfläche), und bald umgab die rauhe kahle Hochebene den Wanderer, wenngleich noch mancher Bergstrom zu kreuzen war, dessen tiefes Thal wieder in tropischem Pflanzenschmuck prangte.

Von Quito ritt Gerstäcker im October 1860 nach Guayaquil. Der acht Tagereisen lange Weg führt an den Abhängen des Chimborasso bis zur Höhe von 15,000 Fuß hin, dabei litt Gerstäcker am Wechselfieber; elende Verpflegung, schlechte Straßen und beständige Gußregen erschwerten außerdem seine Reise.

In Lima erkundigte sich Gerstäcker eifrigst nach dem Zustande der deutschen Kolonieen am Pozozu, konnte aber selbst unter den Deutschen Niemanden auffinden, der aus eigener Anschauung Kunde von ihnen zu geben wußte. So machte er sich denn rasch entschlossen am 27. December 1860 allein dahin auf den Weg.

Am 21. Januar 1861 verließ Gerstäcker die Kolonie, um mit einem Indianer als Führer den fünftägigen Marsch nach Huancebamba durch Urwälder anzutreten. Von dort konnte er wenigstens wieder weiter, und so ging die beschwerliche Reise über die hohe Puna hin, bis er endlich im Februar Lima wieder erreichte. Am 1. März kam er mit dem Dampfer Lima nach Valparaiso. Er sah die Stadt nach 12 Jahren wieder, durch den Aufschwung des Handels und nach wiederholten Bränden verschönert, das deutsche Element in guter Achtung stehend und einig. Seinem Vorsatze getreu besuchte er auch die deutschen Kolonien in Valdivia. Noch nicht zufrieden mit den ausgestandenen Beschwerden, hatte unser Reisender eine lebhafte Sehnsucht, den Patagoniern einen Besuch abzustatten. Nachdem er schon das Dampfschiff nach Buenos Ayres bestiegen hatte, fand sich ein Halbindianer bereit, ihm zum Führer zu dienen. Die Partie erwies sich aber als die verunglückteste von allen. Vierzehn Tage brachte Gerstäcker in der Hütte eines Cazifen zu, unter dessen Familie, dessen Gästen und Hunden, unter den unbequemsten Verhältnissen, bei beständig strömendem Regen, während die ganze Unterhaltung darin bestand, daß bald in der Hütte des Cazifen Trinkgelage von Aepfelwein (Tschitscha) oder Branntwein stattfanden, bald auswärts solche veranstaltet wurden. Am Ende mußte er noch froh sein, bevor die Regenzeit eintrat, welche fünf Monate zu dauern pflegt, am 16. April mit Lebensgefahr wegen der ausgetretenen Ströme und nach Erschöpfung aller Geldmittel den Rückweg nach Valdivia finden zu können, wo er gerade noch zur rechten Zeit ankam, um mit der „Amalia“, dem ersten Schiff, welches seit 18 Monaten von Valparaiso nach dem La Plata abging, am 7. Mai sich einzuschiffen. Nach einer stürmischen Fahrt um Cap Horn lag das Schiff am 28. Juni vor Montevideo. Nach kurzem Aufenthalt begab sich Gerstäcker nach Buenos Ayres, welches er ebenso wie Valparaiso nach zwölfjähriger Abwesenheit bis zur Unkenntlichkeit verändert fand. Statt der aus rothen Backsteinen erbauten Stadt, deren Straßen sich in den Pampas verloren, eine fast ganz umgebaute neue, Gasbeleuchtung, Trottoirs, gutes Pflaster, Eisenbahn, glänzende Läden und ein bedeutend hervortretendes deutsches Element im Handel- und Gewerbstand. Von Buenos Ayres fuhr der Verfasser nach Montevideo zurück und nahm dort einen Platz auf dem Postwagen bis Artegas an der brasilianischen Grenze. Er besuchte nun allmälig die deutschen Kolonieen der Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Katarina und Rio de Janeiro, hatte im September 1861 eine Unterredung mit dem Kaiser von Brasilien über die Zustände der Kolonieen, schiffte sich am 25. September in Rio de Janeiro nach der Heimath ein und landete am 19. October in Bordeaux. Schon längst besorgt wegen des Mangels an Briefen aus der Heimath, erfuhr er erst in Paris den während seiner Reise erfolgten Tod seiner Frau. „Den Abend besuchten wir noch ein deutsches Kaffeehaus, um vielleicht Landsleute dort zu finden. Mein Reisegefährte

traf einen Bekannten; ich wurde ihm vorgestellt, und als er meinen Namen hörte — erfuhr ich, daß ich kein Weib — keinen eigenen Herd mehr habe, und das — war mein Willkommen in der Heimath!«

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** König Friedrich Wilhelm IV. in seinem Verhältniß zur bildenden Kunst. Von K. von Rosen. — Wetzlar und das Lahnthal mit ihren geschichtlichen Denkwürdigkeiten. Von Paul Wigand. — Der Uebertritt Constantins des Großen zum Christenthum. Von Th. Keim. — Studien über die Zustände Kurlands. Von A. Hayking. — Otto von Guericke und sein Verdienst. Von F. Dieß. — Leibnitz und die beiden Kurfürstinnen. Historischer Roman in 3 Bänden. Von H. von Maltitz. — Vergangene Tage. Kulturhistorische Novellen. Von L. Ziemssen. — Germanisches Blut. Lebensbild aus dem indischen Archipel. 2 Bde. Von Herm. Breusing. — Erzählungen und Skizzen. 2 Thle. Von A. Baudissin.

* Stimmen aus der Zeit. Gedichte von Arnold von Weyhe. Celle. Verlag der Schulze'schen Buchhandlung. 1862. — Vorliegendes Opus, 47 Seiten stark und einem Herrn Adolf von Plato gewidmet, ist königlich hannoverschen Inhalts, und mit deutschen Lettern schön gedruckt. Wir könnten uns in unserm Referat auf diese Bemerkung beschränken, denn ein Weiteres wäre eigentlich überflüssig, da das Heftlein wegen seines naiven welfischen Patriotismus für alle Andern ungenießbar wird. Herrn Arnold von Weyhe ist der Mai deßhalb Wonnemonat, weil Anno 1127 am 29. dieses Monats sich »der stolze Heinrich, der sächs'schen (!) Wulfhild Sohn, Getrude auserwählet« (die Tochter Kaiser Lothars) und dafür fühlt er sich »zum heiß'den (!) Danke zum (!) höchsten Gott entflammt.« Aber noch ein Verdienst hat der Mai, das ihn zum Wonnemonat erhebt.

> O! Monat Mai! Gepriesen sei'st du zum andern Mal,
> Es lächelte von Neuem uns deiner Sonne Strahl;
> Du schenktest uns den Fürsten, auf den das Volk vertraut,
> Auf den es voller Liebe und voller Hoffnung schaut.

Dann folgen natürlich Betheuerungen, wie:

> Mag auch die Welt befallen der Freiheit toller Wahn,
> Wir nennen uns mit Stolze: Dein treuer Unterthan. (!)

Die Gedichte, welche diesen Standpunkt nicht einnehmen und andere Themata behandeln, sind entweder schwach — wie das, in welchem die Geschichte der vor den Heiland geführten Ehebrecherin und das Gleichniß vom verlorenen Sohn zusammengewürfelt werden — oder sie sind zu betrachten als ein politisches Armuthszeugniß, das der Verfasser sich selbst ausstellt, wie im Gedicht: »Unsere Zeit.« Der arme Victor Emanuel! Man denke sich: Er findet keineswegs den Beifall des Herrn von Weyhe, der eine fürchterliche Philippica gegen ihn losläßt. Da die »Stimmen aus der Zeit« in der verderbten Zeit, der wir nun einmal angehören, wahrscheinlich sonst nirgend Gehör finden werden und die Gegenwart überhaupt an Humor arm ist, so erlauben wir uns einige Verse dieses Gedichts der ewigen Vergessenheit zu entreißen, um zu constatiren, wie ein Junker Hannovers über die Vereinigung Italiens und speciell über einen von allen andern Gegnern geachteten und angestaunten, von Millionen aber mit schwärmerischer Begeisterung genannten Helden wie Garibaldi, denkt und Verse macht. Victor Emanuel wird angeredet:

> Und sprich! blick in dein Herz hinein, gereicht es dir zu deinem Ruhm (!)
> Daß jener Garibaldi so beschimpft dein heilig Königthum,
> Daß ohne Kriegserklärung er, still wie ein Dieb bei Mondenschein
> Es wagt in deinem Namen frech zu bringen in Sicilien ein?
>
> O sag'! weshalb noch häufest du auf deinen Namen Schimpf und Spott?
> Sprich! Fürchtest du Vergeltung nicht, die Strafe des gerechten Gott? (!!)
> Laß ab, o! laß von dieser Schmach! o! scheuche fort den eitlen Ruhm
> Und schände länger frevelnd nicht dein Gott geweihtes Königthum!

Die Gedichte »Hannovers Kriegern« und »dem Kronprinzen«, welche die würdigen Schlußsteine bilden, mögen im Stande sein ächt hannoverschen Herzen Thränen der Rührung abzupressen, uns haben sie heiter angemuthet; überhaupt aber erschienen diese »Stimmen aus der Zeit« uns vorzugsweise als ein Curiosum, und nur aus diesem Grunde fanden wir uns veranlaßt so lange bei ihnen zu verweilen. **W.**

* Die Alterthumsforscher auf Lichtenstein. Am 16. September und den folgenden Tagen hielten die deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher ihre Versammlung zu Reutlingen in Würtemberg. Sie machten am 17. einen romantischen Ausflug nach dem Lichtenstein, über welchen der Schwäbische Merkur berichtet: Um 1 Uhr fuhr die ganze Versammlung auf Leiterwagen und Omnibussen von Reutlingen ab nach Oberhausen. Von hier an ging es zu Fuß auf die Burg, wo man etwas vor 4 Uhr ankam. Hier erwartete die Versammlung ein wirklich einziges Schauspiel. Nachdem Graf Wilhelm von Würtemberg seine Gäste am Eingang in den Park empfangen hatte, trat man vor die Burg selbst, die derart mit Mannschaft in mittelalterlicher Tracht besetzt war, daß man sich förmlich um 400 Jahre zurückversetzt sah. Zuerst ward das Zeichen gegeben, daß Gäste sich der Burg nahen, dann hielten der Burgvogt und der Schloßkaplan von jenseits der noch aufgezogenen Brücke humoristische Ansprachen an die Versammlung, darauf wurde das Hauff-Denkmal besichtigt. Als man davon zurückkam, hatten die in der Nähe bei einem Bierfaß postirten Knappen unterdessen die Gläser gefüllt und reichten sie herum. Nun erst betrat man über die jetzt herabgelassene Zugbrücke den Schloßhof unter den Klängen einer vortrefflichen Musik, dann ging es in den Burggraben, wo nach einem humoristischen Prolog über den Humor das höchst gelungene heitere Festspiel »ein Nebelbild« aufgeführt wurde. Nebulo, der Fürst des Gebirges, der natürlich mit der Neuzeit zerfallen ist, erfährt vom Schulmeister, dem nichts über Hitzvakanz, eine Pfeife und den Schwäbischen Merkur geht, zu seiner großen Freude, daß die Geschichts- und Alterthumsforscher sich seinem Reiche nähern. Er will denselben durch Vorführung alter Kelten u. dgl. ein Schauspiel geben. Sein Plan wird aber gekreuzt durch seine der Neuzeit mehr ergebene Gemahlin Alba, die mit Hülfe ihres Freundes Haideluft den Lichtenstein baut. Nach Beendigung dieses Festspiels wurde die Burg selbst besichtigt. Kaum hatte man aber Zeit, sich in den Räumen derselben umzusehen, so wurde schon das Zeichen gegeben, daß man zur Tafel komme. An Speisen, Bier und den besten Weinen war kein Mangel, Trinkspruch folgte auf Trinkspruch, Lied auf Lied; als es dunkel war, wurde die Burg und der Park in der verschiedensten Weise beleuchtet, man wußte nicht, wo man die Augen zuerst hinwenden sollte. So verging die Zeit nur zu schnell. Um 9 Uhr zog die ganze Versammlung mit Fackeln den Berg hinab und fuhr dann wieder nach Reutlingen zurück.

* Ein Verein von deutschen Männern in Neuyork hat zur Erinnerung an die hundertjährige Geburtsfeier Schiller's ein Denkmal im Centralpark zu Neuyork errichtet. Dasselbe besteht aus einer nach dem Modelle des Bildhauers L. Richter in Bronze gegossenen Büste auf granitnem Piedestal, ausgeführt vom Architekten C. C. Müller. Das Denkmal gewinnt dadurch noch eine besondere Bedeutung, daß es nicht nur das erste ist, welches im Centralpark errichtet wurde, den später eine Reihe von Denkmälern der politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Größen Amerikas schmücken soll, sondern es ist auch wohl das einzige, das dem deutschen Dichter zu Ehren auf der westlichen Halbkugel gesetzt worden.

* Die Jugendgeschichte der Karoline Neuber. Vor einiger Zeit brachte das Sonntagsblatt eine Charakterskizze von Karoline Neuber, der bekannten Schauspielerin und Schauspiel-Prinzipalin. Das Dunkel, welches bisher auf ihrer Jugendgeschichte ruhte, ist gelichtet. Ein Dr. Herzog in Zwickau hat bei einer Revision des dortigen Rathsarchivs vollständige Aufklärung darüber erhalten. Der Inhalt soll später speciell veröffentlicht werden, vorläufig so viel: Die Neuber ist am 9. März 1697 in Reichenbach im Voigtlande geboren, wo ihr Vater, Daniel Weißenborn, als Gerichtsinspector angestellt war; sie erhielt in der Taufe die Namen Friederike Karoline. 1702 zog die Familie nach Zwickau, 1705 starb Karolinen's Mutter, am Neujahrstage 1712 entfloh die Tochter der Zucht des Vaters, welcher als ein roher Haustyrann geschildert wird. Zu Ostern kehrte die Flüchtige nach erfolgter Aussöhnung in das väterliche Haus zurück, wo inzwischen der Vater einen Rechtskandidaten Zorn ins Haus aufgenommen hatte. Mit Genehmigung des Vaters traten die jungen Leute in ein Liebesverhältniß, aber schon nach drei Vierteljahren mußte Zorn nach einem schweren Zerwürfniß das Weißenborn'sche Haus verlassen, und der Vater erließ ein strenges Gebot gegen jeden weiteren Umgang der Liebenden. Dennoch fanden heimliche Zusammenkünfte Beider statt; als der Vater einst ein solches erfahren, drohte er mit Erschießen. Neue Flucht Karolinens aus dem väterlichen Hause in Gemeinschaft mit Zorn. Mit bitterer Noth kämpfend, trieben sich die Liebenden im sächsischen Voigtlande umher, bis sie, auf Antrag des Vaters steckbrieflich verfolgt, verhaftet und in die Zwickauer Rathsfrohnveste gesteckt wurden. Dort haben sie bei schlechter Kost sieben Monate gesessen. Karoline ist dann in das väterliche Haus zurückgekehrt, Zorn dagegen verschollen. Fünf Jahre später entfloh Karoline auf's Neue mit dem Sohne eines Advokaten in Werdau, dem Primaner Johann Neuber; dies und ihre weitere Geschichte ist bekannt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 40. **Bremen, 5. October.** **1862.**

Inhalts-Anzeige.

* Baur's Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts.

Von Wilh. Kiesselbach.

Die literarische Hinterlassenschaft des im vorigen Jahre verstorbenen hochberühmten Tübinger Theologen *Ferd. Christian Baur* scheint fast ebenso stattlich zu sein, als die Reihe bedeutender Werke, welche von ihm während seines Lebens erschienen sind. Gleich nach dem Tode des Gründers und langjährigen Hauptes der „Tübinger Schule“ hat sein Sohn *F. F. Baur* das umfangreiche Werk „*die christliche Kirche des Mittelalters in den Hauptmomenten ihrer Entwicklung*“ herausgegeben, das von dem Vater selber schon völlig druckfertig gemacht worden war. Dasselbe schließt sich den beiden früheren Arbeiten des Verfassers: „*das Christenthum und die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte*“ und „*die christliche Kirche vom Anfange des vierten bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts*“, in dem nämlichen Sinne geschrieben, unmittelbar an. Und während der letzten Wochen ist dann von dem Schwiegersohne des einst so gefeierten academischen Lehrers, Professor E. Zeller, nach den Heften desselben „*die Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts*“ veröffentlicht worden, mit dem Bemerken, daß nächstens in der gleichen Weise Baur's Bearbeitung der Reformationszeit und ihrer Folgen aus dem geschriebenen Texte seiner Lehrvorträge gedruckt werden solle. Demnach haben wir also in kurzer Zeit die gesammte Kirchengeschichte, von dem Baur'schen Standpunkte aus aufgefaßt, vor uns liegen; deutscher Geist und Fleiß hat wieder einmal auf dem wissenschaftlichen Gebiete eine That vollzogen, welcher die übrigen Nationen Europa's nur wenige an die Seite zu setzen vermögen.

Allerdings ist die Kirchengeschichte auch in einem wissenschaftlich gebildeten Leserkreise nicht gerade Jedermanns Sache. Man findet sogar viele Theologen von Fach, die auf dem Gebiete derselben so gut wie gar nicht bewandert sind. Setzt überhaupt eine klare Anschauung der allgemeinen Historie in ihrem naturgemäßen Fortgange nicht nur einen reichen Schatz positiver Kenntnisse, eine weit greifende Belesenheit, sondern auch eine männlich durchgeprägte Individualität des Historikers an sich voraus, die bei den Untersuchungen vor keiner Folgerichtigkeit zurückbebt; so muß vollends der Kirchenhistoriker, der die Religionsbildung und ihren socialen Ausdruck, die Kirche, nach ihrem Grundwesen erfassen will, in erster Linie geistig mit sich selber fertig sein; und er kann auch zu keinem Publikum reden, bei welchem sich der Mangel an lichtem Denken mit einem entsprechenden Mangel an ernstem Wissen zur Erzeugung des bekannten hohlen Phrasenthums seelenvoll vermischt. Eben aber dieses hohe Verdienst ist grade dem Kirchenhistoriker Baur selbst von seinen Gegnern in keiner Weise abzusprechen, daß er mit eigenem fest durchgearbeiteten Wissen den Verlauf der menschlichen Kulturgeschichte nach der religiösen Seite hin verfolgt; und einerseits seine genaue Detailkenntniß des Stoffes selbst, wie die Beziehung, in welche er andererseits die Kirchengeschichte fortlaufend zur gesammten Völker- und Staatengeschichte bringt, verleihen dabei seinen Werken eine reale Faßlichkeit, die einen tief gehenden Eindruck bei dem freien Leser zurückläßt. Es mag hier dahingestellt bleiben, in wie weit der Theologe bei der gründlichen Durchmusterung der Religionsgeschichte, für sich zu einem *positiven* Religionssysteme gelangt ist; den eigentlich anthropologischen Standpunkt des modernen Realismus nimmt er noch nicht ein. Denn nicht nur z. B. polemisirt er bei der Kritik von Feuerbach's bekanntem Buche doch einigermaßen gegen den vielberüchtigten Satz: „Das Wissen des Menschen von Gott ist das Wissen des Menschen von dem Wesen seiner eigenen Gattung“, sondern er selber wirft im Verlaufe seiner Darlegung auch hie und da einen sittlichen Begriff als *uranfänglich* so zu sagen in die Luft empor, um ihn dann als ein die ethische Entwicklung der Menschheit beherrschendes Urprincip hinterdrein zu verwerthen. Jene Weltanschauung, welche die physicalische Welt ohne Weiteres der naturwissenschaftlichen Untersuchung überläßt, die Grundlage der Religion aber in der socialen Ethik findet und nach diesem Maßstabe die Kirchengeschichte als den Bildungsweg bemißt, welchen die Sichselbsterziehung der europäischen Menschheit eingeschlagen hat, eine aus Rothe's Ethik nach *allen* Seiten hingezogene Consequenz, tritt bei Baur noch nicht scharf in den Vordergrund. Doch ist es von seinem Denken bis zu dem in der Historie fußenden Realismus hin folgerichtig nur noch ein Schritt, wie denn auch sein Schüler *Zeller* in dem Aufsatze über den Platonismus und das Christenthum in dieser Richtung bereits weiter vorgeht.

Baur's vorliegendes Werk, das, wie seine übrigen kirchengeschichtlichen Arbeiten, zugleich die Historie der kirchlichen Gesellschaftsverfassung und die Entwicklung des Dogma's in ihr behandelt, beginnt unmittelbar mit dem Anfange unseres Jahrhunderts. „Die wilden Wasser der französischen Revolution waren

im Begriff, sich wieder zu verlaufen, es erhoben sich nun festere Puncte einer neu sich gestaltenden Ordnung der Dinge. Die katholische Kirche in Deutschland wurde damals in Folge des Lüneviller Friedens durch die vielen Säcularisationen in ihrem bisherigen Besitzstande bedeutend verkürzt, wogegen nicht einmal eine ernstliche Protestation von Rom aus laut wurde, „da der Pabst selber sich in einer Lage befand, in welcher er diese Veränderungen nur beklagen konnte.“ Erst durch das am 15. Juli 1801 mit dem Consul Bonaparte abgeschlossene Concordat gelangte der Stuhl Petri in dem Lande, welches kurz vorher alle Religion proscribirt hatte, wenigstens zur Wiederherstellung des Katholicismus und seiner Anerkennung als Staatsreligion, wenn schon die „organischen Gesetze“ dem französischen Staate eine große Macht über die Kirche ermöglichten. Und da auch das Gesetz vom April 1802 den Protestanten in Frankreich eine fast völlige Rechtsgleichheit zugestanden, so wurden daselbst jetzt freiere religiöse Grundsätze herrschend. Nicht minder ließen sich in Deutschland die Verhältnisse ähnlich günstig an. „Das Politische war in der ganzen Richtung der Zeit zu überwiegend, als daß das Religiöse und Kirchliche mit besonderer Bedeutung hätte hervortreten können; die Häupter des katholischen Clerus befanden sich in einer gedrückten Lage, der ganze Charakter einer nach Bildung und Aufklärung strebenden Zeit vertrug sich nicht mit Ansichten und Grundsätzen, die nur aus den finstern Jahrhunderten des Mittelalters zu stammen schienen. Hochstehende Katholiken wie Dalberg, Wessenberg, Mich. Sailer, Werkmeister u. A. verbreiteten eine durch vielseitige Bildung geläuterte humane und gegen andere Confessionen duldsame Gesinnung in vielen Kreisen, und nach ihrem Vorgange fanden auch in Deutschland, wie in Frankreich, zwischen katholischen und protestantischen Geistlichen vielfach freundliche Beziehungen statt.“ Ein Wandel trat in diesem Zustande erst ein, als Napoleon I. am 17. Mai 1809 von Wien aus ein kaiserliches Decret in Rom bekannt machte, kraft dessen der Kirchenstaat dem französischen Reiche einverleibt und der weltlichen Herrschaft des Pabstes für immer ein Ende gemacht werden sollte. Für Pius VII., welcher noch 1804 den Kaiser feierlich gekrönt hatte, wurden jetzt nur 2 Millionen Franken Renten ausgesetzt. Ein zusammenberufenes bischöfliches Concil erhielt die Aufgabe, die Verhältnisse zwischen der Kirche und dem Staate zu ordnen, während der heilige Vater anfangs in Savona und dann in Fontainebleau nahezu als Gefangener behandelt wurde, bis ihn der Sturz Napoleons im Mai 1814 nach Rom zurückführte.

Die protestantische Theologie in Deutschland konnte sich unterdessen dem Einflusse nicht entziehen, „welchen die Hauptführer der geistigen Bewegung, Herder, Goethe, Schiller, die beiden Schlegel, die Philosophen Kant, Fichte, Schelling, Jacobi und dann Schleiermacher auf die Bildung der Zeit ausübten.“ Baur bemerkt hier unter Anderm: „Der antikisirenden Richtung Goethe's und Schiller's gilt der ächt humane Geist des griechischen Alterthums auch als die höchste sittlich religiöse Norm. In dieser alterthümlichen Richtung hat ihre Gleichgültigkeit gegen das specifisch Christliche ihren Grund. Es kann jedoch dem in seinem kirchlichen Dogma sich abschließenden Christenthum nichts schaden, wenn ihm immer wieder die freie und universelle Humanitätsidee des classischen Alterthums entgegengehalten wird. Ganz anderer Art ist das Verhältniß der Romantik zum Christenthum. Ihr mittelalterlicher Stoff und die in ihr vorherrschende Subjectivität verleihen ihr einen Zug zum Katholicismus.“ Wir gehen hier aber auf das Urtheil des Verfassers über die genannten Philosophen deßwegen nicht weiter ein, weil es sich wenig oder gar nicht von dem allgemein gültigen unterscheidet. Von Schelling's früherer Periode heißt es dabei: „Die Schelling'sche Philosophie hat das große Verdienst, daß sie ein neues Interesse sowohl für die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums überhaupt, wie sie nur auf dem Standpunkte der speculativen Betrachtung erkannt werden konnte, als auch für den Inhalt seiner positiven Dogmen weckte.“ Dagegen werden wir bei der Stellung, welche Schleiermacher in der Geschichte der Theologie angewiesen wird, so weit es der Raum gestattet, in der zweiten Periode der Kirchengeschichte vom Jahre 1815—1830 etwas länger verweilen. So sehr nämlich Baur auch den Einfluß Schleiermacher's auf die geistige Bedeutung des Mannes zurückführt, so wenig zufrieden spricht er sich schon hier über die Klarheit seiner Lehre aus: „Er hat das Wesen der Religion vergeistigt und verinnerlicht, aber auch wieder verflüchtigt und verallgemeinert. Jede gesunde Empfindung ist ihm ja an sich auch eine fromme“ u. s. w., und einer noch viel schärferen Kritik verfällt der berühmte Berliner Theolog in dem weiteren Verlaufe des Baur'schen Werkes. Die Darlegung von Daub's Theolegumena, bei welchen „geschichtlichen Thatsachen der Offenbarung nur als Symbole gelten können“, bildet dann den Uebergang zu einer sehr strengen Besprechung von Paulus' Rationalismus. „Jesus ist für ihn nichts anderes als ein herumziehender Landrabbi, im besten Falle ein weiser und tugendhafter Mensch, und die Werke, die er thut, sind Thaten der Freundlichkeit und Menschenliebe, der ärztlichen Geschicklichkeit, des Zufalls und guten Glücks, das Wunder auf der Hochzeit in Kana war ein Hochzeitsscherz, die Todtenerweckungen fanden nur bei Scheintodten statt, die Verklärung Jesus begreift sich aus der verworrenen Erinnerung Schlafender, die Jesus mit zwei Unbekannten in einer schönen Bergbeleuchtung stehen sehen. In dem Paulus'schen Commentar hat der flachste und willkürlichste Rationalismus mit dem Scheine gründlicher Gelehrsamkeit und der selbstgefälligen Miene eines alles auf's Beste wissenden Pragmatismus sich recht behaglich ausgebreitet. Alles geht hier so prosaisch und nüchtern vor sich, daß man nicht begreift, wie das Urchristenthum auch die Phantasie des Volkes für sich in Anspruch nehmen und im Volksbewußtsein sich mit dem göttlichen Inhalt erfüllen konnte, mit welchem es in die Weltgeschichte eingetreten ist.“

Die politische Zustände vom Jahre 1815 bis 1830 machen sich dann auch auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens in sehr reactionärer Weise geltend. Baur leitet diesen Abschnitt mit so hochzürnenden Worten ein, daß sein Buch in den Zeiten der Censur sogar nach seinem Tode sicher gefährdet worden wäre. In der katholischen Kirche stellte Pius VII. mit der Bulle sollicitudo omnium ecclesiarum die Jesuiten wieder her, mit den deutschen Staaten kamen, während in Frankreich die gallicanische Freiheit sich der päbstlichen Gewalt nicht ganz opfern ließ, die Verhandlungen über Concordate in Gang, welche 1817 für Baiern und 1821 für Preußen zu einem Abschluß führten, und auch in Oesterreich fanden 1820 die Jesuiten als Liguorianer abermals bereitwillige Aufnahme. „Selbst der Staatskanzler Metternich wurde zuletzt ihr warmer Gönner. Er erkannte in ihnen die brauchbarsten Werkzeuge zur Durchführung seines Systems, alle nationalen Bestrebungen besonders in Italien zu unterdrücken, und die Macht Oesterreichs auf den den Fürsten Italiens beigebrachten Widerwillen gegen alle Reformen zu gründen.“

Nur die kleineren deutschen Länder wußten, obgleich Wessenberg vom Pabst nicht als Erzbischof von Freiburg zugelassen wurde, sich in der oberrheinischen Kirchenprovinz eine freiere Position zu wahren. In den darüber 1830 unter sich angenommenen „39 Paragraphen sind die Landesregierungen im vollen Bewußtsein ihrer Staatsrechte sehr darauf bedacht, sich gegen mögliche Eingriffe in dieselben vorzusehen.“ Pius VIII. gab da-

her auch in einem Ausschreiben an die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz seine Unzufriedenheit mit den 39 Paragraphen deutlich zu erkennen; »er sprach in seinem Briefe von einem Scandal der Neuerung.« Obgleich seitdem die Stellung der katholischen Kirche in Würtemberg, Baden, den beiden Hessen, Nassau und Frankfurt auf dieser Uebereinkunft beruhte. Für die protestantische Kirche zeigte sich »der enge Zusammenhang zwischen der politischen und kirchlichen Bewegung jener Zeit schon darin, daß sich das Bedürfniß kirchlicher Reformen nirgends lauter aussprach als in Preußen. Die drei Fragen, welche nun allgemeines Interesse gewannen, wurden bereits in den ersten Jahren dieser Periode in Preußen angeregt, die Frage über die Verfassung der protestantischen Kirche, über die Verbesserung der liturgischen Formen und über die Vereinigung der beiden protestantischen Confessionen.« Die liberale Meinung strebte einer geregelten Presbyterial- und Synodalverfassung der protestantischen Kirche zu; es wurde auch wirklich 1817 ein officiöser Entwurf einer Synodalordnung für den Kirchenverein beider evangelischen Confessionen im preußischen Staate bekannt gemacht; fand jedoch dieselbe schon bei den Gemeinden wegen ihrer bureaukratischen Haltung keinen Anklang, so »hatte man bei der Regierung in einer Zeit, wo die Karlsbader Beschlüsse gefaßt wurden, auch bald Gründe genug, die Reform der kirchlichen Verfassung zum Stillstand zu bringen.« Dagegen wußte der König die eigens von ihm zur Aufstellung einer neuen Liturgie eingesetzte Commission, wie Schleiermacher sagte, »mit dem ganzen Ansehen einer Landeskirchenversammlung zu umgeben«, und er führte dann die neue Liturgie, »bei welcher vor dem Formular die Predigt zurücktrat« nicht nur als Kirchenagende bei der preußischen Armee im Jahre 1821 und im Jahre 1822 in vermehrter und etwas veränderter Ausgabe als Kirchenagende bei der Hof- und Domkirche förmlich ein, sondern er empfahl sie auch den Superintendenten und Pfarrgeistlichen zur Annahme. Vergebens protestirten Schleiermacher und Marheineke gegen ein solches Verfahren. »Man wußte die Opposition gegen die Agende durch verschiedene Mittel zu beseitigen. Ehrenzeichen und Beförderungen belohnten die Gutwilligen, die Widerspenstigen schreckten Drohungen, Zurücksetzungen und das ganze Gewicht des königlichen Wunsches. Besonders suchte man sich in den Kandidaten der zukünftigen Geistlichen zu versichern.« Allein in der Unionsfrage zeigte es sich, daß die dogmatischen Gegensätze im Bewußtsein der Zeit doch nicht so weit ihre Bedeutung verloren hatten, als man glaubte; »und je mehr die herrschende rationalistische Denkweise die Vereinigung für sich benutzen wollte, um sich des Positiven der kirchlichen Symbole überhaupt zu entledigen, um so mehr wurde gerade durch die Union der confessionelle Gegensatz wieder aufgeregt.«

Damit nimmt denn der Verfasser die Geschichte der dogmatischen Richtungen im Protestantismus von Neuem auf. Namentlich ist es Schleiermacher's Glaubenslehre, die ihn lange in seiner Darstellung fesselt. »Die ganze Zweideutigkeit und sophistisch dialectische Kunst« derselben unterliegt seiner tief schneidenden Kritik. »Nach Schleiermacher's Lehre kann die Geschichte Jesu nichts Wundervolles und wahrhaft Uebernatürliches enthalten; wenn er nun aber diese Differenz seiner Lehre von der kirchlichen nie klar und offen ausspricht und immer nur als Nebensache betrachtet wissen will, was doch eine so wesentliche Verschiedenheit des Standpunkts begründet, so kann dieß nur darin seinen Grund haben, daß er seine Glaubenslehre orthodoxer erscheinen lassen will, als sie wirklich ist.« Mit dem Satze der »Christologie«, daß Christus als Erlöser ebenso urbildlich als geschichtlich sei, »sagt sich die Schleiermacher'sche Glaubenslehre auf's Entschiedenste von allem Rationalismus los, um sich rein und unbedingt dem kirchlichen Glauben hinzugeben; so fein aber auch die Fäden gesponnen sind, aus welchen das künstliche Gewebe dieser Glaubenslehre besteht, so können sie doch die Täuschung nicht verhüllen, die dabei zu Grunde liegt.« Bei der Erörterung der Schleiermacher'schen Behandlung der Eschatologie spricht Baur sogar S. 206 von der »diplomatischen Klugheit dieser Dogmatik« eine Begabung, welche überhaupt wohl der preußischen Geistlichkeit eigenthümlich ist.

Wir können bei der Beschränktheit des Raumes natürlicher Weise dem inhaltreichen Werke nicht im Zusammenhange folgen; ehe wir aber mit dem Verfasser zu der nächsten Periode übergehen, wollen wir es doch noch flüchtig berühren, wie er über die 1828 von Hengstenberg in Berlin gestiftete evangelische Kirchenzeitung urtheilt. »Sie stellte sich bald als ein Büreau geheimer Nachrichten dar, welche der Herausgeber von versteckten Zuträgern aus allen Weltgegenden sich einsenden ließ und rücksichtslos veröffentlichte, als ein Organ der bösartigsten und gehässigsten Anklägerei, die es sich zum besonderen Geschäft machte, die angesehensten Männer, weil sie nicht Gläubige im Sinne der evangelischen Kirchenzeitung waren, dem großen Publikum als Ungläubige zu bezeichnen und zu verdächtigen.« Da trifft doch wohl Jean Paul's Wort zu: »Ich will mich deutlicher erklären, sagt der Deutsche, nachdem er sich deutlich erklärt hat.«

Der dritte Abschnitt des Buches umfaßt die Jahre seit der Julirevolution. »Die päbstliche Politik wußte sich bald in die neuen Verhältnisse zu finden. Ludwig Philipp von Frankreich beeilte sich, dem Pabste die Versicherung zu ertheilen, daß auch er der Kirche eine feste Stütze gegen die Stürme des Unglaubens sein werde, wenn man ihm nur Zeit lasse, so werde Alles zur Ordnung zurückkehren. Pius VIII. machte es daher noch kurz vor seinem Tode der französischen Geistlichkeit zur Pflicht, sich der neuen Ordnung der Dinge ohne Widerstand zu unterwerfen, auch den neuen Regenten in ihre Gebete einzuschließen und ihm Treue und Gehorsam zu leisten.« Lassen wir die italienischen Vorgänge unter Gregor XVI. hier bei Seite liegen, und erwähnen wir über das Treiben der Jesuiten in Frankreich und der Schweiz nur das eine Wort Baur's: »Als Ludwig Philipp sich des Ordens sogar im Auslande annahm und in dem von den Jesuiten angefachten Bürgerkriege der Schweiz das Interesse des Ultramontanismus und Jesuitismus verfocht, stieg die Entrüstung auf einen so hohen Grad, daß mit Recht behauptet werden darf, das Benehmen des Hofes in der Jesuitensache habe wesentlich auch zum Sturze der Dynastie Orleans durch die Revolution im Februar 1848 mitgewirkt«; dann sind es die Conflicte zwischen Rom und Deutschland vor 1848, die in dem Werke unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der Streit über die gemischten Ehen in Preußen, in Folge dessen der Erzbischof von Köln Droste Vischering am 20. November 1837 als Gefangener nach der Festung Minden abgeführt, »und der Pabst seinen tiefen Schmerz über das der Kirche geschehene Unrecht nicht wehmüthig genug ausdrücken konnte«, der Criminalproceß gegen den widerspenstigen Erzbischof von Gnesen und Posen und die Aussöhnung der katholischen Kirche mit dem Staate nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. bringen uns schon selbsterlebte Ereignisse in Erinnerung, und die Unterdrückung des Hermesianismus — Roma locuta est, res finita est — ist uns ebenso wie die Zeit, als die Wallfahrt zum heiligen Rock nach Triere ging, gleichfalls noch aus der Tagesgeschichte hinreichend bekannt. Die Entstehung und Ausbreitung des Deutschkatholicismus knüpft sich unmittelbar daran. »Man hat es auffallend gefunden«, sagt darüber Baur Seite 308, »daß die römische Curie zu dieser neuen Bewegung schwieg, daß Gregor XVI. schied, ohne

den Bannspruch gegen die Abtrünnigen ausgesprochen zu haben. Es könne dieß, meinte man, weder aus Mangel an Aufmerksamkeit noch aus Geringschätzung des Deutschkatholicismus geschehen sein, sondern nur aus Vorsicht und Furcht vor einer neuen von Deutschland aus drohenden Reformation. Um so mehr wird es zur Beruhigung des Pabstes gedient haben, daß auch die protestantischen Regierungen treulich dazu mithalfen, dem Katholicismus seinen alten unversehrten Bestand zu sichern und aufrecht zu erhalten. Man sollte meinen, eine solche antirömische Bewegung könne nur im Interesse des Protestantismus sein, allein die conservativen Principien dürfen nicht blos in der Politik, sondern auch in Sachen der Religion und der Kirche nie aus den Augen gelassen werden, und wenn man die gegenwärtige Gestaltung der protestantischen Kirche und die in ihr herrschenden Grundsätze erwägt, so hat man gewiß nicht Unrecht, wenn man fürchtet, ein principieller Angriff auf die katholische Kirche könne nur zu bald auch der protestantischen gefährlich werden.“

Sehr interessant ist auch die Erzählung des Verfassers Seite 319, wie das neue Dogma der unbefleckten Empfängniß, der Lieblingsgedanke Pius IX., zu Stande gekommen ist. „Der Pabst versammelte eine Anzahl auserwählter Bischöfe, um mit ihnen zu berathen, nicht, ob das Dogma wahr, sondern ob es zeitgemäß und wie es äußerlich zu sanctioniren sei. Jesuiten haben versichert: gegen das Ende der Versammlung sei fast sichtbar der heilige Geist über die Bischöfe gekommen, so daß sie den Pabst dringend mit der Bitte angingen: lehre uns, lehre uns, Petrus, stärke deine Brüder, worauf ihnen dann das neue Dogma aus dem unfehlbaren Munde mitgetheilt worden und sie dem sie damit beglückenden heiligen Stuhle ewige Treue gelobt haben.“

Bis zum Jahre 1861 hin verfolgt Baur genau die Beziehungen der römischen Curie zu den verschiedenen Staaten Europa's und namentlich zu den deutschen Regierungen; das österreichische Concordat, der badische Kirchenstreit findet darin eine gründliche Würdigung; wir eilen jedoch wieder zu der Geschichte der dogmatischen Entwicklung im Protestantismus um so lieber, als wir hier mit Baur's eigener Schule zu thun haben. In der That nicht ohne Spannung gingen wir nach einer Abhandlung über Hegel's Religionsphilosophie zu dem Urtheil des alten Tübinger Meisters über das Leben Jesu von Strauß; war doch Strauß damals noch Repetent an dem evangelischen Seminar Steudel's, so daß „aus seinem Kabinette“ heraus „diese Brandfackel in das Gebäude der alten Tübinger Theologie geworfen wurde.“ Strauß' Hauptsatz lautet: „Das ist der Schlüssel der ganzen Christologie, daß als Subject der Prädicate, welche die Kirche Christo beilegt, statt eines Individuums eine Idee, aber eine reale, nicht Kantisch unwirkliche, gesetzt wird.“ Dadurch wird das Christenthum zu einem geschichtlich herausgearbeiteten Gedankenprodukt der Menschheit. Stürmte aber Eschenmayer's Werk, der Ischariothismus unserer Tage, Harleß, Hoffmann, Hengstenberg und die Andern gegen Strauß' angebliche Irreligiosität los, — „gilt es einmal, mit der modernen Bildung und Wissenschaft zu kokettiren, so übertrifft keiner den Meister Tholuck“, — suchten die Hegelianer Bruno Bauer, Rosenkranz, Schaller seiner Logik beizukommen, so setzt Baur an der Straußischen Ansicht über die Mythenbildung in der Geschichte seinen eigenen kritischen Standpunkt und das Wesen der „Tübinger Schule“ auseinander. „Nachdem ich das johanneische Evangelium zum Gegenstande von Vorlesungen gemacht hatte, sah ich mich in der Lage, eine neue selbständige Stellung in Hinsicht der evangelischen Geschichte einzunehmen. Die Grundverschiedenheit dieses Evangeliums von den synoptischen drang sich mir so überzeugend auf, daß sich in mir sogleich die Ansicht von dem Charakter und Ursprung dieses Evangeliums bildete, welche ich in den theologischen Jahrbüchern 1844 ausgeführt habe. Dadurch war ein neuer Boden für die Kritik der evangelischen Geschichte gewonnen. Ist das johanneische Evangelium kein geschichtliches Evangelium, wie die andern, will es selbst kein geschichtliches sein, hat es unläugbar eine ideelle Tendenz, so kann es auch nicht mehr mit den synoptischen zusammengenommen werden. Es ist daher nicht mehr möglich, mit der Strauß'schen Taktik einestheils die Synoptiker mit dem Johannes und anderntheils den Johannes mit den Synoptikern zu schlagen.“ — — „In demselben Verhältniß, in welchem der historische Werth des Johannes sinkt, steigt dagegen der der Synoptiker, man kann keinen Grund mehr haben, um des Johannes willen ihre Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen.“ — — „Je enger auf diese Weise der Kreis gezogen ist, innerhalb dessen die ursprüngliche evangelische Tradition zu suchen ist, um so mehr ist dadurch das Geschäft der Kritik vereinfacht und erleichtert. Die ganze Frage concentrirt sich auf das Mathäusevangelium. Auch die von Strauß in so großem Umfang angewandte mythische Ansicht erhält hierdurch eine sehr wesentliche Beschränkung. Steht einmal fest, daß mehrere unserer kanonischen Evangelien als Tendenzschriften anzusehen sind, so fragt sich, ob nicht da, wo man bisher einen Mythus annehmen zu müssen glaubte, die evangelische Tradition im Interesse der schriftstellerischen Tendenz des Verfassers modificirt worden ist, oder sogar eine freie Fiction stattgefunden hat.“ — —

„Hiermit“, fährt der Verfasser weiter unten fort, „habe ich mir nun auch eine Skizze meiner eigenen Thätigkeit auf diesem Gebiete zu geben erlaubt. Talentvolle Schüler, deren ich mehrere zu haben das Glück hatte, haben meine Ansichten und Grundsätze weiter ausgeführt und zu ihrer Verbreitung und Anerkennung mitgewirkt. Man hat davon Veranlassung genommen, mich als Stifter einer Schule zu betrachten: die neue Tübinger Schule ist eine sehr gewöhnliche Beziehung der neuesten kritischen Richtung geworden. Ich mache keinen Anspruch dieser Art, ich bin zufrieden, zur Erforschung der wichtigsten Frage, welche die gegenwärtige Zeit beschäftigt, das Meinige nach Maßgabe meiner Kräfte beigetragen zu haben. Mein kritischer Standpunkt ist der einzige, von welchem aus die Strauß'sche Kritik berichtigt und weiter geführt werden kann. Meine Kritik ist methodischer als die Strauß'sche, weil sie auf die Frage zurückgeht, welche Strauß vor Allem hätte in's Reine bringen sollen. Man kann das Leben Jesu nicht zum Gegenstand der Kritik machen, so lange man sich nicht über die Schriften, welche die Quelle unserer Kenntniß derselben sind, und ihr Verhältniß zu einander eine bestimmte kritische Ansicht zu bilden im Stande ist. Meine Kritik ist deßwegen auch conservativer als die Strauß'sche, sofern sie nach einem bestimmten Gesichtspunkt die geschichtlichen Elemente von den nicht geschichtlichen zu scheiden weiß. Was daher auch künftig das Resultat der mit so großem Interesse geführten Untersuchung sein mag, die Gewißheit glaube ich in jedem Falle haben zu dürfen, daß es keiner Ansicht gelingen wird, der meinigen gegenüber sich allgemeinere Anerkennung zu verschaffen, ehe die meinige in ihrem ganzen Umfang und mit ganz andern Gründen und Beweisen, als bis jetzt gegen sie vorgebracht sind, widerlegt sein wird.“

Ehe wir aber das so geistvolle Buch aus der Hand legen und es dem Leser überlassen, dasselbe in seiner Gesammtheit gründlich durchzustudiren, können wir nicht umhin, noch Baur's Urtheil über Schellings späteres Treiben hierher zu setzen. „Schelling wurde 1841 nach Berlin berufen, um in der Metropole der deutschen Wissenschaft auf dem seit Hegel verlassenen Lehrstuhl der Philosophie ein neues Panier aufzurichten. Man versprach sich große Dinge von dieser Mission des Philosophen, und Schelling selbst kündigte an, daß er nicht allein der Philosophie eine feste

Burg gründen, sondern auch der Religion in einer neuen Philosophie der Offenbarung erst zur wahren Begründung und Selbsterkenntniß verhelfen werde. Worin bestand nun aber diese neue Berliner Weisheit? Nachdem der alte jeder Geheimnißkrämerei todfeinde Heidelberger Paulus sich das Manuscript der Schelling'schen Vorlesungen verschafft und es boshafter Weise durch den Druck veröffentlicht hatte, [was einen eigenen literarischen Rechtshandel zur Folge hatte, lag das große Mysterium vollends offen vor den Augen des Publikums. Es theilte sich in eine negative und eine positive Philosophie. Die negative legt sich in der metaphysischen Lehre von den drei Potenzen dar, von welcher die erste als das unendliche Seinkönnen bezeichnet wird, die zweite als das Seinkönnen, die dritte als das zwischen Seinkönnen und Nichtseinkönnen frei schwebende. Hierauf erzählt die positive Philosophie, wie das nothwendig oder blind Seiende, das unvordenkliche Sein, durch den Gegensatz gegen das Zufällige gegen dieses in Spannung gesetzt, sich als frei oder als Geist ergreift, sodann mit Freiheit aus dem erneuerten Proceß der Potenzen die Welt und in ihr die stufenweise Offenbarung ihrer selbst hervorbringt, endlich die durch den Fall des Urmenschen aus dem paradiesischen Urzustand herausgerückte Welt wieder zur Einheit mit sich zurückführt. Dies letztere ist die Geschichte der Religion, die zwei Stadien hat, den mythologischen Proceß und die Offenbarung; durch den mythologischen Proceß wird der Sohn freier Herr alles Seins; indem er nun auch selbst mittelst übernatürlicher Erzeugung in die Geschichte eintritt und sich durch seinen Tod ganz an das kosmische Princip hingiebt, kann er dieses selbst zu Gott zurückbringen und die Menschheit durch den in sie eintretenden Geist in der Kirche stufenweise zur Vollendung bringen. Schon dieses Wenige ist ein solcher Gallimathias, daß man sich nur wundern muß, wie es Männer gab, die so viel darauf bauen konnten.

Wohlthuend durch das ganze Baur'sche Werk geht der Grundgedanke, daß nur eine gesunde staatliche Freiheit auch der Kirche und dem religiösen Leben der Nation wieder zur Gesundheit verhelfen kann, wie fest immerhin dabei gerade der Kirchenhistoriker naturgemäß an der historischen Continuität der Religionsentwicklung in der Menschheitsgeschichte hält.

Amerikanische Dichtungen.

Nach William Cullen Bryant von Adolf Laun.

Gesang.

Welche Zeit die beste sei,
Fragst du mich, zur Minne,
Wann mit süßer Schmeichelei
Herzen man gewinne?
Ach ein Mädchen glaubt so leicht,
Schwört man hoch und theuer;
Mädchenherz ist bald erweicht,
Wären wir nur treuer!

Wirb um sie, wenn in der Luft
Frühe Vögel singen,
Wirb um sie, wenn frischen Duft
Frühe Gräser bringen;
Wenn den Hain, den Bach zumal
Blüthen rings umkrönen,
Liebe haucht in Berg und Thal,
Huldige der Schönen. —

Wenn des Sommers Abendgluth
Auf den Fluren winket,
Wenn der Stern in sanfter Fluth
Klarer Bäche blinket,
Wenn durch grüner Zweige Windung
Mildes Mondlicht spielt,
Wirb bis weichere Empfindung
Sich in's Herz ihr stiehlt.

Wirb, wenn Busch und Wald sich hüllen
In des Herbstes Farben,
Wenn des Baches Spiegel füllen
Blätter, die erstarben;
Möge, daß ihr Lenz verblüht,
Sie im Stillen ahnen,
Und ihr Herz, eh' es verglüht,
Sie zur Liebe mahnen.

Wirb, wenn Nordwind durch die Nacht
Braust mit wildem Schalle,
Wenn des Herdes Gluth entfacht
Die erwärmte Halle;
Wenn des Winters Stürme rauschen
In beeister Flur,
O wie süß ist's, dann zu lauschen
Auf der Liebe Schwur. —

Beim Eintritt in den Wald.

Hast, Fremdling, eine Wahrheit du gelernt,
Die früh die Schule der Erfahrung lehrt,
Daß voll die Welt von Schuld und Elend stets;
Sahst du genug von ihrer Qual und bist
Du aller Sorgen und Verbrechen müde,
Die sie umschließt, so komm und tritt herein
In diesen wilden Wald und suche heim
Die Stätten der Natur. Der stille Schatten
Leiht seine Stille dir, der sanfte Hauch,
Der tanzen macht die grünen Blätter, gießt
Ins kranke Herz dir milden Balsam. Finden
Wirst nichts du hier von dem, was in den Häusern,
Der Menschen dich gequält, was dir das Leben
Verleidet hat. Wohl traf der erste Fluch
Die Erde, die nicht sündig war, doch nicht
Aus Rache. An die Schuld hat Gott geknüpft
Elend und Noth, die blassen Peiniger. —
Fort! Diese Schatten hier sind noch der Wohnsitz
Der Fröhlichkeit, das dichtverwobene Dach
Der schwanken, grünen Zweige hallet wieder
Vom Lied der Vögel, die vor Freude singen,
Dieweil ein Eichhorn an dem Stamm empor
Mit vorgestreckten Krallen lustig klettert;
Insectenschwärme, ihre zarten Schwingen
Erprobend, tanzen in dem warmen Strahl,
Der sie ins Leben rief, die grünen Zweige
Erbeben auch vor inn'rer Lust, und wie sie
Sich beugen vor dem sanften Windhauch leuchtet
Aus blauer Luft die Sonn' in sie hinein
Und breitet ringsum Segen über sie.
Das wilde Kraut im Felsenspalt sogar
Freut seines Daseins sich nicht weniger,
Als der beschwingte Dieb, der an ihm nascht.
Das mächt'ge Felsgestein, die altersgrauen,
Gewicht'gen Stämme umgestürzter Bäume,
Die durch's Gestrüpp den rauhen Dammweg bilden,
Versunkne Bäche überbrückend, selbst
Die dichtverschlungnen, erdigdunklen Wurzeln,
Sie alle athmen ruhiges Behagen.
Das Bächlein rieselt lustigtönend über
Sein Bett von Sand und glattem Kieselstein
Und scheint, dieweil's herab vom Felsen springt
Und immer lacht, sich an sich selbst zu freun. —
Tritt leis' an seinen Rand, damit du nicht
Vom schwanken Zweig den kleinen Vogel scheuchst,
Der seinen Schnabel in das Wasser taucht.
Dort haucht ein kühler Wind dich an, der spielend
Die Fluth bewegt wie Jemand, der dich liebt,
Der ohne Gruß dich nicht will ziehen lassen
Und im Vorbeigehn leise dich umarmt.

Der Wasservogel.

Wohin beim fall'nden Thau,
Dieweil der Tag sich seinem Ende naht,
Verfolgst du durch des Himmels ros'ge Au
Den einsam stillen Pfad?

Des Voglers Auge müht
Vergeblich sich, auf daß es dich erreicht,
Wenn durch den Aether, der in Scharlach glüht,
Dein dunkler Flügel streicht.

Eilst du zu Schilf und Rohr
Des Sees, zu eines breiten Flusses Rand,
Oder dahin, wo schäumend steigt empor
Die Well' am Meeresstrand? —

Dich lenkt auf deiner Bahn,
Der einsamfernen, eine höh're Macht,
Von ihr wirst durch der Lüfte Ocean
Du an dein Ziel gebracht. —

Die Schwingen regtest du
Den ganzen Tag auf jenem kalten Pfad;
Noch fliehe müde nicht dem Lande zu,
Ob auch die Nacht sich naht.

Bald ist dein Mühn vorbei,
Bald winkt der Heimath Nest im warmen Rohr,
Und deiner Brüdervögel Lustgeschrei,
Bald klingt es deinem Ohr. —

Jetzt schwandest du dahin,
Ein schwarzer Punkt im bläulichen Revier;
Und was du mich gelehrt, in treuem Sinn
Erfaß' ich und bewahr ich's mir.

Er, der so sicher dich
Geführt die endlos lange Bahn entlang,
Er stützt, der ich hier einsam wall', auch mich
Auf meines Lebens Gang. —

* Kleine Lesefrüchte.

Von W. Denner.

Frederike Bremer und eine jüdische Bekehrung. Bekanntlich unternahm die schwedische Reisende vor einigen Jahren eine Reise nach dem Süden Europas, die, anfänglich nur auf die Schweiz berechnet, später nach Italien, Sicilien und Malta, endlich bis nach dem Orient (Palästina, Griechenland) ausgedehnt ward. Sie hat eine Beschreibung dieser Reisen und ihres vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient veröffentlicht, die auch bereits, aus dem Schwedischen übersetzt, in einer Verdeutschung unter dem Titel: „Leben in der alten Welt.“ (Leipzig, Brockhaus), erschienen ist. Der neueste (der siebente) Theil führt den Leser durch Sicilien, über Malta nach Jerusalem. Die Reisende machte die Fahrt von Malta mit einem Professor Lewison, der, von jüdischer Abkunft, später zum Christenthum bekehrt, damals (Januar 1859) russischer Unterthan und Lehrer an der Universität in Petersburg war. Gelehrte Untersuchungen hatten ihn nach Jerusalem geführt, wo er bereits seit einem Jahre wohnhaft und damit beschäftigt war, die Bibel der Samaritaner zu übersetzen und selbst zu drucken. Um sich das Material zum Druck zu verschaffen, war er nach Paris gereist und kehrte nun nach Jerusalem zurück. Merkwürdig ist die Geschichte seiner Bekehrung zum Christenthume, die er selbst der Frederike Bremer erzählte, und woraus sich ergiebt, daß er sie — dem „Leben Jesu von David Strauß“ verdankte. Lewison war Rabbiner und Religionslehrer an einer jüdischen Lehranstalt in Deutschland, als das gedachte Buch von Strauß erschien. Das viele Reden davon und das Aufsehen, das es machte, bewog den gelehrten Rabbiner, das Buch zu lesen. Diese Lectüre führte ihn weiter, und ward für ihn Veranlassung, auch die Schriften zu lesen, welche darin kritisirt wurden. Er las in dessen Folge zum ersten Male die Evangelien und die Apostelgeschichte, und er ward von dem Leben Jesu, das er darin fand, und von der Persönlichkeit, welche sie darstellten, so überwältigt, daß er dem Glauben und dem Bekenntnisse nach ein Christ wurde. Und — setzt die Bremer hinzu: — „wenige christliche Denker scheinen mir das Herz der christlichen Lehre wärmer und stärker umfaßt zu haben, als dieser bekehrte Rabbiner.“ Eine interessante Aeußerung, wobei sie sich zum Theil wenigstens auf Mittheilungen dieses mit dem Glauben und den Lehren der griechisch-morgenländischen Kirche bekannt gewordenen Professors Lewison bezieht, thut Frederike Bremer an einer späteren Stelle ihres Reise-Tagebuchs, nachdem sie Gelegenheit gehabt, in Jerusalem die griechische Kirche ebenfalls kennen zu lernen. „Die morgenländische Askese“, sagt sie, „ist eine Grablegung des Lebendigen, und die griechische Kirche selbst ist noch eine Chrysalide, eine Mumie im großen Stil. Aber darinnen wohnt eine Sphinx. Wann wird sie ihre Puppe sprengen?“ Und bald nachher thut sie die Aeußerung, daß Verschiedenes, was ihr der Professor Lewison von dem Glauben und den Lehren der griechischen Kirche gesagt, „sie ahnen lasse, daß in dieser Chrysalide die Puppe einer schön beschwingten Psyche schlummert.“ Wir wollen gern glauben und hoffen, daß dies wahr sei und daß die Sphinx in der Chrysalide ihre Puppe dereinst sprenge. Aber ohne eine von der Innigkeit des Glaubens an die erlösende Liebe des göttlichen Mittlers getragene und durchdrungene Reform der griechischen Kirche wird die Chrysalide ihre Puppe nimmer sprengen.

Die Perser des Aeschylus. Im Jahre 1862 ward in Orleans, zur Erinnerung der vor 433 Jahren durch Jeanne d'Arc stattgefundenen Errettung der Stadt von den Engländern, von dortigen Schülern das Trauerspiel des Aeschylus, die Perser, in der Sprache des Originals aufgeführt. Veranlaßt und besonders vorbereitet ward das Unternehmen durch den dortigen Bischof, den vielfach bekannten Dupanloup, ein eifriger Verehrer der griechischen Literatur, und die Aufführung fand in Gegenwart eines ausgewählten Auditoriums zu großer Zufriedenheit der Anwesenden statt. Zu den Chören ward die Musik Mendelssohns benutzt, welche dieser zu der Darstellung des Oedipus in Berlin componirt hat und welche der Dichtung des Aeschylus angepaßt worden war. Aehnliches war in Orleans schon früher geschehen, indem man dort den Philoktet und Oedipus in Kolonos in gleicher Weise zur Darstellung gebracht hatte.

Ein Denkmal in Athen. Dem im Jahre 1821 von den Türken in Konstantinopel schmählich hingerichteten griechischen Patriarchen Gregorius soll in Athen ein Denkmal errichtet werden. Der König Otto hat den diesfallsigen Vorschlag des Ministeriums des Innern durch Verordnung vom 10. Mai 1862 genehmigt und eine Commission zu diesem Zwecke niedergesetzt, an deren Spitze der Metropolit und Vorsitzende der heiligen Synode in Athen steht. Nach einer öffentlichen Bekanntmachung dieser Commission soll, unter Eröffnung einer Concurrenz, das durch Beiträge von Griechen und Philhellenen zu errichtende Denkmal von einem griechischen Künstler ausgeführt werden, und zugleich will man dafür Sorge tragen, daß die sterblichen Ueberreste des Patriarchen aus Odessa, wo sie bekanntlich beigesetzt wurden, nach Athen gebracht werden und in dem Denkmale selbst einen Platz finden.

Literatur und Kunst.

* Literarische Notizen. Wir haben die Freude, die Vollendung eines oft erwähnten vortrefflichen Werkes anzuzeigen, des Handbuchs der Geographie von H. A. Daniel in Halle. Der dritte Band desselben ist mit dem neunten Hefte, welches Dänemark mit den Herzogthümern und das Register enthält, abgeschlossen. Von diesem letzten Bande wird noch näher zu berichten sein, doch wollen wir schon heute des Verfassers Aeußerung in der Vorrede, daß er sein Buch mit einem warmen patriotischen Herzen geschrieben habe, mit voller Zustimmung hervorheben. — Nach langer Zeit erhalten wir wieder zwei Lieferungen von der großen Ausgabe der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutschen Bearbeitungen. Die eine enthält die Jahrbücher von Quedlinburg aus dem zehnten, die andere die Jahrbücher von Hildesheim aus dem zwölften Jahrhundert. Beide Uebersetzungen sind von E. Winkelmann in Reval.

* Mein Eden. Eine Münchner Geschichte aus den Zeiten Karl Theodors. Von Hermann Schmid. München, Fleischmanns Buchhandlung. — Diese spielt im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts mitten unter den Verwirrungen, welche Bonaparte's jugendliches Schwert in der europäischen Staatenfamilie anrichtete. Kurfürst Karl Theodor von Bayern hatte, wie die Geschichtskundigen wissen, die Pfalz und Mannheim nicht gern mit Bayern und München vertauscht, er liebte die Pfälzer Weine mehr als das bayrische Bier. So wenig er sich an die Münchener gewöhnen konnte, so wenig waren ihm diese gewogen, da sie überdies besorgten, an Oesterreich verhandelt zu werden. Aus diesen Verhältnissen hat Schmid sich einen dankbaren Boden für seine Erzählung geschaffen. Die Gegensätze des Münchener Pfahlbürgerthums und der pfälzischen Aristokratie, der liberalen Bestrebungen und des kurfürstlichen geheimen Cabinets sind ganz wirksam und anschaulich dargestellt. Von etwas zu viel Neigung zum unheimlichen Novellenapparat, zu Foltern und Martern, ist zwar der Verfasser nicht freizusprechen. allein es muß zugestanden werden, daß seine Arbeit im Ganzen eine geschickte und gesunde ist, die zu den besseren und anständigen Erscheinungen auf dem novellistischen Gebiete gerechnet werden muß.

* Gedichte von M. A. Niendorf. Zweite vermehrte Auflage. Wittenberg. Verlag von R. Herrosé. 1862. — Der Dichter der „Hegler Mühle“ tritt hier mit lyrischen Erzeugnissen — älteren, durch neue vermehrten — vor's Publikum, und documentirt ein nicht unbedeutendes Talent für das volksthümliche Lied. Es ist unläugbar etwas Frisches, Keckes, Gewinnendes in manchen dieser poetischen Erzeugnisse, doch läuft hie und da noch ein unschönes Bild und ein gesuchtes Wesen mit unter, welches nicht angenehm berührt. Ferner scheint uns der Versbau manchmal für den Inhalt zu künstlich, aber Componisten würden sicher viel Sangbares finden, denn namentlich unter der Abtheilung „Lieder der Liebe“ ist viel ächtes Gold, das heißt tiefes Gefühl und wahre Empfindung. Am wenigsten gefallen hat uns die letzte Abtheilung: „Vielerlei und Bedenkliches.“
W.

* Ein Opernjubiläum. Am 5. October begeht die Berliner Hofbühne das hundertjährige Jubiläum der Oper „Orpheus und Eurydice“ von Gluck, bei welcher Gelegenheit Johanna Jachmann-Wagner noch einmal als Sängerin auftritt. Die Oper Glucks gelangte nämlich am 5. October 1762 in Wien zur ersten Aufführung. Sie ist — sagt Gumprecht in der Nationalzeitung — unter sämmtlichen Opern die erste, welche ihr hundertjähriger Geburtstag noch unter den Lebendigen findet. Mit ihr beginnt die eigentlich klassische, im Ganzen 43 Jahr umfassende Periode des musikalischen Dramas. Dreizehn Werke von universaler, künstlerischer Bedeutung und unzerstörbarer Lebenskraft verdanken diesem Zeitraum höchsten Gedeihens ihre Entstehung. Es sind die folgenden: von Gluck außer dem Orpheus, Alceste 1766, Iphigenie in Aulis 1774, Armide 1777, Iphigenie auf Tauris 1779, von Mozart Idomeneo 1781, Entführung 1782, Figaros Hochzeit 1786, Don Juan 1787, Cosi fan tutte 1790, Zauberflöte und Titus 1791, endlich Beethovens Fidelio 1805. Unter sämmtlichen Opern dieser an musikalischen Komödien und Tragödien so unendlich fruchtbaren Periode haben außer den genannten nur noch 5 bis auf den heutigen Tag hier und da einen Platz in dem Repertoir zu behaupten vermocht, nämlich: Mehuls Josef, Gretrys Richard Löwenherz, Cherubinis Wasserträger, Dittersdorfs Doctor und Apotheker und Cimarosas heimliche Ehe.

* Das Denkmal für Heinrich Simon. Am 5. October soll das zur Erinnerung an den von 1847 her bekannten Heinrich Simon von Breslau bestimmte Denkmal am Wallensee, in dessen Fluthen er den Tod fand, eingeweiht werden. Es ist nach dem Entwurfe des Architekten Luigi Chialiva, eines Lieblingsschülers Sempers, ausgeführt. Errichtet auf einer von der Gemeinde Murg dazu geschenkten und planirten Bergwiese oberhalb des Wallensees und über der längs desselben durch viele Tunnels hinführenden Eisenbahn, lehnt es sich malerisch an die vom Wallensee aufsteigende Bergwand, auf der sich noch weiter aufwärts das Dorf Murg ausbreitet. Ein eigens hergerichteter Weg führt von der Eisenbahnstation zum Denkmal. Die Zeichnung, welche nächstens im Buchhandel erscheinen wird, zeigt in der Mitte einen schlanken Tempelportikus, auf dessen Giebelfeld in goldenen Lettern zu lesen ist: „Virtuti“, darunter im Fries die Worte: Heinrich Simon nat. d. XXIX. Octbr. MDCCCV. — denat. d. XIV. Aug. MDCCCLX. Die von den zwei ionischen Säulen eingefaßte Marmortafel, welche als Blende den Portikus schließt, zeigt in einem Medaillon das im Hautrelief gemeißelte Brustbild des Verewigten mit der Unterschrift: „Den Manen Heinrich Simon's gewidmet von seinen Freunden und Gesinnungsgenossen.“ Zu beiden Seiten des Tempels zieht sich eine offene und mit Ruhebänken versehene Veranda hin, mit zwei in die Hinterwand eingelassenen oblongen Votivtafeln, deren Inschrift auf der Tafel des rechten Flügels lautet: „Er kämpfte für das Recht des deutschen Volkes und starb im Exil“; die auf der andern Seite: „Der Leib ruht in der Tiefe des Wallensee's, Sein Andenken lebt im Herzen des Volkes.“ — Der ganze Bau ist sinnig geordnet, in farbigem Marmor ausgeführt.

* Die Kunst in München. Im Feuilleton der „Südd. Zeitung“ finden wir geistvolle und scharfe Betrachtungen über die dermaligen künstlerischen Zustände in München und besonders die jüngsten Schöpfungen der Architektur und Sculptur, die Propyläen und das Ludwigs-Monument. Der Verfasser, wahrscheinlich Pecht, polemisirt gegen die augenblicklichen Zustände und gegen jene beiden neuen Werke, indem er meint, es sei ein entschiedener Stillstand in künstlerischen Dingen in München eingetreten, es erhalte sich nicht auf der Stelle, die König Ludwig ihm angewiesen. Während die Malerei durch den Abgang Rambergs, Genelli's, Albert Zimmermanns große Verluste gehabt habe und von einem neuen bedroht werde, da Schwind angeblich nach Wien gehe, sei die Sculptur vollends auf Abwege gerathen. An den Propyläen tadelt er die Vermischung mehrerer Stile, die Experimentirsucht, welche Griechisches, Babylonisches und Modernes durch einander werfe, die mittelmäßigen Sculpturen der Giebel und Friese. Der Verfasser sagt in seiner Betrachtung dann weiter: Die Schwanthalersche Thätigkeit, wie sie sich von einer ihrer schlimmsten Seiten an den Propyläen darstellt, hat bekanntlich überhaupt einen sehr ungünstigen Einfluß auf die Entwicklung der Sculptur in München gehabt, und zwar einen so nachhaltigen, daß er leider noch heute nicht überwunden ist; sie hat nicht nur den Geschmack der Künstler, sondern auch den des Publikums verdorben, das so lange dieselbe auf alle Weise ausposaunen hörte, bis es der Melodie der Trompetenstöße glaubte und frommgläubig sie für trefflich hielt. Glaube ist aber viel schwerer zu bekämpfen als Urtheil; man kann ihm nicht durch Gründe beikommen, denn er hört nicht und sieht leider noch weniger. Die dilettantisch-romantische Anschauung, in der diese Sculptur wurzelt, ließ es niemals zur Formenstrenge bei ihr kommen, die doch das Erste, die Grundbedingung aller Sculptur ist. War deßhalb ihre Auffassung der Antike immer nur eine sehr oberflächliche, wenn auch oft gefällige, so ist die des Mittelalters noch viel willkürlicher. Das Ritterthum Schwanthalers steht genau auf gleichem Boden, nicht etwa mit dem Uhland's, das vom historischen doch auch schon ziemlich entfernt ist, sondern mit dem Fouqué's; es ist durch und durch modern, phantastisch, theatralisch und vor allen Dingen willkürlich, weil auf gar keinem soliden Studium beruhend; es hat mehr den Charakter einer Mummerei, als den des Ernstes, wie er monumentalen Werken zukömmt. Wie diese Auffassung aber das Mittelalter modernisirt, so hat sie eine besondere Vorliebe dafür, die Gegenwart zu veralterthümeln. Hatte man erst den antikisirenden Haarbeutel in der Sculptur lange nicht loswerden, sich nicht davon emancipiren können, unsere Fürsten und Helden in antiken Kostümen, aber doch mit modernen Perrücken oder Schnurrbart darzustellen, wie noch Thorwaldsen's Eugen Beauharnais zeigt, so sind wir von dem gothisirenden Zopfe Schwanthaler's heute noch nicht befreit; er lastet noch auf uns in all seiner Schwere. Einen traurigen Beleg dazu liefert nämlich das König-Ludwigs-Monument. So viel uns bekannt, beruht die Auffassung desselben ebenfalls auf einem Entwurf Schwanthaler's, der Skizze zu einem Denkmale für Matthias Corvinus, wenn wir nicht irren, entnommen. Es soll das unbestrittene Verdienst des Herrn von Klenze sein, die Aehnlichkeit zwischen dem wilden ungarischen Reiterführer und dem Kunstmäcen so überraschend gefunden zu haben, daß das Denkmal des Einen auch ganz vor-

trefflich für den Andern passen müsse. Der König sitzt zu Pferde, eine Krone aus dem 11. Jahrhundert auf dem Haupte, ein Scepter aus dem 13. in der hoch, beinahe wie zum Hauen ausholenden, nicht bloß zum Tragen erhobenen rechten Hand, während er mit der Linken das Pferd leitet. Er trägt einen Hermelin, wie er als Fürstenmantel heute noch gebräuchlich, mit einem Spitzenkragen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges; unter diesem eine Art Tunika nach dem Kostüm Karls des Großen etwa, die mit einer ziemlich modernen Schärpe über die Hüfte gegürtet ist. Diese etwas weibisch aussehende und überdieß sehr unplastisch kleinlich gefaltete Tunika ist aber beim Reiten auf einer Seite ungefähr wie ein Frauenrock aufgehoben, und das darunter hervortretende Bein mit den kurzen Hosen und Strümpfen des 18. Jahrhunderts bekleidet, der Fuß aber mit einem sandalenartig gebundenen Schuh, der, wenn irgend einer, der römischen Kaiserzeit am ehesten angehört. Die Pferdedecke endlich trägt den Charakter des modernen napoleonischen Empire, wie denn das ganze Kostüm in der Hauptsache eine Nachbildung der von David oder Gérard erfundenen napoleonischen Kaisertracht scheint, wie sie Jedermann aus Kupferstichen, besonders dem Porträt Napoleons von Letzterem, in ganzer Figur, bekannt ist; dabei wäre denn freilich zu bemerken, daß, was damals, wo die Kostümkunde noch gar sehr im Argen lag, verziehen werden konnte, heute doch kaum mehr zu gestatten sein möchte, und daß die ganze Tracht sicherlich nicht auf's Reiten berechnet war. Zu beiden Seiten des Königs gehen zwei nichts weniger als zierliche, sondern sehr derbe, dickköpfige Pagen in dem Gewand des 16. Jahrhunderts, mit Tafeln in den Händen, auf denen der Wahlspruch des Königs: „Gerecht und beharrlich“ geschrieben steht. Das Postament dagegen ist wieder ganz antik-griechisch mit ziemlich mageren Ornamenten; an den Ecken stehen vier symbolische Figuren, Religion und Poesie, Kunst und Industrie, wohl als dem Regiment des Königs ihren Glanz verdankend wie verleihend gedacht. Man hat dies übrigens aus den Attributen zu schließen, denn in Gesichtsbildung und Ausdruck sind sich die antikkostümirten Frauen, wenigstens drei derselben, sehr ähnlich; nur die Industrie hat ihrem Beruf entsprechendere glücklicher individualisirte Gesichtszüge. Leider entbehren diese idealen Figuren des idealen Reizes viel zu sehr, als daß sie uns für die Mängel der Reiterfigur und ihrer Begleiter entschädigen könnten; es fehlt ihnen Grazie, Ausdruck und rythmische Durchbildung, wie jenen die Wahrheit. Daß eine solche Stilvermischung, wie wir sie geschildert, keinen andern Eindruck hervorbringen kann, als eben den einer romantischen Willkür, wird uns wohl Jeder glauben, um so mehr, als der sehr ähnliche und verhältnißmäßig am glücklichsten gebildete Kopf des Königs natürlich auch die Züge eines ganz modernen Menschen und nicht die eines mittelalterlichen oder antiken trägt.

---

* Bremen, 1. October. Im Künstlerverein hielt heute Herr Dr. Adolf Laun aus Oldenburg einen Vortrag über Kunst und Literatur der Uebersetzung. Die Einleitung wies die Bedeutung des Themas für literarhistorische Erkenntniß nach. Die Geschichte der Uebersetzungen ist ein Correlat jeder Literaturgeschichte, da ohne dieselbe keine ganz zu verstehen ist. Besonders ist sie wichtig für Deutschland, dessen literarische Entwickelung in hohem Grade unter dem Einfluß des Alterthums und des Auslandes stand und noch steht und dessen klassische Schriftsteller es nicht verschmäht haben, sich mit Uebersetzungen zu befassen. Der Vortragende, indem er zugleich einen Blick auf das Abhängigkeitsverhältniß der fremden Literaturen untereinander warf, wies den Nutzen nach, den die Anregung des Fremden unserer Literatur und Sprache in formaler Hinsicht gebracht hat, verfehlte aber auch nicht die Gefahren, denen bei dieser hochgesteigerten Thätigkeit, zumal wenn sie zum Handwerk herabsinkt, unsere nationale Entwickelung und selbst unsere Sittlichkeit ausgesetzt ist. Die Erklärung dieser Erscheinung fand er in dem kosmopolitischen Zug, der uns eigen ist. Nach einem Blick auf die Prosaübersetzung, der bei uns nicht die Sorgfalt und Auswahl zu Theil wird, wie in anderen Ländern, ging er zur Poesie-Uebertragung, als einer künstlerischen Thätigkeit über, suchte die Zuhörer in die Schwierigkeiten und Geheimnisse derselben einzuführen und erläuterte seine Erörterungen durch von ihm verfaßte Uebersetzungsproben, durch Analyse und Vergleichung mit dem Original und anderen Uebersetzungen derselben englischen, spanischen und französischen Gedichte. Ein Resümé des Ganzen, in dem er der Uebertragungskunst die ihr zukommende Würde vindicirte, beschloß den Vortrag. — An denselben schlossen sich mehrere Musikstücke, unter denen zwei, welche überhaupt zum erstenmal öffentlich zu Gehör kamen. Zunächst nämlich spielte Herr W. H. Fritze, ein junger Musiker, welcher in Weimar, Leipzig und Berlin seine Studien gemacht hat und noch fortsetzen wird, neben einer Ballade von Chopin eine Sonate für Pianoforte eigner Composition, auf welche eine Sonate für Clavier und Violoncell von Herrn Musikdirector Schramm folgte, welcher während des Sommers eine Stellung an der hiesigen Bühne hatte. Wir waren zu unserem Bedauern verhindert, beide Compositionen zu hören, erlauben uns aber, auf Grund von Mittheilungen competenter Beurtheiler ein Wort hinzuzufügen. Die beiden Sonaten, von denen die des Herrn Fritze grade jetzt auch im Druck erscheint, boten einen interessanten Gegensatz, in welchem man gleichsam die alte und neue Zeit wiederfand. Die Sonate des Herrn Schramm bewegt sich in den hergebrachten Formen und ist bestrebt durch melodiöse Anmuth den Zuhörer zu gewinnen, während Herr Fritze die Sonatenform in der bekannten Eintheilung nach mehreren Sätzen verläßt und auf kürzerem Raum ein Tongemälde entrollt, welches lebendige Färbung hat und die volle Aufmerksamkeit des Zuhörers in Anspruch nimmt. Beide Musikstücke hatten sich der Zustimmung und des Beifalls der Versammelten zu erfreuen. — Mit dem heute beginnenden Monat October ist die musikalische Saison als eröffnet zu betrachten, da die im September erfolgten künstlerischen Vorträge im Künstlerverein und ein Concert im Dom, welches der zweite Organist dieser Kirche, Herr L. Rakemann, kürzlich veranstaltete, nur als ein Vorspiel zu betrachten sind. Darf der Besuch dieses letzten Concerts als Maßstab für die Betheiligung des Publikums an den bevorstehenden musikalischen Genüssen betrachtet werden, so wären dadurch die allerbesten Aussichten eröffnet, an deren Verwirklichung wir gern glauben wollen. In der That ist die ganze Theilnahme eines kunstliebenden und freudig genießenden Publikums erforderlich, wenn alle Unternehmungen auf dem künstlerischen Gebiete bestehen und blühen sollen. Es rüsten sich deren nicht weniger als vier, welche einen Vollbestand von 27 Concerten repräsentiren; zu denselben kommen noch je zwei Concerte des Domchors und der Singakademie nebst einer Anzahl von Soireen einheimischer Künstler. Es ist lebhaft zu wünschen und dringend nothwendig, daß die Vorliebe der Kunstfreunde sich in besonders hohem Grade den Privatconcerten und den Symphonieabenden zuwende, welche in der bisherigen Weise unter der Leitung des Herrn Musikdirectors Reinthaler stattfinden sollen. Da über den Werth und die Vortrefflichkeit dieser Abende nicht geredet zu werden braucht, so mag dagegen daran erinnert werden, daß von allem andern abgesehen der blühende Fortbestand dieser Concerte um des Orchesters und seiner Mitglieder willen wünschenswerth und erforderlich ist. Es muß daher von allen, welche Sinn für die Kunst haben und in der Lage sind, denselben ihre Unterstützung zu gewähren, erwartet und gefordert werden, daß sie den beiden Unternehmungen bereitwillig Vorschub leisten, da große Geldmittel erforderlich sind, um die Institute auf der Höhe ihrer Aufgabe und in ihrer bisherigen Tüchtigkeit zu erhalten. — In bescheideneren Verhältnissen bewegen sich die beiden Cyclen von Quartettsoireen, deren erster von den Herren Böttjer, Arnold, Sastedt und Cabisius, der zweite von den Herren Jacobsohn, Weber, Krollmann und H. Weingardt in früherer Weise unternommen wird. Daß diese beiden Cyclen überhaupt bestehen, ist den früheren Zuständen gegenüber, unter denen das unmöglich war, höchst erfreulich. Es ist das besonders dem lebhaften Interesse für die Kammermusik zu verdanken, welches innerhalb des Künstlervereins rege ist und hoffentlich immer bleiben wird. — Fragen wir nun nach den Neigungen des Publikums und stellen wir darnach eine Wahrscheinlichkeitsrechnung auf, so ist nicht zu leugnen, daß die Liebe des Publikums augenblicklich dem Theater gehört, eine Liebe, welche bereits vollständig den Charakter der Schwärmerei angenommen hat, d. h. also jenes Zustandes, in welchem sich der damit Behaftete urtheilslos und bedingungslos hingiebt. Durch den jüngst erfolgten Umbau ist das städtische Theater, welches als ein Muster von Unbequemlichkeit und Geschmacklosigkeit mit Recht im schlimmsten Rufe stand, in einen freundlichen, behaglichen und geschmackvollen Bau verwandelt worden, der nun in diesen Tagen eröffnet werden soll. Spielt dabei allerdings der Reiz der Neuheit in so hohem Grade eine Rolle, daß eine Art von Taumel das Publikum ergriffen hat, so ist doch zu hoffen, daß eine solide und nachhaltige Theilnahme für die dramatische Kunst sich erhalten wird, nachdem der Reiz der Neuheit verflogen ist. Hat erst einmal das starke Abonnement die Leute daran gewöhnt, das Theater zu besuchen, so findet sich allmälig das Interesse ein und bereitet dann einen Boden, auf dem die besten Früchte gedeihen können. Es ist anzunehmen, daß die Direction, welcher das Publikum in einer bisher unerhörten Weise entgegengekommen ist, alles aufgeboten hat, um künstlerische Leistungen zu Stande zu bringen, welche den Verhältnissen entsprechen. Wäre es möglich, die augenblickliche Liebhaberei der Kunstfreunde in eine wirkliche ausdauernde Liebe zu verwandeln, so würden auf diese Weise Erfolge gesichert, die sonst einem mit allen möglichen Lasten bedachten Stadttheater unerreichbar sind. Den Herren Behr und Ritter ist eine würdige und schöne Aufgabe gestellt; mögen sie bestrebt sein, diese Aufgabe nun auch würdig und schön zu lösen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 41. Bremen, 12. October. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Die Barden von Wales.

Von Ferd. Lotheißen.

Wie in der politischen Geschichte, so zeigt sich auch in der Literatur der einzelnen Völker scheinbar immer wieder das gleiche Spiel des Werdens, Blühens und Zurücksinkens. Auch muß die Grundlage, auf der sich jeder Bau einer nationalen Dichtung erhebt, immer und überall dieselbe sein, da der Geist, der zur dichterischen Begeisterung treibt, stets der gleiche ist; da Menschen und Völker, mögen sie sonst noch so unähnlich sein, doch auf dieselbe Weise lieben und hassen, bis zum Siege kämpfen oder untergehen. In der weiteren Entwickelung aber finden wir in der Poesie eines jeden Volkes neue und eigenthümliche Formen, eine Fülle besonderer Züge. Darum ist für die Kenntniß eines Volkes und seines innersten Wesens kaum eine Wissenschaft so bedeutsam, als die seines geistigen, seines poetischen Schaffens. So deuten die Heldengestalten der Nibelungen auf den kriegerischen kühnen Geist unserer Vorväter, das Vergessen dieser Dichtungen und die Herübernahme ausländischer Stoffe im Parcival u. a. auf eine bedenkliche Schwächung des nationalen Gefühls; so zeigt auch der gänzliche Untergang der Literatur, ja der reichen dichterischen Sprache, deutlich den politischen Zerfall des deutschen Reiches.

Die Betrachtung der alten keltischen Dichtung, die in den Walliser Bergen ihre letzte Zuflucht gefunden hat, ist aus diesem Grunde ebenfalls von großem Werth für die Kenntniß des merkwürdigen Stammes. Schon die Erwähnung ihrer Dichter, der Barden, genügt, unsere Phantasie zu erwärmen und Hoffnung auf die Kunde einer neuen dichterisch großen Welt zu erwecken. Bei genauerem Eingehen wird freilich von dem Wunderbaren und Phantastisch-Reizenden, das sich schon mit dem Namen der Barden verknüpft, Manches schwinden müssen; aber die Kenntniß der wirklichen Welt der Barden, ihrer Lieder, ihrer Verfassung und Ueberlieferung, ist auch ohne mystisches Helldunkel höchst anziehend. Der Name Barden ist hauptsächlich seit Klopstock bei uns zur allgemeineren Bezeichnung eines begeisterten Dichters geworden. Davon sehen wir hier indessen ganz ab und halten uns nur an die wirklichen alten Sänger der Briten. Fast gemahnt es uns an die Ruinen einer neu aufgefundenen räthselhaften Stadt, wenn wir uns in die alten Bardendichtungen vertiefen und in ihren Ueberresten das Leben einer uns fremdartigen, längst entschwundenen Welt erstehen sehen. Denn die Barden sind die merkwürdigste und seltsamste Erscheinung bei dem überhaupt so merkwürdigen Kymrenvolk.

Es ist ein vortheilhafter Zug aller nordischen Völker, daß sie, und in ihrer Jugendzeit am meisten, ihre Sänger so hoch hielten und sie als Gottgeweihte verehrten. So sangen die Skalden bei den scandinavischen Stämmen, so kannten auch die Angelsachsen ihre begeisterten Dichter und erinnern in dieser Hochschätzung der geistigen Kraft an die göttlichen Sänger der alten Griechen, die ja auch unter dem besonderen Schutz der Himmlischen standen. Doch bei keinem Volk traten die Dichter so sehr als streng gegliederte Kaste auf, wie bei den Völkern keltischen Stammes. Denn nicht in Britannien allein, auch in Gallien und Irland waren die Barden heimisch. Sie werden von den alten römischen und griechischen Schriftstellern schon neben den Druiden erwähnt, haben aber glücklicher als diese die Romanisirung überdauert. Es war natürlich, daß Rom die Druiden, die Häupter des Widerstands, ihres Einflusses und ihres Ansehens so viel als möglich beraubte. Die Bekehrung des gallischen und britischen Landes zum Christenthum unterdrückte sie dann völlig, während die Barden dem Loose des Verderbens entgingen, indem sie der Wandelung nachgaben und sich auch dem Christenthum anzupassen verstanden. Ein Theil der alten Druidenweisheit mag auf sie übergegangen sein, eine Menge ihrer Sprüche und Lehren ist noch in den „Triaden“ erhalten, von denen weiter unten die Rede sein wird. In Gallien freilich sank das Keltenthum bald gänzlich unter der fränkischen Herrschaft; in Britannien aber traten die Barden, nach dem Sturz der Druiden, immer mehr hervor. Während der heilige Patrik, der Irland zum christlichen Glauben bekehrte, mit allem Eifer die Ausrottung der heidnischen Poesie in jenem Lande betrieb und in gleicher Einseitigkeit wie später Ludwig der Fromme in Deutschland ungefähr dreihundert Bücher bardischer Poesieen vernichtet haben soll, erfreuten sich die britischen Barden einer dauernden Wirksamkeit. Diese sonst nicht häufig vorkommende Duldsamkeit der Kirche muß ihren besonderen Grund gehabt haben, wenn wir ihn auch jetzt nicht mehr so genau erkennen. Die römische Politik fand es für gut, die unterjochten Fürsten Britanniens nicht ganz zu unterdrücken, sondern sie sah in diesen mediatisirten Herren treffliche Werkzeuge zur besseren Behauptung und Ausdehnung ihrer Gewalt. Dafür mußte man ihnen den Glanz einer kleinen, barbarischen Hofhaltung lassen, und zu einer solchen gehörte vor allen Dingen der Barde, der die Thaten seiner Fürsten und deren Vorgänger zu besingen hatte. Vorsichtig mußte

er dabei jedenfalls sein, und es scheint doch, als sei durch den Einfluß der weltlichen und geistlichen Macht allmälig die Erinnerung an die frühere Zeit, mit ihren Ueberlieferungen und Sagen, ausgelöscht worden. Wenigstens deuten die uns erhaltenen Ueberreste der bardischen Poesie nirgends auf die erste große Heldenzeit der Briten in dem Freiheitskrieg gegen die Römer hin.

Erst als der grimmige Kampf mit den Sachsen begann, hoben sich die Barden zu einer bedeutenderen Rolle. Sie wurden nun die Prediger des ausdauernden Widerstands, die Träger der nationalen Ueberlieferung. Sie konnten ihrem Volke den Sieg nicht sichern. Erst die Berge von Wales gaben dem bedrängten Volk und seinen klagenden Barden Schutz. Doch grade die Noth vertiefte und stärkte die Charaktere. In dem 6. Jahrhundert, in dem die Briten am schwersten bedroht waren, erstanden auch ihre größten Barden, und das Wort des deutschen Dichters: „Es soll der Sänger mit dem König gehen“, war hier im Voraus erfüllt. Die Barden waren die nächsten Freunde der Fürsten und wurden besonders geehrt. Es war ihr Vorrecht, daß sie von dem eigentlichen Kriegsdienst befreit waren, doch zogen sie als Begleiter der Könige mit in den Kampf, befeuerten durch ihre Lieder vor der Schlacht den Muth ihrer Landsleute und legten in der Zeit der Noth auch selbst Hand an die Waffen. Reiche Geschenke fielen ihnen zu, und auch von der Beute war ihnen ein Antheil zugesichert. Die Art ihres Vortrags war verschieden; sie konnten ihre Lieder einfach ohne alle Begleitung den lauschenden Genossen vortragen, wobei sie höchstens durch Aufstoßen eines Stocks den Takt hier und da andeuteten, oder sie begleiteten ihren Gesang mit dem Klang der Telge oder der Crwth, beides Instrumente, die am nächsten der Harfe zu vergleichen sind.

Unter den Barden des 6. Jahrhunderts glänzen als die berühmtesten vier Männer, Taliesin, Aneurin, Clymarch Hen, d. i. Clymarch der Alte, und der freilich mehr in den mittelalterlichen Märchen als Zauberer vielerwähnte Merdhin oder Merlin. Das Ansehen dieser Dichter hat sich bei ihrem Volk durch alle Jahrhunderte hindurch erhalten, und selbst einzelne Gedichte oder Bruchstücke derselben sind gerettet. Die Landschaft Reged in Glamorgan beherrschte als König der tapfere Urien. Die Geschichte weiß nicht viel von ihm zu melden, aber wie Achilleus nur durch den blinden Homer zu unsterblichem Ruhme gelangt, so hat auch das Lob der britischen Dichter den Namen ihres kriegerischen und doch gütigen Fürsten der Nachwelt bewahrt. In dem gebirgigsten Theile von Wales, in dem heutigen Caernarvon, wo der schneeige Snowdon sich in die Wolken hebt, liegt ein kleiner See, in der alten Sprache Geirionydd genannt. An dessen Ufern zeigt man noch jetzt eine kleine Ruine und bezeichnet sie als das Haus des großen Taliesin. Dahin zog er sich wohl später zurück, als er das Getümmel der königlichen Halle mit der Einsamkeit und Ruhe vertauschen wollte. Noch sind uns seine Verse erhalten, in denen er, von Dankbarkeit und Selbstgefühl gleichermaßen erfüllt, unter Anderem sang: „Ich bin Taliesin, das Haupt der Barden im Westen, ich bin Taliesin, am Ufer des See's Cairionnydd. Und ich Taliesin, — möge ich im Alter erblinden, mich winden in der Angst des Todes, wenn ich Urien nicht preise.“ Oder er schildert sich als „einen alten Wanderer, von heitrem Talent. Schweigen würde Neid sein, Uriens Lob sei mein.“ Doch er sah seinen König auch in Kriegesmuth, „da Zorn ihm die Stirne hüllte“, als er den wilden Feind angriff. Von den Barden ist Taliesin jedenfalls der dunkelste und für uns unverständlichste. Mehrere Gedichte, die noch erhalten sind, kann man ihm sicher zuschreiben, während viele andere seinen Namen tragen, die den Beweis ihres Anspruchs schuldig bleiben. Die Gedichte sind verschiedener Art, doch spielt der Krieg, die Siegesfeier und die Todtenklage natürlich eine Hauptrolle.

Taliesin's Freund war Aneurin, ein tapferer Krieger aus dem Norden von Wales. Er erscheint als der Strafprediger der Briten, der ihnen in seinem Gedicht Gododin — fast an tausend Verse, die noch erhalten sind — ihre Fahrlässigkeit und Ueppigkeit vorwirft. Im Jahre 578 verloren die Briten die Schlacht bei Cattraeth, da sie dem Meth zu sehr zugesprochen hatten. Nur wenige von ihnen entkamen dem Blutbad, darunter der Dichter. Sein Lied ist heftig und verwickelt, wie das erregte Gefühl es ihm eingiebt. Die Schande brennt ihn. Immer wieder kommt er auf die Trunkenheit seiner Landsleute zurück, „die Männer, deren Trank Meth war, die vom Wein begeistert in das Gefecht stürmten.“ Eine Reihe von Freunden und Feinden wird aufgeführt, und ihre Heldenthaten werden gepriesen. Da treibt der Eine fünf feindliche Schaaren vor sich her mit seinem Schwert, und zwanzighundert der Männer von Deina und Bernicia erliegen. „O“, ruft er dann einem Andern zu, „früher wird der Wolf seine Nahrung an dem Fleisch finden, als du deine Hochzeit, früher der Rabe Beute machen, als du wieder ruhen.“ Aber alle Tapferkeit fruchtete nichts. „Dies war der trübe Preis des Meths in der bleichen Unglücksstunde, und doch muß er von den Kundigen gesungen werden, so lange noch ein Dichter lebt.“

„Unzertrennlich“, hieß es in späteren Zeiten, „war die Klage und Aneurin.“

Die Schicksale des dritten Barden, Clymarch Hen, sind an sich selbst eine Dichtung. In seiner Jugend war er der König eines kleinen Reiches im Norden, das ihm aber die immer weiter sich ausbreitenden Sachsen entrissen. Arm und von seinem Schmerz gedrückt, griff er zur Harfe und suchte seinen Trost in der Poesie. An dem Hof des noch unabhängigen, mächtigeren Königs von Powis lebte er als Barde, bis er sich auch von hier zurückzog und ganz der Einsamkeit hingab. Vierundzwanzig Söhne hat er zum Kampf gegen die Feinde ausgesandt, und alle vierundzwanzig sind gefallen. So steht er allein in seinem Alter, aber er verherrlicht die Thaten seiner Kinder im Lied und freut sich ihres Ruhmes. Seine Gedichte, von denen noch etwa zwölf, theils historischen, theils gnomischen Inhalts, überliefert sind, sind ebenfalls meistens mit Klagen und schmerzlichen Erinnerungen erfüllt.

„Süß sangen die Vögel auf dem duftenden Baum über dem Haupt von Gwen, bevor er mit Rasen bedeckt war.“

In seinen kräftigen Tagen hat er wacker mitgestritten und seiner Lanze ein Lied geweiht: „Führe mich vorwärts, eschene Waffe, wild bist du in dem Wechselkampf. Es ist besser zu tödten, als zu schwatzen, führe mich vorwärts, eschene Waffe.“

Aber bitter fühlt er die Schwäche des Alters; „der Schnee hat kaum das Thal bedeckt, die Krieger eilen zur Schlacht. Doch ich werde nicht gehen, das Alter verbietet's.“

Cyndillan, seinen Gönner und Freund, der auch in einem Treffen gegen die Sachsen fiel, beweint er mit einfachen, um so ergreifenderen Worten. „O mein Führer ist todt, und ich — noch am Leben!“

„Ehe ich an Krücken ging, war ich tapfer, meine Lanze war die erste unter den Speeren, — ich bin schwer, ich bin elend. Das Alter verhöhnt mich in den Haaren, in den Zähnen, in dem Auge, das einst von der Jugend geliebt war.“

„Ist das Blatt nicht vom Winde verweht? Weh über sein Loos, es ist alt!“

Die Klage über das Alter ist bei einem um die Freiheit kämpfenden Volk doppelt natürlich, wie wir überhaupt in diesen älteren Dichtungen der Barden wahrhafte Empfindung und tiefes

*) Man bemerke, daß das w im Wallisischen hier, wie überhaupt vor Consonanten, gleich o lautet.

Naturgefühl bei aller Einfachheit finden. Ihr Gesichtskreis ist nicht weit, aber in ihren engen Grenzen fühlen sie lebhaft und edelsinnig, und ihr Gefühl belebt ihre Sprache. Durch alle Gesänge geht ein wehmüthiger, fast finsterer Zug, der dem Charakter des Volkes eigenthümlich war oder ihm vielleicht erst allmälig aufgedrückt worden ist.

Merdhin endlich ist als Dichter am bekanntesten durch sein Gedicht Avallenau — der Apfelgarten —, aber viel bekannter ist er in der Folgezeit als Zauberer und Prophet geworden. Viele Weissagungen von ihm wurden im Lande umhergetragen, und auch seine Gedichte stellen eine herrliche siegreiche Zukunft in sichere Aussicht. Auf ihn beriefen sich dann wieder andere. So heißt es in einem späteren Gedicht: „Merdhin prophezeite, daß ein König aus dem kymrischen Volk, aus den Unterdrückten, erstehen würde. Druiden erklärten, daß die Großmuth wieder unter dem Geschlecht der Adler vom Snowdon erneuert werde.“ Die Prophezeiung Merdhin's, ein britischer Fürst werde einst in London die Krone tragen, wann englisches Geld rund würde, bewog noch zuletzt den unglücklichen Llewellyn zum Aufstand gegen Eduard I., als dieser runde Münzen statt der bisher üblichen viereckigen prägen ließ.

Neben diesen Barden der wallisischen Heldenzeit werden noch manche andere Namen erwähnt, und die Reihe der geehrten Barden zieht sich durch alle folgenden Jahrhunderte hindurch. Für die alten Dichter ist es bezeichnend, daß sich in den Ueberresten ihrer Werke kein einziges Liebeslied findet. Wohl aber bricht der alte Llymarch aus: „Schaut, ihr Jungfrauen, die Verwüstung des Landes, alles steht in Flammen, wehe der Jugend, die jetzt an einigende Bande denkt!“

Allmälig aber beruhigten sich die erregten Gemüther. Die Staaten befestigten sich. Mußten die Briten in Wales auch zeitweise die Oberhoheit der angelsächsischen Könige anerkennen, so blieben sie im Grunde doch völlig unabhängig, und ihre Nationalität wurde jetzt wenigstens nicht mehr gefährdet.

Da gewann der Bardismus unter dem sangfreudigen Volk immer mehr Raum. Die Lehren und Regeln der alten Meister, die diese auch schon aus früheren Zeiten ererbt hatten, wurden sorgsam weiter überliefert und auf ihre Beobachtung streng gehalten. Könige und Fürsten begünstigten fortwährend den ganzen Stand, wie wir denn auch von mehreren lesen, welche durch besondere Verordnungen über Dichtkunst und Musik ihre Theilnahme für die Barden bewiesen haben. Freilich mußte die ganze Einrichtung den lebendigen Geist einbüßen, wenn man jede Thätigkeit in die Fesseln alter Regeln bannte. Um so größere weltliche Ehre ernteten dafür die Barden selbst. Das Gesetzbuch König Howel des Guten, der im zehnten Jahrhundert lebte, kennt sie als bedeutsame Personen am fürstlichen Hofe. Der königliche Barde hat die achte Stelle unter den Hofbeamten, er ist der Rathgeber des Königs, schneidet bei Tafel vor und ist verpflichtet, sowohl während der Mahlzeit als auch im Gemach der Königin, wenn diese es wünscht, zu singen. Beim Antritt seines Amtes erhält er vom König ein Spielbrett oder eine Harfe, von der Königin einen goldnen Ring. Er erhielt außerdem freie Wohnung, ein Stück Land und ein Pferd.

Alle Barden hatten höhere Glaubwürdigkeit, und kein Schwert sollte vor ihnen entblößt werden. Schon durch ihre Tracht waren sie kenntlich; sie trugen meistens ein weißes, manchmal auch ein himmelblaues oder grünes Gewand, ein Armband am rechten Oberarm und einen mit dem Gewand gleichfarbigen Stab. Je nach ihren Leistungen und Kenntnissen waren sie in verschiedene Grade oder Klassen eingetheilt. In öffentlichen Versammlungen hielten sie musische Wettkämpfe und krönten die Sieger.

Aber dennoch erstarb die Kraft der Barden immer mehr. Es fehlte die Anregung großer Zeiten, und mit ihnen erstarben auch die Lieder. Vergebens versuchte man im 11. Jahrhundert eine äußere Reform.

In der Bretagne blühte damals ein unabhängiger Britenstaat, der einst von flüchtigen Landsleuten und Zeitgenossen König Arthur's gegründet worden war. Dort bildete sich denn auch die eigentliche Sage von dem Heldenkönig und der Tafelrunde seiner unbesiegbaren Freunde. Von dort aus wurde sie in das Heimathland zurückgebracht, den Dichtern ein neuer Stoff geboten und das ganze Bardenwesen neu organisirt. Die Namen der Reformatoren zu nennen, würde hier zu weit führen, denn die neue Einrichtung war zum mindesten kein Fortschritt. Die Erzählungen der Tafelrunde haben zwar die Welt durchwandert und sind in jede Literatur übergegangen, aber sie entbehren deßwegen an sich doch der Wahrheit, der Poesie und des Gefühls. Sie sind gekünstelt, wie die ganze Einrichtung der Barden zur gekünstelten ward.

Bardenschulen entstanden seit jener Zeit in großer Anzahl, doch erinnern sie mehr und mehr an die poetischen Akademien des 17. Jahrhunderts, den Blumenorden der Pegnitzschäfer u. s. w., wenn sie auch darin noch über diesen geschmacklosen Schöpfungen einer geistesarmen Zeit stehen, daß sie wenigstens die Bewahrer alter Ueberlieferungen waren.

Diese sind, außer in den alten Gedichten, in den „Triaden“ erhalten, Aufzeichnungen historischen, gnomischen, astronomischen und religionsphilosophischen Inhalts, deren Entstehungszeit nicht mehr genau zu bestimmen ist, die theils sehr alt, theils verhältnißmäßig jung sind. Die Dreizahl liegt ihrer Abfassung zu Grunde, und bei dem Lesen derselben kommt uns Cäsars Wort von der Druidenlehre in den Sinn, daß die Schüler derselben an zwanzigtausend Verse zu lernen hätten, in denen ihre ganze Religion und Wissenschaft enthalten wäre. Einzelne Triaden, die noch Seelenwanderung kennen, deuten sogar direct auf die alte Heidenzeit zurück. In anderen spricht sich christlicher Sinn aus, und während viele uns nur als Spielerei und todter Kram erscheinen, überraschen andere durch Schärfe der Beobachtung und Tiefe des Gefühls. So heißt es unter Anderem:

Die drei Grundlagen des Genie's: die Gabe Gottes, Arbeit und Lebenserfahrung.

Die ersten drei Erfordernisse des Genie's: Ein Auge, die Natur zu sehen; ein Herz, sie zu fühlen und ein Entschluß, der ihr zu folgen wagt.

Die drei Stützen des Wissens: Viel Sehen, viel Dulden, viel Lernen.

In derselben Art wird auch die Geschichte behandelt, so auch die Vorschriften, die den Barden für ihre Kunst gegeben werden. In einer, wohl jüngeren Triade, heißt es:

Drei Dinge sind den Barden verboten: Unsittlichkeit, Satirisiren, Waffentragen.

Die drei Endzwecke des Lieds werden in einer andern aufgeführt: den Verstand zu schärfen, das Herz zu bessern, die Gedanken zu sänftigen.

Die drei Endzwecke des Bardismus: die Reform der Sitten, die Sicherung des Friedens, die Verherrlichung des Guten und Ausgezeichneten.

Die Organisation des Bardenstandes wurde allmälig immer genauer und fester. Das Land war in Bezirke getheilt, und jeder Bezirk hatte seinen Bardenstuhl. Dieser Stuhl unterrichtete und erzog die jungen Barden seines Bezirks und hatte seine besonderen Gesetze und dichterischen Systeme, wie auch seinen eigenen Wahlspruch: „Wahrheit gegen alle Welt“, „Gott und alle Güte“,

„Nichts ist wahrhaft gut, was übertroffen werden kann“, „Herz zum Herzen“ — das sind einige dieser Sinnsprüche, die den Geist bezeichnen, der in ihnen zu leben bestimmt war. Andere Sprüche tragen auch speciell christliche Färbung.

Die Barden eines Stuhls kamen regelmäßig zusammen, sich zu üben, ihre Dichtungen vorzutragen und Lob oder Tadel dafür einzuernten. Zu bestimmten Zeiten fanden sich auch die Bardenstühle eines einzelnen Reiches zu einer größeren Versammlung zusammen, ja viermal im Jahr vereinten sich auch alle Barden des (keltischen) Britenlandes zu großen allgemeinen Bardentagen. Diese Versammlungen konnten allein gültige Entscheidungen über Regeln der Kunst und sonstige bardische Einrichtungen fassen, und zwar nur, wenn der Beschluß in drei auf einander folgenden Jahren jedesmal wieder genehmigt worden war.

Wo möglich kam man unter freiem Himmel zusammen. Nach einem eröffnenden Gebet wurden die alten Gesetze verlesen, damit sie in der Erinnerung hafteten. Dann wurde das Gedächtniß der alten großen Barden und sonstiger, um das Vaterland verdienter Männer gefeiert, und erst, nachdem allen diesen Pflichten der Dankbarkeit und der Ordnung genügt war, schritt man dazu, die neuerdings sich Auszeichnenden vorzurufen. Hierbei konnten Klagen und Berufungen vorgebracht werden. Endlich folgten Wettkämpfe der Barden, Vorträge ihrer Dichtungen, Belohnungen der Sieger, und das Ganze schloß mit einem Festmahl.

Schon die ältesten uns bekannten Barden verwendeten den Reim in ihren Gedichten. Es ist leicht möglich, daß sie ihn durch eine Ueberlieferung der späteren römischen Dichter empfangen haben. Daneben wurde aber auch die uralte Kunst der Alliteration und Wiederholung gepflegt. Man zählte 24 Maße der Versification und eben so viel Formen der Strophe, und ganz wie die Meistersänger genau ihre Versfüße zählten und den Geist der Verse darüber vergaßen, so geschah es auch nur zu oft hier.

Die wallisischen Literaturkenner vermögen die Reihe der gerühmten Barden, unter denen immer wieder Fürstennamen glänzen, durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf die Gegenwart zu führen, in welcher ja immer noch Barden leben und ob ihrer Werke belohnt werden. Aber alle diese Erscheinungen haben über die Grenzen der engen Heimath hinaus keinen Einfluß und keinen Werth mehr.

Aus den begeisterten Dichtern wurden immer Hofleute, die auch das Amt hatten, die Chroniken zu schreiben, Tauf- und Geschlechtsregister zu führen, Heirathen zu verzeichnen u. s. w. Ihnen gegenüber erhob sich dann die verächtlich angesehene, aber beim Volk beliebtere, Klasse der umherziehenden Sänger. Der Rundgang durch die Provinzen war schon ein altes Vorrecht der Barden; sie sollten dadurch das Land kennen lernen, Bedeutsames erfahren und ihre Anschauungen bereichern. Bald aber luden die Umherziehenden, die sich von den festen Regeln der Bardenstühle früh genug lossagten, den Haß der Kirche auf sich, und fromme Schriftsteller klagen über die gottlosen Landstreicher, die das Volk verderben. Doch diese vergalten die Zuneigung. „Von den abscheulichen Mönchen mit den Röcken auf den Hüften will ich das Sacrament nicht nehmen“, ruft einer voll Erbitterung.

So offenbart sich in den Briten überall, wo das freie Volksbewußtsein zum Durchbruch kommt, der Widerstand gegen Rom und seine Satzungen und Gehülfen. Ein Blick auf die höchst wichtigen Gestaltungen einer unabhängigen Kirche bei ihnen in der frühesten Zeit sei der Gegenstand unserer nächsten Betrachtung.

---

* Zur deutschen Geschichte.

Von A. Emminghaus.

Deutschlands trübste Zeit, oder: Der dreißigjährige Krieg in seinen Folgen für das deutsche Kulturleben. Von **Dr. Karl Biedermann**, Professor in Weimar. Berlin, Verlag von B. Brigl.

Für einen unschätzbaren Gewinn muß es erachtet werden, daß, wie die Arbeitstheilung in der Wissenschaft überhaupt in neuerer Zeit vollkommen in ihre Rechte einzutreten anfängt, insbesondere in den historischen Studien die Ermittelung und Feststellung des rein Thatsächlichen, des Geschehenen, von anderer Hand und die Darstellung des in dem äußeren Fortgange der Dinge sich documentirenden Fortschrittes des Menschengeistes von anderer Hand besorgt zu werden pflegt. Freilich der Pragmatiker würde ohne die Kenntniß der Gesetze der Entwicklung des Menschengeistes in seinen Forschungen wenig prosperiren, und andererseits: der Kulturhistoriker kann den Pragmatiker und die eigne pragmatische Forschung so wenig entbehren, wie der Physiolog die Botanik und Anatomie — aber nicht nur die Methode, sondern auch das nächste Ziel ist bei der pragmatischen Geschichte ein anderes, wie bei der Kulturgeschichte. Schließlich führen die Wege natürlich wieder zusammen.

Der Pragmatiker wäre ein Stümper, wenn er nur Thatsachen feststellen und in chronologischer Reihenfolge urkundengetreu wieder erzählen wollte. Aber, wenn einmal die Arbeitstheilung auch in der Wissenschaft hergestellt ist, wird er doch gut thun, dieß als seine Hauptaufgabe zu betrachten. Da im Leben der Völker, von Naturereignissen abgesehen, nichts geschieht, was nicht mit dem Volksgeiste in Kausalnexus stünde, kann der kundige Leser der chronologisch-pragmatischen Darstellung aus dem Fortgang der Ereignisse auch den Fortgang der Kulturentwicklung erkennen; aber, was hier sich ihm nur beiläufig erschließt, das gerade hat der Kulturhistoriker durch die systematische Zusammenstellung einer Fülle von historischen Belegen bis zur Evidenz als waltendes Princip plastisch vor Augen zu stellen. Das Bild, welches er so zu entwerfen hat, ist das Bild der geistigen Entwicklung der Völker mit ihren Licht- und Nachtseiten, mit ihren Gesundheits- und Krankheitserscheinungen. Der Kulturaufschwung und das Absterben der Kultur des einzelnen Volkes — das Eine wie das Andere ist nichts als eine Phase in der Kulturentwicklung des gesammten Menschengeschlechts; das Leben der einzelnen Völker stirbt ab, das Leben der Menschheit ist unsterblich; in dem Kulturleben der einzelnen Völker ist Auf- und Niedergang im Kulturleben der Menschheit nur Aufgang. Dieß berücksichtigend gewinnt die Kulturgeschichte eine hohe ethische Bedeutung, eine Bedeutung, ähnlich der, welche auf dem Gebiete der Poesie der Tragik zukommt.

Bei den jetztlebenden Kulturhistorikern wird diese höhere Auffassung der wissenschaftlichen Aufgabe mehr und mehr zur Regel. Unter ihnen nimmt Karl Biedermann unzweifelhaft eine hervorragende Stellung ein. Ja man kann sein, leider erst bis zum zweiten Bande gediehenes treffliches Werk: „Deutschland im 18. Jahrhundert“ geradezu als eine epochemachende Erscheinung auf dem Gebiete der Kulturgeschichte betrachten. Der Verfasser entrollt in diesem Buche vor dem Auge des Lesers ein Bild tiefer geistiger Verkommenheit eines hochbegabten Volkes, welches nur nach und nach ebenso auf wirthschaftlichem, wie sittlichem und gesellschaftlichem Gebiete den Faden wiederfindet aus einem Labyrinth von Irrthümern und Gebrechen. Diese traurige Epoche in unserer Geschichte erscheint aber nur dem oberflächlichen Beobachter als „verlorene Zeit“; der gründliche Forscher erkennt in ihr eine nothwendige Entwicklungsphase. Daß die tiefste Nacht eines mehr

als hundertjährigen Siechthums nicht im Stande gewesen ist, die Volkskraft völlig zu ertödten, daß sich vielmehr aus ihr die herrlichsten Lebenskeime entwickeln konnten und entwickelt haben, — diese Unverwüstlichkeit unseres deutschen Volksgeistes, wie sie sich aus der Darstellung jener Kulturepoche klar ergiebt, hat für den Vaterlandsfreund etwas ungemein Tröstliches, Ermuthigendes, ja Erhebendes. Den Schwarzsehern unter den Mitlebenden können wir nichts dringender empfehlen, als die Lektüre des Biedermannschen Buches. Sie werden daraus nicht nur neue Hoffnung, sondern auch neue Thatkraft schöpfen.

Doch es ist nur gelegentlich, daß wir unseren Lesern dieses größere Werk des berühmten Kulturhistorikers empfehlen. Ganz neuerdings hat sein unermüdlicher Schriftstellerfleiß ein kleineres, mit jenem größeren in nächster Beziehung stehendes Kulturbild geschaffen. Der Herausgeber der „Deutschen Nationalbibliothek“, B. Brigl in Berlin, hat in B. einen schätzbaren Mitarbeiter gewonnen. Der fünfte und sechste Halbband dieses Sammelwerkes bringt uns neben einer Selbstbiographie von Biedermann die größere Hälfte einer trefflichen kulturhistorischen Arbeit dieses fleißigen Gelehrten, betitelt: „Deutschlands trübste Zeit, oder: Der dreißigjährige Krieg in seinen Folgen für das deutsche Kulturleben.“ Und diese Arbeit ist es, auf welche wir die Aufmerksamkeit unserer Leser mit einigen Worten hinzulenken beabsichtigen.

Wer B's. größeres kulturhistorisches Werk kennt, wird in der vorliegenden Arbeit nicht grade viel Neues finden; denn es ist begreiflich, daß eine, das 18. Jahrhundert umfassende, deutsche Kulturgeschichte für alle ihre Forschungen, wo nicht weiter, doch auf die vorhergehenden beiden Jahrhunderte, auf das Zeitalter der Reformation und des dreißigjährigen Kriegs, zurückgreifen muß. Allein dessenohngeachtet stellt sich diese kleinere Arbeit als ein selbständiges, in sich abgerundetes und einheitliches Bild dar.

Sie beginnt mit einem „Kurzen Rückblick auf den Verlauf der Reformation und die Zeit von da bis zum dreißigjährigen Kriege.“ Aufgabe ist hier, zu zeigen, daß und wie eine so kräftig emporstrebende Bewegung, wie sie sich in der Reformationszeit geltend machte, sobald in eine so tiefhinabsinkende umschlagen konnte, wie sie das Zeitalter des dreißigjährigen Kriegs kennzeichnet. Erklärt wird diese Erscheinung aus der einseitigen Richtung der reformatorischen Kraft lediglich auf das religiöse Gebiet, aus der hierdurch erzeugten Spaltung Deutschlands in zwei sich schroff gegenüberstehende confessionelle Lager, und aus dem Mangel einer Kraft, welche hätte verhüten können, daß diese Kluft auch im politischen Leben des Volkes zum Durchbruch kam; ferner aber daraus, daß die Reformatoren selbst, weil sie sich lediglich auf einzelne Reichsfürsten stützen mußten, das, in der Consequenz des Protestantismus liegende System der Selbstregierung Preis gaben und daß die Reformation, stark zum politischen Absolutismus hinneigend, „das Volk zu serviler Unterthänigkeit, die Fürsten zur Selbstüberhebung und Willkür“ zu stimmen beitrug. Das Wiederauseinandertreten des Priester- und Laienstandes auch in der neuen Kirche, die stark hervortretende Scheidung zwischen der Aristokratie der Geburt und der bürgerlichen Klasse, der Umstand, daß sich die Gelehrten und der Adel dem Leben und Interessen des Volkes entfremdeten, wird nicht mit Ungrund der Reformation zur Last gelegt, und so trägt dieses großartige Zeugniß deutscher Volkskraft doch auch schon die Keime zu der folgenden tiefen Erniedrigung in sich selbst.

In einem weiteren Abschnitt wird nun „der dreißigjährige Krieg selbst in seinen unmittelbaren Folgen für das deutsche National- und Kulturleben“ geschildert. Es wird als einer der vornehmlichsten Gründe der zerstörenden Wirkung dieses Krieges bezeichnet, daß in ihm die leitende und bewegende Idee abhanden kam, und „daß es an großen Persönlichkeiten von echtem Gepräge, an denen sich die Menge im Handeln und Leiden, bei Siegen und Niederlagen aufrichten, stärken, begeistern kann“, fehlte. So versank die Masse in Rohheit und Stumpfsinn. Die Gräuel des Krieges weckten die niedrigsten Begierden. Das Volk verlor seine Ursprünglichkeit. Deshalb nahm auch die Ausländerei, die unserer volksthümliche Entwicklung so unendlich geschadet hat, hier ihren Anfang. Daß bei der Ohnmacht des Volkes der Absolutismus der Fürsten kühnlich sein Haupt erheben konnte, ist erklärlich genug.

Wahrhaft haarsträubend und beschämend sind die einzelnen nun folgenden Schilderungen der Nachwehen des dreißigjährigen Krieges, welche sich vorzüglich Kund geben in dem „sittlichen Verfall der herrschenden Klassen“, in der „Unterdrückung und Ausbeutung der Volkskraft durch die herrschenden Kreise“, in dem „Beamtendespotismus und der Vielregiererei“, „der Kabinetsjustiz“, „der Beseitigung oder Mißachtung der ständischen Rechte“, „der finanziellen Mißwirthschaft“ und „dem Steuerdruck.“ Für alle diese traurigen Erscheinungen werden urkundlich festgestellte Belege beigebracht. Es kann dem sorgfältigen Beobachter unserer Tage nicht entgehen, daß eine Menge von Irrthümern und Schäden, an denen wir noch heute laboriren, nichts als die Consequenzen jener Zeit und bezüglich Ueberreste aus ihr sind.

Die Darstellung des Ganzen ist klar, plastisch und warm, ja fesselnd. Aus einem reichen Schatz tiefsinniger Forschungen ist nur die Quintessenz mitgetheilt — aber in gemeinfaßlicher Weise, zum eignen Nachdenken anregend.

Wenn wir nun noch hinzufügen, daß auch die dem Aufsatz vorangeschickte Selbstbiographie des Verfassers, welcher ein bewegtes, reiches Leben hinter sich hat, in dem er sich in der That immer „selbst getreu“ geblieben ist, und welchem es hoffentlich beschieden ist, die Früchte der äußeren und inneren Kämpfe, die er und seine gleichstrebenden Zeitgenossen durchgekämpft haben, in reichem Maße noch zu genießen — des Lehrreichen und Unterhaltenden viel in sich faßt, so dürfen wir wohl die vor uns liegenden Bändchen der deutschen Nationalbibliothek als Juwelen dieses trefflichen Sammelwerkes bezeichnen.

---

* Kunstbericht aus Bremen.

Bremen, 8. October 1862.

Vor acht Tagen ist im Sonntagsblatt an der Schwelle der Saison ein Ueberblick gegeben worden über das, was während des allmälig beginnenden Winters an künstlerischen Genüssen bevorsteht. Die Schwelle ist nunmehr überschritten, die Hallen des restaurirten Stadttheaters haben sich geöffnet; der Strom der Theaterfreunde, deren Schaubegier kaum noch zurückzuhalten war, ergoß sich gestern zum erstenmal durch die neuen Räume, deren Herstellung mit freudiger Anerkennung als wohlgelungen begrüßt wurde. Das Gefühl des Behagens, des befriedigten Schönheitssinnes und des Stolzes auf einen werthvollen Besitz ist nunmehr an die Stelle jenes Schauders getreten, der uns überfiel, wenn wir in dem früheren Hause mit seiner kalten, unheimlichen Schönheit, seinen starren, unerbittlichen Formen verweilen mußten. Er hatte viel Geld gekostet, jener Tempel der Kunst, und Kenner versicherten lebhaft, daß er schön sei, allein es fehlte der Glaube, und bis zum letzten Augenblick betrat das Publikum diese Hallen mit derselben Unlust, wie es seit dem ersten gethan, und es gewöhnte sein Geist sich nicht an die Formen. Sie haben ihr Leben auf kaum zwanzig Jahre gebracht, und doch sind sie alt geworden.

greisenhaft alt, und es war die höchste Zeit, daß ein Verjüngungsproceß vorgenommen wurde. Das ist nun im Laufe des Sommers durch Herrn Baudirector Schröder geschehen, und zwar mit so viel Geschick und Erfolg, daß ein allgemeiner Dank mit seltener Einstimmigkeit dem Restaurator entgegengebracht wird. In der That läßt sich die schwierige und undankbare Aufgabe, neuen Wein in alte Schläuche zu thun, nicht glücklicher und besser lösen, als es hier geschehen ist. Wer in das Haus tritt, ohne seine traurige Vergangenheit zu kennen, wird kaum das Gefühl haben, daß hier ein ganz verunglückter Bau mit unsäglicher Mühe corrigirt wurde, vielmehr sich auf das Anmuthigste durch die eleganten Formen eines geschmackvollen Neubaus berührt fühlen. Bei uns aber, den Eingebornen dieser Scholle, den wirklichen eignen Kindern dieser freien Hansestadt, gesellt sich zu dem befriedigten Schönheitssinn der Stolz, nun endlich es auch zum Besitz eines Theaters gebracht zu haben, in welches wir die Fremden, die hin und wieder bis in unsere unwirthliche Gegend sich verlieren, hineinführen können, ohne eine verlegene Entschuldigung stammeln zu müssen.

Da in diesem Augenblick der Umbau im Vordergrunde des Interesses steht, so muß desselben noch mit einem näheren Worte, welches wir einem competenten Freunde verdanken, gedacht werden. Man hat diesen Umbau von den ersten Entwürfen an durch seine fortschreitende Entwickelung bis zur nun stattgefundenen Eröffnung mit lebhafter Theilnahme verfolgt. Bedenken wir die Schwierigkeiten, die zu besiegen waren, vor allem den Umstand, daß man durch die unverrückbaren Seitenwände gezwungen war, sich auf eine Ausdehnung des Raumes nach vorn hinaus zu beschränken, und sieht man nun, wie vortrefflich diese Aufgabe durch das doppelte Proscenium gelöst ist, so muß der Umbau als ein Meisterstück bezeichnet werden, wie es vielleicht bei einem Neubau kaum besser gelungen wäre. Es wird zwar nicht an Einwänden fehlen, die sich besonders daran heften, daß der Kronleuchter nicht in der Mitte des Zirkels der Logenbrüstung hängt, und daß die schöne Decke wesentlich nur für das Bühnenpersonal und den dritten Rang genießbar ist; aber dies ist kein eigentlicher Fehler, vielmehr eine in den Verhältnissen liegende Nothwendigkeit, gegen die nicht aufzukommen war. Die Decke ist in ihrer architektonischen Zeichnung außerordentlich schön, nur will es scheinen, als wären die Medaillons etwas zu farbig und die Verzierungen nicht fein genug. Auch wäre den Verzierungen der unteren Logenbrüstung und theilweise auch denen des Prosceniums durchgängig mehr Klarheit zu wünschen, die aber vielleicht bei der Kürze der Zeit nicht zu erreichen war. Was nun dem inneren Raum einen so wohlthuenden, angenehmen Eindruck verleiht, das sind die schönen Linien der Brüstungen, das schöne Höhenverhältniß derselben und besonders das reizende Proscenium. Dies alles neben dem feinen Reichthum der Decoration giebt uns das freudige Bewußtsein, daß wir jetzt endlich ein Theater haben, das den Anforderungen des guten Geschmacks vollkommen entspricht. Daß man mit dem Aeußeren erst im künftigen Jahre fertig werden kann, liegt in den Verhältnissen; wird es nach den vorhandenen Plänen ausgeführt, so darf man hoffen, daß auch dieser Umbau eine rettende That werde.

Daß nun in diesen neugeschaffenen Räumen die künstlerischen Leistungen gleich frisch und schön seien, daß auch auf der Bühne mit Ernst und Umsicht alles geleistet werde, was von einem Theater dieses Ranges irgend billigerweise verlangt werden kann, das ist die Hoffnung des Publikums gewesen, von dessen überaus günstiger Stimmung in der vorigen Woche berichtet wurde. Und gewiß entspricht das Streben der Direction den Wünschen der Theaterbesucher. Die Lasten, mit welchen die Bühnenleitung in einem anderswo unerhörten, bei uns aber der Mehrheit noch immer ganz natürlich erscheinenden Grade kämpfen muß, haben sich zwar sogar vermehrt und werden auf die Dauer weder von der Direction getragen noch vom Staat aufrecht erhalten werden können. Allein dieser Gesichtspunkt kommt unter den augenblicklich obwaltenden Verhältnissen kaum in Betracht, da die Vorliebe des Publikums für das Theater jede Falte glättet, welche auf der Stirn der Directoren sich bilden könnte, wenn sie an Erhöhung der Pacht und an eine Monatsgage von etlichen Tausenden denken sollten, welche bereits ausgegeben war, ehe eine Probe gehalten werden konnte. Auch was an Decorationen und Garderobe verdorben sein mag während des Umbaus, wird sich verschmerzen lassen. Ist doch das Abonnement so stark, daß „dem Vernehmen nach“ die Gagen gedeckt sind, und hat doch die Direction den unendlich großen, nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, daß sie nie in die traurige Nothwendigkeit geräth, ihr Personal vor leeren Bänken spielen lassen zu müssen. Freilich, indem es so bereitwillig ist zum Geben, vergißt das Publikum durchaus nicht zu fordern. Zwei Dinge sind es besonders, welche für die Direction die Gestalt von Verpflichtungen annehmen. Sie hat zuerst und vor allem dafür zu sorgen, daß ein Personal vorhanden sei, welches der Höhe jener Anforderungen einigermaßen entspreche. Zweitens aber muß eben dies Personal so zahlreich sein, daß die nun einmal hartnäckig festgehaltne Gewohnheit des täglichen Spielens aufrecht erhalten werden kann, ohne daß durch häufige Wiederholungen oder übereilte Vorstellungen der gute Humor der Abonnenten verdorben werde. Die Herren vom Bühnenregiment werden erwidern: Das ist sehr leicht gesagt, aber sehr schwer gethan. Ganz gewiß; es ist unbestreitbar, daß die Anforderungen eines Theaterpublikums, namentlich die der Partoutabonnenten, durchschnittlich übertrieben sind, aber ebenso unbestreitbar ist, daß dieselben bestehen und unerbittlich geltend gemacht werden.

So viel darf mit Sicherheit angenommen werden, daß die Direction nichts versäumt hat, um allen berechtigten Anforderungen an eine Bühne von dem Range der unsrigen zu genügen. Sie wird bemüht sein, ihre Kräfte an der rechten Stelle zu benutzen, die Gesetze der Würde und des künstlerischen Anstandes zu erfüllen, besonders ein tüchtiges Zusammenspiel zu erringen, damit die Zuschauer Interesse gewinnen an den gebotenen Leistungen und nicht sehnsüchtig ausblicken nach den Gastspielen sogenannter Notabilitäten; denn die sind der Tod eines städtischen Theaterunternehmens, wie das auch bei uns ein Erfahrungssatz geworden ist. Sehr erfreulich wäre es, wenn die getroffenen Engagements eine glückliche Entwickelung des recitirenden Schauspiels gestatteten, für welches sich ohne Zweifel die Theilnahme der Besucher leicht wecken ließe. Daß man „höheren Orts“ dies einsieht, bewies die Wahl der ersten Schauspielvorstellung, des „Don Carlos.“ So löblich freilich dieser Versuch, so gewagt war er auch; mit einer gewaltigen Aufgabe zu beginnen, ist eine Kühnheit, die eigentlich nur verziehen wird, wenn man seiner Sache gewiß ist. Wer vier Stunden lang ein Schiller'sches Trauerspiel ansehen soll, erscheint von vornherein sehr kritisch gestimmt und weiß nicht recht, ob er sich begeistern oder langweilen soll. Die Größe und Schwierigkeit der vorliegenden Aufgabe gebieten, da ohnehin die Verhältnisse unsäglich viele Hemmnisse darboten, daß wir unser Urtheil zurückhalten und ebenso wenig in den Jubel des Parterre als in die Spottsucht des Sperrsitzes einstimmen. Selbst Könige können langweilig sein, und ein Herzog Alba, dem Schiller'sche Verse zu viel zu schaffen machen, gehört nicht zu den Seltenheiten der deutschen Bühne. Wir denken aber im Rechte zu sein, wenn wir den Darsteller des Marquis Posa, Herrn Röficke, herzlich willkommen heißen als einen Schauspieler, der durch verständige Be-

herrschung des gefährlichen Pathos und angemessene Behandlung des Verses und der äußeren Darstellung einen sehr angenehmen Eindruck macht. Auch dem Beifall, welchen Fräulein Herrlinger errang, deren Erscheinung als Eboli rasch die Herzen gewann, wird so ziemlich beigestimmt werden können. Uebrigens ist allen Mitgliedern des Schauspiels, bevor geurtheilt wird, Gelegenheit und Zeit zu geben, damit sie die Frage beantworten, ob man das höhere Drama oder das bürgerliche Schauspiel und die Komödie hauptsächlich zu pflegen habe.

Finanziell scheint mehr für die Oper als für das Drama geschehen zu sein. Es sind drei Sängerinnen engagirt worden für ernste Rollen, während noch zwei andere für das Soubrettenfach da sind. Das ganze Maschinenwesen des Theaters war durch den Umbau dermaßen gestört worden, daß von der Aufführung einer großen Oper, welche das ganze Personal vorgeführt hätte, vorläufig Abstand genommen werden mußte. Daher rücken nun jugendliche Sängerin, Coloratursängerin und dramatische Primadonna einzeln in das Feld, um die Siege zu erringen, auf welche jede hofft. Das so entstehende Repertoir, welches Nachtlager, Stradella und Norma darbietet, ist weniger schön als durch die praktische Nothwendigkeit geboten. Kreutzers melodiöse Oper empfahl sich dadurch für den Eröffnungsabend, daß sie in ihren anmuthigen Rollen den beschäftigten Neulingen einen Empfehlungsbrief mitgiebt, der dem Vorzeiger die Sache leicht macht, wenn er nicht gar zu ungeschickt ist. Das wichtigste Resultat, welches dem Institut aus der mit Beifall freigebig begleiteten Vorstellung erwuchs, war der Erfolg des Herrn Philippi als Jäger, indem er die seit Jahren bei uns offene Baritonfrage glücklich löste. Was den Trägern der Oper Gutes und Schlimmes zu sagen ist, wird sich nächstens schärfer und gerechter sondern lassen als heute, wo noch die ersten schwankenden Eindrücke vorwalten. Aber wir dürfen nicht schließen, ohne der musikalischen und poetischen Spenden zu gedenken, mit denen die Herren Hentschel und Willatzen den gestrigen Abend ausstatteten. Die Festouverture des Kapellmeisters macht dem wackeren Leiter des Orchesters alle Ehre und zeugt von seiner gediegenen musikalischen Bildung. Das Werk benutzt alle erlaubten und heutzutage gebräuchlichen Mittel, hält sich von scheinbar tiefsinnigen, aber im Grunde unverständlichen Phrasen fern, würde aber vielleicht noch mehr Lob verdienen, wenn sie das Gesicht weniger der Zukunft, mehr der Vergangenheit zugerichtet hielte. Der Prolog des Herrn Willatzen bewegt sich in fünffüßigen reimlosen Jamben mit der Gewandtheit, wenn auch nicht ganz mit dem melodischen Wohllaut, über welche der Verfasser gebietet. Was den Inhalt betrifft, so würde derselbe an Wirkung unleugbar gewonnen haben, wenn statt der Politik, auf die man an dieser Stelle kaum gefaßt war, die Kunst zum Hintergrunde des poetischen Gemäldes gewählt wäre.

F. P.



Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb. Von F. Kapp. — Allgemeine Franken-Geschichte. Von G. Lommel. — Isokrates und Athen. Von W. Oncken. — Rom und Deutschland. Meditationen über das Kaiserthum und die Beendigung des dermaligen Zwischenreichs. Von F. L. von Bernhard. — Buchenstein und Cohnberg. Ein Familiengemälde aus der Gegenwart. Von S. Formstecher. — Sagenbuch der Lausitz. Von K. Haupt. — Ulrich Zwingli. Culturhistorischer Roman in 3 Theilen. Von Th. König. — Der Tochter des Spielers. Roman in 3 Theilen. Von L. Ernesti. — Der Licentiat. Roman in 3 Bänden. Von P. J. Wilcken. — Die Foscari. Historischer Roman in 3 Bänden. Von W. Guischard.

* Eine neue Prachtausgabe der „Naturstudien“ von Hermann Masius wird vom Verleger angekündigt. — Frau Charlotte Birch-Pfeiffer veranstaltet eine Gesammtausgabe ihrer dramatischen Werke, deren erster Band ausgegeben ist. — In Kurzem erscheint ein zweibändiges Werk „Sociale Bilder aus England“ von Julius Althaus — Ein dreibändiger Roman von A. E. Brachvogel, „ein neuer Falstaff“, wird nächstens herauskommen.

* Spanische Liebesgeschichten. Von E. M. von Suckow (Emma Niendorf). Berlin, Sandrog. — Dieses Buch nahmen wir mit guter Erwartung in die Hand, da wir ein lebhaftes Interesse für die geehrte Verfasserin haben. Zu unserem Bedauern ist jene Erwartung nicht erfüllt worden, und wir können die Arbeit nicht als eine glückliche bezeichnen. Die Erzählungen, deren Vorwürfe des Interesses nicht entbehren, lassen den Reiz der Darstellung vermissen; die Schilderung ist springend und abgerissen, man muß viele Stellen zweimal lesen, um zum Verständniß zu gelangen, wobei natürlich ein Genuß nicht aufkommen kann, vielmehr eine recht unbehagliche Stimmung des Lesers sich bemächtigt. Auch an anderen Arbeiten der Verfasserin haben wir schon eine bedenkliche Neigung zu absonderlicher Ausdrucksweise bemerkt; eine Neigung, vor der wir die geehrte Schriftstellerin freundschaftlich und dringend warnen.

* Fremdes und Eigenes. Von Georg Pertz. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1862. — Ein elegant ausgestattetes Bändchen, das mit einem Porträt des trefflichen Henry W. Longfellow geziert ist. Aeußerer Schmuck gehört in unsern Tagen mit dazu, wenn eine Gedichtsammlung Beachtung finden soll. Leider geht's in der Literatur wie auf dem Theater, wo Goldflitter, Pracht des Costüms und der Decorationen mehr und mehr die Hauptsache werden und das Publikum immer weniger auf den Geist, die Tendenz des Dargestellten und die Art und Weise eingeht, wie dies ihm vermittelt wird. Ein Uebersetzer fremder Literaturwerke ist in mancher Beziehung mit einem Bühnenkünstler zu vergleichen. Der Eine wie der Andere muß sich hineinleben in die Intentionen des Schöpfers der Production, die er seinem Publikum vorführen will, und Jeder wird dies nach seiner individuellen Auffassung, nach seinem Standpunkte thun. Der Nachdichter ist so gut wie der Schauspieler genöthigt heute diese, morgen jene Maske vorzulegen, dieselbe Elasticität des Geistes zu beweisen, und je besser er sich mit dem Darzustellenden zu identificiren weiß, desto glänzender bewährt er sich. Es gilt die Charaktere dem Autor gemäß aufzufassen, nachzuspähen, wie er seine Gestalten werden läßt, wie sie aus ihm heraus sich entwickelt haben. Ein mechanisches Nachleiern seiner Worte wird einem denkenden Publikum nicht genügen, weil dabei alle und jede feinen Nuancirungen verloren gehen, jede Wesenheit des eigentlichen Charakters verwischt wird. Dies ist besonders bei dem vorliegenden Werke von Georg Pertz zu berücksichtigen, denn die bei weitem größere Hälfte desselben enthält Fremdes, das heißt Uebertragungen. Halten wir diese Nachdichtungen neben seine früheren Leistungen, so werden wir zu der Anerkennung genöthigt, daß er an Gewandtheit im Ausdruck, an Schmiegsamkeit und Glätte gewonnen hat; allein dies Lob ist bei alledem doch nur ein relatives. Manches ist noch ungelenk, sucht die Worte zusammenzuzwingen und drängt dadurch den Geist hinaus, Anderes dagegen rettet Unwesentliches und giebt das Bedeutsame auf. Wir haben uns der Mühe unterzogen diese und jene übertragene Gedichte der Pertz'schen Sammlung mit schon vorhandenen Uebersetzungen zu vergleichen und fanden wiederholt, daß sie nicht nur die früheren Leistungen Anderer nicht übertrafen, sondern kaum erreichten. Herr Pertz wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir offen und frei reden. Es scheint uns, als übertrage er zu mechanisch und muthe sich zu viel zu. Die Uebersetzung lyrischer Gedichte ist gerade von allen die schwerste Aufgabe. Einmal um deß willen, weil wir selbst schon einen so unendlich reichen Schatz trefflichster Lyrik besitzen, daß wir

in fünfzig unter hundert Fällen fragen können: „Wozu dies importiren, da wir es bereits ebenso gut und besser auf Lager haben oder kultiviren und reichlicher Ernte uns erfreuen, so daß wir alle Spesen und Zollabgaben vermeiden können, als da sind Härten der Sprache, Unklarheit des Ausdrucks u. s. w." Dann aber möchten wir auch aus dem Grunde Uebersetzungen dieses Genre als die schwierigste Aufgabe bezeichnen, weil die Lyrik es vorzugsweise mit Stimmungen zu thun hat, die unendlich feineren Studiums, zarterer Auffassung bedürfen, als z. B. Darstellung von Thatsachen, wie es denn leichter ist eine Ballade zu übertragen als ein Lied, obgleich scheinbar das Umgekehrte der Fall ist. Die vorliegenden Uebersetzungen sind aber mit sehr wenigen Ausnahmen lyrische Gedichte, so daß eine wahre Virtuosität dazu gehörte, eine wunderbare Elasticität des Geistes, um — wie wir glauben annehmen zu dürfen — in verhältnißmäßig kurzer Zeit „so viele Rollen zu studiren", wie ein Mime oder Sänger sich ausdrücken würde. Herr Perz scheint die Sache etwas leicht genommen zu haben, wie etwa ein Bühnenkünstler, der Alles gethan zu haben meint, wenn er sein Pensum leidlich auswendig herzusagen weiß. Dabei wollen wir freilich ausdrücklich anerkennen, daß die Sammlung auch manches gelungene Gedicht enthält. Einige der ansprechendsten und gelungensten brachte das „Sonntagsblatt" vor geraumer Zeit. Das „Eigene", welches den Schluß der Sammlung ausmacht, ist nicht eben bedeutsam und gewichtig, weder dem Umfange noch dem Inhalt nach, und spricht nicht sehr zu Gunsten des Verfassers als Uebersetzers, denn ein gewisses Maß von Schöpferkraft, eine annähernde Gefühlstiefe wird doch von demjenigen gefordert werden müssen, der namhaften fremden Dichtern auf diesen Gebieten nachspürt und zu ihrem Dolmetscher sich zu machen bestrebt ist.

W.

* Am 1. October starb in Berlin nach kurzer Krankheit die Schauspielerin Frau Klara Liedtke, geborene Klara Stich, zweite Tochter der noch lebenden großen Tragödin Auguste Crelinger. Sie gehörte zu den begabtesten Mitgliedern der Berliner Hofbühne, welcher sie mit kurzer Unterbrechung 27 Jahre lang angehört hat. Geboren im Jahre 1818, wurde sie nebst ihrer älteren Schwester Bertha, welche früh der Kunst entsagt hat, um sich in Hamburg zu verheirathen, von der Mutter für die Bühne ausgebildet und derselben im Jahre 1835 zugeführt. Bertha wurde besonders für das Trauerspiel, Klara vorzugsweise für das Lustspiel bestimmt, doch wandte sie sich auch mit voller Liebe dem höheren Drama zu. 1848 verheirathete sie sich mit dem ausgezeichneten Charakterspieler Franz Hoppé, der ihr jedoch schon im folgenden Jahre wieder entrissen wurde. 1860 ward sie die Gattin des Schauspielers Liedtke. Die Berliner Hofbühne, welche nicht überreich ist an Talenten, hat durch den Tod der Künstlerin, der es ernst war mit ihren Aufgaben, einen schweren Verlust erlitten. Sie war, wie Frenzel in der Nationalzeitung bezeichnend und richtig sagt, eine Muse der Jugend und des Mädchenthums; dafür hatte sie das Lächeln und den Scherz, alle holdselige Neckerei und alle Sinnigkeit. Ophelia's Wahnsinn und Desdemona's Leid wußte sie zu verkörpern; ihr Klärchen und Gretchen wußten um die ganze Seligkeit und den ganzen Schmerz eines Mädchenherzens. Weniger geschaffen war sie für das ältere Fach, in welches sie später überging, für Rollen wie Gräfin Orsina, Lady Milford, Königin Elisabeth im Don Carlos, Lady Macbeth; sie empfand es selbst schmerzlich, daß ihr eignes Wesen ihr hier Schranken setzte.

* Man schreibt uns aus Meran in Südtyrol vom 2. October: Einer furchtbaren Sturm- und Gewitternacht folgte heute ein Morgen, wie man ihn selten erlebt; alle Berge um Meran waren zur Hälfte mit Schnee bedeckt und bildeten einen wunderbaren Gegensatz zu den saftig grünen Matten und den im vollsten Grün mit Früchten bedeckten Kastanien-Bäumen im Thale. Die Sonne begann schon die weiße Decke auf den Höhen zu entfernen, aber ihre Kraft reichte nicht mehr auf die Gipfel der Berge, und so sah man sich umgeben von Schneeköpfen, wo gestern noch der Blick auf nackten, von der südlichen Sonne ausgedörrten Höhen gehaftet hatte. An diesem tief ernsten Morgen, der sich gegen die vorangegangenen tropisch warmen Tage besonders auffallend abhob, stand auf dem Friedhofe von Meran an einem mit Blumen geschmückten Sarge ein protestantischer Geistlicher, umgeben von einer kleinen Anzahl tief ergriffener Menschen, und sprach zu ihnen. Der Sarg barg ein junges Weib, welches aus dem reichsten Liebesleben scheiden mußte; er barg die Hülle der Gattin Paul Heyse's, einer Tochter des verstorbenen Kunsthistorikers Franz Kugler in Berlin. Die Natur trauerte mit, die weiße Schneedecke, welche so urplötzlich das saftige Grün dem Auge verdeckt, paßte so ganz für den Morgen, an dem ein junges Leben, das so früh zur Grabesruhe eingegangen war, der Mutter Erde übergeben wurde. Am Sarge stand der Gatte mit seinem ältesten Sohne, welcher wohl kaum noch den Verlust fassen konnte; von Schmerz bewältigt und doch mit Manneskraft den Ausdruck des Schmerzes beherrschend, ließ er zeitweise seinen Blick auf dem Knaben ruhen, und das tiefe Leid, welches dieser Tod über ihn brachte, war dann darin zu lesen. — Der Prediger hatte geendet, der Sarg wurde versenkt, und die tief ergriffenen Anwesenden warfen Erde und Blumen in das Grab. — Es war die erste Beerdigung unter Leitung des neu berufenen Geistlichen auf der protestantischen Abtheilung des Meraner Friedhofes, die demnächst auch eine Kapelle zieren wird. Mitten in das Herz des tyrolischen Ultramontanismus ist durch die Freigebigkeit eines langjährigen Kurgastes, des Herrn T. von Tschirschky, die Gründung eines protestantischen Vorpostens möglich geworden, indem Herr von Tschirschky als Testamentsgeber eine Summe von 15,000 Gulden bestimmt hat, aus deren Erträgen die Besoldung eines Geistlichen, die Errichtung eines Betsaales rc. bestritten wird. Es ist der kleinen Gemeinde, deren Mitglieder nur die jeweiligen Fremden sind, alles Gedeihen zu wünschen, wenn auch gerade nicht in dem Sinne jener orthodoxen Richtung, die in den Worten dieses ersten Predigers vorherrschte.

* Bremen, im October. Die letzte Versammlung der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer am 29. v. M. wurde mit einigen geschäftlichen Mittheilungen eröffnet, welche die mit anderen Vereinen angeknüpfte Verbindung (insbesondere den eingeleiteten Schriftenaustausch mit dem Verein für Geschichte der Herzogthümer Bremen und Verden in Stade und dem historischen Verein für Niedersachsen in Hannover) betrafen, sowie mehrere der Abtheilung geschenkte und einige von dem Geschäftsausschuß angekaufte Gegenstände (Bücher, Holzschnitzereien, ein alter Trinkbecher rc.). Daran schloß sich ein Vortrag von Dr. W. O. Focke über Ortsnamen in der Umgegend von Bremen. Nachdem der Redner erwähnt hatte, wie er durch Untersuchungen über die Bodenverhältnisse unseres Tieflandes auf die Bedeutung von Ortsnamen aufmerksam geworden und zu Studien über dieselben veranlaßt sei, betrach er zunächst kurz die gewöhnlichen Entstehungsarten der Ortschaften aus vereinzelten Ansiedelungen, woraus es sich erklärt, daß die Dörfer und Städte jetzt Namen führen, welche ursprünglich nur für unbebaute Localitäten oder einzelne Höfe Geltung haben konnten. Er ging darauf zur Erörterung einiger grammatischer Verhältnisse der Ortsnamen über, erläuterte die Dativformen derselben und zeigte, wie unser plattdeutsches Idiom einem neuen Ortsnamen noch viele Jahrhunderte lang den Artikel und die Declinirbarkeit zu belassen pflegt. Von den Ortschaften des Bremischen Gebietes am rechten Weserufer werden nur die hoch und trocken gelegenen alten Dörfer ohne Artikel gebraucht. Unter den einzelnen Ausgängen von Ortsnamen sind besonders die friesischen Endungen „um" und „s" mit vorhergehendem Consonanten, gewöhnlich „ens", durch ihre Eigenthümlichkeit und die Häufigkeit ihres Vorkommens bemerkenwerth. Ohne leugnen zu wollen, daß das friesische „um" manchmal aus den Formen, welche unserm „heim" entsprechen, hervorgegangen sei, was gewöhnlich angenommen wird, suchte der Redner nachzuweisen, daß dieses „um" in der Regel ein Zeichen des Dativs Pluralis, wie das hochdeutsche „en" sei, und daß insbesondere das häufige „sum" in den Namensendungen von „husum" abgeleitet werden müsse, welches unser „hausen" ist. In dem „ens" und verwandten Endungen steckt ebenfalls ein hus, Haus, natürlich im Singular. Dann ließ der Vortragende eine Uebersicht über die merkwürdigsten Wörter folgen, welche in unserm Flachlande zwischen der Unterelbe und der holländischen Grenze zur Bildung von Ortsnamen verwandt wurden. Interessant ist z. B., daß die zahlreichen kleinen und größeren Moor- und Haideteiche auf dem rechten Weserufer meistens „Seen", auf dem linken dagegen in der Regel „Meere" genannt werden. Ebenso finden einige andere Bezeichnungen, namentlich Ausdrücke für Wohnplätze, wie „lege," „büren," „büttel," an der Weser ihre Ost- oder Westgrenze und greifen nur an bestimmten Stellen oder ganz vereinzelt auf das andere Ufer über. Diese Erscheinung deutet auf Stammesverschiedenheiten der Bewohner beider Flußufer hin. Unzweifelhafte Hinweisungen auf Plätze, welche in heidnischer Zeit eine politische oder religiöse Bedeutung hatten, sind in unsrer Umgegend nur ziemlich spärlich vorhanden, doch machte der Redner eine Anzahl derselben namhaft. Zum Schluß knüpfte er noch einige Bemerkungen an den in diesen Blättern veröffentlichen Aufsatz unseres Landsmannes Kohl über den Namen Bremen an. In der Ableitung des Wortes von „Bram" stimmte er durchaus mit der genannten Arbeit überein, glaubte aber aus sprachlichen und botanischen Gründen annehmen zu müssen, daß dies Wort nicht in der Bedeutung „Besenginster" verstanden werden dürfe, sondern daß es vielmehr einen „Waldrand" bezeichne.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℛ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 42. Bremen, 19. October. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Bangor und Jona.

Von Ferd. Lotheißen.

Britannien war nicht lange, nachdem es sich Rom hatte unterwerfen müssen, auch mit dem Christenthum bekannt geworden. Eine fromme Legende erzählt, Josef von Arimathia sei auf die Insel gekommen und habe das Kloster Glastonbury bei Bristol gestiftet. Thatsache ist es, daß der neue Glaube im zweiten Jahrhundert sich schnell bei den Briten verbreitete, ja daß er mächtiger als die kaiserlichen Waffen seine Herrschaft noch weit über die Grenzen der römischen Provinz nach Schottland und Irland erstreckte.

Doch bei dem Fall des britisch-römischen Staatswesens unter dem Angriff der heidnischen Angelsachsen wurde auch das Christenthum gestürzt und konnte sich in den anhaltenden Kämpfen nur an sehr wenigen entlegenen Plätzen halten. Heidnische Wodansverehrung fand ihre Stätte in den christlichen Gotteshäusern, und die Arbeit der Bekehrung mußte von Neuem beginnen. In Irland hatte in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts ein Schotte Surrat, bekannter unter seinem Heiligennamen Patrik, für die Verbreitung des Christenthums gewirkt und ihm dort eine Zufluchtsstätte bereitet, als die ersten Gefahren von Seiten der germanischen Stämme es in England bedrohten. Zum Dank brachte dann später ein Ire die gerettete Lehre wieder in das unterdessen schwer heimgesuchte Land zurück. Im Jahre 563 landete Columba an der schottischen Felsenküste, Irland gegenüber, und ließ sich dort auf einer der zahlreichen Inseln, Jona oder I-Kolm-Kill, d. h. Insel der Columba-Kirche, nieder. Er baute hier eine klosterartige Schule, und seine Thätigkeit wendete sich nach allen Seiten. Bald war Jona der Mittelpunkt des schottischen und nordbritischen Christenthums, während für die Walliser Landschaften Bangor dieselbe Stelle einnahm.

Die Bedeutung dieser Kirche ist nicht zu unterschätzen, und nur der Umstand, daß ihr Schicksal mit dem eines untergehenden Volkes verknüpft war, bewirkte ihr fast spurloses Verschwinden und beraubte sie des mächtigen Einflusses, der ihr sonst vielleicht auf die Entwickelung der allgemeinen kirchlichen Verhältnisse vergönnt gewesen wäre. Denn während auf dem ganzen Festland statt der ursprünglichen Einfachheit und Demuth hierarchische Pracht und Ueberhebung sich entwickelte, als von Rom aus ein päpstliches Christenthum die Völker zu unterwerfen suchte, bestanden in Britannien noch einfache, wirklich christliche Verhältnisse. Wenn auch manche andere Völker des Abendlands die Ansprüche der römischen Bischöfe auf unbeschränkte Autorität noch nicht anerkannten, so war doch allerwärts die große Ranggliederung der Geistlichkeit in Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Diaconen u. s. w. eingeführt und gewährte herrschsüchtiger Eitelkeit nur zu leichte Befriedigung.

Die britischen Christen wußten dagegen nichts von einem Nachfolger Petri und nichts von der stolzen Lehre der bischöflichen Succession. Grade dadurch unterscheiden sie sich von allen andern damaligen Gegnern des päpstlichen Primats, daß sie, auf den Vorschriften der Bibel fußend, keine Hierarchie kannten. Ihre Geistlichen, die insgesammt Bischöfe genannt wurden, und ihre Aeltesten oder Presbyter, die den kirchlichen Gemeinden vorstanden, waren alle einander gleich. Von einem einfachen Presbyter geweiht, gingen ihre Prediger in die Welt hinaus zur Bekehrung der Heiden. Wie sie dem Papst keinen besonderen Gehorsam zollten, so gestanden sie auch den Ansprüchen der Concilien, die von der römischen Kirche fast über die Bibel gestellt wurden, nur insofern Gültigkeit zu, als diese der heiligen Schrift nicht widersprachen. Ueber ihre weiteren Glaubenslehren bestehen aber Zweifel. Man behauptet wohl, sie hätten über die Prädestination, die Taufe, die Ehe als Sacrament andere Ansichten als Rom gehabt, allein es bliebe dann sehr auffallend, daß man in jener Zeit, die so fanatisch für die Rechtgläubigkeit gegen jede abweichende Meinung auftrat, nicht energischer gegen die Ketzereien der Briten aufgetreten sein sollte. Denn eigentlich hören wir nur von Bestrebungen gegen ihre Verfassung.

Diese zu stürzen, begann man vorsichtig genug zunächst nur mit dem Kampf gegen Unwesentliches. Die britische Kirche feierte das Osterfest zu einer andern Zeit, als die römische; die Mönche von Jona und Bangor trugen eine andere Art der Tonsur als die gewöhnlich beliebte. Diese an sich unbedeutenden und gleichgültigen Unterschiede wurden durch Nebenumstände zu förmlichen Parteizeichen erhoben. Der Nationalhaß erhöhte noch den Eifer der kirchlichen Parteien. Für die lebendige Entwickelung der Kirche war es ein Unglück, daß den Briten in Folge der tödtlichen Feindschaft jede Einwirkung auf die heidnischen Angelsachsen fast ganz unmöglich war. Die Angelsachsen verschmähten die Religion ihrer Knechte und Feinde und verharrten noch über ein Jahrhundert in der Nacht des Heidenthums. Während von Wales aus frühe Sendboten nach Germanien und Helvetien gingen, der

Ire Fridolin auf einer Rheininsel das Kloster Säckingen und die Kirche des Hilarius, das heutige Glarus, stiftete; während Columbanus mit zwölf Begleitern Bangor verließ, um in Burgund und Frankenland zu predigen, Gallus St. Gallen gründete, der Schotte Kilian bei Würzburg lehrte und so noch viele Männer, von innerem Drange gespornt, in die ungastliche Fremde gingen, um der Bildung und Menschlichkeit die Wege zu bahnen, mußten die nächsten Nachbarn der Briten und Schotten von römischen Abgesandten für das Christenthum gewonnen werden.

Es ist bekannt, wie Papst Gregor I. auf dem Sklavenmarkt in Rom auf die jugendlich kräftigen Gestalten einiger gefangenen Angelsachsen aufmerksam wurde und die Bekehrung dieses Volkes beschloß. Im Jahr 596 landete der von ihm deßhalb ausgesandte Abt Augustinus mit einer Anzahl Mönche auf der kleinen Insel Thanet am Ausfluß der Themse und erbat sich vom König Ethelbert von Kent eine Zusammenkunft. Es dauerte nicht lange, und König und Volk wurden getauft. Die Verbreitung des Christenthums in den andern sächsischen Staaten erfolgte bald ebenso leicht, da Ethelbert sich zum Oberherrn über England aufschwang, und Augustinus wurde nun auch von Papst Gregor zum Erzbischof ernannt. Damit nicht zufrieden, strebte er noch weiter. Geistig beschränkt und hochmüthig, wollte er nun auch die Briten zur Anerkennung seiner Herrschaft bringen. Die bisher unabhängige Kirche sollte sich dem Papst unterwerfen.

An der Grenze von Wessex kam er mit Abgesandten von Bangor zusammen und verhandelte mit ihnen unter freiem Himmel; doch konnte er sie nicht zum Aufgeben ihrer Ansichten bewegen. Augustinus forderte scheinbar nur wenig, nur die Vereinigung wolle er möglich machen, sagte er, um das Werk der Ausbreitung des Christenthums gemeinsam mit den Briten weiter führen zu können. Es galt zunächst nur das päpstliche Ansehen Fuß fassen zu lassen, um es dann allmälig ganz zum Siege zu bringen. Daß im Fall der Bewilligung von Seiten der Briten Augustinus ebenfalls zu Concessionen bereit gewesen wäre, daß er auch einige Einrichtungen seiner Kirche denen der Gegner angepaßt hätte, davon wird nichts erwähnt. Schon damals kannte Rom immer nur Rechte, keine Pflichten.

Auch eine zweite und dritte Zusammenkunft blieb erfolglos, wie es schon bei der politischen Abneigung zu erwarten war. Vergebens nahm Augustinus seine Zuflucht zu Blindenheilungen und ähnlichen Wunderstückchen; er schreckte die Briten damit nur um so mehr ab. Vor der letzten Verhandlung soll ein bejahrter britischer Einsiedler seinen Landsleuten einen Rath gegeben haben, wie ihn einfache und doch scharfbeobachtende Naturmenschen öfters mit richtiger Ahnung geben. Er meinte nämlich, sie sollten zusehen, ob Augustinus bei ihrem Empfang sich freundlich von seinem Sitz erheben oder stolz sitzen bleiben würde. Im ersten Fall könnten sie ihm trauen und seine Vorschläge beherzigen; im andern Fall aber wären seine Absichten verdächtig. Der stolze Prälat empfing die britischen Geistlichen im Gefühl seiner Würde sitzend, und es gelang ihm nicht, die Briten zu gewinnen. Als er sein Vorhaben vereitelt sah, da rief er, der Frieden und Einheit zu bringen vorgab, den Himmel an, daß er die Hartnäckigen heimsuche. „Weil sie sich weigerten, zur Bekehrung der noch heidnischen Sachsen mit den römischen Missionären sich zu verbinden, darum sollten sie von denselben Sachsen zertreten werden!“

Seine Weissagungen schienen sich nur zu schnell zu erfüllen. Die beiden Königreiche im Norden des Landes standen damals unter der Herrschaft Edelfrids. Sein Neffe Edwin, den er als Nebenbuhler dereinst fürchten mußte, war vor seinen Nachstellungen gerettet worden und wurde bei den Briten am Hof des Königs von Gwynedh erzogen. Der Nationalhaß zwischen den zwei Völkern scheint im Norden Anfangs nicht so groß gewesen zu sein, vielleicht weil die Briten dort nicht so völlig aus den eroberten Ländern vertrieben worden waren und mit den Siegern sich vermischt hatten. Dafür spricht auch, daß sich eben jener König von Gwynedh mit mehreren Staaten der Angeln zur Abwehr des eroberungssüchtigen und gewaltthätigen Edelfrid vereinigte. Doch der Northumbrier siegte. Mit seinen wilden Schaaren brach er in das britische Land ein, zerstörte die Stadt Carlegion (Chester) und rückte gegen Bangor*), den ehrwürdigen Mittelpunkt der britischen Kirche.

Das Kloster, das dort stand, von dem so viele Missionäre schon ausgegangen waren, und das für die ganze Gegend Schule und Vorbild war, hatte allmälig den Umfang einer großartigen Kolonie gewonnen. Zweitausend Mönche, in sieben Abtheilungen, jede von etwa dreihundert Mitgliedern, wohnten hier in größter Zucht und Sittenstrenge zusammen. Ein Theil sorgte für den Unterhalt durch den Feldbau und den Betrieb der Handwerke und nützlichen Künste; andere wirkten durch Lehre und Studium. Bei der Annäherung des Feindes vereinten sie sich unter freiem Himmel zum Gebet. Edelfrid achtete aber nicht auf ihre Wehrlosigkeit. Daß sie gegen ihn beteten, meinte er, wäre so viel, als wenn sie gegen ihn kämpften, und ließ sie alle hartherzig zusammenhauen. Der schöne Bau wurde zerstört, und nur wenige Ruinen erinnerten später noch an sein Bestehen, bis dann im 15. Jahrhundert eine neue prächtige Kirche daselbst errichtet wurde.

Mit dem Fall Bangor's erlitt die britische Kirche einen Schlag, von dem sie sich nie ganz erholte. Der König von Gwynedh sah sich zur Nachgiebigkeit gezwungen, und noch einmal erhob sich im Norden triumphirend das Heidenthum. Doch war diese Erhebung nur das letzte Aufflammen vor dem gänzlichen Erlöschen. Kurze Zeit darauf gelang es dem flüchtigen Edwin, seinen väterlichen Thron zu erwerben, und mit ihm zog auch das Christenthum in Northumbrien ein. Edwin's Gemahlin war eine Prinzessin von Kent, die Kirche wurde also nach römischen Grundsätzen geordnet.

Bei dem Darniederliegen Bangors war dieser Sieg Roms um so gewichtiger. Das schottische Jona stand nun allein als Haupt der unabhängigen Kirche da. England, das Edwin als Oberkönig anerkennen mußte, schien für Rom gesichert. Da vereitelten plötzlich politische Umwälzungen auch diese Berechnung. Zwei streitbare Könige, Cadwalla von Gwynedh und Penda von Mercien erhoben, sich gegen die Uebermacht Edwin's und erschlugen diesen mit seinen zwei Söhnen in der Schlacht bei Heathfield (633). Northumberland wurde von den Feinden überzogen und furchtbar verheert. Die Briten wütheten, als wollten sie die Zerstörung von Bangor vergelten, und Cadwalla gelobte, er wolle nicht ruhen, bevor er nicht das ganze Volk der Sachsen und Angeln in Britannien ausgerottet habe. Edwin's Witwe floh mit dem Bischof von York nach Kent, und Northumbrien sollte nach dem Willen der Sieger wieder wie früher in zwei getrennte Staaten zerfallen. Doch das Land fand seinen Retter in dem tapferen und frommen Sohn des früheren Königs Edelfrid, der bei seines Vaters Tod nach Schottland geflohen und dort zum Christenthum übergetreten war. Oswald ist die reinste und heldenmüthigste Erscheinung der alten Sachsenzeit, der würdigste Gegenstand kriegerischer Begeisterung und frommen Wunderglaubens, von dem er, ein anderer frommer Aeneas, in vielen Legenden verherrlicht worden ist.

Mit einer kleinen Schaar Getreuer betrat er, von Schottland kommend, sein Vaterland, aus dem er lang verbannt ge-

*) Der Name Bangor (ban = hoch und gor = Kreis) scheint von einem alten Druidenheiligthum herzustammen.

wesen war, und pflanzte sogleich das Kreuz als Panier auf. Seine Krieger waren, wie er, begeisterte Anhänger von Jona, und beim Beginn der Schlacht gegen Cadwalla fielen sie nieder und beteten. Der Sieg blieb ihnen, obwohl sie an Zahl bedeutend schwächer waren als die Briten, und Cadwalla selbst fand den Tod. Mit ihm fiel der letzte britische Vorkämpfer gegen die Sachsen — ein vielbesungener Held seines Volkes, der freilich in den Erzählungen seiner Gegner als eine furchtbare Geißel erscheint, der weder Weiber noch Kinder verschont habe.

Oswald blieb im Besitz von Northumbrien und wurde bald auch das Haupt der übrigen Fürsten. So ging der Zwiespalt zwischen Anhängern derselben Kirche noch glücklich vorüber. Der neue König befestigte das erschütterte Christenthum in seinem Lande wieder, erbat sich aber nicht von Canterbury oder Rom seine Geistlichen, sondern von Jona, wo er selbst gebildet worden war, berief er sich Gehülfen für seine Bemühungen. Unter diesen war Aidar der hervorragendste. Im Gegensatze zu dem Glanz, den seine römischen Nachfolger später entwickelten, war er der einfachste von allen. Nach dem Muster von Jona gründete er eine Anstalt auf Lindisfaene, einer kleinen Insel an der nördlichen Grenze, heute noch Holy Island genannt. Als Schotte war er in der sächsischen Sprache Anfangs unsicher, und König Oswald soll ihm öfter selbst als Dollmetscher zur Seite gestanden haben.

Unter Oswald's Nachfolger Osmi war schon fast ganz England für Jona und Lindisfaene gewonnen. Nur in Kent war das päpstliche Christenthum noch heimisch, aber hinter ihm stand eben Rom, das den Kampf so leicht nicht aufgab. Osmi hatte eine Gemahlin aus Kent, die dem Papstthum anhing und die ihn selbst auch dafür gewann. Zur Seite stand ihr ein Mann, der zu den thatkräftigsten, aber auch herrschsüchtigsten seines Volkes gehört, Wilfrid, in Rom gebildet und für dessen Herrschaft, auf die er für sich selbst seine stolzen Hoffnungen gesetzt hatte, mit allen Mitteln kämpfend. Die Königin feierte ihren Gottesdienst mit besonderem Gepränge, und Osmi wurde leicht durch den Glanz und die Herrlichkeit Roms bestochen, das ihm höher als die Einfachheit der schottischen und britischen Mönche erschien. Zudem versprach ihm jenes, sein Gewissen durch Vergebung der Sünden zu erleichtern. Nach solchen Vorbereitungen wurde ein Religionsgespräch in Witby (664) veranstaltet, auf dem sich Wilfrid als Vertheidiger der katholischen Kirche besonders hervorthat. So wenig als bei irgend einer andern Disputation der späteren Zeiten konnte man hier sich vereinigen. Die Schotten beriefen sich auf den Apostel Johannes und die ihnen von Columba überlieferten Gebräuche. Wilfrid stellte ihnen den Apostel Petrus entgegen, dem der Herr die Schlüssel zum Himmelreich gegeben habe, und bewog durch einige geschickt darauf gegründete Drohungen den König Osmi, sich nun völlig für Rom zu entscheiden. Ein königlicher Befehl erging, der allenthalben den Vorschriften des Papstes und seiner Vertreter nachzuleben gebot.

Rom hatte gesiegt. Seitdem schwanden die Anhänger Jona's in England immer mehr, und Lindisfaene beugte sich. Bald nach der Besprechung erschien ein Asiate, Theodor von Tartessus, als Erzbischof in Canterbury. Dieser bereiste sogleich das Land und bewirkte mit Freundlichkeit und Zureden, daß der letzte Widerstand, der sich hier und da noch fand, aufgegeben wurde. Er erkannte keinen von Jona ausgegangenen Geistlichen als solchen an, ertheilte aber Jedem, der sich unterwarf, willig die wirkliche römische Priesterweihe nebst lockenden Belohnungen. Seitdem blieb die Ernennung der Geistlichen ganz in der Hand der Bischöfe, deren Wahl hinwieder dem Einfluß des niederen Clerus entzogen wurde und dem Erzbischof überlassen blieb.

Am Ende des 7. Jahrhunderts gab Wales nach und unterwarf sich der römischen Autorität. Zuletzt fiel auch Jona, still und ruhmlos, indem es sich selbst aufgab. Die energischeren Mitglieder, die ihre Ueberzeugung nicht opfern wollten, verließen ihre Heimath und zogen aus, in fremden Ländern ihre Lehre zu verbreiten. Zu diesen Streitern gehörte Clemens, der nach Gallien und Germanien ging, und dort mit Winfried Bonifacius — wiederum einem Angelsachsen — in Kampf gerieth, da er energisch gegen die Hierarchie auftrat. Clemens wurde vor eine Synode gestellt, vom Papst verdammt und verschwand in Rom.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Schotten und Briten ihre kirchliche Unabhängigkeit nicht mit Energie vertheidigt haben. Auch in ihren Reihen mag die äußere Größe Roms, mögen die Drohungen Wilfrid's manchen Aengstlichen und Unentschiedenen, an denen die Welt nie Mangel hat, eingeschüchtert haben, und es fehlte Jona gerade damals an einem kräftigen Haupt.

So ging die große Gelegenheit vorüber, eine freie und unabhängige Kirche zu erheben. Es ist unnütz, darüber zu grübeln, welche Folgen diese Nationalkirche für die ganze geistige Entwicklung des Mittelalters hätte haben können. Die Freiheit, besonders die geistige Freiheit, ist ein so edles Gut, daß sie mit der äußersten Anstrengung und erst nach vielen Kämpfen erlangt wird, dann aber mit der gespanntesten Aufmerksamkeit vertheidigt werden muß, wenn sie rein bewahrt werden soll. Der Kampf der britischen Kirche gegen Rom war nur der erste in einer Reihe von Versuchen, die alle siegreich von dem starken Gegner abgewehrt wurden, der die Ueberzeugung in Banden zu halten suchte und nur durch die fortgesetzten Erhebungen der nie ganz zu unterdrückenden Wahrheit endlich erschüttert worden ist.

* Freiherr von Andlaw und sein Tagebuch.

Unseres Erachtens hätte Franz Freiherr von Andlaw sein jüngst erschienenes „Tagebuch“, (Frankfurt, Sauerländer, 1862), das eine Erweiterung seiner früheren „Erinnerungsblätter aus den Papieren eines Diplomaten“ bildet, in Maroquin mit Goldschnitt gebunden, einzig seinen vornehmen Freunden portofrei zuschicken sollen, für welche es doch allein geschrieben ist; denn auf den öffentlichen Markt gebracht und für bürgerliche Thaler verkauft, wird es leider auch von bürgerlichen Augen gelesen, so daß es dem Urtheil der souveränen deutschen Kritik unbedingt anheim fällt. In der That, mit größerer Standesanmaßung, mit mehr hochadeliger Ausschließlichkeit ist wohl neuerdings in Deutschland kein Schriftwerk in die Welt geschickt worden, als hier der Lebensbericht des einstigen badischen Ministerresidenten auftritt, selbst Ida Hahn-Hahn reicht zu dieser Spitze nicht hinauf. Derselbe dient aber recht eigentlich bei der Gewöhnlichkeit seines historischen Inhalts zur Charakteristik jener Menschensorte, die noch immer innerhalb der kleinstaatlichen deutschen Diplomatie ihr Wesen treibt und in grenzenloser Selbstüberhebung wie ein Krebsschaden an dem politischen Körper Deutschlands weiter frißt.

Der Verfasser, ein warmer Alliirter der ultramontanen Hierarchie in Süddeutschland, schließt die Vorrede der vor fünf Jahren herausgegebenen „Erinnerungsblätter“, „indem er des Himmels besten Segen auf das anspruchlose Werk erfleht.“ Schon dieses eine Wort verräth es hinreichend, wes Geistes Kind er ist. Wir unsererseits wissen zwar aus persönlicher Unbekanntschaft mit der inneren Einrichtung des Paradieses nicht, ob es droben eine besondere Behörde zum Segnen und folgerichtig zum Absetzen mittelmäßiger deutscher Schriftstellerwerke giebt; allein das wissen wir

denn doch gewiß, daß es hienieden für die Regionen des Denkens und Liebens entsetzlich gleichgültig bleibt, ob ein Autor, der stets schöpferisch theilnehmen soll am deutschen Geistesleben, ein Junkerwappen führt, oder nicht. Die Wissenschaft ihrerseits adelt heute den Mann, nicht umgekehrt. In beiden Bänden des Tagebuches ist jedoch hauptsächlich nur von Höfen und Hofgetriebe die Rede, von Cavalieren und edlen Damen, unter denen die noch Lebenden mit Complimenten überhäuft werden, während über die Laster und Sünden der Todten ein dichter Schleier fällt:

— „man knackt so manche schöne Nuß
noch einmal in Erinnrung auf — —
so manche schöne Nuß“ . . . .

Dagegen behandeln die eingeflochtenen anderweitigen Betrachtungen mit der hautainsten Wegwerfung die gleichzeitigen wissenschaftlichen und politischen Erscheinungen der deutschen Tagesgeschichte. Noch dazu ist der Stil für eine gewandte Diplomatenfeder viel zu schlurig. Der Verfasser nietet oft die Sätze höchst ungeschickt aneinander, manche Worte stehen an der unrechten Stelle oder wiederholen sich in der nämlichen Periode mehrere Male; und fragt man endlich nach den aus der Geschichte der Gegenwart etwa mitgetheilten historischen Daten, so geben die meisten derselben nicht über den Wissenskreis der Zeitungen hinaus; ja man wundert sich nicht selten darüber, daß der feine Hofmann seine vornehmen Klatschgeschichten nicht einmal genau kennt.

Freiherr von Andlaw, geboren am 6. October 1799 zu Freiburg im Breisgau, schildert im ersten Bande seines Tagebuch-Auszuges seine Jugend unter den Eindrücken der Truppenbewegungen in seiner Heimath während der französischen Kriege, dann seine Lehr- und Wanderjahre auf den Universitäten von Freiburg, Landshut und Heidelberg. Diese Abschnitte und die daran sich schließende Erzählung von den Reisen in die Schweiz, nach Italien, Frankreich und England sind noch in einer gewissen jugendlichen Frische und Anmuth gehalten. Der sonst so streng reactionär urtheilende Diplomat sagt darin sogar über den in Mannheim am 25. März 1819 von dem Studenten Karl Sand an Herrn von Kotzebue begangenen Mord sehr milde: „Die Umstände, welche die ganze Untersuchung wie Hinrichtung Sand's begleiteten, waren so betrübend und erschütternd als möglich. Kann man sich ein peinlicheres Gefühl denken, als einen jungen, und langsam von seinen Wunden genesenden Mann mit aller nur denkbaren Pflege umgeben zu sehen, um ihn, — ein Jahr nach der That — gesund auf das Schaffot führen zu können? Dabei war Sand still, sanft, in sich gekehrt, mit religiös-politischen Ideen beschäftigt, litt moralisch und physisch unendlich viel. Wäre es da wohl nicht besser gewesen, ihn als Geisteskranken zu behandeln und der Zeit den Sieg seiner besseren Eigenschaften über fixe Ideen zu überlassen.“ Und um nicht ungerecht zu sein, müssen wir es ebenfalls anerkennen, daß der Verfasser das Bild des edlen Großherzogs Karl Friedrich von Baden, des Physiokraten auf dem Throne, welches auch David Strauß jüngst in seinen Skizzen über Klopstock sehr hübsch gezeichnet hat, dem Leser mit warmen Farben vorführt. Sobald er indessen den eigentlichen Parquetboden betritt, verändert sich sogleich seine gesammte Weltauffassung. Schon bei der Schilderung der badischen Zustände unter dem Großherzog Karl beginnt eine merkbare unhistorische Verschönerung von Personen und Sachen — Varnhagen ist in dem neunten Bande seiner Denkwürdigkeiten darüber viel offenherziger gewesen. Der Staatsminister von Berstett „hat für das Wohl der Dynastie wie des Landes, in Wien und in Aachen und noch später mit Eifer und Erfolg gewirkt. Ohne eigentliche Schulbildung (das weiß Gott!) und gediegene Geschäftskenntniß verband er doch eine klare Anschauung der Dinge mit richtigem Takte.“ Auch vielleicht damals, als er zum Ergötzen Metternich's vor Kaiser Alexander die Ansprüche Baierns auf Baden im eigentlichen Sinne des Wortes **wegweinte**? . . . . was wäre von Berstett gewesen, wenn er nicht den bürgerlichen Nebenius neben sich gehabt hätte? Ueber die Vergiftung des Großherzogs Karl, welche Varnhagen so bestimmt behauptet, über den auffallenden Tod der beiden jungen Prinzen geht der Verfasser glatt hinweg; dagegen scheut er sich nicht, ein Wort zur Vertheidigung des Major Hennenhofer zu verlieren, jenes berüchtigten badischen Faiseurs, der sich vom Buchhandlungscommis zum diplomatischen Agenten hinaufwand, bis die öffentliche Meinung endlich in ihm den Mörder Kaspar Hauser's entdecken wollte. Und wie der Freiherr von Andlaw gar im Sommer 1824 als Attaché des Staatsministers von Berstett bei Metternich auf dem Johannisberge eintreten darf, kennt seine Hingebung für diesen großen Mann keine Grenzen mehr. Wissen wir bürgerlichen Leser denn überhaupt gar nichts von Geschichte? Ist etwa der vernichtende Brief völlig vergessen, den Fürst Reuß (siehe Hormayr's Lebensbilder) bereits unmittelbar nach den Freiheitskriegen über den österreichischen Staatskanzler schrieb, oder das Wort, welches schon früher ein Jugendfreund, Graf Clam, an ihn richtete: „Aber Clemens, was hat doch das Glück für einen Sp........ aus dir gemacht!“ Hormayr soll seiner Zeit den lieben Himmel täglich inbrünstig auf den Knien angefleht haben, daß er schließlich eine Epoche senden möge, worin der einstige Wiener Ministerialsubalterne seine Memoiren über den ehemaligen Chef veröffentlichen könnte. Endlich kam das Jahr 1848, und schon im September desselben kaufte das liebe Publikum mit Vergnügen jene piquante kleine Schrift: „**Kaiser Franz und Metternich**“, in welcher uns ein ganz anderes Bild von dem schönen Diplomatenfürsten gezeigt wird, als das Tagebuch es entwirft. Von der ersten Ehe Metternich's mit der Fürstin von Kaunitz, deren Vater den lieben Schwiegersohn „einen perfecten Cavalier“ genannt hatte, erfahren wir durch Hormayr fürwahr keine sehr erbaulichen Dinge. Die zu Dresden beim Anfange der Carriere getroffene Uebereinkunft der beiden Gatten, in politischen Angelegenheiten treu zusammenzuhalten, aber sonst sich gegenseitig nicht weiter zu geniren, bringt allerlei kleine conjugale Unregelmäßigkeiten zu Tage, so daß in einer Plauderstunde der Fürst selber dem vertrauten Hormayr einmal gesteht, warum eine seiner Töchter von Kindheit an „einen schiefen Fuß“ habe; während ja gleichzeitig in seinem eigenen Leben die Fürstin Bagration, Karoline von Neapel und die „unendlichen“ Polinnen eine bedeutende Rolle spielten. Ebenso hütet sich Freiherr von Andlaw wohl über die freiherrlich von Leykam'sche Familie, aus welcher Metternich, 51 Jahre alt, seine liebliche zweite Frau Antoinette, „eine attische Erscheinung“, wie Hormayr sie bezeichnet, zum Entsetzen der Aristokratie Oesterreichs nahm, etwas näheres zu sagen. Der Grund warum „der lahme Vater derselben sich mühsam auf Krücken durch die Salons schleppte“, findet sich gerade bei Hormayr genau angegeben; er brach einst in Neapel bei einer fatalen Situation in unterthänigster Ergebenheit das Bein. Von dem interessanten Vorfalle bei der Hochzeit selber aber weiß unser Autor vollends wenig. Er sagt darüber nur: „Man bestimmte hierzu den 5. November. Schon hatte es seit einigen Tagen geschneit; unfreundlich und kalt, wie das Wetter, war die Fahrt, eisig, wie die Kapelle, die ganze Ceremonie. Außer den beiden Familien waren nur wenige Zeugen zugegen. Der Probst von Hetzendorf, welcher die Trauung vollzog, hielt eine etwas einfältige Rede; freilich war eine Ansprache unter diesen Umständen nicht leicht, sie hätte daher füglich ganz unterbleiben können. Hierauf fand — 1 Uhr — ein Gabelfrühstück statt; aber auch dieses stille Mahl sollte durch eine unerfreuliche

Nachricht unterbrochen werden, denn ein Courier brachte während desselben die Nachricht der Seeschlacht von Navarin. Der Fürst verließ schnell den Tisch; Alles kehrte bestürzt in die Stadt zurück, und Gentz erklärte die Störung für ein böses Omen!" — Allein obgleich es nach dieser Erzählung fast den Anschein haben könnte, als sei der Herr Ministerresident seinerseits mit bei der Feier gewesen, so lauten doch über den Vorgang wohlunterrichtete Mittheilungen ganz anders. Ehe nämlich Metternich am Morgen zur Hochzeit fuhr, war schon die Kunde von dem Navariner Most untoward event im Geheimen nach Wien gekommen und der Fürst direct zum Kaiser gerufen. So standen denn alle Hochzeitsgäste längst versammelt, und nur der Bräutigam fehlte; man hoffte bereits, er würde noch im letzten Augenblick zurücktreten. Als er dann aber doch schließlich eintraf, purzelte nach der Trauung die Fürstin Mutter im Aerger über die ganze Geschichte die Altarstufen hinunter. Den daran gehängten bösen Witz über die Aussagen der Ordinari-Post, „diese matineuse Erkundigung nach dem Befinden kranker Freunde", mag freilich wohl Hormayr's Seele im Fegefeuer abbüßen müssen; die Thatsachen selbst scheint er indessen doch besser gekannt zu haben, als unser Autor, und dieser hätte solche Bagatellen um so eher genau anmerken sollen, als sein Urtheil über Metternich's staatsmännisches Wirken in lauter hochschwingende Lobhudeleien hinausläuft. Es ist geradezu widerwärtig, wie der kleinstaatliche Diplomat die Vergötterung eines Mannes betreibt, der nach vierzigjähriger Alleinherrschaft den Kaiserstaat in einem Zustande hinterließ, dessen innere furchtbare Zerrüttung noch heute nicht geheilt ist. „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen." Wenn man die stolze Benennung Staatsmann so erniedrigen will, um sie einem Metternich zu ertheilen, dann lassen sich die Staatsmänner dutzendweise auf den Straßen finden. Denn einen Staat durch eine schöpferisch unfähige Indolenz bis auf den Grund zu ruiniren, und dabei auch nicht den kleinsten Schritt in der Weltgeschichte mit vorwärts zu thun — das kann am Ende Jeder; der Cavalier und der Staatsmann sind in der Wirklichkeit zwei sehr verschiedene Personen.

Darin überhaupt charakterisirt sich die ganze Lebensauffassung des Freiherrn von Andlaw als die bekannte specifisch diplomatische, daß er gar keine Ahnung von den Gesetzen der organischen Entwicklung eines großen Volksdaseins besitzt. Er für sich selber weiß Nichts von der Poesie eines organisatorischen Schaffens und Arbeitens für das Wohl von tausend und abertausend Menschen. Einmal freilich tritt im Laufe seiner Jahre flüchtig eine derartige Empfindung an ihn hinan. Als er 1837 vorübergehend in Mainz als Rheinschiffahrts-Commissär fungiren muß, obgleich er zugesteht, nichts von den merkantilen Angelegenheiten zu kennen, bemerkt er: „Es war eine wahre Lust, näher mit dem herrlichen Flusse in Berührung zu kommen, mit seinem Handel, seiner Schifffahrt, den Uferbauten, den Brücken, dem lebhaften Personen- und Waarenverkehr vertraut zu werden;" bald zieht es ihn indessen aus dieser Thätigkeit in die Salons zurück. Das ist ja eben die große Schwäche, woran alle unsere kleinen deutschen Diplomaten leiden, daß sie insgesammt nicht mit Salzwasser getauft sind. Der moderne wirthschaftliche Aufschwung des Völkerlebens, seine über den Erdball sich hinziehenden Verzweigungen, seine Rückwirkung auf Staat und Kultur bleibt für sie durchweg ein unbegriffenes Etwas. Sie erkennen in der Weltgeschichte nur Höfe und Adel als vollberechtigt an. Daher fühlen sie denn auch niemals jene Männerlust, mitzuarbeiten an dem allgemeinen Werke der nationalen Durchprägung; ihr Dasein hinterläßt im besten Falle keine positiven Resultate; außerhalb der Salons sind sie für jede Thätigkeit unfähig. Eine Menge derartiger Individuen treiben sich ja leider in Deutschland umher. Wir hatten einst Gelegenheit, es näher zu beobachten, wie ein Ministerresident, der sich von einem genialen Finanzbeamten seine handelspolitischen Berichte für das Ministerium daheim schreiben ließ, dieser ausgezeichneten Arbeiten wegen als Präsident einer tagenden Sachcommission in seine Heimath berufen wurde; eine einzige Sitzung genügte jedoch, um das gänzlich unbrauchbare Männchen alsbald wieder auf seinen Diplomatenposten zurückzusenden. Deßwegen darf man sich denn auch nicht darüber verwundern, daß ein Schriftsteller wie Freiherr von Andlaw die moderne politische Bewegung in Deutschland mit einigen vornehm-höhnischen Bemerkungen zurechtweisen zu können glaubt. Während er von seiner Adelscoterie unaufhörlich das bekannte Lied singt:

„lauter schöne Leut' seind wir,
lauter schöne Leut . . . ."

erblickte er auf der anderen Seite nur Doctrinärs und Demagogen, denen er nun Realpolitik vortragen will! Voltaire's Satz, welchen er einmal in den „Erinnerungen" als Motto gebraucht: „il faut pour les vivants des égards, pour les morts de l'histoire" hält er in der zweiten Hälfte so wenig ein, daß Franz I. bei ihm geradeswegs zu einem kaiserlichen Musterbild in der Weltgeschichte wird, obgleich die erkünstelte Gutmüthigkeit seines kalten Herzens für die Historie längst ebenso kein Geheimniß mehr ist, als das bekannte Wort eines deutschen Fürsten: „Ich bin ein guter Kerl, aber wenn ich bös werde, da bin ich ein — . . .!" Dafür weiß er sich aber, sobald es gilt, die constitutionelle Entwicklung Deutschlands und ihre Träger zu verurtheilen, über alle Rücksichten selbst gegen die Lebenden hinwegzusetzen.

Nun, die politischen Berechnungen entsprechen denn auch hinsichtlich ihrer Stichhaltigkeit der geschichtswissenschaftlichen Bildung unseres Autors: „Als ich am 13. Juni 1845", heißt es Bd. II. S. 93, „Paris verließ, gab ich mich bezüglich der Zukunft Frankreichs Betrachtungen hin, welche sich später als ebenso viele Täuschungen erwiesen. Ich überließ mich nämlich der festen Ueberzeugung, daß die dortigen Verhältnisse in jeder Beziehung geordnet, nach allen Seiten hin als gekräftigt angesehen werden müßten; es herrschte eine mit Recht geachtete Königsfamilie (der Börsenkönig mit dem Regenschirm), eine, wie man wenigstens glaubte, musterhafte Verfassung stellte das richtige, langgesuchte Gleichgewicht der gesetzgebenden Gewalten her" — — „So wie ich vor 16 Jahren unmöglich an eine lange Dauer der Julimonarchie glauben konnte, so vermochte ich jetzt noch viel weniger zu ahnen, daß sich dies Alles so bald und so überraschend schnell zu einer Auflösung drängen würde." Natürlich, als unmittelbar nach der Julirevolution ein ehrenwerther Mann wie Casimir Perrier, der George Canning von Frankreich, im Pariser Ministerium am Ruder war, konnte Freiherr von Andlaw nichts Gutes für das Land hoffen; aber nachdem sechszehn Jahre später der protestantische Guizot seine Allianz mit den Jesuiten des Schweizer Sonderbundes abgeschlossen hatte, da blickte der Herr Verfasser mit großem Vertrauen in die Zukunft! Das krampfhafte Aufzucken einer von der Regierung durch und durch zerrütteten Volksnatur lag für ihn außerhalb aller Möglichkeit. Wer dagegen in der Mitte der vierziger Jahre in Heidelberg studirte, konnte es oft genug aus dem Munde des alten Historikers Schlosser vernehmen, daß die französischen Zustände völlig unhaltbar seien.

Die Beurtheilung der deutschen Bewegung im Jahre 1848 und ihre Folgen zeigt nun vollends in dem Ministerresidenten den ganz correcten Kreuzzeitungsmann. Ehe wir indessen schließlich mit ihm darüber noch ein Wörtlein reden, haben wir unsere Verwunderung auszusprechen, daß auch ein so gewiegter Diplomat, wie Herr von Andlaw, eine höchst auffallende Zeitungsnachricht

ohne Weiteres sogar da, wo sie ihm nicht einmal paßt, als richtig annimmt. Seite 129 heißt es bei ihm: „Der Erzherzog Johann hatte einst in Köln die unvorsichtigen Worte: kein Oesterreich, kein Preußen! ein einiges Deutschland! ausgesprochen; dafür büßte er nun, daß man ihn in Frankfurt zum „deutschen Reichsverweser“ ausrief.“ Warum ist aber nur in den vornehmen Kreisen von Niemandem nachgeforscht worden, ob denn der Erzherzog wirklich diesen politischen Lehrsatz aufgestellt; Metternich und sein Seldnitzky regierten ja noch in Wien, wie konnte also damals der ruhige alte Johann sein Oesterreich, und sei es auch nur bei einem Glase Wein, an ein einiges Deutschland hingeben wollen? Wir unsererseits haben auch über den Ursprung jener jener Phrase eine ganz andere Erzählung gehört. Im Herbst 1848 kam nämlich eines Tages der nun verstorbene Professor Schierenberg aus Detmold, ein Mitglied des Parlaments, zu einem seiner ehemaligen Schüler, auf die Redaction „der deutschen Zeitung“ in Frankfurt. Das Gespräch lenkte sich auf den Reichsverweser, mit dessen „Deutschthum“ es schon damals eben nicht weit her war, als plötzlich Schierenberg ausrief: „Aber wissen Sie denn auch, meine Herren, daß der Erzherzog jenen Spruch gar nicht ausgebracht hat? Es befand sich zufällig der lippische Postmeister Runnenberg, später als Postdieb nach Amerika entflohen, mit in der Kölner Versammlung; derselbe correspondirte zeitweilig wohl für die Elberfelder Zeitung; da er indessen die Rede des Erzherzogs wegen der zu großen Entfernung von ihm nicht recht gehört hatte, so gab er ihm Abends in der Weinlaune, als er seinen Bericht nach Elberfeld schrieb, die bekannten Worte in den Mund; die dann alle übrigen Zeitungen aus dem Elberfelder Journale entnahmen. Runnenberg selbst hat es mir eingestanden, sie sind seine eigene Erfindung.“ Freiherr von Andlaw mag also aus dieser kleinen Anekdote ersehen, wie es noch keineswegs unumstößlich feststeht, daß die Reichsverweserschaft dem Erzherzog wirklich zur „Buße“ auferlegt wurde; vielleicht findet der auf seinen Lorbern ruhende Diplomat nach dieser unserer Andeutung jetzt die Muße, durch gründliche Forschungen in der Elberfelder Zeitung und der darauf sich stützenden andern Tageblätter es nachzuweisen, daß es mit der Schierenberg'schen Erzählung wirklich seine Richtigkeit hat; er würde damit eine historische Arbeit zu Tage fördern, die den Werth seines Tagebuches für die deutsche Geschichtschreibung völlig aufwöge.

Denn es läßt sich doch unmöglich verlangen, daß die bürgerliche Geschichtswissenschaft von der Salonperspective, aus welcher der Freiherr von Andlaw die Vorgänge der letzten vierzehn Jahre in Deutschland betrachten zu dürfen glaubt, irgend einen Vortheil ziehen könnte. Hat er nun selber auf seinen verschiedenen diplomatischen Posten Wenig oder Nichts zur Förderung der nationalen Entwicklung des Gesammtvaterlandes gethan, so ist auch die Herausgabe dieses Tagebuches nicht eine That, die, etwa aus einem patriotischen Herzen entsprungen, zur Hebung des deutschen Patriotismus mitwirkte. Daß die Sünden und Ausschreitungen des Volkes die nothwendig erfolgenden Rückschläge der vorangegangenen Sünden und Ausschreitungen der Regierungen und ihrer Diplomaten waren, daß eine naturgemäße liberale und nationale Staatsentwicklung der Deutschen deßwegen sich auf die Dauer nicht hindern läßt, damit einige kleinstaatliche Ministerresidenten in Wien, Paris oder Petersburg fortfahren können, die politischen petits maitres zu spielen und bei ihrer Anbetung feiner Frauen in den diplomatischen Salons alle ernsten Pflichten für das Gesammtvaterland aus den Augen zu verlieren, das versteht sich denn doch wohl von selbst. Kommt aber einmal die Zeit, wo endlich die parlamentarische Arena in Deutschland geöffnet ist, so dürften in ihr viele gründliche geistige Abwandlungen solcher Persönlichkeiten öffentlich stattfinden, welche wie Herr von Andlaw und Genossen noch immer wähnen, nach den Auffassungen eines geist- und herzlosen Junkerthums den Kern der Nation im Thun und in Schriften von oben herunter bemessen zu dürfen. Mancher brave Mann hat für diese kommende Epoche manche schöne Schinken in's Salz gelegt, die dann parlamentarisch verzehrt werden sollen; auch das „Tagebuch“ wird nicht vergessen werden! **W. K.**

* Clara Liedtcke.

Von E. Gerber.

Es war im Concertsaale des königlichen Schauspielhauses, am 4. Mai 1862, bei der fünfzigjährigen Jubelfeier Auguste Crelinger's, als wir zum letzten Male mit deren Tochter, der Hofschauspielerin Frau Liedtcke, im persönlichen Verkehr die fröhlich von ihr uns zugerufenen Worte vernahmen: „Es ist hübsch hier! Nicht wahr, sehr hübsch?“ — und am 4. October legte man sie auf dem alten Jerusalemer Kirchhof in das kühle Grab, an dem nämlichen Tage, wo ihre Schwester Bertha ihr Wiegenfest in Trauer um die so früh Dahingeschiedene beging.

Die ideale Richtung in der Schauspielkunst verlor in Clara Liedtcke wieder eine frische Blüthe, und wenn sie auch keinen ersten Platz in der Reihe der Auserwählten einzunehmen berufen war, so darf doch ihr unausgesetztes Streben nach künstlerischer Vollendung als ein höchst ehrenvolles bezeichnet werden. Das Lustspiel büßt jedenfalls in ihr eine ausgezeichnete Darstellerin ein. Sorgsam erzogen, besaß sie tüchtige positive Kenntnisse, und auf der Bühne wie in der Gesellschaft trug uns die von der Natur mit angenehmem Körperreiz Begabte eine wohlthuende Bildung entgegen. Im Anfang ihrer Kunstlaufbahn für die Oper bestimmt, zeugten ihre Gesangsstudien von Fleiß und Geschmack, obgleich der zu kleine Umfang und die geringe Ausgiebigkeit ihrer Stimme wenig Erfolg auf diesem Felde für die Zukunft versprachen. Mit holdem Liebreiz sang sie aber Rollen wie: das Rothkäppchen, Mary (Mary, Max und Michel), Henriette (Maurer und Schlosser), u. s. w. Im Schauspiel beherrschte die Künstlerin das naive Fach in schöner Vollendung. Besonders gelang ihr das Element des Passiv-Naiven, das unter der Hülle einer scheinbaren Ruhe eine tiefe Innerlichkeit verbirgt, und Rollen solcher Art bildeten die Spitzen und den Hauptkern ihres dramatischen Gestaltens. So brachte sie das Kindliche, das rein Unbefangene, das Poetisch-Rührende — oft mit den Farben des Neckischen und der Schalkhaftigkeit vermischt — zu anmuthiger Darstellung. Ihre Rede war fein und mit künstlerischem Takt ausgebildet; obschon im Ganzen etwas schleppend und monoton, worunter die Recitation der Verse zumeist litt. Ihre Aktion und Mimik, ihre Verwandlungsfähigkeit waren weniger bedeutsam. Rollen wie: Kleist's Käthchen, Lorle, Jolanthe (König René's Tochter), Karoline (Ich bleibe ledig), u. a. m. veranschaulichte die Darstellerin mit voller Ursprünglichkeit. Ebenso gewährten eine hohe Befriedigung die ersten Abschnitte der so schwierigen dramatischen Aufgaben eines Gretchen, Clärchen, einer Julie (Romeo), Desdemona. Ophelia's Wahnsinn umwob ein verklärter Zauber. Sturm und Rausch gluthvoller Leidenschaft, Haß, Rache, Entsetzen — das Dämonische — lagen außerhalb der Grenzen ihrer Begabung. Das zart besaitete Organ vermochte solchen gewaltigen Seelen- und Gemüthsstimmungen keine Schwungkraft zu verleihen. Für den Stil der höheren Tragödie fehlten der Darstellerin deßhalb die nothwendigen Bedingungen,

wenn ihr auch das Verständniß dafür nicht versagt war. Ein reizender Kobold war ihr „Puck“ im Sommernachtstraum. Als Höhepunkte ihres Darstellungsvermögens — zugleich als ihre Schranke — bezeichnen wir im Schauspiel Shakspere's Porzia und die Recha im Nathan, im Lustspiel Lessing's Minna von Barnhelm und die Adelheid von Runeck in Freytag's „Journalisten.“ Die jüngeren Mütterrollen im Lustspiel, die den Uebergang in ein gesetzteres Fach ankündigten, beseelten Grazie und schimmernde Heiterkeit. Dagegen mußten Aufgaben wie: Gräfin Orsina, Lady Milford, Adelheid (Götz), Lady Macbeth u. s. f. die vorzügliche Lustspiel-Darstellerin von dem Weg abführen, auf den sie durch Natur und Beruf angewiesen war. Unübertrefflich sprach sie als Königin Elisabeth in Schiller's Don Carlos (1. Akt, Sc. IV.) die Stelle:

> Sie haben nur in Spanien gesündigt;
> In meinem Frankreich wischt man solche Thränen
> Mit Freuden ab. — O, muß mich's ewig mahnen!
> In meinem Frankreich war's doch anders!

Ihre letzte, stets mit Widerstreben gespielte Rolle, gab sie als Königin Elisabeth in Maria Stuart, am 6. September.

Clara Stich, Tochter der Frau Crelinger aus deren erster Ehe mit dem 1824 verstorbenen Schauspieler Stich, war am 5. Juli 1818 in Berlin geboren. Sie ward nebst ihrer Schwester Bertha von ihrer berühmten Mutter für die Bühne erzogen. Nachdem Bertha auf dem Theater der Königstadt zum ersten Male am 3. November 1834 in Kratter's „Mädchen von Marienburg“ als Kathinka (Frau Crelinger gab die Natalie) vorgeführt war, erschien daselbst zum ersten Male Clara in Iffland's „Elise von Valberg“ als Elise auf den Brettern; ihre Mutter gab die Fürstin, Karl Devrient gastirte als Fürst. Der Referent der Spener'schen Zeitung schrieb damals über diesen Abend: „Bei der dritten Gastvorstellung der Madame Crelinger auf dem Theater der Königstadt lernten wir ihre jüngere, eigentlich zur Sängerin bestimmte Tochter, Clara Stich, kennen. Ganz wie bei ihrer Schwester zeigten sich auch hier die schönen Ergebnisse eines wohlgeleiteten Unterrichts: Anstand und Grazie der Bewegung, sorgsame Ausbildung der Sprache, bei deren Wohllaut man den Einfluß des Gesang-Unterrichts nicht verkennen konnte, vor allem aber Innigkeit des Gefühls und natürliches, von aller Manier freies Spiel. Das, was beide junge Künstlerinnen bis jetzt leisten, so bewunderungswürdig es auch für ein erstes Erscheinen auf der Bühne ist, werden jedoch weder sie noch ihre kunstverständige Mutter für eine schon erreichte Kunsthöhe halten, aber noch nie durfte man mit so großer Sicherheit der schönsten weiteren Entfaltung zweier so unverkennbar bedeutender Talente entgegensehen. Dlle. Clara Stich unterscheidet sich von ihrer Schwester, bei gleich vortheilhaftem Aeußern, durch größere innere Regsamkeit, während Erstere schon mit mehr Ruhe und Sicherheit ihr Spiel zu beherrschen scheint. Das größere Talent einer oder der anderen schon jetzt herausfinden zu wollen, wäre zu voreilig, besonders da Beide einen ganz verschiedenen Kunstweg zu gehen bestimmt sind.“ — Das Schwesterpaar trat am 1. April 1835 beim königlichen Theater unter dem Grafen Redern in ein Engagement und spielte daselbst zum ersten Male am 21. Juli in Donna Diana, — Fräulein Bertha Stich (Donna Laura) und Fräulein Clara Stich (Donna Fenise) —; die Titelrolle selbst ward von Frau Crelinger dargestellt. Ein denkwürdiger Theaterabend, über den, die beiden Novizen betreffend, der geistvolle Kritiker, Friedrich Schulz, sagte: „Beide hatten in diesen kleinen Rollen, außer der Anmuth ihrer jugendlichen Persönlichkeit, nur Gelegenheit, die gute, richtige, von aller Ziererei des Ausdrucks und aller Affektation freie Rede darzuthun und, um uns der erschöpfenden Bezeichnung eines Wiener Kunstrichters zu bedienen, auch in einem beschränkten Verhältniß zu erweisen, was die Mutter Natur und die Kunst Mutter für sie gethan.“ — Am 25. November 1837 wurde Seydelmann an das Berliner Hoftheater berufen; seine großartigen Kunstschöpfungen übten auf die höhere Entwickelung der Künstlerin einen reichen und ungewöhnlichen Einfluß aus. Ungedruckte Briefe Seydelmann's an den ehemaligen Stettiner Theaterdirector Gerlach enthalten interessante Bemerkungen über ihre Künstlerschaft, so wie über die herrlichen Vorzüge ihres Geistes und Charakters. Kleine Mißhelligkeiten führten sie im Frühjahr 1842 an die Schweriner Hofbühne, von wo sie aber schon im folgenden Jahre nach Berlin zurückgerufen wurde und am 10. April 1843 als Clärchen auftrat. Die am 28. September 1848 mit Franz Hoppé, dessen erste Gattin noch in einem Irrenhause vor dem Schönhauser Thore lebt, vollzogene Ehe, der ein Knabe entsprang, löste Hoppé's zu frühzeitiger Tod am 6. Juli 1849. Zum zweiten Male schloß sie eine eheliche Verbindung am 17. September 1860 mit dem Hofschauspieler Theodor Liedcke. — Die Abnahme vieler Rollen und die Scandalsucht haben die letzte Zeit ihres Lebens vielfach verbittert und vielleicht auf den Nervenzustand der ohnehin so reizbaren Künstlerin gefährlich gewirkt; sie erlag dem Typhus am 1. October 1862. Prediger Sydow hielt die Grabrede. Unter herzlicher Theilnahme ihrer Collegen, Colleginnen, Freunde und des Publikums ward die tief Betrauerte zur kühlen Gruft getragen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Albrechts I. Bemühungen um die Nachfolge im Reiche. Von G. Droysen. — Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II. Von S. Hirsch. — Theologische Briefe an die Gebildeten der deutschen Nation. Von R. v. d. Alm. — Aus Natur und Wissenschaft. Studien, Kritiken und Abhandlungen. Von L. Büchner. — Der Werwolf. Ein Beitrag zur Sagengeschichte. Von W. Hertz. — Karl der Kühne. Historische Tragödie. Von Melch. Meyr. — Verworrenes Leben. Novellen und Skizzen. Von W. Raabe. — Kleine Romane und Erzählungen. 3 Bde. Von A. von Sternberg. — Palmblätter und Schneeflocken. Erzählungen aus dem fernen Westen. 2 Bde. Von B. Möllhausen. — Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient. Von C. von Glümer. — Lord Byrons letzte Liebe. Biographische Novelle. Von A. Büchner. — Eine Katastrophe und ihre Folgen. Roman. Von A. Godin.

* Die Dürer-Stiftung. Vor längerer Zeit ist mitgetheilt worden, daß in der deutschen Künstlerwelt der Gedanke angeregt sei, eine Stiftung in das Leben treten zu lassen, welche dem Nothstand unter den Künstlern in ähnlicher Weise abhelfe, wie es bei den Schriftstellern mit der Schillerstiftung der Fall ist. Diese nach Albrecht Dürer benannte neue Stiftung ist nun durch die Künstlerversammlung, welche jüngst in Salzburg tagte, in das Werk gesetzt worden, indem Statuten aufgestellt sind. Die Dürerstiftung soll ein Unterstützungsfonds für verunglückte Mitglieder der Kunstgenossenschaft oder ihre Hinterbliebenen sein, wenn etwa bestehende Lokalfonds nicht ausreichen. Die Stiftung wird am 20. Mai 1871 feierlich geweiht werden — es ist der vierhundertjährige Geburtstag Albrecht Dürers —, indem man hofft, bis dahin wenigstens ein Capital von 10,000 Thalern aufzubringen, welches den Grundstock bilden wird. Alle Künstlervereine sollen um jährliche Beiträge angegangen werden; von den Erträgen großer Kunstausstellungen gehen 5 Procent an den Fonds, Künstler werden ersucht, demselben 1/2 Procent vom Verkaufserlös ihrer an Kunstvereine abgesetzten Bilder zuzuwenden. Der Vorstand der deutschen Kunstgenossenschaft soll sich bemühen, bei den deutschen Regierungen die Anerkennung des Vereins als einer rechtskräftigen Körperschaft zu erlangen.

* Aus der Theaterwelt. Nach langer Pause hat sich Mosenthal wieder an einem Drama versucht; es heißt „die deutschen Komödianten“, hat die Karoline Neuber zur Hauptfigur und gelangt in diesen Tagen auf dem Burgtheater in Wien zur ersten Aufführung. Ebendaselbst gingen zwei neue Stücke von Roderich Benedix in Scene, ohne jedoch sonderlich zu gefallen: „Gegenüber“ in drei Aufzügen und „Günstige Vorzeichen“ in einem Akt. Beide sind ganz speziell für Mitglieder jener Bühne gearbeitet, aber nicht besonders geschickt ausgeführt. In jenem Stücke könnten ein Gegner der Zukunftsmusik und andere Charaktere sehr gelungene Figuren bilden, aber es bleibt bei guten Anläufen. Schwächer noch ist das zweite Stückchen. — In Wiesbaden hat sich auf Anregung des Componisten Joachim Raff und des Kapellmeisters J. B. Hagen eine Gesellschaft gebildet, welche Gelder sammelt, um dem Componisten des „Tannhäuser“, Richard Wagner, eine sorgenlose Existenz zu begründen. Derselbe ist jetzt in Wien, wo man seine Oper „Tristan und Isolde“ nun doch aufführen will. — Der Componist der Oper „Faust und Margarete“, Gounod in Paris, reist augenblicklich in Deutschland und erfreut sich in Hamburg an Aufführungen seines Werkes.

* In der Erzgießerei zu München erregt die von Cauer in Rom modellirte, für Mannheim bestimmte Statue Schillers großes Interesse. Der Dichter ist in feuriger Erregung, stark ausschreitend, das Haupt nach oben gerichtet, dargestellt. Die Rechte vorgestreckt, in der Linken eine Rolle haltend, scheint er eben die Recitation eines seiner Gedichte, ohne des Papiers mehr zu bedürfen, frei fortzusetzen. Das Costüm ist naturwahr, wie überhaupt die Figur porträtähnlich, und der etwas nachgeschleppte, über einem Arm liegende Mantel ein gelungener Griff.

* Der Gustav-Adolfs-Verein. Die Freunde des evangelischen Vereins der Gustav-Adolfs-Stiftung, ebenso wie seine Gegner (die wir jedoch hierbei nur in der protestantischen Kirche selbst suchen) machen wir zur Belehrung über die Wirksamkeit und Lebensthätigkeit des Vereins auf zwei kürzlich erschienene Schriftchen aufmerksam, die auch besonders geeignet sind, die Vorurtheile, Widersprüche und Anklagen der Gegner des Vereins zu berichtigen und zu widerlegen. Das eine: „Nehmt euch der Heiligen Nothdurft an!“, von Dr. Zimmermann in Darmstadt, dem Mitbegründer des Vereins, herausgegeben und bei demselben zu haben, ist eine Sammlung von Beispielen auf dem Felde des Gustav-Adolfs-Vereins, wovon bereits zwei Heftchen veröffentlicht worden, (das erste war bis zum April 1862 in etwa 9000 Exemplaren theils verkauft, theils verschenkt worden, und es war daher in einer zweiten und dritten Auflage erschienen); das andere: „Bilder der Noth und Thaten der Liebe aus dem Gebiete des Gustav-Adolf-Vereins“ ist vom Archidiaconus Daum in Tangermünde (dem Verfasser der beiden „ernsten Warnungen für alle Evangelischen“: „Die Verfolgungen der Evangelischen in Böhmen“, 1860, und „Kämpfe und Leiden der Evangelischen in Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain“, 1861) und im Selbstverlage des Verfassers erschienen. Man kann beide Schriftchen als lebendige Commentare zum Texte des Gustav-Adolf-Vereins und zu dem, was er predigt, bezeichnen und charakterisiren: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an den Glaubens Genossen!“ K.

* Kunstbericht aus Bremen.

Bremen, 15. October 1862.

Die Bühne hat in den letzten Tagen mit der „Maria Stuart“ von Schiller einen zweiten Versuch auf dem Gebiete des höheren Dramas gemacht. Indem derselbe gelang, sind damit die Bedenken, welche der erste Versuch erregt hatte, beseitigt, und die Direction hat den Beweis geliefert, daß sie im Rechte war, als sie sich durch die mittelmäßige Aufführung des Don Carlos nicht abschrecken ließ, die Mitglieder noch einmal ihre Kräfte an einer der höchsten Aufgaben erproben zu lassen. Es muß ihr Zeit gelassen werden, festzustellen und sich selber klar darüber zu werden, wer dem Fache, für das er sich befähigt glaubt, gewachsen ist, wer nicht, wohin der Einzelne gestellt werden darf, ohne etwas zu gefährden, und wo er im Gegentheil sein Talent verwerthen und mit demselben der Sache nützen kann. Schiller's Maria Stuart und Shakspere's Kaufmann von Venedig, die so ziemlich alle herkömmlichen Gestalten des Schauspiels von der tragischen Heldin bis zur Soubrette, vom dämonischen Charakterhelden bis zum Clown aufzuweisen haben, bieten Gelegenheit, die Kräfte eines Personals offen darzulegen. Man wird von einer städtischen Bühne nicht verlangen dürfen, daß sie die Hauptrollen dieser Dramen durch hervorragende Talente besetze, muß vielmehr zufrieden sein, wenn eine Anzahl von Darstellern sich in löblicher Weise hervorthut, die übrigen sich dem Ganzen mit Eifer und Geschick einfügen, nirgends stören und die Stimmung verderben. Zu verlangen aber ist, daß die Regie mit der größesten Aufmerksamkeit und dem höchsten Pflichteifer verfahre; dann wird sie ein anständiges, der Dichtungen würdiges Ensemble möglich machen, über welches die Forderung eigentlich nicht hinausgehen darf. Ist diese befriedigt, so wird das Publikum allmälig Interesse gewinnen und dem Drama seine Theilnahme schenken.

Die Darstellung der Maria Stuart, indem sie den soeben aufgestellten Sätzen so ziemlich entsprach, gereichte dem neuen Unternehmen zur Ehre und gestattet, die Tragödie weiter zu pflegen. Die Würde und der Eindruck der Dichtung wurden nirgends durch eine mangelhafte, störende Einzelheit beeinträchtigt, wie man das doch selbst an großen Hofbühnen nicht selten erlebt. Keiner zeigte sich der Lösung seiner Aufgabe ganz unfähig, manche brachten es zu recht gelungenen Leistungen, und es waltete durchweg über dem Ganzen eine ernste und angemessene Stimmung. Soll von den Hauptrollen die Rede sein, so war wohl Fräulein Liebich als Elisabeth diejenige, welche am meisten die geistige und äußere Herrschaft über ihre Aufgabe ausübte. Der poetische Gehalt des Charakters war richtig erfaßt und zur Anschauung gebracht, fest und sicher bewegte sich die Darstellung. Nur ging Elisabeth im Affekte zu weit; Schiller hat schon dem geschichtlichen Charakter der großen Königin der Maria gegenüber schweres Unrecht gethan, und man muß sich hüten, die Härten der Elisabeth zu erhöhen und ihr noch mehr von weiblicher Würde zu rauben. Zum Theil liegt es wohl in der Sprechweise der Darstellerin, daß Einiges übermäßig scharf und unschön herauskam; Fräulein Liebich hat in der Declamation manche Eigenthümlichkeiten, welche leicht die Harmonie des Eindrucks stören. Fräulein Herrlinger hat durch die Gunst der Mutter Natur sehr viel von dem erhalten, was zur Ausführung der so ungemein dankbaren, aber auch sehr schwierigen Rolle der Maria Stuart vonnöthen ist. Sie ist ferner offenbar vom besten Eifer beseelt und keineswegs gesonnen, durch Schönheit und Kunst der Toilette oder überhaupt durch äußerliche Dinge wohlfeile Siege zu erringen; man fühlt heraus, daß sie ernstlich bemüht ist, in den Geist der Rolle einzudringen. Im Allgemeinen traf denn auch hier die Darstellerin das Richtige und brachte Vieles recht glücklich und eindrucksvoll zur Anschauung. Daß sie den geistigen Inhalt der Aufgabe nicht völlig erschöpfte, ist bei ihrer Jugend sehr erklärlich; hinsichtlich der Gesticulation und Mimik möchte zu bemerken sein, daß dieselben Bewegungen der Hand und derselbe Gesichtsausdruck zu oft wiederkehren. — Von den Herren führte der für das Charakterfach engagirte Herr Treller als Burleigh sich selbst nicht ohne Glück ein. Haltung und Declamation, wenn auch hier und da ein wenig steif und trocken, bewiesen doch, daß der Darsteller das Richtige erkannt und ergriffen hat. Da noch ein zweiter Vertreter ähnlicher Rollen gewonnen und beifällig aufgenommen ist, so dürfen wir die durch den Don Carlos erregten Besorgnisse für gehoben halten. Herr Darnani, welcher mit dem biedern Talbot recht gut fertig wurde, kann nun seine ganze Thätigkeit der Regie zuwenden. Herr Rösicke rechtfertigte als Leicester die guten Erwartungen, die der Posa rege gemacht hatte; es schien allerdings, daß er sich, was sehr erklärlich wäre, in der Maske des wetterwendischen, unmännlichen Günstlings nicht ganz behaglich fühlte. Ueber Herrn Lippert, dem als jugendlichem Liebhaber der Mortimer zufiel, ist das Publikum offenbar mit sich selbst noch nicht recht einig; es muß beiden Theilen Zeit gelassen werden, sich zu verständigen.

Darf nun die Leitung der Bühne aus der Darstellung der Maria Stuart das Recht und den Muth für das höhere ernste Drama entnehmen, so glauben wir doch, daß sie wohl daran thäte, die feinere Komödie besonders zu pflegen. In der „Zähmung der Widerspenstigen“ von Shakspere zeigte Herr Rösicke als Petruchio sein Talent für die leichte und gewandte Darstellung des Lustspiels von einer so glücklichen Seite, daß sich die Aussicht auf eine ganze Reihe von Stücken eröffnete, die weit mehr als die Tragödie geeignet sein würden, das Publikum zu fesseln. Herr Rösicke übte seine Thätigkeit als Charakterbändiger mit so viel natürlicher und sicherer Geschicklichkeit, als erforderlich ist, um die Wahrscheinlichkeit der Vorgänge zu retten. Sein Käthchen, welches Fräulein Herrlinger zu geben hatte, war anfangs eckiger, als sie es bei allem Eigensinn sein darf, und that in dieser Beziehung des Guten zu viel im Trotz und Widerstreben; später traf sie den rechten Ton glücklicher und drückte das allmälige Unterliegen und den Umschwung ihres Gefühlslebens recht glücklich aus. Unter der Umgebung des jungen Paares, das man recht bald in „Viel Lärm um nichts“ auftreten lassen möge, that sich Herr Dessoir als alter Baptista besonders hervor.

Die Neigung der Theaterfreunde hat sich der Oper mit entschiedener Vorliebe zugewandt. Was wir neulich von der Schwärmerei des Publikums sagten, bewährt sich mit jedem Tage mehr. Dieser Ausdruck ist eigentlich viel zu matt, um die herrschende Stimmung zu bezeichnen; ein Rausch der Begeisterung hat unsere solide Bevölkerung ergriffen, und der Kritik bleibt die nicht leichte Aufgabe, inmitten dieses Zustandes nüchtern zu bleiben. Nachdem schon bei den ersten Opernvorstellungen die Disposition zu der Krankheit des Fanatismus sich gezeigt und durch allerlei Symptome verrathen hatte, ist dieselbe nunmehr förmlich ausgebrochen bei dem ersten Auftreten der Primadonna Frau Haase-Capitain von Frankfurt als Norma. Ein Erfolg wie der von ihr errungene ist bei uns lange nicht erlebt worden. Norma war von dem Repertoir der hiesigen Bühne, wie fast überall, seit Jahren verschwunden. Es hat alles seine Zeit, sagt der weise Salomo, und die Zeit der Bellini'schen Norma ist lange dahin. Als vor etwa dreißig Jahren die Wirksamkeit Bellini's begann und trotz allen Protesten der klassischen Fanatiker immer weiter griff, da war das keineswegs eine unerhörte und unwürdige Erscheinung, wie die Feinde des Maestro behaupteten. Der Cultus, welcher mit Bellini's Opern getrieben wurde, war der Cultus der Melodie als solcher, die sich der dramatischen deutschen Oper gegenüberstellte. Hatten Weber und Marschner, als die begabtesten Vertreter dieser Richtung, bei allen glänzenden Vorzügen den Fehler der Uebertreibung begangen, so war eine Reaction durchaus natürlich. Wie sich überall die Gegensätze berühren und auf die Masse bestimmend einwirken, so auch hier. Auf die Begeisterung für die dramatischen Conflicte und Gestalten der romantischen Oper folgte der Fanatismus für die süßen Weisen Bellini's, die noch dazu den handgreiflichen Vorzug hatten, daß man sie in den Zwischenacten und auf dem Heimwege nachsingen konnte. Bald schwärmte die Mehrheit grade so für Norma und Amina wie vorhin für Rezia und Rebecca, und noch um so mehr, als jene weit faßlicher und greifbarer waren als diese. Vor lauter Begeisterung hatte man keinen Blick für den gänzlichen Mangel dramatischer Wahrheit, für die trostlose Leere des Orchesters. Die Künstlerwelt bemächtigte sich der Hauptrollen als willkommener Grundlagen für eignes Schaffen, und die meisterhaften Leistungen der Schröder-Devrient und der Lind verlängerten die Lebenszeit der italienischen Oper jener Tage.

Jetzt ist das alles anders geworden; die Farben sind verblaßt, in denen einst Norma prangte. Die Musik in ihrem rastlosen Fortschreiten hat längst jene Phase ihrer Entwickelung verlassen; die Forderung, daß die Musik der Oper dramatischen, nicht bloß lyrischen Charakter habe, ist wieder in den Vordergrund getreten, und die heutige italienische Oper durch Donizetti und Verdi in ganz andere Bahnen gelenkt worden. Damit ist Bellini, in dem die frühere Richtung ihren Mittelpunkt hatte, nicht etwa zu Grunde gegangen und zu den Todten geworfen, vielmehr ist das, was er vermochte und leistete, in die ihm gebührende Stellung zurückgedrängt und eingereiht in die Kette des geistigen Prozesses auf musikalischem Gebiete. Die Anmuth und die Reize seiner Melodik, wenn sie auch nicht mehr die zauberähnliche Wirkung üben wie früher, sichern ihm einen Platz in der Bühnenwelt, die einer großen Fülle von Gegensätzen bedarf und keinen, er wäre denn in sich werthlos und nichtig, ganz fallen läßt.

Doch wir verlieren uns in ästhetische und kunstgeschichtliche Betrachtungen, für welche die Mehrzahl der Laien unzugänglich ist. Bleiben wir bei der Thatsache stehen, daß heute noch Norma begeistern kann, wenn sie mit der künstlerischen Vollendung dargestellt wird, welche noch jetzt zu unserem Staunen der Frau Haase-Capitain zu Gebote steht. Seit Jahrzehnten ist die Künstlerin auf allen Gebieten der Oper thätig gewesen, und doch singt und spielt sie mit dem Feuer und der elastischen Sicherheit der Jugend. Der glänzende Erfolg, den sie gestern errang, war ein durchaus verdienter. Sie beweist wieder einmal, wie gut es ist, wenn man bei Zeiten etwas Tüchtiges lernt. Ihr Gesang ist nicht nur von einer für ihre Jahre wunderbaren Festigkeit und Correctheit; sie wird noch vollständig allen Anforderungen des dramatischen Ausdrucks gerecht. Es bleibt also nur zu wünschen, daß die Künstlerin ihre Thätigkeit an unserer Bühne ebenso glücklich fortsetzen möge, als sie dieselbe begonnen hat. Neben einer Darstellerin von ihrer Bedeutung hat eine jüngere Dame, die sich eine Stellung erwerben soll, schweren Stand. Fräulein Voß behauptete sich aber als Adalgisa, indem sie es gleich gut verstand sich unterzuordnen als selbständig zu bleiben, an der Seite Norma's mit Glück. Die Kunst der Charaktergestaltung scheint ihr noch zu fehlen, allein sie hat von Natur das richtige Gefühl und findet daher auch den richtigen Weg. Um der Tugenden der Frauen willen aber sollen den Männern ihre Sünden vergeben werden.

F. P.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

№ 43. Bremen, 26. October. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Die Kunst und Literatur der Uebersetzung.

Von A. Laun.

Die Geschichte der Uebersetzungskunst ist ein Correlat jeder Literaturgeschichte, und keine ist ohne dieselbe ganz zu verstehen. Alle Völker, die eine entwickelte Literatur besitzen, haben zu ihrem Nutzen oder Schaden zeitweilig unter dem Einfluß fremden Geistes gestanden, dieser aber wurde meistens durch Uebersetzungen vermittelt. Ich spreche hier natürlich nur von solchen, die als Kunstwerke die Form zugleich mit dem Inhalt bringen, nicht aber von solchen, die nur den Stoff mehr oder weniger mechanisch wiedergeben. So waren, — um von der Renaissance des Alterthums, deren Wirkung eine universelle war, zu schweigen -- England und Frankreich zeitweilig durch Italien und letzteres auch durch Frankreich beeinflußt; so herrschte ein Jahrhundert lang der französische Pseudoclassicismus fast überall in Europa, und so empfing Frankreich später wieder einen Rückschlag der fremden Literaturen in seiner romantischen Schule. Nirgends aber hat dies Uebertragen eine so große Rolle gespielt als in Deutschland und spielt dieselbe noch heute.

Ein französischer Schriftsteller meint, seine Landsleute, die bekanntlich nicht stark im Erlernen fremder Idiome sind, könnten sich mit Erlernung des Deutschen begnügen; dann bekämen sie die übrigen Literaturen mit in den Kauf. Rückert singt:

Es ist mein Volk, das große,
Das sendet täglich aus
Die Söhn' aus seinem Schooße,
Zu führen in sein Haus
Die Völker aller Zungen,
Und wunderbar ist da erklungen
Ein Weltgespräch beim Schmauß. —

Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist den Geweihten eine Sprache nur,
Die Sprache, die im Paradies erklungen,
Eh' sie verwildert auf der wilden Flur. —

Wann erst der Menschheit Glieder, die zerstreuten,
Gesammelt sind ans europä'sche Herz,
Wird sein ein neues Paradies gewonnen,
So gut es blüh'n kann unterm Strahl der Sonnen.

In der That, wir sind auf dem besten Wege, die von Rückert hier verherrlichte und von Goethe vorausgesehene Weltliteratur ins Werk zu setzen. Fast alle Völker der Erde vom Morgenland und China bis nach Finnland und Island, die Inder, Araber, Perser, die alten Hellenen und Römer, die romanischen, slavischen und germanischen Stämme, die Magyaren und Neugriechen sind im Pantheon unserer Uebersetzungsliteratur vertreten. Nur ist dasselbe auch zugleich ein Pandämonium.

Diese Uebersetzungen geben uns aber nicht bloß den abstracten Inhalt, sondern auch zugleich im entsprechenden Verse die nationale und individuelle Form. Wir erfahren nicht bloß, wie der Serbe um verlorene Liebe klagt, wie der Spanier von den Abenteuern der Maurenkriege in seiner kurzen drastischen Weise erzählt, wie der Neugrieche sich zum Freiheitskampfe begeistert, wie der Italiener seiner Schönen huldigt, wie der Franzose scherzt und spottet. Der schwermüthige Trochäus, die ernste, stolze, einförmig assonirende Romanze, die spielende Siciliane und Decime, das heiter klingende Rondeau und Triolett, diese und unzählige andere Formen, die wir nachzubilden gewußt haben, vermitteln uns auch die Musik des Verses, die dem Liede erst seine volle Bedeutung giebt, und manche dieser Formen sind uns so geläufig, sind so deutsch geworden, daß wir sie nicht mehr bloß als Kleid des fremden, sondern auch des eigenen deutschen Inhalts gebrauchen.

Zu dieser Virtuosität sind wir aber erst auf einem langen, mühevollen Wege gelangt, und jene bewundernswerthe, vom Ausland bewunderte und beneidete Schmieg- und Biegsamkeit unserer Sprache ist zwar in ihrer inneren Natur und Construction gegeben, hat sich aber erst seit einem Jahrhundert durch die Bemühungen unsrer großen Schriftsteller und, — füge ich hinzu —, unserer guten Uebersetzer entwickelt. Luthers Bibelübersetzung, Voß' Homer und Schlegels Shakspere haben eine Wirkung gehabt, die der einer großen nationalen Schöpfung gleich kommt und sie in sprachlicher Hinsicht noch überragt. Vergleichen wir, was unsere formale Sprachbeherrschung um 1760 war, und was sie heute ist, so giebt sich ein unermeßlicher Fortschritt kund. Wir danken dies unsren klassischen Schriftstellern der großen Epoche, unserem Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Schiller und Goethe und hundert anderen, aber die Uebersetzer haben auch das ihrige dazu gethan, und hier darf der Ruhm, den sich unsere romantische Schule erworben hat, ihr nicht verkümmert werden. Von ihr ging ja die Aneignung und Erschließung der romanischen und mittelalterlichen Literaturen aus. — Auch sind es nicht bloß ihre nationalen Werke, durch die jene großen Männer die große Zeit heraufgeführt haben, sie ließen, abgesehen vom klassischen Alterthum, auch das Ausland auf sich wirken. Selbst Klopstock, der urdeutsche, empfing die Anregung zum

Messias aus Miltons „paradise lost", so standen sie alle unter Shakspere's gewaltigem Einfluß, so vertrieb Lessing die französische Bühne durch die englische; so verdankt Wieland, der Uebersetzer Lucians, des Horaz und Ciceros, das, wodurch es ihm möglich wurde, die deutsche Literatur den höheren Ständen zugänglich zu machen, französischen Mustern; so umfaßte Herder, der Allempfängliche, alles Urpoetische des Morgen- und Abendlandes und wurde durch seine Stimmen der Völker und seine Cidromanzen der erste Begründer jener tactvollen Aneignungs- und Vermittlungsweise, die den fremden Geist wiederzugeben und das deutsche Ohr dabei zu schonen weiß; so gab er das erste Muster einer richtig verstandenen Uebersetzungskunst. — Ja selbst Lessing hat übersetzt, und Schiller und Goethe haben es nicht verschmäht, die Ruhepausen ihrer schöpferischen Thätigkeit mit Uebertragungen auszufüllen, denn sie wußten es sehr wohl, wie anregend und formell bildend dies auf sie zurückwirkte. Auch Platen, der „Beherrscher des Worts in der Dichtkunst", übte sich fortwährend in Nachbildung der mannichfachsten ausländischen und antiken Gedichte und lockte so „der Sprache Zierden ab, daß alle Welt erstaunet." Durch die Uebersetzungen wurden jene großen Männer oft erst zum Studium des Originals angeregt und empfingen durch sie den Impuls zu eigenen Schöpfungen. Wielands Uebertragung des Shakspere erregte ihnen den Wunsch, an der Quelle zu trinken, und der beiden Stollberge Sophokles und Aeschylus eröffnete ihnen zuerst die Tragik der Alten. Es fragt sich, ob wir ohne Voß' Odyssee je Hermann und Dorothee bekommen hätten. — Den Uebertragungen und Nachbildungen der Romantiker verdanken wir eine Menge damals noch fremd klingender Strophen, die heute ganz bei uns eingebürgert und ganz deutsch geworden sind, und in denen das deutsche Gemüth sich eben so innig auszusprechen vermag als in den ursprünglich deutschen Formen; haben doch selbst die Schwaben, Uhland an der Spitze, und die Vaterlandsdichter sie adoptirt. Rückert gebrauchte das welsche Sonett, um damit gegen die Welschen zu Feld zu ziehen, und Goethe's Stanzen in der Zueignung sind so innerlich deutsch wie Alles, was er im Tone des Volksliedes gedichtet hat. — Ob die Einführung der orientalischen Formen, die er gleichfalls angeregt hat und in der Rückert, Platen, Daumer, Bodenstedt und andere so Bedeutendes leisteten, je bei uns populär werden wird, steht dahin; jedenfalls hat die Reimfülle derselben einen Ringkampf hervorgerufen, der unsere Virtuosität noch erhöht hat, und das Ghasel ist immerhin eine Form, in der sich nicht allein lieblich Spielendes, sondern auch Tiefgedachtes und Empfundenes ausdrücken läßt. Nur muß kein Herr von Hammer darauf klopfen, sondern ein Platen oder Rückert es leicht und leise berühren.

Also wir waren und sind ein Uebersetzervolk. Ist das ein Ruhm oder ein Tadel, bringt diese hochgesteigerte Thätigkeit Nutzen oder Schaden? Darüber gehen die Ansichten auseinander. Es giebt Literarhistoriker, die, auf dem specifisch deutschen Standpunkt stehend, darin ein Hemmniß unserer nationalen Entwicklung sehen und den Uebersetzern gern ein für alle Mal den Mund stopfen möchten, denn sie schreiben unsere heutige Unfruchtbarkeit an großen, die Nation bewegenden nationalen Leistungen ihnen zu. Ich für mein Theil halte es weder für ein Lob noch für einen Tadel, sondern sehe darin ein Resultat unserer geographischen Lage, im Herzen Europas und somit der Welt, des zur Wiedergabe alles Fremden geeigneten Charakters unserer sich stets erneuernden bilsamen Sprache, vor allem aber der politischen Entwickelung oder vielmehr Verwickelung unserer nationalen und staatlichen Zustände, die es zu keiner abgeschlossenen Volkseinheit und zu keinem so ausschließlichen und scharf ausgesprochenen Nationalgeist hat kommen lassen, wie er andere Völker, z. B. Frankreich und Spanien, kennzeichnet. Wir sind nun einmal zum Kosmopolitismus prädestinirt, und unsere Sprache ist es auch. In unserer Allempfänglichkeit besteht unsere weltgeschichtliche Größe und unsere nationale Schwäche. Uebrigens bleibt uns bei alledem doch viel Eigenartiges, und vieles der Fremde Entlehntes haben wir uns zum Eigenartigen gemacht. Was man von den Holländern, Dänen und Schweden und vor Allem von den Russen sagen muß, daß mit Ausnahme etwa ihrer Volkspoesie ihre Literatur ganz auf fremden Schultern stehe, gilt doch nicht von der unsrigen. Wir haben unendlich viel nach allen Seiten hin nachgeahmt und übersetzt, aber wir haben es auch zu unserem Fleisch und Blut gemacht. Wo giebt es eine Dichtung, die so deutsch und so griechisch zugleich ist wie Goethe's Iphigenie? Die Racine's ist Griechin dem Namen nach; daß sie ganz Französin geworden, läßt sich doch nicht behaupten. Ziehen wir die Summe dessen, was wir an nationalen Dichtwerken alter und neuer Zeit besitzen, so kommen wir freilich im Drama, vor allem im Lustspiel, gegen andere Nationen zu kurz, überragen sie aber wieder in anderen Gattungen, z. B. in der Lyrik, um ganz zu schweigen von Wissenschaft und Philosophie, die doch auch ihr nationales Gepräge haben; und wo gäbe es denn eine eigentliche Philosophie außer der unsrigen? Nur darf der Begriff national nicht zu eng gefaßt, sondern muß dahin bestimmt werden: *National in Kunst und Dichtung ist das, was dem innersten Gemüthe und dem Geiste eines Volkes entspricht und es zur Anschauung bringt*, sei auch die Form eine adoptirte und der erste Impuls zu der Schöpfung von außen gekommen. Ist Schillers Jungfrau nicht eine Deutsche, obgleich sie der französischen Geschichte entnommen ist und auf französischem Boden handelt? Da nun einmal der kosmopolitische Zug zu unserer Natur gehört, so ist manches für uns national, was es für andere Völker nicht sein würde, denn *Deutschsein* heißt doch eigentlich *nicht ganz Deutsch sein*. Uebrigens ist auch unsere viel verschrieene Ausländerei nie so arg gewesen, wie sie gewöhnlich gemacht wird. Im 16., 17. und zum Theil noch im 18. Jahrhunderte lagen wir allerdings schmählich in den Geistesbanden des Auslandes, aber die anderen Völker thaten es zeitweilig auch; so England zu Dryden's und später Pope's Zeit, so Spanien unter Herrera's italienischer und unter Moratin's französischer Geschmacksrichtung. So war Frankreichs Literatur eine Zeitlang spanisch gefärbt und später deutsch und englisch, und die Rundreise, die es mit Einführung seiner Sitten und seines Kunst- und Literaturgeschmacks à la Louis XIV. machte, erstreckte sich nicht allein über Deutschland, sondern über ganz Europa. Wir haben freilich am schlimmsten und am längsten unter jenem Druck gelitten, der das Aufblühen einer nationalen Literatur wohl gehemmt hat, aber nicht hätte hindern können, wären in jenem unglückseligen 16. und 17. Jahrhundert die Zustände dazu angethan gewesen, ein solches zu gestatten. — Das Fremde überwuchert nur dann, wenn kein nationaler Gegendruck da ist, die Receptivität herrscht nur dann vor, wenn es aus anderen Gründen an Productivität mangelt; nur wenn man nichts hat, pflegt man zu borgen. — Ich gehe noch weiter, ich behaupte, daß bei der barbarischen Sprachmengerei, die unsere Prosaschriften entstellte, der Vers und vor allem der übersetzte Vers eine gewisse Reinheit bewahrte, denn die fremden Muster, die italienischen und französischen, an die er sich anlehnte, und deren erstes Gesetz die Eleganz war, theilte sich ihm bis zu einem gewissen Grade mit. Ich könnte dies durch mancherlei Proben beweisen, will mich aber mit einer Stanze des von Dietrich von Werder 1651 übersetzten Tasso begnügen, die freilich wie alle damalige Poesie auf Alexandriner-Stelzen einherschreitet. Wir sind im Zaubergarten der Armida:

Indem bei diesem Laub allhier die Vögelein
Die Stimmen und Gesäng' gar süß und helle führen,
So schwätzen Bäume, Gras und Quellen mit darein,
Die Luft, die drunter weht, die hilft es Alles zieren,
Das Echo singt, indem die Vögel stille sein,
Schweigt wieder auch, indem die Vögel gurgeliren,
Verwechselt dergestalt gar ofte den Gesang,
Der ganze Chor, der folgt hernach mit vollem Klang. —

Eine solche Reinheit der Sprache ist um diese Zeit selten. Gries hat die Stelle natürlich conciser und schöner, aber nicht so anmuthig wiedergegeben.

Wollüst'ge Tön' anmuth'ger Vögel dringen
Wetteifernd aus der grünen Nacht hervor,
Auch lockt die Luft mit ihren leichten Schwingen
Aus Laub und Wellen manchen Ton hervor,
Sie murmelt leiser, wann die Vögel singen,
Doch schweigen sie, dann rauscht der Lüfte Chor,
Sei's Zufall oder Kunst, bald folgt den Liedern
Der luft'ge Klang, scheint bald sie zu erwiedern.

Uebrigens ist auch zu bedenken, daß neben der ganz vom Auslande und vom Alterthum beherrschten Kunstdichtung durch die beiden Jahrhunderte am verdorrten Felde der Literatur ein lebendiger Born der Volks- und religiösen Dichtung hinsprudelte, aus dem sie sich bei ihrer Verjüngung und Wiedergeburt erfrischen konnte.

Haben wir von jeher übersetzt und nachgeahmt und beruht sogar unsere von den Teutonischen als Nationalbesitz so stark betonte mittelalterlich-ritterliche Dichtung großen Theils auf Umschmelzung fremder Muster, besonders altfranzösischer, so werden wir doch auch viel übersetzt; der beste Beweis, daß wir Eignes zu geben haben. Die Franzosen, wie sie gerade von uns die bedeutendste Anregung zu ihrer romantischen Geschmacksrevolution bekommen haben, fahren noch immer fort, sich die hervorragendsten Erscheinungen unserer Literatur anzueignen, wenn sie auch wohlweislich sich dabei mit einer Prosaübersetzung begnügen; auch Spanien und Italien, wo wir en vogue sind, übertragen vieles Deutsche, das Einfluß hat auf die dortigen Evolutionen. — Vor allem sind es aber die Engländer und Amerikaner, die Dank der Congenialität der Sprache mit dem Inhalt auch die Form wiederzugeben vermögen. Es ist sogar leichter, den deutschen Vers englisch als den englischen Vers deutsch zu reproduciren. Letzterer hat nämlich bei der Kürze der englischen Wörter, deren weit mehr als deutsche in den entsprechenden Vers hineingehen und bei den überwiegenden, ja fast ausschließlichen männlichen Ausgängen größere Schwierigkeit, als man glaubt. Wir Deutschen sind meistens zum Auffassen nnd Zusammenziehen, also zum Aufopfern gezwungen, leider ist es aber nicht immer das Unwesentliche, was geopfert, nicht das Passende, was zum Ersatz gesucht wird. — Was die englische Sprache in Reproduction des deutschen Verses und seiner Musik zu leisten vermag, zeigt vor Allem der Amerikaner Longfellow, der unsere eigenthümlichsten und zartesten Gedichte so frei und schön im reinsten Englisch wiedergiebt, daß sie uns, wie überhaupt seine Poesie, im eigentlichen Sinne anheimeln. Er übertrifft darin die gewandtesten Engländer. Ich selber habe dabei eine eigenthümliche Erfahrung gemacht; ich habe eine von ihm übertragene Uhland'sche Ballade rückübersetzt, ohne den deutschen Text auch nur mit einem Worte im Gedächtniß zu haben oder ihn zu Rathe zu ziehen, und fand bei späterer Vergleichung, daß vieles fast wörtlich stimmte, wozu freilich der im Englischen und Deutschen identische Reim auf all und ord behülflich gewesen ist.

Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder auf meinen früheren Ausgangspunkt, auf die Frage vom Nutzen und Schaden der Uebersetzungen, zurück und behaupte: Nicht das Uebersetzen schadete und schadet, sondern das schlechte Uebersetzen und das Uebersetzen des Schlechten, vor allem aber das schlechte Uebersetzen des Schlechten. Das ist der Krebsschaden unserer Literatur; Lessing und Lichtenberg erkannten ihn schon als solchen, und jener geräth oft in den Literaturbriefen in beredten Zorn gegen die „Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner, die die Sprache erst durchs Uebersetzen lernen wollen, die ihrem Original nicht nachdenken, die sich ihre Uebungen bezahlen lassen und die Meßkataloge damit anfüllen.“ — Was würde er erst gesagt haben, hätte er unsere Fingerfertigen gekannt, die zwanzig Seiten in der Stunde übertragen, deren Arbeit schon gleichzeitig mit dem Original erscheint; hätte er unsere Vaudevilles und Melodramen gesehen, die nicht deutsch geworden und nicht französisch geblieben sind; unsere 60- bis 80bändigen Bibliotheken klassischer Romane des Auslandes, wo manch sonderbarer Heiliger zum Klassiker geworden ist, gelesen. Diese Demimonde-Romane sind nicht nur Sitten-, sondern auch Sprachverderber, weil sie das einzige Gute, was die Originale haben, nicht wieder geben, einen eleganten Stil, sondern einen schlottrigen, mit Gallicismen versetzten, der fortwährend den Genius unserer Sprache verletzt. Doch es ist überflüssig darüber ein Wort weiter zu verlieren; ich wollte ja nicht von der Lohn- und Knechtsarbeit des Uebersetzens, sondern von der Kunst desselben reden. Aber es schadet jenes wahllose Importiren, jenes unvermittelnde Vermitteln sehr, es überfüllt den Markt, steht dem Besseren im Wege und zieht beim incompetenten Publikum das Kunstwerk mit in den Mißkredit der Fabrikwaare hinab. Daher kommt es auch, daß gegenwärtig so wenig Männer von Bedeutung, etwa mit Ausnahme der klassischen Philologen, sich, wenn es nicht um's Geld geschieht, mit Prosaübersetzungen befassen; früher war das anders. Tieck hat den Don Quichote und Goethe den Benvenuto Cellini übersetzt, und im Auslande, besonders in Frankreich, vermag noch heute die klassische Uebersetzung eines klassischen Werkes dem Autor eine literarische Stellung zu verschaffen; freilich wird dort auch meist nur Uebersetzungswürdiges übersetzt. Wer ist Ballanche, wer Marmier, wer Henri Blaze? Les traducteurs de Schiller et de Goethe. Coleridge verdankte seiner Uebertragung des Wallenstein eben so sehr seinen Ruf als seinen eignen Productionen. — Auch der Einfluß der Prosaübersetzung auf die Sprache ist ein sehr bedeutender gewesen, auch sie hat ihre Schmieg- und Biegsamkeit erhöht und ihr eine Menge Bilder, Worte und Wendungen zugeführt, durch die sie sich zu bereichern vermochte, ohne darüber ihrer Eigenthümlichkeit etwas zu vergeben; andererseits ist freilich die Gefahr durch allzutreue Aneignung des fremden Stils den deutschen zu verderben, in der Prosa viel größer als im Verse, weil sie die Construction des Originals viel genauer wiederzugeben strebt, als dieser gestattet. So haben wir zeitweilig den ciceronianischen, platonischen und taciteischen Stil bekommen, der eben kein deutscher ist, und es ist nicht zu leugnen, daß manche, selbst Wieland, Schleiermacher und Johannes von Müller, viel Fremdes in unsere Sprache gebracht haben. Zum Glück wirft dieselbe die ihr widersprechenden Elemente später wieder hinaus. Die schlimmste, weil allgemeine Sprachverderberei bringt freilich das mechanische Uebertragen in der Tagesschriftstellerei und vor allem in den Zeitungen hervor; da wimmelt es von Idiotismen aller Art, von Gallicismen und Anglicismen, die leider so häufig wiederkommen, daß sie selbst den correcten Schriftstellern geläufig werden. Ich spreche hier nicht vom Fremdwort, sondern von der fremden Wendung. Auf so etwas wie: „Alle die Nachrichten, sie sind Lügen“, stößt man jeden Augenblick. Hier sind die Gefahren der Versübertragung viel geringer, denn, sei sie auch noch so hölzern, ein so rein mechanisches Copiren ist bei ihr nicht möglich. — Uebrigens

unterliegen beide als Kunstwerke denselben Bedingungen: Vollkommenes Verständniß der fremden und gewandte Beherrschung der eignen Sprache sind hier wie dort unerläßlich, und auch der Prosaübersetzer muß alle Geheimnisse seiner Sprache kennen und über alle ihre Hülfs- und Ersatzmittel verfügen, auch er muß jenen Takt besitzen, der weiß, wie weit er gehen darf, um im Wiedergeben des Fremden das Eigne nicht zu verletzen und eine leise gewandte Hand, die das, was nicht gemalt werden kann, doch durchblicken läßt. — Auch das Ziel ist dasselbe: Der fremde Text soll sich wie ein Original lesen und ganz deutsch klingen, man soll die Uebertragung nirgends merken und doch soll man überall empfinden, daß man Uebertragenes liest, denn das Deutschgewordensein thut es nicht allein, das könnte auch durch Umschreibung und — Verwässerung erreicht werden, sondern die eigenthümliche nationale und persönliche Physiognomie soll überall hindurchblicken; le style c'est l'homme heißt es auch hier. — Diese Anforderung ist eine hochgestellte, aber schon Geleistetes, besonders im Poetischen berechtigt dazu, das ist ja der Nutzen des Vortrefflichen, daß es nicht erlaubt ist, dahinter zurückzubleiben, sondern daß es selbst wieder übertroffen werden muß. Bei selbständiger Produktion muß immer wieder von Neuem angefangen werden, aber von Uebersetzungen läßt sich meist sagen, daß die spätere auch die bessere ist, vorausgesetzt, daß es keine bestellte Arbeit war und wahrhaft Berufene sich damit befaßten. Uebrigens ist es ein Irrthum zu meinen, der Prosaübersetzer hätte in allen Fällen leichtere Arbeit, als der poetische. Freilich ist er nicht durch Reim und Rhythmus gebunden, aber dafür wird von ihm auch größere Worttreue verlangt und werden ihm weniger die mildernden Umstände gut geschrieben. Ja, es liegt sogar in Bewahrung der rhythmischen Form ein Mittel, und zwar ein sehr wirksames, der Stimmungs- und Gefühlswiedergabe, das ihm abgeht. — Es läßt sich daher auch behaupten, daß wir reicher an klassischen Poesie- als an Prosaübertragungen sind. In letztern ist noch mancher Lorbeer zu erringen und viele große Prosaiker des Auslandes harren einer erneuten Wiedergabe, besonders solche, die ein eigenthümlich künstlerisches Gepräge in Form und Stil haben. Tacitus und Demosthenes sind eben so schwer, vielleicht schwerer wiederzugeben, als mancher alte Dichter. Der Stil von Miltons verlornem Paradiese ist im Verse vielleicht eher zu treffen als Sterne's humoristische Prosa. — Die spanische Romanze übersetze ich lieber, als Sancho Pansas Sprichwörter im Don Quichote und Moliere's Herr von Pourceaugnac und Medicin malgré lui bieten eben so große, wenn auch andere Schwierigkeiten als der Alexandriner des Misanthropen und der femmes savantes. Oft sogar ist die Sprache, die dem Verständniß gar keine Schwierigkeit bietet und in durchsichtiger Klarheit dahin fließt, zur Stilreproduction die allerschwierigste; so Voltaire, Diderot, Beaumarchais, Paul Louis Courier, denn in ihnen ist ein eigensinniger nationaler Zug, der sich keiner Wiedergabe anbequemt. Wie schwer wurde es den neuesten Versuchen, Carlyle's geniale Wunderlichkeiten, Emersons geistvoll sprunghaften Styl und die originelle Redeweise der edlen Pickwickier uns zugänglich zu machen. Daß aber die deutsche Sprache auch im Burlesken und Barocken Bewundernswerthes leisten konnte, und zwar mehr als sie es heute vermag, bewies schon vor dreihundert Jahren Fischart in seiner Nachbildung des ungeheuerlichen Romans von Rabelais.

Im Allgemeinen gilt hier wohl für Poesie und Prosa folgendes Gesetz: Das Abstrakte, das Erhabene und Pathetische bietet sich dem Verständniß und der Wiedergabe bequemer dar, als das Geistreiche, Witzige, Humoristische und Burleske; denn hier ist die Färbung meist eine nationalere, und die auf den mannichfachsten Anspielungen beruhende Wortschöpfung meist eine absonderlich eigenthümliche. — Tragödien sind leichter wiederzugeben als Lustspiele, Sophocles eher als Aristophanes, Racine besser als Moliere, die Elegie besser als die Satire. Selbst die Lyrik, wo sie in der höheren Sphäre bleibt, hat etwas allen Völkern Gemeinsames und darum Uebertragbares; sogar das Volkslied findet innerhalb der allgemein menschlichen Empfindung leicht ein Echo, und gerade in seiner Nachbildung sind **wir** sehr glücklich, nur darf es nicht komisch, witzig und anspielungsreich sein, wie oft das Chanson der Franzosen, die burleske Romanze der Spanier, das politische Spottlied der Italiener u. s. w. — Hinsichtlich der Sprachen gilt folgende Regel: Je größer die Stammverwandtschaft oder die Congenialität zweier Völker ist, desto größer ist auch die gegenseitige Uebersetzbarkeit ihrer Sprachprodukte. Deutsche und Engländer, Italiener und Spanier übersetzen einander besser und leichter als Engländer und Franzosen, Franzosen und Deutsche. — Doch, meine Herren, die Ausführung dieses Satzes, dessen Richtigkeit Sie mir von vornherein zugeben werden, würde mich zu weit führen; ich bemerke nur noch, daß, wenn wir im allumfassenden Gewand unserer Sprache die besten Uebersetzer sind, die Franzosen im engen Habit der ihrigen die schlechtesten sind. Man muß sie daher bewundern, wenn sie es gut machen, und das gelingt ihnen oft da, wo es sich um Schärfe der Deduction, um Klarheit der Darstellung und Durchsichtigkeit des Stils handelt; da verbessern sie mitunter selbst das Original. Im Allgemeinen paßt aber noch heute auf die französischen Uebersetzer, was schon vor 200 Jahren Madame de Sévigné von ihnen sagte: Sie gleichen den Bedienten, die oft das Gegentheil von dem bestellen, was die Herrschaft ihnen auftrug, wobei Voltaire meint, das geschähe besonders dann, wenn die Herrschaft alt wäre.

Ich komme zur poetischen Uebersetzungskunst, in der das Innehalten der Form ein besonderes Element der Schwierigkeit und Schönheit ist. Daß man, wo es zu wissenschaftlichem Zweck nicht auf philologisch treue Wiedergabe, sondern auf künstlerische Wirkung abgesehen ist, Verse nicht in Prosa, sondern im Verse wiedergeben soll, darüber wird man einverstanden sein, denn die prosaische Uebertragung eines Gedichtes verhält sich zu demselben wie etwa ein Kupferstich zu einem Gemälde. Die poetische Form ist ein Nessusgewand, das nur mit dem Leben vom Körper, den es bekleidet, weicht. Man soll deßhalb auch den Vers des Originals wählen und, wo die übersetzende Sprache ihn noch nicht hatte, ihn derselben anbilden, wenn dies ohne Gewalt und Künstelei möglich ist, wenigstens soll man dafür eine entsprechende Form mit zarter aber sicherer Hand wählen. **Wir** wenigstens sollen es thun, weil wir es können; wir thun es auch, und zwar schon seit langer Zeit, andere Völker, z. B. die Franzosen, die Alles in den Alexandrinerstiefel schnüren, können es freilich nicht. — Die Prosaübersetzungen von Gedichten, wie Heinse sie mit dem Tasso und Ariost versuchte, sind zum Glück ganz aus der Mode gekommen, sie haben uns nie viel genützt und jener unglücklichen Zwittergattung der poetischen Prosa, die wir jetzt beseitigt haben, nur zu viel Vorschub geleistet. Doch erleidet dies seine Ausnahme bei ganz fern liegenderen Literaturen, deren Wesen uns erst vermittelt werden soll, z. B. beim Indischen und Chinesischen; auch in solchen Prosaübertragungen kann Großes geleistet werden; man denke an Luther, an die Psalmen und ans hohe Lied, insofern dieselben wirklich im Text eine metrische Grundlage haben.

Ich nannte oben das Uebertragen und vor allem das **poetische** eine geistigbildende und fördernde Thätigkeit; das ist schon sogar das gewöhnliche, nicht gedankenlose Uebertragen, es ist

immer eine bis zu einem gewissen Grade selbständige Thätigkeit, ein Wählen, denn zwei dasselbe bedeutende Ausdrücke zweier Sprachen decken einander nie ganz. Jedes Volk faßt und bezeichnet ein Ding anders als ein anderes und gebraucht eine andere Metapher, denn jedes Wort ist zugleich ein Bild, sei es ein aus dem physischen ins psychische oder umgekehrt übertragenes. — Der französische esprit und der deutsche Geist sind verschiedene Dinge, coeur ist nicht Gemüth und Gemüth nicht coeur, comfort und humour sind etwas anderes als unsere Begriffe Behaglichkeit und Laune. Man denke nur daran, wie Faust sich im ersten Monologe mit dem Logos herumquält. Kurz eine Wiedergabe des fremden Ausdrucks in der ganzen Fülle und Besonderheit seiner Bezeichnungen und Nüancen ist nicht möglich, und das Lexikon ist meistens ein schlechter Rathgeber, mechanische Treue ist oft geistige Untreue und, um treu zu sein, muß man oft untreu werden, d. h. man muß die Wendungen und Ausdrücke gebrauchen, die der fremde Autor, um seine Gedanken und Empfindungen auszudrücken, in unserer Sprache, wenn sie die seinige gewesen wäre, angewendet haben würde, man muß mit den eigenthümlichen Mitteln der eignen Sprache das zu erreichen suchen, was er mit denen der seinigen erreicht hat. Dies, wenn von aller Uebersetzung, gilt vor allem von der eines Gedichtes, indem ja hier nicht bloß wiederzugeben ist, was es durch die Worte ausspricht, sondern auch was es durch Rhythmus und Reim malt, kurz der gesammte musikalische Ueberschuß, durch den erst das Ausgesprochene zu seiner wahren Bedeutung kommt.

Dies Bestreben, und darin liegt die Förderung, spannt die edelsten Geisteskräfte an. Es ist freilich keine freie Production, es ist aber auch kein bloßes Wiedergeben des Empfangenen, es ist ein mittleres zwischen beiden und erfordert mehr Selbstthätigkeit, als es scheinen mag. Es ist das beste Mittel, sich eines Gedichtes ganz zu bemächtigen. — Ich producire gewissermaßen zum zweiten Male und mache mehrere Stadien der ersten Schöpfung wieder durch. Sucht der Dichter in seiner Sprache nach Worten, Farben und Tönen, um Dinge, Gedanken und Stimmungen zu malen, so thue ich dies in der meinigen auch. Ich lege mir das Original, wenn es sich mir in seiner Ganzheit erschlossen hat, in den innersten Geweben seiner Composition auseinander und suche in meiner Reconstruction alle Einzelnheiten mit ihrer feinsten Nuance, — wenigstens das, was sie sagen wollen, denn darauf kommt es eigentlich an, — wiederzugeben. Ich bin kein Porträtmaler, aber ich denke mir seine Thätigkeit als eine verwandte. Wie er die Züge seines Originals und alle Eigenthümlichkeiten desselben auffaßt, sie aber nicht successive abzeichnet, sondern wie der Geist, das innere Leben des Gesichtes sich ihm offenbart und er das in der Phantasie Geschaute nicht bloß in äußeren Aehnlichkeiten, sondern in seiner inneren Wahrheit auf die Leinwand bringt, so auch macht es der poetische Uebersetzer in seiner halbfreien, halbgebundenen Thätigkeit. Ebenso wenig wie ein daguerreotypartiges Nachmachen ein gutes Porträt erzeugt, ebenso wenig giebt selbst die genaueste Wiedergabe alles Einzelnen schon eine gute poetische Uebertragung, wenn in ihr Inhalt und Form nicht einander decken, wie im Original. Derselbe Hauch, der den Schöpfer durchwehte, muß auch im Nachbildner lebendig sein, sonst bringt er kein Gedicht zu Stande; das aber soll auch das übersetzte Gedicht sein, und in diesem Sinne muß man sagen: Ein Gedicht läßt sich eigentlich nicht übersetzen, sondern nur umdichten. Was helfen Worte, Rhythmen und Reime, wenn sie nicht im Original leicht und anmuthig dahinfließen, wenn die Schwierigkeit ihrer Wiedergabe zu gezwungenen Wortstellungen und Härten geführt hat? Wo ich dieselben noch sehe, ist sie eben nicht überwunden, und zum freien poetischen Genuß komme ich dabei nicht. Man denke nur an den Shakspere der Vosse, des Vaters und des Sohnes, oder an des Vaters Horazische Oden, die schwerer in der Uebersetzung als im Text zu verstehen sind.

„Verbreite deinen dichten Vorhang, Nacht,
Du Liebespflegerin, damit das Auge
Der Neubegier sich schließ', und Romeo
Mir unbelauscht in diese Arme schlüpfe",

singt Schlegel, und Voß dagegen hämmert in aller Treue:

„Breit aus den Vorhang, Liebesfreundin, Nacht,
Wegrennend blinzle, Sol,
Und Romeo spring in die Arm' hier,
Heimlich und ungeseh'n!"

Mitunter thäte mancher Uebersetzer wahrlich besser, die Sache wörtlich zu geben und das Versmaß darüber zu setzen; dann kann man sich wenigstens denken, wie das im Original klingen muß, und wird, wo Musik sein sollte, durch keinen Mißklang verletzt. Die Wiedergabe des Geistes, in dem ein Gedicht verfaßt ist, der Stimmung, die es färbt, ist die Hauptsache, der man schon manche materielle Einzelheit opfern darf; kann ich sie alle mit hineinbringen, desto besser, aber um ihretwillen darf die Seele des Ganzen nicht leiden; man sollte in dieser Hinsicht nicht so pedantisch und ängstlich sein, wenn nur das zum Ersatz Gewählte der Anschauungsweise des Originaldichters, der Stimmung des Ganzen entspricht und nichts Fremdartiges hineinbringt. Uebrigens ist Schwerfälligkeit noch kein Beweis der Treue, ich kenne hölzerne Nachbildungen, die auch materiell viel untreuer sind, als manche leichte und gewandte. Wie jede nationale Poesie und Sprache ihre besonderen Schönheiten hat, so bietet sie auch dem Nachbildner ihre besonderen Schwierigkeiten und Triumphe dar. Nur muß das Ueberwindenwollen nicht zu sehr reizen, es führt sonst zu jener Virtuosität, die es auf Kunststücke anlegt. Es ist thöricht, ein Gedicht bloß deßhalb zur Uebertragung zu wählen, weil man daran seine Kunst zeigen kann.

Unsere neuesten Uebertragungen verdienen nicht alle den Vorwurf, sie glichen der Rückseite gewirkter Tapeten; manche exotische Blume darunter duftet so frisch, als stünde sie auf mütterlichem Boden, vorzüglich auf dem Felde der Lyrik, die stofflich erschöpft ist und der nun ein ethnographisches Interesse über das einförmige Immergrün derselben immer wiederkehrenden Empfindungen und Anschauungen hinweghilft. Das Uebersetzen ist eine Kunst wie jede andere und steht, als solche betrieben, der Entwickelung der deutschen Poesie ebenso wenig im Wege, wie das Copiren der italienischen Meister unsere Malerei gehemmt hat. Der lähmende Einfluß, den das durch das Uebersetzen vermittelte Ueberfluthen des Fremden mit sich bringt, ist und war immer nur ein zeitweiliger, durch andere, noch wichtigere Umstände bedingter. Das Uebersetzen hat uns mannichfach angeregt, unseren Geschmack geläutert, unsere Anschauungen bereichert und unseren Gesichtskreis erweitert; vor allem aber hat es uns neue Stoffe und neue Formen zugeführt und das Medium aller Poesie, die Sprache, in ihrer Entwicklung auf's Wesentlichste gefördert. Es wäre besser, unser Zeitalter wäre ein produktives; da wir aber in einer rückblickenden, sammelnden und vorwiegend receptiven Periode leben, so kann das Uebertragen im bezeichneten Sinn auch ferner zur Bereicherung und Bildung unserer Sprache dienen, aus deren Born die Genien der Zukunft, wenn Deutschlands Geschicke es gestatten, von keiner formalen Fessel gehemmt, neue große Werke von nationalem Gepräge schaffen werden.

---

* Vom Gebiete der Naturwissenschaften.

Dr. Hermann Schrffler, Körper und Geist. Betrachtungen über den menschlichen Organismus und sein Verhältniß zur Welt in physiologischer, pathologischer und kosmologischer Beziehung. Braunschweig, Georg Westermann. 1862.

Dieses uns zur Beurtheilung vorliegende Buch ist ein höchst eigenthümliches und setzt uns in der That einigermaßen mit unserm Urtheile in Verlegenheit. Es enthält eine Reihe von locker an einander gereihten Betrachtungen in vier großen Gruppen: physiologische, pathologische, therapeutische und diätetische und endlich: kosmologische, anthropologische und psychologische Betrachtungen. Aus diesem ungeheuren Gebiete sind einzelne mehr oder weniger aphoristische Gedanken und Entwickelungen an einander gereiht, häufig genug, ohne durch ein inneres Band zusammengehalten zu sein. Neben einzelnen richtigen und treffenden Bemerkungen findet sich unendlich viel mehr Verkehrtes und Irriges, und der Verfasser springt mit einer unglaublichen Kühnheit mit naturwissenschaftlichen Thatsachen und philosophischen Lehren um. — Welchen Zweck der Verfasser eigentlich bei dem Buche gehabt, welchen Leserkreis er sich dabei gedacht hat, ist uns — wir gestehen es offen — nicht klar geworden, obwohl wir die Lektüre des Buches von den verschiedensten Seiten versucht haben. Wir können uns nicht anders denken, als daß dasselbe hauptsächlich (wie der Verfasser auch selbst in der Vorrede andeutet) einen subjectiven Werth hat, also zur Aufklärung des Verfassers niedergeschrieben ist, vielleicht auch zu seiner inneren Beruhigung gedient hat; dann durfte es aber entweder gar nicht, oder doch nicht in dieser Form veröffentlicht werden. Dem Leser wenigstens nützen diese kurzen bunten Aufsätze, welche ihm die Ansichten des Verfassers ohne jede thatsächliche Begründung und ohne Rücksichtnahme auf die bis dahin festgestellten Resultate der Wissenschaft mittheilen, nur sehr wenig. Selbst ein Band von 316 Seiten war für eine solche Mannichfaltigkeit, wie Herzthätigkeit, Nervenleben, Blutleben, Schlaf, Traum, Stoffwechsel, Krankheitsursachen, Entwickelung des Krankheitsprocesses, Epidemien, Heilung, Ansteckung, Leben und Sterben, Prinzipien der Medicin, Allopathie, Homöopathie, Wasserkuren, Turnen, das Bett, Seebäder, Reisen, Mäßigkeit, Stoff und Kraft, Grundstoffe, Organisation und Krystallisation, Entstehung des Menschen und der andern organischen Wesen, Verstand und Gemüth, Kunst und Technik, Mathematik, höhere Wesen, Gott, Zustand nach dem Tode, Ewigkeit der Welt, Untergang der Erde u. s. w. zu kurz, um mehr als Gedankenspähne zu geben. — Daß aber auch diese nicht werthvoll ausgefallen sind, dafür berufen wir uns beispielsweise auf zwei Stellen. Die eine steht in der Vorrede, pag. VI.: „Außerdem (daß eine rationelle Leitung der naturwissenschaftlichen Forschung noth thue) ist ja die Aufstellung eines Gesetzes, einer Idee aus gegebenen Thatsachen lediglich die Sache der Spekulation, und jedes naturwissenschaftliche Gesetz ist und bleibt eine Hypothese, wie Alles, was auf empirischem Grunde ruht. Demnach dürfen vielleicht auch meine Hypothesen auf wohlwollende Nachsicht rechnen können.“ Wie nett uns der Verfasser mit diesem „Demnach“ seine Hypothesen zum Werthe naturwissenschaftlicher Gesetze einschmuggelt! Wir möchten ihn aber doch einmal fragen, ob er wohl über den Unterschied zwischen Spekulation und Induction nachgedacht hat, auf welcher letztern die heutige Naturwissenschaft beruht? Wir empfehlen ihm sonst das Studium von Lord Baco von Verulams Schriften. — Die zweite Stelle steht pag. 209 und 210: „Das Mineralreich besitzt oder erzeugt in sich selbst den Drang zu individualisiren, die Materie zu selbständigen, ein Einheitsprincip bethätigenden organisirten (!) Wesen zu gestalten. Dieser Drang ist im Mineralreiche noch nicht zur That geworden . . . . . . Unter geeigneten Umständen, wozu vor allen Dingen eine ermäßigte Temperatur gehört, entspringt aus dem Mineralreiche die Pflanze, das Individuum (!!!).“ Wir glauben hiermit die Methodik des Verfassers und seine Stellung zur Wissenschaft genügend gekennzeichnet zu haben.

Dr. Aug. R. Böhner, Kosmos, Bibel der Natur. Das Anziehendste aus dem Gesammtgebiete der Naturforschung zur Veranschaulichung der Majestät des Ewigen in seinen Werken. Hannover, Karl Rümpler. Erste Lieferung.

Wir nahmen schon früher Veranlassung, das im Jahre 1859 in demselben Verlage erschienene Werk des Verfassers: „Naturforschung und Kulturleben in ihren neuesten Ergebnissen“ mit lebhaftem Interesse zu besprechen. Die Grundidee desselben, wie die des vorliegenden Buches ist die, daß der angebliche Conflikt zwischen den Naturwissenschaften und der Religion nicht existirt, daß also die Offenbarung in der Natur und in der Bibel einander nicht widersprechen, sondern sich ergänzen. Das vorliegende Werk geht nun darauf aus, durch eine Darstellung der neueren naturwissenschaftlichen Forschungsresultate diese Uebereinstimmung darzulegen. Wir halten diesen Weg freilich für nicht ganz unbedenklich. Denn so wahr und trostreich der oben ausgesprochene Grundgedanke — eines der wichtigsten Ergebnisse des in den fünfziger Jahren geführten Streites über den Materialismus — ist, so beruht er doch wesentlich auf der Erkenntniß, daß Naturwissenschaften und Religion ganz verschiedene Gebiete umfassen, also richtig aufgefaßt gar nicht mit einander in Conflikt kommen können, daß jenen die Welt der Erkenntniß, dieser das Gefühlsleben zugewiesen ist. Es scheint also eine nicht geringe Gefahr, wenn man es versucht, das Ganze der Natur vom religiösen Standpunkte aus zu schildern. Bei näherer Anschauung verliert sich aber allerdings ein großer Theil derselben; das vorliegende Werk hat es sich nämlich nur zur Aufgabe gesetzt, die großen Thatsachen der Allgüte, Allmacht und Allweisheit und Unerforschlichkeit Gottes in der Schilderung der Natur darzulegen und hält sich von allem Dogmatischen fern. So bleibt es denn als ein Beispiel, wie sich die Natur in einem wahrhaft frommen Gemüthe spiegelt, von großem Interesse. — Der Verfasser, ein Schweizer, in Dietlikon bei Zürich lebend, giebt in dem vorliegenden Hefte eine Einleitung und dann eine den Rest des Heftes füllende Schilderung: „der Bau des Himmels.“ Jene Einleitung umfaßt, gleichsam als Probe für die Naturauffassung des Werkes sechs Aufsätze, wie z. B. Würdigung der Naturwissenschaft; ein Sonnenaufgang auf den Firnen der Alpen; Zeugniß der gründlichsten Forscher; Harmonie der Naturbibel und der Kulturbibel u. s. w. — Die Schilderung der astronomischen Ergebnisse ist klar und lebendig; freilich ist dabei auf fast alles Mathematische verzichtet, und darum müssen sich hier und da Lücken in der Darstellung bemerklich machen; dafür ist sie aber anschaulich und im hohen Grade fesselnd. — Die Ausstattung von Seiten des Verlegers ist vortrefflich. Einzelne Illustrationen — von denen wohl die folgenden Hefte noch mehrere bringen werden, — erläutern den Text und ein schönes Titelbild in Oelfarbendruck giebt auch den Sinnen einen Begriff von der Majestät des im Texte geschilderten Sonnenaufganges in den Alpen. Das ganze Werk soll 4 — 6 Lieferungen umfassen und der Reihe nach die Erscheinungen der unorganischen Welt, der Pflanzen, der Thiere, sowie endlich das Verhältniß des Menschen zur Schöpfung darstellen. Wir werden über die folgenden Lieferungen nach ihrem Erscheinen berichten. F. Buchenau.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern. Von H. Steinthal. — Calvin, sein Leben, sein Wirken und seine Schriften. Von F. Bungener. — Die geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock. Von P. Pressel. — Das Gelübde. Ein Mysterium in 5 Aufzügen. Von Herm. Hölty. — Kleine Studien, Novellen und Skizzen. Von W. von Merckel. — Otto Ludwig Brook. Erzählung in 2 Theilen. Von Robert Giseke. — Die Passauer in Prag. Historischer Roman in 2 Thlen. Von G. E. Haas.

* Literarische Notizen. Die bekannten und bei der fein gebildeten Lesewelt beliebten „psychologischen Briefe“ von Professor J. E. Erdmann in Halle haben abermals eine neue Auflage erlebt. — Wieder ist eine neue Uebersetzung des Shakspere'schen „Hamlet“ erschienen, verfaßt von H. von Plehwe. — Von den Novellen Hermann Grimms wird eine zweite Ausgabe herauskommen; diese Novellen gehören zu dem Geistvollsten und Besten, was auf dem Gebiete der Erzählung seit Jahren erschienen ist. — Otto Jahn in Bonn hat die Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland von Professor Ludwig Roß, der in Halle so elend endete, zusammengestellt und zu einem Bande vereinigt, der in den nächsten Tagen in den Buchhandel kommt. — Großen Beifall in der Lesewelt unseres Nordens findet die jüngste Gabe des prächtigen plattdeutschen Dichters Fritz Reuter, „ut de Festungstid“, eigene Erlebnisse des Poeten aus seiner Studentenzeit.

* Der in kulturgeschichtlicher und politischer Beziehung so wichtig gewordene Katechismusstreit in Hannover dauert noch immer fort und erzeugt förmlich eine eigne Literatur. In den nächsten Tagen erscheint eine Schrift, in welcher Karl Seifart in Hildesheim diesen Streit in seiner Bedeutung als Kampf der Civilisation gegen die Barbarei beleuchtet. Eine friedliche Gabe desselben Verfassers, die allerdings auch nicht ohne polemische Einzelheiten ist, geht uns soeben zu. Es sind „Wanderungen und Skizzen“, eine Sammlung von zerstreuten Arbeiten gleichen Charakters, welche während der letzten Jahre an manchen Stellen, z. B. in den Hausblättern von Edmund Hoefer, in den Westermannschen Monatsheften und in unserem Sonntagsblatt abgedruckt waren. Die Leser desselben finden unt. And. die Skizzen „In Halle“, „Frühling im Winter“, „Peter Feilner“, „aus einem alten Buche.“ Von den Wanderungen sind als besonders anziehend die Pfeffe und die Winzenburg hervorzuheben. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit abermals an die „Altdeutschen Geschichten“ Seifarts, welche vor Kurzem zu zwei Bänden vereinigt erschienen sind und in der ganzen deutschen Presse wegen der kräftigen Zeichnung der vergangenen Zeiten und der Naturwahrheit allgemeine Anerkennung gefunden haben.

* Berthold Auerbachs Volkskalender auf das Jahr 1863. Leipzig, Keil. — Der Kalendermann ist bereits eine so allbeliebte und allbekannte Erscheinung geworden, daß eine Besichtigung und Untersuchung seiner Gaben durch die Presse kaum noch nothwendig ist. Giebt sie ihm ein Zeugniß mit auf den Weg, den er schon selbst findet, so ist's mehr Höflichkeit, als daß er eines Eingangspasses bedürfte. Der Herausgeber führt stets neben seiner eigenen Kraft so viele andere in das Feld, daß er im Voraus des größesten Sieges gewiß ist. Höher als die Tüchtigkeit der einzelnen Beiträge steht aber die Kunst des Herausgebers, im besten Sinne populär zu sein und ein echt volksthümliches Ganzes zu Stande zu bringen. In diesem Sinne ist auch der jüngste Kalender wieder ein Meisterstück. Alle Fächer, die irgend dankbaren Stoff für populäre Behandlung bieten, sind benützt, nirgends aber frivole Mittel gebraucht, sondern überall Ernst und Gediegenheit gewahrt. Dabei sind die Illustrationen, unter denen allerdings das Kalendarium Kaulbachs schon bekannt ist, von besonderer Güte. Für den erzählenden Theil sind Auerbach und Gottfried Keller, also zwei der ersten Talente, thätig gewesen, jener mit einer Geschichte vom Kaiser Josef II. und Benjamin Franklin, dieser mit einer schweizerischen Geschichte aus der französischen Zeit. Beide sind vorzüglich gut erzählt, wenn auch nicht so ungezwungen und natürlich wie die früheren Beiträge der Verfasser. Viel Beifall wird auch die Erzählung von dem wackeren Friedenssoldaten Harter finden, den ein oberdeutscher Offizier dem Kalendermann und seinen Lesern schildert. Sehr werthvoll und eindringlich ist Rudolf Virchow's Arbeit über Bekleidungsstoffe, in welcher Vernunft gepredigt und Unvernunft, wie man sie bei dem Ausstaffiren der Kinder und bei Balltoiletten begeht, gegeißelt wird. Reinhold Solger giebt den im nordamerikanischen Kriege kämpfenden Deutschen, namentlich dem General Franz Sigel, das ihnen drüben vielfach verkümmerte Recht. Ein besonders guter Beitrag ist auch die Skizze über einen der besten Männer der Gegenwart, den badischen Minister Franz von Roggenbach. Unter Bezugnahme auf einen Artikel, welchen Wilhelm Kiesselbach im Frühling dieses Jahres in unserem Sonntagsblatte schrieb, wird das Bild des wackeren Staatsmannes gezeichnet. Wir können es uns nicht versagen, aus der Skizze die folgenden Sätze um der darin enthaltenen Wahrheiten willen herauszuheben: Herr von Roggenbach scheint sonst das Geheimniß und die Heimlichkeit nicht so krankhaft wie seine meisten Collegen zu lieben, aber in Bezug auf seine eigene Person ist er ein ausgemachter Geheimnißkrämer. Jedermann weiß, daß die Mode, sich photographiren zu lassen und sein liebes Bildniß in alle Welt auszustreuen, neuerdings einigermaßen überhand nimmt und mancher brave Hausvater in Noth geräth, weil die Kinder, schon ehe sie laufen können, aufs Papier gebracht werden müssen und dann alle paar Jahre dieses Vergnügen wiederkehrt. Das ist also übertrieben. Wenn aber der Volkskalender den Herrn Präsidenten in Karlsruhe freundlich bat, ihm ein Lichtbild zu schicken, damit die zahlreichen Freunde in Deutschland die Züge des Mannes kennen lernen, den sie so gern einmal von Angesicht zu Angesicht sähen, so wäre es offenbar kein Mißbrauch der Photographie gewesen, wenn der edle Herr diese Bitte erfüllt hätte. Er meinte aber, es sei von dem Volkskalender sehr liebenswürdig, doch könne er nicht einsehen, was die Welt dadurch gewinnen würde, wenn sein Bild in Vieler Hände käme; wenn einmal Deutschland in die Lage gebracht wäre, sich stattlich vor der Welt sehen lassen zu können, dann sei es vielleicht auch der Mühe werth, diejenigen kennen zu lernen, die etwas dazu beigetragen hätten.

* Geographische Mittheilungen. Herausgegeben von August Petermann. Gotha, J. Perthes. — In dem neunten Hefte dieser Zeitschrift dürfte ein Aufsatz vom Freiherrn L. von Babo „Versuch einer Charakteristik der in Deutschlands vorzüglicheren Flußgebieten erzogenen Weine“ ein allgemeines Interesse erregen. Professor Schmidt, Director der Sternwarte in Athen, schildert seine Reise durch Attika, Böotien und Euböa; H. von Heuglin giebt Nachrichten über Abessinien; Dr. Berendt eine werthvolle Uebersicht über die mexikanische Literatur seit 1850; der italienische Missionär Salerio Mittheilungen über die östlich von Neu-Guinea gelegenen Inseln Rook und Woodlark. Endlich enthält dasselbe Heft die Munzinger'schen Nachrichten über Vogel's Schicksal und einen kurzen Bericht über die englischen Aufnahmen der Westküste von Schottland 1858—1862. Die Karten des Heftes, von Dr. Petermann, beziehen sich auf die Inseln Rook und Woodlark und den westlichen Theil von Schottland. Bei der stets wachsenden geographischen Literatur ist ein orientirendes Hilfsmittel von Wichtigkeit, welches wie die betreffende Abtheilung in den „Geographischen Mittheilungen“ alle neuen geographischen Werke, Reiseberichte, Karten und einzelnen Aufsätze aus den verschiedensten in- und ausländischen Journalen aufzählt; es wird darin fortgehends auf die Ausarbeitung einer solchen Uebersicht von Monat zu Monat viel Mühe und Zeit verwandt, und in dem Literaturbericht des neunten eben erschienenen Heftes finden sich beispielsweise nicht weniger als achtzig verschiedene Referate über die neuesten Erscheinungen der geographischen Literatur.

* In Jena starb am 10. October der Senior der medicinischen Fakultät, Hofrath D. G. von Kieser, Präsident der Leopoldinischen Akademie der Wissenschaften, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Heilkunde. Er war geboren in Harburg 1779 und kam bereits 1812 als Professor nach Jena, machte die Befreiungskriege mit und war dann wieder als akademischer Lehrer und Kliniker thätig. — In Bonn starb am 15. October der Senior der theologischen Fakultät, Consistorialrath Professor Hasse, im Alter von 54 Jahren; in Dresden am 24. September auf einer Ferienreise der Kieler Professor Heinrich Moritz Chalybäus, 66 Jahre alt, Verfasser mehrerer philosophischer Werke.

* Demnächst wird die schöne Godehardikirche in Hildesheim, welche seit einigen Jahren in der Restauration begriffen ist, vollendet sein und damit die interessante alte Bischofstadt um ein Kunstwerk bereichert werden. Am 15. October wurde in dieser Kirche zum Zweck der Erniedrigung des Chorplateaus das steinerne Grabmal des Bischofs Bernhard, des Fundators und Erbauers dieses Gotteshauses, eröffnet. Man fand den Leichnam in seiner ganz natürlichen Lage und in wohlerhaltener Gestalt, angethan mit bischöflichen Pontificalkleidern; seine Füße waren geziert mit Stiefeln, deren Sohlen ganz unversehrt waren, das Zeug der Sandalen zeigt noch Spuren von Stickereien. Neben der rechten Seite ruht ein hölzerner Bischofstab, dessen Krümme abgefallen war. Auf der Brust ruhte an einer Kette ein metallenes Kreuz, welches indeß so oxidirt war, daß sich die Art des Metalls nicht constatiren ließ. Das Haupt hatte sich seitwärts gebogen;

der unter dem Kopfe befindliche Stein, welcher ihm gleichsam als Polster oder Kopfkissen gedient hat, trug eine lateinische Inschrift, welche den Namen und die Regierungszeit des im Juli 1153 gestorbenen Bischofs angiebt.

* Aus der Theaterwelt. Hermann der Cherusker kann immer noch nicht zur Ruhe kommen. Wie sich der Bildhauer Bandel Mühe giebt, das Denkmal im Teutoburger Walde nun doch noch zur Ausführung zu bringen, so hat sich Hans Köster in Berlin bemüht, den Befreier Deutschlands nochmals zum Theaterhelden zu machen. Sein Schauspiel „Hermann der Cherusker“ wird in Berlin gegeben, findet aber keinen rechten Anklang. Es fehlt dem Drama, dessen Hauptfigur zu sehr Liebhaber und listiger Intriguant, zu wenig offener Feind der Römer ist, der eigentliche dramatische Nerv; das ist bei allen bisherigen Schauspielen des Verfassers auch so der Fall gewesen. — In Weimar stellt man eine Tragödie von Karl Biedermann dar, deren Mittelpunkt der deutsche Kaiser Otto III. der Sachse ist. An diesem Versuche des Verfassers, wie auch an dem früheren mit Kaiser Heinrich VI., rühmt man den Gedankenreichthum und die würdevolle Sprache, vermißt aber auch dramatische Kraft. — Die „Brunhild“ von Emanuel Geibel ist in Dresden neuerdings in Scene gegangen, ohne jedoch sonderlichen Eindruck zu machen. Selbst bei der vorzüglichen Besetzung, welche die Dresdener Bühne zu leisten vermag, werden die Schönheiten dieser Dichtung doch weniger zur Geltung kommen als beim Lesen. — Das Ritterschauspiel „Die Familie Schroffenstein“ von Heinrich von Kleist ist von A. B. Dulk neu für die Bühne bearbeitet und in Stuttgart kürzlich aufgeführt worden. Dulk hat den Schluß wesentlich geändert, an die Stelle der Ermordung des Ottokar und der Agnes eine Verlobung treten lassen, auch die leidenschaftliche Stimmung des Dramas zu mildern gesucht. Der Versuch fiel aber schlechter aus als der kürzlich mit der Hermannsschlacht desselben Dichters gemachte. Die Leute wußten sich in Geist und Ton des Schauspiels nicht zu finden und lachten oft während der tragischen Momente. — Das neue Schauspiel von Mosenthal, „die deutschen Komödianten“, hat in Wien am 18. October auf dem Hofburgtheater die erste Aufführung erlebt. Darf man einem Berichte der „Allgemeinen Zeitung“ trauen, so hat das Drama einen bedeutenden Erfolg gehabt; Mosenthal wäre also für manche frühere Niederlage getröstet. Das Schauspiel behandelt die Schicksale der bekannten Neuberin und des Theaterprinzipals Ludovici um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

* Musikalische Notizen. Die Gewandhausconcerte in Leipzig haben am 5. October ihren Anfang genommen. Es traten an jenem Abend auf der berühmte Violinvirtuos Vieuxtemps und eine junge Sängerin Fräulein Orwil aus Paris, Schülerin der Viardot-Garcia. Sie sang Händelsche und Mozartsche Musik und legte ebenso sehr treffliche technische Durchbildung als richtige geistige Auffassung an den Tag. Die Künstlerin singt noch an einigen Orten Deutschlands, um dann nach Petersburg zu gehen. In Bremen wird sie zunächst am 4. November im ersten Privatconcert mit Hans von Bülow zusammen auftreten. Die Kölner Gürzenichconcerte haben am 21. October begonnen; Stockhausen trat auf. Für den zweiten Abend, den 4. November, als den Sterbetag Mendelssohns, ist dessen „Paulus“ bestimmt, in welchem Herr Director Behr von Bremen die Hauptpartie singen wird. — Die ausgezeichnete Sängerin Frau Luise Köster, geb. Schlegel, in Berlin verläßt die Bühne und nimmt in einigen ihrer besten Rollen, z. B. als Fidelio, Abschied. — Julius Rietz in Dresden giebt in diesem Winter sechs Symphonieconcerte, für welche ein treffliches Programm aufgestellt ist. Auf demselben finden wir die berühmte „Wassermusik“, welche Händel im Jahre 1716 componirte und auf der Themse aufführen ließ. Auch eine neue Symphonie von W. H. Veit wird in Aussicht gestellt. — Die in Wiesbaden aufgeführte Oper von Ferdinand Hiller, „die Katakomben“, erscheint im Clavierauszuge. — Am 13. October beging Moritz Hauptmann in Leipzig, der jetzige Inhaber der Stelle Johann Sebastian Bachs als Cantor der Thomasschule, seinen siebenzigsten Geburtstag. Es erschien bei dieser Gelegenheit eine Denkschrift zu Ehren des trefflichen Mannes mit einem Verzeichnisse seiner im Druck herausgekommenen Werke. — Die allbekannte Geschichte von der Entstehung der Ouverture zum Don Juan von Mozart ist kürzlich durch die Denkwürdigkeiten von Eduard Genast wieder neu aufgerührt. Von manchen Seiten wird lebhaft gegen die dort vorliegende Fassung, mit welcher auch Otto Jahn übereinstimmt, protestirt. Das Wahre ist natürlich nicht mehr sicher herauszubringen, doch hat allerdings die folgende Erzählung mehr innere Wahrscheinlichkeit: Mozart wohnte im Sommer und Herbst des Jahres 1787 bei den Dussek'schen Eheleuten, mit denen er in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand (bekanntlich war Dussek ein ausgezeichneter Claviermeister und seine Gattin eine treffliche Sängerin), auf ihrer reizenden Besitzung Bertramke, die unweit des Augezder Thores auf einer Anhöhe gelegen ist. Drei Tage vor der Aufführung des Don Juan war es, daß Mozart in dem dortigen Garten mit mehreren Bekannten sehr eifrig Kegel schob, ganz vergessend, daß die Ouverture noch nicht componirt sei. Da nahm ihn der ernstlich besorgte Dussek bei Seite, stellte ihm vor, daß es nun die höchste Zeit sei, an das Componiren der Ouverture zu denken, wenn die Aufführung der Oper an dem bestimmten Tage nicht ganz unmöglich werden sollte, und Mozart gab ihm Recht und bat ihn, mit in sein Zimmer zu gehen. „Ich werde Ihnen drei Ouverturen vorspielen, welche ich im Kopfe fertig habe“, sagte er zu seinem Freunde, „welche Ihnen am besten gefällt, die werde ich niederschreiben.“ — Die von Dussek gewählte schrieb er sogleich in Partitur nieder, und allerdings hatten die Abschreiber Mühe, mit dem Ausschreiben der Stimmen zur gehörigen Zeit fertig zu werden. Dies wurde von der Sängerin Dussek wörtlich mitgetheilt. — Die Oper kann also wohl am 28. October, wie es auch in Mozarts Tagebuche steht, fertig geworden sein; die Ouverture wurde demnach drei Tage vor der Aufführung geschrieben, denn diese ging am 4. November 1787 vor sich. Diese Mittheilung spricht auch Mozart von der Unbesonnenheit frei, daß er es gewagt habe, die Ouverture ohne alle Probe bei der ersten Aufführung der Oper prima vista spielen zu lassen.

* Bremen, 22. October. Auf den schönen und belebten Anfang, dessen sich die hiesige Bühne zu erfreuen hatte, sind schlimme Tage gefolgt, von denen sowohl Direction als Publikum sagen müssen: sie gefallen uns nicht. Die Oper, welche mit dem „Nachtlager von Granada“ so glücklich begann, beim Alessandro Stradella und dem Freischütz ganz gute Erfolge hatte, mit der Norma aber einen Höhepunkt erreichte, der die allerbesten Aussichten eröffnete, ist bereits in die größeste Bedrängniß gerathen. Die beiden ersten Sängerinnen und der Heldentenor sind erkrankt, und der Don Juan, in welchem Frau Haase-Capitain beweisen sollte, daß sie die klassische Oper mit gleicher Auszeichnung wie die moderne italienische beherrscht, hat zurückgelegt werden müssen. Ein schlimmer Uebelstand, da die Besetzung der Oper sehr viel Gutes versprach und das Publikum in seiner günstigen Stimmung erhalten haben würde. Daß der „weißen Frau“, welche auf die Norma folgte, dies gelungen wäre, läßt sich nicht behaupten, denn dem reizenden Werke Bojeldieu's wurde nicht sein Recht. Die Wahl der Oper war ein Fehler der Regie und des Kapellmeisters, welche die Kräfte des Personals bereits so weit kennen mußten, um vorherzusehen, daß nur eine recht mittelmäßige Aufführung zu erwarten war. Etwas anderes als eine solche ist denn auch nicht erfolgt. Damit aber hat das Institut in der öffentlichen Meinung einen Rückschritt gethan, der nun erst wieder gutzumachen ist, was übrigens mit dem Don Juan gewiß gelingen wird. — Das Gebiet der Gesangsposse ist neuerdings auch betreten worden, indem man den Gold-Onkel, der soeben auf dem Wallnerschen Theater in Berlin die hundertste Aufführung erlebte, uns vorführte. Die Darstellung einer Gesangsposse könnte man hierorts fast ein Wagniß nennen. Unser Boden ist offenbar nicht günstig für diese Produkte Berlins und Wiens. Wir sind gar zu ernsthafte Geschöpfe, die bei jedem Witze, der gemacht wird, sich erst fragen, ob es erlaubt sei zu lachen, und ob sie auch etwa gemeint seien. In der That versteht man bei uns sehr wenig Scherz, am wenigsten den der persönlichen Anspielung, da Jeder sich für unantastbar und über alle Angriffe erhaben hält. An eine Verpflanzung der Berliner Posse in den Boden unserer Verhältnisse wäre gar nicht zu denken. An der Spree lacht man, wenn dem Herrn von Vincke auf der Bühne eins angehängt wird. Welches Gesicht aber würde man an der Weser machen, wenn einer der Cicerone unseres einheimischen Parlamentes von einem Komiker angesungen würde! Und hingegen, werden alle in Berlin üblichen Couplets gesungen, so werden alle diese Couplets bei uns kaum verstanden. Der „Gold-Onkel“ hat nun außer den politischen Witzen noch eine ganze Reihe von israelitischen, die ebenfalls ganz spurlos vorübergehen, weil Bremen eine durchaus christlich-germanische Großmacht ist. Unter diesen Umständen hat selten eine Gesangsposse bei uns Glück gemacht; selbst im vorigen Winter, wo die Direction an den Herren Dessoir, Schöne und Henry (den wir schmerzlich vermissen) ein recht ergötzliches Kleeblatt hatte, kam der leichtgeschürzte Humor nur selten zur Geltung. Dem „Gold-Onkel“ scheint es ziemlich gut zu ergehen; er wird noch einige Vorstellungen erleben, ehe er sich in die Theater-Bibliothek zurückzieht. Wenn auch sehr viel von dem, was in Berlin allabendlich mit homerischem Gelächter aufgenommen wird, hier Gesichtern begegnet, die nicht wissen, ob sie sich zum Lachen verziehen sollen, so bleibt doch noch eine Anzahl wohlverstandener und gut aufgenommener Scherze. In den Hauptrollen bewegen sich Frau Holzstamm und Herr Meißner recht gewandt und wissen den höheren Blödsinn mit Erfolg zu handhaben; die glücklichste Leistung aber und auch die beste war die des Herrn Dessoir, welcher den alten Juden Blumenkranz darstellte.

F. P.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 44. Bremen, 2. November. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Der Kultus des Genius.

Licht- und Schattenbilder aus Thüringen.

Von W. Denner.

Einer der lieblichsten und anmuthigsten, durch die reiche Mannichfaltigkeit seiner Natur in Wäldern, Bergen und Thälern ausgezeichneten Orte Thüringens ist Ilmenau, das daher auch, nicht bloß weil dort eine Kaltwasserheilanstalt ist und andere Anstalten zu Fichtennadelbädern sich daselbst befinden, sondern auch wegen seiner reizenden Umgebungen häufig auf längere Zeit zum Aufenthalte gewählt und von Touristen vielfach besucht wird. Es ist etwas Wahres daran, wenn in dem mit Thüringen sich beschäftigenden Bande der „Reisebibliothek von Grieben“ gesagt wird, daß Ilmenau von allen thüringischen Waldstädten „die heiterste und gemüthlichste“ sei, welche „eine seltene und glückliche Mischung des städtischen Comforts mit dem frischen thüringischen Waldleben charakterisirt.“ Mögen auch manche Reisende (und nicht sogenannte Blasirte), namentlich solche, welche längere Zeit in Ilmenau verweilen, wohlbegründete Ansprüche an „städtischen Comfort“ keineswegs befriedigt finden, vielmehr denselben schmerzlich vermissen, so kann man sich doch einen solchen Mangel, dafern er dies wirklich wäre, bei einem solchen Reichthum der mannichfaltigsten Naturreize, wie die Umgebungen von Ilmenau jedem wahren Freunde der Natur darbieten und gewähren, um so eher gefallen lassen, und vor allen Dingen wird man sich dadurch in dem Genusse der Natur nicht verstimmen lassen wollen. Dabei wird auch Jeder, der es weiß, daß an Ilmenau vielfache klassische Erinnerungen aus dem Leben Goethe's, Schiller's und anderer Heroen der Weimarischen Literaturperiode sich knüpfen, den Werth zugestehen und anerkennen, den solche Erinnerungen für einen jeden gebildeten Deutschen haben müssen, auch wenn er gar nicht zu denjenigen gehört, die in ihrer gemachten, nicht selten einen theatralischen Anstrich annehmenden Schwärmerei einem übertriebenen Kultus des Genius huldigen, und es wegen jener klassischen Erinnerungen noch nicht gerechtfertigt ist, von einem „welthistorischen“ Rufe Ilmenau's zu reden, wie es in dem erwähnten Reisehandbuche von Grieben heißt. Es hat alles seine Grenzen, und auch der Kultus des Genius hat für die Wirklichkeit seine dunklen Seiten, deren der echte Kultus selbst sich geradezu schämen muß, und von denen der Geist mit Unwillen und Entrüstung beschämt sich abwendet.

An Goethe und Schiller wird der gebildete Deutsche in den Umgebungen von Ilmenau vielfach erinnert. Ersteigt er den im Südwesten des Orts hochgelegenen Gückelhahn oder Kickelhahn, der sich bis zu 2653 Pariser Fuß über dem Meere erhebt, und von dessen, noch weitere 75 Fuß hohem Thurme die lieblichste Aussicht auf ein weites, die nächsten Umgebungen in freundlichen Bildern darstellendes, nicht bloß den Blick in nebelgraue Fernen verlockendes Panorama vor ihm sich öffnet, so wird ihm wohl auch der Weg nach dem nahen Goethehäuschen gezeigt, wenn er nicht schon ohnedies von diesem kleinen, hölzernen und ganz schmucklosen Jagdhause weiß oder durch die hier und dort an der Straße und im Walde angebrachten Wegweiser darauf von fern aufmerksam gemacht worden ist. In diesem, aus Brettern bestehenden Häuschen soll Goethe manches Mal längere Zeit gewohnt, und er mag da wohl schöne Stunden im Anschauen der Gebirgswelt verlebt haben. Dabei gewährt dies Haus noch gegenwärtig ein eigenthümliches Interesse, indem es einen kostbaren Schatz in dem Gedichte besitzt, welches Goethe, wehmüthig ergriffen von der poetisch-schwermüthigen Aussicht auf die endlosen, bewaldeten Häupter des Gebirges, am 7. September 1783 an die Bretterwand eines Fensters schrieb:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch,
Die Vögel schweigen im Walde,
Warte nur! Balde
Ruhest du auch.

So steht es dort, mit Bleistift auf das Holz geschrieben, und zwar, wenn man die Schrift nach Autographen richtig beurtheilen kann, von Goethe's eigener Hand. Indeß ist deutlich wahrzunehmen, daß die Schrift später erneuert worden ist, und es findet sich auch daneben eine Bleistift-Notiz: Renov. d. 28. Aug. 1831. Früher und bis auf die neueste Zeit hat das Gedicht an einem darüber angebracht gewesenen Glaskasten einen gewissen Schutz gehabt, der jedoch, mehrmals erneuert, immer wieder abhanden gekommen war. Ich selbst fand es im Sommer 1862 ebenfalls so, und damals erzählte mir ein Ilmenauer Knabe, den ich beim Erdbeerensuchen antraf, daß, als er vor einigen Jahren Fremde nach dem Goethehäuschen geführt habe, er den Glaskasten noch dort angetroffen habe, aber den Tag darauf, wo er mit anderen

Fremden wieder oben gewesen sei, sei er verschwunden gewesen. Allerdings ist das Häuschen selbst stets offen, aber jedenfalls ist der Frevel nicht von Einheimischen verübt worden. Man kann dies keck behaupten, wenn man einerseits die unverdorbene Natürlichkeit der dortigen Menschen in Betracht zieht, die für solche Erinnerungen und deren äußere Zeichen ein an Pietät grenzendes richtiges Gefühl besitzen und verrathen, dagegen andererseits aber bemerken muß, wie das schmucklose Innere jenes Goethehäuschens nach dem wahren Ausdrucke in Griebens Reisebuche „von Narrenhänden verunstaltet“ worden ist. Denn alle Wände desselben sind mit Namen von Fremden beschrieben, welche jenes richtige Gefühl und die Pietät nicht hatten, da sie vielmehr außerdem dadurch von solchen eiteln Verunstaltungen sich hätten abhalten lassen müssen. Dagegen machte es wenigstens dem Schreiber gegenwärtiger Mittheilungen keine geringe Freude, als er den vorstehend erwähnten Knaben nicht nur mit Unwillen über jene Wegnahme des Glaskastens sich äußern hörte, sondern auch jenes Goethe'sche Gedicht von ihm sich richtig hersagen lassen konnte. Dieser unbewußte und unberechnete Kultus des Genius gilt mehr als der gemachte, nach gewissen Absichten und Zwecken berechnete, nicht von innen heraus gewachsene Kultus, der mehr einer Götzendienerei gleicht, nicht aber einem warmen und wahren Gefühle seine Entstehung verdankt, und dem man heutzutage sogar häufig in Kreisen einer falschen übertünchten Unkultur begegnet. Denn wohl Niemandem wird es einfallen, bei jenen „Verunstaltungen von Narrenhänden“ ein Gefühl voraussetzen zu wollen, wie es in dem schönen Liede sich ausspricht: „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein“, um auf solche Weise vielleicht gar diese Verunstaltungen zu entschuldigen. Ein solches Gefühl würde am allerwenigsten so weit sich verirren, der persönlichen Eitelkeit einen gar widerwärtigen Ausdruck zu gewähren, statt etwa, wie bei Ariost, immer nur den Namen des geliebten Gegenstandes einzuzeichnen.

Eine andere Erinnerung an Goethe birgt eine Höhle des, nordwestlich vom Gückelhahn und dem Goethehäuschen unter hohen Tannen gelegenen Hermannsteines, eines bis zu hundert Fuß sich erhebenden, mehrere hundert Fuß im Umfange haltenden und mit Bäumen und Strauchwerk bestandenen mächtigen Felsens. Von dieser Erinnerung weiß Griebens Reisehandbuch nichts. Es ist ein großes S., das in jener Höhle eingemeißelt ist, und von welchem gesagt wird, daß Goethe selbst dieses Erinnerungszeichen an seine geliebte Charlotte von Stein in den Felsen eingegraben habe. Dabei befinden sich folgende zwei Distichen Goethe's auf einer Tafel mit großen Buchstaben angebracht:

Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge,
Ist mir das einzige Wohl, bleibt mir ein reichlicher Schatz.
Ich vertrau es dem Felsen, damit der Einsame rathe,
Was in der Einsamkeit mich, was in der Welt mich beglückt.

Es ist von nicht geringem Interesse in den „Briefen Goethe's an Frau von Stein aus den Jahren 1776 bis 1826“ (dritter Band, S. 66) einen gewissen Aufschluß hierüber zu finden, obschon Adolf Schöll, der Herausgeber dieses Briefwechsels, von jenem S. selbst in der Hermannsteiner Höhle nichts gewußt hat, wenigstens davon nichts mittheilt. In einem Briefe vom 23. Juni 1784 schreibt nämlich Goethe, — wie es scheint, nicht gerade aus Ilmenau, sondern aus Eisenach (siehe Seite 46): „Das böse Wetter hindert mich an meinen Felsen-Speculationen; ehe ich weggehe, will ich noch ein paar Tage daran wenden und die Gebirge durchstreichen. Wenn ich nur ein Andenken für dich irgendwo aussinnen könnte. Ich hatte vor, in irgend einen Felsen einhauen zu lassen“ (und nun folgen die obigen Verse, die man jetzt an dem angegebenen Orte liest, die jedoch offenbar später, man weiß nicht, auf wessen Veranlassung dort angebracht worden sind.) Dagegen schreibt Goethe gleich darauf unter dem 24. Juni (1784): „Ich sinne noch immer, wie und wo ich die Inschrift anbringen soll. Hier ist noch eine, die ich der Hermannsteiner Höhle (jedenfalls ist nur die obgedachte bei Ilmenau gemeint) zugedacht habe:

Felsen sollten nicht Felsen und Wüsten Wüsten nicht bleiben,
Drum stieg Amor herab, sieh, und es lebte die Welt.
Auch belebet er mir die Höhle mit himmlischem Lichte,
Zwar der Hoffnung nur, doch ward die Hoffnung erfüllt. —

Man weiß nun freilich nach Vorstehendem nicht, welcher Inschrift Goethe selbst den Vorzug für die Hermannsteiner Höhle gegeben haben würde, und welche von beiden die passendere gewesen sein möchte. Wohl aber ersieht man aus jenen Briefen Goethe's an Frau von Stein wenigstens so viel, daß er der gedachten Höhle ein Zeichen der Erinnerung an seine geliebte Freundin zugedacht hatte, und daß also jenem S. und den Goethe'schen Versen eine gewisse geschichtliche Wahrheit zum Grunde liegt. Wir freuen uns, zu den verschiedenen Erinnerungen, die für Goethe an Ilmenau und an seine Umgebungen sich knüpfen, auch die oberwähnte, nur wenig bekannte hinzufügen zu können. Andere solcher Erinnerungen, denen dort der Reisende begegnet, sind freilich anderer Art. Im Gasthause zum Löwen in Ilmenau, in dem sich zugleich die Post befindet, zeigt man ein sogenanntes Goethezimmer, das er bei seinem Ilmenauer Aufenthalte bewohnt habe; ebenso sieht man auf dortigen Kupferstichen Ilmenauer Jagdscenen abgebildet, bei denen Karl August und Goethe, sowie Herr von Stein, Knebel u. A. dargestellt sind, und noch leben im dortigen Volke mancherlei Erinnerungen aus der Zeit Karl August's und Goethe's und an das lustige Leben, das sie dort geführt haben. In einem ungemein lieblichen, nahe anmuthige Naturbilder, sowie von seinen Höhepunkten die weitesten Fernsichten darbietenden Thale bei dem, von Ilmenau eine Stunde entfernt gelegenen Badeorte Elgersburg befindet sich ein Goethestein, und dabei liest man an einem Felsen auf einer aus Eisen gegossenen Tafel in großen vergoldeten Buchstaben den Namen: Goethe. Der Dichter feierte dort namentlich seinen letzten Geburtstag (28. August 1831), und in einer im Thale befindlichen Mühle hatte er damals seinen Namen in ein Buch eingetragen, das dort auch längere Zeit hindurch den Fremden gezeigt ward, jetzt aber nicht mehr daselbst vorhanden ist. Ein anderer Felsen in der Nähe trägt den Namen Karl August's.

Auch Schillers Andenken lebt noch in Ilmenau und in seinen Umgebungen. Wer von dort die Chaussee nach Schwarzburg zu wandert, kommt nach einer halben Stunde an einen Stahl- und Eisenhammer (unter dem Namen: Grenzhammer bekannt), wo Schiller den Stoff zu seinem „Gang nach dem Eisenhammer“ hergenommen haben soll. So ist z. B. in dem vorstehend angeführten Grieben'schen Reisehandbuche zu lesen, obgleich Andere denjenigen Eisenhammer, wo Schiller seine Studien zu jenem Gedichte gemacht haben soll, in die Nähe von Rudolstadt versetzen. Wie dem jedoch auch sein mag, so findet sich doch wenigstens nicht weit von jenem Grenzhammer eine sogenannte „Schillers-Höhe“, auf welcher ein Stein mit der Inschrift steht: „dem Andenken Schillers geweiht den 4. September 1851“, und welche, 1584 Fuß hoch (Ilmenau selbst liegt über 1500 Fuß über der Meeresfläche), einen sehr angenehmen und überraschenden Blick auf Ilmenau, auf die freundliche Ebene davor und die fast durchgängig waldbewachsenen Berge hinter der Stadt darbietet. Als ich im Sommer 1862 jenen Grenzhammer besuchte, traf ich dort einen Bauern an, der einen Ochsen trieb, und der, da ich ihn fragte, wer der Schiller sei und was er von ihm wisse, mir die Antwort gab, daß er ein großer Mann und Dichter gewesen sei,

dessen Namen die Anhöhe trage. In seiner übrigen Unkenntniß über ihn, die der Mann naiv bekannte, schien sich mir mehr Kultus des Genius zu offenbaren, als in der falschen Kultur aller derer, die eine gewisse, doch immer nur untergeordnete Kenntniß von dergleichen, und selbst die Wissenschaft, ihre Namen schreiben zu können, in dem erwähnten Goethehäuschen nur dazu benutzten, den Kultus des Genius zu entweihen und gleichsam zu persifliren. Viel eher wohl ist es zu ertragen, wenn man auf dem Kuhstall in der sächsischen Schweiz in dem Fremdenbuche zu lesen bekommt:

Es ist geschehn, es ist geschehn,
Ich habe den göttlichen Kuhstall gesehn,

wozu ein Anderer geschrieben hatte:

Es ist geschehn, ich hab' es gelesen,
Es ist ein Ochse im Kuhstall gewesen,

und dann wieder ein Dritter:

Es ist geschehn, ich hab' es gelesen,
Es sind zwei Ochsen im Kuhstall gewesen.

Ueber solche unschuldige, harmlose Witze kann man lachen, während an dem Anderen das richtige Gefühl Anstoß nimmt und sich ärgert, weil es nur gar zu sehr geeignet ist, den Kultus des Genius in Schatten zu stellen. Die Lichtbilder dagegen finden daneben in dem nämlichen Grade ihre Anerkennung, als sie erfreuen.

---

* Burkard Waldis und die deutsche Bibliothek von H. Kurz.

Von J. W. Schaefer.

Wenn die alljährlich anwachsende Zahl deutscher Literaturgeschichten zu einem Schlusse auf die allgemeinen Bildungsinteressen berechtigte, so wäre die Kenntniß der älteren deutschen Literatur in den Kreisen der Gebildeten in einem erfreulichen Fortgange begriffen. Sieht man indeß die Lage der Dinge etwas näher an, so ist das nur in einem sehr bedingten Maße anzuerkennen. Man begnügt sich im Allgemeinen, seit die Literaturkenntniß so bequem gemacht ist, nur allzusehr mit der historischen Uebersicht der Literaturentwickelung und mit den fertigen Urtheilen über ihre hervorragendsten Repräsentanten, wie sie die Literaturgeschichten an die Hand geben. Ja es läßt sich von einer nicht geringen Zahl dieser Werke selbst behaupten, daß ihre Verfasser in ähnlicher Weise verfahren und sich gewisse traditionelle Urtheile eine Zeitlang von Buch zu Buch fortpflanzen, bis durch eine bedeutende Autorität eine Schwenkung gemacht wird. Und selbst dann begegnet man noch häufig Angaben und Urtheilen, die längst als Irrthum erwiesen sind. Wenn man diese Bemerkung schon bei den Darstellungen zu machen hat, wo es sich um Autoren des vorigen Jahrhunderts handelt, deren Schriften einem Freunde der Literatur, geschweige dem, der als Literarhistoriker vor das Publikum tritt, leicht erreichbar sind, so gilt es noch weit mehr von der Literatur der früheren Zeiträume.

Es ist bekannt, wie viel in neuerer Zeit, seitdem sich eine deutsche Philologie herangebildet hat, durch die vereinten Bemühungen der Gelehrten für die Herausgabe älterer Literaturwerke geschehen ist. Am meisten hat sich diese Thätigkeit, auch im Interesse grammatischer Studien, der Blüthezeit der mittelalterlichen Poesie zugewandt. Allmählich fängt sie an auch in die späteren Jahrhunderte hinabzusteigen und selten gewordene Schriften durch den Wiederabdruck bekannter zu machen. Ein solches zeitgemäßes, höchst verdienstliches Unternehmen ist die „deutsche Bibliothek“, deren Herausgabe Herr Professor Kurz in Aarau begonnen hat. Der Name des kenntnißreichen und geschmackvollen Literarhistorikers bürgt dafür, daß uns nicht, wie es in solchen Fällen oft geschieht, ein nach der Wahl des Zufalls zusammengelesenes Material in neuem Abdruck dargeboten werden soll, sondern Umsicht bei der Auswahl und Sorgfalt in der Herausgabe Hand in Hand gehen werden.

Um dem gegenwärtigen Geschlecht die ältere Nationalliteratur durch erneute Herausgabe bedeutender Werke näher zu bringen, giebt es einen doppelten Weg, wie sich denn ein ähnlicher Gegensatz auch in den Uebertragungen der Dichter des classischen Alterthums geltend macht. Das eine Verfahren sucht sie dem Verständniß und dem Geschmack der Jetztzeit möglichst anzunähern und opfert Manches von der Form des Originals, um sie den Ansprüchen der modernen Bildung minder fremdartig erscheinen zu lassen. Bei den Gelehrten der strengen Schule, welche den Antheil, den die außerhalb ihres Kreises stehenden Gebildeten an ihrer Wissenschaft nehmen, immer gering geschätzt haben, hat diese Methode selten auf Billigung zu rechnen. Indeß wird ihr ein unparteiisches Urtheil, das die allgemeine Nationalbildung ins Auge faßt, ebenfalls eine Berechtigung zugestehen. Kommt nicht, um nur Einiges als Beispiel zu erwähnen, die nationale Theilnahme an den deutschen Dichtungen des Mittelalters größtentheils auf Rechnung der neudeutschen Bearbeitungen eines Simrock, Keller, San-Marte? ist nicht den spracherneuten Anthologieen aus Hans Sachs und den besten Vertretern der schlesischen Schule das Beste von dem, was das größere Publikum durch eigene Lectüre von jenen Dichtern kennt, zuzuschreiben? hat nicht „des Knaben Wunderhorn“ gerade durch seine modernisirten Texte eine Fülle frischer Poesie über unsere Lyrik und Romanzendichtung ausgegossen?

Unstreitig entspricht der andere Weg, wodurch der Leser genöthigt wird, das Original in all seinen Eigenthümlichkeiten zu erfassen und durch Studium sich zu eigen zu machen, mehr den Anforderungen der wissenschaftlichen Literaturforschung. Bei diesem Verfahren erhalten wir den Autor in dem unveränderten Gewande seiner Zeit. Mag er auch einer Epoche angehören, wo die Sprache sich in unläugbarer Verwahrlosung befand und das Interesse an der Form mehr und mehr in den Hintergrund tritt, — er soll auch darin ein Repräsentant seiner Zeit sein.

Diesem von der kritischen Wissenschaft vorgezeichneten Wege folgt der Herausgeber der deutschen Bibliothek, von der die zwei ersten, den Esopus des Burkard Waldis enthaltenden Bände als Probe des Unternehmens vorliegen. Er giebt den Text des Dichters mit allen orthographischen Eigenthümlichkeiten — nur die schlechte Interpunction ist geändert — und genau in der ursprünglichen Sprachform nach der besten Ausgabe, verzeichnet die verschiedenen Lesarten der übrigen und erleichtert das Verständniß durch Worterklärungen, sachliche Anmerkungen und schließlich durch ein Glossar. Immerhin bleibt für den dilettantischen Literaturgenuß noch eine allzu rauhe Schale, als daß die größere Lesewelt nicht fern gehalten werden sollte. Hoffen wir indeß, daß die Zahl derer, welche eine wissenschaftliche Literaturkenntniß sich zur Aufgabe machen, groß genug ist, um den so höchst wünschenswerthen Fortgang des Unternehmens zu sichern. Das glauben wir freilich voraussehen zu müssen, daß ein Programm von solchem Umfang, wie es an den Eingang der Sammlung gestellt ist, sich nur zum kleineren Theil wird erfüllen lassen; es würden dazu mehrere hundert Bände erforderlich sein. Das verständigste Verfahren ist daher, zunächst das Wichtigste aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, solche Dichtungen und Prosaschriften von

geringem Umfang, deren Wiederabdruck wirkliches Bedürfniß ist, den Reigen eröffnen zu lassen. Wenn daher Murner, Fischart und der Simplicissimus als die nächstfolgenden Publicationen in Aussicht genommen sind, so ist das im Interesse des schätzenswerthen Unternehmens nur zu billigen.

Der Esopus des B. Waldis war sehr selten geworden. Die neue Ausgabe zeichnet sich durch ihre Genauigkeit, ihren kritischen und erklärenden Apparat sowie durch ihr sauberes, geschmackvolles Aeußere so vortheilhaft aus, daß sie in dieser Hinsicht musterhaft genannt zu werden verdient.

Das Leben des Burkard Waldis fiel in die Zeit der Reformationsbewegung, die auch ihn aus seinem Kloster herausriß und nach vielen Seiten von Ort zu Ort umherwarf, so daß er — was überhaupt die Schriftsteller jener erregten Zeit auszeichnet — Gelegenheit hatte, vieler Menschen Städte und Sitten und den Wechsel menschlichen Geschicks in den verschiedensten Lebenslagen kennen zu lernen. Zu Riga, wo er den geistlichen Orden verließ und der protestantischen Kirche sich anschloß, erwarb er sich viele Jahre hindurch seinen Unterhalt als Zinngießer und zog als Handelsmann mit seinen Waaren weit umher. Mit Freud' und Leid ward er vertraut, auch das Mißgeschick langer Gefangenschaft hatte er mehrmals zu ertragen. Endlich ward ihm durch den Landgrafen Philipp von Hessen ein friedlicher Lebensabend bereitet, indem er die Pfarrstelle zu Abterode in Hessen erhielt, wo er in hohem Lebensalter starb. In diesem Asyl vollendete er seinen Esopus, eine reichhaltige Sammlung von Fabeln, Parabeln und Schwänken, geschöpft aus der Lectüre und aus dem bewegten Leben, das er, wie wenige Gelehrte seiner Zeit, aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte. Eine solche Dichtung sah sein Zeitalter noch nicht im Widerspruch mit seinem theologischen Amt; denn auch Luther war als Fabeldichter mit seinem Beispiel vorangegangen und hatte dadurch die Fabelpoesie zu einer protestantischen Dichtung geweiht, welche die Polemik gegen die katholische Kirche in sich aufnahm. Ein Theil der im Esopus enthaltenen Fabeln, (denn der Werth ist sehr ungleich), gehört zu dem Besten, was die gesammte Fabel-, Parabel- und Schwankpoesie aufzuweisen hat. Die Erzählung ist lebendig und trifft den volksthümlichen Ton mit eben der Sicherheit und Wahrheit, wie die seines Zeitgenossen Hans Sachs; die Charakteristik ist scharf und anschaulich, und in dem feinen Humor seiner Weltbetrachtung spiegelt sich der edle Sinn des welterfahrenen Mannes. Eine Vergleichung mit den zahmen Fabeldichtern der Gellert'schen Schule fällt nur zu Waldis Vortheil aus.

* Liebe am Nordpol.

Nach William Cullen Bryant von Adolf Laun.

Des langen, langen Winters Nacht
Entschwand in düst'rem Grau,
Der Sonne Ball in stolzer Pracht
Rollt durch der Lüfte Blau,
Und frisch, wie deines Odems Hauch
Entsteigt ein Duft dem Weidenstrauch,
Der Sommer kommt, o schau!

Nun ist's der lange, helle Tag,
Hörst du den dumpfen Schall?
Es löste sich das Eis und brach,
Hell schimmert's überall!
Der Schneeberg rollt hinab zum Meer,
Und schäumend von dem Abhang her
Wälzt sich der Wasserfall.

O komm, da schon im Schilf am Strand
Mein Boot vor Anker liegt;
Ich rud're dich mit starker Hand
Schnell, wie die Möwe fliegt,
Zum Fels, wo Ei an Ei sich reiht,
Die Seegans an der Klippe schreit
Und auf der Fluth sich wiegt. —

Wo nicht, — so bleib' und ruh' hier aus,
Wo Mohn und Winden stehn;
Ich will auf's Eisgefild hinaus
Den Bären jagen gehn;
Trotz seiner mächtigen Gestalt
Bezwingt mein Arm den Wüthrich bald,
Und blickt' er noch so graus. —

Giebt dann der Himmel, gluthenfüllt,
Des Sommers Scheiden kund,
Wenn Schnee, der nicht mehr schmilzt, umhüllt,
Ein Leichentuch, den Grund,
Bau' ich von Eis dein Winterhaus
Und breite auf dem Boden aus
Die Felle warm und bunt.

Der weiße Fuchs wird zahm und mild
In deiner Nähe sein;
Es fällt, des Tages trüg'risch Bild
Die Dämmerung, herein;
Du singst ein Lied, dein Auge lacht,
Und so verkürzt des Winters Nacht
Uns holder Liebe Schein. —

* Kunstbericht aus Bremen.

Bremen, 30 October 1862.

Am 29. October 1787 gelangte Mozarts Don Juan in Prag durch die Mitglieder der dortigen italienischen Oper unter der persönlichen Leitung des Componisten zur ersten Aufführung. Die gestrige Darstellung der Oper auf unserer Bühne war also gleichsam eine Jubelfeier des nun fünfundsiebenzig Jahre alten Werkes. Im Herbste 1837 beging man in vielen deutschen Städten den Jahrestag der ein halbes Jahrhundert zuvor erfolgten ersten Aufführung des Don Juan, der jetzt in der ganzen gebildeten Welt als eins der ersten und vollendetsten Tonwerke gilt, während der Schöpfer desselben sich nicht getraute, in Wien, dem Mittelpunkte seiner Wirksamkeit, ihn auf die Bühne zu bringen, vielmehr gleichsam vor seinen Feinden nach Prag flüchtete und dann noch ein halbes Jahr warten mußte, bis ein besonderer Befehl Josefs II. der Oper den Weg auf die kaiserliche Bühne in Wien bereitete. Das wunderbare Werk hat nicht nur eine eigne Geschichte, sondern auch eine eigne Literatur, und noch in den letzten Jahren hat der Don Juan den Stoff zu Novellen und Romanen wie zu Streitigkeiten zwischen Kunstkritikern und Historikern hergeben müssen. Die außerordentliche Bedeutung der Oper und die Liebe, die sie in der musikalischen Welt genießt, werden daher einen Blick auf ihre Entstehung rechtfertigen.

Mozart, der sein ganzes Leben lang mit der Rotte seiner Feinde sich herumschlagen mußte, hatte im Jahre 1786 mit „Figaro's Hochzeit“ so viele ärgerliche Erfahrungen gemacht, daß er den Muth verlor, bei ferneren Schöpfungen an Wien zu denken, wo Salieri und andere Concurrenten ihm das Leben sauer machten. Es gelang ihnen, gegen den Figaro so erfolgreich ihre Kabalen durchzuführen, daß die Oper in jenem Jahre nur neun Aufführungen erlebte. Prag aber entschädigte den Meister, indem es seinen Figaro mit Begeisterung aufnahm und ihn selbst bei seinem Besuche mit Beifall überschüttete. Als er nun seine Freude dar-

über äußerte und erklärte, daß er gern für die Prager eine neue Oper schreiben werde, schloß die Direction sofort einen Contract mit ihm und setzte ein Honorar von hundert Dukaten aus. Den Text sollte der Theaterdichter Lorenzo da Ponte liefern, welcher auf Mozarts Wunsch das Lustspiel „Le mariage de Figaro" von Beaumarchais im Jahre vorher zur „Hochzeit des Figaro" umgearbeitet hatte und nun einen „Don Juan" zu dichten versprach. Dieser Mann gehört zu der großen Zahl derjenigen, die durch Mozart berühmt geworden sind, während sie ohne ihn längst vergessen wären. Er hat den großen Tondichter um viele Jahrzehnte überlebt. Geboren 1749 in einem venetianischen Städtchen, war er als Professor der Rhetorik an mehreren Orten angestellt, lebte dann als Theaterdichter in Wien, fiel nach Mozarts Tod in Ungnade und hielt sich seitdem in London und Nordamerika auf. Nachdem er nach einander Buchhändler, Sprachlehrer, Kaufmann, Musikdirector und noch vieles sonst gewesen, starb er im Alter von fast neunzig Jahren in dürftigen Verhältnissen, ähnlich jenem Schikaneder, dem der Text zur Zauberflöte eine Art von Ruhm verliehen hat.

Damit sollen beide Männer übrigens keinesweges mit einander verglichen werden. Lorenzo da Ponte stand weit über Emanuel Schikaneder und war durchaus kein fader, talentloser Versemacher. Das zeigt der thörichter Weise so oft geschmähte Text des Don Juan, dessen Werth viel bedeutender ist, als gewöhnlich zugegeben wird. Durch die gräuliche Mißhandlung, welche die ursprünglich bekanntlich italienisch abgefaßte und von Mozart mit Recitativen versehene Dichtung durch miserable Uebersetzungen und einen abscheulichen Dialog erfahren hat, ist sie unerhört entstellt und herabgezogen worden, so daß die ursprünglichen Formen kaum zu erkennen sind. Nun war sie zwar nicht eine Erfindung und Originalarbeit da Ponte's, doch ist er durchaus nicht ohne eignes Verdienst, hat vielmehr in der Benutzung der vorhandenen Grundideen, in dem Contraste der verschiedenen Verhältnisse, in denen sich Don Juan bewegt, und in dem Gegensatze des humoristischen und des dämonischen Elementes eine nicht geringe Geschicklichkeit bewiesen und dem Meister einen Text geliefert, an welchem derselbe seine unübertreffliche und unübertroffene Kunst der Charakterzeichnung, seine wunderbare Vielseitigkeit, die alle Stufen vom ausgelassenen Scherz bis zum erschütternden Ernst mit gleicher Meisterschaft beherrscht, gezeigt hat.

Als da Ponte sich im Frühjahr 1787 an die Arbeit machte, hatte er zunächst das spanische Urbild des Don Juan vor Augen, das Drama Burlador de Sevilla y convidado di piedra des im Jahre 1648 gestorbenen Tellez oder Tirso de Molina. Sehr früh ging die Sage vom steinernen Gast in der dramatischen Fassung des spanischen Dichters auf Italien über, wurde von mehreren dortigen Poeten bearbeitet und gewann eine bedeutende Popularität*). Zu einer Posse entstellt, kam das Drama durch italienische Schauspieler nach Paris und hatte großen Erfolg. Dann bemächtigte sich desselben Moliere und ließ seinen Don Juan ou le festin de pierre am 15. Februar 1665 zuerst auf dem Theater des Palais royal aufführen, indem er den Stoff in die Sphäre der eigentlichen Komödie erhob. Elf Jahre später beschritt der steinerne Gast die englische Bühne in der Bearbeitung von Thomas Shadwell. In Deutschland war seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Don Juan ein stehendes Repertoirstück der improvisirenden Schauspieler und erlebte alle möglichen Verwandlungen als Drama, Posse, Ballet, während er in Frankreich 1713 zuerst die Gestalt der Oper durch Le Tellier annimmt. In Wien gab man 1761 ein Ballet Don Juan mit Musik von Gluck; es ist das eine Arbeit, welche der große Tondichter unmittelbar vor dem Uebergang in seine glänzende Opernperiode componirte. Eine größere Oper mit der Bezeichnung „tragikomisches Drama" von Vincenzo Righini ging in den Siebenzigerjahren zu Prag in Scene. — Wie viel von allen diesen Arbeiten da Ponte gekannt hat, ist nicht zu ermitteln. Jedenfalls zeigte er, wenn die poetische Bedeutung des spanischen Urbildes von ihm auch nicht erreicht wurde, eine große Gewandtheit in der Behandlung des Stoffes und schuf dramatische Motive und Gegensätze, welche Mozart durch seine Musik geadelt und für alle Zeiten unsterblich gemacht hat.

Diese Musik entstand im Sommer des Jahres 1787 und war noch nicht ganz fertig, als Mozart im September von Wien nach Prag reiste, wo er im heiteren Verkehr mit seinen Freunden noch manche Anregung empfing. Aus dem Gewirr von Anekdoten, welche in Umlauf gekommen sind, läßt sich das Richtige nicht mehr herausfinden. Die erste Aufführung erfolgte am 29. October und hatte glänzenden Erfolg. Mozart wurde beim Erscheinen enthusiastisch empfangen; derselbe Jubel begleitete die ganze Oper und den Meister, der nun zum ersten Mal einen vollen Triumph feierte. Als er im November nach Wien zurückkam, — es war in den Tagen, da Gluck starb —, machte ihn zwar Josef II. zum Kammermusikus, aber man war weit davon entfernt, dem Prager Erfolge durch sofortige Aufführung des Don Juan zu entsprechen. Der Kaiser selbst schnitt die Intriguen der Feinde Mozarts ab, indem er befahl, die Oper einzustudiren. Am 7. Mai 1788 wurde der Don Juan gegeben, gefiel aber nicht. „Die Oper ist göttlich", sagte Josef, „vielleicht noch schöner als Figaro, aber das ist keine Speise für die Zähne meiner Wiener." Als Mozart diese Aeußerung hörte, sagte er: „Lassen wir ihnen Zeit zu kauen." Er hatte auf Bitten der Sänger allerlei Zusätze gemacht, um die Rollen dankbarer zu gestalten, z. B. die große, prachtvoll instrumentirte Arie der Elvira, die kleine Arie des Octavio, das komische Duett zwischen Zerline und Leporello, das von der Bühne früh verschwand und sich als Anhang in den Clavierauszügen findet. Mozart gab auf diese Zusätze nicht viel, und sie halfen auch der Oper nicht, die indeß, wie er wohl wußte, sich Bahn brach. Man gewöhnte sich an das Werk und zeichnete es mit jeder Vorstellung mehr aus, bis es die volle gerechte Anerkennung gefunden hatte.

Der Don Juan, bisher in italienischer Sprache und daher mit Recitativen gegeben, erhielt jetzt eine deutsche Bearbeitung und machte so seinen Weg durch Deutschland, wobei er nun mit dem schlechten Dialog und allem möglichen Unsinn versetzt ward. Im Herbst 1789 wurde er auf den Bühnen von Mannheim und Hamburg mit großem Erfolge gegeben, auch von der Kritik an beiden Orten herzlich begrüßt. In Berlin, wo er um Weihnachten 1790 erst erschien, verhielt man sich kühler, wenigstens die Herren von der Feder, welche allerlei auszusetzen fanden, während bei den Zuhörern das Entzücken mit jeder Aufführung zunahm. Unter den Künstlern sprach und schrieb Bernhard Anselm Weber mit Wärme für Mozart. Nun folgten rasch die andern deutschen Theater, während bereits die Klänge der Zauberflöte von Wien her erschollen. Paris lernte den Don Juan erst 1805, London 1817 kennen.

Die gestrige hiesige Aufführung des Don Juan war von Herrn Kapellmeister Hentschel mit ganz besonderer Sorgfalt und großer Pietät für Mozart vorbereitet worden. An die Stelle des Dialogs mit seinen Plattheiten und abgestandenen Witzen trat das Recitativ, welches in der Instrumentation so leicht als möglich gehalten war, um alles Hemmende und Schwerfällige zu entfernen. In den rasch hingeworfenen Worten ist nun allerdings

*) Wir folgen bei diesen Mittheilungen dem Werke von Otto Jahn über Mozart (Band 4).

immer noch eine Fülle von abgeschmackten Aeußerungen, jedoch kommt man besser darüber hinweg, als wenn solche Dinge gesprochen werden und sich breit machen können. Das neue Kleid wollte freilich noch nicht recht sitzen; deutsche Sänger wissen mit dem Parlando des Recitativs nicht so umzugehen, wie es die Italiener verstehen, und es gab daher hier und da Irrungen und Fehler, wäre aber auch sehr zu verwundern, wenn das nicht der Fall gewesen wäre. Mit jeder Wiederholung wird das besser gehen, und der Kapellmeister kann überhaupt getrost in die Zukunft der Saison hineinblicken; er hat an Frau Haase und den Herren Behr und Wild Mitglieder von tüchtiger musikalischer Bildung, die ihm seine Aufgabe ganz ungemein erleichtern, und denen sich noch manche recht befähigte und willige andere Untergebene anschließen. Da vereinfachen sich die Sachen bedeutend, und man bringt es bald dahin, daß schwierige Dinge, wie es sein muß, leicht erscheinen. So wird denn auch der Don Juan, der erst mit den Recitativen aus dem Zustande der Erniedrigung befreit wird und sein Recht erhält, dieses Recht nun behaupten, wenn auch vorerst noch manche Stimme dagegen sich erheben mag. Man kann den Leuten nicht in das Herz sehen, allein wir glauben wohl, daß sehr viele unter den gestrigen Zuschauern, die das Haus bis auf den letzten Platz füllten, dem Dialog den Vorzug geben, jedoch werden auch diese der Mehrzahl nach gewonnen werden, wenn alles glatt und natürlich, als müßte es nun eben grade so und nicht anders sein, herauskommt. Es fehlte gestern von den Musikstücken, welche Mozart überhaupt in dieser Oper wie in einem Schatzkästlein aufgehäuft hat, keines bis auf das oben erwähnte Duett zwischen Zerline und Leporello und den eigentlichen Schluß des zweiten Finales, jenen milden versöhnenden, musikalisch ungemein anmuthigen Satz nach dem Verschwinden des Don Juan. Die Dresdener Bühne ist unseres Wissens die einzige, die auch hier conservativ geblieben ist.

Die Aufführung selbst entsprach im Allgemeinen den Erwartungen, welche gehegt wurden; sie war eine wohlgelungene und für das Institut ehrenvolle. Es kam eine Anzahl von Fehlern vor, allein sie wogen nicht allzuschwer und wurden zum Theil so rasch verbessert, daß die meisten der Zuhörer kaum dadurch gestört worden sind. Durchschnittlich war bei den Darstellern, die sämmtlich mit großer Liebe der Sache sich hingegeben hatten, auch glückliche Befähigung vorhanden. Obenan stand Frau Haase-Capitain, welche bewies, daß sie den höchsten echt dramatischen und musikalisch vollendeten Aufgaben, zu deren schwierigsten Donna Anna um so mehr gehört, als sie sich nicht auf einem breiten Boden bewegt, vollständig noch jetzt gewachsen ist. Abgesehen von der ausgezeichneten Gesangskunst, die jede Schwierigkeit überwindet und die in diesem Falle besonders in der sogenannten Briefarie glänzend hervortrat, zeigte sie die vollste Sicherheit im Ensemble und im Recitativ, dessen Vortrag zu den schwersten Aufgaben des dramatischen Gesanges gehört. Die Scene an der Leiche des Vaters und die Erzählung vor der Rachearie waren Meisterstücke; nur ganz selten einmal warf ein etwas übertriebenes Forciren des Tones einen leichten Schatten über das schön gefärbte Bild. Auch im stummen Spiel neben dem Octavio war die Künstlerin sorgfältig und auf der Höhe ihrer Aufgabe. Auf die Färbung eines Charakters versteht sich Fräulein Voß, welche die Elvira hatte, noch nicht; vorläufig sind ihre hübschen Augen die einzige Waffe, mit der sie gut umzugehen weiß, während die andern Waffen, deren eine Sängerin sich zu bedienen hat, noch unbenutzt bleiben. Ihre Elvira war eine sanfte leidende deutsche Dame, keine leidenschaftliche, rachedürstende Spanierin. Im Gesange war Fräulein Voß mit dem ihr eigenem Fleiße bemüht, alle Anforderungen ihrer schweren Partie zu erfüllen, und genügte auch einem großen Theile derselben. Als Zerline hatte Fräulein Deinet schon durch ihr Erscheinen so ziemlich ihre Sache gewonnen. Sie wird bemüht sein müssen, ihre Töne, die leicht ins Schwanken gerathen, klar und fest zu bilden und kräftig herauszusingen; das ist besonders bei so gesunder und urkräftiger Musik wie der Mozarts durchaus nothwendig und für die Entwickelung ihres Gesanges heilsam. Herr Philippi (Don Juan) war nicht im vollen Besitze seiner Stimme, die mit Heiserkeit zu kämpfen hatte. Der Charakter derselben weist übrigens den Sänger mehr auf lyrische als auf dramatische Rollen hin; es gelangen ihm daher z. B. das Duett mit Zerline und das Ständchen besser als die übrigen Scenen. — Ein weiteres Eingehen auf die einzelnen Rollen muß, da noch von anderen Dingen zu handeln ist, auf eine Wiederholung verschoben werden, und wir haben daher die Herren Wild, der als Octavio besonders durch die Halbstimme schöne Wirkungen erreichte, Behr, dessen Leporello seit Jahren eine treffliche Leistung ist, Rafalsky, welcher den Comthur vertrat, und Stägemann, der mit seiner hübschen Stimme und mit lobenswerthem Eifer den Masetto gab, zu ersuchen, heute sich mit dieser kurzen Erwähnung zu begnügen.

Das Schauspielpersonal ist in jüngster Zeit stark in Anspruch genommen worden, da man im Bereiche des Lustspiels sehr thätig gewesen ist, um den Wünschen des Publikums nach Neuigkeiten zu genügen. Die Regie handelt ganz richtig, indem sie sich besonders der Komödie zuwendet, für welche die Zusammensetzung der Gesellschaft viel mehr günstige Anlagen und Aussichten hat und darbietet als für die Tragödie. In wenigen Tagen sind drei neue Lustspiele rasch hinter einander aufgeführt worden, von denen eins freilich gleich nach der Geburt bereits wieder verstorben ist. Es war das eine Komödie in einem Akte, betitelt „Mylord Cartouche", von Henrion, in welcher eine höchst absonderliche und seltsame Art, in den Besitz einer Frau zu gelangen, dargestellt wird. Sollte das Verfahren näher berichtet werden, so würden die Leser damit etwa so viel Zeit verlieren, wie die Zuhörer beim Ansehen des Lustspiels. Herr Rösicke gab sich redliche Mühe, das wunderliche Ding zu retten, und spielte mit viel Gewandtheit und Leichtigkeit. Allein selbst wenn er von den Mitspielenden besser unterstützt wäre, hätte es doch nicht viel günstiger um das Stückchen gestanden, gegen welches das Publikum sich noch ziemlich gnädig verhielt. — Bedeutend besser war es bestellt um das zweiaktige Lustspiel „Sand in die Augen", welches nach dem Französischen von A. Hirsch bearbeitet ist und auf vielen Bühnen gegeben wird. Der stoffliche Inhalt ist hier sehr gewöhnlich und einfach. Es werden zwei Familien einander gegenübergestellt, deren Kinder sich lieben und zu heirathen wünschen. Als nun die Elternpaare, die sich bis dahin nicht kannten, auf diesem jetzt nicht mehr ungewöhnlichen Wege mit einander in Berührung kommen, wünscht jede Partei der anderen zu imponiren, und man streut sich Sand in die Augen, da es allerlei zu beschönigen und wegzuschminken giebt. Der Doctor Miller nämlich ist ein Arzt ohne Praxis, wie es deren in großen Städten viele giebt, und der Rentier Wimmer besitzt zwar ein ansehnliches Vermögen, war aber doch ursprünglich Kuchenbäcker. Die Frauen nun sind sehr erfinderisch im Aufschneiden und hüllen sich in ganze Wolken von Herrlichkeit und Reichthum, während die Männer nur gezwungen das Spiel mitmachen und nicht selten aus der Rolle fallen. Der Verfasser hat eine Reihe von ganz ergötzlichen Situationen geschaffen, geht aber in der Herbeiführung der letzten Verwicklung zu weit und könnte seine Färbung überhaupt gemäßigter halten. Das Stück, lustig und ziemlich gehaltlos wie es ist, verlangt eine recht geschickte Darstellung, die ihm denn auch durch Fräulein Liebich und die Herren Dessoir und Meißner in den Hauptrollen zu Theil wurde. Die beiden Herren trafen besonders recht glücklich den Ton und charakterisirten scharf den Rangunterschied, den sie repräsentiren. Die Regie wird, wenn sie noch mehr streicht, das Stück einigemal wiederholen können.

Einen vollen und zum großen Theil verdienten Erfolg hatte das fünfactige Lustspiel „Gute Nacht, Hänschen" von Arthur Müller, dem Verfasser der beliebten „Verschwörung der Frauen." Seine Arbeit ist eine nicht grade feine, aber geschickt gemachte Intriguen- und Sittenkomödie mit etwas Beimischung von Pfaffenthum; dieselbe spielt am Hofe der Maria Theresia im Jahre 1764. Zu loben ist besonders die knappe, rasch fortschreitende Handlung, die viele komische Pointen hat, dem Zuschauer eine amüsante Unterhaltung bietet und seine Spannung zu erhalten weiß. In seinem Verlaufe hat das Lustspiel manche auf den ersten Blick arge Unwahrscheinlichkeit; doch stützt sich vieles auf geschichtliche Ereignisse — wieder ein Beweis, daß im wirklichen Leben weit mehr fabelhafte Dinge in der That vorkommen, als den Poeten zu ersinnen gestattet wird. Es ist das wie mit Bildern; man sieht auf denselben häufig Gesichter, die widerwärtig und unmöglich erscheinen, und doch überbietet die Natur oft genug die Kunst. Zu den schwachen Seiten des Müllerschen Stückes gehört eine reichliche Portion von Phrase über Despotismus und Priesterherrschaft, Freiheit und Gleichheit. Solche Stellen erinnern an die glücklich überwundenen Gutzkow-Laubeschen Tendenzphrasen der Vierzigerjahre. Es liegt darin eine große Gefahr für die Darsteller, von denen der Josefs II. denn auch gründlich in diese Gefahr hineingerieth. Den Hauptträger der Handlung, den Arcier von Frohn, welcher die Jesuiten mit ihren Kniffen zur großen Genugthuung des Publikums entlarvt und eine reizende Braut erringt, gab Herr Rösicke frisch und natürlich, wie er denn immer seine Auf-

gaben richtig und mit gesundem Sinn angreift. Sein Hänschen, Fräulein Herrlinger, sah in beiderlei Gestalt sehr hübsch aus; Fräulein Liebich stellte sowohl die Kaiserin als die Mutter angemessen und wirksam dar. Mit diesen Kräften, denen sich die Herren Dessoir und Treller anschlossen, wird man im Laufe des Winters neben den Novitäten eine ganze Reihe beliebter älterer Lustspiele sehr gut ausführen können und ganz gewiß im Publikum eine besondere Vorliebe für die Komödie erwecken.

F. P.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die Lebensalter. Ein Beitrag zur vergleichenden Sitten- und Rechtsgeschichte. Von W. Wackernagel. — Das festliche Jahr. In Sitten, Gebräuchen und Festen der germanischen Völker. Von O. von Reinsberg-Düringsfeld. — Das Buch denkwürdiger Frauen. Lebens- und Zeitbilder. Von Ida von Düringsfeld. — Solitude. Novelle von E. Fritze. — Volkmar. Historisch-romantisches Gedicht. Von M. Eyth. — Die Waffen des Lichts. Ein christliches Lebensbild. Von A. Schwerin. — Die Straßensängerin von London. Roman in 3 Büchern. Von Julius Rodenberg. — Nur ein Weib. Roman in 2 Bänden. Von Hans Wachenhusen.

* Literarische Notizen. Ein neues Buch von Arnold Ruge verläßt soeben die Presse; es ist betitelt „Aus früherer Zeit" und wird mehrere Bände umfassen, von denen der erste vorliegt. (Berlin, Franz Duncker). Der wilde politische Agitator ist ganz still und zum Idyllendichter geworden; er schreibt seine Memoiren und beginnt mit den ersten Erinnerungen aus seiner Jugend. Der Band schildert seine Jugend bis zur Abreise nach Halle. — Demnächst erscheint eine Anzahl von Novellen Friedrich Bodenstedts in zwei Bänden. — Von der ausgezeichneten „Römischen Geschichte" Theodor Mommsens wird der lang erwartete vierte Band, welcher die Kaiserzeit in ihren Anfängen schildert, bald herauskommen. — Der schreibselige Heribert Rau, welcher bereits eine Anzahl großer Männer zu sogenannten kulturhistorischen Romanen verarbeitet hat, läßt soeben einen dreibändigen Roman erscheinen, dessen Stoff dem Fall Straßburgs im Jahre 1681 entlehnt ist. — Der Jahrgang 1863 des Düsseldorfer Künstleralbums von Wolfgang Müller von Königswinter ist bereits ausgegeben. — Eine neue Ausgabe der poetischen Werke des Angelus Silesius, besorgt von Rosenthal, liegt vor. — Eine Anzahl von Briefen Johann Gottlieb Fichte's und seiner Verwandten ist von dem Kulturhistoriker Weinhold zusammengestellt und herausgegeben worden. — Zwei neue Bücher von Feodor Wehl, „Unheimliche Geschichten" und „fliegender Sommer, leichte Skizzen", haben die Presse verlassen. — Eine Sammlung russischer Volkslieder, unter dem Titel „die Balalaika" übersetzt und zusammengestellt von J. Altmann, findet Beifall.

⊙ Die sehr thätige Verlagshandlung von Hermann Mendelssohn in Leipzig beschenkt die deutsche Leserwelt soeben mit zwei Werken, welche die Einführung größerer Kreise unseres Volkes in die Kenntniß der deutschen Pflanzenwelt vermitteln sollen. Ihre Titel sind: „Botanische Unterhaltungen zum Verständniß der heimathlichen Flora, von B. Auerswald" und „Führer in's Reich der deutschen Pflanzen von Moritz Willkomm." Das erste Werk erscheint in zweiter Auflage und hat sich also schon einen Platz auf dem deutschen Büchermarkte erobert. Es geht von der Betrachtung einzelner Pflanzen aus und verfolgt daher ganz denselben naturgemäßen Weg, den die Anschauung eines jeden Menschen einhalten muß, wenn er ins Einzelne der Natur eindringen will, den also auch ein vernünftig geordneter Unterricht zu gehen hat. Der Leser fürchte aber nach diesen Worten nicht, in dem Auerswald'schen Werke ein dürftiges Lehrbuch vor sich zu haben, das erst durch das Wort des Lehrers die rechte Frische erhält. Nein, die einzelnen Gewächse — meist solche, die überall in Deutschland gemein sind und daher von Jedem, dem es einigermaßen Ernst mit der Sache ist, verglichen werden können, reihen sich in klarer und dabei anziehender Schilderung an einander; so enthalten die ersten drei uns jetzt vorliegenden Lieferungen die Abbildungen und Beschreibungen des Scharbockskrautes, des Veilchens, der Erle, der Schlüsselblume, der Anemone, der Schlehe, des Apfelbaumes, des Maiblümchens, der Tulpe, des Löwenzahnes, der Kiefer, der Wasserschwertlilie, des Hollunders, der Erdbeere, des Zittergrases u. v. a. Bei den einzelnen Pflanzen werden dann allgemeine Betrachtungen an irgend eine besonders hervorstechende Eigenschaft angeknüpft, so z. B. bei den einander so ähnlichen Kelch- und Blumenblättern der Schwertlilie eine Betrachtung über den Uebergang des Kelches in die Blumenkrone im Allgemeinen und die namentlich hierbei so häufig vorkommenden Mißbildungen. Daß hierbei oft Verwandtes in ganz verschiedene Betrachtungen gebracht, Vieles auch — wie z. B. der Excurs über die Zellen der Pflanze bei Gelegenheit des Markes des Zittergrases — mehr oder weniger künstlich angeknüpft ist, lag in der Natur des Buches und konnte in der That nicht umgangen werden, wenn der Verfasser mehr als die Beschreibung der eben vorliegenden Pflanze geben wollte. Eine kurze Uebersicht der im Verlaufe des Buches entwickelten Lehren würde deßhalb sehr erwünscht sein und seine Brauchbarkeit wesentlich erhöhen. — Daß es dem Verfasser über diesem Bestreben hier und da einmal begegnet ist, ein Merkmal übersehen oder einen Pflanzentheil nicht besprochen zu haben, wird man ihm kaum zum Vorwurf machen können. — Die Ausstattung des Werkes ist eine ganz vorzügliche. 50 Tafeln des trefflichsten Holzschnittes stellen die ganzen betrachteten Pflanzen dar, während mehr als 400 im Texte vertheilte Abbildungen die einzelnen Theile derselben erläutern. Das Werk umfaßt sechs Lieferungen und erscheint in drei Ausgaben: einer uncolorirten à $12\frac{1}{2}$ Sgr., einer halbcolorirten à $17\frac{1}{2}$ Sgr. und einer colorirten à 25 Sgr. die Lieferung. — Das zweite Werk hat einen strenger wissenschaftlichen Charakter. Der Verfasser — Lehrer an der Forst-Akademie zu Tharandt und durch seine Forschungen über die spanische Flora den Botanikern wohl bekannt — giebt hier einen Führer zum Bestimmen der deutschen Pflanzen. Solch eine Arbeit muß natürlich eine mehr wissenschaftliche Einrichtung haben, wie denn das Bestimmen selbst eine durchaus nicht leichte Mühe ist. Das Willkommsche Werk erleichtert dieselbe sehr, indem es nach klarer übersichtlicher Anordnung strebt und die im Texte vorkommenden Kunstausdrücke durch vortreffliche Abbildungen erläutert. Wo es sich beim Bestimmen um die Gestalt eines einzelnen Pflanzentheiles handelt, ist derselbe möglichst häufig durch einen Holzschnitt erläutert und so namentlich dem Anfänger über viele Schwierigkeiten weggeholfen. Das Buch empfiehlt sich also ganz besonders als Geschenk für Knaben und junge Leute, welche sich mit Eifer dem Sammeln der einheimischen Pflanzen ergeben. Nur mit Mühe können wir es uns an dieser Stelle versagen, dem Verfasser auf das wissenschaftliche Gebiet zu folgen und auf die zahlreichen Vorzüge des Werkes hinzuweisen, oder einzelne Fehler hervorzuheben (von dem Letztern sei aber doch auf den Seite 196 Nr. 1d aufmerksam gemacht, wo den echten Riedgräsern drei Narben beigelegt werden, während doch nicht wenige Arten auch zwei haben).

Fr. B.

* Am 17. October starb in Hamburg am Nervenfieber Dr. Gustav Liebert, ein junger begabter Schriftsteller, der sich durch Monographieen über Ludwig Uhland und den englischen Dichter Milton einen geachteten Namen gemacht hat. Er war mit einem Werk über Edmund Spenser beschäftigt. — Hermann Masius, der Verfasser der „Naturstudien", hat die ihm in Leipzig unter dem Proteste der philosophischen Fakultät verliehene Professur der Didaktik und Pädagogik am 23. October angetreten. Der in Bonn bestehende Ausschuß für die Errichtung des Arndt-Denkmals hat einstimmig beschlossen, dem Bildhauer Afinger zu Berlin auf Grundlage der von ihm eingesandten neuen Skizze die Ausführung des Denkmals zu übertragen, auf die Vorderseite des aus schlesischem Granit zu errichtenden Piedestals, welches ohne Reliefs sein soll, Namen, Geburts- und Sterbeort und Tag zu setzen, auf den beiden Seitenflächen Arndt's Kernsprüche: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", und „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte", auf die Rückseite die Widmung: „Errichtet vom deutschen Volke", und die Jahreszahl. — Der Bildhauer Hans Gasser in Wien hat eine sehr schöne Figur der Donau aus carrarischem Marmor vollendet; dieselbe soll im Fischhof zu Wien aufgestellt werden. — Die Münchener Künstlerschaft hat abermals einen schweren Verlust erlitten. Der Maler Feodor Diez, der Präsident der Wanderversammlungen der deutschen Maler und beredte Vertreter aller künstlerischen Interessen in München, ist in diesen Tagen in seine neue Stellung nach Karlsruhe abgegangen. Seine Collegen gaben dem Scheidenden ein Festmahl.

* Aus der Theaterwelt. Das neue Schauspiel von Mosenthal, „die deutschen Komödianten", bisher nur auf dem Burgtheater in Wien gegeben, findet bei der dortigen Kritik eine günstige Beurtheilung. Es sind besonders drei Elemente, in denen der Verfasser sein Drama sich bewegen läßt, nämlich der rein menschliche Conflikt zwischen dem Prediger Ludovici und seinem Sohne, dem späteren Theaterdirector, die Parteikämpfe um die Reform des Theaters und die Schilderung des fahrenden Komödiantenthums. Das Stück ist mit Geschick und Routine gemacht, wirksam gruppirt, von einer frischen Stimmung belebt. Die Schilderung des wandernden Theaterlebens ist recht bunt und pikant. — In dem Nachlasse des zu Dresden verstorbenen Julius Hammer hat sich ein Lustspiel gefunden,

welches betitelt ist „Ein Morgen in Fontainebleau.“ — Oskar von Redwitz, dem es mit der Tragödie nicht recht mehr glücken will, versucht es nun mit der Komödie; in München studirt man ein Lustspiel von ihm „die Gräfin von Provence.“ — Das Trauerspiel „Herzog Albrecht“, (die Geschichte der Agnes Bernauer), von Melchior Meyr ist in der neuen Bearbeitung des Verfassers in München mit Erfolg aufgeführt worden. Das vor zehn Jahren durch Hendrichs auf viele Bühnen gebrachte Stück litt an der Unwahrscheinlichkeit der Versöhnung des Herzogs Albrecht mit seinem Vater, auf dessen angeblichen Befehl man den Justizmord an Agnes vollzog. Diese Versöhnung ist jetzt besser motivirt, und die Münchener Kritik meint, die Tragödie werde sich nun auf dem Repertoir halten.

* Musikalische Notizen. Die Berliner Singakademie hat das Oratorium „Jephta und seine Tochter“ von Karl Reinthaler auf ihr diesjähriges Winterprogramm gesetzt und führt es neben den „Jahreszeiten“ von Haydn und dem „Israel in Egypten“ von Händel auf. Der Componist wird also die Freude haben, daß seinem Werke, auf dessen Einbürgerung in Berlin die dortige Kritik schon längst angetragen hat, eine ausgezeichnete Aufführung zu Theil wird. Reinthalers „Jephta“ hat bereits eine so ansehnliche Verbreitung gefunden, wie sie keinem Werke dieser Gattung im letzten Jahrzehnt geworden ist. Er brachte das zum größesten Theil in Italien componirte Oratorium zuerst in Köln zu Gehör; es folgten Elberfeld, Düsseldorf, Barmen. In Erfurt, Hamburg und Bremen haben je zwei Aufführungen stattgefunden; in Leipzig dirigirte er selbst das Oratorium im Gewandhausconcerte. Von kleineren Städten, wo man den „Jephta“ aufführte, sind zu nennen Altona, Strelitz, Rostock, Oldenburg, Chemnitz. In diesem Winter studirt man es auch in Glogau. Von auswärtigen Aufführungen war die glänzendste die Londoner in Martinshall im Frühling 1856 mit Clara Novello, welche die Sopranpartie auch in Hamburg gesungen hat. In Holland hörte man die Tondichtung in Rotterdam, im Haag und in Amsterdam, wo vor zwei Jahren eine Wiederholung erfolgte. Bruchstücke aus dem „Jephta“ kamen auch in Petersburg und Neuyork zu Gehör. — Herr Stockhausen hat seine diesjährige Kunstreise in Köln glänzend eröffnet. Er sang Arien aus dem „Tod Jesu“ von Graun und der Oper „Oedipus in Kolonos“ von Sacchini, ferner Lieder von Schubert und Schumann, gab sodann auch ein eigenes Concert, dessen Programm aus den Schubertschen Müllerliedern bestand. Am 1. November sang er im Faust von Schumann zu Elberfeld und gedenkt den November größtentheils in Hannover zuzubringen, von wo er zum zweiten Privatconcert am 18. nach Bremen kommt. Am 4. Decbr. singt er in Robert Schumanns Faustmusik in Leipzig und kehrt dann nach Guebwiller im Elsaß zurück, um im Februar eine zweite Kunstreise anzutreten. — Das Streichquartett der Brüder Müller in Meiningen hat kürzlich in Leipzig abermals einen Beweis seiner außerordentlichen künstlerischen Entwickelung gegeben. Die Herren bereiten sich zu einer großen Reise nach Rußland und England vor. — Vor Kurzem starb in London der hannoversche Gesandtschaftssecretär K. Klingemann, einer der verdientesten Kunstfreunde. Er stand einst in innigem Verkehr mit der Familie Felix Mendelssohns in Berlin und ist der Verfasser vieler der von diesem componirten Lieder, auch des Textes zur Operette „die Heimkehr“, der nun freilich nichts von Poesie in sich hat. In London war er später der rastlose Rathgeber und Freund der deutschen Künstler, dabei eine echt deutsche liebenswürdige Natur. — Der Operncomponist Mercadante in Neapel, welcher seit längerer Zeit an einem Augenübel leidet, ist in Gefahr, völlig zu erblinden. — Die königliche Kapelle in Berlin hat in einer Symphoniesoiree eine Suite für großes Orchester von Franz Lachner in München ausgeführt. Der Componist hat die im vorigen Jahrhundert gebräuchlichen Formen der Suite im Wesentlichen beibehalten. An seinem Werke, welches aus Präludium, Thema mit Variationen, Menuett und Fuge besteht, rühmt man die gediegene Arbeit des gewiegten Musikers, der alle Formen beherrscht, vermißt aber bedeutenden Gedankeninhalt.

* Bremen, 30. October. Dramatische Vorlesungen. Im November haben wir einen Besuch des Herrn R. Rielo aus Düsseldorf zu erwarten, welcher drei dramatische Vorlesungen angekündigt hat. Das Programm des Cyclus stellt Shakspere's „Was ihr wollt“, den ersten Theil von „König Heinrich IV.“ und „Romeo und Julie“ in Aussicht. Wir glauben das Unternehmen dem Publikum angelegentlich empfehlen zu dürfen. Herr Rielo ist ein Mann von tüchtiger wissenschaftlicher Bildung und von gründlicher Kenntniß der Literatur, namentlich des großen Dichters, dessen Werke er vortragen will. In den Städten, wo er bisher gelesen hat, spricht sich die Kritik sehr günstig über ihn aus und rühmt an ihm eine vorzügliche Befähigung zu seiner schwierigen Kunst und eine bereits erlangte große Gewandtheit und Sicherheit. Unterstützt von einem wohlklingenden, ausgiebigen und biegsamen Organ, hält er die richtige Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig in dem Stimmwechsel je nach den verschiedenen Rollen und Charakteren des Dramas. Er vermeidet glücklich die Extreme, welche so leicht, besonders bei den Frauenrollen, zur Caricatur führen, hascht nicht nach Virtuosität, die das wahre Schöne so leicht vernichtet, sondern zeigt ein lobenswerthes Streben, die Grenzen des Kunstschönen und Kunstwahren streng zu beachten und nicht darüber hinaus in das Rohe oder Trivial-Natürliche zu verfallen. Dieses richtige Maß, eine Hauptsache bei der Kunst des Vorlesens, unterscheidet Herrn Rielo's Vortragsweise vortheilhaft von mancher andern. Dem hier angezogenen Urtheile der Kölnischen Zeitung entspricht ein zweites, welches besonders bei Gelegenheit der Komödie „Was ihr wollt“ eine seltene Modulations-Fähigkeit der Stimmorgane und ein den Geist der Dichtung durchdringendes Verständniß dem Vortragenden nachrühmt. Gleich günstiger Beurtheilungen und derselben entsprechender Erfolge hatte sich Herr Rielo in Düsseldorf, Elberfeld, Bonn, Wiesbaden und anderen Städten zu erfreuen. Vor Kurzem hat er nun eine größere Kunstreise mit neuen Vorträgen in rheinischen Städten eröffnet, um dann im November in Bremen und gleich darauf abermals in Köln zu lesen. Die hiesigen Freunde der Kunst mögen sich daher eine Hinweisung auf den am 8. November zu eröffnenden Cyclus gefallen lassen.

* Kunst und Industrie in Griechenland.

In einer griechischen Zeitung kam mir kürzlich ein Bericht aus London über die dortige Weltausstellung vor die Augen. Der Berichterstatter erzählt dort, wie er auch die griechische Abtheilung gesucht habe. Er habe sie endlich in einem kleinen unscheinbaren Winkel, wie einen verlorenen Posten in der Mitte so vieler Großartigkeit und Herrlichkeit aufgefunden. „Und doch“, fährt er fort, „fühlte ich mein Herz mächtig klopfen, als ich bedachte, daß vor vierzig Jahren auch hiervon noch nicht die Rede war, und daß selbst der griechische Name unter den übrigen Nationen der Erde nicht genannt werden würde, wenn nicht die Freiheit und der Heldenmuth des Volks ihn rühmlich eingeschrieben hätte in die Tafeln der Geschichte. Die Aufnahme von Kunsterzeugnissen in der diesjährigen Ausstellung kam auch der unsrigen zu Statten, indem die Werke der Phytalis, Kossos und Brysakis nachsichtige Richter fanden, und ich hörte zu öfteren Malen es sagen, daß die griechische Abtheilung nicht zu verachten sei, denn sie liefere Beweise von künstlerischer Geschicklichkeit und Anlage. Ueberhaupt konnte ich bemerken, daß die Menschen hier zu Lande, wie auch sonst fast überall in Europa, auch wenn sie im Allgemeinen oft hart und streng über uns sich äußern, nach Art tadelsüchtiger und ungeduldiger Eltern über die Fortschritte ihrer Söhne, doch meistentheils in ihren Urtheilen über unsere künstlerischen Bestrebungen wohlwollend sich aussprachen und dem geringsten Zeugnisse von Fortschritt ihren Beifall zollten. Der Holzschnitt des Agathangelos gefällt allgemein, wenn nicht als Kunstwerk, doch als Beweis künstlerischen Fleißes und feiner Arbeit, wie sie den Künstlern des heiligen Athosberges eigen ist. Die Photographien des Dimitrios Konstantinos wurden besonders ausgezeichnet, und ich hörte, daß ihnen der erste Preis zugetheilt worden sei. Daran, daß man aus Griechenland zwei Säulen aus grünem Marmor (Verde antico) auf die Ausstellung geschickt, hat man sehr wohl gethan, da sie den besten Eindruck machen. Freilich wäre es noch besser, wenn man auch noch die Säulenknäufe dazu gebildet und ihnen einen bestimmten Stil gegeben hätte. Die übrigen Gegenstände unserer Industrie, namentlich Seidenstoffe und Teppiche, verschwinden vor der reichen Mannichfaltigkeit dieser Erzeugnisse aus der Türkei. — Ueber die griechischen Cerealien in der Ausstellung habe ich von Sachverständigen sehr günstige Urtheile vernommen, und namentlich von einigen Arten des Korns wurde behauptet, daß es nur von dem australischen Korn übertroffen worden sei. Besonders gerühmt wurden: die Oliven aus Phocis wegen ihrer Fettigkeit, der Tabak aus Argolis wegen seiner Leichtigkeit, und der Wein aus Attika, der manchen französischen Sorten an die Seite gestellt ward und sich außerdem durch größere Wohlfeilheit auszeichnete. Vorzüglich zogen aber die griechischen Korinthen die Aufmerksamkeit und den Beifall der Korinthenliebenden Engländer auf sich. Und doch übertraf sie noch bei vielen Besuchern der Ausstellung der hymettische Honig, dieses süße Erzeugniß der attischen Bienen, wie es dort gleich einem Strahle der Sonne von Attika glänzte in Gefäßen von Salamis. Wegen ihres Reichthums und ihres Geschmacks in der Arbeit fanden auch die Stickereien von Athen vielen Beifall, besonders eine unter ihnen, welche die Akropolis mit vielen Emblemen aus der Mythologie künstlerisch darstellte.

K.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 45. Bremen, 9. November. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Die sittlichen Rückwirkungen des Nationallebens.

Von Wilh. Kiesselbach.

Schon im Jahre 1846 schrieb Graf Cavour über die Bedeutung des Nationalitätsprincips für das Staatsleben: „Die Geschichte aller Zeiten belegt es, daß kein Volk eine hohe Stufe der Bildung und Sittlichkeit erreichen kann, ohne daß das Nationalitätsbewußtsein kräftig in ihm entwickelt ist. Diese bemerkenswerthe Thatsache erfolgt mit Nothwendigkeit aus den Gesetzen, welche die menschliche Natur bestimmen. Das geistige Leben der Massen bewegt sich ja in einem sehr engen Gedankenkreise. Unter den Ideen, welche sie sich aneignen können, sind gewiß zunächst den religiösen, die edelsten und erhabensten, welche sich auf das Vaterland und die Nationalität beziehen. Wenn jetzt die politischen Umstände des Landes seine Gedanken verhindern, sich offen kund zu thun, oder ihnen eine unselige Richtung geben, so werden die Massen in einem traurigen untergeordneten Zustande verbleiben. Allein das ist nicht Alles: bei einem Volke, welches nicht auf seine Nationalität stolz sein kann, zeigt sich auch das Gefühl persönlicher Würde nur ausnahmsweise bei einigen bevorzugten Individuen. Die zahlreichen Klassen, welche die untersten Schichten der Gesellschaft ausmachen, haben das Bedürfniß, sich in nationaler Hinsicht groß zu fühlen, um sich das Bewußtsein der eigenen Würde zu erwerben.“ In diesen Worten liegt ohne Frage ein sehr feines staatsmännisches Verständniß des modernen Völkerdaseins. Wie die Ausbildung einer Reichsbevölkerung zu einer staatlich und kulturlich in sich organisch-gefügten Nation das Resultat einer durch viele Geschlechter hingehenden politischen und ethischen Arbeit ist, wie der erreichte Menschenwerth des in ihr vorhandenen Einzelnen das Seinige zur Hebung des Ganzen beiträgt, in gleicher Weise wirkt auch wieder der bereits errungene sittliche und geistige Gehalt der nationalen Gliederung fördernd und steigend auf die Bethätigung und Haltung aller ihrer Einzelnen zurück. Indessen hat man sich beim weiteren Verfolgen der aus solcher Anschauung herzuleitenden Gedankenreihe doch wohl zu hüten, daß man nicht an einem willkürlich subjectiv zurechtgestutzten Nationalitätsbegriff die nationale Entwicklung der verschiedenen Völker ohne Unterschied bemißt, oder sie gar einem derartigen Principe gemäß künstlich zu beeinflussen sucht. Nur diejenige Staats- und Kulturbildung nämlich, welche naturgemäß dem durch Landraum und Geschichte bedingten Wesen eines Volkes entspricht, vermag jene ethischen Wechselwirkungen zu den Angehörigen desselben auszuüben, nur ihr Inhalt wird zur eigentlichen nationalen Gesammtseele einer Gebietsbewohnerschaft, die dann zu allen einzelnen Seelen ihre Linien hinzieht.

Auf keinem Gebietsbereiche ist in der Geschichte eine Nationalität von vornherein gegeben. Blutsverwandtschaftliche Bande mögen immerhin von Anfang an einen aus der Familie herausgewachsenen Stamm zusammenhalten, gleiche Lebensweise, Sprache und Sitte eine Horde in gewissem Sinne als ein Ganzes erscheinen lassen; zu einer Nation fängt indessen eine Bevölkerung erst dann sich zu bilden an, wenn sie auf dem individuellen Boden, auf welchem sie wohnt, ein den Naturanlagen dieses Bodens entsprechendes Staatsgebäude herausarbeitet und in dieser ihrer politischen Gliederung eine selbständige geistige und ethische Kultur weiter entwickelt. Darum erscheint es denn auch für eine realistische, nach genetischer Methode verfahrende Politik durchaus unsinnig, daß Staatsmänner bei der Nationalitätsdurchprägung ihrer Heimathsländer so oft die Staatsverhältnisse benachbarter Völker als Muster in's Auge fassen, welches sie nun ihrerseits möglichst nachahmen zu müssen glauben. Und eben dieser Vorwurf trifft unseres Erachtens in der Gegenwart Niemanden unbedingter als die auf den Bahnen Cavour's einherschreitenden italienischen Politiker.

Die romanische Staatskunst, wie sie am Schlusse des Mittelalters zuerst seit dem Untergange des Alterthums nach Burckhardt's treffendem Ausdrucke „den Staat als Kunstwerk“ zu behandeln begann und bald von Macchiavelli in's System gebracht wurde, ist die Quintessenz der juridischen Klugheit, mit welcher die Stadt Rom und später die byzantinische Büreaucratie ihre Flächengebiete beherrscht haben. Der abstracten Staatsform wird darin die geographisch-ökonomische Individualität eines Landes, die Besonderheit der auf demselben hausenden Gesellschaftsgruppen unbedingt unterworfen. Eben weil das politische Leben Italiens im Mittelalter nur in den einzelnen Städten als ein städtisches vor sich ging, und in denselben nach Zerstörung der agrarischen Grundlage fast überall die Tyrannei der auf das Condottieretbum sich stützenden Geldwirthschaft aufkam, konnte die italienische Politik ohne Rücksicht auf die Gliederung der Gesellschaft ihre graden Linien ziehen. Und deßwegen kennt sie denn auch als Mittel der Staatsbildung nur die absolute Gewalt; der Princips räumt mit

Gift und Dolch die Hindernisse bei Seite, die sich der Verwirklichung seines Staatsbegriffes entgegenstellen. Frankreich, seit dem sechszehnten Jahrhunderte meistens von Italienern regiert, hat später wirklich sein politisches Gefüge immer mehr nach den Heften des florentinischen Secretärs eingerichtet; wie in England, Spanien und Deutschland ebenfalls die zeitweilig wieder hervortretende politische Abstraction sich auf den italienischen Ursprung zurückführen läßt.

Wenn aber dessenungeachtet Italien, wo somit am frühesten der moderne politische Mensch sich ausbildete, während ganzer drei Jahrhunderte thatsächlich nicht zur Organisation eines Einheitsstaates durchgedrungen ist, dann liegt es dem sinnenden Geiste doch nahe, den Ursachen nachzuforschen, die dieß bisher verhindert haben, und die Frage aufzuwerfen, ob die von dem Grafen Cavour und seinen Nachfolgern ins Auge gefaßte italienische Nationaleinheit für das Land naturgemäß sein möchte. Wir hören gerade jetzt, wie der greise Odilon Barrot in einem Schriftchen, „die Centralisation“, seinem Vaterlande es darlegt, daß Frankreich nur durch Lockerung seiner unionistischen politischen Bande, durch das Wiederbeleben selbständiger provinzialer Gliederungen, unabhängiger Gesellschaftskreise und in denselben unabhängiger Individuen eine wirkliche staatliche Gesundheit zu erreichen hoffen darf; will nun Italien selbstbewußt in künstlicher Art politische Einrichtungen zu sich hinübernehmen, welche Frankreich an den Rand des Abgrundes geführt haben, und sollten derartige Einrichtungen wohl die nationale ethische Kultur nach sich ziehen, innerhalb deren sich der Einzelne zur sittlichen Befriedigung seines Daseins durchringt? Im Alterthume war der Staat unmittelbar mit der Religion verquickt; das patriotische Gefühl des Menschen erhielt dadurch eine religiöse Beimischung; der moderne Staat dagegen muß seinen früheren transcendentalen Inhalt fortan durch die sittliche Geistesarbeit seiner Angehörigen ersetzen; wie aber vermag er das, sobald seine gesammte künstliche Structur dem Wesen seiner Bürger zuwiderläuft? Hat man jenseits der Alpen gar keine Ahnung davon, daß die schwersten socialen und politischen Fesseln diejenigen sind, welche dem Menschen im Namen der Freiheit aufgezwungen werden?

Es versteht sich von selbst, daß wir den neulichen Sturz der größeren und kleineren Gewaltherrscher in Italien nicht im Geringsten beklagen. Ihr Regiment, welches sich kaum von dem Treiben der Condottierefürsten des sechszehnten Jahrhunderts unterschied, hatte die Zuchtruthe der Geschichte, die meistens leider nur zu langsam straft, längst verdient. Die weltliche Macht des Papstes, welche ja schon einmal zur Zeit Alexander's VI. stark in die Brüche gehen zu wollen schien, wird uns bei ihrem etwaigen Sturze ebenfalls keine Thräne des Mitleids kosten; und falls Oesterreich sich über den Verlust der Lombardei zu trösten vermag, indem es nach Graf Rechbergs kürzlich gegebenen Andeutungen die großen Fehler seiner zeitherigen ultramontanen Politik jetzt vielleicht einsieht, dann haben wir Deutschen vollends das Po-Thal nicht in den Kreis unseres Patriotismus eingeschlossen, um es dem „einigen Italien“ ernstlich zu mißgönnen.

Dessenungeachtet hegen wir die feste Ueberzeugung, daß, sobald es dem Hause Savoyen gelingt, die Einheit Italiens künstlich herzustellen und nach französischem Muster das ganze Land in sich gleichartig einzurichten, dieses Werk eher Alles Andere als die politische und kulturliche Fortentwicklung der italienischen Nation in der Richtung fördern wird, worin nach Cavour's Worten der Einzelne das Gefühl seiner eignen Würde in seinem Theilhaben an einem großen Nationalleben stärkt. Für Italien fehlen ja die natürlichen Grundbedingungen zu einer straffen politischen Union; darum muß folgerichtig ihre von Oben herunter gewaltsam bewerkstelligte Durchführung gerade die eigentlich gesunden ökonomisch-politischen Momente der appeninischen Halbinsel nothwendig zerstören. Die Thatsache nämlich, daß auf der langgereckten Landzunge zwischen dem etrurischen und adriatischen Meere sammt ihrer Insel Sicilien von jeher in der Geschichte kleine Stadtstaaten sich gezeigt haben, und es selbst Rom's, die Kräfte des ganzen thalattischen Völkerlebens zusammenfassenden Macht nicht gelang, die föderativen Elemente des schmalen Gebietes völlig aufzuheben, ist denn doch wohl auf Ursachen zurückzuführen, die in der Eigenart von Grund und Boden selber liegen. Zwischen Neapel und Sicilien einerseits und der Lombardei andrerseits bildet der von Norden nach Süden sich hinziehende Gebirgsrücken keine geographische Vermittlung, und die beiden Küsten rechts und links von ihm werden ebenfalls durch diese Mauer auseinander gehalten. Selbst wenn der indische Handel wieder wie, im Mittelalter, seinen Uebergangspunkt für den Westen in Alexandria findet, verkehrt das Po-Thal ebenso für sich mit der Levante, als wie Calabrien; während ein reger Austausch an einheimischen Produkten unter den verschiedenen Theilen Italiens ebenfalls nicht stattfindet.

Dazu kommt dann ferner, daß die Geschichte von frühen Tagen her auf diesem europäischen Vorlande die mannichfaltigsten Bevölkerungsmomente neben einander hingelagert hat. Wollen wir auch annehmen, das römische Reich habe schließlich die selbständigen Reste der griechischen und tyrrhenischen Bewohner in sich aufgenommen, so treffen wieder im Anfange des Mittelalters Byzantiner und Vandalen, Germanen und Slaven auf der Halbinsel zusammen; später kommen im Süden die Araber und als ihre Nachfolger die Normannen, während am Ausgange des Mittelalters sich im Norden französische und spanische Einwanderer zumischen. Die römische Kirche aber hat nie eine hinreichende weltliche Macht besessen, um aus diesen verschiedenen Stammesresten eine einheitliche Volksindividualität durchzuprägen. Vielmehr waren, wie Burckhardt in seinem ausgezeichneten Werke: „Die Kultur und Renaissance in Italien“ bemerkt: gerade „Existenz und Lebensbedingungen des Kirchenstaates ein Hinderniß der Einheit im Großen, dessen Beseitigung sich kaum jemals hoffen ließ. Wenn dessenungeachtet im politischen Verkehr des 15. Jahrhunderts hie und da des Gesammtvaterlandes mit Emphase gedacht wird, so geschieht dieß meist nur, um einen andern, gleichfalls italienischen Staat zu kränken. Die ganz ernsten, tief schmerzlichen Anrufungen an das Nationalgefühl lassen sich erst im 16. Jahrhunderte wieder hören, als es zu spät war, als Franzosen und Spanier das Land überzogen hatten. Von dem Lokalpatriotismus kann man etwa sagen, daß er die Stelle des Gefühls vertritt, ohne es zu ersetzen.“

Die mittelalterlichen Städtestaaten Florenz, Mailand, Venedig, Genua fanden unter sich kein gemeinsames politisches Band, und die kleinen Fürstenthümer, die nachher an ihre Stelle traten, boten auch der Nationalentwicklung keinen zusammenhängenden Boden dar. Einzig die Kultur der Renaissance ließ die Sprache und höhere Bildung Italiens einig werden, wobei jedoch die unteren Volksschichten in sehr merklichen Verschiedenheiten bis in die Gegenwart fortlebten.

Will daher die Schule der Cavour'schen Staatsmänner jenseits der Alpen eine Nationalitätsdurchbildung einleiten, innerhalb deren der einzelne Italiener jene sittliche Befriedigung, den Halt für die persönliche Würde finden kann, wovon der verstorbene Minister 1846 in dem angeführten Briefe spricht, so vermag sie dies Ziel nur auf dem Wege zu erreichen, daß sie die politische Gliederung des Landes auf der föderativen Basis einrichtet, die es naturgemäß darbietet. Bei Lichte betrachtet ist ja die jetzt sieg-

reiche Bewegung in den Staaten Italiens in erster Linie gegen die absolutistische Herrschaft ihrer eigenen Fürsten und Oesterreich gerichtet gewesen; diese zu beseitigen mußte der von Turin aus im königlichen Sonderinteresse gepflegte nationale Einheitsgedanken zunächst dienen; und da einerseits der Papst noch als weltlicher Souverän fungirt, andererseits aber das Festungsviereck und Venedig sich noch im Besitz des Habsburgischen Hauses befindet, so erhält dadurch für den Augenblick dieser Einheitsgedanken fortwährend neue Anregung, so daß die föderativen Momente Italiens für jetzt nicht zur Geltung kommen können.

Ohne diese beiden Pfähle im Fleische des italienischen Landeskörpers hätte in demselben unseres Erachtens die territoriale Selbstständigkeit der einzelnen Gebiete schon längst wieder mit der einheitlichen Staatsgestaltung abzupaaren gesucht, wie sehr auch immerhin die abstracte romanische Staatskunst bei den Leitern des italienischen Geschickes auf eine centralistische Zusammenfassung der verschiedenen Theile nach französischem Muster hinarbeitet. Jedenfalls indessen geht aus einer solchen, die natürliche Besonderheit des Einzellebens knechtenden Centralisation nicht die ethische Rückwirkung des Nationalgedeihens auf das Individuum hervor, welche die Vaterlandsliebe der Religion nahezu an die Seite stellt.

Sehen wir hier aber davon ab, ob das angeführte Wort Cavour's gerade in seinem Munde und für seine in Italien beabsichtigte Nationalpolitik nicht zur vollen Gültigkeit noch verschiedener bestimmten Bedingungen bedarf, dann läßt sich gewiß nicht leugnen, daß es an und für sich verdient, das Motto für die Wirksamkeit eines jeden edlern Staatsmannes zu werden. Die Idee, daß die Staatsordnung nur dann die ihr zufallende Aufgabe ganz zu lösen vermag, wenn der Staat einen wahrhaft ethischen Inhalt bekommen hat, ist seit Plato's Tagen in der Weltgeschichte erst in unserm Jahrhunderte mit positivem Ausdruck neu aufgetaucht. Genau genommen freilich kämpft sie negativ bereits in der französischen Revolution am Schlusse des vorigen Jahrhunderts mit. Die bis dahin unterdrückten Schichten der französischen Gesellschaft fordern ja damals im ersten Aufschwunge ihrer Bewegung nicht allein für sich bestimmte reale Rechte in der neuen politischen Gemeinsamkeit, sondern es liegt in ihnen auch der Gedanken, daß fortan das Staatsleben den sittlichen Gesetzen gehorchen müsse, wie auch das höchste Ziel des Individuums die Sittlichkeit sei. Ihre Freiheitsbegeisterung erhält dadurch eine Art von religiösem Anstrich, so seltsam sich immerhin die Göttin der Tugend und Vernunft auf den französischen Altären ausnahm. Allein die sittliche Kulturarbeit der Bevölkerung selber war während des 18. Jahrhunderts in Frankreich nicht darnach angethan gewesen, um nach dieser Richtung hin bereits ein befriedigendes Resultat ergeben zu können, und die folgenden Kriegszeiten lenkten dann vollends die Aufmerksamkeit der europäischen Staaten auf die ausschließliche Ausbildung ihrer physischen Macht zurück.

Sehen wir hier aber von England ab, das, im langjährigen Besitze seiner naturgemäßen Verfassung, begünstigt durch seine Insellage, in einer festgefügten nationalen Einigkeit dasteht, welche sich ebenso sehr als in seiner Politik in seinem ganzen Bildungs- und Sittenkreise ausprägt, so ist es in unserm Jahrhunderte vor Allen das deutsche Volk, das im Ringen nach seiner nationalstaatlichen Durchbildung sein politisches Gesammtdasein auch zum sicheren Träger seines nationalen ethischen Lebens zu erheben strebt. Die gegenwärtige Bewegung in unserem Vaterlande ist gewiß nicht darauf gerichtet, mittelst der zusammengefaßten Volkskraft nach französischem Beispiel auswärtige Eroberungen zu machen; sie zielt einzig auf die Begründung einer staatlichen Gliederung hin, welche uns Sicherheit nach Außen und die volle Kräfteentfaltung im Innern verbürgt; und sie entspringt fürwahr nicht allein aus den gegebenen materiellen Interessen, sondern sie hat auch ebenso ihre Quellen im Gefühle des Volkes, das in dem Staatsleben einen sittlichen Halt für das Einzelleben sucht.

Wir haben früher einmal in diesen Blättern darauf hingewiesen, wie das Einzelleben schließlich eine endgiltige Befriedigung allein in dem socialen Zusammenhange findet. Nur im Hinblick auf die gesammte Menschheitsgeschichte wird, wie Hettner (Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts) so schön hervorhebt, der fragende Geist die letzten Antworten ahnen. Aber zwischen dem Einzelnen und der gesammten Menschheit dehnt sich ein weiter Raum aus, welchen der Gedanken nicht jeden Augenblick überbrücken kann. Die Menschheit bleibt für die Meisten eine Abstraction, während im concreten Leben zum Troste für die Wechselfälle desselben, zur Hebung des sittlichen Bewußtseins der Mensch seine gesellschaftliche Verbindung viel unmittelbarer empfinden muß. Umgiebt ihn dazu nun in erster Linie die Familie, die Freundesschaar, steigert er ferner sein sociales Interesse zu der Erfassung seiner Stellung in der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde und weiter in der Provinz, so will er sich endlich auch als Mitglied einer Nation fühlen, in deren Umfange meistentheils für ihn die Menschheit liegt. Je mehr seine eigene Bildung steigt, um so weiter rücken für ihn die Grenzen seines socialen Bewußtseins hinaus, und je kräftiger der Halt sich herausstellt, welchen dasselbe dann in dem Nationalleben findet, desto wohlthuender wirkt das Wesen des Ganzen auf sein eigenes Wesen zurück.

Es ist in psychologischer Hinsicht durchaus folgerichtig, daß die hervorragenden Köpfe unserer sogenannten romantischen Periode, da sie ein nationales Vaterland nicht vor sich sahen, fast durchweg auch Familie und Sonderstaat für sich verloren und nun ihr Einzelich zusammenhangslos der Welt gegenübersetzten. Sie waren über den kleinen Kreis des Daseins hinausgewachsen, fanden aber hinterdrein keine größere Gliederung, in welcher sie jenen kleinen Kreis harmonisch hätten einfügen können. Und wenn auch die folgende Generation, nach Beendigung der Freiheitskriege, die politische Arbeit in den Territorialstaaten begann, stets blieb für ihre geistige Bethätigung eine Lücke übrig, wie sie nur ein großes deutsches Nationalleben ausfüllen konnte.

Ein Mensch, welcher kein Familienleben hat, pflegt gewöhnlich an Geist und Herz früh zu verknöchern, eine Familie, die nicht frisch in der sie umgebenden Bürgerlichkeit steht, verfällt in kleinliche Selbstsucht, und eine Gemeinde und Provinz ohne rege Berührungen mit einem großen Staatswesen, dem sie als Theil angehörte, ist der wahre Boden für den Krähwinklersinn, in dessen geistiger und sittlicher Oede kein harmonisches Menschendasein zur Blüthe kömmt. Was soll denn den Einzelnen über den einfallenden Schmerz seiner Tage hinaustragen, wenn rund um ihn her jedes höhere sociale Streben erlahmt ist, wenn zwischen seinem kleinen Ich und der großen Menschheit keine gesellschaftliche Gliederung in Mitten steht, der unmittelbar seine Liebe gehören kann, für die er denkt und strebt und über deren Wohl er sein eigenes Weh vergißt? Gottfried Kinkel hat gesagt: »Wer Nichts mehr auf Erden besitzt, nicht einmal ein theueres Grab, der wirft sich in die Arme der Natur und sie läßt ihn nicht wieder los.« Ein solcher Gedanken rührt indessen aus jener Zeit des Dichters her, in welcher ihm das Ideal deutschen Nationallebens noch nicht nahe getreten war; sonst würde er einen so vom Schicksal Getroffenen an die Brust des Vaterlandes weisen, damit er im Streben für sein Volk neue Kraft schöpfe; vorausgesetzt, daß er ein Vaterland hat.

Gewiß, wenn wir zurückdenken an die Zeit, welche sich von den Freiheitskriegen bis zu uns herzieht, so dürfte sich in der-

selben in Deutschland kein Mannesleben finden, das ganz und voll zur höchsten männlichen Entwicklung gekommen wäre. Allen hervortretenden Personen fehlt im Sein und Denken der letzte Rückhalt an ein großes Nationalgefüge, und auch die Charaktere tragen vielfach den Stempel der kleinen Verhältnisse, welche die Menschen umgeben. Die Jugend schon, wenn sie ins öffentliche Leben eintrat, mußte es bitter empfinden, daß ihr der große vaterländische Staat fehlte. Manch junges Dasein ist damals im phantastischen Ringen nach Deutschlands Macht und Größe in sich zerrüttet worden; die Periode des „Weltschmerzes" konnte nur deßwegen Fuß fassen, weil dem überschwenglichen Einzelgefühl das Gegengewicht eines gesunden Nationalgetriebes keine Grenzen anwies. Und wenn wir selber uns ernstlich fragen, gelangen wir auch gegenwärtig denn wirklich zu dem rechten Glück in unserm Schaffen und Können, da wir auf dem politischen Gebiete immer nur für die weite Zukunft arbeiten, da wir bis jetzt nur die Wege sehen, die vielleicht zum Ziele führen können, aber dies Ziel an sich noch den meisten Augen verborgen bleibt?

Der deutsche Boden ist so schön wie nur irgend ein Wohnungsbereich in ganz Europa. Die Wälder und Ströme, die Triften und Seen, so oft wir wieder den Wanderstab ansetzen, erwecken in uns stets auf's Neue eine unmittelbare Liebe zu den Räumen unserer gemeinsamen Heimath. Die deutsche Erde in der lieblichen Mannichfaltigkeit ihrer Gestaltungen nährt und hebt in uns das poetische Verständniß der Natur, während überall bei den sie bewohnenden Stämmen uns Fleiß und Wohlhabenheit entgegenblickt. Unsere Städte sind voll von schmucken Gebäuden aus alter und neuer Zeit, voll von Schätzen für die Kunst und Wissenschaft; viel Singen und Sagen tönt in Deutschland aller Orten aus der grauen Vergangenheit in die grüne Gegenwart hinein. Dabei ist das Volk durchweg „treu und gut." Aber alle diese Güter und Gaben können uns doch nicht schadlos halten der Thatsache gegenüber, daß der Bau unserer staatlichen Gliederung nicht vollendet ist, daß in dem deutschen Menschen sich nicht auch der nationale deutsche Staatsbürger kräftig durchprägt. Wohin wir uns wenden, wir tragen den deutschen Schmerz mit uns, das Vaterland nimmt uns unsere beste Kraft, ohne uns einen geistigen und ethischen Ersatz dafür zu geben; obgleich gerade die deutsche Art in der Größe des Vaterlandes am Allerersten auch einen sittlichen Anhalt für das Einzelleben finden würde.

Man hat es so oft in Wort und Schrift dargelegt, welche materiellen Nachtheile für Deutschland aus seiner politischen Zersplitterung erwachsen; seine politische Schwäche unter den Völkern ist ein Spott des Auslandes, im Gange der Weltgeschichte geht es nur schüchtern in zweiter Reihe mit. Aber man soll es auch in's Auge fassen, wie dadurch gleichfalls unsere gesammte kulturliche und sittliche Arbeit vielfach gehindert wird. Seit drei Jahrhunderten ist auf dem Wege der kirchlichen Reformation wenig gewonnen. Rom erscheint noch immer als mächtig diesseits der Berge, der Protestantismus hat sich nur stellenweise weiter gereinigt und mit den wissenschaftlichen Errungenschaften in Einklang gebracht, und in der folgerichtigen Anerkennung des Menschenrechtes nach allen Seiten hin fallen nur äußerst langsam die Schranken, welche vergangene Jahrhunderte bei anders gearteten gesellschaftlichen Verhältnissen zwischen die Mitglieder eines Staatsverbandes aufgerichtet haben.

Eine erfreuliche Erscheinung in unserer Zeit belegt es allerdings in sehr wohlthuender Weise, daß neben dem politischen aus das sittliche Bedürfniß nach einer nationalen Gliederung das deutsche Volk tief erfaßt hat, und der Ausdruck, in welchem dieses Bedürfniß sich kund giebt, ersetzt vielleicht mit seinen Rückwirkungen auf den Einzelnen einigermaßen das ethisch belebende Moment, welches in einer großen Nationalgeschichte jeden Bürger auch hinsichtlich seiner Gefühlswelt mit dem Ganzen verbindet. Die öffentlichen Feste und Feierlichkeiten, die, getragen von der städtischen Gastfreiheit, neuerdings in Deutschland so fröhlich in Schwung kommen, und von denen die früheren Geschlechter gar keine Ahnung hatten, lassen es uns jetzt zeitweilig weniger schmerzlich empfinden, daß über uns Allen sich noch immer nur erst ein luftiges Gedankenzelt aber kein festes politisches Dach in sicheren Wölbungen ausspannt. Gewiß, sie kehren gehoben und gekräftigt in Vaterlandsliebe nach Hause zurück, die Männer, die auf Sänger- und Schützentagen, in den Versammlungen für Wissenschaft und Kunst sich einmal wieder unmittelbar im Zusammenhange des deutschen Lebens gefühlt haben; der Einzelne erhält damit für seine Wirksamkeit neue Ziele vorgesteckt, für seine Fragen neue Antworten, für seine Zweifel neuen Trost, so daß er freudiger den Lebensberuf fortsetzt, in welchem er für das Ganze strebt.

Wirklich zu entschädigen vermag freilich der laute Jubel jener großen Zusammenkünfte das Herz für die Leere aber doch nicht, welche es bei der nationalstaatlichen Zerfahrenheit Deutschlands gerade dann am meisten empfindet, wenn es im Ringen mit dem eigenen Geschick in einer Gemeinsamkeit mit dem Vaterlande sich die ethische Befriedigung des Daseins zu erwerben sucht, nach der, bewußt oder unbewußt, jeder Mensch auf Erden trachtet. Unserer Generation verbleibt wohl nur die ruhelose politische Arbeit an sich, die sittlichen Rückwirkungen eines gefesteten Nationallebens werden erst den späteren Geschlechtern zu Gute kommen.

* Zur Erinnerung an Felix Mendelssohn.

Bremen, 6 November.

Der 4. November, der Tag, an welchem im Jahre 1847 Felix Mendelssohn Bartholdy aus dem Leben schied, hat in manchen Städten die Veranlassung zu einer musikalischen Gedächtnißfeier gegeben, wie das seit dem Tode des Meisters alljährlich geschieht. In Berlin wurde zu seinem Angedenken das Requiem von Kiel gesungen, in Köln der „Paulus" aufgeführt, in Leipzig das Gewandhausconcert der Erinnerung an ihn gewidmet. In Bremen gedachten seiner das Privatconcert und der Künstlerverein. Es ist eine schöne und würdige Sitte, daß man solche Tage in der Erinnerung festhält und sich verpflichtet glaubt, das Wirken der hervorragenden Männer, die zur Mitwirkung an der geistigen und künstlerischen Entwickelung berufen waren, zu ehren und immer wieder von Neuem den Lebenden einzuprägen, was sie den Hingeschiedenen zu verdanken haben. Indem wir uns anschickten, an dieser Stelle die Leser in jene Zeit zurückzuführen, da Mendelssohn thätig war und immer neue Werke schuf, bis das unerbittliche Geschick den rastlosen Mann inmitten seiner Laufbahn und im schönsten Mannesalter abrief, trat uns ein Bericht vor die Seele, welchen im November 1847 über die Todtenfeier Mendelssohns ein nun auch schon längst Verstorbener, Theodor Althaus, schrieb und der im Sonntagsblatte der Weserzeitung mitgetheilt wurde. Wir erlauben uns, einen Theil jenes Berichtes uns anzueignen, da in demselben wesentlich das gesagt und ausgedrückt ist, was wir selbst in früheren Jahren oft in jenem Blatt und später in dem unsrigen gesagt haben und jetzt mit anderen Worten wiederholen müßten.

Am Donnerstag, dem 4. November, las man in Leipzig auf den Straßenecken angeschlagen, daß das Gewandhausconcert, das wie gewöhnlich an diesem Tage stattfinden sollte, wegen dringender Gründe ausgesetzt sei. Wer wenig in die Gesellschaft kam und

sich nun nach den Gründen erkundigte, die den ersehnten Genuß des Abends verhinderten, der konnte es jetzt von jedem Leipziger erfahren: es sei, weil Mendelssohn im Sterben liege. Von jedem, glaub' ich sagen zu dürfen; denn wer ihn auch nie in jenem glänzend erleuchteten, gedrängt gefüllten Saale des alten Gewandhauses gesehen hatte, wie er in vollendeter künstlerischer Anmuth und Würde mit seinem Stäbchen die schwellenden Massen der Töne geleitet und beseelt hatte, der wußte doch als Patriot für seine Vaterstadt zu klagen, wie viel Leipzig an ihm verliere, wie manchen Fremden seine Gegenwart hier hingezogen und gehalten habe. Man sagte ihn den Tag über bald todt, bald hoffte man noch von Schönlein, der aus Berlin herbeieilte; am Abend wußte man, daß er gestorben war.

Den näheren Bekannten freilich war es nicht so überraschend plötzlich gekommen. Die Aerzte hatten schon eine Woche vorher die Hoffnung aufgegeben; und wenn man von der Kraft eines männlichen Lebens, das noch nicht das vierzigste Jahr erreicht hatte, noch Rettung erwartete, so mußte man sich doch auch sagen, daß der schöpferische Geist, der von so ungewöhnlich frühen Jahren an in dieser feinen Organisation die Nerven durchzuckte, auch weit rascher als bei anderen Naturen das physische Leben verzehrt haben möchte. Man wußte auch, daß der Tod von Fanny Hensel, seiner geliebten Schwester des Herzens und der Kunst, ihn tief erschüttert hatte; wie sollte nicht in einer Seele, deren zarteste und kräftigste Regungen so ganz Musik und ungestörte Harmonie geworden waren, der Schmerz des Verlustes, der jähe Sprung einer Saite um so zerstörender auf das Leben wirken? Wie leichter verschmerzt ein Unglück sich, wenn man im Hinblick auf so manches andere Trübselige vielleicht den Tod, als eine Erlösung, minder grausam nennen kann, als dann: wenn er wie ein einziges und erstes unversöhnliches Unglück in ein bis dahin reiches und glückerfülltes Leben tritt!

Und wie nun auch jene geistige Anspannung oder diese plötzliche Erschütterung den frühen Tod, den wir beklagen, herbeigeführt haben mag, gewiß hat er selten ein so reich befriedigtes und glückliches Leben gebrochen, wie das des Künstlers war. Wenn wir das Glück vor Allem nennen, was die Entwickelung der edelsten Kräfte zur Stärke wie zur Harmonie fördert, so scheint freilich in diesem Sinne das Leben jedes Künstlers, der das Große und Schöne wirklich erreicht und geleistet hat, glücklich genannt werden zu müssen; alle Kämpfe, Schmerzen und Entbehrungen erscheinen ja als fördernd und dadurch als versöhnt im Hinblick auf das Ziel. Aber zu oft glauben wir in den schönsten Werken der Kunst einen treibenden Hauch und Nachklang dieser Leiden zu spüren, zu oft scheinen Kraft und Anlage uns doch größer als die vollbrachten Thaten, als daß wir uns bei dieser starren Nothwendigkeit beruhigen könnten; wer hat nicht schon aus voller Seele für Schiller jenes Glück gewünscht! und wem ist es nicht schon ein bitteres Gefühl gewesen, daß für ihn, für Beethoven, für so manchen noch auch jenes andere Glück der äußeren Verhältnisse, der Erlebnisse und Umgebungen, jenes Glück, das der Seele Heiterkeit und volle Freiheit schenkt, so wenig gethan hat!

Ueber Mendelssohn's Leben hat die Sonne des Glücks mit vollen Strahlen Wärme und Licht ausgegossen. Ihn hat von seiner Geburt an eine Atmosphäre umgeben, die allem Häßlichen, Kleinen und Gemeinen so viel als denkbar enthoben war, und in reichem Maße sind von Anfang an alle fördernden Kräfte in ihn eingeströmt. Als Sohn einer geachteten, fast berühmten Familie war ihm schon die Arbeit, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, unendlich erleichtert; seine Eltern liebten ihn; seine ausgezeichneten Lehrer leiteten seine Kräfte von Anfang in die rechte Bahn; nie wurde er, wie so viele, gequält, das zu lernen, was man nachher mit Mühe vergessen muß; alle Freiheit, die der Reichthum gewährt, war ihm gegönnt, und niemals hat die Sorge ihm ängstlich auf das Blatt geschaut.

Er war gestorben, und seine Freunde und Verehrer wetteiferten, seinen Tod zu ehren, zu schmücken und auszuzeichnen, wie sein Leben alles dies in so reichem Maße empfangen hatte. Wenn er in Leipzig, wo er doch am liebsten gelebt hat, hätte begraben werden sollen, so wäre die Anordnung der Feier leichter und sie selbst wohl auch schöner gewesen. Nun er aber in Berlin beigesetzt werden sollte, galt es nur eine Todtenfeier an seinem Sarge; die Paulinerkirche wurde dazu bestimmt. Am Sonnabend war die Leiche auf dem Paradebett ausgestellt. Wie viele Kränze wurden gebracht, wie viele Thränen vergossen! Die Züge des Gesichts waren unentstellt; es war, als wenn auf den feinen Lippen ein letztes Wort schwebte.

Am Nachmittage des 8. November begleitete eine große Schaar von Leidtragenden Mendelssohns Leiche nach der Paulinerkirche, wo der Sarg auf einer schwarz bekleideten Erhöhung des Chors unter den Klängen der Orgel niedergesetzt wurde. Ein Sängerchor und ein Orchester waren vor derselben zu einer musikalischen Todtenfeier vereinigt, während der Hauptraum der Kirche gedrängt voll war von Menschen. Die Musik mit ihrer herzerlösenden Macht schwoll von der Orgel herab, und wie die alte Melodie des Leidenschorals die Räume ganz durchzog, empfand ich diese Macht von neuem in ihrer Unersetzlichkeit, in ihrem befreienden versöhnenden Wesen. Mir war, als wenn sie alles Störende gebannt hätte, und aus den Worten des Gläubigen unter dem Kreuze, die der große Chor zu singen anhob, tönte mir nur der Schmerz um ein edles geschiedenes Leben. Wir schauen in das brechende Auge, wir fühlen es ganz, wie die Flamme in ihrem letzten Aufzittern sich nach der Erlösung aus dieser Qual des Sterbens sehnt und doch vom Leben nicht lassen kann; wie der Augenblick da ist:

„Wenn mir am allerbängsten
Wird um die Seele sein!“

Die letzten Worte verhallten, und die Orgel leitete langsam und sanfter zu dem Chor aus Paulus über, in dessen Tönen sich der Künstler sein eignes Requiem sang. Ach, die Sängerinnen hatten diesen Chor wohl schöner und besser gesungen, da ihr Auge der geistbelebten Hand des geliebten Meisters folgte, als jetzt, wo die Thränen um ihn darin standen. Ich weiß nicht, ob es möglich ist, mit dem vollen Schmerz um einen solchen Verlust im Herzen die Stelle des Chors zu singen, wo aus der weichen duldenden Hingebung mit einemmal der Jubel des Ueberwindens sich aufschwingt in dem: „siehe, wir preisen selig, die erduldet haben!“ Ich weiß nur, daß das Beben einzelner Stimmen, aus dem der vergebliche Kampf mit den schmerzlich aufgeregten Gefühlen so wahr und ohne Hülle sprach, mich ins Innerste erschütterte. Es folgte die Trauerrede, gesprochen vom Prediger der reformirten Gemeinde, einem Freunde Mendelssohns, und dann der Schlußchor aus Bachs Matthäus-Passion, deren Wiederbelebung nach langer Vergessenheit eines der größesten Verdienste des Entschlafenen ist.

Es war schon Nacht, als die Feierlichkeit beendigt war. Der Leichenwagen fuhr nach dem Magdeburger Bahnhof, da wurde der Sarg auf einen Waggon gesetzt, und mit dem Extrazug, der bereit gehalten war, flog er nach Berlin. Das Schnauben und Keuchen der Locomotive, der Donner über die Brücken, der gelle Schrei der Dampfpfeife durch die schlafende Gegend — das ist die letzte Nachtmusik gewesen, die die Macht einer neuen Zeit dem Künstler gebracht hat, der uns Ungläubige noch einmal zum Glauben an das Mittelalter und die alte Welt, in der verführe-

rischen Form des Elfentanzes und den gewaltigen Klängen des Elias zurückzaubern sollte.

An die Mittheilung des obigen Berichtes von Althaus mögen sich einige Worte über die in Bremen in diesen Tagen stattgefundene Gedächtnißfeier anschließen. Das Privatconcert, welches auf den 4. November fiel, konnte, da seit längerer Zeit ein Programm mit dem Pianisten Herrn von Bülow festgestellt war, nur theilweise dem Componisten des „Paulus" gewidmet werden. Die Ausführung einer seiner Symphonieen, der dritten oder vierten, würde hier recht am Platze gewesen sein, doch war statt derselben die Ouvertüre „Meeresstille und glückliche Fahrt" gewählt, womit nun allerdings Mendelssohn in seinem charakteristischen Wesen und besonders hinsichtlich seiner poesievollen, glänzenden Instrumentationskunst würdig vertreten war. Ferner wurde die Concertarie für Sopran „Unglücksel'ge" (Op. 94) gesungen, eine Composition, welche erst nach seinem Tode in den Druck gekommen ist. Mendelssohn hat diese schöne und wirksame Arie, deren Allegro freilich wohl hinter dem Andante zurücksteht, für die Concertsängerin Frau Johanna Schmidt componirt, welche dieselbe oft gesungen und lange als Manuscript besessen hat. Mendelssohn schätzte diese Sängerin hoch und berief sie oft nach Leipzig für die Gewandhausconcerte. Die treffliche Frau ist kürzlich von Bremen, wo ihr Gatte, der Concertmeister Georg Schmidt, im Januar 1861 starb, nach Crefeld zu ihrem Bruder, dem Musikdirector Wolff, gezogen. Sie war, seitdem der Verlust ihrer Stimme sie am öffentlichen Auftreten verhinderte, Jahre lang unter uns als Gesangslehrerin thätig. Jener Arie wurden aus dem reichen Kranze der Lieder, die wir Mendelssohn verdanken, zwei Blüthen hinzugefügt, nämlich „das erste Veilchen", (Op. 19, Nr. 2) und „Frühlingslied" (Op. 71, Nr. 2, „der Frühling naht mit Brausen"). Der Text dieses zweiten Liedes, welches zu den letzten gehört, die er selbst noch hat drucken lassen, ist von Karl Klingemann, dem kürzlich in London gestorbenen Freunde Mendelssohns. — Bei der Erinnerungsfeier des Künstlervereins am 5., welcher einer zahlreiche Versammlung beiwohnte, waren die Gebiete der Kammermusik und des Männergesanges berücksichtigt. Den Anfang machte das Octett (Op. 20, Es dur) für vier Violinen, zwei Bratschen und zwei Violoncelle, welches von den ausführenden Musikern mit ganz besonderer Liebe und Pietät neu einstudirt war. Die Composition versetzt uns in eine der besten und fruchtreichsten Perioden der Entwickelung Mendelssohns; sie entstand zu derselben Zeit mit der Ouverture zum Sommernachtstraum und hat außer dieser das erste Heft der Lieder ohne Worte zum nächsten Nachbarn. Aus dem Schatze der Lieder und Gesänge für Männerstimmen hatte Herr Musikdirector Reinthaler als Dirigent der Liedertafel einige der schönsten entnommen, die von einem starken Chor ausgeführt wurden, nämlich: der frohe Wandersmann („wem Gott will rechte Gunst erweisen"), das türkische Schenkenlied („setze mir nicht, du Grobian"), die Wasserfahrt (Soloquartett: „Am fernen Horizonte"), das Comitat („Nun zu guter Letzt") und den Festgesang an die Künstler. Die Ausführung gab den erfreulichen Beweis, daß die Liedertafel sich in der jüngsten Zeit außerordentlich günstig entwickelt hat. Sie besitzt nicht nur eine Fülle schöner und kräftiger Stimmen, welche besonders dem zweiten Baß eine prachtvolle Klangwirkung verleihen; es zeigt sich auch sonst viel Leben und musikalischer Sinn. Wir dürfen wohl die Hoffnung aussprechen, daß die Liedertafel hinfort recht häufig öffentlich singen möge; das würde die Entwickelung unserer musikalischen Zustände wesentlich fördern.

Anhangsweise ist noch über die sonstigen Leistungen des ersten Privatconcertes vom 4. November zu berichten. Das Orchester spielte außer der Ouverture zum Sommernachtstraum die zu Webers Oberon, nachdem Beethovens achte Symphonie in F dur den Abend eröffnet hatte. Die Ausführung dieser Werke ist als eine würdige und gute zu bezeichnen; es ist selten, daß an dem ersten Concertabende des Winters, wo man dem Orchester nach der langen Pause viel zu vergeben im Voraus geneigt ist, so wenig Mißgeschick wie diesmal den Eindruck stört. Das mag zum guten Zeichen und als günstige Vorbedeutung für die ferneren Abende genommen werden. Da die Symphonieconcerte, deren Fortbestand eine Zeitlang in Frage stand, gesichert sind, so hat das Orchester Gelegenheit genug, Fortschritte im Zusammenspiel zu machen. — Die übrigen Nummern des Programms vom 4. waren durch die Concertsängerin Fräulein Ida Dannemann und Herrn Hans von Bülow vertreten. Die Vorträge des weiblichen Gastes sind schon erwähnt. Fräulein Dannemann ist durch Stimme und Gesangskunst recht wohl befähigt für ihren Beruf; sie singt correct und zeigt geistiges Verständniß. Die Stimme ist wohl nicht so stark, daß sie sich gegen das Forte des Orchesters glücklich behaupten könnte, doch schien allerdings die Tugend der Discretion in der Begleitung an diesem Abend nicht stark zu sein. — Herr von Bülow, seit Jahren bei uns mit der ihm gebührenden Auszeichnung begrüßt, spielte Henselts Concert in F moll, Chaconne F dur) von Händel, Sarabande und Passepied (E moll) von J. S. Bach und Concertwalzer von Liszt nach Gounod's Faust. Das Henseltsche Concert, eine sehr schwierige, glänzende Composition für Spieler ersten Ranges, wurde mit der ganzen Pracht vorgetragen, die das Spiel Bülow's auszeichnet. Es wird ihn in dieser Hinsicht jetzt vielleicht kein Anderer erreichen. Das Concert selbst ist nicht von hohem Werth, doch weiß der Componist auch da, wo er Triviales vorbringt, ein schimmerndes Gewand darüber zu werfen. Besonders interessant waren die meisterhaft vorgetragenen kleinen Gaben der Altmeister Händel und Bach. Bei dem Concertwalzer von Liszt versteckt sich unter bescheidenem Titel viel Unbescheidenheit und Koketterie. Die Ausführung des sehr schweren Walzers war ausgezeichnet.

J. P.

* Kleine Mittheilungen.

So schwach und gering die Kunstanfänge in Griechenland noch zur Zeit sind, so sehr empfindet man dort die Nothwendigkeit, auf jede Weise für Entwickelung der Kunst zu sorgen und zu diesem Zwecke eine jede Gelegenheit zu benutzen. Einen Beweis in dieser Hinsicht lieferte neulich eine athenienfische Zeitung. Sie besprach das auch im Jahre 1862 am 3. (15.) September in Athen gefeierte Nationalfest, die Erinnerungsfeier der in Folge der Revolution am 3. (15.) September 1843 verliehenen Verfassung für Griechenland, und tadelte, daß man dabei eine Ehrenpforte aus Holz benutzt und sie mit gemalter Leinwand behangen habe. Man solle lieber ein für alle Mal einen Triumphbogen aus pentelischem Marmor errichten und diesen mit Sculpturen und Basreliefs schmücken. Der Bau und die Ausschmückung desselben müsse das Werk griechischer Künstler sein, auf daß der Bau ebenso ein Zeugniß griechischer Kunst, als auch ein wahres Nationaldenkmal sei und bleibe.

Griechenland hat kürzlich einen seiner bekanntesten Maler durch den Tod verloren. Dionysios Tzokos von der Insel Zante gebürtig, starb im September d. J. in Athen, noch nicht vierzig Jahre alt. Er widmete sich vorzugsweise der Porträtmalerei und galt als der ausschließliche Porträtmaler der Universität Athen: alle Bildnisse der verstorbenen Professoren an derselben, die dort in einem Saale des Universitätsgebäudes aufgehängt sind, sind von ihm, und er hatte auch vor einiger Zeit von der griechischen Regierung den Auftrag erhalten, für eine Pinakothek in Athen die Bilder aller durch den Freiheitskampf berühmt gewordenen Männer zu malen. Er war mit der Ausführung derselben beschäftigt, und hatte bereits einen Theil der Bilder vollendet, als ihn der Tod ereilte. Andere Porträts seiner Hand befinden sich in Privathäusern Athens und anderswo, da er in seiner Kunst unermüdlich war. Er war nicht ohne künstlerisches Talent und wandte bei den von ihm gemalten Bildern seine ganze Thätigkeit besonders auf die Gesichtsdarstellung; alles andere hielt er für unwesentlich. Obgleich er in Venedig studirt hatte, war doch namentlich die Färbung bei seinen Gemälden seine schwächste Seite.

K.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Aus dem Leben der Vögel. Eine naturpsychologische Skizze. Von J. G. Fischer. — Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. Von Karl Hase. — Aus der Emigration. Roman in zwei Bänden. Von Alfred Meißner. — Lord Byron. Eine Biographie. 2 Bde. Von F. Eberty. — Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen. Von G. W. Nitzsch. — Geschichte der scholastischen Philosophie. Von W. Kaulich. — Friedrich Schleiermacher. Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken. Von E. Maier. — Die Ruinen Roms und der Campagna. Von F. Reber. — Aus deutschen Gauen in Süd und Nord. Volks- und Sittenschilderungen. Von Ernst Willkomm. — Im Westen. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. Von O. Ruppius.

* Literarische Notizen. Das Lustspiel „Die Journalisten“ von Gustav Freytag, welches bereits in der Gesammtausgabe der dramatischen Werke des Dichters zum Abdruck kam, ist nun auch in einer Separatausgabe erschienen, die sehr hübsch ausgestattet ist und angenehm in die Augen fällt. Wir haben da wieder den Beweis, daß es um die Erzeugnisse der dramatischen Poesie gar nicht so schlecht bestellt ist, wie man oft unter Seufzern klagen hört; denn da die Bühnen längst mit Exemplaren der „Journalisten“ versehen sind, so wurde diese neue Auflage durch die Nachfrage der Lesewelt möglich oder nothwendig. Das geistvolle Lustspiel ist jetzt etwa zehn Jahre alt. Eine Vignette von Ludwig Richter auf dem Titelblatte stellt die schöne Scene dar, wo Bolz und der edle Weinhändler Piepenbrink sich umarmen. In ganz gleichen Ausgaben wie die „Journalisten“ liegen auch die „Fabier“ (in zweiter Auflage) und die „Valentine“ vor. — Endlich ist wieder eine Lieferung des deutschen Wörterbuchs von Jacob und Wilhelm Grimm da, die sechste Lieferung und der Schluß des dritten Bandes. Das Heft umfaßt nur die Wörter von „Fisch“ bis „Forsche.“ Beigegeben sind der Titel des jetzt vollendeten Bandes und ein drittes Quellenverzeichniß. — Von der großen Verbreitung der Schriften des schon vor 35 Jahren so früh gestorbenen Wilhelm Hauff liegt ein neues Zeugniß vor in dem Umstande, daß jetzt die neunte Auflage seiner Erzählungen und Märchen herauskommt. — Die neue Gesammtausgabe der Werke Heinrich Heine's in der Redaction von Adolf Strodtmann ist bis zum 14 Bande vorgerückt, doch ist Band 13 vorläufig übersprungen. Derselbe soll nämlich alle zerstreuten Journalartikel Heine's enthalten und hat nicht so rasch fertig werden können, weil das Material langsam zusammenfließt. Der fünfzehnte Theil soll das Buch der Lieder mit allen Varianten enthalten. — Aus dem Nachlasse des so früh verstorbenen Ernst Guhl in Berlin erscheint in einigen Tagen ein Band mit Vorträgen und Reden kunsthistorischen Inhalts. Die Baukunst, die Akademieen, der große Kurfürst, Friedrich I. und Friedrich Wilhelm IV. als Pfleger der Kunst, das Berliner Schauspielhaus, die heilige Familie bei den Italienern, endlich Palermo bilden die Gegenstände. — Der erste Band einer neuen Aesthetik von Karl Köstlin ist in den Buchhandel gekommen. — Der Roman „Leibniz“ von Wilhelm Andreä, aus welchem wir vor einem Jahr ein Bruchstück im Sonntagsblatt abdruckten, ist soeben in zwei Bänden im Verlag von Brockhaus erschienen.

* Spruchbuch von Luise Kugler. Bremen, C. Schünemanns Verlag. — Eine ganz ungemein reiche und mit geschickter Uebersichtlichkeit geordnete Sammlung, welche wir herzlich und dringend empfehlen können. Es ist eine Arbeit, welcher die Herausgeberin, Schwester des verstorbenen Kunsthistorikers Franz Kugler, durch viele Jahre außerordentlichen Fleiß und große Liebe zugewandt hat. Die Sammlung ist denn auch so umfassend und inhaltsvoll geworden, wie kaum eine andere der vorhandenen ähnlichen sein mag. Sie wird beim Lesen viel Freude machen und sich erwünscht bei der Wahl von Sprüchen zeigen. Die Empfehlung, welche die Verlagshandlung dem Spruchbuche mitgiebt, äußert sich so richtig und erschöpfend über dasselbe, daß wir uns die Worte aneignen, da wir doch wesentlich uns gradeso äußern müßten: Sammlungen geistvoller und anregender Aussprüche über die verschiedenen Beziehungen des menschlichen Lebens haben von jeher in Deutschland eine günstige Aufnahme gefunden. Die hier vorliegende wird um so eher auf den Beifall gebildeter Leser und Leserinnen rechnen können, als sie, neben der großen Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Inhalts, sich durch eine fortschreitende, methodische Verknüpfung der einzelnen Gegenstände auszeichnet. Die ausgewählten Sprüche bilden einen Kranz von Geistesblüthen, welcher die entlegensten Endpunkte der Literatur an einander rückt, Dr. Luther und Lord Byron, den Apostel Paulus und Goethe, Meister Freidank und Rückert, das volksthümliche Sprichwort und Jean Paul. Während ähnliche Sammlungen vorzugsweise die Dichter zu berücksichtigen pflegen, finden wir hier neben den Poeten unsere großen Prosaschriftsteller in reicher Fülle vertreten, und namentlich aus Werken, welche unsere Generation kaum mehr liest, Schätze von tiefsinnigen und glänzenden Bemerkungen zusammengetragen. Daß das „Spruchbuch“ zu Festgeschenken sich ganz besonders eigne, wird kaum erst hervorzuheben sein.

* König Adolf. Ein Trauerspiel von H. L. Celle, Schulze'sche Buchhandlung. — Daß die Poeten gar nicht müde werden, immer wieder Dramen drucken zu lassen, da nur in den seltensten Fällen sich Leser oder Käufer finden! Oder richtiger, daß doch so viele Leute glauben, sie müßten das, was sie „gedichtet“ haben, jedenfalls drucken lassen, damit es der Welt nicht vorenthalten bleibe! Einen Beleg dazu haben wir hier. Der Verfasser, der — man weiß nicht recht, ob aus Bescheidenheit oder aus welchem Grunde sonst — seinen Namen nicht ganz genannt hat, wird sicher überzeugt sein, ein Werk geschaffen zu haben, welches werth sei gedruckt und gelesen zu werden; von einer Aufführung ist nichts gesagt. Wir bedauern, unsern Zweifel aussprechen zu müssen, ob jene Ueberzeugung guten Grund habe. Der Dichter hat allerdings die Geschichte des deutschen Kaisers Adolf (von Nassau) und seine Zeit studirt. Daß er die sieben Jahre der Regierung Adolfs etwas gewaltsam zusammendrängt, könnte man sich gefallen lassen, wenn nur sonst Eigenschaften da wären, die den Druck des umfangreichen Trauerspiels rechtfertigten. Allein es tritt uns überall dichterische Unfähigkeit entgegen, die nicht einmal vor den Gesetzen der Form Respect hat. Die Jamben haben bald 4, bald 5, bald 6 Füße und wechseln mit anderen Versmaßen in oft recht komischer Weise bei ganz ernsten Stellen ab. Eine gewaltige Anzahl von Trivialitäten erdrückt die wenigen gesunden Gedanken, und in den Volksscenen, bei denen dem Verfasser offenbar Shakspere und Goethe vorschwebten, kommt eine solche Menge von massiven Redensarten und Ausrufen zum Vorschein, daß man nicht weiß, ob man sich ärgern oder lachen soll. Wir haben gewissenhaft die Tragödie zu Ende gelesen, aber das war wirklich ein schweres Stück Arbeit.

* Geographische Nachrichten. Man hat Nachrichten über Speke's ostafrikanische Expedition. Nach Briefen über Zanzibar befand sich dieselbe am 30. September 1861 in Bagweh im 3^0 25′ S. B. zwischen den Seen von Tanganika und Victoria. Am 24. Januar 1861 war Speke in Kazeh, wo er nebst Capitän Grant vom Scheikh Moosa M'Zari gastlich bewirthet wurde und den Plan hatte, entweder den Victoria Nyansa zu erreichen und zu ermitteln, ob er mit dem Nil zusammenhängt, oder, falls unvorhergesehene Hindernisse dieses Unternehmen unmöglich machen sollten, auf irgend einer Route im Norden des Nyansa nach der Ostküste zu gelangen. Alle bis jetzt gesammelten Nachrichten bestärken die Expedition in der Idee, daß der Weg nach Egypten der sparsamste, leichteste und ohne Zweifel auch interessanteste sein wird. Alle Anstrengungen werden daher gemacht werden, den schiffbaren Nil zu erreichen. — Ueber die Resultate der Sendung italienischer Gelehrter und Naturforscher nach Persien bringen italienische Blätter eine Mittheilung des Ritters von Negri, Generaldirectors der italienischen Consulate im Ministerium des Aeußern. Die Ersteigung des Demavend wurde am 13. August von den Herren Professoren Desilippi, Lessona und Ferrati, von dem Marquis Centurioni und Marquis Doria, vom Stabshauptmann Clemencich und vom Herrn Orio unternommen. Fünf darunter, nämlich die Herren Orio, Clemencich, Ferrati, Lessona und Centurioni erkletterten glücklich, obwohl mit steter Gefahr, den Gipfel des Vulkans. Ein gleiches gelang einem englischen der Armee in Bengalen zugetheilten Geniehauptmann, Herrn Champain. Die Wanderer waren mit drei Barometern versehen, wovon nur einer wohlbehalten bis auf die Höhe des Feuerberges kam, der erste, den man unbeschädigt hinaufgebracht und oben hat beobachten können. Die russischen Messungen sind ausschließlich geodätisch und beide von der Nordseite ausgehend. Es ist folglich noch nicht vollkommen außer Zweifel, daß der Demavend, nach der Meinung der Herren Thomson, Lord Schomburgk und Saint-Quintin (Mitglieder der englischen und französischen Gesandtschaft in Teheran), nicht ganz 20,000, oder nicht 19,000 nach jener des Freiherrn von Minutoli, Ministers, und des Dr. Brugsch, Secretärs der preußischen Gesandtschaft, zähle. Diese zwei letzteren Messungen wurden beide mittels Beobachtung des Siedegrades des Wassers angestellt. So viel scheint gewiß, daß, der Annahme berühmter Gelehrten zuwider, der äußerste Gipfel jener emporragenden Abfälle des Kaukasus nicht im Ararat liegt, so sehr man auch in letzter Zeit sein Maß übertrieben, wohl aber im Elbruz, und zwar eben im Demavend. Näheres wird man erfahren in dem größeren allgemeinen Berichte, welcher über alle wissenschaftlichen Resultate der italienischen Mission gegenwärtig im königlichen Ministerium in Vorbereitung steht.

* Mehrere neue Cartons von dem jetzt in Weimar lebenden Maler Genelli erregen großes Interesse und Bewunderung. Einer dieser Cartons mit lebensgroßen Figuren hat zum Gegenstand Abraham und die Engel, die Geburt Isaaks verkündigend; außerordentliche Einfachheit, Feinheit und Durchbildung der Formen wird gerühmt an diesem Carton, den der Meister gegenwärtig in Oel ausführt. Ferner ist da die Schlacht des Königs Lykurgos gegen Dionysos, nach der Ilias. Lykurg ist Sieger; auf seinem Streitwagen treibt er die bacchische Schaar in die Flucht, und Dionysos springt, auf einem Centauren reitend, in die Fluthen, aus denen Thetis mit den Nereiden ihn zu empfangen auftaucht, während den Vordergrund Scenen erbittertsten Kampfes füllen. Es ist eine jener reichen, genialen Compositionen, in denen Genelli eine unendliche Fülle von Motiven, eine ganze Scala von Leidenschaften und einen wahrhaft unerschöpflichen Vorrath an Formen zu einem schönen und großartigen Ganzen zu vereinen weiß. Das Werk erinnert an den „Raub der Europa“, mit dem es auch das Format gemein hat. — Im Verlag der J. Zeiser'schen Buch- und Kunsthandlung in Nürnberg erschien ein Dürer-Album: „Eine Sammlung der schönsten Dürer'schen Holzschnitte, nach den vom Künstler gefertigten Originalen in gleicher Größe auf's neue in Holz geschnitten. Herausgegeben von W. von Kaulbach und A. Kreling.“ Dieselbe besteht aus 42 Blättern, die auch einzeln abgegeben werden; bei der großen Seltenheit der Originalholzschnitte ein sehr verdienstvolles und warm zu empfehlendes Unternehmen. — Die Königin von Spanien will endlich den wundervollen maurischen Palast Alhambra in Granada restauriren lassen.

* In den Kreisen des germanischen Museums in Nürnberg war man seit langer Zeit schwankend und in Aufregung, wie es mit der obersten Leitung des Instituts werden sollte, seitdem im Sommer der Freiherr von Aufseß ausgetreten und dann zum Ehrenmitgliede der Direction gemacht worden war. Viele wünschten ihn von Neuem an die Spitze des Museums zu bringen, andere bemühten sich um die Wahl einer wissenschaftlichen Autorität. Am 27. October hat nun der Verwaltungsausschuß in einer außerordentlichen Versammlung den früheren Jenenser Professor Michelsen einstimmig zum ersten Vorstande gewählt.

* Aus der Theaterwelt. In Leipzig giebt man ein neues patriotisches Drama in fünf Aufzügen, „eine Warte am Rhein“, von Friedrich Friedrich, einem Schriftsteller, der bisher hauptsächlich auf dem Gebiete des Romans thätig war. Das Drama spielt im Jahre 1692 und behandelt den Versuch der Franzosen, sich der Feste Rheinfels zu bemächtigen, welche von den tapferen Bürgern von St. Goar behauptet wird. Das Stück hatte ziemlich günstigen Erfolg, scheint aber stark mit politischer Tendenzphrase versetzt zu sein. Der Verfasser hat sein Drama bereits im Druck erscheinen lassen. — Auf der Friedrich Wilhelmstädtischen Bühne in Berlin macht ein dreiactiges Lustspiel „ein Attaché“ nach dem Französischen von Meilhac großes Glück und wird seit einigen Wochen fast täglich gegeben. Es ist eine sehr pikante, mit Geist und feinem Witze gearbeitete Komödie, die trotz der mittelmäßigen Uebersetzung große Anziehungskraft übt. — Auf der Hofbühne giebt man ein einactiges Schauspiel „die Alten und die Jungen“ von Hieronymus Lorm in Wien, die Geschichte eines Liebespaares, das in jungen Jahren getrennt wird und im Alter sich wieder zusammen findet. Das Stückchen erregt lebhaftes Interesse. — In Hannover studirt man ein fünfactiges Drama „Heliodora“ von Froberg, dessen Hauptrolle für Frau Marie Niemann-Seebach bestimmt ist. — Friedrich Gerstäcker ist auch unter die Dramatiker gegangen; mehrere Bühnen bereiten ein Schauspiel von ihm vor, welches betitelt ist „der Wilderer.“

* Musikalische Notizen. Durch die Händelgesellschaft ist ein neuer Band der großen Ausgabe der sämmtlichen Werke Georg Friedrich Händels in das Publikum gekommen. Es ist die dreizehnte Lieferung des Ganzen und enthält das Oratorium „Saul.“ Dasselbe ist entstanden im Sommer 1738 und gelangte im Januar des folgenden Jahres zur ersten Aufführung. Der „Saul“ steht auf der Grenze zwischen der zweiten und dritten Entwicklungsperiode des Meisters. Jene, von 1720 bis an das Ende der Dreißigerjahre gehend, zeigt ihn vorzugsweise als Operncomponisten, während Werke anderer Gattung, wie das Alexanderfest, gleichsam nur nebenher entstanden. In der dritten Periode wandte er sich ganz dem Oratorium zu. Vom „Saul“ gab es bisher keine irgend genügende Ausgabe; es lag hier also eine große Arbeit vor, der Chrysander sich mit gewohntem Eifer unterzogen hat. Durch vielfache Bereicherungen und Verbesserungen hat er nun dem Oratorium eine würdige Form verliehen. Näher wird er sich über das Werk aussprechen in dem ersten Bande der „Jahrbücher für musikalische Wissenschaft“, deren Erscheinen bevorsteht. Wir freuen uns der Thatsache, daß dieses Unternehmen, das vorzugsweise größere selbständige Arbeiten bringen wird, zu Stande gekommen ist. Der Name und die bisherige Thätigkeit Chrysanders geben die beste Bürgschaft für die Tüchtigkeit der Jahrbücher. Der dritte Band seines Werkes über Händel wird nun auch bald herauskommen. — Der deutsche Musikalienhandel ist in diesem Herbst, wie immer zu Anfang der Saison, sehr thätig und bringt eine Reihe neuer Erscheinungen auf den Markt. Zu erwähnen unter den jüngsten sind die Clavierauszüge der Messe für gemischten Chor von Robert Schumann und der Musik zu Shakspere's „Was ihr wollt“ von Julius Tausch in Düsseldorf, des Concertstückes „die heilige Nacht“ für Alt, Chor und Orchester von Niels Gade; ferner Marienlieder für gemischten Chor von Brahms, Terzette für weibliche Stimmen von Robert Radecke, fünf Lieder für eine Singstimme von Richard Wagner, eine ganz besonders pikante und seltene Gabe für die Verehrer dieses Componisten. — An dem Hause in Koburg, in dem Wilhelmine Schröder-Devrient gestorben ist, hat man eine schwarze Marmortafel angebracht, welche in vergoldeten Lettern die Inschrift trägt: „In diesem Hause starb Frau Wilhelmine Schröder-Devrient am 26. Januar 1860.“ — Die Wittwe Heinrich Marschners, welche einst Sängerin war, will sich in Wien als Gesanglehrerin niederlassen. Dort hofft man Stockhausen für eine Lehrerstelle an der Hofopernschule zu gewinnen. — Die in Hannover und Köln mit Erfolg aufgeführte Ouverture zu Goethe's Iphigenie vom Kapellmeister Scholz ist im Druck erschienen.

Aufruf

zur

Vollendung des Hermanns-Denkmals.

Deutsche Fürsten und deutsches Volk haben vor etwa 24 Jahren ein Werk begonnen, welches der Nachwelt Zeugniß geben soll von dem Siege deutscher Kraft über den Uebermuth römischer Herrschaft in unserem geliebten Vaterlande, zugleich aber auch von den Gefühlen des Dankes und der Anerkennung der jetzigen Generation gegen unsere ruhmwürdigen Vorfahren. Es ist dieses das Hermanns-Denkmal im Teutoburger Walde.

Ungünstige Zeitverhältnisse brachten dieses Werk seit beinahe 16 Jahren ins Stocken, aber eine Schmach wäre es für ganz Deutschland, dasselbe unvollendet zu lassen. Sein völlig fertiger Unterbau erhebt sich bereits meilenweit sichtbar in die Gefilde hinein, in denen der Cheruskerfürst das römische Joch für immer zerbrach, und zieht schon jetzt alljährlich zahllose Beschauer von nah und fern heran. Wird er gekrönt durch die darauf zu errichtende Heldenfigur und dadurch die eigentliche Idee des Denkmals erst verwirklicht, so wird das Ganze in seinen geschmackvollen, gigantischen Formen als ein Meisterstück deutscher Kunst in ferne Jahrhunderte hinausragen.

Die aus Kupfer zu fertigende Figur ist von dem Herrn Bildhauer von Bandel in allen ihren Theilen modellirt und Alles so weit vorbereitet, daß sie binnen nicht gar langer Zeit vollendet und aufgerichtet werden kann, sobald die dazu erforderlichen Geldmittel zusammengebracht sind. Je nach den Preisen des Materials und Arbeitslohns werden zwischen 35,000 bis 40,000 Thaler dazu nöthig sein. Das ist viel für Wenige, aber wenig für etwa vierzig Millionen Deutsche!

Wir, die Unterzeichneten, sind im Einverständnisse mit dem Detmolder Hauptvereine zu einem Hannoverschen Vereine zusammengetreten, um dem Künstler, welcher das Standbild hier in Hannover arbeiten wird, zur baldthunlichsten Vollendung des Werks nach besten Kräften die Hand zu reichen.

Vertrauensvoll wenden wir uns an alle Deutschen, weß Standes, weß Landes und welcher politischen Richtung sie auch sein mögen, vertrauensvoll in dem Bewußtsein, daß es sich hier um die Förderung eines Werks handelt, welches, dem deutschen Herzen entsprossen, zur Ehre des gesammten großen deutschen Vaterlandes gereichen wird. Wir wenden uns an Alle mit der dringenden Bitte, Jeder wolle in seinem Kreise, sei es einzeln, sei es durch die sehr wünschenswerthe Bildung von Zweigvereinen, durch Sammlung von Beiträgen und deren Einsendung an den Detmolder Haupt- oder an den Hannoverschen Verein in unseren erwähnten Bestrebungen uns unterstützen.

Alle verehrlichen Redactionen öffentlicher Blätter bitten wir ergebenst, für die thunlichste Verbreitung dieses Aufrufs sowohl wie für wiederholte spätere Anregung dieser Angelegenheit freundlichst Sorge zu tragen.

Briefe und Gelder bitten wir zu adressiren: „An den Verein für das Hermanns-Denkmal in Hannover.“

Hannover, 1862.

Lüders, Obergerichts-Anwalt.
Kirchweger, königl. hann. Maschinen-Director.
Rümpler, Commerzrath, Verlagsbuchhändler.
von Kaven, Eisenbahn-Bauinspector.
Busse, Agent.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℛ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 46. Bremen, 16. November. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Aus der Schweiz und Norditalien.

Von A. Reinhold.

I.

Nachdem so viele Mühe verwendet, wie etwa ein Alpenübergang erfordert, um mich aus meinen staatlichen, bürgerlichen, amtlichen und persönlichen Verhältnissen loszureißen, nachdem ich auch noch das deutsche Glück erprobt, indem in der letzten Stunde unerwartete Ereignisse mir meinen Reisegefährten entzogen und eben so unerwartet dieselbe Stunde mir zwei andere zum Ersatz gab, saßen wir Nachts zwölf Uhr auf der Eisenbahn, erwartungsvoll dem Süden zugekehrt. Der Norden nahm in nachdrücklicher Weise Abschied von uns, indem er Ströme Regens vom schwarzen Himmel herunter sandte; doch machten wir es, wie die klugen Bürger einer gewissen mitteldeutschen Stadt, fuhren unter dem Regen durch und dachten, er müsse irgendwo ein Ende nehmen.

Ein deutscher Gelehrter, der noch nicht zum ordentlichen Professor oder Hofrath vorgerückt ist, fährt bescheiden dritter Klasse. So führte uns die Wagenordnung mit zwei Handwerksburschen zusammen, die, als sie über die bairische Grenze kamen und mit der Kreuzerrechnung nicht fertig werden konnten, mit flotter Logik das Land für ein schlechtes erklärten, wo es immer regne. Doch rechtzeitig, grade als wir in die anziehende Nähe von Kempten, an die gedehnten Ufer des Alpsees und die ersten Ausläufer des Gebirges kamen, lichteten sich die Dunstmassen. Die Nebel hingen weißglänzend an den Bergen und deuteten nur noch durch ihre Zerrissenheit und planlose Zerstreuung den Kampf an, der vor Kurzem die Luft erfüllte.

Ich sah Lindau zum zweiten Male. Die prächtige Scenerie am Hafen hatte sich um die Bildsäule des Königs Max vermehrt. Einige unserer Begleiter wollten tadeln, daß man so den Tag vor dem Abend gelobt, dem Menschen vor dem Tode, dem Fürsten vor seinem Rechnungsabschlusse ein Denkmal gesetzt. Doch wie dem auch sei, das Kunstwerk ist wohlgelungen und hat dem Platze eine herrliche Zierde gegeben. Wer gegenwärtig noch Anstoß am Bilde nimmt, möge den Nachkommen Rechnung tragen, die vielleicht ohne jenen des Genusses verlustig gegangen. Und wenn ein lebender Fürst, verdient gewiß keiner mehr eine solche Auszeichnung als König Max, der das seltene Geheimniß gefunden, mit seinem Volke Frieden zu schließen.

Die Fahrt über den Bodensee bietet ohne Zweifel einen der schönsten Genüsse, welche die Natur gewährt. Sind seine Umgebungen auch weniger überraschend in ihrer Formenbildung wie die vieler Schweizer Seen, oder weniger reich in der Ausstattung als die italienischen; so bieten sie in ihren einfachen, aber immer groß angelegten und durch die Luftperspectiven streng geschiedenen Massen überall ein abgerundetes anziehendes Bild. Ueber die weite spiegelglatte Fläche dahinzufahren, die Stadt Lindau mit ihrem schönen Leuchtthurme und Löwen, die sanften Schwellungen der deutschen Ufer allmälig hinab- und die Schweizer Berge heraufsteigen zu sehen, ist ein unvergleichliches Schauspiel, das in seinem langsamen Scenenwechsel die Seele voll genießen kann, während sie im Tumulte des Vierwaldstädter Sees außer Athem gesetzt und im Staunen geängstigt wird. Was dem Bodensee verhältnißmäßig geringere Schätzung erwirbt, ist wohl nicht allein die Erwartung größerer jenseits liegender Dinge, zu denen er bloß den Eingang eröffnet, sondern auch die feinere Bildung des Auges, ein künstlerisch geübter Blick, den das Verständniß seiner Schönheiten erfordert. — Der Himmel lag in reiner, milder Herbstbläue über uns, als wir des Sees Spiegel durchschnitten; nach allen Seiten hin, wenig erhaben über der Scheidelinie des Horizontes lagen die Wolken zu einem weißen Kranze zusammengebunden, innerhalb dessen das wunderbare Bild im glänzendsten Farbenschmucke sich ausbreitete. Bald erblickten wir den hohen Säntis, wie der gewaltige Gott der Zeiten mit schwarz gezackter Krone auf weißem, weichen Wolkenbette in ruhiger Majestät gelagert.

Mit der nördlichen, der sogenannten ebenen oder hügeligen Schweiz pflegt man es nicht anders zu machen, als mit dem Bodensee; man eilt hindurch, um zu „Größerem“ zu gelangen, und verliert so einen der herrlichsten Genüsse, die ein sinnvoller Mensch sich zu verschaffen vermag. Diese nördlichen Kantone sind in ihrer Kultur ein wahrer Triumph der Menschheit, und der Deutsche, der hinüberkommt und in Vergleichung als Maßstab anlegt, was bei ihm zu Hause Staatsbevormundung, Büreaukratie, Beamtenwirthschaft und Polizeimaßregelung zu Stande gebracht, muß beschämt gestehen, daß Volksfreiheit unendlich mehr zu leisten im Stande ist. Was aus dem Erdboden durch Menschenhand und Sinn zu machen ist, das ist in der Schweiz geschehen, soweit nicht die Natur — in den Theilen des höheren Gebirges — unübersteigliche Hindernisse entgegensetzte. Der ganze Strich Landes vom Ufer des Sees bis zum Fuß der Alpen ist ein fortgesetzter Garten: jede Handbreit Landes bebaut; die Felder mit edlen Obstsorten besetzt, die Wiesen auf rationelle Weise bewässert,

die Gewässer streng regulirt, die Wege wohlunterhalten, die Landstraßen nach richtigem System angelegt und spiegelglatt, die Brücken überdacht. Die Orte sehen aus wie neu gebaut, jedes Haus wie ein sauber gehaltenes Schmuckkästchen. Da bemerkt man keine schadhaften Dächer, keine abgefallenen Wände. Auch kleinere Wohnungen haben einen Garten mit mannichfachem Obste und schönen Zierpflanzen. Ueberall tritt die überraschende Einsicht hervor, daß hier ein Geschlecht wohnt, dem das Leben noch lebenswerth erscheint, das keines anderen Vorwandes zum Dasein bedarf als dieses selbst, das Lust und Fähigkeit besitzt, sein Geschick in Händen zu halten.

Schon auf der kurzen Fahrt von Rorschach nach St. Gallen kann einem aufmerksamen Beobachter der Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Schweizer nicht leicht entgehen; auf den Physiognomieen drückt er sich hinreichend aus. Aus jedem deutschen Gesichte erkennt man sogleich die Schule, jedem klebt mehr oder weniger die Chablone an, die schon im Antlitz der Urgroßmutter zugeschnitten wurde. Der Schweizer aber nimmt sich die Erlaubniß, seine Nase gerade so zu tragen, wie sie ihm von Natur und bei Gelegenheit gewachsen ist. Man sieht außerordentlich viel Originalphysiognomieen im Lande. Es kommt da nun zwar nicht selten vor, daß die Nase eine ganz unerwartete Richtung genommen. Die Schweizer sind kein schönes Volk; namentlich den Damen wohnt eine Nüchternheit im Ausdruck ein, die dem zart und romantisch gewohnten Deutschen wehthut. Von Seiten ihres Charakters wirft man ihnen Kälte vor. Ich hatte keine Gelegenheit, solche zu erproben; möchte aber keineswegs einseitig die Schweizer in allen Stücken als Preisvolk aufstellen. Ich kann nicht umhin, hier sogleich eine Widerwärtigkeit hervorzuheben, die mich fast in allen Schweizer Städten, wohin ich kam, zurückstieß und mir den Aufenthalt darin verleiden könnte. Ich meine die Art des dortigen Schlachtens, das, wenn auch nicht auf offenem Markte, doch in so offenen Schlachthäusern vor sich geht, daß der Ekel den Blicken der umwohnenden Nachbarschaft und der Vorübergehenden preisgegeben ist. Es könnte solche Rohheit an die Urzustände unserer Vorfahren erinnern, als diese, von ihrem ersten Sitze nicht allzuweit entfernt, noch in der Nachbarschaft der Kalmücken und Baschkiren hauseten; in der That haben wir hier aber nur eine Ueberlieferung des späteren Mittelalters. Seit der Kräftigung des bürgerlichen Lebens in den Städten und der Ausbildung der magistratischen Gewalt nahm diese unter Andern eine so wichtige Angelegenheit, wie die Fleischlieferung an die Bürgerschaft, in ihre Obhut und setzte mit dem natürlich praktischen Sinne, welcher unsere Altvordern überall auszeichnet, das fleischessende Publikum selbst als Wächter über diese Angelegenheit ein. Man zog das Schlachten des Viehes aus den Privathäusern zurück, vereinigte es in einem gemeinsamen Hause und gab es dem Anblicke der Oeffentlichkeit so viel wie möglich preis, woran das damals noch wenig ausgebildete feinere Gefühl keinen Anstoß nahm. In den besseren Städten wenigstens Norddeutschlands hat man es verstanden, ohne den Vortheil aufzugeben, den Nachtheil zu beseitigen; in der Schweiz, wo neben allen Fortschritten der Neuzeit noch so manche mittelalterliche Einrichtungen zu Recht bestehen, dauert jener in schaudererregender Weise fort.

Doch ist dieses eine entlegene Schattenseite des bürgerlichen Lebens; es giebt dort viel mehr hervortretende, woran der Patriot sich wahrhaft ergötzen und wovon er lernen kann.

Den Thurgau hatte ich auf einer früheren Reise kennen gelernt; es war mir jetzt ganz erwünscht, daß Geschäfte, die ein paar Tage einen unserer Reisebegleiter in Herisau aufhielten, mir Gelegenheit gewährten, St. Gallen und Appenzell in Augenschein zu nehmen. Hatte Rorschach als bewegter Hafenort schon eine Hinweisung auf das geschäftliche Leben der Schweiz gegeben, so offenbarte alsbald die kurze Fahrt von da nach St. Gallen die Natur des Landes. Ein anmuthiger Wechsel nicht unbedeutender Hügel mit bunten Waldpartien auf den Gipfeln, durch welche immer wieder der schöne Spiegel des Sees heraufleuchtet, birgt an den Abhängen ganze Reihen saftiger Wiesen, gefüllt mit Kühen der schönsten und schwersten Race, untermischt mit gartenähnlich angebauten Feldern und jenen sauberen Ortschaften, alles durchsetzt mit Obstbäumen, welche die Menge der eben gereiften Früchte kaum zu tragen vermochten. Das Aussehen der Stadt St. Gallen zeugt von größerer Wohlhabenheit, als bei uns die Städte von gleichen Hülfsmitteln zu besitzen pflegen; ihre Lage ist so schön, daß wenig deutsche Orte mit ihr wetteifern können.

Bei unserm Auszug in der Frühe des nächsten Morgens sahen wir bereits auf einem umgitterten Turnplatze die Jugend des Ortes in militärischen Uebungen begriffen. Der Bahnhof war angefüllt von Truppen verschiedener Gattung, welche in der Nähe ein Lager zu beziehen bestimmt waren. Alles war fröhlich und beweglich; Gemeine und Offiziere, die vielleicht Schulkameraden waren, verkehrten in traulicher Weise miteinander. Wer an den Anblick des deutschen Militärs gewöhnt ist, vermißt an dem schweizerischen die Haltung. Aber einem unbefangenen Blicke kann es nicht entgehen, daß ein besserer Geist in dem letzteren lebt. Die Masse wird zwar nicht vom Bewußtsein getragen, einem großen Kriegsheere zu dienen, aber jeder Einzelne scheint von dem Berufe erfüllt, das Vaterland zu vertheidigen; und im vollkommenen Besitze einer Kunst, die der Natur des Landes angemessen ist — die Schweizer haben dieses ja auf dem jüngst abgehaltenen Frankfurter Festschießen bewährt — erlaubt man sich auf manche Aeußerlichkeit minder zu achten, die anderswo nur zu oft für das Wesen der Sache genommen wird.

Die Fahrt nach Winkeln, welche wir machten und welche über eine der kühnsten Brückenbauten führt, bietet in raschestem Wechsel wiederum einen Reichthum landschaftlicher Schönheiten dar. Gemach steigt der Weg nach Herisau hinan und gewährt die letzten Blicke auf den entfernten Bodensee. Im Orte war grade Wochenmarkt; Straßen und Plätze gedrängt voll von Menschen und Thieren, doch kein Getöse; in gemessenem Eifer schien jedes Geschäft abgemacht zu werden.

In Herisau hat man bereits „'s Appenzeller Ländli“ betreten. Wir zogen über Urnäsch, Appenzell, Gais und Teufen nach St. Gallen zurück. Regenwetter, das mit genauer Noth uns erlaubte, das Wildkirchli zu besuchen, uns aber nöthigte, die Besteigung des Kamor und Hochkasten aufzugeben, verdarb einigermaßen das Vergnügen des Ausfluges, und doch habe ich aus diesem die angenehmsten Erinnerungen davongetragen. Wir hatten Gelegenheit, die volle Wahrheit der trefflichen Beschreibung von Berlepsch zu erfahren, die ich zur Charakterisirung hersetze, statt der Aufzählung der einzelnen von uns erlebten Abenteuer, welche ich überhaupt nicht beabsichtige. „Wer eben“, heißt es, „nur vorübergehend am Alpenleben naschen, ein paar urgemüthliche, an charakteristischen Begegnungen reiche und dabei billige Wandertage genießen und recht freundliche Erinnerungen mit heim nehmen will, der steige von St. Gallen ins Appenzell hinauf. Dort findet er alles nahe bei einander: Felsenkolosse, Alpmatten, Sennhütten und Firnfelder, lauschige Gebirgsthäler, zerzauste Wettertannen und glühendrothe Alpenrösli, neckische Gaisbuben und ein sangesseliges Hirtenvolk, von deren schmetterndem Jauchzen die Berge wiederhallen. Das Land ist noch nicht verengländert, die Leute sind noch naturwüchsig-frisch, nicht jedes Wirthshaus ein prätentiöses Hotel, aber reinlich, einfach und anheimelnd.“

Statt „verengländert“ möchte ich nur sagen „verberlinert.“ Denn unter der Rücksicht, daß man nicht grade auf einen Macdonald trifft, wird man finden, daß die Engländer bei weitem nicht die schlimmsten Reisegesellschafter abgeben. Sie sind meistens still, leben für sich, und wer nicht grade Morgens im Hotel das Unglück hat, ihnen gegenüber zu sitzen und beim Kaffee zusehen zu müssen, wie sie als Beefstake ihr rohes Stück Fleisch verschlingen, wird nicht leicht von ihnen belästigt werden. Der echte Berliner Murmelthierfänger aber ist ein Wesen, das zu eben so fester Consistenz gediehen ist, wie man sie gewöhnlich dem Engländer beimißt, dessen Hauptmerkmal aber Unausstehlichkeit ist. In Augsburg stieß ein ausgezeichnetes Exemplar zu uns, aus dessen Ansehen sogleich die Naturgeschichte der ganzen Gattung herauszulesen war. Er ist stets der zärtliche Sohn seiner lieben Eltern, auf den ersten Stufen der Staatslaufbahn angelangt und macht den nächsten Urlaub durch eine Reise bedeutend. Für Aufnahme des Gedankens hat die Lektüre von Tschudi's Thierleben den Boden bereitet; Reiseeindrücke der Gartenlaube senken das Samenkorn ein, und lange vorher keimt dieses in Traum und Einbildung und wuchert endlich in Wunsch und Verlangen. An einem Gesellschaftsabende, an welchem die Schwester entzückend gespielt und die Rede darauf kommt, giebt der Papa seine Einwilligung, und Mama beginnt unmittelbar darnach Vorbereitungen zu treffen. In der äußeren Erscheinung muß die Bedeutsamkeit des inneren Gedankens ausgedrückt, vor allem aber die theure Person geschützt und die Praxis mit der Idee verbunden werden. Das Haupt schmückt ein spitzer Tiroler-Hut mit breitem grünen Bande; die Schultern birgt eine graue bayrische Juppe mit blanken Metallknöpfen; die zarten Gehmaschienen sind bis über's Knie in dicke Gamaschen geschnürt, damit sie nicht an einem Felsenrisse sich wund reiben. Ein Alpenstock wird in der Dorotheenstraße gedrechselt und ein verstümmeltes Kuhhorn als Gemshorn aufgesetzt, mit dem er im Wagen den Leuten die Röcke zerreißt. Von jeder Station, wo man übernachtet, werden Briefe nach Hause gesandt, und in allen ist die Rede vom Thiergarten und der Dorotheenstraße. Unterwegs wird Alles kritisirt und recensirt. Auf dem Bodensee, wo der Murmelthierfänger in seiner ungewohnten Tracht ganz lahm und steif das Schiff betrat, mußten wir uns auseinander setzen lassen, welche Vorzüge das preußische Brod vor dem schweizerischen habe. Doch genug! der Himmel bewahre Jeden auf Reisen vor Regen und solchen Gesellschaften. Zwar giebt es noch schlimmere Gesellen, wie wir später einen solchen trafen; doch möge er hier vorläufig nur als Frankfurter Gemsjäger angekündigt werden.

Ehe wir das freundliche Ländchen verlassen, drängen sich noch drei Punkte zur Erwägung auf, die über die dortigen und allgemein menschliche Verhältnisse interessante Streiflichter werfen. Man spricht von den veralteten Rechtsinstituten, die noch im Kanton bestehen. Ein Beispiel davon sahen wir in Appenzell selbst, wo am Rathhause in ziemlicher Höhe eine Eisenplatte von der Größe angebracht ist, daß ein Mensch darauf fußen kann, und die im Fall des Gebrauchs zu wagrechter Lage niedergelassen wird. Daneben hängen ein Paar Ketten mit Ringen. Es ist der Pranger. Wie die Leute uns erzählten, hatte erst am vorhergehenden Tage ein Mensch mit einer Tafel auf der Brust dort gestanden, die ihn als Dieb bezeichnete. In der Zeit der geschlossenen Gerichtsbarkeit ist der Pranger bei uns abgeschafft, und man hält ihn nicht mehr für zeitgemäß. Und doch ist er im öffentlichen Schwurgerichte im Wesentlichen wiederhergestellt. Unsre Altvordern, die fast bei allen ihren Einrichtungen einen richtigen Instinct bewiesen, und jene einfachen Aelpler, die den Pranger beibehalten, haben darin gewissermaßen unsern Fortschritt vorweggenommen und sich selber ein öffentliches Gericht eingesetzt. Doch wehe dem armen Diebe, der in Appenzell am Pranger stehen muß und nicht schwindelfrei ist!

Im dortigen Gasthof zum Löwen, wo größten Theils einheimische Gäste sich befanden, kam unter Anderem die Rede auf Berlepsch, den Verfasser des trefflichen neusten Schweizer Führers, und wir hörten, daß er früher Professor in St. Gallen gewesen und nun Gastwirth, wenn ich nicht irre, in Bern sei. Auf unsre verwunderte Erkundigung, was denn der Grund zu einer solchen Wandlung abgegeben, sprach man die Vermuthung aus, daß er wohl keine Lust mehr gehabt habe, Professor zu sein, und fand es sehr natürlich, daß er etwas anderes geworden. Dergleichen komme dort häufig vor. — Man denke sich einen deutschen Professor als Gastwirth! — Es entsteht augenblicklich eine Carrikatur, die an die Unmöglichkeit streift, zu der die Wirklichkeit wohl kaum irgend woher ein Beispiel zu nehmen vermöchte. Der Unterschied des schweizerischen und deutschen Lebens tritt in solchen Thatsachen auf's Grellste hervor. Hier Gebundenheit und Kastenwesen, dort freie Bahn und freie Bewegung; auf der einen Seite gleiche Ehre jeder tüchtigen Bethätigung, Einstehen des Menschen für seine Arbeit; auf der andern ein Verstecken der Person hinter ihrem Berufe, vorausbestimmte Schätzung ohne Rücksicht auf wirkliche Leistung. — So könnte man sagen und sagte gewiß Richtiges, doch wohl auch nicht Alles. Zu leichten Kaufes wollen wir uns unsere Ehre nicht nehmen lassen. Wenn der Schweizer seinen Beruf nach Belieben wechselt, so steht sicher seine Person ihm höher als sein Beruf; dieser dient ihm immer nur, sein materielles Wohl zu tragen und zu fördern. Bei uns aber ist stets die Voraussetzung, daß wir für unseren Beruf unser Leben einsetzen, daß, wenn wir einmal zu geistiger Einwirkung auf die Welt uns angeschickt haben, wir ohne fühlbare Niederlage einen solchen Wirkungskreis nicht aufgeben können. — Zu tadeln ist bei uns nur der falsche Schein, der für die Wahrheit sich eindrängen will: Vorurtheil, Pedanterie u. s. w. Die Abwesenheit dieser Zerrbilder setzt aber noch nicht nothwendig das Vorhandensein des echten Wesens voraus.

Doch daß auch dieses in der Schweiz vorkommt, wie vielmehr im Gegensatze zum falschen Kastengeiste ein wahrer Gemeingeist die herrlichsten Früchte trägt, das zeigte sich auf einem anderen Gebiete. Schon in St. Gallen, auf dem Sopha des mir angewiesenen Zimmers fielen mir die gestickten Tücher von ungewöhnlich schöner Arbeit auf. Mir stießen im Verlaufe mehr dergleichen auf, und mich erkundigend hörte ich zu meiner Verwunderung, daß diese Stickereien von den Bäuerinnen des Kantons Appenzell-Innerroden gefertigt werden. Die Natur des Landes gestattet auf seinem Boden keinen Betrieb als die Viehzucht, und da diese den Frauen viel Zeit übrig läßt, haben sie seit langer Zeit die Stickerei als allgemeinen Erwerbszweig gewählt. Diese führen sie so schön aus, daß unsere Stickerinnen ihre Arbeiten nicht dagegen halten dürfen. Die Bildung der einzelnen Stickerinnen reicht wohl niemals an den Geschmack hinan, den sie in der That bewähren; aber der belebte Gemeingeist hat jenen zu solcher ausgezeichneten Höhe erhoben.

Noch einmal fuhren wir von St. Gallen aus bis Zürich, wo wir Bekannte trafen und heimathliche Dinge mit dem offenen Muthe der Ferne besprachen. — Da das Wetter fortwährend in trüber Stimmung verharrte und wir fürchten mußten, daß die ganze Reise dadurch verdorben werde, benutzten wir den Vortheil der Neuzeit und ließen anfragend nach Mailand telegraphiren. Auf erhaltene günstige Antwort bestiegen wir Nachmittags das Dampfboot und fuhren über den Zürcher See nach Rappersweyl. Ein paar Stunden, die bis zum Abgange des Zuges nach Chur

verstrichen, benutzten wir, die alte Grafenburg zu besehen, die von ihrer malerischen Höhe das Städtchen sowie einen bedeutenden Theil des Sees beherrscht und durch ihre wohlerhaltene innere Anlage für den Alterthumsforscher Interesse hat. — Schwere Wolken zogen über die hohen Marksteine des Kanton Zug heran, vereinzelte Ströme Regens bald auf dieser, bald auf jener Seite des Sees ergießend und, indem sie die reiche Landschaft mit steter Veränderung in Scene setzten, eine wahre Phantasmagorie heraufführend.

Es dunkelte bereits, als wir zur romantischen Fahrt am Wallensee und in's Rheinthal einstiegen. Doch hatte der Himmel sich vollständig aufgeklärt und der Vollmond, in jener südlichen und hochgelegenen Gegend bereits heller als bei uns, erleuchtete die Landschaft hinreichend, um noch als wirksames Bild hervorzutreten. Ueber dem schimmernden See erhoben sich gigantisch die sieben Kurfürsten, die schiefen Zacken ihrer Kronen schwarz gegen den hellen Himmel abzeichnend. Es ist rührend, auf längst entfremdetem Boden in diesen Bergkolossen dem alten Kaiserreiche noch ein Denkmal errichtet zu sehen. Doch ist überhaupt in der Schweiz das Andenken an dasselbe noch nicht ganz erloschen. So kommt als Wirthshauszeichen der doppelköpfige Adler sehr häufig vor. In den prächtigen Glasmalereien des Zeughauses zu Luzern glänzt bekanntlich über jedem Kantonwappen der Reichsadler. Sind diese auch alt, so stehen sie doch noch in Ehren.

Bald sahen wir den Rhein — den deutschen Rhein, wie wir so gern ihn nennen. Hier ist er ein echtes Schweizer Kind, ein Sohn des Gebirges und geberdet sich als solcher, sehr verschieden von seinem ruhigen, glatten Gange in den deutschen Gauen. — Immer höher und schreckbarer stiegen die dunklen Bergriesen empor; es war, als führen wir in ein Labyrinth der Finsterniß, für das der weiße Faden des Flusses die Leitung abgab. Das hohe Felsenthor zur Linken, von grünlichen Nebeln umwallt, aus dem röthliche Zinken hervorblitzten, hätte ein unvergleichliches Motiv für Calame abgegeben. Es war der Eingang in den Prättigau. — Die Lage wurde fremdartiger noch, als den Wagen, in welchem wir allein uns befanden, eine Schaar wandernder Romanen füllte, die mit schweren Bündeln beladen wahrscheinlich nach längerer Entfernungi hren heimathlichen Thälern zueilten. Ich glaubte dies wenigstens aus ihrer belebten Unterhaltung schließen zu dürfen. Einer meiner Gefährten schlief, der andere war auf den freien Raum vor dem Wagen getreten, um die Gegend besser überschauen zu können. Allein unter den wild aussehenden Gesellen, unter welchen auch ein Cretin nicht fehlte, kam ich mir fast verlassen vor, doch horchte ich mit gespanntem Ohre den fremdartigen Tönen ihrer Sprache, aus der ich bekannte Worte zu erhaschen suchte. Meine Aufmerksamkeit ward noch gesteigert, als sie anfingen, heimische Lieder zu singen; und da ich deren Sinn nicht verstand, konnte ich um so mehr auf die seltsamen Melodieen achten — ganz fremde, unbegreifliche Weisen, die offenbar einer Zeit und einem Volke angehörten, die mit den unsrigen nichts gemein hatten. Vielleicht gehörte den gesungenen Liedern ein ganz neuer, wenig sagender Text an, aber aus den Melodieen, die meistens im Ansatze sich breit und langsam ergingen, durch seltsam verschlungene Wendungen zu raschem Tempo sich fortbewegten und mit einigen kurzen, scharf abgeschnittenen Tönen schlossen, glaubte ich Stimmen zu vernehmen, in denen vielleicht vor Jahrtausenden ein Volk von ganz anderer Natur seine Empfindung ausgedrückt. — Von dem Augenblicke an interessirte mich die Bevölkerung des merkwürdigen Landes, und ich fand Gelegenheit, mir eiue Ansicht darüber zu bilden.

---

* Literaturbriefe aus München.

Von Friedrich Bodenstedt.

Das Urtheil der Welt über die zeitgenössischen Autoren, denen es gelingt in weiteren Kreisen bekannt zu werden, gründet sich zumeist auf ihr erstes Auftreten in der Literatur, wie denn schon ein alter Spruch besagt, daß die ersten Eindrücke die bleibendsten sind. Tritt ein junger Mann mit einem Bändchen Gedichte in die Oeffentlichkeit (und seien sie noch so dürftigen Inhalts, wenn es ihm und seinen journalistischen Freunden nur gelingt, sie unter die Leute zu bringen oder wenigstens den Namen auszuposaunen), so gilt er als Dichter, gleichviel, ob er die ehrenvolle Bezeichnung verdient oder nicht. Dieser scheinbare Vortheil hat jedoch auch seine Schattenseite. Denn schreibt der sogenannte Dichter nun andere Werke, etwa wissenschaftlichen Inhalts, Werke, die vielleicht weit mehr dazu angethan sind, seinen Namen rühmlich auf die Nachwelt zu bringen als seine Gedichte, so wird er die Wege dafür nicht so geebnet finden, als wenn er gleich damit begonnen hätte. Die Männer von der Zunft werden das Buch kaum einer näheren Prüfung würdigen und schon aus dem Umstande, daß der junge Gelehrte Verse gemacht hat, ein ungünstiges Vorurtheil gegen seinen wissenschaftlichen Beruf schöpfen. Sie werden sagen: ein Poet mag er sein, aber ein rechter Gelehrter ist er nicht. Tritt hingegen eine poetisch begabte Natur zuerst mit wissenschaftlichen Arbeiten auf, welche sich — weil noch keine poetischen Vorurtheile im Wege stehen — allgemeine Anerkennung erzwingen, so werden die später folgenden poetischen Erzeugnisse desselben Autors auf allerlei Schwierigkeiten stoßen und lange Zeit brauchen, bis sie Anerkennung finden, denn man hält fest an den ersten Eindrücken und traut den Gelehrten keine Poesie und den Poeten keine Gelehrsamkeit zu, gleich als ob beides sich nicht vereinigen ließe.

Als vor einiger Zeit das Münchener Dichterbuch erschien, wunderten sich viele Kritiker und Leser, daß eine große Anzahl der schönsten Gedichte, die es enthält, von Adolf Friedrich von Schack herrührte, den sie bis dahin nur als gelehrten Literarhistoriker und geschmackvollen Uebersetzer gekannt hatten. Die Thatsache, daß Schack's Gedichte sogleich freudige Anerkennung gefunden, scheint gegen meine oben aufgestellte Behauptung zu sprechen, allein — es scheint nur so. Denn es ist zu bedenken, daß das Münchener Dichterbuch den Namen Geibel's an der Spitze trägt und zunächst durch diesen Namen Aufmerksamkeit erregte. Dann war man zumeist gespannt auf die Erzeugnisse derjenigen Poeten, welche als solche durch das Dichterbuch einem größeren Kreise zuerst bekannt wurden, und daß man zu diesen auch Schack rechnete, spricht eben für meine oben aufgestellte Behauptung, da Schack schon lange vor dem Erscheinen des Münchener Dichterbuchs dem Publikum wie der Kritik genugsam Gelegenheit geboten hat, in ihm eine bedeutende poetische Kraft zu erkennen.

Die verschiedenen Jahrgänge des ehemaligen, von Gruppe redigirten, Musenalmanachs brachten von Schack eine glänzende Reihe von Gedichten, welche den neuerdings veröffentlichten mindestens ebenbürtig sind. Aber selbst hiervon abgesehen, wären Schack's geniale Nachbildungen der grandiosen epischen Dichtungen des Firdusi*) allein genügend gewesen, in ihm eine bedeutende selbstschöpferische Kraft erkennen zu lassen, ohne welche solche

*) Heldensagen von Firdusi. Zum ersten Male metrisch aus dem Persischen übersetzt, nebst einer Einleitung über das Iranische Epos, von A. F. von Schack. Berlin 1851. 1 Bd. groß 8. Ferner: Epische Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi, von A. F. von Schack. Berlin 1853. 2 Bde.

poetische Wiedergeburt, wie sein Werk sie bietet, das sich wie ein Original liest, undenkbar sein würde. „Wie die Gestalten Firdusi's aus den dämmernden Fernen der frühesten Vergangenheit zu uns herantreten, glauben wir bekannte Stimmen zu vernehmen, geliebte Züge zu erkennen; es ist, als sähen wir die großen Bilder unserer eigenen Sagenwelt tiefe, dunkle Schatten auf die sonnigen Flächen von Iran werfen, als hörten wir zwischen dem feierlichen Rauschen der morgenländischen Palme das Brausen der nordischen Wasserfälle, Klänge, die, wie aus einer älteren verlorenen Heimath kommend, ein Echo in unserer Seele wecken.“ ... (Aus der Vorrede, IV.)

Fast ganz als freie poetische Erzeugnisse sind endlich Schack's Nachdichtungen der schönsten indischen Sagen (Stimmen vom Ganges. Berlin 1857. kl. 8.) zu betrachten, welche, wörtlich übersetzt, mit den Verschnörkelungen und schwülstigen Weitschweifigkeiten des Urtextes dem deutschen Leser ungenießbar sein würden, während sie in der edlen, geläuterten Form, in welcher Schack sie uns bietet, den reinsten poetischen Genuß gewähren, ja, uns ganz wie deutsche Originaldichtungen anheimeln.

Die Sloka, den epischen Vers der Indier, in unserer Sprache einzubürgern, hat sich längst als ein fruchtloses Beginnen erwiesen, und Schack hat mit glücklichem Takte in zwei kürzeren Gedichten den spanischen Romanzenvers, in den längeren das epische Maß der Serben, den fünffüßigen trochäischen Vers, dafür an die Stelle gesetzt, ohne sich jedoch an die rhythmische Einförmigkeit der serbischen Epopöen zu binden. Als ein bewährter Meister der Sprache behandelt er den Vers mit einer musikalischen Freiheit, welche ihn der lebendigsten Anmuth und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks fähig macht. Die ganze Sammlung enthält zwölf Dichtungen, welche uns das altindische Leben mit seiner mystischen Tiefe und beschaulichen Weisheit nach den verschiedensten Richtungen glanzvoll offenbaren. Ich lasse, zur Orientirung meiner Leser, hier eine kurze Inhaltsangabe einiger der Dichtungen folgen.

1. Prahrada.

Kasipu, der Riesenkönig, empört sich gegen Wischnu, der ihm seinen geliebten Bruder Jakscha erschlagen. Er unterwirft alle Reiche der Erde und läßt alle Menschen tödten, die zu Wischnu beten oder die Vedas lesen. Er selbst kennt keine Furcht und glaubt sein Rachegericht ungestraft vollziehen zu können, da ihm Brahma ehedem verheißen, daß kein Gott, noch Mensch, noch Thier ihn tödten und daß keine Waffe ihn verwunden werde. Auf den Höhen des Himalaya erbaut er sich ein Schloß prachtvoller, als je eins auf Erden gestanden, und lebt hier mit seinen tausend Weibern in Freude und Herrlichkeit, der Zeit harrend, wo durch seine Verfolgung Wischnu's Macht völlig vernichtet sein werde.

Nun hatte aber Kasipu einen Sohn, Prahrada, der ein ganz innerliches, beschauliches Leben führte und den alle Herrlichkeit der Welt nur ein nichtiger Schatten dünkte. Nie durfte von seinem Lehrer der Name Wischnu genannt werden, aber dennoch keimte schon früh in der Seele des Kindes die Verehrung zu dem Gott wunderbar empor.

Kasipu, der sich selbst göttliche Verehrung erzeigen ließ und wähnte, daß der Glaube an den verhaßten Wischnu schon ganz von der Welt verschwunden sei, ahnte nichts von der Sinnesart seines Sohnes, und als er ihn eines Tages fragte, was er in der Einsamkeit gelernt habe, gab Prahrada zur Antwort:

> Eins hab' ich gelernt, das Eine, was zu
> Wissen noth thut — Andacht und Verehrung
> Zu dem Urgrund alles Seins zu hegen,
> Zu dem unvergänglichen Herrn des Weltalls,
> Der nicht Anfang, Mitte nicht noch Ende
> Hat, und der in Allem ist, wie Alles
> Nur in ihm!

Da entbrannte der Vater in Zorn gegen den Lehrer, daß er dem Knaben solche Dinge gelehrt habe, aber der Lehrer war selber voll Staunen darüber, da nie das Wort Wischnu aus seinem Munde gekommen, und Prahrada sagte: Nicht dieser, sondern der Lehrer aller Lehrer, Wischnu selbst hat mich gelehrt meine Gedanken ganz auf ihn zu richten.

Nun wurden alle Mittel angewendet, um den Knaben zum Widerrufe zu zwingen, aber die furchtbarsten Strafen dienten nur ihn immer mehr in seiner Gottesverehrung zu bestärken. Der König ließ ihn geißeln, einen Scheiterhaufen unter ihm anzünden, ihn von hohen Felsen herunterstürzen, von Elephanten zerstampfen, in's Meer werfen: — immer kam er mit Wischnu's Hülfe wieder unverletzt zum Vorschein. Kasipu zürnte den Dienern, daß sie seine Befehle schlecht vollzogen, aber Prahrada sagte: „Nicht ihnen, sondern dem hehren Weltgebieter dank' ich meine Befreiung, dem unendlichen Gott, der überall ist und in allen Dingen.“

In Wuth auffahrend entgegnete der König: — Was sprichst du immer noch von einem Weltgebieter außer mir? Wenn der Gott, von dem du fabelst, in allen Dingen ist, warum ist er nicht auch in dieser Säule? — Und der Riesenkönig schlug mit geballter Faust gegen die Jaspissäule; siehe, da spaltete die Säule sich, und aus ihrer klaffenden Mitte trat der allgewaltige Wischnu, halb als Löwe gestaltet, halb als Mensch. Drohend wandte er sich gegen den König, der jetzt die Verheißung vereitelt sah, daß nicht Mensch, noch Gott, noch Thier ihn tödten werde, denn die drei vereint und dennoch ihrer keines war dieser Menschenlöwe, der Kasipu sammt allen Riesen niederschmetterte, die entthronten Götter wieder einsetzte in ihre Herrschaft und ein neues Reich gründete, dessen Herrscher der gottgläubige Prahrada wurde.

2. Sakuntala.

Die Geschichte der Sakuntala ist als männiglich bekannt vorauszusetzen, aber nirgends hat man sie noch in so anmuthiger Form gelesen, wie sie von Schack uns geboten wurde.

3. Bharata.

Bharata, der vom König Duschmanta erzeugte Sohn der Sakuntala, zog sich nach langer, segensreicher Regierung in das Waldesdunkel zurück, um als Einsiedler nur dem Anschauen des göttlichen Urgeistes zu leben, dessen Bild ihn aus der Tiefe seines eigenen Herzens wiederstrahlte. Eines Tages fand er am Stromesrande eine junge verwaiste Antilope, deren Hilflosigkeit sein Mitleid erweckte, dergestalt, daß er sie zu sich nahm, pflegte und liebgewann wie sein eigenes Kind. Durch dieses junge Thier wurde sein Sinn wieder vom Schöpfer zur Schöpfung, aus der mühsam errungenen Gottvertiefung wieder erdenwärts gelenkt, und er mußte deßhalb nach dem Tode, statt zur Gottheit heimzukehren, nochmals die Körperwelt durchwandern, indem er als Gazelle wiedergeboren wurde.

So sehr den deutschen Leser diese indische Selbstverleugnungsidee und Mißachtung des Geschaffenen aus Liebe zum Schöpfer fremdartig anmuthen mag, so sehr wird er sich durch den poetischen Zauber der Darstellung gefesselt fühlen. Um von der Schönheit der Sprache und den oft erhabenen Bildern einen Begriff zu geben, führe ich nur eine Stelle aus dem Gebete des Bharata an:

> „Höchster Welthort! Sonne des Lebendigen!
> In dem Lotoskelch der ganzen Schöpfung
> Schwebst du als ihr Duft! Die Andacht bist du
> In den heiligen Schriften, bist die Weisheit
> In des Sehers Geist, die Kraft im Helden
> Und die Liebe in des Liebenden Seele!
> Wie im Holz die heilige Opferflamme,
> Schlummerst du in allem Sein und lösest

Den, der voll von Inbrunst zu dir aufseufzt,
Von den Körperbanden! Das Vergangne
Kennst du nicht und nicht die Zukunft, beide
Ruhn vereint in deines Wesens Abgrund,
Wie im Meer sich alle Wasser sammeln.

4. Pradyumna.

Pradyumna, der Götterjüngling, freit durch Vermittlung eines Schwanes um Prabhavati, die schöne Tochter des Riesenkönigs, naht sich ihr in Gestalt einer Biene und entführt sie in einem von zwei tausendköpfigen Schlangen gezogenen Wagen.

5. Saubhari.

Sehr ergötzlich ist die Geschichte von dem frommen Büßer Saubhari, der, nachdem er lange Jahre seinen Leib kasteit, plötzlich ein unwiderstehliches Gelüsten fühlt zu heirathen und um eine von den fünfzig Töchtern des Königs Mandhatri wirbt. Dieser wird durch den Antrag sehr in Verlegenheit gesetzt, da er den frommen Büßer nicht beleidigen möchte und doch fürchtet, daß der alte hagere Mann den jungen, blühenden Prinzessinnen nicht gefallen werde. Es traf jedoch das Gegentheil ein: alle fünfzig Prinzessinnen stellen sich um ihn wie Elephantenweibchen um den Führer der Heerde, und Saubhari sah keinen andern Ausweg als sie allesammt zu heirathen. Er zeugt mit ihnen hundertfünfzig Söhne, ist über die Maßen glücklich in der ausgebreiteten Ehe und erlebt noch die Freude ein Heer von Enkeln um sich zu sehen. Alle seine Wünsche werden erfüllt; aber wie ein Wunsch den andern erzeugt, gehen ihm plötzlich die Augen auf über das Verderben, dem er entgegeneilt, und er kehrt wieder als Büßer in den Wald zurück, das Glück nicht in den Freuden der Erde, sondern in der Entsagung suchend.

6. Der Tod des Dasaratha.

König Dasaratha hat in seiner Jugend aus Versehen auf der Jagd den Sohn eines frommen Büßers getödtet und verliert dafür im Alter selbst seinen Sohn auf ähnliche Weise. Er erzählt seiner Gemahlin seine Trauergeschichte, und wie er zu Ende ist, schließt er die Augen auf immer.

7. Raivata.

König Raivata will seine schöne Tochter vermählen, aber keiner von Allen, die sich um sie beworben, däucht ihm ihrer würdig. Er will, um seine Zweifel zu lösen, sich Raths erholen bei Brahma und gelangt glücklich zum Throne des höchsten Gottes. Da dieser Raivata und seine Tochter von Angesicht zu Angesicht gesehen, darf sie sich mit keinem Sterblichen mehr vermählen und wird, nach Brahma's Willen, Gattin des menschgewordenen Wischnu, der jetzt auf dem Throne Raivata's herrscht, während dessen Himmelswanderung ihm unbeachtet viele Menschenalter verflossen, alte Städte verschwunden und neue erstanden sind. Nach der Vermählung seiner Tochter beschließt Raivata seine Tage als Büßer im Gebirge.

Mögen die vorstehenden Andeutungen und Auszüge genügen, die Aufmerksamkeit der Leser auf das inhaltreiche Büchlein zu lenken, welches uns die kostbarsten Perlen orientalischer Poesie in deutscher Fassung bietet. Es ist eines der wenigen modernen Bücher, welche man immer wieder lesen kann, um sich daran zu erbauen und zu laben, und wer sich einmal daran erbaut hat, wird mir gewiß beistimmen in der Ansicht, daß der als Literarhistoriker und Uebersetzer längst berühmte Verfasser auch durch seine dichterische Begabung den besten Poeten der Gegenwart ebenbürtig sei.

---

* Das alte und das heutige Griechenland.

Am 4. Juni 1862 hielt Professor Ernst Curtius in Göttingen die gewöhnliche Festrede an der dortigen Universität. Er knüpfte diese Rede an die, kurz zuvor von ihm vollendete Reise nach Griechenland und warf, in Folge der dort empfangenen Eindrücke aus dem wissenschaftlichen Gesichtspunkte „Blicke auf das alte und das heutige Griechenland.“ Mit tiefster Sachkenntniß behandelte der Redner, der schon früher in Griechenland gewesen war, den interessanten Gegenstand, über den er in feinen und geistreichen Vergleichungen zwischen sonst und jetzt, wenn auch nur kurz andeutend, doch in ungemein anregender Weise sich aussprach. Besonders hielt er dabei die culturhistorischen und Kunstbeziehungen fest im Auge, wie sie namentlich der Aufenthalt im Lande selbst darbietet, und er vergaß nicht, auch das scheinbar Unbedeutende zu würdigen und fruchtbar zu verwerthen. So erwähnte er unter Anderm die unabsehliche Fülle von Grabreliefs, die der Forscher in Griechenland findet, und von denen er bemerkt, daß gerade sie uns die Hellenen von einer Seite zeigen, von welcher wir sie am wenigsten zu kennen und anzuerkennen pflegen, nämlich von der Seite ihrer tiefen Gemüthlichkeit und ihres zarten Sinnes für Familienglück und eheliche Treue. Denn Diejenigen — sprach sich der Redner weiter hierüber aus, — „welche so schlicht, so warm und wahr empfundene Familienbilder darzustellen wußten und dargestellt zu sehen liebten, die hatten wahrlich eine lebendige Empfänglichkeit für das Glück der Häuslichkeit und den Segen gegenseitiger Liebe.“ — Und an einem anderen Orte sagte der Redner: „Es wird so viel vom Cultus der Schönheit bei den Alten geredet und die ästhetische Seite des Griechenthums bei den Massen betont. Das wahrhaft Bewunderungswürdige — das ist die Energie und Consequenz in Allem, was die Hellenen der guten Zeit gemacht haben, die resolute Durchführung ihrer Lebensaufgaben in Staat, Wissenschaft und Kunst, die Klarheit der Gedanken, der volle und wahre Ausdruck derselben in ihren Werken, und die unerreichte Tüchtigkeit auch in den geringsten Leistungen. Wie sehr beschämen sie dadurch auch unsere Zeit, die mit ihrer Cultur so groß thut! Die griechischen Werkmeister würden noch heute auf jeder Weltausstellung ihre vollen Preise gewinnen.“ — „Auch das jetzige Volk,“ sagte Curtius, „nimmt ein allgemeines Interesse in Anspruch. Der neue Eintritt Griechenlands in die Geschichte und das Wiederaufleben seiner alten Sprache, — das sind Thatsachen, wie sie selten in der Geschichte vorkommen. Wer nach längerer Zeit Griechenland wiedersieht, der erstaunt, mit welchem Geschicke auch die unteren Schichten des Volks ein reineres Griechisch sich aneignen, und dieses Idiom breitet sich auch in den nicht-griechischen Theilen der Bevölkerung mächtig aus: Albanesen und Wlachen (vom Hauptstamm der Walachier) gehen mehr und mehr in die griechische Nationalität auf. Das zeugt für ihre Lebenskraft.“

Aber um so mehr klagte auch hier der Redner über die engen Grenzen des griechischen Königreichs, das zu klein ist zum Leben und selbst zum Sterben zu groß. Denn jede staatliche Entwicklung bedarf eines zureichenden Materials und eines Raumes von angemessener Größe und Begränzung, und das kleine Königreich stellt nur den willkürlich abgetrennten Bruchtheil einer Nation dar, dem in dieser engen Begränzung alle Erfordernisse zu einem selbstständigen Gedeihen fehlen. Dem kleinen Volke, sagte Curtius, mangelt es nicht an Rührigkeit und hohen Zielen. Aber die Zustände einer völligen Unzufriedenheit mit der Gegenwart und eines aussichtslosen Harrens auf bessere Tage sind nicht geeignet, die ruhige Entwicklung des Staats, welcher der Kern des Zukunftsstaats sein soll, zu fördern. In fruchtloser Gährung zehren sich die Kräfte auf, während die einzig sicheren Grundlagen des nationalen Wohlstandes verabsäumt werden. Die Nachtheile von dem allen liegen auf der Hand, und sie treffen nicht bloß das Königreich Griechenland: sie hemmen die Wiedergeburt des südöstlichen Europa, wie des gesammten Orients, und halten die naturgemäße Lösung der orientalischen Frage in der Schwebe. Gleichwohl ist diese Lösung eben so eine politische als eine religiöse und christliche Nothwendigkeit, und sie wird auch zur Wahrheit werden — der egoistischen und unchristlichen Politik Europa's zum Trotz! Ein jeder Versuch zu dieser Lösung, der von den christlichen Nationen der Türkei selbst ausgeht, seien es Griechen oder Serben, Bulgaren oder Rumänen, trägt die volle Berechtigung dazu in sich: vornehmlich aber die Vergrößerung des griechischen Königreichs, die dieses durch sich selbst, auf jede mögliche Weise, anstrebt, ist eine politisch-nationale Nothwendigkeit. K.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Kaiser Heinrich IV. Von K. A. Mayer. — Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland. Von Ludwig Roß. — Ein neuer Falstaff. Roman in 3 Bänden. Von A. E. Brachvogel. — Ein Prinz von Gottes Gnaden. Roman. Von A. Stahl. — Novellen. 4 Bde. Von Ernst Fritze. — Ueber diese Geschichten ist Gras gewachsen. Roman in 2 Bänden. Von E. M. von Suckow. — Aus dem Offizierleben. Humoristische Bilder. Von St. Grabowski. — Andreas Hofers letzter Gefährte. Von J. M. Hägele.

* Literarische Notizen. Eine neue poetische Gabe von Friedrich Bodenstedt ist zu erwarten. Das Buch erscheint in dem Decker'schen Verlag in Berlin unter dem Titel „Epische Dichtungen von Friedrich Bodenstedt“ und besteht aus drei Theilen. Dieselben sind: „Andreas und Marfa“, in der Spenserstrophe geschrieben, „der Edelfalk“ in kurzen Reimpaaren, „Rino“ in dem epischen Maße der Serben. — Die Sammlung der dramatischen Werke von Karl Gutzkow in zwanzig Bändchen ist bis zur zehnten und elften Lieferung vorgerückt. Die erste derselben enthält das Schauspiel „die Schule der Reichen“, welches einst von Hamburg aus einen so heftigen Streit erregte; in der zweiten gelangt das Schauspiel „Ella Rosa oder die Rechte des Herzens“ zum erstenmal zum öffentlichen Abdruck, während es früherhin nur den Bühnen zugegangen ist. — Ein neues Buch von Edmund Hoefer verläßt soeben die Presse; es führt den Titel: „Ausgewählte Gesellschaft, Geschichten und Erinnerungen.“ — Friedrich Raumers Geschichte der Hohenstaufen, die vor einigen Jahren erst eine neue Ausgabe erlebte, ist jetzt um Dreiviertel des Preises herabgesetzt und für drei Thaler durch den Buchhandel zu haben. Auch die Werke des Historikers William Prescott über die Eroberung von Mexiko und Peru sind zu sehr vermindertem Preise käuflich. — Eine akademische Rede, welche Otto Jahn jüngst in Bonn gehalten hat über die Universität und die Wissenschaft, ist im Druck erschienen. — Der Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung von Karl Gödeke ist um ein Heft weiter vorgerückt. — Ein neues Buch von Brachvogel, dem Dichter des „Narziß“, führt den Titel „Theatralische Studien.“ — Frau Charlotte Birchpfeiffer scheint mit ihrem poetischen Leben abschließen zu wollen; sie sammelt jetzt alle ihre Edelsteine und Perlen zu einem Haufen. Nämlich nicht bloß mit einer Gesammtausgabe ihrer Dramen, sondern auch mit einer solchen der Novellen und Erzählungen wird die Welt beglückt. „Ja, wer kann da widerstehen?“ — Das Märchen vom Aschenbrödel ist von Wolfgang Müller von Königswinter in reimlosen Trochäen neu bearbeitet und mit Holzschnitten herausgegeben worden. Die Schwestern Aschenbrödels bekommen in dieser Bearbeitung schließlich auch noch reiche und schöne Ritter zu Männern.

* Musikalische Notizen.

Die Partei der Zukunftsmusik entwickelt auch in diesem Winter wieder eine außerordentliche Thätigkeit, um den Schöpfungen ihrer Genossenschaft weitere Verbreitung und Eingang bei den Ungläubigen zu verschaffen. Richard Wagner selbst reist in Deutschland und macht Wien zum Hauptpunkte seiner Operationen. In Weimar, Berlin, Breslau und anderen Städten sind rüstige Vorkämpfer. Leipzig zu erobern wurde jüngst abermals ein Versuch gemacht durch einen Herrn Wendelin Weißheimer, welcher am 1. November im Gewandhaus ein Concert gab, für welches Wagner aufgeboten war. Der Concertgeber selbst litt argen Schiffbruch; sogar das Organ seiner Partei, die neue Zeitschrift für Musik, muß ihn preisgeben. Sie sagt zwar, er habe unleugbar Begabung, meint aber, die Aufführung einer fünfsätzigen Symphonie „Ritter Toggenburg“ sei eine übereilte gewesen, da es derselben an klarer Form, ausreichender Erfindung und Sicherheit in der Behandlung fehle. Deutlicher sagen die „Signale“, die Symphonie sei eine wunderbare Mischung von Unreifheit, Zügellosigkeit und Aufgeblähtheit, sie sei das Schrecklichste, was seit Jahren von der Partei vorgeführt sei, und man müsse die sich spreizende Talentlosigkeit in ihre Schranken zurückweisen. — In jenem Concert, dessen Urheber so übel dabei fuhr, handelte es sich aber wesentlich darum, Richard Wagner mit einem neuen Werke vorzuführen. Es war dies das Vorspiel zu seinem in der Arbeit befindlichen musikalischen Drama „die Meistersinger zu Nürnberg“; es ist das eine komische Oper. Es ist nun ungemein komisch, die Urtheile von Leipziger Blättern über dies Vorspiel, welches zum allerersten Male zur Aufführung gelangte, zu vergleichen. Die neue Zeitschrift für Musik schwimmt in einem Meer von Wonne und ist ganz Anbetung. Es ist das übereinstimmende Urtheil Aller — meint die Zeitschrift —, daß dies Vorspiel das größeste derartige Werk sei, welches Wagner geschaffen. Im Bau ist es von überraschender Originalität, in der Durcharbeitung von bewundernswerther Feinheit und Kunst, die thematische und contrapunctische Arbeit ist wahrhaft kolossal (nach mehreren Metamorphosen der drei Hauptmotive bringt Wagner sie alle drei auf einmal); die Erfindung ist dabei von einer Frische und Originalität, die selbst den gewiegtesten Wagner-Kenner überraschen muß. Es charakterisirt das Ganze eine Noblesse und Idealität der Empfindung, eine Größe und Gewalt der Darstellung, die ganz neue Seiten seines Genius offenbart. Ebenso der liebenswürdige und graziöse Humor, von welchem das überaus lebendige und farbenfrische Instrumentalbild angehaucht ist. Mit jedem neuen Werke tritt Wagner uns als ein Neuer entgegen; er ist ein Meteor, dessen Bahnen unberechenbar sind.“ — So redet die neue Zeitschrift für Musik; stellen wir jetzt ohne weitere Bemerkung daneben, was die „Signale“ über das Vorspiel sagen: „Es ist reizlos, wüst, unübersichtlich, weil ohne gehörige melodische und rhythmische Gliederung, die Erfindung ist eben so barock wie die Ausarbeitung unorganisch, verworren und unbeholfen. In dem ganzen Stücke ist nichts, woran entweder der Laie oder der Musiker Freude haben könnte, eben aus den oben ausgesprochenen Gründen. Oder wird man, um nur vom Musiker zu reden, die vorkommende Verarbeitung mehrerer Themen zu gleicher Zeit uns als Muster musikalischer Combination entgegenhalten wollen? Dann erklären wir, daß es an sich gar keine so stupende Kunst ist, verschiedene Thema's mit einander zu bringen, und daß es bei derlei Verknüpfungen als Hauptsache darauf ankommt, immer durchsichtig, klar und faßlich zu erscheinen. Und ist dies der Fall bei den beregten Stellen im Vorspiel? Nein, und abermals nein! Ein Chaos, ein Tohu-Wabohu ist vorhanden, weiter nichts! Nun noch Eins. Die „Meistersinger“ sollen, wie wir vernehmen, eine komische Oper sein; dieses Vorspiel aber mit seinem aller Heiterkeit absolut baren, rohen und lärmenden Wesen, mit seiner ungesunden Aufgedunsenheit, läßt in der That keinen günstigen Schluß auf die Fähigkeit Wagner's zur komischen Oper ziehen. Aber wir sind schon darauf gefaßt von den „Standpunkts-Ueberwindern“ eine neue Theorie der komischen Oper auszuhalten! sie werden schon eine neue Kategorie erfinden, in die sie das einschachteln werden, was Wagner uns als komische Musik giebt. Uebrigens mußte das Vorspiel, auf Verlangen verschiedener Enthusiasten, da-Capo gespielt werden, was nur dazu diente, unsere An- und Einsicht von der Sache noch mehr zu befestigen.

Unter den musikalischen Kräften, welche in London bei den großen Aufführungen mitwirken, findet die Altistin Fräulein Elvira Behrens, eine geborene Hamburgerin, viel Beifall und Lob. Sie sang vor Kurzem in Exeterhall die Altpartie im Messias. — Das sogenannte Oboeconcert von Händel, welches im vorigen Winter in Bremen durch den Künstlerverein zur ersten öffentlichen Aufführung gelangte, ist nun auch in Wien zu Gehör gebracht worden.

* Dramatische Rundschau.

Bremen, 13 November 1862.

Die hiesige Bühne hat sich der Verpflichtung, am Geburtstage Schillers eins seiner Dramen aufzuführen, nicht entzogen; man gab am 10. Novbr. die „Braut von Messina.“ Die Wahl war durch die Personalverhältnisse bedingt. Maria Stuart, kürzlich erst gegeben, ließ sich nicht füglich wiederholen, wenn das im Uebrigen auch aus künstlerischer Rücksicht statthaft und rathsam gewesen wäre: Don Carlos war in demselben Fall und hatte sich so wenig günstig eingeführt, daß er nicht zum zweiten Male kommen durfte. An den Wallenstein und Tell konnte man sich bei der Zusammensetzung der Schauspielkräfte nicht wagen, und da ein Versuch mit der Jungfrau von Orleans auch sein Bedenkliches hatte, so blieb am Ende von den Schauspielen der Hauptperiode Schillers nur die Braut von Messina übrig. Die Regie hat sich die Schwierigkeiten der vorliegenden Aufgabe gewiß vergegenwärtigt, und es muß ihr wie den Darstellenden das Zeugniß gegeben werden, daß allerseits mit Ernst und Pflichteifer eine glückliche und würdige Lösung dieser Aufgabe erstrebt wurde. Dieselbe ist so groß, daß schon eine mäßig gute Lösung Anerkennung verdient. Bei aller Pracht der Sprache, bei aller Fülle schöner Gedanken, die ihre Unvergänglichkeit dadurch auf's Beste bewiesen haben, daß sie ein Gemeingut der ganzen gebildeten Welt geworden und in Aller Munde sind, hat dennoch die Braut von Messina nie die hohe Popularität der übrigen großen Dramen Schillers erreicht. Das ist ein Erfahrungssatz, über den

nicht weiter gestritten zu werden braucht. Im Angesicht der Bühne ist jetzt nur noch das Moment entscheidend, daß unsere Schauspielkunst von heute nur mit der äußersten Anstrengung und im Widerstreit mit ihrem ganzen Wesen sich in die Stimmung zu versetzen im Stande ist, mit welcher die Braut von Messina aus einem künstlich geschaffenen in ein wahrhaft lebensvolles Drama umzugestalten wäre. Das wird sich bei einem Verein poetisch begabter Darsteller annähernd erreichen lassen; in Wien und Dresden wird man dem Ideal ziemlich nahe kommen, in Berlin und München schon ziemlich weit davon entfernt bleiben, eine städtische Bühne kann es höchstens so weit bringen, sich anständig aus der Sache herauszuziehen. Gehört schon ein nicht gewöhnlicher Grad allgemeiner Bildung dazu, den Gedankengehalt der Hauptrollen zu erschöpfen und wiederzugeben, so ist es vollends schwierig, mit einem Personal, das doch immer nur einige begabte Mitglieder haben kann, die Schönheit der Chöre unverletzt darzustellen. Es wird da nicht an Bassermannschen Gestalten fehlen, die mit der antiken Würde in unkünstlerischem Widerspruche stehen.

Werden die obigen Bedenken erwogen, wie es sich gebührt, so muß anerkannt werden, daß die Aufführung der Braut von Messina so gut war, wie sich eben erwarten ließ. An Ernst und Sorgfalt fehlte es nicht, und so blieb denn die Darstellung glücklich bewahrt vor der Gefahr, einen lächerlichen Anstrich, der zugleich ein tödtlicher geworden wäre, zu erhalten. Die Ausführung der Chöre war eine anständige, nur gerieth der Cajetan, der nicht übel begann, allmälig in den salbungsvollen Ton, dem ein mittelmäßiger Darsteller hier kaum entgehen kann. Es hätte zum Besten des Gesammteindrucks viel mehr gestrichen werden müssen, denn es ist lächerlich, das Streichen in klassischen Dramen, zumal an städtischen Bühnen, für einen Verrath an der Dichtkunst zu erklären. Unter den Trägern der Hauptrollen war Herr Röficke als Don Manuel am meisten an seinem Platze. Poetischer Schwung gehört allerdings nicht zu den Eigenschaften dieses tüchtigen Schauspielers, aber er zeigt überall, daß er seine Aufgaben durchdacht hat und die künstlerischen Gesetze kennt. Herr Lippert behandelte den Don Cesar zu sehr als jugendlichen Liebhaber, der auf Applaus spielt und durch ein Vortreten gegen die Lampen den Beifall herausfordert; das ist ein verborgenes Gift, welches in dem Fache liegt und dem Vertreter desselben durchaus nicht persönlich angerechnet werden soll. Fräulein Herrlinger wußte mit der Beatrice nicht recht fertig zu werden; der poetische Hauch, der über dieser Rolle liegt, ist ungemein schwer wiederzugeben, weil es der Beatrice an realem Wesen fehlt. Lebensvolle Wahrheit und antike Plastik hat nur die Isabella, die einzige Figur der Tragödie, die auf sicheren Füßen steht, die inhaltvollste und wegen der Gewalt ihres Inhalts auch die schwierigste. Fräulein Liebich hat die geistige Befähigung für diese Aufgabe; doch wurde die Lösung der eifrigen und geschickten Darstellerin durch ein Doppeltes erschwert. Zunächst war sie zu jung und unruhig; sodann ließ sie sich durch ihre Liebhaberei für schwere Accente verführen, in den Momenten des Affectes zu dehnen und ein ganz ungehöriges modernes „Sentiment“ vorwalten zu lassen, welches die menschliche und poetische Gewalt des Charakters empfindlich beeinträchtigte.

Sehen wir uns weiter in den augenblicklichen Verhältnissen der Bühne um, so müssen wir leider sagen, daß es damit nicht gut steht. Es fehlt durchaus an der nöthigen Sicherheit und Mannichfaltigkeit des Repertoirs, nicht etwa nach dem Maßstabe unersättlicher Abonnenten, von denen jeder grade mit dem unzufrieden ist, was ihm zufällt, sondern von höherem Gesichtspunkt aus. Einer der Hauptgründe für so unerquickliche Zustände fällt nicht der Direction zur Last, sondern „nur das Schicksal ist anzuklagen.“ Die anhaltende Krankheit der Frau Haase-Capitain hat die besten Erwartungen zerstört, die schönsten Pläne vereitelt, das entworfene Repertoir vernichtet. Man mußte die in Angriff genommenen Opern liegen lassen, andere hastig herbeiholen und darauf bedacht sein, die Schaulust des Publikums durch Gastspiele zu befriedigen, deren erstes von Fräulein Weiß aus Hannover als Recha in der „Jüdin“ mit bedeutendem Erfolg eröffnet wurde. Die Abhängigkeit aber von auswärtigen Künstlern, die nicht jederzeit ihr Versprechen erfüllen können, hat neben anderen Bedenken das der peinlichsten Ungewißheit, bei der geordnete Zustände undenkbar sind. Ein zweiter Grund liegt in der ungenügenden Besetzung einiger wichtigen Fächer. Hier wird besonders das Schauspiel betroffen, indem die Fächer der jugendlichen Liebhaberin und des Heldenvaters mangelhaft vertreten sind. Dieser Umstand bringt es mit sich, daß bei der Aufstellung des Repertoirs die Regie in sehr enge Grenzen eingezwängt ist. Sie hat zuvörderst auf eine ganze Reihe von ernsten Dramen zu verzichten; es mögen nur beispielsweise Nathan, Lear, Othello, Wallenstein genannt werden, welche mit vielen verwandten alle bei Seite bleiben müssen. Aehnlich steht es beim Lustspiel, wo eine bedeutende Anzahl von Stücken ebenfalls nicht berücksichtigt werden kann, weil eine junge muntere Soubrette fehlt. Ist so eine große Menge von Schauspielen von vornherein ausgeschlossen, bedenkt man ferner das fortwährende Verlangen der Abonnenten nach Abwechselung, so erklären sich die Unsicherheit und das Experimentiren. Man muß umhersuchen, probiren, ob etwas anschlägt oder nicht, und verliert bei solchem Zustande viele Wochen, ohne festen Boden zu gewinnen, da es im Laufe der Saison schwerlich möglich sein wird, die betreffenden Fächer besser zu besetzen.

Dazu kommt der hartnäckig festgehaltene Grundsatz, täglich zu spielen. Kein Wunder, wenn die wenigen zuverlässigen Mitglieder übermäßig angestrengt werden, wenn Vorstellungen sich eindrängen, welche durchaus ungenügend sind, und das Volk murrt. Wären nicht einige unerschrockene Kämpfer da, die Sache stände schlimm. Zu den tapfersten der Tapferen gehören die Herren Röficke und Dessoir, denen der Sieg aber oft genug durch die Poeten erschwert wird. Unter den Grundsätzen der Regie, wenn dieselbe überhaupt zu Grundsätzen gelangen kann, ist der, allwöchentlich einen Abend von drei kleinen Lustspielen zu arrangiren. Das ist nun aber ein von größeren Bühnen herübergenommener Brauch, der hierzulande schlecht angebracht ist. Man liebt das nicht und wird sich schwer daran gewöhnen, jedenfalls weit mehr Kritik als Lachlust mitbringen. Und jene dramatischen Bissen, die an solchen Abenden auf die Tafel kommen, vertragen in der Regel die Kritik nicht. Da giebt man ein Lustspielchen „Am Freitag“, das eine halbe Stunde dauert und fast um eine halbe Stunde zu lang ist, eins jener Gewächse, für die wir hier gar nicht den Boden haben. Der Verfasser, Sigmund Schlesinger in Wien, hat eine ganze Reihe solcher luftiger Dinger gemacht, denen zwei Umstände Lebensfähigkeit geben, die ihnen sonst bei ihrer charakteristischen Eigenschaft, der höchsten Unwahrscheinlichkeit nämlich, abgehen würde. Erstens macht Herr Schlesinger seine Stückchen für hervorragende Mitglieder des Wiener Hofburgtheaters eigens zurecht und kann sie denen getrost anvertrauen. Zweitens erwartet er, daß man die Lustspiele mit der größten Virtuosität und der behendesten Eleganz spielt. Wo nun etwas zu erreichen ist, was der wundervollen Kunst des Conversationsspiels, welche an der Hofburg zu Hause ist, einigermaßen ähnlich sieht, da mag's gehen, denn alsdann wird das Unwahrscheinliche wahrscheinlich, das Unmögliche möglich. Wird aber ein solches Lustspiel langsam und breit gespielt, so fängt der Zuschauer an zu denken, und hat er erst zu denken angefangen, so hat er auch zu lachen aufgehört.

Nicht so luftig wie jenes Stückchen ist ein anderes, welches am 11. an den Markt gebracht wurde, „ein vergessener Ballgast“, aus dem Französischen in das Berlinische übersetzt von dem Komiker Helmerding. Die jenseits des Rheins heimische Unverschämtheit, mit der aus nichts etwas gemacht wird, steht den Leuten an der Spree nicht zu Gesicht; sie fassen die Sachen mit gröberen Händen an und bewirken dadurch, daß man statt zu glauben und bereitwillig sich täuschen zu lassen zweifelt und untersucht. Die Situationen, in welche der vergessene Ballgast in den Salons einer reichen Frau geräth, erkennt ein solides deutsches Publikum gar nicht als möglich an, und wenn der Verfasser nicht bisweilen einen guten schlechten Witz bei der Hand hätte, so wäre es um seine dramatische Arbeit geschehen. Herr Dessoir gab sich redliche Mühe mit dem Scherz; solche Figuren wie dieser Philister gelingen ihm sehr gut, wie denn überhaupt seine Vielseitigkeit außerordentlich ist. Gespielt wurde die kleine Posse ohne Souffleur, wollte aber doch nicht recht einschlagen.

Wir schließen heute mit einem Bericht über die dramatischen Vorlesungen des Herrn Rielo aus Düsseldorf, welcher in den letzten Tagen die Shakspere'schen Dramen „Was ihr wollt“, „König Heinrich IV. (1. Theil)“ und „Romeo und Julie“ vortrug. Dem Gaste ging vom Rhein her ein sehr günstiger Ruf voran, der sich auch als berechtigt erwies. Wir wollen offen gestehen, daß wir die Kunst des Vorlesens so hoch nicht schätzen können, wie es oft geschieht. Zum Genusse kommt man doch nur bei der genauesten Kenntniß der betreffenden Dichtungen; ist diese nicht bis ins kleinste Detail vorhanden, so bemächtigt sich des Zuhörers eine unbehagliche Stimmung. Sodann liegt in dieser Kunst eine schlimme Verlockung zur Künstelei und Virtuosität, die auf poetischen Werth keinen Anspruch mehr machen kann, und der viele Vorleser in der That verfallen sind. Herr Rielo hat nun die seltene Tugend, daß er nie das künstlerische Maß überschreitet, und ferner die zweite, daß sein Organ ohne unschöne Zwangsmittel auch den Ton der Frauenrollen zu treffen weiß. Die Komödie „Was ihr wollt“ bietet in dieser zweiten Hinsicht allerdings nicht so große Schwierigkeiten wie etwa Hamlet, Othello, Lear, aber dagegen ist es nicht leicht, die so verwandten Charaktere der Viola und Olivia auseinander zu halten. Das gelang Herrn Rielo sehr gut; auch Orsino wurde weit besser, männlicher und anziehender, gehalten, als es sonst wohl der Fall ist. Die komischen Scenen der Junker waren sehr ergötzlich, Christof etwas karikirt, aber glänzend durchgeführt. Die beste Leistung auf dieser Seite war wohl der Malvolio, dessen Schlußscene nicht hätte fortbleiben sollen. Uebrigens ist die Bearbeitung des Herrn Rielo ungemein geschickt, und es ist dadurch dem köstlichen Lustspiel keine erhebliche Beeinträchtigung widerfahren.

L. P.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 47. Bremen, 23. November. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Erinnerung an Ludwig Uhland.

Von J. W. Schaefer.

Nicht ohne schmerzliche Bewegung sehen wir die letzten Zeugen einer inhaltsvollen Geschichts- und Culturperiode unserer Nation aus unserer Mitte scheiden, zumal wenn es ein Ludwig Uhland ist, ein Mann, in dessen offenem, reinem Herzen Alles, was unser geistiges und nationales Leben Großes und Erhebendes hatte, eine theilnehmende Stätte fand, ein Dichter, dessen Lieder durch unsere schönsten Jugenderinnerungen hindurchklingen und mit dem tiefsten Wesen unseres Volkes auf engste verschlungen sind. Auch diese Sonne, deren mildleuchtende Strahlen den Liederfrühling in mancher deutschen Brust geweckt haben, ist nun hinabgesunken und gehört einem vergangenen Tage an.

Im Jahre 1787 geboren, erhielt Uhland die erste Dichterweihe zu der Zeit, als Schiller's Augen sich schlossen, in einer Zeit, wo die edelsten Geister in die „mondbeglänzte Zaubernacht“ der Romantik oder in die metaphysische Welt der Idealphilosophie flüchteten, um den Blick vor der wachsenden Schmach des Vaterlandes und dem Verfall aller nationalen Lebensthätigkeit zu verhüllen.

Mit Widerstreben hatte er sich der Rechtswissenschaft widmen müssen; allein die Poesie, mit der frühzeitig literarhistorische Forschungen Hand in Hand gingen, behielt seine Neigung, und der Romantik, wie sie von Tieck, nicht ohne einen Grundzug Goethescher Kunst festzuhalten, wieder erweckt war, gehörten seine ersten Liederklänge. Allein von vornherein bewahrte ihn sein klarer, vaterländischer Sinn, sein tiefes sittliches Gefühl vor der verworrenen Mystik, Zerflossenheit und Formlosigkeit, womit die dazumal hochgefeierten Vertreter dieser Richtung über ihre innere Armuth und Leere zu täuschen wußten. Er macht sich nicht eine phantastische Welt künstlich zurecht, um sich, wie Novalis, aus dem poesielosen Leben der Gegenwart dahin zu sehnen und das Gefühl des unlösbaren Contrastes in elegischen Klagen auszusprechen, sondern er stellt sich auf den Boden des Echtmenschlichen, es ist eine gesunde Natur, die sich immer klar bleibt und in die Träume der Phantasie die Wahrheit des Lebens zu legen weiß. Nur einer so reinen und wahren Individualität bot sich ungesucht die schöne, plastische Form dar, durch die Uhland alle seine romantischen Zeitgenossen, selbst Ludwig Tieck, weit übertrifft; keiner unter ihnen reicht so nahe, wie er, an die harmonischen Formen der Goethe'schen Lyrik.

Diese Eigenschaften sind es, welche Uhland's Gedichte so populär gemacht haben; kein anderer unter den Epigonen der Heroen unserer Literatur ist so tief ins Volk gedrungen. Für einen solchen Dichter ist auch die Zeit seines lebendigen Einwirkens auf die Nation nicht auf eine gewisse Reihe von Jahren beschränkt, man verweist ihn nicht, sobald neue geistige Bewegungen auch neue Ziele und Richtungen hervorrufen, in das Gedächtnißrepertorium literarhistorischer Handbücher, sondern was so wahr und lebendig aus dem tiefsten Innern eines reinen Dichtergemüths geflossen ist, trifft immer wieder verwandte und empfängliche Herzen; der Frühling weckt stets aufs neue Freude und Hoffnung; der grüne Wald mit seinem tausendstimmigen Leben beseligt das Herz des einsamen Wanderers, und die Lieder vom Glück der Liebenden, vom Scheiden und Wiedersehen, vom Grabe und von gebrochenen Herzen sind unvergänglich wie das menschliche Geschlecht. Ein Zeitalter müßte im Materialismus ganz untergegangen sein, das für die zartesten Blüthen menschlicher Empfindung keinen Sinn mehr hätte.

Das eben zeichnet Uhland's Lieder aus, daß sie überall an die einfachsten und natürlichsten menschlichen Verhältnisse anknüpfen. Selbst wenn er die Natur in ihrem Feiertagsschmuck besingt, wird sie ihm ein Spiegelbild des freudeseligen Menschenherzens. Seine Liebeslieder, mehr innig als leidenschaftlich, haben eine Objectivität, die an die einfachen, kindlichen Töne altdeutscher Volkslieder erinnert. Gleichwie Goethe, hat er diesen die gedrängte Form abgelauscht, die mit wenigen Zügen ein lebenvolles Bild hervorruft und in der schlagenden Kürze die mächtigste Wirkung erreicht.

Dasselbe gilt von seinen Balladen und Romanzen, von denen die besten längst ein Gemeingut des Volkes geworden sind und bleiben werden. Seine volksthümliche Auffassung, sein zarter Sinn für die edelsten Regungen menschlichen Gefühls haben ihn die seltene Kunst der Behandlung der Stoffe gelehrt, durch welche sie, woher sie auch entlehnt sein mögen, das Fremdartige verlieren und als ewig-wahre Bilder menschlichen Lebens an uns herantreten. Wie viele Romantiker neben ihm mühten sich ab, dem poesievollen Leben der Ritterzeiten des Mittelalters in ihren Dichtungen Gestalt zu geben; allein wem ist es wie Uhland gelungen, die verfallenen Ruinen der Burgen und Kapellen in unserer Phantasie wieder aufzubauen und mit dem Reiz eines idealen Lebens zu schmücken, so daß in dem Heldenthum der Vorzeit die Macht der Liebe, der Ehre und des Gesanges verklärt erscheint!

Der Sänger in der Königshalle oder an den Pforten der ihn gastlich empfangenden Burg, die Jungfrauen, die von der Burgzinne ins Thal winken, Knaben, welche die Weihe zu Heldenthaten empfangen, und Ritter, die in den schwersten Proben Muth und Thatkraft des Mannes bewähren, während dieselben von Kampfeslust glühenden Herzen den zärtlichsten Gefühlen geöffnet sind — es hat Alles eine ideale innere Wahrheit, die zu keiner Zeit ihre Berechtigung verliert; es ist Charakter, es ist echtdeutsches Gemüth in Allem.

Das vaterländische Gefühl war in unserm Dichter so lebendig, daß das Jahr der Erhebung Deutschlands aus seiner tiefen Schmach und der in allen seinen Einzelheiten unvergeßliche Heldenkampf des deutschen Volkes für seine Befreiung ihn mit neuer Begeisterung erfüllen mußte. Jetzt, da der Ruf fürs Vaterland erging, dünkte ihn „Alles, was er bisher von Minne, Mai und Wein gesungen, Tand“; dir, rief er dem Vaterlande zu, dir dem neuerstandenen, freien ist all mein Sinnen zugewandt! Auf ihn finden die Worte Anwendung, die er seinem Werner von Kyburg in den Mund legt, daß oft mitten ins Leben ein Tag tritt, der für alle Zeit ergreift, der unsrer Zukunft, allem unsern Thun die unabänderliche Richtung giebt. Das war für ihn der Moment, wo sein deutsches Vaterland sich aus dem Staube erhob und eine Zeit begann, wo das Edelste, was unsere Nation besitzt, zur herrlichsten Erscheinung kam — zwar kurz, doch groß genug zu unvergänglichem Andenken.

Wäre Uhland in Norddeutschland geboren, hätte ihn der Sturm der Zeit und der Drang des jugendlichen Enthusiasmus wie einen Theodor Körner in die Reihen der Kämpfer geführt, so würde er noch andere Weisen für den Ausdruck seines Vaterlandsgefühls gefunden haben, als jetzt, wo er, ein Würtemberger, dem Lauf der Ereignisse von fern zusah. Die schwungvollen Dichtungen, in denen er den Kampf um Freiheit und nationale Selbstständigkeit feierte, drangen nicht so tief ins Volk; allein sie zeichnen uns den edeln Charakter des vaterländischen Dichters in seinen schönsten Zügen. Nur allzu rasch war ihm dieser zweite Liederfrühling verblüht. In Würtemberg begann mit der neuen Ordnung der Zustände der Streit um die Verfassung, dem Uhland sich mit ganzer Seele hingab. Er ward politischer Dichter. Es ist ein wackerer Charakter in den „Vaterländischen Gedichten“ ausgeprägt. Der Dichter verfolgt nicht träumerische Phantasiebilder, sondern er mahnt zu einträchtigem Wiederaufbauen, warnt die Mächtigen und ist bemüht mit ernstem Zuruf „das alte gute Recht“ zu schirmen. Allein was man auch nach dieser Seite hin Rühmliches von jenen Dichtungen sagen mag, man kann sich doch beim Lesen derselben der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die kalte Hand politischer Debatte allmählich den zarten Duft von Uhland's Poesie abgestreift hat. Es ist ein vergebliches Bemühen, den Inhalt eines Zeitungs-Leitartikels in ein poetisches Gewand zu kleiden, und nur, wo das vaterländische Gefühl als Mahnruf im Aufschwung thatenschwangerer Begeisterung oder als elegische Resignation erscheint, gehört es der Poesie an. Uhland ist trefflich, wo er diese Saite anschlägt; sein „Wenn jetzt ein Geist herniederstiege“ ist die ergreifendste Elegie, die an dem Grabe vaterländischer Hoffnungen, durch welche die Befreiungsjahre ihre poetische Weihe erhalten hatten, gesungen worden ist.

Wenn Uhland in dem poetischen „Vorwort“, womit er 1815 die erste Auflage seiner Gedichte einleitete, die Hoffnung aussprach, daß jetzt, wo die Freiheit Deutschlands frisch aufgelodert sei, auch das Lied kräftig ans Licht steigen werde und die Gedichte seiner Jugendzeit — es war ihm schwer geworden für sie einen Verleger zu gewinnen — die Verkünder einer jüngern Brüderschaar sein würden, gesünder von Bau und Wuchs, so gedachte er ohne Zweifel Dichtungen von größerm Umfange und Gehalt zu schaffen, zu denen er sich ermuthigt fühlte. Eine glückliche Wahl wäre vielleicht ein epischer Stoff aus der vaterländischen Geschichte gewesen; denn zum Epos zog ihn seine dichterische Begabung mehr hin, als zum Drama. Gerade das, was seine Stärke ausmachte, das im Volksleben wurzelnde sittliche Gefühl, das gern beim sinnigen Ausmalen des Einzelnen verweilt, beschränkte ihn in der dramatischen Gestaltung welthistorischer Verwickelungen und in der Darstellung der in der dramatischen Handlung zusammenwirkenden Charaktere. Seine schaffende Kraft wird nur da erwärmt und belebt, wo seine lyrische Individualität sich innerhalb der ihr scharf gezogenen Grenzen bewegen kann, wo er, wie im „Ernst von Schwaben“, Freundestreue, Aufopferung und Heldenthat, oder im „Ludwig der Baier“ Edelmuth und Bruderliebe verherrlicht. Diese beide Dramen — seine einzigen, abgesehen von einigen dramatischen Fragmenten, mit denen man unnöthigerweise die Sammlung seiner Gedichte beschwert — führen uns einzelne glänzende Bilder vor, doch mehr in einer lyrisch-epischen Schilderung; die dramatische Kunst des Dichters hat sie nicht durch die Handlung und den Dialog zu lebensvoller Anschauung zu bringen vermocht. Der edle Geist des Dichters weht uns gleichwohl auch in diesen Dichtungen erquickend an; die Hauptcharaktere, einen Ernst von Schwaben und Werner von Kyburg, einen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich, beseelt jener hohe sittliche Ernst, durch den mehrere seiner Romanzen — wir erinnern nur an Bertran de Born und den Castellan von Couci — von so erhebender Wirkung sind. Die keusche, lyrisch erwärmte Sprache fließt in ruhigem Gleichmaß dahin; der Dichter verschmäht alles Haschen nach künstlichen Effecten, mitunter zum Nachtheil der dramatischen Wirkung; denn wer könnte verkennen, wie sehr, um nur Eines zu erwähnen, die Liebe des jugendlichen Herzog Ernsts zu Hugo's Tochter, auf die jetzt nur im Vorübergehen hingedeutet wird, zur Belebung der dramatischen Handlung hätte verwandt werden können? Immerhin bleiben auch Uhland's Dramen ein würdiges Seitenstück zu der Perlenschnur seiner Lieder und Romanzen und sollten, wenn sie auch selten über unsere Bühne gehen, doch allen denen theuer bleiben, welche an der Hand der Poesie Erhebung über das Gemeine und die kleinlichen Interessen des Lebens suchen oder, um mit Hartmann von Aue zu reden, sich schwere Stunden sanfter machen wollen.

Mit dem Jahre 1819, wo das Drama „Ludwig der Baier“ erschien, ist Uhland's poetische Laufbahn als abgeschlossen anzusehen. Wenn man für sein Verstummen als Grund anführt, es habe die Zeit der Reaction seinen Flug gehemmt, durch seine Wirksamkeit in der würtembergischen Ständeversammlung sei dem Dichter die nöthige Ruhe und Muße entzogen, so ist das eine jener wohlfeilen Erklärungen, mit denen man in neuester Zeit stets bei der Hand ist, um den Mangel dichterischer Productionskraft zu entschuldigen. Zu einer Zeit, wo die Wolken schwer auf Deutschland herabhingen, hat Schiller seine größten Meisterwerke geschaffen. Wir müssen vielmehr Goethe's Urtheil, das er in einem Briefe an Zelter, wenn auch allzu herbe, aussprach, in der Hauptsache als richtig anerkennen, daß Uhland jenes Prometheusfeuer, das die Menschheit bezwingt, nicht zu Theil geworden war; es fehlte ihm der schöpferische Drang des Genius, der zu immer neuen Geistesschöpfungen treibt. Er hatte den Kreis seines Gemüthslebens mit seinen Dichtungen ausgefüllt und genug gelebt für die Unsterblichkeit. Und wenn Horaz sich damit tröstete, daß, ob auch Homer die erste Stelle behaupte, neben ihm doch Pindar's und Alcäus' Gesänge unvergessen seien, und in den Liedern der Sappho die Gluth der Liebe noch die Herzen einer späten Nachwelt rühre, so konnte auch Uhland seine Lieder ge-

trost an den Busen des deutschen Volkes legen mit der Ueberzeugung, ihm sein Bestes gegeben zu haben und in den Herzen der Besten fortzuleben. Wo er später noch das Schweigen brach, reihen sich die kleinen Dichtungen, wie „Tells Tod", „das Glück von Edenhall", „die Bidassoabrücke", in Gehalt und Form den werthvollsten der früheren Jahre an.

Nicht als Dichter allein, auch als Forscher auf dem Gebiet der poetischen Literatur und der germanischen Mythologie nimmt Uhland einen Ehrenplatz ein. Wie er als Anhänger der Romantik das Wesen und die culturhistorische Bedeutung des französischen Epos erforschte, so stellte er, seit er sich ganz der vaterländischen Dichtung zugewandt hatte, in „Walther von der Vogelweide" ein Dichterleben der Vorzeit so klar vor uns hin, daß der Kritiker und der geistesverwandte Dichter sich in der Auffassung des deutschesten aller Minnesänger die Hand zu reichen schienen. Die kleine, anspruchslos auftretende Schrift hat mehr als lange Abhandlungen zum richtigen Verständniß des poesievollen Zeitalters der höfischen Gesangeskunst beigetragen.

Eine ähnliche Wahlverwandtschaft zog ihn zu der Erforschung des älteren deutschen Volksliedes, wovon die kritische Sammlung, deren Herausgabe ihn in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte, ein bleibendes Denkmal ist. Fast möchten wir bedauern, daß hier der Dichter hinter den Kritiker ganz zurücktritt, und es ihm nicht gefallen hat, mit dem ihm verliehenen Zauberstabe der Dichtung die alten Weisen wieder zu beleben und, wie einst seine Jugendpoesie in „des Knaben Wunderhorn" gegriffen hatte, jene noch nicht ausgeschöpfte Quelle echter Poesie auch für unsere Lyrik wieder fließen zu lassen. Wo der Literarhistoriker gewinnt, geht die nationale Bildung, die auf der weitverbreiteten Masse productiver und empfänglicher Geister beruht, oft leer aus; wie Viele sind es denn, die nach den Urtexten unserer Volkslieder fragen?

Als Lehrer der Literaturgeschichte war Uhland ganz an seinem Platze; allein nur kurze Zeit nahm der ihm 1829 eröffnete Lehrstuhl an der Universität zu Tübingen seine Thätigkeit in Anspruch; er verzichtete darauf, als ihm auf Grund seiner Staatsanstellung der Eintritt in die würtembergische Kammer verweigert ward. Wie bei diesem Anlaß, so erscheint uns sein Charakter überall, auch in seiner ganzen politischen Wirksamkeit, fest und ehrenhaft, wenn auch das Urtheil nicht zurückgehalten werden kann, daß sein warmes patriotisches Gefühl nicht von staatsmännischer Einsicht und politischem Blick geleitet war. Seine Gefühlspolitik, die mit schwäbischer Zähigkeit an das „gute alte Recht" sich festklammerte und in den beschränkten Verhältnissen seines Heimatlandes von Werth und Wirkung sein konnte, mußte ihrer Ohnmacht sich bewußt werden, als sie 1848 auf dem Frankfurter Parlamente sich mit der Aufgabe einer Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung zu beschäftigen hatte. Doch blieb Uhland sich selbst getreu, ein Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, als er den Trümmern des Parlaments nach Stuttgart folgte, wo er und seine wenigen Genossen von dem Militär auseinander getrieben wurden. Indeß war es ihm gewährt, in seinem geliebten, friedlichen Tübingen den Abend seines Lebens, von treuen Freunden umgeben, hinzubringen, von den Leiden des Alters nicht heimgesucht außer in dem letzten Jahre.

Das deutsche Volk hat seinen Dichter nie verkannt. Festaufzüge sind oft zu seinem freundlichen Hause an der Neckarbrücke gewallt, Freudenschüsse haben das Schiff begrüßt, auf dem er auf dem Rhein vorüberfuhr, er war überall eine willkommene, verehrte Erscheinung. Wo irgend ein Pfeil des Neides oder der Verleumdung auf seinen Ehrennamen abgedrückt wurde, sprang er, wie es Heine hat erfahren müssen, auf den Urheber zurück. Ein Ehrengefolge, wie es Tübingen selten in seinen Mauern sah, hat dem vaterländischen Sänger die letzte Ehre erwiesen. Trauernd und segnend steht ein ganzes Volk an einer Gruft, welche die irdische Hülle eines seiner Edelsten und Besten barg, mit ihm des Wunsches Erfüllung hoffend, den der greise Dichter in einem seiner letzten Lieder aussprach:

> Wohl werd' ich's nicht erleben,
> Doch an der Sehnsucht Hand
> Als Schatten noch durchschweben
> Mein freies Vaterland.

---

* Aus der Schweiz und Norditalien.

Von A. Reinhold.

II.

In Chur stand noch die Festhalle von der vor Kurzem daselbst stattgehabten Sangesfeier, doch jetzt verlassen, die Kränze verdorrt und in Trümmern herabhängend. Auf einem Hause bemerkte man auch noch eine schwarzrothgoldene Fahne, vom Winde zerzaus't, vom Regen verwaschen. — Die Stadt in ihrem tiefen Bergkessel bietet wenig Interessantes. Wir fuhren am andern Morgen weiter. Auf dem Posthofe, wo gegen dreißig Menschen auf die Abfahrt harrten, bemerkte man recht, daß hier eine Völkerscheide sich finde. Ein junger, schläfrig aussehender Mensch las die Namen ab und berief zu den Plätzen: deutsch, romanisch, italienisch, französisch und selbst englisch. Unter den Deutschen hatten sich richtig fünf Müller einzeichnen lassen.

Den Weg von Chur nach Thusis hält man Angesichts der bald folgenden Via mala gewöhnlich für weniger interessant, und wir wären auf fremden Rathschlag fast in Gefahr gekommen, ihn Nachts zu machen. Eine der schönsten Partieen der Reise wäre uns entgangen. Das Vorderrheinthal und der Kalanda mit dem Felsberger Sturze, der schöne, bewaldete Heinzenberg, das Dorf Ems mit seinen bemalten Steinhäusern, die so malerisch gelegene Kirche von Tamins, die kühngesprengte Holzbrücke vor Reichenau, der Zusammenfluß des Hinter- und Vorderrheins, die Erziehungsanstalt, an welcher Zschokke und König Louis Philipp wirkten, und so vieles Andere sind Punkte, welche in hohem Grade Beachtung verdienen. Und Schloß Rhäzüns auf seinem vereinzelten Sandsteinfelsen — sieht es nicht aus, als hätten es die Düsseldorfer Romantiker von 1840 gemalt? Welch' ein Blick in's Domleschger Thal! welch' ein Gedenken an die Geschichte, die hier gespielt? Das Volk weiß noch vom Kaiser Constantius zu sprechen, der 354 hier gegen die Alemannen zog. Was erzählen nicht Schloß Ortenstein, die Ruinen der Felsennester Juvalta, das Kirchlein St. Lorenz, die Ruinen von Paspels, Canova und Hohenrhätien, Schloß Rietberg u. s. w.? — Mit Recht nennt Berlepsch das Thal eins der schönsten, welche die Schweiz hat; lebensvoll, farbenheiter und formenreich. Hier stoßen wir zuerst auf italienisches Element; an den Wirthshäusern steht Osteria; Mandeln reifen in den Gärten.

Ich enthalte mich einer Beschreibung der Via mala. Ihre Geheimnisse sind bekannt, und wer vermöchte, wo nur das Gewaltige, Ungeheure wirkt, den Eindruck weiter zu geben? Wir blickten, indem wir schweigend des Weges zogen, zu den steilen Wänden hinauf, lauschten dem dumpfen Schalle des Stromes, der tosend im Abgrunde seine Bahn bricht, und bewunderten die Kühnheit der Menschen, die Straßen an solchen Höhen und Brücken über solche Tiefen schlugen. — Weiterhin öffnet sich das Thal, und man kommt dem Rheinlaufe näher. Ueber Blöcke des

mannichfaltigsten Granits drangen wir mitten in das Bett desselben und ergötzten uns, wie der kühne Heldenjüngling sprudelnd und schäumend, seine blendenden Locken hochaufwerfend mit den uralten Kindern des Erdschooßes den Kampf führte. — Bald erglänzte die unentweihte Stätte seiner Geburt, die Gletscher und Schneefelder des Adulagebirges.

Ermüdet brachte uns der Abend nach Splügen, einem der höchstgelegenen Alpendörfer mit stattlichen Steinhäusern, von einer deutschen Colonie bewohnt, durch zahlreiche beladene Frachtwagen und ein ansehnliches Hotel, in welchem sich bäuerliche Einfachheit und städtischer Luxus seltsam mischten, als Anhaltpunkt an einer Weltstraße charakterisirt. Den Morgengruß gaben mir die beiden Suretta-Hörner, deren überhängende, schneebedeckte Felsenkuppen der helle Sonnenschein so nahe brachte, daß sie mir in's Zimmer hineinzuwinken schienen.

Im geräumigen Speisesaale hatte sich eine kleine Völkerversammlung eingefunden: Deutsche, Engländer und Franzosen, Einzelne und Familien, nach den zerstreuten Tischen vertheilt, doch alle still und nach ihrer Weise das Außerordentliche der Lage feiernd, den herrlichen Morgen, dessen Abend sie nach dem Wunderlande bringen sollte, genießend und für die Strapazen des Tages sich stärkend. Gestört nur wurde die Gesellschaft durch das tactlose Gebahren eines Unholdes, den ich mit tiefster Beschämung als Landsmann erkennen mußte. Er war, wie wir später erfuhren, ein . . . scher Weinreisender, der nach Italien geschickt wurde, um die dortigen Weine an der Quelle zu prüfen und zu beschaffen. In hohler Aufschneiderei hatte er sich in ein rothes Hemd gesteckt, um in der Lombardei als Garibaldianer angesehen zu werden. Augenblicklich zankte er mit dem Kellner, da er hatte à l'Anglais frühstücken wollen und sein Beefsteak nicht blutig genug geblieben war. Dann ergriff er ein Zeitungsblatt und trug, obwohl nur gegen mich gewendet, mit schallender Stimme die kindischsten, abenteuerlichsten Ansichten über Politik in einer Weise vor, als sei er berufen alle Welt zu belehren. Obwohl ich, um das Aergerniß zu mindern, in gemäßigtester Weise ihm entgegenstellte, daß ich mit Absicht auf der Reise alle Politik hinter mir lasse und keine Zeitung in die Hand nehme, war er doch nicht abzubringen. Auch auf der weiteren Fahrt, wo er sich an uns hing, bis wir uns mit Gewalt losrissen, perorirte er, so lange er nicht seine Aufmerksamkeit in ein schmutziges Buch steckte. — Ich würde diesen widerwärtigen Zwischenfall nicht erwähnen, wenn in dem Urheber desselben nicht eine ganze Klasse repräsentirt wäre, die leider zu zahlreich sich umtreibt und dem deutschen Namen Unehre bringt. Es ist unglaublich, mit welcher Aufgeblasenheit, Plattheit und Verwirrung in allen vernünftigen und anständigen Begriffen diese Leute durch die Welt kommen! Sie lassen sich in jedes Gespräch ein und haben nichts, um die Unterhaltung zu beleben, als einen einzigen Witz, der noch nach dem Rauche seines Ursprungs schmeckt. Jeder feineren Begegnung, durch die man sie zwingen möchte, selbst anständig zu werden, setzen sie plumpen Trotz entgegen und meinen, Grobheit und Anmaßung sei das einzige Mittel, sich Bahn zu brechen. — Doch genug von solchem Elende! Es scheint weniger ein Gewächs des deutschen Bodens als vielmehr der deutschen Schule, die von oben gemaßregelt, nach unten als unfehlbar auftritt und den natürlichen Instinct und Tact vernichtet, ohne immer wahre Bildung zum Ersatz zu geben.

Auch unser Berliner Murmelthierfänger fand sich wieder zu uns. Er hatte seinen polirten Alpenstock in Thusis vergessen und mußte nun ohne Stab den Splügen hinanklimmen.

---

* Concerte, Oper und Vorlesungen.

Bremen, 20 November 1862.

Wenn die Zahl der Concerte einen Maßstab für den Kunstsinn abgiebt, so ist Bremen eine kunstsinnige Stadt, eine Stadt, die nicht bloß in Taback und Baumwolle, sondern auch in Musik macht. Wir kommen im Winter auf mehr als dreißig Concerte, was nicht bloß relativ, sondern auch absolut ein sehr bedeutender Posten ist. Köln, die Metropole der Musik am Rhein, bringt es lange nicht so hoch, unsere stolze Schwesterstadt Hamburg bleibt hinter uns zurück, Hannover, die Residenz der Welfen, welche die Haltestelle Bremen mit unpassenden Eisenbahnzügen versieht, darf sich mit uns in Concerten nicht messen, und selbst neben Leipzig, der eigentlichen deutschen Concertstadt, können wir uns sehen lassen. Eine Concurrenz mit Berlin wäre allerdings zu vermessen, denn dort ist die Zahl der musikalischen Soireen gleich einer Legion, und so lange man bei Hofe noch Vorrath an Virtuosen hat, die auf Violinsaiten und Claviertasten arbeiten, kommt die Lieferung nicht an uns Bürgersleute. Wir müssen sie für schweres Geld verschreiben und froh sein, wenn die Waare nicht ausgeht, der Bedarf gedeckt wird. Sollte nicht jede der vorausgegangenen Empfehlung entsprechen, so trösten wir uns damit, daß andere Leute eben auch nicht besser bedient worden sind, und daß bei der gewaltigen Nachfrage Mittelgut mit unterlaufen muß.

Allerdings, als wir in diesem Winter die Fahrt auf dem Meere der Concerte begannen, wollte das Schiff nicht recht flott werden; Wind und Wetter waren ungünstig. Das Publikum, welches bei uns die Concerte besucht und aufrecht erhält, ist nicht groß, auch nicht in dem Grade zuverlässig, daß alle Wohlhabenden die Unterstützung musikalischer Unternehmungen zu einem künstlerischen Glaubensartikel machten. Man läßt sich vom Modegeschmack und von augenblicklicher Neigung beherrschen, was übrigens allerorten mehr oder minder der Fall ist. Es soll auch keine Anklage ausgesprochen, sondern ein vorhandener Zustand erklärt werden. Seitdem der Theaterbesuch nach langer Ebbe zu hoher Fluth anwuchs, mußte ein Rückschlag auf das Concertwesen erfolgen; denn dieselben Leute, die sich jetzt so wohl fühlen in Logen und Sperrsitzen, welche sie vor einigen Jahren noch mieden, sind auch diejenigen, welche auf dem knapp bemessenen Raum eines Rohrstuhls im heißen Concertsaale Stunden lang aushielten und viele Jahre hindurch einer unerbittlich waltenden höheren Macht die behagliche Entfaltung der Crinoline zum Opfer brachten. Seitdem der Besuch der Oper wieder eine Modesache geworden, sind die Curse des Concertbesuches gefallen, und derselbe Saal, den alle Welt als zu klein verurtheilte, ist nun groß genug.

Gleichzeitig ist aber die Zahl der musikalischen Abende nicht etwa geringer, sondern bedeutender geworden. Neben den Privatconcerten, die seit etwa vier Jahrzehnten bestehen und in der Kunstwelt den besten Klang haben, giebt es Symphoniesoireen, welche neben den Unternehmungen der Gesangvereine die Zahl der regelmäßigen Concerte auf mehr als zwanzig bringen. Dazu kommen zehn Soireen für Kammermusik und noch einige Concerte einheimischer Musiker. Wenn nun bei solchen Verhältnissen alles nicht so gedeiht, wie die betreffenden Directionen wünschen, so ist da nichts zu verwundern; es ist vielmehr unleugbar etwas Ungesundes in diesem Organismus. Alle Unternehmungen speculiren auf dieselben Leute, die doch nicht nach Tausenden, sondern nur nach Hunderten zählen, die überdies für die Oper eine zärtliche Zuneigung haben und sehr viele Familiensoupers mitmachen müssen. Vom Uebel aber noch mehr ist der Umstand, daß jene Unternehmungen feindselig einander gegenüberstehen und das Gebot der Nächstenliebe

außer Acht lassen. Läge Alles in einer Hand oder ginge man friedlich miteinander, so ständen die Sachen erquicklicher und besser; und es wird gewiß bald dahin kommen. Nehmen wir, von den inneren Vorgängen absehend, den Thatbestand, daß neben den elf Privatconcerten sechs Symphonieabende bestehen können, und zwar in diesem Winter, wenn auch nach außerordentlichen Anstrengungen, besser als früher, so ist das sehr erfreulich, ein großer musikalischer Gewinn für das Orchester wie für die Zuhörer. Wenn daneben zwei Cyclen von Quartettabenden sich behaupten können, so ist auch das erfreulich; natürlicher und für die Sache förderlicher wäre es aber ohne Zweifel, wenn die Herren, statt sich zu befeinden, friedlich sich vereinigten. Das Publikum und die Leistungen würden dabei gewinnen, und wir möchten den schüchternen Vorschlag eines Bündnisses machen, wenn wir nicht befürchten müßten, gesteinigt zu werden, was man nicht zu den angenehmen Dingen zu rechnen pflegt.

Der Fortbestand der Symphonieconcerte ist dringend zu wünschen; sie sind eine vorzügliche Schule für das Orchester, das an diesen Abenden ungestört durch allerlei fade Musiknummern, wie ein gewöhnliches Programm sie bringt, seine Kraft an den besten Aufgaben erproben und würdig bewähren kann. In künstlerischer Hinsicht stehen sie auf einem höheren Standpunkte, als ein Concert nach der Schablone und dem Modegeschmack des Tages zu erreichen vermag. Dem entsprechend sind auch Stimmung und Haltung der Zuhörer von besserer Art, weil nur diejenigen kommen, denen es um die Sache zu thun ist, nicht solche, denen eine hübsche Toilette denselben Werth hat wie eine gute Composition. Das Aufhören dieser Abende, mit dem wir jüngst bedroht waren, ließe sich nur dann verschmerzen, wenn sie dem älteren Institute der Privatconcerte bedenklichen und unüberwindlichen Nachtheil thun sollten. In diesem Falle würde diese Unternehmung den Vorzug verdienen, und es wäre dann immer noch durch Concessionen, zu welchen die Leitung der Privatconcerte gewiß gern bereit sein würde, so viel zu erreichen, daß die Freunde der Orchester-Composition befriedigt werden könnten. Hat man schon mit der Einführung der Chorgesänge durch die Akademie das frühere ewige Einerlei gebrochen, so werden weitere Schritte folgen. Es ist zwar richtig, daß sehr viele Besucher eine Symphonie unerträglich, alles Uebrige ohne Unterschied herrlich finden, aber der Versuch, das Publikum zu erziehen und es dem Besten geneigt zu machen, ist auch nicht ganz aussichtslos.

Eins wird geschehen müssen, wenn die Symphonieconcerte ihre Aufgabe ganz erfüllen sollen. Man muß darauf bedacht sein, durch gelegentliche Aufführung neuer Werke die Programme mannichfaltiger zu machen und eine Pflicht zu erfüllen, der man sich bisher vielleicht zu wenig unterzogen hat. Die Zuhörer sind so vorwiegend musikalisch gebildet oder doch wenigstens empfänglich, daß ein Murren bei der Einführung von neuen Werken nicht zu erwarten ist. An dem ersten Abend (dem 11. November) hatten sie sich an älteren Schätzen zu erquicken; den Anfang machte Gluck's Iphigenien-Ouverture mit ihren majestätischen Klängen, von denen wir bei früheren Gelegenheiten wohl schon einen noch besseren Eindruck hatten als bei dieser. Eine seit vielen Jahren hier nicht mehr gehörte Haydn'sche Symphonie in D, anderswo und bei allen kundigen Dilettanten bekannt und beliebt, schüttete nach Gluck ihr Füllhorn reizender Melodieen aus; zu Anfang etwas stürmischer, als gut war, da bei dem raschen Tempo des Allegrosatzes die Musiker Mühe hatten, alle Noten herauszubringen. Dieser Satz wie auch der letzte haben so bedeutende Schwierigkeiten, wie man sie bei Vater Haydn, über den unsere modernen Olympstürmer mitleidig lächeln, selten findet. Das hiesige Orchester hat früher viele Jahre hindurch kaum eine Haydn'sche Symphonie unter die Finger bekommen; seitdem dies in der jüngsten Zeit häufiger geschehen, haben die Mitglieder doch die Leichtigkeit sich noch nicht recht aneignen können, welche der alte Herr verlangt. Bei der Durchsichtigkeit seiner musikalischen Gewebe wird jeder Fehlgriff hörbar, während unter den Massen bei Beethoven manche Sünde versteckt bleibt. Dieses Meisters Prachtsymphonie in A dur erhielt eine Ausführung, die in Anbetracht der außerordentlichen Schwierigkeiten, mit denen besonders die Bläser bedacht sind, eine gute genannt werden darf.

Im zweiten Privatconcert am 18. November wurde gleich das oben ausgesprochene Verlangen nach Neuigkeiten befriedigt durch die Ouverture zu „Medea“ von Woldemar Bargiel, welche schon an manchen Orten zur Aufführung kam und auch im Druck erschienen ist. Die Zuhörer begingen, wie uns schien, durch die kühle Aufnahme eine Ungerechtigkeit, die sich dadurch erklären läßt, daß allerdings das tüchtige Werk keine auf der Hand liegenden und bestechenden Reize hat. Das Orchester bot ferner noch Mozarts Ouverture zur „Entführung aus dem Serail“ und eine der Haydn'schen Symphonieen in B dur. Der Herr und Gebieter des Abends war Herr Stockhausen, der mit herzlicher Freude begrüßt wurde. Von seinem Meistergesange haben wir so oft gesprochen, und derselbe steht so lebhaft vor der Seele der entzückt lauschenden Zuhörer, daß eine weitere Gefühlsäußerung neben dem Dank überflüssig ist. Herr Stockhausen sang Arien aus Rossini's „diebischer Elster“, Sacchini's „Oedipus auf Kolonos“, zwei Lieder von Schubert und in Erwiderung des jubelnden Beifalls Schumann's „Ich grolle nicht.“ — Die pikante Erscheinung einer Violinspielerin schickte uns Leipzig in einem jungen Fräulein Franziska Friese aus Elbing, welche mit ihrer Schwester Ottilie, die Clavierspielerin ist, soeben ihre Studien am Leipziger Conservatorium beendigt und ihre erste Kunstreise angetreten hat. Der Vortrag des Mendelssohn'schen Violinconcertes nach Joachim, David, Laub, Wieniawski war eine Kühnheit, die bei einem so jungen Mädchen auffallend ist. Die Spielerin hat aber so viel Gutes und so gut gelernt, daß sie sich tapfer und glücklich behauptete. Wenn Größe und Macht des Tons und Strichs noch nicht vorhanden waren, so erklärt sich das durch die Jugend, es gelang aber fast alles überraschend gut, besonders das Zarte und Anmuthige. Sie spielte ferner noch Davids Variationen über ein russisches Thema. Fräulein Friese betritt eine Laufbahn, die ihr viel Erfolg bringen kann, deren Gefahren aber sie glücklich vermeiden möge. — Ehe wir zu anderen Dingen übergehen, muß noch der Quartettsoiree vom 15. gedacht werden, in welcher wir uns an dem durch die besten Eigenschaften ausgezeichneten, leider so selten gehörten Clavierspiel des Herrn D. Engel erfreuten; er vereinigte sich mit den Herren Concertmeister Böttjer und Cabisius zu einer sehr guten, festen, klaren und abgerundeten Ausführung des zweiten Trios (C moll) von Mendelssohn. Ueber den ersten Abend des jüngeren Quartettvereins der Herren Jacobsohn, Weber, Krollmann und Weingardt, an dessen Besuch wir verhindert waren, haben wir viel Gutes gehört.

Von der Oper haben wir lange nicht gesprochen, weil es wenig Erfreuliches zu berichten gab. Es ist sehr zu bedauern, daß Krankheit und Mißgeschick aller Art den dringenden und fast unerhörten Neigungen des Publikums entgegentreten. Wäre alles, wie es sein sollte und hätte werden können, es wären sehr bedeutende und schöne Erfolge zu erreichen gewesen, während jetzt höchstens halbe, oft noch geringere mühsam zu Stande kommen. So wurde auch die Freude am Fidelio, der am 14. zum ersten Mal in dieser Saison erschien, vielfach beeinträchtigt. Die Vorstellung war eine recht mittelmäßige. Für die Titelrolle hatte

man Fräulein Storck aus Braunschweig kommen lassen, die bei der Lösung dieser Aufgabe durch Heiserkeit gehemmt war und mit den äußerlichen Anforderungen der Rolle so viel zu thun hatte, daß sie die weihevolle Stimmung nicht finden konnte, mit der Leonore gesungen und gespielt werden muß. Auch sonst war viel Mattigkeit und Lahmheit da, nicht weil es an genügendem Studium gefehlt hätte, sondern weil nur wenigen das, was sie zu thun hatten, recht anstand. Die einzige künstlerische Leistung war der Rocco des Herrn Behr, welcher um eines Hauptes Länge alle ringsumher überragte. Es ist das allerdings vielleicht das vorzüglichste Charakterbild des Künstlers, welcher um so besser singt, je besser die Musik ist, und in ernsten Rollen jederzeit als vortrefflicher Musiker und nicht minder guter Darsteller sich bewährt. Anders und weniger gut steht es mit seiner Komik, weil eben seine Komik nicht gut ist. In Rollen dieser Art bleibt freilich sein musikalisches Verdienst dasselbe, und man wird sehr selten und an wenigen Bühnen die bekannten Baßbuffopartieen der komischen Oper in Rücksicht auf den Gesang so vorzüglich ausführen hören, wie es durch ihn geschieht. Dagegen fehlt Herrn Behr als Darsteller die komische Ader, die den Zuschauer sofort und widerstandslos bezwingt; er ist nicht etwa mürrisch und sauertöpfisch, sondern im Gegentheil von vornherein zu lustig, er lacht gleich beim ersten Worte selbst und muß es dann bisweilen erleben, daß die anderen nicht lachen. Was wir hier sagen, trifft beim Rocco und manchen verwandten Rollen nicht zu, ist überhaupt nur ein gelegentlicher freundschaftlicher Wink, dessen Beherzigung wir dem trefflichen verehrten Künstler empfehlen. — Der Erfolg des „Fra Diavolo“ am 16. war eben auch nur ein halber. Man kann diese Oper, die ihre Zeit längst gehabt hat und aus der Mode gekommen ist, jetzt nur noch geben, wenn ein ganz besonders befähigter Träger für die Titelrolle zur Verfügung steht und durch viele Proben ein elegantes, sprudelndes Spiel zu erreichen ist. Können diese beiden Anforderungen nicht erfüllt werden, so wird die Aufführung des Fra Diavolo ein Mißgriff, die hübsche Musik kommt nicht zur Geltung, und die albernen Späße der Banditen werden die Hauptsache. — Ein Versuch mit der Mozartschen „Zauberflöte“, unter den ungünstigsten Verhältnissen gemacht, konnte nicht glücken. Da auch die zweite Sängerin erkrankt ist, wußte man in der Noth nichts anderes zu finden als diese Oper, die sich nur mit einem vollzähligen Personal geben läßt. Die Direction hatte unter solchen Umständen das Ihrige gethan, indem sie eine fremde Sängerin als Pamina auftreten ließ. Es waltete ein Unstern in diesen heiligen Hallen; nichts wollte recht gelingen. Bei diesem unsicheren Umhertasten muß es dem Publikum, welches mit einem Herzen voll Sehnsucht nach allem Guten und Schönen zu jeder Opernvorstellung sich zahlreich einstellt, unheimlich zu Muthe werden; „es ist ein Ziel aufs Innigste zu wünschen.“ Man hört, daß die Primadonna hergestellt ist und sich anschickt, dem Repertoir die Festigkeit und Gediegenheit wiederzugeben.

F. P.

Die Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer hielt am 17. November eine Versammlung, in welcher zunächst ein sehr dankenswerthes Geschenk des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde vorgelegt wurde, das von diesem Verein herausgegebene Werk „Siegel des Mittelalters.“ Von Seiten des Geschäftsausschusses wurde dann ein zwischen diesem und einer Commission des Domskirchenconvents vereinbarter Vertragsentwurf in Betreff der Dombibliothek mitgetheilt, nach welchem der Dom jährlich 100 Thaler zur Unterhaltung derselben aussetzen und die Verwaltung der Bibliothek an die genannte Abtheilung übertragen würde, wogegen diese sich verpflichten soll, außer einem jährlichen Beitrag von 50 Thalern dafür zu sorgen, daß die Bibliothek vom Publikum benutzt werden könne; der Dom würde stets Eigenthümer des jetzigen Bestandes der Bibliothek sowie der in Zukunft angeschafften Bücher bleiben, Mitglieder der Abtheilung die Bibliothekargeschäfte übernehmen. Nach längerer Discussion wurde dieser Vertrag von der Versammlung genehmigt, und es ist zu wünschen, daß derselbe nun auch vom Kirchenconvent des Doms angenommen wird. — Darauf sprach Herr Dr. Hugo Meyer über die Inschriften der Rathhaushalle in Bremen. Er leitete seinen Vortrag ein mit einigen allgemeinen Bemerkungen über den Werth deutscher Inschriften und wies den Ursprung des Spruches nach, wie er sich auf den verschiedenartigsten Gegenständen entfaltet. Den älteren Gebrauch der deutschen Sprüche verfolgte er bis zu ihrer ersten künstlerischen Zusammenfassung durch den Bürger Freidank im Beginne des 13. Jahrhunderts, dessen „Bescheidenheit“ gegenüber nur noch einige biblische, klassische und die noch frei laufenden Sprüche von Bedeutung waren. Einen Beweis für diese Ansicht fand der Redner nun auch in den uns erhaltenen Inschriften des sonst fast ganz vernichteten großen Rathsstuhles, vor deren Betrachtung er aber erst auf die über dem früheren Halleneingange stehenden zwölf lateinischen Regeln die Aufmerksamkeit lenkte. Nachdem er gezeigt, wie überraschend der Inhalt einiger derselben mit den Sprüchen über dem Eingange zahlreicher anderer Rathhäuser zusammentraf, wandte er sich zum Rathsstuhle, dessen Verfertigung er aus verschiedenen sprachlichen und historischen Gründen gleichzeitig mit dem Bau des alten Rathhauses in den Anfang des 15. Jahrhunderts legte. Dem kurzen Hinweis auf ähnliche Gestühle zu Lübeck und Hamburg folgte die Angabe der Quellen, die der Bremer Stuhl benutzt hatte, nämlich der Bibel, einiger Römer, deutscher Sprichwörter, Catonischer Distichen und vor allem Freidanks. Andere von dem Redner angezogene Spruchsammlungen erläuterten das unwahre Verhältniß der angeblichen Gewährsleute zu den wirklichen Quellen, unter denen dem deutschen Cato, Primas und Freidank besondere Rücksicht geschenkt ward. Zum Schlusse legte der Vortragende die Verbreitung Freidankischer Weisheit durch ganz Niederdeutschland nicht nur in Schriften, sondern auch an anderen hervorragenden Häusern zu Hannover und Erfurt dar und beendigte seinen Vortrag mit dem echtbürgerlichen Lehrspruch, welchen eine Scheibe des Erfurter Rathhauses mit dem Bremer Rathsstuhle gemein hatte:

„Wer dogent heft, de isz wol geborn,
Ane dogent isz de adel gar vorlorn.“

Am 14. November eröffnete Herr Dr. F. Buchenau einen Cyclus von Vorlesungen über naturwissenschaftliche Gegenstände. Als Einleitung gab er eine Reihe von Gedanken und Bemerkungen über die Bedeutung der Naturwissenschaften. Er entwickelte den Nutzen ihres Studiums und ihr Verhältniß zur Religion und zur Kunst, indem er sich dabei zu der Wahrheit bekannte, daß ein tieferes Forschen auf den Gebieten der Natur nicht von der Religion ab, sondern gerade zu einem innigeren Verhältniß mit Gott führe. Indem er ferner darauf hinwies, wie es vor Allem die naturwissenschaftliche, nicht auf abstracte Begriffsformulirung, sondern auf Erfahrung und Beobachtung sich gründende Forschungsmethode sei, welche so ungeheuere Fortschritte im geistigen Leben Europas erzeugt habe, gab er eine Skizze des Lebens und Charakters des eigentlichen Entdeckers dieser Methode, des Baco von Verulam. Die weiteren Vorträge des Herrn Dr. Buchenau sollen namentlich folgende Gegenstände betreffen: die Baumwolle, die Rose, die Palme, die Gifte, insbesondere den Arsenik, die

Ernährung der Pflanzen, englische Gärten und englische Botanik, die Gräser, den Zucker, das Meerleuchten, den auf- und absteigenden Strom in den Gewässern, die chemische Wirkung des Lichtes, den Bau der Zähne und ihre Bedeutung für den Organismus der Thiere, die Familie der Nachtschatten, die Londoner Industrie-Ausstellung.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Egypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. 2 Thle. Von A. von Kremer. — Die helvetische Gesellschaft. Aus den Quellen dargestellt. Von K. Morell. — Der Tod des Bewußtseins und die Unsterblichkeit. Von A. B. Dulk. — Jean Jacques Rousseau, sein Leben und seine Werke. Von F. Brockerhoff. — Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum mit Bezug auf Norddeutschland. Von F. L. W. Schwartz. — Das Tragische. Von M. Neumann. — Erasmus, Platter, Holbein. Von B. Reber. — Lukas Legrand. Ein Gelehrtenbild aus dem achtzehnten Jahrhundert. Von W. Vischer. — Land und Leute von Südtyrol. Von R. Perkmann. — Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich. 2 Bde. Von A. Wolf. — Leopold Robert, seine Leben, seine Werke und sein Briefwechsel. Von Edmund Zoller. — Deutsche Kämpfe. Schauspiel in 5 Aufzügen. Von A. Königsberg. — Frieden; Idyll aus der Schweiz in sechs Gesängen. Von J. Mähly. — Der letzte Habsburger und seine Tochter. Historischer Roman in 2 Theilen. Von F. Carion.

* Literarische Notizen. Die bekannte Schriftstellerin Ida von Düringsfeld giebt im Verlage der allezeit rührigen Firma Spamer in Leipzig ein „Buch denkwürdiger Frauen in Lebens- und Zeitbildern" heraus. Das soll eine Festgabe für Frauen und Töchter gebildeter Stände sein. Es will die Schicksale der merkwürdigsten Frauen aller Zeiten mit historischer Treue, ohne religiöse oder politische Parteifärbung, schildern, um richtige und vorurtheilslose Ansichten zu verbreiten and zu ferneren Studien anzuregen. Die Lebensbeschreibungen sind so gewählt, daß jede eine bestimmte Epoche oder Richtung kennzeichnet. So hat die Verfasserin in der Elisabeth von Thüringen den Wartburgkrieg, in der Jakobäa von Holland die Geschichte des bayrischen Hauses in den Niederlanden, in Vittoria Colonna die Blüthezeit der italienischen Dichterinnen und in Angelika Kaufmann das römische Künstlerleben dargestellt. Findet der erste, mit Illustrationen und Porträts versehene Band Beifall, so soll das Unternehmen fortgesetzt werden. — Der illustrirte Volkskalender der Verlagshandlung Weber in Leipzig liegt in seinem vierzehnten Jahrgange vor. Haltung und Farbe desselben sind die hergebrachten, d. h. sie sind eigentlich nicht vorhanden, wenn man die schwarzgelbe Neigung nicht etwa als Farbe gelten lassen will. Das politische Raisonnement des Kalenders ist immer sehr bedenklich gewesen, dankenswerth dagegen die genaue Jahreschronik, welche den Schluß bildet. Dem Grundsatze „wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen" ist der Webersche Kalender treu geblieben und sucht sich von allen Seiten die Stoffe zusammen. Aus der neuesten Zeit haben solche Stoffe der österreichische Reichsrath, die preußische Krönungsfeier, der Bürgerkrieg in Nordamerika und die Ausstellung in London geliefert. Einigermaßen komisch ist die Rubrik „Männer der Zeit", indem dieselbe neben dem badischen Minister von Roggenbach die Herren von Schmerling und von der Heydt aufzuweisen hat. Gut gewählt ist die Darstellung der Völkerschlacht von Leipzig, deren fünfzigjährige Jubelfeier bevorsteht. — Die deutsche historische Commission in München hat einen Preis von 10,000 Gulden ausgesetzt für ein gelehrtes Handbuch der deutschen Geschichte; ferner von 4000 Gulden für Lebensbeschreibungen berühmter Deutschen, von 3000 Gulden für eine kritische Geschichte Bayerns und von 2000 Gulden für ein Handbuch deutscher Alterthümer. — Die neulich erwähnten achtundvierzig Briefe von Johann Gottlieb Fichte und seinen Verwandten, welche von den Grenzboten veröffentlicht wurden, sind jetzt auch in einem besonderen Abdruck zu kaufen. — Die kürzlich angekündigte neue Ausgabe der Novellen von Hermann Grimm ist jetzt im Buchhandel zu haben; wir empfehlen diese ausgezeichneten Arbeiten allen denen, die sie noch nicht kennen. — G. Schambach hat seinen früher herausgegebenen plattdeutschen Sprichwörtern eine zweite Sammlung folgen lassen. — Ein neues Buch von Gustav Freytag, „die Technik des Drama's", erscheint demnächst.

* Meyers neues Conversations-Lexikon in 15 Bänden oder 300 Lieferungen ist bis in den dritten Band und zum Artikel „Brücken" vorgerückt. Es stellt sich das Ziel, ein Wörterbuch allgemeiner Bildung zu sein, das einen zuverlässigen Führer durch alle Gebiete menschlichen Wissens abgiebt. Dem praktischen Interesse ist eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Kein anderes Wörterbuch hat der Besprechung von Gegenständen aus dem Gebiete der Technologie, der Gewerbekunde, der Handelswissenschaft und Landwirthschaft eine so große Sorgfalt zugewandt. Auch die jüngsten Entdeckungen auf dem Felde der Geographie und Naturwissenschaft finden eine überaus eingehende Beachtung. So unmöglich es ist, überall ein unanfechtbares, Allen genügendes Maß innezuhalten, so richtig ist ohne Zweifel der Grundsatz, bei einem derartigen Unternehmen auf Alles zu verzichten, was nur dem Fachmann von Interesse sein kann, oder was für die Gegenwart von keinem erheblichen Belang ist. Zahlreiche Illustrationen sind jedem Bande beigegeben. Am werthvollsten sind die exact ausgearbeiteten Landkarten und die zur Technologie gehörenden Abbildungen. Auf jenen ist nur oft bei dem Bestreben, recht viele Namen zu geben, die Deutlichkeit beeinträchtigt.

* Geographische Mittheilungen, herausgegeben von August Petermann. Gotha, J. Perthes. — Das zehnte Heft dieser Zeitschrift enthält außer kleinen Notizen und Besprechungen: 1) Die russischen Aufnahmen im Kaukasus, von Generallieutenant von Chodzko. Aus dem Russischen bearbeitet von Generallieutenant von Blaramberg. 2) Geographische Skizze von Neuseeland, von Dr. Ferdinand von Hochstetter (nebst einer Karte Dr. Petermann's von Neuseeland im Maßstabe von 1 zu 5 Millionen, welche außer den bisherigen Aufnahmen der Engländer die neuesten Entdeckungen von Dr. von Hochstetter und Julius Haast enthält und eine wesentlich andere Vorstellung dieses wichtigen Insellandes, dem „Großbritannien der südlichen Hemisphäre" giebt, als alle bisherigen Karten. 3) Dr. Theodor Kotschy's Reise nach Cypern und Kleinasien (2. Abtheilung: Cilicien, Mersina, Tarsus, Adana, Nur-Dagh, Schech Meran, Sis). 4) Reise der Herren Th. von Heuglin, Dr. Steudner und H. Schubert, von Djenda in Abessinien nach Chartum, Mai und Juni 1862. 5) Schluß der Expedition unter W. Munzinger und Th. Kinzelbach.

* Auf der Hofbühne in Karlsruhe giebt man Paul Heyse's neues Trauerspiel „Ludwig der Bayer", welches im Frühjahr in München zuerst in Scene ging. Die Karlsruher Darstellung war gut und erfolgreich; der zweiten Aufführung wohnte Heyse am 13. November selbst bei. — In Berlin ist das Trauerspiel „Sokrates" von Ludwig Eckardt die jüngste dramatische Neuigkeit; poetische Schönheit und Gedankenfülle werden anerkannt, dramatische Bedeutung hat aber der Verfasser nicht zu erringen vermocht; böse Menschen, deren es ja leider so viele giebt, murmeln von Langerweile. — Am 11. November starb zu Remse in Sachsen Gottfried August Bürgers Tochter erster Ehe, Friederike Marianne Bürger, im Alter von 85 Jahren. Sie war nicht verheirathet; ihren Vater hat sie um 68, ihre Mutter, Dora, Molly's ältere Schwester, um 80 Jahre überlebt. — Bei der Wahl des Professors Michelsen von Jena zum ersten Vorstande des germanischen Museums in Nürnberg waren von den 18 auswärtigen Mitgliedern des Verwaltungsausschusses 12 zugegen. Von der Wahl des zweiten Vorstandes wurde vorläufig noch abgesehen, da man die Mitwirkung des neuen Präsidenten bei dieser Wahl für nothwendig hielt. — Karl Simrock hat nach einer Pause von mehreren Jahren seine Vorlesungen in Bonn wieder begonnen; Nicolaus Delius hat keine Vorträge angekündigt, da er den Winter in Rom zubringen wird.

* In der „Süddeutschen Zeitung" berichtet ein Herr A. K. aus Hamburg: Als ich dieser Tage den Nachruf an den liebenswürdigen Dichter und Künstlerfreund Karl Klingemann von Ferdinand Hiller las, kam mir ein kleines Ereigniß in die Erinnerung, das ich jetzt vor elf Jahren in dem gastlichen Hause des Verstorbenen zu London miterlebte, und dessen Held kein Anderer als der Verfasser der Lebensskizze ist. Ein junger Tonsetzer war aus Deutschland herübergekommen und wollte sich an diesem Abend durch den Vortrag eines von ihm componirten Terzerts der bei Klingemann versammelten Elite der englischen musikalischen Welt zuerst vorstellen. Wenn ich nicht irre, spielte Joachim die Violine, und der auf der „Austria" so jammervoll umgekommene Bernhard Hildebrand das Violoncell; die Clavierpartie hatte der Componist selbst übernommen. Der erste Satz verlief, ohne Eindruck zu machen. Der Debütant stand auf, verließ den Saal, und gleich darauf meldete ein Diener, daß er unwohl geworden sei und nicht wieder kommen könne. Das Fiasco war entschieden, schon hörte ich in meiner Nähe die kaum verhüllten schadenfrohen Glossen concurrirender Kunstjünger, da erhob sich Ferdinand Hiller, der während der Pause in den Noten geblättert hatte, und sagte zu der Gesellschaft: „Die Partitur, die ich hier habe, ist zwar sehr unleserlich geschrieben, aber wenn Sie nachsichtig sein wollen, will ich versuchen, die Sache zu Ende zu spielen." Und er setzte sich an den Flügel, spielte mit gewohnter Meisterschaft und brachte das Tonstück zu allgemeiner Anerkennung.

* Rasch nach einander sind kürzlich zwei Schillerfeste begangen worden, am 18. October in Mainz, in den jüngsten Tagen in Mannheim, beiderwärts aus Anlaß der Errichtung von Bildsäulen des Dichters. Die Mainzer Feier hatte vorwiegend einen politischen, die Mannheimer mehr einen künstlerischen Charakter. In der letzten Stadt beging man den 10. wie den 11. November, jenen mit einem großen Fackelzuge nach dem vor drei Jahren gepflanzten deutschen Hoffnungsbaume, der Schillerlinde, mit Festlied und Rede. Der Festzug zur Enthüllung des Schiller-Standbildes des anderen Tages zeugte von der rastlosen Thätigkeit der Festcommission eben so sehr, wie vom Eifer der Bürger, der besonders in den letzten Tagen erwacht war. Zierwagen mit den Erzeugnissen der Industrie, der Gewerbe, der Schifffahrt, des Handels, der Gärtnerei und Landwirthschaft; die Turner, Fest-Jungfrauen, Feuerwehren, gaben dem Zuge Wechsel, die Theilnahme aller Stände imposante Größe. Besonders stattlich war der Zug der Schützen mit ihren Gästen aus anderen badischen Städten und ihrem Zierwagen. Nach der Uebergabe des Denkmals erfolgte die Enthüllung unter allgemeinem Jubel und Gesang einer Festhymne von Lachner. Abends gab man im Theater Wallensteins Lager und die Glocke. — Am 21. November ist in Hannover das Haus, in welchem der Dichter Hölty wohnte und starb, durch eine Marmortafel bezeichnet worden. Dasselbe geschah mit dem Geburtshause der Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel, der Söhne des hannoverschen Consistorialraths Johann Adolf Schlegel. Es hat sich dabei herausgestellt, daß der Geburtstag August Wilhelms nicht der in den Büchern angegebene 8., sondern der 5. September ist. — Durch Beschluß der diesjährigen allgemeinen Künstlerversammlung in Salzburg wurde der Centralsitz der deutschen Kunstgenossenschaft von Düsseldorf nach Weimar verlegt; es fand in Folge dessen kürzlich die Wahl des Hauptvorstandes in nachstehender Weise statt: Präsident: Professor Marterstieg; Vicepräsident: Maler Döpler; Generalsecretär: Dr. v. Schorn, dessen Stellvertreter: Professor Thon; Kassirer: die Maler Lieber und Hummel. Die Aufgabe des Hauptvorstandes besteht zunächst in der Bearbeitung einer Reihe von mit den bestehenden 18 Localvereinen zu vereinbarenden wichtigen Fragen, welche der nächsten Generalversammlung, als zur letzten Discussion und Beschlußfassung reif, unterbreitet werden sollen. Das sehr umfangreiche Archiv der deutschen Kunstgenossenschaft ist von Düsseldorf nach Weimar gesandt und dem dortigen Schriftführer übergeben worden. Die deutsche Kunstgenossenschaft, deren Generalversammlung im nächsten Jahre in Weimar stattfinden wird, zählte bis zum Tag von Salzburg über 1500 Mitglieder, die sich auf folgende Städte vertheilen: Berlin, Braunschweig, Karlsruhe, Kassel, Köln, Darmstadt, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg (mit Kiel), Hanau, Hannover, Leipzig, München, Münster, Stuttgart, Weimar und Wien. — Das neulich erwähnte schöne Bild Genelli's „die Verheißung Abrahams" ist Eigenthum des in der vorigen Nummer von Bodenstedt besprochenen Herrn von Schack in München, welcher eine eigene Genelli-Galerie errichtet, zu welcher schon die Bilder Hercules und Europa gehören.

---

* Die Schillerstiftung. Die in den Maitagen des Jahres 1855 begründete und im November 1859 in das Leben getretene Schillerstiftung liefert leider wieder den Beweis, daß wir Deutschen nicht ohne Streit leben können, und daß wir namentlich in solchen Dingen, die grade um der Einigkeit willen unternommen werden, am wenigsten einig sind. Innerhalb dieser Stiftung sind die heftigsten Streitigkeiten ausgebrochen und nur mit Mühe geschlichtet worden. Bekanntlich hatte, als in den ersten Jahren der Vermögensbestand der Gesellschaft trotz allen Bemühungen nicht höher als auf 15,000 Thaler hatte gebracht werden können, der unermüdliche Major Serre auf Maxen bei Dresden den Gedanken der großen Schillerlotterie gefaßt, der alsbald so gewaltige Umrisse annahm, daß er den Urheber fast erdrückt hätte. Serre hat für sein Riesenunternehmen mehr Verwünschungen als Segenssprüche geerntet, konnte aber schließlich auf das glänzende Resultat hinweisen, daß sich ein Reinertrag von 454,740 Thalern ergab. Es war festgesetzt und von Serre oft erklärt worden, es sollten von der Ertragssumme $^2/_3$ der Schillerstiftung, $^1/_3$ der Tiedgestiftung zufallen. Demnach erwartete der Verwaltungsrath in Weimar einen Zuwachs von etwa 300,000 Thalern für seine Fonds und war hoch erfreut, nun endlich in den Besitz namhafter Summen zu gelangen und seiner Aufgabe, der Unterstützung hülfsbedürftiger Schriftsteller und ihrer Angehörigen, besser nachkommen zu können. Da vernahm man, daß Major Serre die 300,000 Thaler nicht der großen Hauptstiftung zuweisen, sondern für den Dresdener Zweigverein zurückhalten, vielleicht damit eine Schiller-Akademie begründen wolle. In Weimar und in den übrigen Zweigvereinen rief dies Vorhaben eine nicht geringe Aufregung hervor und wurde heftig debattirt. Ferner hatte aber der Verwaltungsrath in Weimar Anlaß zu weiterem Streit gegeben durch die Anstellung Karl Gutzkow's als Generalsecretär der Stiftung mit einem Jahrgehalt von 500 Thalern. Das war das Signal zu heftigen Angriffen auf die oberste Leitung und auf Gutzkow selbst. Alles, was an Abneigung gegen diesen Schriftsteller in den Kreisen der Presse vorhanden ist, erhob sich gegen die Ernennung; man müsse befürchten, hieß es, daß er, der stets selbst Partei gemacht und eine Partei geführt habe, nun auch parteiisch verfahren, alles an sich reißen und viele abschrecken werde, sich um eine Unterstützung von Seiten der Stiftung zu bemühen. — Nachdem der Verwaltungsrath in Weimar mit Mühe die Ernennung von Gutzkow durchgesetzt hat, ist nun der Streit wegen der Schillerlotterie auf der Generalversammlung, die im vorigen Monat in Weimar gehalten wurde, geschlichtet worden. Man hat sich nämlich dahin geeinigt, daß der in Dresden bestehende Lotterie-Ausschuß das durch sein Unternehmen erworbene Vermögen auf eigene Verantwortung verwalten soll, indem dasselbe jedoch einen integrirenden Bestandtheil des Vermögens der Gesammtstiftung bildet. Von den Jahreszinsen werden $^4/_5$ dem Verwaltungsrathe zur Verfügung gestellt, $^1/_{10}$ vom Dresdener Ausschuß nach eigenem Ermessen verwendet, $^1/_{10}$ zum Capital geschlagen. Beschlossen wurde, daß, wenn es dem Verwaltungsrathe nicht gelingt, auf dieser Grundlage eine friedliche Uebereinkunft mit den Herren in Dresden abzuschließen, alsdann die nöthigen Schritte zu einer gerichtlichen Geltendmachung der Ansprüche der Schillerstiftung geschehen sollen. — Aus dem Jahresberichte der Verwaltung geht hervor, daß in diesem Augenblick 34 Jahrgehalte und Unterstützungen gewährt werden, darunter mehrere von je 300 Thalern, durch Zweigvereine noch weitere 15, also im Ganzen 50 zum Belauf von jährlich etwa 4500 Thalern. Die Mehrzahl dieser Gehalte trifft auf hochbetagte, schwer leidende und arbeitsunfähige Schriftsteller, ein namhafter Theil auf Wittwen, Waisen oder andere Hinterlassene; im vorigen Jahre (November 1861 bis November 1862) starben vier der Unterstützten. Novellen- und Romandichter, Lyriker, Dramatiker und Gelehrte waren unter der Zahl der Pensionäre vertreten.

* Musikalische Notizen. Unter den jüngsten Neuigkeiten des deutschen Musikalienhandels befinden sich die Partiturausgabe und der Clavierauszug von Karl Reinecke's „Belsazar", der im vorigen Jahr in Leipzig aufgeführten größeren Tondichtung für Chor, Solostimmen und Orchester. Zu nennen sind ferner neue Quartette von Ludwig Norman und Joachim Raff. — Das Requiem von Friedrich Kiel, welches in Berlin Aufsehen machte, ist jetzt auch im Gewandhause zu Leipzig gesungen worden. Dem Componisten hat nach dem Urtheile von Gumprecht in der Nationalzeitung bei der Auffassung des Textes und der Wahl der Mittel Cherubini's Requiem vorgeschwebt, doch unterscheidet sein Werk von allen früheren dieser Gattung sich dadurch, daß es nicht lyrisch und idealistisch, sondern dramatisch und realistisch gehalten ist. — Zwei neue Compositionen von Franz Liszt werden angekündigt; es sind Scenen aus Lenau's Faust, ursprünglich für Orchester componirt und nun für Pianoforte übertragen, nämlich „der nächtliche Zug" (vierhändig) und „Mephisto-Walzer oder Tanz in der Dorfschenke" (zweihändig.) — Frau Clara Schumann hat kürzlich ein Haus in der Lichtenthaler Allee zu Baden-Baden gekauft. Sie gab am 15. November mit Julius Stockhausen ein Concert in Frankfurt. — Wien ist ganz voll von einem Theatercensur-Scandal. Man gab Marschners „Templer und Jüdin", und der Darsteller des Bruders Tuck hatte den Befehl erhalten, keinen Anstoß bei frommen Seelen zu erregen, vielmehr den Tuck ganz weltlich zu halten. Der Sänger Hölzel erschien nun aber doch mit der Glatze und sang sein Ora pro nobis, während der Chor Ergo bibamus intonirte. Das Publikum war höchlichst ergötzt über diesen Contrast, Herr Hölzel aber wurde am andern Tage entlassen. — Die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien ließ neulich bei einem Feste einen Concertzettel vom 3. April 1781 abdrucken, auf welchem es im Programm heißt: „Dann wird sich Herr Ritter W. A. Mozart ganz allein auf einem Pianoforte hören lassen; er war selber bereits als ein Knabe von 7 Jahren hier und hat sich schon dreimal, theils in Absicht auf die Composition als auch in Ansehung der Kunst überhaupt und der besonderen Fertigkeit im Schlagen, den allgemeinen Beifall des Publikums erworben. — Die neue Oper von Ferdinand Hiller, „die Katakomben", welche im Frühjahr in Wiesbaden zur ersten Aufführung gelangte, ist am 14. November auch in Karlsruhe gegeben worden. Nach dem Berichte der Kölnischen Zeitung war der Erfolg ein sehr bedeutender. — Die Oper „Oedipus auf Kolonos", aus welcher Herr Stockhausen kürzlich in Köln und Bremen eine Arie sang, ist die beste Arbeit Sachini's (1734—1786); sie wurde in Paris im Jahre 1785, also bald nach dem Triumphen Glucks, zum ersten Mal mit außerordentlichem Erfolge gegeben. Sachini war einer der fruchtbarsten Componisten und hatte im Alter von 35 Jahren schon fünfzig Opern geschrieben, zu denen später noch viele hinzukamen, ferner fünf Oratorien, mehrere Violinquartette und Claviersachen mit Begleitung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
A Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 48. Bremen, 30. November. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Aus der Schweiz und Norditalien.

Von A. Reinhold.

III.

Unter dem Eindrucke eines lachenden blauen Himmels und der erfrischenden Gebirgsluft stiegen wir gemach zur Höhe des Splügen-Passes hinan. Da die breite, schöne Straße, für Fuhrwerk berechnet, in weitläufigen Windungen die Steile des Berges überschreitet, so haben Fußgänger der Gegend sich nähere Wege gebahnt. Diese führen anfangs oft durch kleine Strecken Waldes, den in dieser Höhe ein verkümmertes Geschlecht von Tannen und Lärchen noch zu bilden im Stande ist. Beim Eingange eines solchen erkundigte ich mich bei einem Wanderer, der ebenfalls die Straße zog und, obwohl er nicht das Aussehen der übrigen Bewohner des Dorfes hatte, doch offenbar der Gegend angehörte. Er schien den Vortheil der abkürzenden Pfade nicht zu benutzen, und ich war deßhalb verwundert, ihn nach einiger Zeit uns doch vorausgeeilt wieder zu finden, wozu das öftere Umschauen in der grotesk geformten Gegend von unserer Seite den Grund mochte gegeben haben. Am Wege lagen Haufen des feinsten weißen Marmors als Pflastersteine aufgethürmt. Bestürzt über solche Verschwendung konnte ich nicht unterlassen, von neuem mich an den Fremden zu wenden und um Aufklärung zu bitten. Er zeigt mir an der nahen Gebirgswand die Brüche, wo das kostbare Material in Ueberfluß gewonnen wird. Ein Gespräch über mögliche Ausbeutung und bessere Benutzung desselben verband uns näher, und ich erkannte bald einen Mann von einer Bildung, wie ich sie in dieser Abgeschiedenheit kaum gesucht hätte, dazu von dem gediegenen resignirten Wesen, wie es den Menschen charakterisirt, der, wie hier, die geringsten Reize des Lebens den trotzigsten Gewalten abringen muß. — „Sie lernen jetzt“, meinte er, „die wahre Natur dieser Gegend nicht kennen; kommen Sie einmal im Herbst oder Frühling, da werden Sie sehen, wie es hier stürmt.“

Die weiten Felder furchtbarer Steintrümmer, welche die Lawinen herabgerissen, gaben zu seinen Worten hinreichende Illustration. Er erkundigte sich weiter nach der besten Gewerbeschule in Deutschland, wohin er seinen Sohn zu schicken denke; ich suchte das Gespräch mit Nachdruck auf einen Gegenstand zu lenken, der mich vorzugsweise interessirte, auf Herkommen und gegenwärtige Verhältnisse der Bevölkerung des Landes. In Bezug auf die letzteren, namentlich das wohlbesorgte Schulwesen, das zu dem benachbarten Italien in so schroffem Gegensatze steht, gab er mir interessante und sehr befriedigende Aufschlüsse. In Bezug auf das erste schien er sich mehr der gewöhnlichen Ansicht zuzuneigen, die, wie ich vernahm, auch der Pfarrer Andeer in seinem jüngst erschienenen Buche über Volk und Sprache der Romanen vertritt, daß nämlich die letzteren von den alten Römern abstammen. Ich hatte indeß mir bereits eine ganz andere Ansicht gebildet, namentlich seit ich in Thusis Gelegenheit gefunden, einen Blick in romanische Schriften zu werfen, in deren Sprachschatze ich Wortstämme gefunden, die unmöglich dem Lateinischen oder der älteren Entfaltung unsrer Sprache angehören konnten. Wie sollten auch die Römer dazu kommen, in den unwirthlichen Gebirgen dieses Landes sich in solcher Mächtigkeit anzusiedeln, daß ihre Nachkommen alle Stürme der Geschichte überleben konnten. Und woraus, aus was für einem Gemisch von Völkern bestanden überhaupt die Römer, als sie anfingen, in größerer Entfernung über weitere Länderstrecken sich auszubreiten? Sie würden schwerlich noch nach Jahrhunderten ein Volk von so einheitlichem Charakter, wie die heutigen Bewohner Graubündens, hinterlassen haben.

Viel wahrscheinlicher ist es vielmehr, daß innerhalb dieser von der Natur erbauten, fast unübersteiglichen Ringmauern gegen die vordringenden Römer und Germanen die erste ursprüngliche Bevölkerung sich behauptete, um so mehr, da ihr Land wenig Lockendes besaß; daß die heutigen Romanen die Nachkommen der alten celtischen Rhätier sind. Ihre Sprache ist ganz verschieden von dem Romanisch, das in der Walachei gesprochen wird, dessen unmittelbare Herkunft vom Lateinischen noch sehr nahe tritt und wofür die Ueberleitung durch Colonisation jener Länder hinreichend beglaubigt ist. Ich theile als Beleg hier einige Zeilen der Graubündner Zeitung „Il Grischun“ mit: „Il Grischun ha tochen ussa buca volin publicar quei artichel, per schar sferdar empau ils tgaus, vegn lu tonaton cun temps e peda a portar quella novella a ses lecturs, per far enconoschents els cun la moda e maniera, co ins fa vischneunca a Domat, tgei ideas vegnen cheu manifestadas et tgei oraturs passan si.“

Diese Sprache kann man gewiß kein Mittelding zwischen dem Italienischen und Französischen nennen, wie man gethan hat. Ist das lateinische Element darin auch sehr bemerkbar, so fühlt doch

der Laie schon durch, daß es von einer Zunge aufgenommen und gebildet ist, die fremd dem Elemente gegenüberstand und mit dem römischen und selbst italienischen Munde nichts zu schaffen hatte. Die Romanen Graubündens haben keine nennenswerthe eigene Literatur, nur Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Die ihrige weicht mehr und mehr von dem Deutschen und Italienischen ab. An den großen Heerstraßen versteht Jeder das eine oder andere, je nach dem mehr nördlichen oder südlich gelegenen Wohnorte. Nur in den abgelegenen Thälern wird die Landessprache ausschließlich gesprochen, jedoch in so abweichenden Dialekten, daß man die deutsche zur Schulsprache in den höheren Lehranstalten hat machen müssen. Hervorzuheben ist auch, daß in Graubünden ein viel besseres Deutsch gesprochen wird, als in der nördlichen Schweiz, offenbar weil dieses dort ursprünglich fremd und nur erlernt ist, ähnlich wie in Curland und selbst Norddeutschland. Das Volk macht überhaupt, wenn ihm eine gewisse Tüchtigkeit, namentlich in der Charakterbildung, auch nicht abzusprechen ist, doch den Eindruck, als gehöre es einer absterbenden Race an. Es ist schüchtern und zurückhaltend.

In der Via mala standen Bettelkinder mit bleichen Gesichtern und wild um das Haupt flatternden schwarzen Locken, wahre lebende Murillos. Schweigend streckten sie die Hand aus, und wenn man sich ihnen nahte, um etwas zu reichen, so liefen sie nicht selten davon, zu furchtsam um eine Gabe aus fremder Hand zu nehmen. Schweigend standen auch die Leute auf den Brücken, die in schwindelnder Höhe über den Rhein gesprengt sind, bereit, durch einen hinabgeworfenen Stein, der dumpf und dumpfer an die Felsen schlägt und endlich — wir zählten langsam zwölf — mit donnerartigem Getöse im Wogenschwall verschwindet, dem Reisenden das Gefühl der Tiefe näher zu führen. Wer sie nicht auffordert, geht dieses immerhin sehenswerthen Schauspieles verlustig. Einen unbeschreiblich melancholischen Eindruck machen auch die Ortschaften, sowie man der Höhe sich nähert und die Gegend ärmer wird. Die Häuser sind hoch und sämmtlich von Steinen erbaut; aber lose und locker sind diese auf einander gelegt; sie haben Kalk wohl kaum zu schmecken bekommen. Kein Anwurf oder Verputz giebt ihnen ein Ansehen; nicht selten gehen klaffende Risse von unten nach oben, und doch bleibt die Familie darin wohnen, wie auch unter dem Felsberger Sturze, wo jeden Augenblick viele Millionen Kubikfuß Gestein herunterzufahren drohen, noch immer bewohnte Hütten sich finden. Ja manche und nicht unbedeutende Häuser waren zur Hälfte eingestürzt und lagen ruhig in Trümmern, während die Bewohner sich in die noch zusammenhaltenden Räume zurückgezogen hatten. Man sah da Gewölbe bloß gelegt, die in Anbetracht, daß sie eine Zeitlang gehalten, zu den Wundern der Baukunst gerechnet werden mußten.

Die Splügenstraße ist bekanntlich an manchen Stellen, wo sie besonders von Lawinen bedroht ist, mit gewölbten Bogengängen überdeckt. Nahe vor der Höhe steht ein sogenanntes Zufluchtshaus, in welchem während des Sommers eine bescheidene Wirthschaft unterhalten wird. Im Winter schätzt der vom Schneegestöber überfallene Wanderer sich glücklich, nur ein schützendes Dach zu finden. Hier tranken wir den letzten Schoppen Wein unter deutschredenden Menschen und nahmen bald Abschied von unserm gefälligen Begleiter, der sich als der Bezirkspräsident von Splügen zu erkennen gab. — Unser Berliner hatte noch vorher sich angelegentlich nach den Bären und Murmelthieren der Gegend erkundigt und ein Wort für deren Schonung eingelegt.

Die Höhe des Passes war erreicht, und unsere ersten Blicke fielen auf italienischen Boden. Aber wie contrastirten diese mit den Vorstellungen, die man sich gewöhnlich vom Lande voll Sonnenschein macht. Umher, so weit die Blicke reichten, Wüste und Oede; der Horizont umgrenzt mit schroffen Zacken nackten Gesteins; daran sich lehnend weite Felder unfruchtbaren Gerölls, über das hie und da ein grauer Felsblock sich erhob. Kein Baum, kein Gesträuch; nur rechts die zerbröckelnden Reste eines alten Thurmes, links geringe Spuren der ehemaligen Römerstraße, beide geeignet, das Grauen der Gegend zu vermehren, indem sie die dunkle Vergangenheit mit der trostlosen Gegenwart paarten. Unten sah man an einem Bache mit graslosen Ufern einige verstäubte Gebäude, früher die österreichische Mauth, jetzt bis auf eine Sommerherberge für Fuhrleute verlassen.

Da meine Reisegefährten, die an ihren Pässen noch etwas in Ordnung zu bringen hatten, jenseits der Gränze ein Haus zu suchen ausgegangen waren, wo Dinte und Feder zu finden wären, so wanderte ich die erste halbe Stunde allein in das fremde Land. Mir stieg in Gedanken auf, was Gustav Rasch in seinem Wanderbuche betont, der die Italiener wie Leute schildert, die bereit sind, jeden Deutschredenden als Zukost zu verzehren, und mir ward unheimlich zu Muthe. Vor der Herberge hielten einige Frachtwagen, die eben in Begriff waren, abzufahren. Einer ihrer Führer lud mit der naiven Zudringlichkeit, die nur den Kindern und diesem Volke eigen ist, mich ein, oben auf seinem Laken Platz zu nehmen und mich so nach Chiavenna transportiren zu lassen. Noch mehr befremdete mich der Anblick von fünf jungen Geistlichen, die in dieser vollkommen heimathlosen Gegend, die sonst gewiß Jeder nur eilenden Fußes durchschreitet, sich munter umher tummelten, als hätten sie hier ihren natürlichen Boden.

Auf kahler Hochebene führt die Straße eine Zeitlang in gleicher Oede weiter, nur die beschneiten Eisbänke des Curciusa-Gletschers bieten dem Auge einen Anziehungspunkt. Noch folgen drei Zufluchtshäuser, hier Cantoniera genannt und mit Glocken versehen, womit bei stürmischem Wetter geläutet wird.

Auch die bedeutenderen Schutzgallerien befinden sich auf italienischer Seite. Alle sind 15 Fuß hoch, an der einen Seite mit Bogenfenstern versehen, durch die man selbst im Schutze der Mauern nicht ohne Schwindel in die Abgründe hernieder sieht; die letzte ist über 1500 Fuß lang. Bald folgen die kühnen Windungen, mit welchen die Straße rasch in die Tiefe hinabsteigt. Wie Terrassen liegen sie unmittelbar übereinander, so steil am Felsen abschießend, daß nur ausnahmsweise kühne Fußgänger wagen können, mit Vermeidung der Windungen einen näheren Pfad hinabzuklimmen. Die treffliche Schweizer Post fährt hier mit einem Gespann von vier bis sechs Pferden in anhaltendem Trabe. Mir fiel unwillkürlich ein, wie trefflich eine solche Fahrt, auf ein halbes Jahr täglich verordnet, den deutschen Bureauvorstehern und Staatshämorrhoidarien bekommen müßte, um sie aus ihrem beschränkten Ideenkreise loszureißen und an menschliche Tüchtigkeit glauben zu machen.

Man tritt allmälig wieder in die Region des Baumwuchses ein; es zeigen sich dürftige Weiden, zerstreute Hütten und ärmliche Dörfer. Wie kümmerlich trotzt hier der Mensch seine Nahrung dem Boden ab! Wo in den ungeheuern Steinfeldern ein Felsblock so gefallen war, daß er bei gerader Fläche eine ziemlich wagerechte Lage einnahm, war er mit kleinen Steinen belegt, diese mit einem Erdreich ausgefüllt und hierauf irgend eine Saat zum Wachsen gebracht. Pianazzo weis't bereits wieder Getraidefelder auf und lud zur Beschauung des prächtigen Madesimofalles den Reisenden zu kurzer Rast ein, deren Genuß er sich durch die haufenweise andringenden schwarzen Schweine und bettelnden Kinder nicht verderben lassen darf.

Die italienischen Bettler sind berühmt. Wir trafen sie nur hier, in der entsetzlich armen Gegend, und in Venedig, das heute

ja auch auf andere Weise zur Wüste geworden. Hier zunächst hatte die Bettelei auch gerade nichts Belästigendes. Die ganze Dorfjugend versammelt sich nach und nach und verfolgt den Wanderer, ohne Aufhören, doch oft unter den possierlichsten Capriolen ihr carita! rufend, weit über den Ort hinaus. Die Kinder sind keineswegs gerade zerlumpt; einige reizende Gesichter verführen, diesem oder jenem eine kleine Gabe zu reichen. Das macht die anderen vollends toll. Das lächerlichste Bild kann man sich bereiten, wenn man einen Centesimo mitten in den Haufen wirft. Im Augenblicke ist die ganze Masse zu einem Knäuel verwickelt, der sich dreht, windet und wälzt, bis eine Wolke von Chausseestaub ihn verschlingt. Endlich lös't sich daraus ein Glücklicher, der den Preis errungen und im Sturme damit zum Dorfe zurückeilt. Die Andern raffen sich auf, kehren zum Reisenden zurück und schauen ihn mit drollig verzweifelten Blicken an, daß ihnen der glückliche Zufall, der ihn hergeführt, nicht entgehe. — Die italienischen Bettler sind das gerade Gegentheil von denen der Via mala. Es gilt als Regel, ihnen nichts zu geben, da man so die Schaar am ersten los wird. Wir gaben allen Kindern etwas, worauf sie sogleich mit überglücklichen Gesichtern umkehrten und uns ein Vergnügen hinterließen, wie wir es billiger nicht hätten erkaufen können. Zum guten Ton, wie ich in slavischen Ländern es gefunden, scheint das Betteln dort aber gerade nicht zu gehören. Ein Mann, der vom Felde aus uns von einer solchen Kinderschaar verfolgt sah, gab uns ein Zeichen, sie mit dem Stocke zu vertreiben.

Campo dolcino, ein ärmliches Dorf, für das man den Namen nur erklärlich findet, wenn man vom Hochgebirge kommt, enthält jetzt die sardinische Dogana. Ich war dem Orte nicht ohne einige Furcht genaht, denn während meine Gefährten mit wohl ausgestatteten Consulatspässen versehen waren, besaß ich nur eine deutsche Paßkarte, für die ich, wenn man wirklich darauf reflectirt hätte, bei den unruhigen Zeiten schwerlich Anerkennung gefunden haben würde; und allein den furchtbaren Weg zurückzugehen wäre keine Kleinigkeit gewesen. Ich hatte mich in Chur auf dem Paßbüreau erkundigt, wo ich wegen der größeren Nähe voraussetzte, daß man über das augenblickliche Verhalten der sardinischen Regierung und Grenzwacht — es war eben der Krieg gegen die Freischaaren Garibaldi's beendigt — nähere Kenntniß haben werde. Doch war mir nur die wenig tröstliche Antwort geworden, wenn es mir nicht gelinge, über den Splügen einzudringen, könne ich es ja mit dem Bernhardin versuchen. Gebrauch war bis dahin gewesen, daß man den im Eilwagen Fahrenden die Pässe nicht abgefordert hatte. Ich verabredete mich deßhalb mit meinen Begleitern, ein möglichst vornehmes Aussehen anzunehmen, um als Fußgänger doch den Eilwagenreisenden gleich geschätzt zu werden, im Uebrigen aber von Pässen nichts zu sagen.

Gleich rechts am Eingange des Dorfes zeigte sich die Dogana. Ein gewöhnlicher Grenzwächter und ein anderer junger Mann, durch seine Uniform als höherer Beamter bezeichnet, saßen vor der Thür. Man empfing uns mit gelassener Freundlichkeit und fragte nur, ob wir Taback mit uns führten. — Nach einer ähnlichen Frage hatte man einst in Wien mich genöthigt, alle Geheimnisse meiner Taschen preiszugeben. — Unser Berliner, der keine Gelegenheit vorüber gehen ließ, wo er sich als Franzose einführen konnte, ergriff das Wort und betheuerte mit einem Schwall fehlerhafter Redensarten, daß er fünfzehn Cigarren bei sich berge. Man wollte ihn gern damit ziehen lassen. Aber so billigen Kaufs sollten die guten Leute nicht davon kommen. Er begann, indem noch ein alter, französisch sprechender Bauer mit in die Unterhandlung gezogen wurde, sich nach dem besten Gasthofe zu erkundigen, und ob man guten Kaffee dort haben könne, und was noch sonst weiter; und endlich, nachdem man über alles Auskunft gegeben und mehrmals gute Reise gewünscht hatte, brach er hervor: „Et nos passéports"? — Die guten Leute, die uns gewiß längst den Deutschen abgemerkt hatten, schüttelten lächelnd den Kopf und ließen uns ziehen. Ich hätte im Augenblick dem Schelmen das Genick brechen mögen. Das war wieder ein Zug echt deutschen Philisterthums. An einer Stelle, wo wir drangsalirt zu werden gewohnt sind, eine humane Begegnung findend, mußte er am Ende in der Ueberschwänglichkeit seiner Empfindung sich noch preis geben und aus lauter Dankbarkeit um ein wenig Hudelei bitten.

Froh, daß dennoch alles glücklich abgelaufen, kehrten wir in der corona d'oro ein. Hier ergab sich sogleich das schönste Durcheinander. Der Wirth, ein kurzer, dicker Mann, aber beweglich wie ein Grashüpfer, verstand nicht, was wir wollten, und wir nicht, was er sagte. Während wir überlegten, was wir zu einer Zeit, die nicht Mittag und nicht Abend war, verzehren könnten, brachte er sogleich alles, was er aus einzelnen Worten auffaßte, und was der Eine bloß wollte, brachte er für Alle. Bald war die uralte blaue Decke des großen Gasttisches überdeckt von einem ungeheuren verbrauchten Kaffeegeschirre, von verschiedenen Weinsorten, Wasser, Butter, Käse, Brod u. s. w. Die Verständigungsversuche brachten nur immer größere Verwirrung; wir ergaben uns endlich in unser Schicksal, kosteten von Allem und machten uns auf eine große Rechnung gefaßt. Ihre Zusammenstellung verursachte dem Wirthe großes Kopfbrechen; sie fiel überraschend gering aus, und am Ende fand sich noch, daß er sich zu seinem Schaden um fünfzehn Centesimi verrechnet hatte. Er war so nobel, sie nicht mehr anzunehmen. Wegen des drolligen Wirthes verlohnt sich ein Besuch in das corono d'ora zu Campo dolcino; übrigens tranken wir bereits kostbaren Asti spumante.

Die Gegend behielt noch fort und fort einen wilden Charakter; ungeheuere Felder von Felstrümmern erstrecken sich auf allen Seiten von der Höhe ins Thal. Zwischen den Steinen bemerkten wir endlich schöne große Bäume, die auf den ersten Blick uns fremdartig vorkamen. Es waren Edelkastanien, die ersten Boten des wärmeren Landes. Sie sammeln sich allmälig zu höchst malerischen Gruppen und endlich zu kleinen Wäldern. Bei klarem Mondscheine, von einer köstlichen milden Luft umweht, zogen wir durch diese und gelangten spät nach Chiavenna.

IV.

Die italienischen Orte, selbst die Dörfer, tragen noch viel mehr vom mittelalterlichen Charakter, als die deutschen. Die Straßen sind eng, die Häuser hoch. Von der behaglichen Breite, mit welcher wir gern unsre Häuseranlagen machen, ist dort keine Spur zu finden. In Campo dolcino war uns die Furcht vor italienischer Prellerei in etwas benommen worden, in Chiavenna gewannen wir sie wieder. Hier machten wir auch gleich die Bekanntschaft eines wahren Prachtexemplars der berühmten Veturine. Auf unsere Erkundigung erfuhren wir noch am Abend, daß Colico, wo wir das Dampfschiff auf dem Comer-See zu besteigen gedachten, durch Ueberschwemmung abgeschnitten und die Postverbindung unterbrochen sei. Der Kellner rieth uns, einen Wagen nach Domaso zu nehmen, und deutete an, es würde sich vielleicht Gelegenheit finden. Am andern Morgen kam er und meldete, der Wagen, den wir bestellt hätten, sei bereit. Wir sahen einander erstaunt an; einer unserer Gefährten, der Italien kannte, wollte sich auf nichts einlassen und machte geltend, man dürfe hier keinen Wagen miethen, ohne accordirt und ihn vorher gesehen zu haben. Aber unser Berliner ergriff wieder das Wort und fing an zu handeln; ich selbst, in der Meinung, es müsse irgend ein Mißverständniß vorliegen, hatte die Schwäche, ihm diesmal beizustimmen. Aber wie sollte ich es bereuen.

Als wir hinabstiegen, stand ein geräumiges, offenes Fuhrwerk da, mit schmutzigen, zerlumpten Sitzen, wofür wir zahlen sollten wie für die Post. Ein Paar Pferde waren eingespannt, deren wunde Haut die Knochen kaum zusammen hielt, ein Anblick zum Erbarmen; und sie sollten uns mit einem riesigen Kerl von Fuhrmann ziehen. Ich nahm neben diesem Platz, weil ich den Jammeranblick vor mir noch weniger scheute als das böse Gesicht unseres Gefährten, der vergeblich gewarnt hatte. Wir saßen, warteten und mahnten zur Abfahrt, aber mit verschmitzten Blicken that man, als verstehe man uns nicht. Dann verstanden wir; es erschienen zwei schmutzige Sammetjacken und setzten sich ohne ein Wort zu sagen mit ein. Dann ging's los; aber schon in den Straßen hielt es wieder, und eine dritte Sammetjacke stieg ein. Vor dem Thore noch einmal, und eine vierte, ein dicker, breitschultriger Bauer zwängte sich zwischen mich und den Kutscher. Nun aber war doch wenigstens alles voll, und es konnte keinen Aufenthalt mehr geben! — Nein, noch einmal hielt der Wagen, und ein neuer Kerl, ein Chausseewärter, stellte sich auf den einzigen Wagentritt. Trotz großer Mühe wendete ich mich so viel um, daß ich dem Berliner ins Gesicht blicken konnte. Seine Augen starrten gläsern; sein Antlitz hatte sich ins Längliche verzogen. So etwas mit eigener Erfahrung erlebt zu haben ist zwar nicht ohne Interesse; aber die Fahrt war schauderhaft. Wir verstanden aus dem Dialecte der Sammetjacken noch so viel, daß sie sich über uns lustig machten. Unterwegs überholte uns eine Extrapost, die einen Engländer mit seinen zwei Töchtern zum selben Ziele brachte. Nun fiel unserm Kutscher ein, mit dieser gleichen Schritt zu halten, und er peitschte auf's grausamste auf seine Pferde. Es gelang ihm wirklich, und er unterhielt sich mit dem Postillon durch die Fingersprache.

Ich benutzte die unwillkommene Muße, meinen Nebenmann zu betrachten, und begann bereits hier eine Beobachtung zu machen, die sich mir durch die ganze Lombardei bestätigte. Mein Nachbar hätte recht wohl ein norddeutscher Colon sein können; das Italienische wollte mir gar nicht zu seinem Munde passen. Und Seitenstücke zu ihm begegneten mir noch viele, unter Männern und Frauen, aus allen Ständen, die sich wesentlich unterschieden von der anderen Race, der man hier begegnet und die den eigentlichen Italiener liefert. Ein echt germanischer Bevölkerungstheil ist in der Lombardei durchaus nicht zu verkennen, mag dieser nun von den alten Langobarden oder von einer anderen Einwanderung herrühren. Nach dem dunklen Typus der Splügenstraße sieht man hier mit einem Male wieder blaue Augen, schlichtes, blondes Haar, ja Kinder mit ganz weißen Köpfen, wie sie in Westfalen vorkommen. Später stieg ich mit einer jungen Dame in eine Gondel, der ich eher ostfriesisches Plattdeutsch als Italienisch zugetraut hätte. Gesichtszüge und selbst Manieren dieser Leute sind ganz deutsch; die Männer tragen den Bart meistens geschoren, während der eigentliche Italiener, in dieser Gegend wohl auch celtisch-gallischen Ursprungs, ihn wachsen und das schwarze, lockige Haupthaar damit zusammenfließen läßt. An Uebergängen beider Racen fehlt es zwar nicht, da ja die Leute selbst keine Ahnung mehr von ihrer Stammesverschiedenheit haben und unter einander heirathen. In Venetien fand ich nichts mehr dergleichen. Auch der lombardische Dialect verräth die Einwirkung eines fremden Mundes. Man wirft den klangvollen Endvokal weg, und hie und da klingt etwas ganz deutsch. So hörte ich immer statt una ora: un ûre.

Fast zwei Stunden vor Abfahrt des Dampfbootes kamen wir in Domaso an. Die Post und mehrere Wagen waren schon vor uns da, eine zahlreiche Gesellschaft aus allen Nationen, die am Ufer harrend stand. Der kleine Ort wird sonst von Fremden nicht besucht. Wir waren seltene Gäste und die ganze Bevölkerung zusammengekommen, uns zu betrachten. Die herrlichsten Früchte wurden herzugetragen und so billig verkauft, daß wer auch nur für das kleinste Silberstück nahm, den erhaltenen Vorrath kaum zu bergen vermochte. — Die weither kommenden Fremden hatten meistens wenig Gepäck, das Jeder selbst trug. Nur ein junges italienisches Ehepaar, ein ziemlich blöde aussehender Mann und ein hübsches blondes Weibchen, das wahrscheinlich von jenem in die neue Heimath abgeholt wurde, hatten viele Schachteln und Kisten, die von einer Dienerin bewacht am Ufer standen. Auf diese hatten zwölf bis fünfzehn wilde Kerle es lange abgesehen, die den Trägerlohn verdienen wollten. Endlich erschien der Besitzer und accordirte mit einem der Barkenführer. Im Augenblick entwickelte sich eine echt italienische Scene. Die Andern, die sich zurückgesetzt sahen, fielen wüthend über diesen her und schalten entsetzlich. Dieser mit seinen Gehülfen schalt entgegen. Die Bevölkerung nahm Partei; Frauen suchten ihre Männer zu beruhigen; gräßliche alte Weiber, vielleicht in vierzig Jahren nicht mehr gewaschen und gekämmt, stießen die furchtbarsten Schmähungen aus; zischend, tosend und brüllend schoß man hin und her. Wäre in Deutschland ein solcher Wortwechsel entstanden, es würde Blut und Tod nachgefolgt sein. Nichts dergleichen hier. Bisweilen reckte einer die Hand zum Schlag; aber keiner ward gegeben. Nach einigen Minuten, als das Gepäck auf dem Wasser war, beruhigte sich Alles und verkehrte freundlich mit einander, wie vorher. Während des Streites stand der Ortsgeistliche da und schaute ruhig drein. Ein ehemaliger österreichischer Soldat, der in Wien etwas Deutsch gelernt, lud uns ein, uns in die Barken zurückzuziehen, und versah uns dort mit Obst. Ganze Körbe voll schimmernder Pfirsiche, dunkelvioletter Feigen und goldner Trauben wurden über uns ausgeschüttet. Am Ufer stand unter den Einheimischen ein reizendes Mädchen, sauberer gekleidet als die übrigen, auch blond und in ihrer lebhaften Unterhaltung mit den Nachbarn eine Grazie entfaltend, wie sie in diesen Schichten nur der Süden kennt. Nahe dem Wasser knieten zwei Frauen, welche auf homerische Weise ihre Wäsche besorgten und so unverwandt auf ihr Leinen sahen, als ob nichts sie stören konnte. „Die Italiener sind Kinder," dachte ich bei mir, „gebt ihnen Schule, worin sie reifen, und ihr bekommt ein tüchtiges Volk." Cavour wäre der richtige Lehrer gewesen.

Endlich kam das Dampfboot, und Domaso sank in Einsamkeit zurück. Was soll ich vom Comer-See sagen, wo das Auge zugleich die beschneiten Gipfel der Alpen und die strahlenden Kronen der Pinien und Palmen erfaßt, wo die Farben der Erde mit denen des Himmels an Glanz und Reinheit wetteifern? Dies ist ein Stück Landes, so schön erschaffen, daß der Hauch des Schöpfers nicht davon zu lassen vermag und in ewigem Frühlingskusse daran festhält. Man kann ihn nicht beschreiben, nicht malen, nur ihn genießen — genießen, wenn man nicht ein deutscher Professor oder vielmehr seine Frau oder Schwägerin ist. Ist es glaublich? — hier, wo Jeder, der in seiner Abstammung noch einen Rest des Gefühls, das unsere vertriebenen Ureltern aus Eden mitnahmen, überkommen hat, sogleich einen Anlauf nehmen muß, um alle Sünden- und Schicksalslast von Vergangenheit und Gegenwart abzuschütteln, hier, wo selbst der alte verknöcherte Engländer begeistert wurde, um einem jauchzend im Nachen vorüberfahrenden Proletarierhaufen den Hut nachzuschwenken, stieg ein deutscher Professor mit zwei Frauenzimmern ein, die sich den größten Theil der Fahrt damit beschäftigten, die Reisegesellschaft „durchzunehmen."

Es waren so viele Fremde an Bord, daß die Italiener sich wie verloren darunter vorkamen, also gar keine Gefahr vorhanden,

wie Gustav Rasch im Suchen nach deutscher Unterhaltung dem italienischen Fanatismus geopfert zu werden.

„Bellaggio ist der Glanzpunkt des Comer-Sees.“ Hoffentlich wird Niemand, der diese Gegend bereis't, unseres trefflichen Führers Berlepsch Wink unbeachtet lassen. Er sagt: „Wer nicht sein Geld zum Fenster hinausgeworfen haben und irgend feste, klare Eindrücke mit heimnehmen will, der muß mindestens einen Tag hier Station machen.“ Zwei Hotels stehen für die Fremden offen: Gran Bretagna, für Engländer und englische Geldbeutel, und Genazzini, für die übrige Welt. Diesmal war dieselbe fast ganz deutsch und hocharistokratisch zurückgezogen. Nach der Abendmahlzeit begab sich Alles ins Freie, des lauen Abends zu genießen. Meine Gefährten mietheten noch eine Barke und fuhren auf der See in den Mondschein hinein. Ich suchte auf der Terrasse ein einsames Plätzchen; mich drängte es, einmal mit mir allein zu sein. Nach zehn Jahren peinvoll durchrungenen Lebens war dies der erste Augenblick, zu dem ich hätte sagen mögen: verweile doch, du bist so schön. Ich wollte ihn voll und ganz genießen, einmal des Gefühles der unbeengten eigenen Seele theilhaftig werden. Alles was mich umgab, athmete ja nur Wonne, eine Lust, für welche die ewig geängsteten und gereizten Sinne jenseits der Alpen keinen Maßstab hatten. Und doch sollte ich auch hier erfahren, daß keine Freude ungetrübt den Sterblichen zu Theil wird. In der Abendgesellschaft hatte ich eine Stimme vernommen, die sich unzweifelhaft als eine mecklenburgische kundgab. Wenn ich den Namen Mecklenburg höre, durchläuft mich jedesmal ein geheimer Schauder. Jetzt kamen mir mit einem Male die vierundvierzig Monate Untersuchungshaft in den Sinn und wollten mich nicht loslassen. Eine Luft umhauchte mich, wie Mahomed sie seinem Paradiese zutheilt; aus den Lorbeerhainen und Myrtenlauben der Villen drangen ganze Wellen von Wohlgerüchen auf mich ein; aus dem Plätschern der Wasser am Ufer tönte es wie Accorde der großen Friedenshymne, welche die Natur ihrem Schöpfer zu singen hier nimmer verlernt. Die Gärten der Villa Carlotta gegenüber am anderen Ufer waren erleuchtet und warfen einen milden Schimmer auf den dunkelblauen See, aus welchem der Wiederschein der Sterne hervorblitzte. Eine sanfte Musik tönte herüber. Und die Einbildung führte in diesem Wonnerausche mir Bilder des Kerkers vor. — Ich wußte, ich hatte ein Recht, des Augenblickes zu genießen. Zu Hause harrten meiner neue Kämpfe; ich vollzog eine Pflicht, wenn ich die abgespannten Geister sich lösen und sich stärken, die Seele einmal wieder trinken ließ aus dem Born besseren Lebens, damit ihr die Empfindung des Kampfpreises nicht abhanden komme. Aber sie weigerte sich glücklich zu sein, so lange sie andere strebende Geister unglücklich und bedroht wußte. Ich beschwur endlich die Feuergeister einer Flasche Asti, mit mir die bösen Gedanken zu bannen.

Am anderen Morgen konnte ich nicht unterlassen, im Fremdenbuche nachzusehen, wessen Stimme mich so am schönen Abend erschreckte. Ich las den Namen eines guten Patrioten und freute mich, daß noch ein anderer müder Ringer, wenn auch von ganz anderem Gebiete, hier der Erholung theilhaft geworden.

Um die Villa Serbelloni könnte man ein deutsches Fürstenthum geben. In der Villa Melzi hatten riesige Aloen ihre Blüthencandelaber bis zu zwölf und fünfzehn Fuß Höhe getrieben; die Banane, das Kind des heißesten Südens, wiegte ihre großen, zartgewobenen Blätter, als dürfte sie die heimischen Lüfte fächeln. Für die Blüthenpracht der Villa Carlotta findet Berlepsch den richtigen Ausdruck, wenn er sie mit dem Glanze des Schöpfungsmorgens vergleicht. — Bedenkt man, daß das Klima dieser italienischen Seen von Natur eine Vegetation befördert, wie sie kaum die Gegend von Neapel wiedergebiert, — in den Gärten der Villa Tanzi wächst das Zuckerrohr im Freien bis zu einer Höhe von zehn Fuß — so kann man sich einen Begriff machen, was in diesen Villen, in welchen die Gartenkultur hinter der deutschen nicht zurücksteht, die nachhelfende Kunst zu Stande bringt. Die grünende und blühende Welt unserer Treibhäuser steht in unbekannter Fülle dort das ganze Jahr im Freien, und mit Hülfe von jenen nöthigt man alle Zonen, ihre Schätze zu vereinigen. Vor diesen überschwänglichen Reichthümern der Natur traten die Werke der Kunst, die Marmorpaläste, die Galerieen mit den Canova's, Thorwaldsens merklich in den Hintergrund.

Die dem Geiste einzig angemessene Kost ist die Befriedigung; das Entzücken berauscht wie das Uebermaß. Mit einem Gefühle der Erleichterung bestiegen wir nach einigen Tagen das Dampfboot, das uns nach Como bringen sollte. Es war fast überfüllt von Passagieren, wiederum ein Vereinigungspunkt für alle Nationen. Mich zogen vorzugsweise die echten Racephysiognomien einiger vornehmen Italienerinnen an, wie ich sie später in Mailand häufiger sah: blasse Wangen von schwarzem Haare umrahmt, vorstehende Habichtsnase, das dunkle Auge voll unheimlich lodernder Gluth und der Mund von einem Zuge herben Stolzes umgeben. — Die geringe Breite des Sees läßt die beiden Ufer, die terrassenförmig sich noch immer zu ansehnlichen Bergen erheben, deutlich übersehen. Sie bilden namentlich an der Westseite eine zusammenhängende Reihe von Villen, Parkanlagen und Gärten, unterbrochen von romantisch gruppirten Ortschaften. Das Auge gleitet in trunkener Lust über die wechselnden Bilder; nur einmal wird es unangenehm berührt durch das höchst geschmacklose Denkmal, das ganz nah am Ufer, in unbescheidenstem Maßstabe der Professor Jos. Frank zu Pavia sich selber setzen ließ. „Thats' not well done“ murmelte der Engländer, der mit seinen beiden Töchtern sich wieder zu uns eingefunden hatte; während ich im Stillen bedauerte, daß wiederum ein Deutscher es gewesen, der hier so störend einen Eingriff gemacht. Kämen doch nur die Italiener auf den Einfall, die Pyramide des Jos. Frank, nach welchem trotz derselben kein Hahn mehr kräht, über Nacht in den See zu werfen.

---

* An Friedrich Rückert.

Wie der Jongleur die glänzend-gold'nen Globen
 In schönen Kreisen läßt sein Haupt umschweben,
 Ein holdes Spiel, voll Heiterkeit und Leben,
 Das Alle, die es schauen, jubelnd loben;

Und wie der Rossebändiger, von oben
 Herab, die Rosse, die sich wild erheben,
 Zu lenken weiß, daß all' ihr Widerstreben
 Durch leisen Druck der Zügel ist gehoben:

So weißt du, Freimund, mit klangvollen Reimen,
 Durchgeistet von Gedanken und Gefühlen,
 Gleich gold'nen Globen, meisterhaft zu spielen;

So weißt du deinen Pegasus zu zäumen,
 Zu lenken nach den selbstbestimmten Zielen
 In Erdenbahnen und in Himmelsräumen.

A. C. Prüd.

---

* Kleine Mittheilungen.

Das deutsche Sprichwort. Die bei Justus Perthes in Gotha erscheinenden „Protestantischen Monatsblätter für innere Zeitgeschichte", herausgegeben von Dr. Heinrich Gelzer, welche in ihren „Studien der Gegenwart für die evangelischen Länder deutscher Zunge" nicht nur den Interessen der Kirche und der Geistlichkeit dienen, sondern auch das Interesse anderer als nur theologischer Leser in hohem Grade verdienen, brachten in ihrem diesjährigen Juli-Hefte einen ungemein anziehenden Aufsatz: „Urtheile des deutschen Volksmundes im Sprichwort." Da man in neuerer Zeit wieder angelegentlicher auf die tiefe Bedeutung des Sprichworts im Allgemeinen hingewiesen hat, und schon einzelne Schriften die einzelnen Seiten des Sprichworts behandelt und bestimmter charakterisirt haben, dabei auch das deutsche Sprichwort nicht ausgeschlossen worden, vielmehr eine besondere Berücksichtigung gefunden hat, so mag man auch jene „Urtheile des deutschen Volksmundes im Sprichworte" andern als bloß theologischen Lesern der gedachten Zeitschrift zur Lectüre empfehlen. Diese Urtheile haben zunächst „den geistlichen Stand im Sprichwort" und „die Politik des Sprichworts, ein Vademecum für christliche Regenten und Staatsmänner" zum besonderen Gegenstande, und sie bestätigen auch hier in eindringlicher Weise das Wort von der „Weisheit auf der Gasse", wie bekanntlich Salomo die Sprichwörter nannte.

Türkischer Fanatismus und die Christen in der Türkei. Nachdem in dem orientalischen oder Krim-Kriege von 1854—1856 das protestantische Großbritannien und das katholische Frankreich im Bunde wieder das schismatische Rußland für die Integrität der Türkei die größten, mit den unglaublichsten Opfern aller Art verbundenen Anstrengungen gemacht und es im Pariser Frieden glücklich dahin gebracht hatten, daß der Sultan in das europäische Concert zur gemeinsamen Beglückung der Völker aufgenommen worden war, erstreckte man in dem papiernen Documente jenes Friedens seine Anstrengungen auch auf die Sorge für das Chaos der christlichen Völkerschaften in der Türkei. Man glaubte mit den diesfallsigen papiernen Bestimmungen des Friedensschlusses zu Gunsten dieser Völkerschaften eben so seiner christlichen Pflicht und den Grundsätzen der christlichen Politik Genüge geleistet zu haben, als man sich einbildete, daß durch jene Opfer und Anstrengungen die politische Zukunft der Türkei gesichert worden sei. Allein es kam anders, als man gedacht und sich eingebildet hatte, und es kam so, daß dadurch vielmehr die Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit jener Politik in dem nämlichen Grade sich offenbarte, als zugleich die Fäulniß der Zustände der Türkei und des türkischen Staats zu Tage trat. Wie dies von anderen Reisenden bemerkt und offen ausgesprochen worden ist, die nach jener Zeit in der Türkei gewesen sind, so gilt dies auch von der neuesten Reisebeschreibung des Leipziger Professors Tischendorf, der im Jahre 1859 dort war. Sein Buch: „Aus dem heiligen Lande" (Leipzig, 1862) gewährt in dieser Hinsicht interessante Beiträge, die um so mehr Gewicht haben, als sie nur an Thatsachen sich halten. Diese Thatsachen setzen namentlich die Frechheit der türkischen Beamten gegen die christlichen Unterthanen, selbst gegen Consularagenten, in das hellste Licht, und der Verfasser sagt geradezu, daß in der neuesten Zeit jene Frechheit immer noch gewachsen sei, trotzdem daß eine consularische Collectiveingabe über die vielen und großen Unbilden, denen griechische Christen an verschiedenen Orten Syriens im Jahre 1858 ausgesetzt gewesen waren, die „haarsträubenden" Thatsachen zur Kenntniß der türkischen Regierung gebracht hatte. Vielleicht fand jene Frechheit gerade darin eine besondere Nahrung, daß nach vier Monaten noch keinerlei Genugthuung erfolgt war. Die unter der türkischen Herrschaft lebenden Christen waren dort den gröbsten Bedrückungen, den ärgsten Verfolgungen gerade in einem Districte ausgesetzt, den „die Residenz von sechs europäischen Consularagenten auszeichnet." Auch sagt der Reisende ausdrücklich, daß der Vorfall, den man sich allerdings kaum „haarsträubend" genug denken kann, „keine vereinzelte Erscheinung, keine Ausnahme von der Regel" bilde, daß vielmehr diese Beispiele von dem heutigen mohammedanischen Fanatismus „mit leichter Mühe aus allen Provinzen des türkischen Reichs sich vervielfältigen lassen." Das Schlimmste dabei ist, daß nach Tischendorf's weiterer Bemerkung solchen Uebelständen durch den Einfluß der christlichen Großmächte nicht abzuhelfen ist. So gewiß, sagt er, für die europäische Diplomatie am Bosporus nichts leichter ist, als den Sultan und seine Regierung zu großartigen Concessionen, zu herrlichen Hattischerifs zu stimmen, so gewiß ist nichts schwerer für die hohe Pforte selbst, als „ihren Befehlen im eigenen Lande Geltung zu verschaffen." Das eben ist die Gefahr, ist das entscheidende Symptom des „kranken Mannes," daß ihm die eigene Regierungskraft „wenigstens in allen Extremitäten bereits abgestorben ist," und Tischendorf setzt hinzu, daß man dies nirgends besser wisse und fühle, als im Oriente selbst. Ein wohlbekannter türkischer Artillerie-General, der während seiner langjährigen Dienste die asiatischen und die europäischen Provinzen des Reichs vollkommen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sagte dem genannten Reisenden: er verwundere sich immer, wenn er in gewissen europäischen Blättern von den Intriguen lese, vermittelst deren man den Bestand des türkischen Reichs zu untergraben trachte. Wenn das Obst am Baume faul wird, bemerkt er, so fällt es von selbst herunter; dazu bedarf es keiner Intriguen. Und ein Baum, — darf man hinzusetzen, — der faul geworden ist und verdorret, ist nichts nütze, man werfe ihn denn ins Feuer und verbrenne ihn; gesunde Früchte aber wird ein solcher Baum nimmer tragen lernen, ob man ihn auch noch so sehr stütze und pflege und etwa gar in Baumwolle einwickele. Man kann ihn wohl noch längere Zeit vor dem Zusammensturz sichern; aber zu wahrem Leben läßt er sich nimmer erneuern.

Italien in geographischen Lebensbildern. Bei dem politischen Interesse, das gegenwärtig Italien gewährt, kann man ein in Glogau bei C. Flemming erschienenes Werk: „Italien in geographischen Lebensbildern, aus dem Munde der Reisenden gesammelt und zusammengestellt von Dr. K. F. Robert Schneider" (1863) aus mehreren Gründen besonders empfehlen. Es ist eine reichhaltige Sammlung der mannichfaltigsten geographischen, ethnographischen und culturhistorischen Bilder aus allen Theilen Italiens, wobei der Herausgeber Reisebeschreibungen und sonstige auf unmittelbarer Anschauung beruhende Darstellungen als Hauptquelle benutzt und die Bilder mit den Worten der Reisenden nebeneinander gestellt hat. Nur hin und wieder hat er Manches aus eigenen Anschauungen beigefügt. Auch darf man im Allgemeinen die Auswahl als eine glückliche bezeichnen, und jedenfalls muß sie im Wesentlichen als erschöpfend anerkannt werden. Wird man auch bei näherer Betrachtung der stattlichen Bilder, die hier dem Leser, zugleich mit 14 wohlgelungenen Illustrationen, so zahlreich vorgeführt werden, an die Goethe'schen Worte erinnert: „Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen, Ein jeder sucht sich redlich selbst was aus," so ist doch durch die Bilder einem Jeden die erwünschte Gelegenheit geboten, sich über Italien mit seinen anziehenden Eigenthümlichkeiten in Natur und Kunst, in Sitten und Gebräuchen zu

unterrichten und zu belehren. Auch ist der Preis des Buchs (3 Thaler) bei einem Umfange von 755 Seiten ein verhältnißmäßig sehr geringer. Der Herausgeber (in Stolp in Hinterpommern) hat sich in ähnlicher Weise, wie mit Italien, seit 30 Jahren auch mit anderen Ländern beschäftigt, und er beabsichtigt, auch von ihnen ähnliche Bilder zusammenzustellen, zunächst von Spanien und Indien.

K.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Deutsche Sagen. Von Heinrich Pröhle. — Jagdbilder und Geschichten. Aus Wald und Flur, aus Berg und Thal. Von G. Hammer. — Die Fischwaid in den bayrischen Seen. Kulturhistorische Skizzen. Von H. Peetz. — Auf der Universität. Von Th. Storm. — Das Sprichwort als Kosmopolit. Von Ida von Düringsfeld. — Eine Menschenseele. Spiegelbild aus dem 18. Jahrhundert. Von A. von Eye. — Aventin. Von W. Dittmar. — Geschichte der Völkerwanderung. Von R. Pallmann.

* Literarische Notizen. Das kürzlich erwähnte neueste Heft von Karl Gödeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung behandelt die romantische Schule und ihre Zeit mit Einschluß von Arndt, Schenkendorf und Körner. Der Verfasser klagt im Vorwort, daß er so wenig durchgearbeitetes Material vorgefunden, als er sich angeschickt habe, ein Bild der literarischen Bewegung Deutschlands in jener Zeit zu entwerfen. Für jeden Beitrag zur Fortsetzung seiner Arbeit wird er dankbar sein und bittet angelegentlich darum. Namentlich ersucht er alle jetzigen Dichter um Mittheilungen über ihr Leben und Dichten. Ob der Verfasser wohl die Tragweite dieser Bitte sich recht klar gemacht hat? Die Zahl der „Dichter“ ist gleich dem Sand am Meere, und jeder hält sich für der besten einen. — Heinrich von Kleist beschäftigt vielfach die Literarhistoriker; nachdem Julian Schmidt die neue Ausgabe seiner Werke besorgt, Köpke die politischen Schriften zusammengestellt hat, ist nun eine Schrift vom Bibliothekar R. Köhler in Weimar erschienen, welche die Original-Lesarten und die Aenderungen Tiecks und Schmidts beleuchtet. — Der bekannte Dr. Johann Jacoby hat soeben eine Abhandlung vollendet, welche Lessing als Philosophen schildert. — Eine neue Monatschrift für Kunst und Literatur unter dem Titel „Orion“ wird von Adolf Strodtmann in Hamburg unternommen und erscheint vom Januar ab bei Hoffmann und Campe; als Mitarbeiter werden unt. And. genannt Hebbel, Hartmann, Rohl, Herwegh und Rötscher. — Soeben ist der jüngste Roman von Otto Müller erschienen unter dem Titel „Ekhof und seine Schüler.“ Der Held dieses zweibändigen Werkes ist der berühmte Schauspieler Ekhof, von dem das Sonntagsblatt im vorigen Jahr eine Lebens- und Charakterskizze gegeben hat. Der Verfasser betritt mit diesem Roman denselben Boden, auf dem er sich in „Charlotte Ackermann“ bewegte. — Eine Biographie Mozarts von Ludwig Rohl in Heidelberg, einem geistvolien Kunstkritiker, ist in diesen Tagen zu erwarten.

** Tannengrün und Edelweiß. Lieder aus stillen Stunden. Leipzig, O. A. Schulz. 1862. — Es ist ein zartbesaitete Seele, die hier ihre etwas sentimentalen, weichen Empfindungen in Reime kleidet, welche nicht immer so rein wie jene sind. Der hoffentlich noch junge Dichter hüte sich vor dem Verhimmeln; wenn das Leben ihn erst etwas in die Schule genommen hat, werden seine Verse auch mehr wahres Leben enthalten, kräftiger und damit genießbarer sein. Talent darf ihm nicht abgesprochen werden; es soll uns freuen, wenn er sich zu frischeren, kühneren Klängen begeistert.

* Jenseits des Meeres. Ein Trauerspiel von Adelbert Herrmann. Celle, Schulze'sche Buchhandlung. — Die Sitte, Preise auszuschreiben für Novellen oder Dramen, vor Jahren sehr beliebt, ist jetzt in Mißcredit gerathen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß damit nicht viel erreicht wird, und daß die öffentliche Meinung selten das Urtheil der Preisrichter unterschreibt. In diesem Falle befindet sich die Kritik gegenüber dem Trauerspiel „Jenseits des Meeres“, welches vor vier Jahren in München, wo Heyse's „Sabinerinnen“, Jordans „Wittwe des Agis“ und Eckardts „Socrates“ als die besten unter den eingegangenen Dramen bezeichnet wurden, ein Lob erhielt, das wir nicht gutzuheißen vermögen. Das Stück behandelt das Schicksal eines Deutschen, den ein Verbrechen nach Amerika treibt, wo er vergebens in der Arbeit am Saume des Urwalds Ruhe sucht. Seine Gattin vermag ihn nicht aufzuheitern, ein alter Diener droht, durch Träume und Gesichte gepeinigt, ihn zu verrathen, endlich kommt es an den Tag: er hat seine erste Frau vergiftet. Wenn die Münchener Preisrichter das eine äußerst glückliche Erfindung nennen, so möchten wir diesem Urtheil doch nicht beistimmen; auch haben wir nicht so viel poetische Wärme und treffliche Charakteristik entdeckt, als in dem Urtheil dem Trauerspiel nachgerühmt wird. Ist schon das Thema, der Mord einer Frau zum Zweck einer zweiten Heirath, von moralischer und poetischer Würde so weit entfernt, daß es nie zur Grundlage einer Tragödie genommen werden sollte, so haben wie auch in der Sprache wirkliche Poesie nicht finden können, wohl aber viele höchst wunderliche und choquirende Einzelheiten, gegen welche eine Anzahl guter Gedanken nicht aufkommen kann. Für den Träger der Handlung mit seinem Gemisch von Unmännlichkeit und Heldenthum, seinem Lug und Trug wird der Leser schwerlich sich interessiren.

** Das festliche Jahr. Die thätige Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig hat vor Kurzem ein neues Werk „Das festliche Jahr“ von O. Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld erscheinen lassen, welches in übersichtlicher Darstellung die Sitten, Gebräuche und Feste der germanischen Völker schildert. Gute Holzschnitte zieren das Buch außerdem und dienen wesentlich zur Veranschaulichung des Geschilderten, so daß das Werk eine interessante Festgabe sein wird. Eine leise Rüge möchten wir aber doch uns auszusprechen erlauben, nämlich in Betreff dessen, daß der Herr Verfasser nirgends die Quellen angiebt, aus denen er schöpfte. So benutzt er wörtlich die Darstellung des St. Niklasfestes in Ostfriesland von C. Tannen in der „Leipziger illustrirten Zeitung“, ohne dies zu bemerken, ja sogar in einer Weise, die seine Wiedergabe als Originalschilderung erscheinen läßt.

* Vermischte Nachrichten. In Wien starb am 17. November der bekannte Historienmaler Leopold Kupelwieser, der die Kirchen und sonstigen Bauten Wiens mit vielen Bildern versehen hat. Er gehörte der ultramontanen Richtung der österreichischen Malerei an und hatte einen ziemlich beschränkten, engherzigen Gesichtspunkt. — In Weimar erfolgte am 21. November zum Besten der Goethestiftung eine Vorstellung von lebenden Bildern, welche, sechs an der Zahl, nach den Illustrationen von Cornelius zum Faust gestellt wurden. Sie werden als außerordentlich gelungen und schön geschildert. Es waren: der Spaziergang, Begegnung Fausts und Goethe's, die Gartenscene, Gretchen vor der Madonna, in der Kirche und im Kerker. — Frau Johanna Jachmann-Wagner, welche mit allen ihren bisherigen Versuchen im Gebiete des Schauspiels einen großen Erfolg nicht erlangen konnte, hat es in den letzten Tagen mit der Donna Diana versucht. Man fand, daß ihr dazu die Lieblichkeit und der Scherz fehlen, und daß sie sich lieber an die Antigone und die Isabella in der Braut von Messina machen möge. — Der in der vorigen Nummer erwähnte bedeutende Erfolg der Oper „die Katakomben“ von Ferdinand Hiller auf der Karlsruher Bühne bestätigt sich. Das Werk, welches übrigens vom Componisten aus 4 in 3 Akte zusammengezogen war, fand eine fast begeisterte Aufnahme. Es erhebt sich, wie man in der Nationalzeitung schreibt, durch echt künstlerisches Streben, durch hohe Kenntniß aller musikalischen Mittel, durch die Vermeidung überspannter Auswüchse über die gewöhnliche Kapellmeisteroper. Hoffentlich werden die größeren deutschen Bühnen rasch bei der Hand sein, die Oper aufzuführen. — In Weimar giebt man Rudolf Gottschall's neues fünfactiges Trauerspiel „der Nabob“ mit gutem Erfolge. — Die Bevölkerung von München ist in großer Aufregung. Nicht wegen der griechischen Revolution, welche den König Otto fortgeschickt und die soeben eingeweihten Propyläen lächerlich gemacht hat; nicht wegen des deutschen Handelstages und des großdeutschen Vereins; sondern weil das Hofbräuhaus am 22. November auf mehrere Wochen geschlossen werden mußte, da alles alte Bier ausgetrunken war.

* Concert und Theater.

Bremen, 26. November 1862.

Das gestrige zweite Symphonieconcert führte in der „Weihe der Töne“ von Spohr ein Werk vor, das vor zwei Jahrzehnten zu den beliebtesten Nummern der Concertprogramme gehörte und auch jetzt noch, wenngleich es dem musikalischen Bewußtsein von heute ein wenig fremd geworden ist, mit allen Ehren besteht, während vieles andere, was mittlerweile mit großem Bewußtsein auftrat, früher Vergessenheit anheimfiel. Die „Weihe der Töne“ gehört der Gattung der Programm-Musik an, über welche in unseren Tagen so heftig gestritten, deren Zulässigkeit von der

einen Seite geleugnet wird, während die andere das Genre auf den Schild erhoben hat und lebhaft vertheidigt. Die Symphonie hat zu ihrer Grundlage ein Gedicht, dessen Gedanken und Worte musikalisch illustrirt und in Scene gesetzt sind. Sie ist vor nun dreißig Jahren von Spohr componirt worden und war lange Zeit ein sehr beliebtes Orchesterwerk. Er mußte im Sommer 1832 wegen eines Leidens am Knie, welches er sich beim Schlittschuhlaufen zugezogen hatte, eine Cur im Bade Renndorf durchmachen. „Meine Frau“ — schreibt er in dem Tagebuche, welches den Hauptbestandtheil seiner Selbstbiographie ausmacht — „hatte unter anderer Lectüre auch die Gedichte meines Freundes Pfeiffer, die erst jetzt nach seinem Tode im Druck erschienen waren, mitgenommen, und da ich schon längst gewünscht hatte, zu seinem Andenken etwas daraus zu componiren, so wählte ich eines derselben, „die Weihe der Töne“, welches mir sehr gefiel und zur Composition einer Cantate vorzüglich geeignet erschien. Als ich aber die Arbeit beginnen wollte, fand ich, daß der Text sich dieser Gattung doch nicht hergeben wollte; ich bekam vielmehr Lust, den Inhalt dieses Gedichts in einer Instrumental-Composition zu schildern, und so entstand meine vierte Symphonie unter dem Titel „die Weihe der Töne.“ Die Arbeit wurde durch die Renndorfer Cur und die Rückreise, außerdem durch die Verstimmung Spohrs unterbrochen. Bei dem großen Antheil, den er an der politischen Wiedergeburt Deutschlands nahm, die man nach der Julirevolution hoffte, hatten ihn die letzten Rückschritte zu sehr geärgert, als daß er sich ruhig in eine Arbeit hätte vertiefen können. Nach Kassel zurückgekehrt, vollendete er das Werk, das ihm eine schwierige, aber höchst anziehende Aufgabe war, da er im ersten Satz aus den Naturlauten ein harmonisches Ganze bilden mußte und auch weiterhin auf einem Felde sich bewegte, das er bisher nicht betreten hatte. Als die Symphonie vollendet war, ließ er sie in Gegenwart von Musikfreunden probiren und dann in Concerten aufführen; das Gedicht wurde gedruckt, im Saale vertheilt oder laut vorgetragen. In seinem viele Jahre später niedergeschriebenen Tagebuche heißt es über die Weihe der Töne: „Noch immer erinnere ich mich mit Freuden der großen Wirkung, die sie auf alle Zuhörer machte. Bald darauf wurde sie im Gewandhaus-Concert in Leipzig gegeben, und Rochlitz berichtete in seiner musikalischen Zeitung mit Begeisterung über das Werk. Keine meiner Symphonieen hat sich einer so weiten Verbreitung in fast allen deutschen Städten zu erfreuen gehabt, und noch immer ist sie ein Lieblingswerk, das in den meisten stehenden Concerten wenigstens einmal jährlich wiedergegeben wird.“

Diese letzte Bemerkung, die vor fünfzehn Jahren richtig war, trifft nun freilich nicht mehr zu, indeß ist die „Weihe der Töne“, so viel man auch gegen die Entstehung und den Charakter des Werkes im Besonderen als auch gegen die Manier Spohrs im Allgemeinen ein[w]enden mag, doch eine der besten symphonischen Arbeiten seit dem Tode Beethovens. Es war ein guter Griff der Direction der Symphonieconcerte, als sie das Werk der Vergessenheit entzog; es kann unter etwa 25 Schöpfungen dieser Gattung, die wir im Laufe eines Winters jetzt zu hören bekommen, seine Stelle einnehmen und behaupten. Die Aufnahme von Seiten der Zuhörer war etwas lau, was übrigens durchaus erklärlich ist, schon aus dem Umstande, daß man während des Anhörens nicht einfach dem Gefühl sich hingeben kann, sondern auch denken, das zu Grunde liegende Gedicht vergleichen muß und durch viele hervorstechende Einzelheiten und Wendungen in Anspruch genommen wird. Unleugbar ist das musikalische Bewußtsein von heute über Manches hinaus, was ihm hier begegnet, für die Musiker aber, besonders die Bläser, die Aufgabe eine so schwierige und verwickelle, daß sich nach einer langen Pause nicht leicht ein klares und allgemein ansprechendes Gesammtbild gestaltet. Die charakteristischen Schönheiten der Symphonie erschließen sich mehr dem Künstler als dem Laien. — Faßlicher, realistischer war denn freilich Webers Ouverture zur Preciosa, welche den zweiten Theil eröffnete, uns allen vom Theater her so geläufig und in solchem Maße eine Einleitung zu dem Singspiele, dessen Gestalten zu den Lieblingen unserer Jugend gehören, daß man fast sagen möchte, die Ouverture sei der Bühne zu überlassen und aus dem Concertsaale zu verweisen. Indeß da eine solche Verbannung im Uebrigen nicht nothwendig, auch bei einer Summe von etwa 30 Ouverturen, die in jedem Winter zu Gehör kommen, die Auswahl nicht allzugroß ist, so wollen wir einen Protest nicht erheben, jedoch bitten, daß auf eine sorgfältige Auswahl guter alter und neuer Ouverturen besondere Aufmerksamkeit verwandt werde. — Beethovens anmuthige erste Symphonie in C dur errang offenbar den Preis des Abends und fand überall empfängliche Herzen.

In Theatersachen ist während der letzten Tage ein erfreulicher Aufschwung und eine Wendung zum Besseren eingetreten. Nachdem die Zauberflöte mit Mühe sich durchgeschlagen hatte, wußte Don Juan sich dagegen recht ehrenvoll zu behaupten, wobei ein großer Theil des Verdienstes der Frau Caggiati von Hannover gehört, welche vor einigen Jahren als Fräulein Tettelbach unter uns das Interesse der Opernfreunde durch glückliches Talent und rastlosen Eifer in Anspruch nahm und jetzt als Donna Anna bewies, daß sie die günstigen Erwartungen, die damals gehegt und in diesen Blättern oft ausgesprochen wurden, vollständig erfüllt hat. Es wird nach ihren ferneren Rollen noch weiter von der Künstlerin die Rede sein; heute nimmt uns das Schauspiel in Anspruch. Dasselbe ist eifrig bemüht, durch Neuigkeiten dem Verlangen der Zuschauer gerecht zu werden. Mit der jüngsten Komödie von Roderich Benedix, „die Fremden“, wollte das nicht recht gelingen, und sie ist allerdings auch kein glücklicher Wurf des rastlos arbeitenden Verfassers. Er hat es sich diesmal wieder gar zu leicht gemacht und doch wahrscheinlich das Stück nicht leicht gearbeitet. Es ist ein mühsames, gequältes Produkt, der Gedankenfaden zum Verschwinden dünn, die Fabel interesselos, die Figuren sämmtlich so oft dagewesen — auch bei ihm selbst, z. B. im „Vetter“ —, daß man sie auf den ersten Blick erkennt. Diese drei Fremden kommen wie die Automaten zu bestimmter Zeit einer nach dem andern hervor, sprechen etwas und verschwinden wieder, wesentlich nur, um von dem einzigen Träger des Stückes, dem Gutsinspector, verbraucht zu werden. Dieser ist mit seinem Gemisch von Schlauheit und Dummheit ganz amüsant und wurde von Herrn Dessoir meisterhaft dargestellt, dadurch auch das Lustspiel gerettet; selbst bei der zweiten Aufführung, für welche das Stück sehr zusammengestrichen war, hatte das Gelächter der Zuschauer offenbar eine Beimischung von Spott. Wer es mit dem Dichter gut meint, muß ihn, wie wir das schon oft gethan haben, dringend bitten, im Ganzen und im Einzelnen sorgfältiger zu sein. Seine Nachlässigkeit im Dialog ist unerhört; dieser Inspector z. B. hat eine solche Masse von derben Flüchen auszustoßen, daß damit ein halbes Dutzend von Lustspielen versorgt werden könnte. — Ueber zwei andere Novitäten können wir vorläufig nur von Hörensagen berichten. An einer in Berlin nach den fliegenden Blättern bearbeiteten Posse „Bädecker“ hat man sich höchlichst ergötzt; sie soll schrecklich dumm, aber ganz wundervoll sein. Das neue Schauspiel von Friedrich Gerstäcker, „der Wilderer“, hat bei recht guter Darstellung bedeutenden Erfolg gehabt. Es ist mit der bekannten Gewandtheit des Verfassers gearbeitet und benutzt alle gebräuchlichen Bühneneffecte, ohne zu sehr auf den Abweg der Schauerromantik zu gerathen.

F. P.

Denkmal für Ludwig Uhland.

Wenn irgend ein deutscher Mann es verdient, daß sein ehernes Standbild vor den Augen der Mit- und Nachwelt aufgerichtet werde, so ist es Ludwig Uhland. Sein Denkmal sei ein Ausdruck unserer dankbaren Verehrung für den großen Dichter und tiefen Forscher, für den edlen Menschen und deutschen Patrioten. Daß aber unsere Stadt es sich zur Aufgabe gemacht hat, dem Lieblinge der Nation solch ein Denkmal zu setzen, findet seine Rechtfertigung darin, daß er hier geboren und erzogen wurde, hier als Universitätslehrer thätig war, hier den größten Theil seines Lebens, namentlich seine Mannes- und Greisenjahre zugebracht hat, und daß hier seine irdische Hülle ruht. Dieser seiner Vaterstadt ist Uhland selbst zeitlebens mit voller Seele zugethan gewesen, sie hat er wiederholt als ihr Abgeordneter vertreten, ihre Umgebung, unsere Thäler und Höhen haben ihn zu seinen schönsten Liedern begeistert. Der Verein, welcher zu diesem Zwecke in Tübingen zusammengetreten ist, wendet sich daher zuversichtlich an alle Stämme, an alle Stände, an alle Parteien, an alle Vereine des großen Vaterlandes, an alle seine Söhne in deutschen und fremden Landen mit der Bitte, das Unternehmen durch Beiträge zu unterstützen. Um aber die Sammlung derselben möglichst zu fördern, wenden wir uns besonders an alle deutschen Gesang-Vereine, welche in den verschiedenen Gauen und Städten die natürlichen Mittelpunkte bilden, um in ihren Kreisen ermunternd und anregend für diese nationale Sache zu wirken. Zur Empfangnahme der Beiträge ist bereit der Cassirer des Vereins, Kaufmann L. Baur, wie auch jedes der unterzeichneten Mitglieder des Vereins.

Tübingen, 20. November 1862.

Der Verein für Uhland's Denkmal.

Der Vorstand: Stadt-Schultheiß Rapp. Kaufmann L. Baur. Staatsrath Freiherr von Breitschwert. Professor Dr. von Gelb, Rector der Universität. Decan Georgii. Rechts-Consulent Göß. Professor Dr. von Hefele. Professor Dr. von Keller. Professor Dr. Kommerell. Professor Dr. Leibnitz. Professor Dr. von Palmer. Kaufmann Ludwig Uhland.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 Rℓ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Zehnter Jahrgang.

№ 49. Bremen, 7. December. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Das Leben Walthers von der Vogelweide.

Von Hugo Meyer.

Unter den wenigen deutschen Dichtern, deren Gesänge vom fernen Mittelalter her in unsere Gegenwart herüberklingen, unsere Herzen wieder und wieder ergreifend, gebührt der Preis Walthern von der Vogelweide, weil seine Kunst in klassisch vollendeter Form unser tiefstes Volksbewußtsein ausspricht. Die Lebenszeit dieses größten politischen Dichters der Deutschen wird getragen von den Höhepunkten unserer mittelalterlichen Geschichte, wie Poesie. Denn der Aufgang dieses holden Sternes kündet den sonnigsten Tag unserer älteren Literatur, sein Niedersinken eine lange, lange Finsterniß an. Seine Jugend erblickt das deutsche Volk, wie es die Könige der Erde, den französischen und den englischen, den von Dänemark, wie den von Cypern zu Lehnsleuten herabdrückt, wie es zu gleicher Zeit an Siciliens Küsten sich Kriegsflotten erbaut und in Liefland Städte gründet; Walthers Mannheit ist nie rastenden Bürger- und Kirchenkämpfen gewidmet; sein Alter steht klagend in Alles verödendem Verfalle. In Walthers großem Leben spiegelt sich auch jetzt noch so manches kleine deutsche Dasein, und der in deutschen Gemüthern von aller Frühe her bis auf den heutigen Tag am tiefsten empfundene Wechsel zwischen Freud und Leid fließt in den Beginn seiner Dichtung als der lustige Kehrreim des Tandaradei und preßt ihm am Ende seiner Bahn nur Weherufe über die Wendung seiner eigenen und der Geschicke seines Volkes aus. Sein Lieder- und Spruchbüchlein, das in jedes guten Deutschen Hand sein sollte und von Karl Simrock auf so verständliche Weise in die Sprache unserer Zeit übertragen ist, ergötzt und erschüttert noch immer uns späte Nachkommen und, wie es allem Großen auch in seiner Trauer eigen ist, es stärkt und erhebt uns. Daher wird das hier versuchte Lebensbild, das zur Lektüre unseres Dichters ermahnen soll, um so mehr gerechtfertigt erscheinen, als es manche Züge richtiger und heller zu zeigen glaubt und auf einer wesentlich neuen Anschauung von der Person desselben beruht, die hier übrigens nur angedeutet werden durfte.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts, als der zweite Kreuzzug auch unser Volk in die religiöse Begeisterung und den allgemeinen Umschwung aller Verhältnisse des Abendlandes mit hineingerissen hatte, als Friedrich der Rothbart den Schutz und den Ruhm Deutschlands mit gewaltiger Hand ergriffen, errangen unsere Vorfahren auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Kraft solche Erfolge, wie sie für die Religion nur das sechszehnte, die Dichtung nur das vorige Jahrhundert, für Wissenschaft und Verkehr nur unsere Tage wieder erlebt haben. Keiner dieser emporsteigenden Zeitläufte kann sich aber zugleich mit der politischen Machtentwickelung des 12. Jahrhunderts messen. Wenn auch des ersten Friedrichs Siegesweg zuweilen durch Niederlagen im fremden Süden und sogar durch Treubruch des heimischen Nordens noch gehemmt und sein siebzigjähriges Heldenleben auf der dritten Kreuzfahrt in einem kleinasiatischen Flusse hinweggeschwemmt ward, unter dem Tritte seines jugendlichen Sohnes, Heinrichs VI., erbebte noch stärker als vorher der damalige Erdkreis. Wohin er sich wandte, Unterwerfung, wo er weilte, Neugestaltung. Ihm dienten die Könige des halben Europas, afrikanische Moslems zahlten ihm kostbaren Tribut.

Während der deutsche Kaiser, auch die Ostküste der Adria in Besitz nehmend, dem griechischen eine Steuer auferlegt, um ein neues Heer deutscher Männer zu endlichem Sieg in die Wüsten Jerusalems zu senden, entfaltet sich daheim, hinter den Alpen, unter tiefsinnigen Schöpfungen unserer Geschichtschreiber, unter der ungezügelten Sanges- und Spotteslust überall herumschweifender Gelehrten, während man anfing die Geschicke fremder Helden in Umarbeitungen zu eigenen umzubilden, während die Lieder der Volkshelden zu großen Ganzen zusammenflossen und die Weisen der Bauern zu immer neuem Scherz und Harme erwachten, da erblüht die viel gehöhnte, viel angebetete, immer wunderbare Blume des ritterlichen Minnegesangs. Von der Veleda herab bis zu den Schönen, welche den Hof der Staufer schmückten, hatte das deutsche Volk dem anderen Geschlechte auch im Verfalle fast immer ein hohe und so berechtigte Achtung gezollt, wie leicht kein fremdes. Aber nach der Mitte des 12. Jahrhunderts, als der Ritterstand durch den Streit, der sich über dem heiligen Grabe erhob, einen idealen, christlichen Inhalt in sich aufgenommen hatte, von diesem Kampf aber einem schwereren, dem inneren Widerstreit des idealen Strebens mit der Wirklichkeit in die Arme geworfen ward, da nahm die Frauenverehrung den höchsten Schwung, weil das Weib, wie noch jetzt, die ursprüngliche Einheit treuer bewahrt hatte als der Mann und das zarteste Seelenleben ungekünstelt mit der Einfachheit der Natur zu verbinden wußte. Das Weib ward die Versöhnung für die Kämpfe des Mannes hier auf Erden, wie sie ihm als Maria gottgleich über den Wolken stand. Frau Minne entriß den Mann der Gemein-

heit und rohen Sinnlichkeit, sie adelte den ritterlichen Muth und forderte maßvolle Zucht, Tiefe und Treue des Herzens. In des Minnesangs Frühling wenigstens, der etwa fünfzig Jahre bis in den Beginn des 13. Jahrhunderts dauert, war die Minne eine wesentlich ideale, wie denn Minne ursprünglich etwas durchaus Geistiges, das Gedenken, die Erinnerung bedeutet. Aus derselben Wurzel wie dieses Wort stammt der Mann und später der Mensch, der Denker. Jener Begriff zog sich aber dann, als eben das Trachten des Ritters auf das Herz des Weibes ging, in den der liebenden Erinnerung und des Gefühles zusammen, welches wir jetzt Liebe nennen. Schon in dieser ersten Zeit mischte sich, wie es nur menschlich ist, die Sinnlichkeit hinzu; damit aber das damalige Verhältniß des Ritters zu seiner Geliebten als unsittlich zu verwerfen, überlassen wir der Unkenntniß und dem Argwohn. Wissen doch solche Tadler nicht einmal, daß der Name „Frau“ in jener Zeit nur eine Herrin, Gebieterin bedeutet und durchaus keine verheirathete Frau zu bezeichnen braucht. Unsittlichkeit entsprang erst im 13. Jahrhundert aus der Verwilderung der Bürgerkriege, der Ueberfeinerung solch zarten Verhältnisses und dessen Beschränkung auf einen einzelnen Stand. In dem uns angehenden Zeitraume aber ist dieses ein durchaus edeles und in dieser jugendlichen Reinheit und Innigkeit wohl nie wieder gekehrt. Der Name der Geliebten ward sittsam verschwiegen oder nur scheinbar verkündet mit ebenso sinnreicher Andeutung, wie es Properz, wie es Paul Fleming, wie es Goethe gethan hat, der eine durch das Versmaß, der zweite durch das Anagramm, die Buchstabenumstellung, der letzte in Charadenform. Da er so den Namen der Geliebten entweder verschwieg oder verhüllte, konnte der ritterliche Sänger ohne Scheu seine Liebesgluth in das Lied ausströmen, nur bei seiner persönlichen Begegnung mit der Geliebten mußte er sie verbergen, weil beider Tritte der sogenannte Merker, der Aufpasser, bewachte. Ganz anfangs war das Verhältniß natürlicher gewesen, wie denn auch der Minnesang sich zuerst an das volksthümliche einstrophige Liebeslied anschloß und nur einer einzigen Stimmung, einem Einzelgedanken in wenigen Versen Luft machte. Der Gattung gehört unser ältestes deutsches Liebeslied an. „Du bist mîn, ich bin dîn.“ Lesen und schreiben verstanden die meisten der Minnesänger nicht, das war damals Sache der Gelehrten, so daß z. B. Wolfram von Eschenbach seine 40,000 gedankenvollen Verse seinem Schreiber frei diktirte und treu im Gedächtniß behielt. Dafür aber verfaßte der damalige Minnedichter nicht nur den Text, Wort und Ton, sondern auch die Weise, die Melodie, und begleitete deren Gang selber mit dem Geigenstrich oder dem Harfenschlag, ganz unähnlich unsern Lyrikern, die zwar recht viel von Sang und Leier sprechen, oft aber weder diese noch jenen verstehen. Friedrich von Hausen, ein Sänger bei Mannheim geboren und tapfer kämpfend zum Kummer des ganzen Christenheeres im Morgenlande im Jahre 1190 gefallen, führte zuerst in das bisher volksthümliche Liebeslied den feineren, höfischen Ton ein, begnügte sich nicht mehr mit einer Strophe, sondern verband mehrere durch engeren Gedankenzusammenhang. Reinmar der alte endlich, ein Elsäßer, der um das Jahr 1200 starb, bildete die Minnepoesie mit großer Zartheit, aber zuweilen spitzfindiger Reflexion zu einer wenig malerischen, unbefriedigten Stimmungspoesie aus. In ihm schien der Gipfel erreicht, und doch sollten sich noch ganz andere Aussichten der Lyrik eröffnen, und zwar durch unsern Walther von der Vogelweide.

Die Kenntniß dieses Dichterlebens, das zuerst Uhland mit Meisterhand vor beinahe 40 Jahren geschildert hat, beruhte, von kargen Zeugnissen einiger Zeitgenossen abgesehen, bisher nur auf den Gedichten Walthers. Ein Geschlecht von der Vogelweide hat sich nirgend gefunden, und verschiedene andere Gründe sprechen dafür, daß dies ein angenommener Dichtername sei. Walther ist ein Franke und, wie ich vermuthe, in der Taubergegend nicht allzuweit von Würzburg geboren, zwischen den Jahren 1160 und 1170. Ziemlich jung kam er von seinem unbegüterten Stammsitze nach Oesterreich, wo damals wie in keinem andern deutschen Lande die Poesie gepflegt ward. Der Ruf vor allen des eben genannten Reinmar, der als Fremder sich am Wiener Hofe aufhielt, erklang über ganz Deutschland. Im Osterland war dazu die schnaderhüpfelartige Volksdichtung im lustigsten Gange, und die alten Heldenlieder reiften an der Donau ihrer Zusammenfassung entgegen. Kein Land schritt um diese Zeit auf geistigem und staatlichem Gebiete so rasch vorwärts, wie Oesterreich. Damals erworbene kaiserliche Vorrechte und reiche Erbschaften legten im 12. Jahrhundert die Grundlage zur österreichischen Großmachtsgeschichte. Die Kreuzzüge warfen einen vorher nicht geahnten Verkehr gerade in diese südöstlichen Grenzstriche, Wien erhob sich vom Städtchen zur Großstadt und rühmte sich des besten deutschen Fürstenstammes, der Babenberger. Ritterstand und Bürgerthum, aber auch die Bauerschaft stiegen zu gleicher Zeit höher und höher; so führte der österreichische Landmann sein Schwert zum Schutz und Trutz und Ingwer zum Genuß bei sich, der Bäuerin hing an ihrer Seite der Spiegel herab. In solches überall lebendige Getreibe trat der junge Walther. Das Leben in der schönen Donaugegend, mit der liederreichen, heitern zum Wohlstand sich aufschwingenden Bevölkerung entlockte ihm bald, also um das Jahr 1190 etwa, seine ersten, die frohen volksmäßigen Töne, wie z. B.:

> Unter der Linden
> an der Heide,
> wo wir Zwei zusammengeruht,
> möget ihr finden
> abgepflückt beide
> Blumen und Gras in fröhlichem Muth.
> Vor dem Wald im Thale klang,
> tandaradei,
> süß der Nachtigall Gesang.

Hier lernte er auch manchen volksthümlichen Spruch, mit dem er später seinen Gedichten das kernige Wesen verlieh, hier ergriff ihn auch das Bild aus der österreichischen Volksepik, wie Hildegunde ihren Geliebten und seinen Namensgenossen Walther, der auf der Flucht aus Ungarn nach Frankreich von den nachsetzenden Hunen verwundet ist, küßt und heilt, denn er singt:

> Im Herzen meine tiefe Wunde
> muß immer offen stehen, bis sie mich küßt und heilet,
> Hildegunde.

Aber auch die Weltereignisse traten ihm wohl schon damals nahe. Saladin, der im Jahre 1187 die heilige Stadt eroberte, und Richard Löwenherz, welcher 1192 dicht bei Wien in Herzog Liupolts Gewalt fiel, werden noch später von ihm als Muster der Freigebigkeit aufgestellt. Unter dem Regimente Kaiser Heinrichs 1191—97 erlebte Walther die Tage, wo die Deutschen nach Ehren rangen. „Wo ein Land in unserer Nähe lag, so begehrte es Frieden oder es ward bezwungen.“ Seit Walthers Tagen ist uns dies stolze Gefühl nie wieder geworden, er hatte sie noch gesehen, wir höchstens davon gehört! In Wien traf er auch mit Reinmar, dem gefeierten Minnedichter, zusammen und erhielt von diesem den Anstoß zu der ernster reflektirenden Liebespoesie. Aber eine gegenseitige Abneigung waltete zwischen beiden, auch verließ Reinmar bereits im Jahre 1197 traurig die schöne Stadt, um wahrscheinlich in Palästina seinen Tod zu finden. Bald aber kam über Walthers Dichtung ein ganz anderer Geist. Denn von Messina her tönte die Kunde, daß Kaiser Heinrich VI. im Jahre

1197 plötzlich vom Fieber hinweggerafft sei, und sein Sohn zählte erst drei Jahre, die großen Fürsten standen fern in den syrischen Wüsten. An der Mosel erschien den geängsteten Gemüthern der alte König Theodorich, der einst von Verona her die Vaterhand über alle schwächere Stämme gestreckt hatte, und verkündete vom schwarzen Rosse herab, daß dem Reiche unsägliches Elend bevorstehe. So geschah es denn auch, daß von dieser Zeit an das Reich sank und sank bis zu seiner Auflösung im Beginne unseres Jahrhunderts.

Denn jetzt erhob sich, wie Walther sagt, der starke Streit der Freier um die verwittwete Braut, der Thronbewerber um das Reich. Bürgerkrieg durchtobte das ganze Land. Da erkennt der Dichter seinen wahren Beruf; fortwerfend die Lust des Minneliedes beginnt er den ernsten Krieg der Dichtung gegen das hereinbrechende Verderben und leitet so an der Scheide des 12. und 13. Jahrhunderts die politische Poesie der Deutschen ein, der erste und zugleich der größeste. — Habe, Ehre und Gotteshuld können jetzt nicht mehr zusammen in ein Herz kommen, denn Steg und Weg verwehrt man ihnen; die Untreue lauert ihnen im Hinterhalt auf, und die Gewalt fährt auf der Straße daher. Friede und Recht sind todtwund, und ehe die beiden nicht genesen, haben jene drei kein sicher Geleit. So ruft er auf einem Steine sitzend, Bein mit Bein deckend, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, und in dieser für seine ernst nachdenkende Dichtung so bezeichnenden Stellung haben ihn zwei der ältesten Liederhandschriften uns abgebildet. Seitdem, sagt er, lassen ihm die Gedanken an das Vaterland keine Ruhe, und vor der Zeit altert er. Wie nun die Ehre des deutschen Volkes immer mehr zerging unter den Kriegen der beiden Gegenkönige, des Staufers Philipp nnd des Welfen Otto IV., da drang er in Philipp, denn der zögerte noch in seiner Gewissenhaftigkeit, sich doch endlich die Krone aufs Haupt zu setzen. Wohin er ins Wasser, über Feld oder an den Himmel blickt, hat das Gethier bis zur Mücke herab König und Recht, aber Deutschland nicht. Sô wê dir, tiuschiu zunge, wie stêt din ordenunge! Zu diesem Unheil traf den Dichter im Sommer 1198 die Nachricht, daß Herzog Friedrich von Oesterreich, sein Gönner, vor Ptolemais gefallen sei, und daher verließ er Wien, seine zweite Heimath, wo er keine Hilfe weiter zu erwarten hatte, nicht mehr mit stolzem Schritt wie der Kranich, sondern mit schleichendem Pfauenfuße, das Haupt gegen das Knie gesenkt. Wen er aufzusuchen hatte, war ihm nun klar; niemand anders als den mit ungerechten Waffen bestrittenen König Philipp, die Hoffnung des Reiches. Mit dem staufischen Königspaare feierte er daher das Weihnachtsfest des Jahres 1199 zu Magdeburg, davon er mit wenigen Strichen das lieblichste Bild entwarf: der schöne König geht langsam, denn Eile hat er ja nicht, mit Scepter und Krone zum Dom hinan, hinter ihm die holde Gattin aus Griechenland, Irene, eine Rose ohne Dorn, eine Taube sonder Galle. Um dieselbe Zeit gab ihm Philipp eine Anstellung bei Hofe: wen zu tanzen gelüste, jubelt er, dem will er aufspielen mit der Geige, jetzt will er wieder hoch in die Freude hineinsteigen. Und treulich hat er seinem Herrn gedient auch mit dem Schwert seines Gesanges. Denn als im Jahre 1201 der Kampf zwischen Philipp und Otto von Neuem entbrannte, als der vorsichtige Papst Innocenz III. zuerst für keinen der beiden Partei ergriff, dann aber gegen den verhaßten Staufer den Bann schleuderte, da erhob Walther zum ersten Mal seine Stimme wider Rom, das zwei Könige betröge, wider die Pfaffen, die da bannen, wen sie wollen, wider den Papst, der zu jung sei. Hilf, hêrre, dîner kristenheit! Man sieht, daß er des Papstes noch schont und sein ärgster Grimm nur die römische Geistlichkeit trifft. Das kam später anders!

Im Jahre 1203 machte Walther ein glänzendes Familienfest der Staufer und Babenberger in dem geliebten Wien mit, aber zugleich hatte er den treulosen Abfall der mächtigsten Reichsfürsten von König Philipp, des thüringer Landgrafen und des Böhmenkönigs Ottokar, zu beklagen: „Dahin, daher!" galt nie so viel wie jetzt in deutschen Landen; wer nun „Dahin, daher!" nicht kann, der ist im Spiel betrogen! Aber gerecht und offen rückte er auch seinem Herrn vor, daß er nicht die Saat milder Freigebigkeit auswerfe, nicht handele nach Saladins Wahlspruch: des Königs Hände müssen durchlöchert sein. Die volle Versöhnung unseres Dichters mit Philipp erfolgte vielleicht erst im Beginne des Jahres 1205, als derselbe, auch den Wahlrechten der niederrheinischen Fürsten zu genügen, zum zweiten Male zu Aachen sich krönen ließ. „Sie leuchten sich einander an, der Krone Edelsteine und der junge holde Mann. Die Augenweide sehen die Fürsten gern. Wer nun noch fern vom Reiche geht, der schaue, wem die Krone überm Nacken steht; die sei der Fürstenschaar ein Leitestern." Fünf oder sechs Jahre war auf diese Weise Walther mit dem Könige von einer Stadt zur andern gezogen, denn eine dauernde Residenz besaß der Herrscher des Reiches damals nicht, auch zur Friedenszeit war seine Regierung eine stete Wanderschaft durch die deutschen Gaue. Walther hatte dabei sein Volk von Aachen bis nach Wien, von der Trave bis an die Alpen sich genau angeschaut, erkannt und nur noch inniger lieben lernen. Aber jetzt, wo Philipps Sieg endlich gesichert schien und Ottos Macht in Trümmer zerging, sehnte sich Walther nach Ruhe und vom Dichterhof in Thüringen gelockt, zog er zum Landgrafen Hermann, der schon im Jahre 1204 Philipp sich wieder unterworfen hatte.

Auf den Strich des Thüringer Waldes, den die Wartburg überblickt, hat die holde Sage und der stolze Nachruhm deutscher Männer und Weiber unbeschreiblichen Glanz für alle Zeiten ergossen. Die Wartburg ist die Akropolis, das Weimar unserer ersten klassischen Literaturperiode und ward darnach zur letzten Wartestätte und zugleich zur festen Burg des Protestantismus. Sie bot eine Herberge auf dem Mühsalswege ihres Lebens der reinsten, marienhaften Dulderin der katholischen Welt, der heiligen Elisabeth, und dem markigsten Streiter der Reformation, Martin Luther. Ihre Mauern haben das tiefsinnigste Gedicht des katholischen Deutschlands, Wolframs Parzival, werden und das schönste Werk des Protestantismus, die Bibelübersetzung, beginnen sehen. Es ist, als ob die Geister jener beiden auf dem Gipfel des Mittelalters stehenden Personen sammt Walthers ebenbürtigem Geiste das, was ihre Zeit nicht verstand, in der Halle des Landgrafenhauses mit segnender Hand auf den schlichten Bürger der Neuzeit, den Junker Georg, vererbt hätten, Elisabeth ihren bußfertigen Seelenschmerz und ihre innige Gottesbetrachtung, Wolfram seine freie, aus dem Tiefsten entspringende Gläubigkeit, durch die jeder Laie zum Priester wird, Walther endlich den männlich nationalen Ernst, mit dem er wider Papst und Ablaß gerungen. Wenn nun durch diese Gestalten einst warmes Lebensblut geflossen ist, sind dagegen die anderen Hauptkämpfer des bekannten Sängerkrieges, der Ofterdinger, Klingsor und gar der Tannhäuser halb volksthümliche, halb gelehrte Nebelgebilde, die nur wenige geschichtliche Züge an sich tragen. Denn das ist geschichtlich, daß das damalige Treiben auf der Wartburg zu dem Wesen der beiden Dichter Wolfram und Walther im schärfsten Gegensatze stand, und beide haben durch That und herbes Wort dagegen gestritten. Auf der Wartburg, warnt Walther, geht's aus und ein Tag und Nacht, der Landgraf verthut seine Habe mit den Rittern und, wenn ein Fuder Weins auch tausend Pfund kostete, so würde doch nie ein Becher leer stehen. Wer kranke Ohren hat, bleibe ja fort, der Lärm würde ihm sonst die Sinne rauben. Als für

den ernsten Dichter, der nach einer Sonnenfinsterniß im Jahre 1207 von der Wartburg aus Christen, Juden und Heiden zur Wachsamkeit vor dem nahenden jüngsten Tage ermahnt, da die Untreue über alle Wege ihren Samen gestreut, das Kind dem Vater, der Bruder dem Bruder lügt und Recht vorm Gerichte zusammenschwindet, als für ihn auch bald deutlich ward, daß auch der Landgraf schon wieder dem Könige löge und Verrath gegen ihn rüstete, wandte Walther der Wartburg den Rücken und suchte Philipp wieder auf. Aber nicht lange darauf hatte die Geschichte einen in Deutschland bisher unerhörten Gräuel zu melden, einen Königsmord, den im Jahre 1208 Otto von Wittelsbach an Philipp verübte. Lateinische Dichter haben diese Unthat bejammert, Walthers Sang verstummte in seinem Schmerze.

Widerwillig mußte er als staufischer Dienstmann dem jetzt nebenbuhlerlosen Otto IV. über die Alpen zur Kaiserkrönung folgen, da der Welfe sich alsbald klug Philipps liebliches Töchterlein Beatrix hatte antrauen lassen. So machte denn auch dieser Dichter seine italienische Reise, welche die Alten Romfahrt benannten. Die ewige Stadt wies damals noch Ruinen in weit reicherer Menge auf als jetzt, aber nicht gesäubert und eingefaßt, sondern von den Consulsfamilien der Stadt zu Thurm und Wohnung benutzt oder von Epheu tief verdeckt; noch dichter umrankte die schon damals zahlreichen Bildsäulen die wunderbarste Stadtsage. Aber obschon vor Walther ein Hildesheimer Bischof die Literatur der Reisebriefe aus Italien eröffnet hatte, bestätigte noch unser Dichter, ganz unähnlich seinen dichterischen Nachfahren, die dort, dem Nationalen oft mehr als billig entrückt, zum antiken Schönheitssinn den alleinseligmachenden Glauben tranken, das Wort seiner Zeitgenossen: **Swer Rômer site reht ersiht, der bezzert sînen glouben niht.** Bis zu der Kaiserkrönung freilich mußte er aus Rücksicht auf König und Vaterland schweigen, als aber der Papst über den sich plötzlich von ihm lossagenden Kaiser den Bannfluch aussprach, da rief er von Capua aus: Gehorsam will ich euch sein, Herr Papst, denn Ihr habt, als Ihr euern Segen auf den Kaiser legtet, zu ihm geredet: wer dich segnet, sei gesegnet, wer dir fluchet, sei verfluchet mit vollgemessenem Fluche. Bei Gott, jetzt denkt daran! Zu gleicher Zeit weiset er den Papst auf die Bibel, wo Gottes Sohn den Hinterhalt der Juden zerbrach und ihnen rieth: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist! Walthers Opposition erscheint im Vergleich zu seiner späteren hier noch als eine maßvolle, denn allerdings war weder die kaiserliche Sache in diesem Falle eine vollkommen gerechte, noch auch Otto ein würdiger Vertreter derselben. So verbrachte unser Dichter, an den kaiserlichen Hof gefesselt, drittehalb Jahre in dem ihm so verhaßten Lande. Da verband sich Innocenz mit mehreren deutschen Fürsten, die nun Heinrichs VI. jungen Sohn, Friedrich II., von Sicilien her an die Spitze des Reichs beriefen, und Otto eilte im Jahre 1212 über die Alpen zurück, den Aufstand niederzuwerfen. Empört über diese päpstlichen Ränke besang Walther die Ankunft des Kaisers in Deutschland, flehte ihn an, wo möglich, die abtrünnigen Fürsten zu versöhnen. Als er aber bemerkte, wie die Besten im Lande den rohen, hochmüthigen, undankbaren Kaiser verließen, als die mit Otto im August 1212 vermählte Stauferin Beatrix nach viertägiger Ehe durch den Tod hinweggerafft ward, als der Kaiser vor dem geistvollen Jüngling Friedrich schmählich entwich, da wandte auch er sich mit Abscheu weg und dem Staufer, einem Sproß seiner alten Herren, zu. Wie frei von allen kleinlichen Rücksichten er diesen Uebertritt gethan, wird dadurch deutlich, daß er zu derselben Zeit, wo sein Herr noch vom Papste unterstützt ward, gerade die höchste Stufe seiner deutschnationalen, den römischen Stuhl erschütternden Dichtung erstieg. Der bitterste und heißeste Haß des freiheitsdurstigen Deutschen gegen die römische Geistesknechtung war der Trunk, den Walther in Rom gethan und den von ihm herab alle politischen Dichter Deutschlands bis auf Ulrich von Hutten ihrem Volke kredenzt haben. Wenn der zweite Kaiser Friedrich die staatsklüger gewordene Kaisergewalt und seine überraschend moderne Weltbürgerlichkeit, dagegen Walther das in seiner wahren Frömmigkeit empörte deutsche Volksbewußtsein gegen Rom in den Kampf führte, und beide vorerst vergeblich, so hat Walther vor allen in eine Bahn geleitet, die unser Volk nie wieder ganz verlassen, aber auch noch immer nicht ganz ausgelaufen hat. Zum Zeichen deß ist jener Stakelberger Ritter Ulrich in der Verbannung jämmerlich zerschellt und ist für uns, denen die Rufe des schönsten Wetteifers: Hie Concordat, hie Katechismus! in die Ohren klingen, das Bild, welches sich die Reformationszeit von der Germania machte, — eine Eselin, auf der der Papst reitet, — noch nicht zur vollen Unwahrheit geworden. Da die römische Kirche mit deutschem Rohr schön gedeckt ist, ruft Walther, steht die deutsche unter der Traufe, deutsches Silber fährt in wälschen Schrein. Ihr Pfaffen, mahnt der Papst mit christlichem Lächeln, eßt doch Hühner, trinket Wein und laßt die deutschen (Narren) fasten. Zwei Deutsche habe ich unter eine Krone gebracht, daß sie das Reich zerstören, während wir unsere Kisten füllen. Der Papst, meint Walther, führt uns wie ein Zauberer in die Irre, er giert, lügt und trügt, er ist ein neuer Judas. Als Gottes Kämmerer stiehlt er demselben seinen Himmelshort, als Gottes Friedensstifter raubt er hier und mordet da, als sein Hirt ist er zum Wolf geworden. Und so treibt dem Dichter der wildeste Schmerz die vorgreifenden Worte aus dem Munde:

> **alle zungen suln ze gote schrîen wâfen**
> **und rüefen ime, wie lange er welle slâfen!**

Welch ein Bild! Unten das aus der Tiefe der Verzweiflung emporschreiende deutsche Volk und über ihm Gott, in tauben Schlaf versunken!

Der von der Vogelweide hat's ebenso männlich gewagt und die Würfel gerollt, wie der von Hutten, denn jene Angriffe hat er gemacht, als der Herzog von Oesterreich die Ketzer braten ließ und am Rhein die Scheiterhaufen loderten, als die Erneuerung des Katholicismus durch Innocenz die zwei mächtigen Orden der Franziskaner und Dominikaner gebar sammt der grausen Inquisition, kurz bevor ganze Volksstämme in der Provence wie im Stedingerland am freien Bekenntniß der Wahrheit sich verbluteten. In dieser Zeit seiner höchsten Erbitterung vom Jahre 1213 bis 1220 hat sich Walther bald in der königlichen Umgebung, bald am wonnigen Hofe zu Wien, bald auf der Wartburg aufgehalten. Zu Kaiser Friedrich stand er treu bis an sein Lebensende, mit dem Oesterreicher und Thüringer vertrug er sich auf die Dauer nicht. Möglich, daß der gemeinsame Kreuzzug zur weinenden Stadt Jerusalem im Jahre 1218 Leopold mit dem Dichter wieder versöhnte, denn im Sommer 1219, als der Herzog aus den heißen Belagerungskämpfen vor Damiette heimkehrte, sang ihm Walther mitten unter vollem Glockengeläute der schönen Donaustadt ein ehrendes Willkommen entgegen. Aber bald darauf ward er diesen Gegenden aufs Neue entrissen. Er hatte schon früher von Kaiser Friedrich Geld und ein kleines Besitzthum erhalten, so daß ihn seitdem seine Nachbarn nicht mehr wie eine Vogelscheuche ansehen; im Jahre 1220 aber, als Friedrich zum Erwerb der Kaiserkrone die Alpen überstieg und bei seinem achtjährigen Sohne Heinrich zum Reichsverweser den Erzbischof Engelbert von Köln in Deutschland zurückließ, erhielt Walther eine Erzieherstelle am Hofe des Königsknaben, der meist in Schwaben und Franken verweilte. Der Kaiser schickte unserm Dichter Geschenke aus Italien und jenen

Engelbert, »die Zierde Deutschlands«, hat Walther treulich in seinem sauren Ordnungswerke unterstützt, das strenge gehandhabt dem wackern Erzbischof im Jahre 1225 den Dank der Ermordung im Schwelmer Walde einbrachte. Walther ermuthigt ihn, vor der Drohung der Bösen nicht zu bangen; als die sich aber doch erfüllte, da jammert er: o daß den Mörder die Erde noch tragen mag! Eine genügend schwere Marter weiß ich nicht für ihn, zu sanft wäre das Hängen, Verbrennen, Schinden und Rädern für ihn, darum warte ich ab, ob ihn nicht die Hölle lebendig verschlingen wolle. Zu diesem Leid trat die fast noch kummervollere Einsicht, daß der junge König Heinrich immer ärger aller Zucht ins Gesicht schlug, daß Niemand mehr ihn retten könne. So zieht er seine väterliche Hand mit Schmerzen von dem zu krumm wachsenden Kinde ab. Auf den Stühlen, wo früher Weisheit, Adel und Alter saßen, sitzt nun ein kindischer Herrscher, darum hinket Recht und trauert Zucht und siecht die Scham. Wie der Dichter jammerte denn auch um ihn die Natur im großartigsten Gesange über den Verfall des Reiches, denn im September 1227 fuhr ein Sturm mit Grimm über alle Königreiche; Bäume und Thürme lagen vor ihm zerschlagen. Und Walther weissagte: Starken Leuten weht er's Haupt ab! Es ist, als ob man schon die Bahren rüsten hörte, auf die man die Staufer, die starken Leute, einen nach dem andern in Italien legte. Niedergeweht war all des Dichters und seines Volkes Freude. Nach langen Jahren sah er bald nach diesem Sturm kurz vor dem Ausgang seines Lebens noch mal die Gegend wieder, wo er ins Leben hineingegangen. Auch dort das Feld verbrannt, der Wald umgehauen, die Gespielen träge und alt, nur das Wasser floß wie ehedem. Wie es nur Lieblingen Gottes beschieden ist, hat er in seinem höchsten Alter bei diesem Besuch das schönste, von keinem Sänger übertroffene Scheide-Gedicht vom Leben gesungen: O wê war sint verswunden alliu mîniu jâr. Er glaubt sein Leben über nur geträumt zu haben, jetzt endlich wach zu sein, und erkennt, die Wonne ist ihm entfallen wie ein Schlag ins Meer. »Niemand in der Welt ist jetzt noch froh, denn von Rom her ist uns nur Trauer erlaubt und die Freude entrissen. Selbst die wilden Vögel betrübt unsre Klage. Aus all der Noth heraus sehnt der Dichter sich nach dem heiligen Grabe. Das zwar erreichte er nicht mehr, wohl aber fand er bald in seinen sechsziger Jahren sein eigenes Grab im schattigen Lorenzgarten zu Würzburg, das uns ein heiliges ist.

Unter uns, die wir hier seiner Ruhestätte gedenken, erwacht zugleich die frische Schmerzenserinnerung an den Mann, der seinem größeren Vorgänger Walther ein so schönes Lebensdenkmal gesetzt, der wie er unerschrocken Recht, Freiheit und Vaterland im Liede und durch die That vertheidigt und vor wenigen Wochen, wie jener am Main, am Neckar sein Grab gefunden hat. Als Walther ging, ließ er hinter sich ein aus den Fugen weichendes, unglückseliges Vaterland; da du, o Ludwig Uhland, gehst, was bedeutet uns dein Fortgang? O ihr beiden seligen Geister, reicht jedem unter uns herab von eurer Reinheit, Treue und Mannhaftigkeit, daß es unserem Vaterlande wohl ergehe!

---

* Aus der Schweiz und Norditalien.

Von A. Reinhold.

V.

Im Hafen von Como, der bei eingetretener Dunkelheit von zahlreichen Lichtern erleuchtet war, gab es bei der Ueberfüllung des Schiffes ein großes Gedränge. Barken mit hohen Spitzen, an denen bunte Papierlaternen schaukelten, fuhren eifrig hin und her. Für den, welcher ruhig zu betrachten sich Zeit nahm, war es ein neues interessantes Schauspiel, das vom Getöne der fremden Sprache in Musik gesetzt noch höheren Reiz erhielt.

Am Ufer warten bespannte Omnibusse, welche die Fremden sogleich zum Bahnhof nach Camerlata befördern, so daß sie noch in der Nacht Mailand erreichen. Wir mußten auf diesen Vortheil verzichten, da einer unserer Begleiter in Como Briefe aus der Heimath erwartete. Gleichwohl wünschten wir, noch den Abend das Empfangsgeschäft zu erledigen, um am anderen Morgen ohne Verzug reisen zu können. Aber wohin sollten wir uns wenden, um in der unbekannten Stadt, bei eingetretener Dunkelheit zur Post zu kommen? Es war ein gewaltiges Treiben auf den Straßen. Wir bekamen hier zuerst eine Anschauung vom italienischen Leben, das sich lieber im Freien als im Hause bewegt. Wo trafen wir gerade auf Jemanden, dem wir uns hinreichend verständlich machen konnten? In's Gedränge mit unserm Französisch hineinzureden, hätte schwerlich Erfolg gehabt; wir mußten also unser Italienisch zusammen und den ersten besten auf gut Glück vornehmen. Am Ufer stand ein schmucker Bersagliere, der behaglich in das bunte Treiben schaute. Ihn fragte ich nach der Briefpost. — „E'chiusa“, antwortete er gutmüthig lakonisch. Daß wir dennoch den Weg zu ihr erfahren möchten, begriff er nicht, lag nun die Schuld an unserer Rede oder an seinem Verständnisse. Da flatterte ein weißer Federbusch durch's Gedränge. Ihn suchten wir zu erhaschen und brachten dem jungen Offizier, der ihn trug, unser Anliegen französisch vor. Er begleitete uns sofort durch einige dunkle, lange Straßen und zeigte uns die Post, ein großes Gebäude, das dunkel und öde da lag. Wir irrten in den verlassenen Höfen umher, pochten hie und da an, fanden aber nirgends Einlaß. Schon hatten wir unsre Sache aufgegeben und das Haus verlassen, da kam unser freundlicher Begleiter uns wieder entgegen. »Ich dachte mir, bemerkte er, daß Sie zu dieser Stunde nicht zum Zwecke gelangen werden; haben Sie die Güte mir noch einmal zu folgen.« Er ging voraus, verschwand für einen Augenblick und kam mit einem Lichte wieder. Nachdem er uns zu einem Postbeamten geführt, vermittelte er auch unsre Angelegenheit. — Ich erwähne diesen kurzen Zwischenfall nur, um zu zeigen, wie gefährlich die Italiener für uns Deutsche sind. Denn daß wir dieses seien, hörte unser Begleiter aus unserer Unterhaltung. Zu Hause hatte man mich gewarnt, jetzt diese Reise zu unternehmen. Wo würde ein deutscher Offizier einem fremden Reisenden gleiche Zuvorkommenheit erweisen?

Der Weg von Como nach Mailand bietet mit Ausnahme der Alterthümer zu Monza wenig Interessantes. In Erwartung, die Stadt zu betreten, welche in der Geschichte von den frühsten Zeiten bis auf die Gegenwart eine so wichtige Rolle gespielt und die von Alters her vorzugsweise den Namen »der großen« führte, gab ich mich dem Spiele der Phantasie hin und ließ die verschiedenen Geschicke der Stolzen an mir vorübergehen. Am nächsten war Mailand meiner Einbildung immer durch die Zerstörung durch Kaiser Friedrich Rothbart getreten, und der Eindruck derselben war von den Schulbänken her bei mir noch so mächtig, daß ich fast meinte, es müsse von jener Zerstörung noch etwas zu sehen sein. Aber keine Spur war zu bemerken; hoch und glanzvoll stand die Stadt da, als wir durch ihre langen Straßen einfuhren. Doch ein anderer deutscher Held, den Wenige kennen und der auf keiner Schulbank genannt wird, errichtete dort ein Denkmal, das alle Thaten des Kaisers überlebt hat und noch heute in blendendem Glanze prangt. Es war Heinrich von Gmünd, ein schlichter Baumeister, der kaum zwei Jahrhunderte nach Friedrich Rothbart über die Alpen zog und, wenn auch mit Zuhülfenahme

der Nachkommen, den Mailänder Dom erbaute, der bekanntlich größer als der Kölner, ganz von weißem Marmor und vollendet ist. Heinrichs merkwürdige Porträtbüste befindet sich in der Karthause zu Pavia und ist durch Verdienst eines Gmündener Kunstfreundes in jüngster Zeit durch Gypsabgüsse auch in Deutschland verbreitet.

Eine auch nur übersichtliche Beschreibung dieser Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten zu geben, würde, wie leicht ersichtlich, die Grenzen dieses Aufsatzes überschreiten. In der Brera, wo bekanntlich außer anderen Meisterwerken des Alterthums auch Rafaels „Sposalizio“ sich findet, ist nun auch Leonardo da Vinci's berühmtes Abendmahl angebracht, sorgfältig von der Wand des Refectoriums, wo es ehemals sich befand, abgelöst und auf eine neue Rückwand befestigt. Aber dieses ist der Welt verloren. Unter der früheren Verderbniß und schlechten Uebermalung ist vom Originale so viel wie nichts mehr zu sehen. In Rafael Morghens schönem Kupferstich und den Zeichnungen zu Weimar hat man viel mehr als im Mailänder Gemälde. — In der Brera war auch eine Ausstellung von neueren Gemälden, die indeß vom heutigen Stande der italienischen Kunst das traurigste Zeugniß ablegte. In diesem Punkte müssen sie ganz von vorn anfangen. Und doch finden die bildenden Künste in Mailand verhältnißmäßig bedeutende materielle Unterstützung. Aber die Herrschaft der Oesterreicher war nicht geeignet, geistige hinzuzufügen. Es ist ersichtlich, wie man sich lange unter den Einfluß der David'schen Schule aus Frankreich gestellt hat; jetzt beginnt man mit Entschiedenheit, sich an die deutsche anzuschließen; aber es sind kaum die ersten Schritte zum Lernen gethan. — Neuere Bilder, die ich später in Venedig sah, nahmen einen höheren Rang ein.

In häufiger Wiederholung sah man hier das Porträt des Königs Victor Emanuel — auch das Gypsmodell für seine Reiterstatue war ausgestellt; doch häufiger noch das Garibaldi's, auch Scenen aus seinem abenteuerlichen Leben. Vor den Schaufenstern der Kunsthandlungen machte sich dasselbe in Lebensgröße in trefflichem Steindruck bemerkbar, aus welchem man recht die feinen, verehrungswürdigen Züge dieses wunderbaren Mannes erkennen konnte. Alle Bildnisse von ihm, die ich in Deutschland sah, sind oberflächlich und roh. Ich würde eins davon mitgenommen haben, wenn ich nicht hätte durch Oesterreich reisen müssen.

Wie man denken kann, war Garibaldi's Name das Stichwort in Aller Munde. Er war damals gerade gefangen, und es stand in Frage, was der König mit ihm machen werde. Eine Verdammung würde unfehlbar sein eigenes Todesurtheil gewesen sein. Es ist unglaublich, mit welcher Gluth der Leidenschaft die Italiener diesem Manne anhangen, in welchem sie mit Recht den Genius des Vaterlandes und den Vertreter ihrer so vielfach verkannten Gegenwart für alle Zeiten verehren. Ich sah Damen, deren Lippen bei bloßer Nennung des Namens ein convulsivisches Zucken durchzog und deren Augen Funken sprühten.

Mein Aufenthalt in Mailand ward auf garstige Weise verkürzt. Wir hatten die Bekanntschaft eines jungen Italieners gemacht, der, obwohl ihn so eben erst seine Gattin zum glücklichen Vater gemacht, doch so freundlich war, uns zur Führung durch die Stadt einige Zeit zu widmen. Wir hatten, um von neuem eine Wanderung durch den Dom zu machen, uns zur Erfrischung vor ein Kaffeehaus in der Nähe desselben gesetzt. Da erkenne ich zu meinem Schrecken den großsprecherischen Weinreisenden; zum Unglück er im selben Augenblicke auch uns, und mit der Unverschämtheit, die nur der vollständigen Blasirtheit eigen ist, hängt er sich uns an. Obwohl es noch am frühen Morgen war, glühte sein Gesicht, starrten seine Augen. So begleitete er uns durch die Hallen des Gotteshauses, glücklicher Weise durch die Gebundenheit seiner Zunge ziemlich in Schweigen gehalten. Aber kaum treten wir wieder an's Licht, als sein Gesicht sich entfärbt und er, mit beiden Armen an die Wand vorstürzend, die glänzenden Marmorstufen zu besudeln anfängt. Der Italiener hatte den Tact, zu thun, als bemerke er den Vorgang nicht. Ich wußte keine Entschuldigung vorzubringen, beurlaubte mich, sobald ich eine schickliche Gelegenheit fand, bezahlte im Gasthofe meine Rechnung und warf mich allein auf die Bahn nach Venedig, da meine bisherigen Gefährten nach Genua und Turin zu gehen beschlossen hatten.

---

* Händels Israel in Egypten *).

Von Karl Reinthaler.

In tausend Stimmen pflanzt die Sage die Erinnerungen eines Volkes fort; sie ist da am lebendigsten, wo sie als mündliche Ueberlieferung die einzige Quelle der Geschichte ist. So lebten die homerischen Heldengesänge im griechischen Volke vor ihrer Aufzeichnung, ebenso lebte das Volk Israel in der Erinnerung an die große Errettung aus der egyptischen Knechtschaft und die Erhebung zu einem Volke durch Moses.

Die Sage, wie die heilige Schrift sie uns überliefert, erzählt in einzelnen großen Zügen diese Geschichten; es sind fast nur lapidarische Ueberschriften, die das Wesentlichste geben und der Phantasie die Ausfüllung des großen Bildes überlassen. Die vielstimmige Natur der Musik eignet sich dazu vor Allem, auszudrücken, was gleichzeitig das Leben großer Massen bewegte; sie vermag nicht nur das Seelenleben der einzelnen Person, sondern das seelische Leben ganzer Völker zu schildern. Diese große Aufgabe der Tonkunst erkannte zuerst Händel in ihrem ganzen Umfange; nachdem er eine Reihe von Jahren als Meister der Operncomposition die Leidenschaft des Einzelnen zum Gegenstande seiner Thätigkeit gemacht hatte, ergriff er mit der ganzen Gewalt seines eigenthümlichen Geistes die andere und höchste Aufgabe der Tonkunst, die Welt zu schildern, wo sich religiöse und nationale Ideen in ihrer höchsten Reinheit begegnen und gegenseitig durchdringen.

Einer der ersten Stoffe, sicher der größte, den er zu schildern unternahm, war die Errettung Israels aus egyptischer Knechtschaft. Händel ergriff mit dem Instinkt des Genius die richtige und allein mögliche Form: die epische; er schilderte nicht dramatisch, was seinem ganzen Wesen nach über dramatische Darstellung hinausgeht. Er zeichnete als musikalischer Maler den lebendigen Strom der Sage. Es ist die vielstimmige Sage selbst, die leibhaftig in diesem Werk, „Oratorium genannt“, vor den Hörer tritt.

Dies müssen wir vorausschicken, um zu erklären, warum sich in diesem Werke gewaltige Chorbilder aneinanderreihen, warum nur nach dem Ende zu einzelne Persönlichkeiten auf dem mächtigen Hintergrunde sich deutlicher abheben. — Das Werk zerfällt in zwei Theile getreu nach dem Berichte der Bibel: der erste Theil enthält die Sache selbst, der zweite das Loblied Gottes über seine Wunderthat der Errettung, welches zugleich die Errettung schildert, aber mit der Freiheit, mit dem freudigen Gefühl der Sicherheit, mit dem man nach dem Siege vom Sturme der Schlacht erzählt.

---

*) Das Oratorium „Israel in Egypten“ von Händel soll am 9. Decbr. in Bremen durch die Singakademie in der Domkirche aufgeführt werden. Bei dieser Gelegenheit wird die hier folgende Skizze der gewaltigen Tondichtung nicht nur den nächsten Lesern des Sonntagsblattes erwünscht, sondern auch den entfernteren von Werth sein. D. R.

Statt der Ouverture hören wir wenige einleitende Worte; der erste Doppelchor ist die wahre Ouverture; „und die Kinder Israel schrieen zu dem Herrn in ihrer harten Knechtschaft, sie erlagen der Arbeit und weinten laut um Rettung, und ihr Schreien stieg auf zu dem Herrn.“ Diese drei Gedanken geben den Stoff zu den drei Themen, die hier mit einander zu einem gewaltigen Bau aufgethürmt werden, an dem sich zwei Chöre wechselseitig betheiligen, die jeder ein Ganzes bildend sich ihre Leiden und Klagen zuzurufen scheinen und sich bald zu einer Masse verbinden, bald in kleine Gruppen getheilt erscheinen, so daß das Ganze sich hebt und senkt, leidenschaftlich emporstrebt und in dumpfe Klage zurücksinkt. Ueber die Klage der Einzelnen hinaus tönt der mächtige, immer höher schallende Gesang, „daß der Ruf ihrer Klage emporstieg bis zum Throne Gottes.“

Die Sage erzählt weiter, wie Moses auftrat, und wie über die Egypter und ihren König die Plagen kamen. Zuerst ward der Strom, die Quelle des Lebens für Egypten, in Blut verwandelt. Das grausige Erstaunen des Volkes, das zum Nile zu trinken kam und Blut fand, wird lebendig geschildert; es ist eine düstere Dante'sche Zeichnung, die trüben dunklen Wogen hört man rauschen, die durchdringenden Klagen der Weiber und die dumpfen Laute der Verzweiflung der Männer treten charakteristisch gegeneinander. Hierauf berichtet die Sage die Plage der Frösche und Blattern, die folgende der Insecten wird vom Chor selbst wieder geschildert. Während das Orchester in seiner schwirrenden Bewegung das Urbild alles modernen Sommernachtstraum-Elfengeflüsters ist, und das Heer der Insecten die Luft zu verdichten scheint, erhebt der Chor die mächtigen Rufe; „Er sprach das Wort“, und dazwischen vernehmen wir in seinen Stimmen verkörpert die Menge der Plagegeister, die über die Menschen herfallen und mit unbarmherzigen Stichen sie peinigen. Nach dieser Plage kommt das wilde Hagelwetter, das in Strömen herniedergießt. — Hierauf die Finsterniß. Man sollte nicht glauben, daß es der Musik gegeben ist, die Blindheit so wahr zu zeichnen. Alles fühlt man in tiefes Dunkel versunken, und die einzelnen Stimmen des Chors scheinen herumzutasten, eine nach der andern, um sich zu führen und in der Nacht zu halten. Die tiefen Töne der Orgel entfalten hierbei ihren düstern Zauber. Mit schneidendem Schlag fährt das Orchester dazwischen, es ist der Schlag, der das Leben der Erstgebornen trifft, die dunkle Plage weicht, aber das helle Licht fällt auf Tod und Verderben.

Dieser düstern Reihe von Tonbildern gegenüber tritt der ausziehende Chor der Israeliten, in der langen sandigen Wüste, deren Fläche sich endlos, aber in heiterem Morgenstrahl ausbreiten —; wie ein Hirt mit der Heerde, so ziehen sie aus, Hoffnung auf Freiheit und Glück tönt uns nach den tödtlichen Klagen freundlich entgegen. — Wir sehen sie ziehen bis zum Gestade des Meeres.

„Der Herr gebot es der Meerfluth, und sie trocknete aus“, diese Worte bilden die majestätische Einleitung zur Schilderung des großen Naturereignisses, welches den Israeliten zur Rettung ward. Im folgenden Chore hören wir das Volk durch das Bett des Meeres festen Fußes hindurchschreiten, während eine Stimme nach der andern dies freudig verkündet. In einem festen marschartigen Thema zeichnen die andern achtstimmig das Emporschlagen der Wellen zu beiden Seiten, die Stimmen wirbeln immer höher hinauf, indem sie sich auf das kunstvollste verschlingen; wir glauben zu sehen, wie ein Wogenberg hinter dem andern immer höher empor sich thürmt und seinen glänzenden Schaum der Luft zusprützt. Und kaum ist dies helle Tongebilde vollendet, so stellt sich ihm gegenüber sein dunkles Gegenstück; die Fluthen schlagen zusammen und begraben das Heer der Feinde. Eine wilde Begleitungsfuge des Orchesters übernimmt jetzt die Schilderung der tobenden Fluth, und der Chor verkündet in machtvollem Rufe mit der erhabenen Einfachheit des Volksgesanges, aber der ganzen Leidenschaftlichkeit, die durch den Moment geboten wird, „wie Alle die Wellen begruben“, daß auch „nicht Einer“ übrig blieb.

Hierauf erzählt der Chor wieder das Dankgebet des Volkes zum Herrn, wie es die mächtige Hand Gottes erkannte und ihm diente. Und nach dieser sanften Feier erhebt sich der Chor zu dem großen Siegesgesang, der Chor allein. Wie in der Matthäus-Passion der berühmte Einleitungschor das höchste enthält, was an trauervoller Weihe ausgedrückt werden konnte, so achtet die deutsche Kunst diesen Chor als das Größte, was in begeisterter Erhebung zu Gott als Dankhymnus in Tönen gedichtet ward. Nur das „Hallelujah“ kann ihm an die Seite gestellt werden; es ist vielleicht durch Einfachheit größer, dieser Chor übertrifft es durch Reichthum der Bewegung. Es sind zwei Chöre, die sich bald gegenseitig ablösen, bald zusammentreffen, die sich freudig die große That der Errettung zurufen; die wunderbare Hülfe, und „wie Roß und Reiter im Meere versanken“, darüber geht der herrliche einfache Kirchenhymnus, von allen Stimmen abwechselnd aufgenommen: „Ich will singen meinem Gott.“ Es ist dies ein Tongebäude, das kaum Händel allein angehört, es bildet die letzte Spitze aller der Versuche, welche die Tonkunst bis dahin zu einem Lobhymnus auf die Gottheit machte, anknüpfend an das alte Kirchenlied und es herrlich ausschmückend. Diese letzte Höhe hat nur Händel erreicht, und auch er nur hier nach vielen vorangegangenen Schöpfungen, die man wie Studien zu diesem letzten Meisterstück betrachten kann.

Mit diesem Chor schließt die erste Abtheilung. Wie nun die Bibel berichtet, daß die Kinder Israels das Loblied dem Herrn sangen immerdar, so thut nun auch Händel; er entfaltet im zweiten Theil des Oratoriums den Lobgesang zu einer Cantate, in welcher nun auch der einzelnen Solostimme ihr Recht wird. Zuerst treten zwei Israeliten auf in einem Duett, das sich wie ein sanfter Reigen verschlingt, wie eine Guirlande aus Tönen gewebt. — Hierauf ein Lobgesang des Chors; sodann treten zwei Krieger auf, die sich in siegestrunkenem Jubel einander zu überbieten trachten. Dies Duett ist eine der dankbarsten und berühmtesten Compositionen für zwei Baßstimmen, welche ihr ganzes Volumen der Stimme und Schönheit des Gesanges zur Anwendung bringen können; es schließt mit einer so plastischen Wendung, daß man ein ächtes deutsches „akademisches“ Volkslied zu hören glaubt.

Es würde zu weit führen, den Reichthum der folgenden Chöre und Soli weiter zu besprechen; wir heben nur ein liebliches Duett für Tenor und Alt heraus, welches die Barmherzigkeit Gottes preist; eine herrliche Sopranarie, die noch einmal schildert, wie der mächtige Hauch des Windes die Feinde vertilgte; unter den Chören die nochmalige Schilderung vom Aufthürmen der Fluth, und wie die „Feinde versanken im Strome tief tief in den Grund des Meeres“, um noch einen mächtigen Chor zu erwähnen, der die Angst der Heiden charakterisirt, die von diesen Wunderthaten hören; er spricht zugleich die Hoffnung aus, daß Israel sie alle überwinden werde; aber er spricht sie nicht nur aus, sondern in einem reichen Tongebilde sehen wir das siegreiche Volk immer weiter durch die Feinde vordringen, jedes Hinderniß zu Boden werfend, „sie liegen erstarrt auf der Erde“, und über ihre Leichen geht es vorwärts bis ins gelobte Land. Noch eine köstliche Altarie von der sanften Schönheit des gelobten Landes, der Ruhe des Friedens, und das Werk naht seinem Ende. Dreimalige mächtige Chorrufe, daß der Herr König sei, und nun tritt die Schwester Mosis, die Prophetin, hervor und erhebt jenen unsterblichen Siegesgesang, wenige Worte, aber jeder Ton eine Perle. Clara Novello sagte, sie möchte nur gelebt haben, um diese Worte zu singen; sie seien ihre höchste Erinnerung, ihr höchster Stolz. Es ist in der That erhaben über jede Beschreibung. Und nun erhebt noch einmal der Chor seine mächtigen Schwingen. — Dies eine flüchtige Skizze des Werkes, die der Verfasser dieser Zeilen, mehr Musiker als Schriftsteller, entwarf, um anzuregen und die Stimmung des Hörers vorzubereiten.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Sociale Bilder aus England. Von Julius Althaus. — Uranus, die mythologischen Dichtungen der alten Griechen und Römer. Von J. Priedemann. — Franziska von Hohenheim. Eine morganatische Ehe. Zeitbild in 2 Bänden. Von Amely Bölte. — Die Loreley. Lyrisches Epos. Von A. Jeep. — Die Adoptivtochter. Schauspiel in 5 Akten. Von Julius Bamme. — Bar Kochba. Trauerspiel in 5 Akten. Von Paul Möbius. — Die deutschen Kaiser in Geschichte und Sage. Von Theodor Colshorn

* Literarische Notizen. Kürzlich sind zwei Versuche gemacht worden, Shakspere'sche Dramen der Bühne, welcher sie völlig entfremdet waren, wieder zuzuführen. Adolf Beck in München hat „Troilus und Cressida“ neu bearbeitet und „die Griechen vor Troja“ genannt, Feodor Wehl den „Timon von Athen“ für das Theater umgestaltet. Wir finden diese letzte Arbeit in der von Wehl redigirten „deutschen Schaubühne“, einer Monatschrift, die wir bei dieser Gelegenheit wiederholt empfehlen. Der Herausgeber ist mit großem Fleiß und mit Umsicht bemüht, eine gehaltvolle und inhaltreiche Zeitschrift, die der deutschen Bühne würdig ist, herzustellen. Jedes Heft enthält ein Drama, Abhandlungen und eine viele Mühe erfordernde Uebersicht der Bühnenleistungen je eines Monats. Wir finden dramatische Arbeiten von Benedix, Gottschall, Wehl, Roeber u. And. Der Preis der Monatsschrift ist dem Inhalt gegenüber sehr billig zu nennen. — In dem Nachlasse Ludwig Uhlands hat sich eine Anzahl von Gedichten vorgefunden, die dem poetischen Freunde des Verstorbenen, Karl Mayer, anvertraut sind. — Ein zweibändiges biographisches und kritisches Werk über den großen Philologen Friedrich August Wolf, verfaßt von J. F. J. Arnoldt in Gumbinnen, erregt die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt. — Die neueste Folge des literarischen Wegweisers von Karl Klüpfel ist herausgekommen; das Heft enthält außer einem einleitenden Vorworte des Verfassers eine Zusammenstellung der bedeutendsten Schriften aller Fächer, welche in den Jahren 1861 und 1862 erschienen sind. — Die kürzlich von uns erwähnten drei epischen Dichtungen Friedrich Bodenstedts sind soeben aus dem Deckerschen Verlag in Berlin hervorgegangen. — Professor Albert Hoefer in Greifswald hat ein Schriftchen erscheinen lassen, welches betitelt ist: Ernst Moritz Arndt und die Universität Greifswald zu Anfang unseres Jahrhunderts. — Franz Löher in München hat historische und biographische Erläuterungen zu Kaulbachs Zeitalter der Reformation drucken lassen. — Eine fünfte Auflage der „Naturstudien“ von Hermann Masius verläßt soeben die Presse. — Die poetische Erzählung „Rafael“ von Paul Heyse, die im Münchener Dichterbuch steht, ist in besonderem Abdruck zu haben, ebenso „Hugdietrichs Brautfahrt“ von Wilh. Hertz.

* Musikalische Notizen. Das Vorspiel zu Richard Wagner's Oper „die Meistersinger von Nürnberg“, von dem wir neulich berichteten, ist nun auch in einem Gewandhausconcert in Leipzig zur Aufführung gekommen. Die „Signale“ bleiben bei ihrem verwerfenden Urtheil und meinen, das Stück habe sie grade so unangenehm berührt wie drei Wochen früher, ja an einzelnen Stellen vielleicht noch unangenehmer. Bedeutenden Eindruck machte dagegen die neulich in Berlin aufgeführte Suite für Orchester von Franz Lachner in München jetzt auch im Gewandhause. Die Bremer Concertinstitute werden gewiß beide Werke in diesem Winter zu Gehör bringen — Eine neue Oper von August Langert, die „Jungfrau von Orleans“, ist in Leipzig auf die Bühne gekommen und hat Erfolg gehabt, wird indeß von der Kritik ziemlich hart angelassen. Es ist ein Erstlingswerk des Componisten, nach einem recht schlechten, zusammenhangs- und sinnlosen Texte von G. F. Reiß mit großem, aber etwas schwerfälligem Fleiße gearbeitet. Er klebt zu sehr an Einzelheiten, deren keine verloren gehen soll, die vielmehr alle pomphaft und eindringlich einherschreiten und so eine der anderen schaden. Was den Stil des Ganzen betrifft, so haben dem Componisten besonders Meyerbeer und Wagner vorgeschwebt — Die Aufführung des Oratoriums „Jephta und seine Tochter“ von Reinthaler durch die Singakademie in Berlin ist auf den 13. December angesetzt. Die im vorigen Jahre in Bremen gehörte erste Symphonie Reinthalers erscheint demnächst bei Breitkopf und Härtel in Leipzig. — Das Oratorium „die Rückkehr des Tobias“ von Josef Haydn, welches lange verschollen war, jüngst von Franz Lachner in München aufgefunden und dort, in Berlin und Wien aufgeführt wurde, ist nun auch in Frankfurt öffentlich gesungen worden, hat aber dort wie an den anderen Orten wenig Eindruck gemacht. Der Text ist sehr schlecht, breit und interesselos, die Musik im Ganzen genommen ermüdend einförmig, ganz nach altem Schnitt; sie besteht fast nur aus Arien, die zum großen Theil im alten zopfigen Opernstile geschrieben sind. Chöre sind wenige darin, diese allerdings bedeutend besser als die Arien, aber sie verschwinden unter der Masse von Recitativen und Einzelgesängen, reichen auch lange nicht an die Schönheit und Pracht der Chöre in der Schöpfung und den Jahreszeiten. Die „Rückkehr des Tobias“ ist auch freilich fast dreißig Jahre vor diesen Meisterwerken componirt.

* Bremen, 3. December. Vom gestrigen dritten Privatconcert ist noch zu berichten. Man könnte auf dasselbe anwenden, was einmal Jemand von einem Buche gesagt hat: Es enthielt viel Gutes und Neues, aber das Gute war nicht neu, und das Neue war nicht gut. Zu dem Guten sind die Orchesterleistungen zu rechnen, Schumanns erste Symphonie in B dur, Cherubini's Ouverture zur Medea und die Beethovens zur Leonore (Nr. 3, C dur). Die beste dieser Leistungen war die letzte, deren Feuer und Schwung gewaltigen Eindruck machte; mit den übrigen Werken war das Orchester weniger glücklich. Es ging überhaupt an diesem Abend ein kühler Hauch durch den Saal; die größeste Tugend des Concertes war vielleicht seine Kürze. — Fräulein Günther aus Breslau sang die erste Arie des Sextus aus dem „Titus“ und die zweite der Donna Anna aus dem „Don Juan“, ferner Lieder von Schubert und Schumann, zeigte also, daß sie nach dem Besten strebt. Was sie erreichte, blieb freilich weit hinter der Bedeutung der Compositionen zurück. Die Mittellage ihrer Stimme ist der schwächste Theil derselben, und der Vortrag zeugt zwar von Verständniß, ist aber ohne die Poesie und Wärme, welche grade diese Arien und Lieder verlangen. — Herr Terschak aus Wien, einer der wenigen Flötenvirtuosen unserer Zeit, welche die Flöte als Soloinstrument nicht mehr liebt, blies ein Concertstück und eine Phantasie, die von ihm selbst herrühren. Er besitzt eine bedeutende technische Fertigkeit, aber wenig Geschmack; seine Compositionen sind von sehr bedenklicher Natur und tragen jenen vormärzlichen Virtuosencharakter, der nun wirklich „überwundener Standpunkt“ ist. — Die Akademie hat mit dem Studium des „Israel in Egypten“ von Händel, der am 9. unter Reinthalers Leitung zur Aufführung kommen soll, ein Werk unternommen, an welches sich der verstorbene Riem bei den damaligen Zuständen des Institutes nicht wagen durfte. Der jetzige Versuch wird gewiß gelingen, wie der mit der Mathäuspassion von Bach unternommene gelang. Händels Israel ist wohl das gewaltigste der Oratorien dieses Meisters; es hat überdies vor den übrigen den Vorzug der größeren künstlerischen Abrundung und Kürze.

Die zweite Vorlesung des Herrn Dr. Buchenau am 21. November war der Londoner Industrieausstellung gewidmet. Der Vortragende schickte einige allgemeine Bemerkungen über London voraus, wobei er namentlich das Londoner Straßenleben skizzirte. Zur Ausstellung selbst übergehend, gab er zunächst die Raumverhältnisse und Formen des ungeheueren Gebäudes an, schilderte sodann das Leben und Treiben in der Ausstellung und ging darauf zu einer Charakterisirung der hervorragenden europäischen Ausstellungs-Abtheilungen über. Es wurde namentlich die großartige und bedeutende, doch auch an Humbug reiche englische, die glänzende und ausgezeichnet organisirte französische, endlich die bescheiden auftretende, aber eine Fülle nützlicher und billiger Erzeugnisse bietende deutsche Ausstellung besprochen und schließlich mit Recht, wie schon öfter geschehen, hervorgehoben, daß Bremen mindestens mit einer vollständigen Sammlung von Tabacken und Cigarren hätte auftreten müssen, wenn es nicht Proben seiner sämmtlichen Ein- und Ausfuhr-Rohstoffe, gleich andern großen europäischen Emporien, ausstellen wollte. — Der Abend des 28. Novembers war einer Betrachtung über den Winterschlaf der Pflanzen gewidmet. Zunächst wurde das allmälige Absterben der Pflanzen im Spätherbst und bei Wintersanfang geschildert. Der Hauptgrund dieses Absterbens ist das Sinken der Bodentemperatur, wodurch die Wurzeln in der ferneren Ausübung ihrer Funktionen gehemmt werden. Daher treiben saftreiche, nicht so auf den Boden angewiesene Blumen, wie die Georgine, noch längere Zeit. Einige Pflanzen überwintern nur durch den Samen, wie z. B. die Winde, Reseda, Flachs. Besser als die einjährigen vermögen die zweijährigen Pflanzen zu überwintern. Bei den vieljährigen Pflanzen geschieht die Erhaltung auf mancherlei Art: durch Bewahrung des Harzes der Pflanze, indem es immer grundständig bleibt (z. B. bei der Leberblume, dem wohlriechenden Veilchen), oder durch Erhaltung einer Knospe (Himmelschlüssel) oder durch eigne schon im Sommer hervorkeimende Triebe, welche als Nahrungsspeicher der Pflanze für das nächste Jahr dienen. Der Redner zeigte diese letztere Art und Weise der Ueberwinterung an einer Anzahl von Knollen- und Zwiebelgewächsen, theils durch Zeichnung, theils durch Aufweisung der betreffenden Exemplare selbst. Uebergehend zu den Holzgewächsen, verbreitete sich der Redner über die Ursachen des Abfallens der Blätter von den Bäumen. Frost und Wind wirken allerdings bei diesem Processe mit, allein eine Hauptursache ist die bei einem Temperaturwechsel eintretende Ausdehnung des Zellgewebes. Da ein Gleiches bei der Oberhaut und den Gefäßen nicht eintritt, wird das Blatt gelockert und kann nun äußern Einflüssen gegenüber nicht festhalten. Ihren Nährstoff lagert die Pflanze schon zeitig für das nächste Jahr im Holze ab, Stärke. Ein kleines chemisches Experiment, die Verbindung des Holzes mit Jod, welches die Stärke blau färbt, bewies das Vorhandensein von Stärke in einem Syringenzweig.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 50. Bremen, 14. December. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Beppo,

eine venezianische Geschichte.

Nach Lord Byron.

Von Otto Gildemeister.

Rosalinde: Gehabt Euch wohl, Herr Reisender. Gebt Acht daß Ihr lispelt und fremdartige Kleider tragt, und verlästert die Vorzüge Eures Vaterlandes, überwerft Euch mit Eurem Planeten und ja, scheltet den lieben Gott daß er Euch mit einem solchen Gesichte geschaffen hat; sonst werd' ich kaum glauben können daß Ihr je in einer Gondel gefahren seid.
Wie es Euch gefällt. Act. IV. Sc. 1.

Anmerkung der Erklärer: Das heißt, in Venedig gewesen seid, welche Stadt von den vornehmen jungen Engländern jener Zeit viel besucht ward und damals war, was Paris jetzt ist, der Sitz aller möglichen Ausschweifungen.

1.

Bekannt ist oder sollt' es billig sein
Daß ein'ge Wochen vor Beginn der Fasten
In den kathol'schen Ländern allgemein
Die Leute gründlich von der Arbeit rasten;
Sie kaufen Stoff für spätres Büßen ein,
Die niedren Stände wie die höchsten Kasten,
Mit Fiedeln, Schmausen, Tanzen, Masken, Singen
Und sonst erreichbaren und guten Dingen.

2.

Sobald die Nacht den Himmel hüllt in Schatten,
(Je dunkler desto besser), naht die Zeit,
Die für Verliebte schöner als für Gatten,
Und ihre Fesseln sprengt die Sprödigkeit;
Die Lust hüpft auf den Zehen ohn' Ermatten,
Mit jedem kichernd, welcher um sie freit;
Da schallen Lieder, Triller und Gequiek,
Guitarr'n und alle Sorten von Musik.

3.

Und Trachten giebt es, prächtig und phantastisch,
Aus jeder Zeit und Gegend, Türken, Juden,
Hanswurst und Harlequin, flink und gymnastisch,
Und Griechen, Römer, Hindus, Botokuden.
Ist eure Tracht nur nicht ecclesiastisch,
So wählt euch was ihr wollt aus Trödlerbuden;
Doch hütet euch die Geistlichkeit zu kränken,
Das geb' ich euch, Freidenker, zu bedenken.

4.

Viel besser trügt ihr Dornen, als daß euer
Costüm, mit einem Nadelstich nur, Hohn
Den Priestern beut; schwürt ihr auch hoch und theuer,
Es sei nur Spaß, man würd' euch bald zum Lohn
Auf Kohlen braten; denn man schürt das Feuer
Des Phlegeton mit jeder Mutter Sohn;
Und wohl ihr dann euch in den Höllenqualen
Durch Messen kühlen, müßt ihr doppelt zahlen.

5.

Doch hievon abgesehn, nimm dir die Maße
Zu Rock und Mantel, wie es dir gefällt,
Was Judengaß' und Tandelmarkt zum Spaße
Und Ernst an Flitter zur Verfügung stellt;
Und selbst Italien hat manch solche Straße,
Nur daß man dort auf hübschre Namen hält;
Denn nie in einer großbritann'schen Stadt sah
Ich, außer Coventgarden, eine „Piazza.“

6.

Dies Fest wird Carneval genannt, — das heißt
Verdolmetscht ungefähr: „Fleischspeis' ade!“
Denn wisset, in der Zeit der Fasten speist
Man weiter nichts als Fisch aus Fluß und See;
Weshalb man aber vor den Fasten meist
Sich so ergötzt, ist mehr als ich versteh';
Vielleicht ist's, wie man Abschiedsgläser leert
Mit guten Freunden, eh' die Post abfährt.

7.

So nimmt man Abschied dort von gutem Tisch,
Von Braten und gewürzten Fricasséen,
Und lebt sechs Wochen von recht schlechtem Fisch,
Weil Saucen nicht in ihrem Kochbuch stehn;
Das giebt denn manch verdrießlich „Puh“ und „Pisch“
Und Flüche, (die nicht in mein Versmaß gehn),
Von Reisenden, die seit dem Mutterschoße
Nie Lachs gegessen als mit Kapernsauce.

8.

Und darum unmaßgeblich rat' ich doch:
Wer trocknen Fisch verfolgt mit seinem Hasse,
Der send', eh' er verreist, Frau oder Koch
Zuvor zum Markt und kaufe dort en masse
(Und dem der fort ist, rat' ich daß er noch
Auf möglichst frischem Weg nachkommen lasse)
Senf, Chile-Essig, Soya, Meeresrettig,
Sonst bringt das Fasten ihn zu Tode, wett' ich.

9.

Vorausgesetzt, er wär' ein röm'scher Christ
Und wollt' in Rom thun, was die Römer thun,
Gemäß dem Sprüchwort; — denn kein Fremder ist
Gezwungen mitzufasten. Wenn du nun
Krank, Ketzer oder Frauenzimmer bist,
Und lebst in Sünden lieber von Ragout'n,
So iß und sei verdammt! — ich will nicht fluchen,
Doch dieses ist die Strafe die sie buchen.

10.

Von allen Plätzen wo's im Carneval
In alten Tagen ging am lautsten her,
Mit Spiel und Tanz und Serenad' und Ball
Und Mummerein, Mysterien, und mehr
Als jetzt ich melden kann und überall, —
Genoß Venedig einst die größte Ehr':
Die meergeborne Stadt war damals ganz
(Zur Zeit von der ich red'), in ihrem Glanz.

11.

Noch sind sie hübsch, die Venezianerinnen,
Schwarzäugig, süßer Ausdruck, feine Brauen,
Wie's alte Meister nach den Charitinnen
Gemalt, (die Neueren sind oft zum Grauen);
Sie sind wie Tizian'sche Huldgöttinnen,
(Die best' ist in Florenz, — eilt sie schauen!)
Wenn sie sich überlehnen vom Balkone,
Oder wie ein Gemälde von Giorgione, —

12.

Deß Pinsel Schönheit und Natur vereint;
Und wenn ihr zum Palast Manfrini geht,
So ist das Bild, (wie schön der Rest auch scheint),
Das liebste mir, von allen die ihr seht:
Vielleicht daß ihr davon ein Gleiches meint,
Und darum hab' ich so den Vers gedreht;
Das Bild ist er mit seinem Sohn und Weibe,
Doch welch ein Weib! — die Lieb' in ird'schem Leibe!

13.

Die Liebe lebensgroß und lebenswahr,
Kein Ideal, (das ist nur Dunst und Rauch),
Rein ganz Natur! man schwört darauf: so war
Das süße Urbild, als es lebte, auch.
Man möcht' es kaufen, betteln, stehlen gar,
Doch das ist schwierig und ein schlechter Brauch.
Das Bild erinnert dich, — und peinlich fast, —
An ein Gesicht das du gesehen hast.

14.

So eins von den Gesichtern die im Leben
(So lang wir noch auf jegliches Gesicht
Mit jugendlichem Eifer Achtung geben),
Voll Anmut, Schönheit, Jugend, hold und licht
In flücht'gem Glanz an uns vorüberschweben,
Die namenlosen Feen, davon wir nicht
Die Heimat wissen noch die künft'gen Pfade, —
Sie gleichen der verlorenen Plejade.

15.

Die Weiber, sag' ich, prangten wie Giorgione
In seinen Bildern, und so prangen sie;
Besonders wenn man steht auf dem Balcone,
(Entfernung giebt der Schönheit Harmonie),
Und sie dann (wie die Damen bei Goldoni)
Durch Gitter blinzeln oder Jalousie;
Und (ganz aufrichtig) hübsch sind sie fast immer,
Und lieben es zu zeigen, — desto schlimmer!

16.

Blick lockt ein Aeugeln, Aeugeln Seufzer an,
Der Seufzer Wunsch, Wunsch Wort, und Wort Billette, —
Die trägt ein hurtiger Mercur alsdann,
Der nicht Mercur wär', wenn er Arbeit hätte;
Und dann weiß Gott was draus entstehen kann,
Wenn Lieb' ein Pärchen knüpft an eine Kette,
Als: schnöde Rendezvous, gehörnte Tröpfe,
Gebrochne Schwüre und desgleichen Köpfe.

17.

Shakspeare beschreibt die Fraun in Desdemona
Als äußerst schön, jedoch von Ruf gebrechlich,
Und heut noch, von Venedig bis Verona,
Steht's wohl in diesem Puncte ziemlich schwächlich;
Nur geht es heute einem Ehmann so nah
Wohl nie, daß er aus Argwohn ganz gemächlich
Sein Weib erwürgen würd' in ihrem Bette,
Weil sie 'nen Cavalier' servente hätte.

18.

Und wandelt Eifersucht sie in der That an,
So ist sie feinren Teints und größrer Kühle
Als einst Othello's kienrußfarb'ger Satan,
Der Fraun erwürgt mit einem Federpfühle.
Die lust'gen Burschen nehmen guten Rat an;
Man macht sich nicht den Kopf um Frauen schwüle;
Ist man es satt mit seinem Weib zu wandern,
Nimmt man ein andres oder eines Andern.

19.

Sahst du je eine Gondel? — Laß sie dir
Beschreiben. Eine Gondel ist ein schmales
Bedecktes langes Boot, alltäglich hier,
Ein leichtgebautes, aber capitales;
Zwei Rudrer drin, — man nennt sie Gondelier;
Schwarz gleitet sie durchs Wasser des Canales,
Just wie ein Sarg in einer kleinen Jacht,
Und niemand merkt was ihr drin sprecht und macht.

20.

Und so, durch die Canäle, Tag und Nacht,
Und unter des Rialto Ufermauer
Schießen sie hurtig oder gleiten sacht,
Und liegen vor Theatern auf der Lauer,
Ein schwarzer Schwarm, in ihrer Trauertracht,
Sie selber aber wissen nichts von Trauer;
Denn manchmal tragen sie gar lust'ge Gäste,
Wie Trauerkutschen nach dem Leichenfeste.

21.

Doch zur Geschichte jetzt. — Vor ein'gen Jahren, —
Vor dreißig, vierzig, minder oder mehr;
Der Carneval und Maskeraden waren
Auf ihrem Höhepunkt und glänzend sehr, —
Ist eine Dame auch zu Ball gefahren, —
Ich weiß nicht wie sie hieß, und will daher
Sie Laura nennen, wenn es euch beliebt,
Weil sich das Wort bequem ins Versmaß schiebt.

22.

Sie war nicht jung noch alt, noch auch von denen
Die stets in den „gewissen Jahren" bleiben,
Welche sich meist ins Ungewisse dehnen;
Mir glückt' es niemals Jemand aufzutreiben
Durch Bitten, durch Bestechung oder Thränen,
Der sagen wollte oder niederschreiben
Was für ein Alter jenes Wort bedeute,
Und das ist doch recht albern, liebe Leute.

23.

Laura war blühend noch, fand mit der Zeit
Sich trefflich ab, wofür die Zeit durchaus
Sich dankbar zeigt' und voller Glimpflichkeit,
Und in Toilette sah sie reizend aus.
Nieblichen Fraun thut niemand was zu Leid,
Und Laura zog die Stirne selten kraus;
Sie schien ganz Lächeln, und ihr Blick, der dunkle,
Als ob er Dank für seine Siege funkle.

24.

Sie war vermählt; — was immer praktisch ist,
Weil in der Christenheit man die Vergehen
Vermählter Fraun mit mildrem Maße mißt,
Wogegen Damen welche einzeln stehen,
(Falls nicht noch zeitig in der Zwischenfrist
Die Hochzeitskränze den Skandal verwehen),
In solchem Fall zu Grunde gehen müßten,
Es sei denn daß sie zu vertuschen wüßten.

25.

Ihr Mann befuhr der Adria Gewässer
Und hin und wieder auch wohl andre Seen,
Und wenn er heimkam, stieg sein Weib, — indeß er
Die Quarantäne hatte zu bestehn,
Sie stieg in die Mansard', um desto besser
Von dort herab sein theures Schiff zu sehn.
Er war ein Kaufmann, machte nach Aleppo
Und hieß Giuseppe, oder kürzer Beppo.

26.
So dunkel wie ein Spanier war ihr Ehmann,
Gebräunt von Reisen, aber sonst annehmlich,
Obwohl so braun, als hätt' er 'n Fell von Lehm an.
Er war ein rüst'ger Mann, durchaus nicht dämlich;
Nie auf den Raen stand ein beßrer Seemann,
Und sie, obwohl von Wesen gar nicht grämlich,
Galt für ein Weib von äußerst reinen Sitten
Und ihre Tugend fast für unbestritten.

27.
Seit ein'gen Jahren war er fort, der Mann,
Und Ein'ge meinten, er sei umgekommen,
Und ein'ge Andere versetzten dann,
Er habe zu viel Schulden mitgenommen.
Noch Andre boten jede Wette an,
Er werde wieder oder nimmer kommen;
Der Mensch, bevor er klug wird durch Verlieren,
Liebt meist für seine Ansicht zu pariren.

28.
Man sagt, ihr letzter Abschied war pathetisch,
(Beim Abschied sollt' es sich von selbst verstehn),
Und Beider Vorgefühl war ganz prophetisch,
Sie würden sich hienieden nimmer sehn,
(Es ist ein krankhaft Ahnen, halb poetisch,
Das ich bemerkt bei Dreien oder Zween),
Als er, vor ihr hinknieend auf dem Lido
Sich losriß von der Adriat'schen Dido.

29.
Und Laura harrte lang und weint' auch wohl
Und dachte dran ein schwarzes Kleid zu tragen;
Hinschwand ihr Appetit für Fleisch und Kohl;
Allein zu schlafen wollt' ihr nicht behagen,
Und klapperte der Sturm am Fenster hohl,
Gleich dachte sie an Dieb' und Schauersagen:
Da schien ihr denn die allerbeste Stütze
Ein Vicemann, der sie (zunächst) beschütze.

30.
So wählte sie — (ein Weib wird Alles wählen,
Wenn man sich ihrer Wahl nur widersetzt),
Bis Beppo heimkehrt und nach langem Quälen
Ihr treues Herz mit süßem Troste letzt, —
Sie wählte was gar manche Frauen schmählen,
Doch lieben, — einen Dandy sich zuletzt:
Er war ein Graf, reich, vornehm, und es hieß
Daß für Vergnügen er viel aufgehn ließ.

31.
Und er war Graf, ein Tänzer von Talent,
Und sprach Toscanisch mit vollkommner Reinheit.
Das ist nicht leicht; etrurischer Accent
Herrscht in Italien nicht als Allgemeinheit.
Auch in der Oper war er Recensent,
Kothurn und Soccus kannt' er bis zur Feinheit,
Und keine Arie, keine Melodie
Fand Gnade, wenn er „Seccatura!" schrie.

32.
Sein „Bravo!" war entscheidend: — wenn es schnarrte,
Saß die Kritik in stummer Ehrfurcht da;
Der Geiger dessen Bogen irrend knarrte,
Erbebte, wenn er um die Achsel sah;
Der Primadonna klangvoll Herz erstarrte
Vor der Vernichtung seines dumpfen „Bah!"
Sopran und Baß und selbst der Contra-Alto
Wünscht' ihn fünf Klafter unter den Rialto.

33.
Er konnte Stanzen aus dem Stegreif dichten
Und protegirte Improvisatoren;
Er reimte, sang, erzählte Jagdgeschichten,
Verkaufte Bilder, war zum Tanz geboren,
Wie Italiäner stets, obwohl mit nichten
Frankreich im Tanz die Palme hat verloren;
Kurz, er war Cavalier, und so erschien er
Als Held sogar vor seinem Kammerdiener.

34.
Er war verliebter Art, doch treu nicht minder,
Und alle Sorten Fraun ihm reizend galten.
Sie keifen manchmal gern, die hübschen Kinder,
Doch er blieb immer sanft, so sehr sie schalten.
Er war ein rechter Herzensüberwinder,
Wachs im Empfangen, Marmor im Behalten,
Liebhaber von der guten alten Art,
Die stets je kühler desto treuer ward.

35.
Kein Wunder daß ein Mann von diesem Schlage
Die Tugend selbst der bravsten Frau bedroht;
Die Heimkehr Beppo's war fast außer Frage,
Gesetzlich war er schon so gut wie todt;
Sie wartete schon so viel Jahr' und Tage;
Er schrieb nicht, grüßte nicht, schien nicht in Not;
Und wenn ein Mann nicht schreibt, er lebe noch,
So starb er, oder er verdient' es doch.

36.
Zudem erlaubt man von den Alpen südlich
(Obwohl es wirklich sündlich ist und schmählich),
Zwei Männer jeder Frau, und zwar ganz gütlich;
Gott weiß wer es erfand, doch nicht verhehl' ich,
Man findet dort die Sache sehr gemütlich,
Und „Cavalier' Serventi" giebt's unzählig;
Man kann (auf's Beste) sagen daß die Welschen,
Die erste Eh' durch eine zweite fälschen.

37.
Vor Zeiten war der Titel „Cicisbeo",
Doch das ist jetzt gemein und gilt für schändlich;
Die Spanier nennen das Geschöpf „Cortejo",
Denn auch in Spanien ist es sittlich ländlich.
Die Sitte geht vom Po bis an den Tejo
Und geht vielleicht auch über See noch endlich, —
Gott schirm' Alt-England nur vor solchen Plagen,
Sie wären ja der Tod der Scheidungsklagen.

38.
Inzwischen hat es doch auch mir geschienen,
(Obwohl ich nie den Jungfernstand geschmäht),
Daß die vermählten Fraun Vorzug verdienen,
So in Gesellschaft wie im Tête-à-tête;
Und diesen Vorrang vindicir' ich ihnen
Ohn' Unterschied der Nationalität.
Sie kennen Welt, sie fühlen sich bequemer
Und sind natürlich, folglich angenehmer.

39.
Ein knospend Fräulein ist bezaubernd, ja,
Doch scheu und steif und ewig ohne Ruhe,
So schüchtern, sie verschüchtern uns beinah,
Ganz Kichern und Erröten und Gethue,
Und dann ein ew'ges Schielen nach Mama,
Ob sie, ob du, ob er auch Unrecht thue;
Noch lallt die Kinderstub' in ihrem Flöten,
Und dann, sie riechen so nach Butterbröten.

40.
Nun, Cavalier Servente ist der Name
Für jenen Supernumerarius,
Der immer in der Nähe seiner Dame,
Als wär' er ein Stück Putz, sich halten muß.
Und daß nur ja sein Eifer nicht erlahme!
Ihr Wunsch ist ihm ein bindender Beschluß;
Er holt für sie Bediente, Gondel, Wagen
Und trägt ihr Handschuh', Fächer, Shawl und Kragen.

41.
Ich muß gestehn, Italien ist mit seinen
Unsitten mir ein angenehmes Land;
Ich sehe gern die Sonne täglich scheinen
Und Reben, nicht genagelt an die Wand,
Nein, als Gewinde rankend in den Hainen,
Wie in der Oper malerisch ausgespannt,
Wenn nach dem ersten Act sie euch ermüden
Mit Tanz und Scenerie aus Frankreichs Süden.

42.

Ich reite gern im Herbst an Nachmittagen,
Ohne daß ich dem Groom zu sagen brauche,
Er solle meinen regendichten Kragen
Mitnehmen, festgeschnallt vor seinem Bauche.
Und wird mir dann mein Weg versperrt von Wagen,
Wenn ich in grüne Lauballeen mich tauche,
So schwanken sie von Trauben; — man kann wetten
Daß sie in England Mist geladen hätten.

43.

Ich esse Mittags gern die Feigenfresser;
Ich sehe gern die Sonn' aufgehn am Morgen,
Nicht blinzelnd durch das Grau des Nebels, bläffer
Als Säufer in des Katzenjammers Sorgen;
Nein strahlend über Fluren und Gewässer,
Herrin des Himmels, — nicht braucht sie zu borgen
Das Pfennigkerzenlicht, das niederschaut,
Wo Londons ruff'ger Kessel qualmt und braut.

44.

Und ihre Sprache, sollt' ich die nicht lieben?
Der Römerzunge sanftes Bastardkind?
Mit Lauten wie auf Atlas hingeschrieben, —
Sie schmilzt, wie auf der Lipp' ein Kuß zerrinnt;
Sie fließt, wie von des Südens Hauch getrieben;
Kein Ton ist grob, wie unsre Worte sind,
Das rauhe nord'sche, gutturale Strudeln,
Das wir nur zischen, spucken oder sprudeln.

45.

Auch lieb' ich (wenn's gleich Wahnsinn ist) die Frauen,
Vom tiefen glüh'nden Braun der Bauernwangen
Und großen schwarzen Augen, welche schauen,
Als nähmen sie euch gleich im Sturm gefangen,
Bis zu der edlen Dame ernsten Brauen, —
Wie wild und flüssig ihre Blicke prangen!
Herz auf der Lipp', im Auge Liebeswonne,
Weich wie ihr Himmel, hell wie ihre Sonne!

46.

Eva in diesem Erdenparadies,
Schönheit Italiens, die mit ihrer Macht
Einst Rafael den Weg zum Himmel wies,
Den seine Kunst der Nachwelt hat vermacht,
Und dann in ihrem Schooß ihn sterben ließ, —
Selbst deine eigne Leier kann die Pracht
Nicht schildern, die dir war und ist beschieden,
So lang Canova's Hand noch schafft hienieden! *)

47.

„England, ich liebe dich trotz deiner Schwächen!"
So rief ich in Calais, und man vergißt es nicht:
Ich lieb' es frei zu denken und zu sprechen;
Ich liebe die Regierung, (doch das ist es nicht);
Ich liebe Freiheit ohne Preßverbrechen;
Lieb' auch das Habeas corpus, (wer vermißt es nicht?)
Und lieb' es, wenn das Parlament im Gang ist,
Vorzüglich wenn die Sitzung nicht zu lang ist.

48.

Ich liebe Steuern, wenn sie nicht zu schwer,
Und Kohlen, wenn der Preis nicht zu gefährlich;
Ich lieb' ein Beefsteak wie nur irgendwer,
Und einen Krug voll Bier veracht' ich schwerlich;
Ich liebe selbst das Wetter, wenn's nicht sehr
Naß ist, (das heißt, acht Wochen lieb' ich jährlich);
Und somit, König, Kirch' und Staat soll leben!
Das heißt, so wie es sein mag, lieb' ich's eben.

*) Wenn unser Autor hier so speciell
Von Frauen redet, spricht er als Tourist,
Als Philosoph, und nicht officiell,
In einer Weise, die bescheiden ist;
Vielleicht seid ihr zu tadeln minder schnell,
Wenn ihr bedenkt, daß, wer die Fraun vergißt
In seinen Strophen, nur was Halbes thut,
Halb wie ein bänderloser Damenhut.

Anmerkung des Setzers

49.

Ein stehend Heer und Flotten die verkamen,
Sammt Armensteuern, kleinen Volksexcessen,
Die wir verüben in der Freiheit Namen,
Staatsschulden, meine Schulden, nebst Processen,
Das düstre Klima und die kühlen Damen,
All dies kann ich vergeben und vergessen;
Auch unsren Kriegsruhm würd' ich feiern können,
Obwohl wir ungern ihn den Tories gönnen.

50.

Jedoch zurück zu Laura; — denn ich finde,
Daß es ein recht ermüdendes System ist,
So abzuschweifen, wie ich selbst empfinde,
Und das mithin dem Leser kaum genehm ist;
Auch ein geneigter Leser brummt gelinde
Und fragt nicht viel danach was mir bequem ist;
Er will daß man klar was man meine sage, —
Für einen Barden oft die schlimmste Lage!

51.

O hätt' ich doch die Gabe leicht zu schreiben
Für leichtes Lesen! — die Art von Gedichten,
Die reizenden, die nie erfolglos bleiben,
Hätt' ich die Muse doch sie herzurichten!
Wie wollt' ich aller Welt die Zeit vertreiben
Mit griech'schen, syr'schen, türkischen Geschichten,
Um euch, vermischt mit christlichem Empfindeln
Das schönste Orientalisch anzuschwindeln.

52.

Ich aber kann auf solchem Feld nicht schimmern,
(Ein alter Dandy, der die große Tour macht);
Ich such' im Lexicon, mein Lied zu zimmern,
Den ersten besten Reim den die Natur macht,
Und find' ich keinen, nehm' ich einen schlimmern.
Ich bin kein Mann der der Kritik die Cour macht.
Oft denk' ich, Prosa wäre viel gescheiter;
Doch Verse sind jetzt Mode, — drum nur weiter!

(Schluß folgt.)

* Aus der Schweiz und Norditalien.

Von A. Reinhold.

VI.

Die Fahrt nach Venedig bietet wenig Interessantes, wenn man sie, wie ich dieses Mal, ohne auszusteigen abmacht. In der fruchtbaren lombardischen Ebene reihen sich in endlosem Wechsel Reis- und Maisfelder, die, mit Maulbeerbäumen besetzt und von Weinreben überrankt, im Herbste, bei abgestorbenem Laube einen traurigen Anblick gewähren. Um den Staub von den Feldern abzuhalten, sind an den Straßen hohe Hecken von Akazien gezogen, welche die Einförmigkeit noch vermehren. Der Uebertritt auf österreichisches Gebiet und die Paßvisitation in Peschiera waren nicht geeignet, den widerwärtigen Eindruck, mit welchem ich mich in Mailand eingesetzt hatte, zu vermindern. Das alte Verona, umgeben von seinem Kranze neubefestigter Hügel, bietet einen reichen, malerischen Anblick. Aber Alles starrt von Bajonetten. Auch auf der folgenden Strecke der Bahn, wie diese sich mehr dem Gebirge nähert, entfaltet sich manche anziehende Landschaft, zeigen sich nicht selten schön gelegene Orte. Die Alpen verfolgen in großartigen Zügen, mit grotesken Formen den Weg.

Endlich war Mestre erreicht. Mein Herz schlug. Ich sollte die Wunderstadt sehen, die so lange der Gegenstand meiner Sehnsucht, so oft meiner Träume gewesen war! Mit schon anbrechender Dämmerung fuhren wir in's Meer hinein. Die lange Brücke verschwindet unter dem Rasseln des Zuges. Das Auge, das mit einem Male die gewohnten Gegenstände verloren und statt der

grünen Felder und violetten Berge nur die blaue Meeresweite erblickt, täuscht auch die übrigen Sinne, und man wähnt sich durch Zaubers Macht über die Fluth getragen. Da steigt das Campanile aus dem Spiegel des Wassers hervor; Santa Maria de Salute mit ihrer gewaltigen Kuppel, St. Markus und der Dogenpalast folgen. Alle die Mährchenbilder, von deren wir träumten, stehen verwirklicht vor uns.

Aus dem Geschrei und Gedränge des schmalen Bahnhofes rettet den Reisenden ein rascher Sprung in die Gondel. Wenige Ruderschläge, und ihn umfängt die Stille der geheimnißvollen Lagune. — Seit dem Jahre 1848 sind alle Gondeln in Venedig wieder schwarz. Es war am Vorabend eines hohen Kirchenfestes; unter den feierlichen Accorden des Geläutes sämmtlicher Kirchen zog lautlos unsere Schaar wie ein großer Leichenzug dahin. Die geschlossenen Paläste am Canale grande schienen ihre letzten Bewohner zur Bestattung hergegeben zu haben. — Und selbst dieser Eindruck erreichte noch nicht die ganze Trauer der Wirklichkeit. Wie lange schon haben sie ihre Bewohner verloren, wie lange stehen die Marmorhallen und goldnen Säle leer! — „Venedig ist jetzt ein Grab“, sagte einige Tage später unser Führer Ferari; das empfand ich an jenem Abende schon tief.

Aber ein Grab ist es, noch voll Wunder und zauberhafter Gewalt. Kaum hatte ich in der stella d'oro mein Quartier bestellt, so stürzte ich an der Kirche San Moise, die man für das bevorstehende Fest noch zu schmücken beschäftigt war, vorbei auf den St. Markusplatz, der bereits durch seine hunderte von Gasflammen erleuchtet war. Hinreichend vorbereitet, nahm ich mit einem Blicke das ganze Wunder dieser Erscheinung in mich auf und eilte umher, über seine Einzelnheiten mich zu vergewissern. Wie ein Gebilde der Mährchenwelt glänzte der St. Markusdom mit seinen goldgrundigen Mosaikwänden, seinen Säulen von rothem Porphyr und weißem Marmor; wie ein Traum der Geschichte, über dessen Gewalt und Bedeutung sie nicht in's Reine kommen kann, erhob sich der Dogenpalast; dunkelglühend, wie noch immer zum Aufsprunge bereit, stach der geflügelte Löwe von dem Schimmer des Nachthimmels ab; unten ein geräuschloses Gewühl der Menge und unter den Hallen der Prokuratien Tisch an Tisch, wie eine lange besetzte Tafel, als setzten die Schatten der ehemaligen Bewohner dieser Stadt, deren Leben ein anhaltendes schwelgerisches Festmahl war, dieses fort, um dem gefeiten Platze seine Bedeutung zu bewahren. — Während ich im Schauen verloren so hin und wieder wandle, höre ich mit einem Male aus der Menge meinen Namen rufen. Es waren ein paar liebenswürdige Landsleute, denen ich mich gern anschloß, um die folgenden Tage gemeinschaftlich zu genießen.

Eine für den Besucher sehr bequeme Einrichtung ist die Art der Fremdenführung in Venedig. Ein solcher Führer, in unserm Falle der sehr zu empfehlende, schon erwähnte Ferari, ein geborner Venetianer, mit ziemlicher Kenntniß und einem wohlthuenden Patriotismus ausgerüstet, bringt eine größere Gesellschaft zusammen, woraus Jeder für den Tag den sehr mäßigen Preis eines Guldens entrichtet. Dafür bestreitet er die nöthigen Gondeln und die zu entrichtenden Trinkgelder, führt an die wichtigsten Plätze und erklärt das Gesehene. Der Fremde ist so des lästigen Feilschens mit den Gondolieren, der in Venedig besonders erschwerten Erkundigungen, allerlei Prellereien und vieler zeitraubenden Weitläufigkeiten überhoben; und da gewiß Niemand, der nicht bloß etwa Geschäfte in der Stadt besorgen will, unvorbereitet hingeht, wird leicht Jeder aus eigner Kenntniß sich ersetzen, was den gegebenen Erläuterungen, die allerdings oft drollig genug herauskommen, an strenger Wissenschaftlichkeit fehlt. Das Beschauen, in welchem der Reichthum des Vorhandenen mit erdrückender Wucht sich auf den Besucher stürzt, wird auf angenehme Weise durch die heitere Gondelfahrt unterbrochen, die von einem Orte zum andern führt.

Wir zogen zwei Tage auf diese Weise mit umher, am Abend des letzten zwar völlig betäubt, doch im Besitz einer Uebersicht, die für die folgenden Tage, wo wir Einzelnes genauer in Augenschein nahmen, uns trefflich zu statten kam. Die beste Erholung gewährte inzwischen eine Fahrt nach dem Lido, der eigentlichen Meeresküste, wo die gesammte Gesellschaft, die in den Tagen vorher sich hatte kennen lernen, scherzend, Muscheln suchend und Segel zählend auf- und abging, oder das Besteigen des Campanile, von wo aus man die wunderbare Uebersicht über die Stadt, die Alpen und das Meer hat.

Es würde die Sache eines Buches sein, all die Kunstschätze, die historischen Denkmäler u. s. w. zu würdigen, die Venedig noch jetzt besitzt, nachdem Napoleon I. es ausgeraubt. — den berühmten Bucentoro hat er bekanntlich verbrannt, um leichter zum Werthe der Vergoldung zu kommen; von der kostbaren Dogenmütze hat er nur das Unterfutter zurückgelassen; dem Löwen des heiligen Markus die Edelsteinaugen ausgebrochen u. s. w. — es würde einer langen Abhandlung bedürfen, um mit vollem Eindrucke die Höhe der anderswo ganz unbekannten Macht und Herrlichkeit zu bezeichnen, von der diese einst so stolze Republik herabgesunken; es ist darüber anderswo auch vielfach verhandelt, aber der gegenwärtige Zustand der Stadt und ihre drohende Zukunft möge hier einige Erwägung finden.

Venedig ist heute ein Grab; es ist trotz des Lebens, das noch in ihm herrscht, todt und öde. Die ganze bessere Einwohnerschaft, so weit sie nicht vertrieben, ist freiwillig ausgewandert. Wer es eben hat möglich machen können, hat die Stadt und das österreichische Gebiet verlassen. Nur Krämer, Handwerker und ein schreckliches Gesindel sind zurückgeblieben! Seit einem Jahrzehend stehen die Paläste verlassen; grüner Moder frißt von unten die prachtvollen Pforten, vom Winde zerschlagen hängen die Läden vor den geschlossenen Fenstern; auf den hohen Balkonen, die, einst mit kostbaren morgenländischen Teppichen behängt, die schöne Frauenwelt auf das bewegte Leben des Canale grande hinabblicken ließen, trocknet jetzt ein Bettelvolk, das sich eingenistet hat, seine zerrissene Wäsche. Manche Paläste liegen bereits ganz oder halb in Trümmern. Bei einem hatte man angefangen zu bauen, indem man bescheiden den weißen Marmor durch Sandstein ersetzte, doch auch diesen Bau wieder liegen lassen. Die unteren Hallen des Dogenpalastes, daran jede Säule ein Blatt im Lehrbuch der alten Kunstgeschichte genannt werden kann, sind durch Eisengitter abgesperrt, durch deren Oeffnungen die vollen Rachen der Kanonen blicken, hinter denen die wilden Völker Ungarns und Kroatiens hervorglotzen, jeden Augenblick bereit, die unvergleichliche Stadt in Asche zu legen. Vierzehn Paläste am Canale grande, die unter Sequester stehen, sind vom Militär besetzt. Wir besuchten den Palast Pesaro, der noch in dem Zustande sich befindet, wie die letzten Besitzer ihn verließen. Die Soldaten, die ihn einnehmen, finden Platz genug in den weiten Hallen und Corridoren, wo ihre Bajonette die weißen Marmorwände und Mosaikfelder von edlen Steinen zerkratzen. Man hat aber die Rücksicht, sie von den Zimmern abzuhalten, die mit fürstlicher Ausstattung in langen Reihen die Stockwerke füllen. Das Bild des letzten Besitzers, des jungen Grafen Bevilaqua, lebensgroße Figur zu Pferde, hängt noch an der Wand eines Saales; das Porträt seiner Gemahlin auf zierlich geschnitztem Gestell steht auf seinem Schreibtische und muß sich gefallen lassen, von dem für ein Trinkgeld durchziehenden Fremden begafft zu werden. In verschiedenen Zimmern lagen noch Bücher aufgeschlagen, die man nicht ganz

ausgelesen. Ich konnte nicht unterlassen, in der Literatur eines solchen Hauses mich umzusehen, und war fast erstaunt, dem Studium Shakspere's darin einen bedeutenden Rang eingeräumt zu sehen. Im Uebermaße findet man Mieth- und Verkaufsanerbieten an den Häusern angeschlagen. Unser Führer versicherte uns, es ständen Paläste am Canale grande mit der ganzen Einrichtung — man muß wissen, was ein solcher Marmorpalast mit vergoldeten Decken, seidenen Tapeten u. s. w. zu bedeuten hat, — um 20,000 Gulden zu verkaufen.

Wandert man in Venedig auf dem Markusplatze, an der Ruine der Schiavoni oder anderen öffentlichen Plätzen umher, so hört man fast mehr ausländische Sprachen: Deutsch, Französisch, Ungarisch, Griechisch u. s. w., als das einheimische Italienisch. Fast der zweite Mann, dem man begegnet, ist ein Militär, entweder vom Landheer oder der Marine. In Venedig liegen gegenwärtig 30,000 Mann; also kommt, wenn man von der Einwohnerzahl Frauen und Kinder abrechnet, auf einen Mann der Bevölkerung ein Mann Besatzung. Ringsum ist die Stadt von offenen und verdeckten Batterien umgeben. Der erste Augenblick einer Erhebung des Volkes würde der letzte des Ortes sein. Das grenzenlose Elend dieser herrlichsten aller Städte — findet man doch in den engsten Gassen Paläste, die jedem großen Platze unsrer Hauptstädte zur Zierde gereichen würden — ist so in die Augen fallend, daß Niemand, dem Sinn und Verstand inwohnt, den Grund davon verkennen kann. Ein österreichischer Hauptmann, mit dem ich vom Bahnhof zum Gasthause fuhr, nahm keinen Anstand, auf die unglücklichen politischen Verhältnisse hinzudeuten, als wir vom traurigen Aussehen der Stadt sprachen. Ein österreichischer Beamter, mit dem der Zufall uns am Mittagstisch zusammenführte, scheute sich nicht, davon zu reden, wie die österreichische Regierung die Italiener niemals zu behandeln verstanden und auf alle Zeiten jeden Zusammenhang zerstört habe. Was diesem längere Erfahrung bestätigt haben mochte, war mir schon in der kurzen Zeit meiner Reise klar geworden. Die Oesterreicher mögen eine Mission vollführen in Galizien, Ungarn u. s. w. und dort Bildung spendend vorgehen; in Italien haben sie gar keinen Beruf. Die Italiener sind in allen Stücken ihnen so überlegen, daß man begreifen muß, wie sie es tödtlich hassen, von einem Volke beherrscht zu werden, das nur durch materielle Gewalt die Oberhand hat. Es ist nichts verkehrter als die Meinung, der wir bis vor einigen Jahren so gern anhingen, daß die Italiener ein entsittlichtes, verkommenes Volk seien. Wenigstens von Norditalien gilt dieses durchaus nicht. Der Italiener hat mehr Witz und Tact, als wir Deutschen; ist in den oberen Schichten charaktervoller, in den unteren arbeitstüchtiger, in beiden nüchterner und enthaltsamer. Italien kennt namentlich nicht, was bei uns mit furchtbarer Wucht auf dem Leben lastet, kein Philisterthum. — In Oesterreich weiß man die italienischen Arbeiter zu schätzen; sie leisten für geringere Ansprüche mehr als irgend andere. Tag für Tag leben sie von ihrer elenden Polenta, denken nicht an Fleisch oder gebrannte Getränke; betreiben alles mit hingebendem Eifer und großem Geschicke. — Wenn die Italiener etwas Falsches und Heimtückisches in ihrem Charakter haben, so rührt das von ihrer langen Unterwerfung her. Jede unterdrückte Natur artet aus. Wenn sie gegen Fremde sich räuberisch benehmen, so sind sie durch deren Unbehülflichkeit nur zu sehr dazu eingeladen. Dem Jähzorne des Volkes begegnet man leicht durch Ruhe und begütigt ihn wie bei einem Kinde. Wäre den Italienern die geistige Ermunterung geworden, wie den Deutschen, sie würden uns weit überholt haben, und gelänge es ihnen, zum Protestantismus durchzudringen, wir würden noch Gefahr laufen.

Schließlich kann ich nicht unterlassen, den Gasthof zur „Stadt München“ in Venedig sehr zu empfehlen. Sonst thut man in Italien nicht wohl, deutsche Gasthöfe zu besuchen. Mit ein wenig Französisch kommt man in italienischen weit besser weg. In Mailand logirten wir in den „drei Schweizern“ theuer und schlecht. Weil die deutschen Gasthöfe nur die selteneren deutschen Gäste bekommen, müssen diese um so mehr herhalten.

Auf der Rückreise besuchte ich Padua, Vicenza, Verona. Ueberall dasselbe klägliche Schauspiel: massenhaftes Militär und eine in strengem passiven Wiederstande verharrende Bürgerschaft. Mit einem österreichischen Beamten spricht ein Italiener nur nothgedrungen; wo österreichische Offiziere erscheinen, weicht augenblicklich jeder Einheimische vom Platze. — Wir haben es, wie wir noch von den Eltern hörten, zu den französischen Zeiten nicht eben so genau genommen.

Vom südlichen Tyrol gilt ohne Zweifel dasselbe, was von Graubünden: seine Bevölkerung ist celtischen Ursprungs, und zwar bis in's Passeierthal hinauf; nur hat sie, weniger abgeschlossen, nicht so rein ihre Nationalität, von ihrer Sprache sehr wenig bewahrt. Doch Namen von Orten, Flüssen und Bergen erinnern noch häufig daran. Die Grenze der Kastanie und des Weins bildet auch ungefähr die Grenze zwischen den verschiedenen Völkerstämmen. Das südliche Tyrol geht mehr und mehr als italienisches Land hervor; Trient, noch vor ein paar Jahrhunderten eine ganz deutsche Stadt, ist heute durchaus italienisirt — ein Zeichen, daß hier das italienische Wesen stärker wirkt, als das germanische. Woher sollte es auch kommen? Von Nordtyrol sicher nicht. — Man halte mich nicht etwa für einen principiellen Feind Oesterreichs und Kleindeutschen. Ich würde es im Gegentheil für das größte Unglück, für den Ruin des Vaterlandes halten, wenn man Oesterreich, d. h. das deutsche, von Deutschland abtrennen wollte. In Oesterreich ist noch eine tüchtige *Naturunterlage*, noch bildungsfähiges Element, Stoff für Geschichte vorhanden, während in Preußen eine gewisse Spitze erreicht, alles seiner Abstraction nahe gebracht und die Furcht des Rückschrittes fast ebenso groß ist, wie die Aussicht auf weiteren Fortschritt. Es läßt sich auch nicht läugnen, daß in Oesterreich ein reger Geist und Aufschwung zum Besseren erwacht ist; aber er beschränkt sich gegenwärtig noch fast ausschließlich auf die Hauptstadt. In den Provinzen liegt das Leben noch gar sehr darnieder. Die Schilderungen, die man von Tyrol macht, sind leider nicht übertrieben. Das treffliche gutmüthige Volk ist ganz fanatisirt. Möge eins unserer Erlebnisse statt vieler gelten. Auf der Fahrt von Roveredo nach Trient saßen zwei Pfäfflein mit uns im selben Coupé. Als sie aus unserer Sprache merkten, daß wir Preußen, Norddeutsche sein müßten, Protestanten, Ketzer sein konnten, wechselten sie Blicke und stiegen über in eine andere Wagenabtheilung. Den Leithämmeln folgte nach und nach die ganze gehorsame Heerde, und es entstand zu unserer Bequemlichkeit ein leerer Raum um uns. Die Italiener hatten uns nicht gemieden; Landsleute wandten sich von uns weg. Mit Ekel werde ich immer des Abends zu Steinach denken, wo wir, von dem Jauffen kommend, die Post erwarteten. Der gebildete Protestant thut gegenwärtig am besten, aus Tyrol ganz wegzubleiben. Den besseren Theil der Bevölkerung kann seine Gegenwart leicht ärgern, vom schlechteren läuft er Gefahr, geärgert zu werden. — Zu bemerken ist auch noch, daß die Tyroler das Prellen ganz trefflich begriffen haben. Ein viel gebrauchter, von Baedecker noch gelobter Führer hat sich seitdem zu einem ehrlichen Spitzbuben herangebildet.

Mein Wiedereintritt in Deutschland erinnerte mich nur zu sehr, daß ich das schöne Land des Weins und der Gesänge mit dem des Biers und Tabackrauches vertauscht hatte. Von München

fuhr ich in der Nacht, allein mit dem Bedienten eines Grafen und der Köchin eines Barons im Wagen sitzend. Zuerst rühmte das saubere Paar gegen einander, wie gut sie es bei ihren Herrschaften hätten, wobei sie weidlich aufschnitten. Dann begannen sie, die Geheimnisse ihrer Herrschaften auszukramen, wobei, wie zu bemerken, viel Wahres mit unterlief. Namentlich der Bediente erzählte, als die Redseligkeit der Beiden ihre Blüthe erreichte, Dinge, die, wenn sie auch zum größten Theil erlogen waren, doch Blicke in die grauenhaften Tiefen eröffneten, worin unsere Aristokratie sich's wohl sein läßt. In Augsburg gesellten sich zwei Geschäftsleute aus N. zu den Beiden, die, wahrscheinlich des trefflichen Gerstensaftes voll, über die Köchin herfielen, unhörbare, unsagbare Scenen heraufführten und zeigten, wie das niedere Philisterthum bei uns auf demselben Grunde der Gemeinheit beruht, wie das obere. In Nürnberg ward ich vom Skandal befreit, und aufathmend zog ich allein unter den rein und hell funkelnden Sternen dahin.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Goethe's Egmont und Schillers Wallenstein. Eine Parallele der Dichter. Von F. Th. Bratranek. — Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit. Von Moritz Carriere. — Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik. Von H. Helmholtz. — Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862. Von Lothar Bucher. — Brandenburgische Geschichten. Von G. zu Putlitz. — Die Getreue. Märchenspiel in 5 Aufzügen. Von Emilie Ringseis. — Die Kinder des Hauses. Familienroman. Von Julie Burow. — Novellenbuch. 2 Bde. Von L. Foglar und A. Foglar. — Aus dem Traungau. Oberösterreichische Dorf- und Volksgeschichten. Von K. A. Kaltenbrunner. — Unbegreifliche Geschichten. Von E. Stugau.

* Literarische Notizen. Das Buch von Marx in Berlin über Beethoven, sein Leben und Schaffen, hat so großen Anklang gefunden, daß in kaum drei Jahren die erste Auflage vergriffen war. Der Verfasser, der seitdem sein Werk über Gluck und die Oper vollendet, hat nun das über Beethoven völlig umgearbeitet, ergänzt und vermehrt, wobei ihm viele Zusätze, Berichtigungen und Beiträge aller Art von verschiedenen Seiten zu Gebote standen. — Ein deutsches Sprichwörter-Lexikon von K. F. W. Wander erscheint in Lieferungen bei Brockhaus. — Den Freunden der Dialektpoesie empfehlen wir die soeben herauskommenden neuen Auflagen der reizenden pfälzischen und oberbayerischen Gedichte von Franz von Kobell. — Karl Biedermann hat das Trauerspiel Kaiser Otto III., welches vor einigen Monaten in Weimar zur Aufführung kam, drucken lassen. — Emanuel Geibel hat sich mit H. Leuthold in München zu einer Uebersetzung und Sammlung französischer Dichtungen seit der Zeit der Revolution vereinigt und bei Cotta fünf Bücher französischer Lyrik herausgegeben. — Die neulich erwähnten Vorträge und Reden kunsthistorischen Inhalts von Ernst Guhl sind jetzt im Buchhandel zu haben. — Die Geschichte der deutschen Kaiserzeit von W. Giesebrecht erlebt bereits eine dritte Auflage. — Als Seitenstück zu dem Münchener Dichterbuche von Emanuel Geibel ist jetzt ein Dichterbuch aus Oesterreich, herausgegeben von Emil Kuh, in den Buchhandel gekommen. Es enthält Beiträge von Grillparzer, Halm, Anastasius Grün, Bauernfeld, Beck, Alfred Meißner, Hebbel, Holtei u. And. — Vor Kurzem starb in Devonshire in England der einst so viel genannte Schauspieldichter James Sheridan Knowles im Alter von 78 Jahren. Er war früher mittelmäßiger Schauspieler und beliebter Dramendichter zugleich, späterhin warf er sich auf theologische Polemik, mit welcher er jedoch wenig Glück hatte. Der alte Mann bezog von der Regierung ein Jahrgehalt von 200 Pfd. Sterling. — Am 17. November starb in Stuttgart der Regisseur und Schauspieldichter Georg Kettel im Alter von 64 Jahren. Er ist in der deutschen Theaterwelt besonders durch die Bearbeitung des Lustspiels „Richards Wanderleben“ allgemein bekannt geworden. — Heinrich Laube hat sich wieder dem Roman zugewandt; im nächsten Jahre wird die Wiener „Presse“ einen historischen Roman von ihm drucken, dessen Hintergrund der dreißigjährige Krieg ist. — Zwei neue Bände der dramatischen Werke von Roderich Benedix, der fünfzehnte und sechszehnte, sind ausgegeben.

* Bildende Künste. Der Wunsch der in Rom sich aufhaltenden deutschen Künstler, daß daselbst eine Akademie für sie neben der französischen bestehen möge, wird nun in Erfüllung gehen. Bethmann-Hollweg interessirt sich besonders für die Sache, und es soll Aussicht vorhanden sein, daß König Ludwig seine Villa Malta in Rom zu diesem Zwecke der deutschen Kunstgenossenschaft vermache. — Eine sehr schöne Kopie der Mosesstatue Michel Angelo's in der Kirche San Pietro in Vincoli zu Rom ist vollendet und im Handel zum Preise von zehn Thalern zu haben. — Der Architekt Oskar Mothes hat ein illustrirtes Baulexikon herauszugeben begonnen; es erscheint in Lieferungen mit 1000 Abbildungen im Verlage von Otto Spamer. Im Grunde ist es eine Umarbeitung des allgemeinen deutschen Bauwörterbuchs desselben Verfassers, indeß ist diese Umarbeitung so weit greifend, daß Mothes das Unternehmen als ganz neu bezeichnen kann. Es bietet in allen Fächern, die irgend mit dem Bauwesen in Berührung stehen, als ein praktisches Hülfsbuch sich dar. — Auf dem Schlachtfelde von Leipzig soll ein Riesendenkmal zur Erinnerung an die Völkerschlacht von 1813, deren Jubelfeier im October des nächsten Jahres zu begehen ist, errichtet werden. Man denkt an eine deutsche Ruhmeshalle in den edelsten Formen mit Bildnissen und Büsten der hervorragendsten Männer, mit Bildern der größesten Momente der Schlacht, Reliquien aus jener Zeit, Waffenproben u. s. w. — Der Plan, das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg nach dem Plane Bandels jetzt auszubauen, wird in Detmold und Hannover von neu gebildeten Ausschüssen eifrig betrieben, scheint aber wenig Anklang zu finden.

* Vermischte Nachrichten. Die durch den Tod Ernst Guhls erledigte Stelle an der Berliner Akademie ist getheilt und dem Professor Gruppe und dem Dr. Friedrich Eggers übertragen worden; jener erhält das Secretariat, dieser das Lehramt. — Zu Festgeschenken für Kunstfreunde empfehlen sich schöne und vorzüglich gelungene Photographieen Alberts in München nach berühmten Gemälden der Pinakothek, besonders die nach dem eigenen Bildnisse van Dycks und dem Porträt der Helene Forman von Rubens. — Ein neues dreiactiges Schauspiel von Roderich Benedix, „die Verlobung“, wird in Hamburg gegeben; es ist geschickt gemacht, übrigens ebenso wenig von Gehalt wie „die Fremden.“ — Das Schauspiel „Ludwig der Bayer“ von Paul Heyse soll nun auch in Stuttgart auf die Bühne kommen; ebendaselbst wird man zur Erinnerung an Uhland das Trauerspiel „Ernst von Schwaben“ wieder zur Aufführung bringen. — Auf dem Hofburgtheater in Wien giebt man eine neue fünfactige Tragödie „Perseus von Macedonien“ von dem jungen Dichter Franz Nissel, der schon einen dramatischen Versuch gemacht hat. Der „Perseus“ ist antik angelegt, aber mit modernen Knalleffecten versehen; die drei ersten Acte sind gut gebaut und wirkungsvoll, die beiden letzten matt und farblos. — Man weiß, welcher Unfug auf manchen Universitäten, z. B. Jena und Gießen, mit der Verleihung des philosophischen Doctortitels getrieben wird. Die betreffende Fakultät in Marburg macht bekannt, daß ihr mehrmals von Auswärtigen Dissertationen eingereicht seien, die sich als entlehnt aus schon gedruckten Arbeiten erwiesen hätten. Um solchen Betrügereien vorzubeugen, giebt sie die Namen von zwei Herren, die das gethan haben, öffentlich an. — Den zahlreichen Freunden von photographischen Bildern in Form von Visitenkarten ist ein Katalog solcher Porträts zu empfehlen, welchen der Buchhändler Quaas in Berlin herausgegeben hat. Derselbe enthält auf 80 Seiten nicht weniger als 8000 große Männer und Frauen. Bei dieser riesigen Concurrenz läuft natürlich mancher mit unter, der sich komisch genug unter diesen Größen ausnimmt. Man findet 900 Dichter, 1000 Gelehrte, 1100 Staatsmänner, 500 Musiker, 1200 Theaterkünstler, 300 Maler und Bildhauer, 600 gekrönte Häupter. Zur bevorstehenden Festbescheerung wird Mancher nach diesem Verzeichnisse großer Männer und Frauen greifen.

* Musikalische Notizen. Eine neue Concertouverture vom Berliner Kapellmeister Wilhelm Taubert ist in einem Leipziger Gewandhausconcerte zur Aufführung gekommen und hat viel Beifall gefunden; sie ist betitelt „aus tausend und einer Nacht.“ Die „Signale“ nennen sie ein zart organisirtes, liebenswürdig geartetes Werk von feinster Meisterschaft in der Verwebung der Motive und von reizender, üppig farbenreicher Instrumentirung. Allerdings sei auf den inneren Ausbau zu sehr der Hauptaccent gelegt, es sei zu viel Feines und Delicates da, zu wenig große und breite Striche. — Eine zweite Suite für Orchester von Franz Lachner in München ist daselbst zur Aufführung gekommen und hatte Erfolg. Sie besteht aus fünf Sätzen und trägt einen ernsten, nach innen sich entfaltenden Charakter, während die erste Suite, welche jetzt ihre Runde durch die deutschen Concertsäle macht, mehr glänzend und pompös ist. — Die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig will die ehemalige allgemeine musikalische Zeitung, die ein halbes Jahrhundert bestanden hat, 1848 aber einging, von Neuem mit Beginn des Jahres 1863 erscheinen lassen. Diese Zeitschrift, zu ihrer Zeit die einzige und höchste Richterin in Sachen der Musik, findet jetzt bei ihrer Wiedergeburt

viele Nebenbuhlerinnen, soll aber kein Parteiblatt werden. Sie wird ohne Zweifel indeß eine große Anzahl bedeutender Kräfte der sogenannten alten Schule um sich vereinigen, und von der Verlagshandlung ist anzunehmen, daß sie große Mittel aufbieten wird, um etwas Tüchtiges zu schaffen. Die Berufung Selmar Bagge's aus Wien, welcher dort die deutsche Musikzeitung herausgab, läßt Gutes erwarten. Da gleichzeitig nun die neuen musikalischen Jahrbücher von Friedrich Chrysander zu erscheinen beginnen, so hat die musikalische Journalistik einen doppelten, sicher bedeutenden Gewinn. — Eine authentische und vollständige Partiturausgabe des Don Juan nach dem Original-Manuscripte Mozarts, welches die Sängerin Pauline Viardot-Garcia besitzt, ist soeben in Paris erschienen. — Die Ouverture zu „Dimitri Donskoi" von Anton Rubinstein kam in Berlin in einem Symphonieconcerte zur Ausführung, stößt aber auf ein hart zurückweisendes Urtheil. Man beschuldigt den Componisten, daß die Ouverture den Eindruck der übereiltesten und gedankenlosesten Vielschreiberei mache. Die Mehrzahl der Zuhörer beantwortete einen Beifallsversuch mit Zischen. — In Oldenburg gelangte am 5. December das Oratorium „Gideon" von Ludwig Meinardus, Musikdirector zu Glogau in Schlesien, zur ersten Aufführung. Von besonnenen Beurtheilern haben wir recht Günstiges über dies Werk gehört, welches der Componist erst im letzten Sommer vollendet hat. Es ist ein sogenanntes weltliches Oratorium in großem Stil, geschrieben unter Anwendung sämmtlicher Mittel, welche die heutige Kunst der Instrumentation und des Chorgesanges bietet, und gehört der modernen Richtung an, in welcher es sich würdevoll bewegt. Die Chöre überwiegen und enthalten viele schöne Gedanken; unter den Solopartien ist die des Gideon (Tenor) hervorragend und drängt die übrigen etwas in den Hintergrund. Unsere Gewährsmänner waren der Ansicht, daß die Einstudirung des Oratoriums, bei dessen abermaliger Durcharbeitung der Componist einiges Gewagte ausmerzen würde, den deutschen Gesangvereinen aufrichtig und mit gutem Gewissen empfohlen werden könne. — Joachim hat vor Kurzem London verlassen und ist am 10. December wieder in Hannover eingetroffen.

Geistliches Concert und Vorlesungen.

* Bremen, 10. Decbr. Die Aufführung des Oratoriums „Israel in Egypten" von Händel durch die Singakademie unter der Leitung des Herrn Musikdirectors Reinthaler hat gestern in der Domkirche, in welcher gegen 2000 Personen versammelt waren, stattgefunden. Der Gedankengang des Werkes ist in unserer letzten Nummer so eingehend und anschaulich vom Dirigenten selbst dargelegt worden, daß wir nichts weiter beizufügen wüßten. Die mächtige Schöpfung gehört zu den größesten und erhabensten Dichtungen, die je entstanden sind; was sterblich an den Compositionen Händels ist, — die Arien und Duette, von denen viele den beschränkten Geist jener Zeit verrathen und von den folgenden Perioden der musikalischen Entwickelung überflügelt sind, — das nimmt in diesem Oratorium einen so geringen Raum ein, daß es kaum abschwächend wirken kann. Während es bei den übrigen geistlichen Werken des Meisters nicht eine Sünde, wie die Fanatiker glauben, sondern ein Recht und eine Pflicht ist, wegzulassen und zu kürzen, tritt diese Nothwendigkeit beim Israel nicht hervor; denn der Chor, dessen Gesänge vollendeten Marmorwerken vergleichbar emporsteigen, wird hier nicht übermäßig beeinträchtigt durch Sologesänge, die den Zuhörer aus der Stimmung herausreißen. Die Tugend und Stärke der gestrigen Aufführung waren nun allerdings nicht hier zu suchen, wohl aber in den Chören, deren Schönheit und Allgewalt überraschend gut, zum größesten Theil glänzend zum Ausdruck kamen. Die Schwierigkeiten dieser im Charakter und Rhythmus fortwährend wechselnden Tonbilder, die Ansprüche, welche sie an die in Doppelchöre getheilten Sänger und an den Dirigenten stellen, der diese Massen zusammenzuhalten hat, sind so bedeutend, daß wir, ohne in Uebertreibung und Lokalpatriotismus zu verfallen, die Aufführung eine ausgezeichnete nennen dürfen. Durch die Mitwirkung der Orgel erhielt das Oratorium, das nur mit dieser und an dieser Stelle zu voller Wirkung gelangen kann, erst sein Recht und trat in seiner Erhabenheit zu Tage. Hat die Akademie abermals bewiesen, daß ihre Kräfte jetzt den höchsten Aufgaben der geistlichen Musik gewachsen sind, so wird sie nun auch an die großen Messen Bachs und Beethovens heran-treten.

Im Künstlerverein hielt am 10. Decbr. Herr Pastor Schmelzkopf einen Vortrag über die Aufgabe der individuellen Erziehung. Derselbe bestimmte das Wesen der Erziehung als: das Gesammtthun zur Herausbildung der in der Natur des Menschen ruhenden physischen, geistigen und sittlichen Kräfte und Anlagen, und wies nach, wie das Werk der Erziehung nicht getrennt zu denken sei von der sittlichen Gesammtarbeit einer bestimmten Zeit überhaupt. Es habe die Erziehung den Charakter einer Kunst, d. h. der Darstellung eines geschauten Ideales, und sie habe sich vor der Täuschung zu hüten, als könne das erziehende Thun das sittliche Wesen des Menschen umwandeln; ebenso sei auch die pessimistische Ansicht zu verwerfen, die da behaupte, daß die Erziehung nur negative Wirkungen habe. Ziel des erziehenden Thuns in Schule und Haus sei: die Heranbildung des Individuums zu innerer, sittlicher Freiheit und damit zur Hingabe an die Pflege der Gesammtaufgaben des Lebens. Erst die neuere pädagogische Anschauung habe die Bedeutung der individuellen Erziehung zu ihrem Rechte kommen lassen, habe die constitutiven Elemente des Einzelnen gegen einander abgewogen und den Grundsatz aufgestellt, daß Verschiedenheit des Temperamentes auch ein verschiedenes Anfassen des Einzelnen fordere. Dieser Satz wurde durch Vorführung einzelner Individualitäten näher begründet, besonders hervorgehoben, wie die sogenannten begabten Kinder so leicht bestechend auf kurzsichtige Erzieher wirkten und wie den mehr innerlichen Naturen, die lange knospeten, ehe sie zu voller Blüthe sich entfalteten, häufig Unrecht geschehe! — Weiter verbreitete sich der Vortrag über die Strafen und ihre Bedeutung bei den einzelnen Kindern. Es wurde dargethan, daß die Strafen einen symbolischen Charakter haben müssen in dem Sinne, daß die Strafe dem Kinde die Ueberzeugung gebe, wie die Auflehnung gegen einen sittlichen Gedanken selbstredend ein Uebel schaffe, und daß die sittliche Ordnung, auf der das Leben ruhe, unnachsichtlich aufrecht zu erhalten sei; es sei dem fehlenden Menschen zu beweisen, und zwar fühlbar, wie die Auflehnung gegen ein sittliches Gesetz die Freiheit und Selbstbestimmung des Individuums vernichte. Unter den verschiedenen Strafmitteln, welche der Vortrag kritisirte, wurde besonders die Macht des Wortes aus rechtem Munde und aus der Fülle der Liebe hervorgehoben, so wie auch die Macht, welche das Schweigen des innern Unwillens auf fehlende Kinder übe. Darauf wandte sich der Vortrag zu der Betrachtung der Verschiedenheit, welche die Erziehung der Knaben, so wie auch der Mädchen fordere. Bei der Erziehung der Knaben wurde als besonders hervortretender Mißgriff genannt, daß man zu frühe über den künftigen Beruf des Knaben Bestimmungen treffe, ehe man die Individualität genau erforscht habe, so wie auch der Wahn getadelt, der da meine, es brauche ein Knabe nur die Stücke zu lernen, die er einst practisch verwerthen könne; damit schaffe man haltlose Gestalten, in denen selten ein schöner Aufschwung über den nächsten Horizont sich kund gebe. Bei der Erziehung der weiblichen Jugend, die der Vortrag als die schwierigere hinstellte, wurde als Uebel erkannt und hervorgehoben, daß sie nicht von Seiten des modernen Staates die gebührende Pflege finde, weil private Anstalten niemals die Kräfte heranziehen könnten, welche für den auskömmlichen Unterricht und die sittliche Erziehung der weiblichen Jugend genügten. Es wurde darauf hingewiesen, wie das Gebiet des Wissens, überhaupt der Horizont des Weibes entsprechend dem erweiterten Gesichtskreise des Mannes ausgedehnt werden müsse, weil dem Weibe die Pflege der heiligsten Lebensgüter von der Vorsehung anvertraut sei.

In seinem Vortrage vom 5. December begann Herr Dr. Buchenau mit einigen Bemerkungen über die Einwirkung der Kälte auf die Pflanzen. Wir heben daraus die Theorie der Entstehung der Frostspalten bei den Holzpflanzen hervor. In Widerspruch mit den bisherigen Annahmen findet nämlich Dr. Caspary in Königsberg auf Grund der von ihm vorgenommenen Untersuchungen und Prüfungen, daß die Frostspalten in der Regel dadurch entstehen, daß das Holz durch die Einwirkung der Kälte sich verschieden zusammenzieht und in Folge dessen vorhandene Oeffnungen (Astlöcher, angefressene Stellen) sich erweitern. (Hierbei sei zugleich ein Druckfehler berichtigt, welcher sich in unsren letzten Bericht eingeschlichen hat, indem nicht das Harz, sondern das Herz von gewissen Pflanzen erhalten bleibt). Ein weiteres Thema des Vortrages war der Winterschlaf der Thiere. Der Redner ging die verschiedenen Weisen durch, wie die Thiere gegen die Unbilden des Winters geschützt werden, theils indem sie auswandern und sich nach wärmeren Gegenden wenden, theils indem sie eine dichtere Behaarung erhalten oder sich verfärben. Die Hauptursache beruht aber in der Körperwärme. Der Redner setzte dabei die jetzt geltende Eintheilung der Thiere in gleichwarme und in wechselwarme auseinander. Die innere Wärme der letzteren richtet sich nach der Temperatur des sie umgebenden Mediums. Die innere Wärme wird nicht bloß durch die Verbrennung der stickstofffreien Nährstoffe erzeugt und erhalten, (Liebig's Theorie), sondern wesentlich auch dadurch, daß jeder Stoffwechsel an sich schon Wärme schaffe, wie chemisch nachgewiesen ist. Eine Betrachtung über den Winterschlaf mancher Thiere schloß den Vortrag. Das Wesentlichste ist dabei das Sinken der Temperatur der äußeren Luft. Durch künstliche Erzeugung von Kälte kann man diese Thiere in d n Zustand des Winterschlafs versetzen. Die Frage, ob Vögel einen Winterschlaf halten, ist bis jetzt ebenso wenig entschieden, wie die andere, warum das Eichhorn und der Dachs Winterschlaf halten, der Hahn und der Vielfraß dagegen nicht.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 12.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Zehnter Jahrgang.

№ 51. Bremen, 21. December. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Beppo,

eine venezianische Geschichte.

Nach Lord Byron.

Von Otto Gildemeister.

(Schluß.)

53.

Laura's und ihres Grafen Allianz
Blieb (wie mitunter wohl geschehen kann)
Ein halbes Dutzend Jahre heil und ganz.
Sie hatten ihre Scenen dann und wann,
So einen kleinen eifersücht'gen Tanz,
Doch das klebt einmal solchen Dingen an:
Wer hat nicht mal 'ne schmollende Bataille,
Vom Sünder höhren Rangs bis zur Canaille?

54.

Im Ganzen war ihr Glück doch so vollkommen,
Wie's bei verbotnem Glück nur möglich schien;
Das Joch so leicht, das sie auf sich genommen,
Es lohnte nicht der Müh' sich ihm entziehn.
Die Welt sah durch die Finger; nur die Frommen
Schrien wohl: „der Teufel hole sie und ihn!"
Der Teufel that es nicht; er braucht zum Ködern
Die alten Sünder für die jüngern, blödern.

55.

Sie freilich waren jung, — was wäre auch
Lieb' ohne Jugend, Jugend ohne Liebe?
Die Jugend giebt ihr Glück, Kraft, Lebenshauch,
Herz, Seele, alle gottentflammten Triebe;
Doch mit den Jahren wird ihr Feuer Rauch;
Viel besser, wenn sie ohn' Erfahrung bliebe!
Man sieht es ja, wie alte Herrn auf Erden
Ganz unvernünftig eifersüchtig werden.

56.

Es war im Carneval, wie seiner Zeit
Bemerkt, vor etwa sechsunddreißig Stanzen,
Und Laura war in jener Thätigkeit,
Die ihr entfaltet, wenn zu Mummenschanzen
Ihr heute Nacht zu gehn entschlossen seid,
Sei's nun um zuzusehn, sei's um zu tanzen,
Nur mit dem Unterschied daß Laura's Stadt
Sechs Wochen „übertünchte Wangen" hat.

57.

Laura, wie schon mein Lied gemeldet hat,
War, wenn in Toilett', ein Frauenzimmer,
So hübsch man's sehen kann, so frisch und glatt
Wie'n Engel auf des Wirthshausschildes Schimmer,
Wie'n Kupfer in dem neusten Modeblatt,
Buntcolorirt, ein Silberblättchen immer
Auf jedem Bild, damit nur ja der Text
Mit Druckerschwarz den Anzug nicht beklext.

58.

Sie gingen zum Ridotto, — 's ist ein Ort
Zum Tanz, dann zum Souper, dann neuem Tanze;
Ein Maskenball wär' wohl das richt'ge Wort,
Doch das verschlägt nicht viel für meine Stanze;
Es ist ein klein Vauxhall, — nur daß man dort
Nicht durchgeregnet wird im höchsten Glanze.
Das Publicum ist „sehr gemischt", — will sagen,
Für euch zu schlecht, um viel danach zu fragen.

59.

„Gemischtes Publikum" zeigt nämlich an,
Daß außer dir und fünfzig andern Gästen,
Denen man ohne Schmach zunicken kann,
Der Rest nur Schund ist, der auf größren Festen
Gemein Trotz beut dem fashionablen Bann
Und kühlen Blick der Edelsten und Besten,
Die sich allein „die Welt" zu nennen pflegen, —
Ich, der sie kenne, weiß nicht recht, weswegen.

60.

So ist's in England, oder war's vor Jahren,
Als noch die Dandies herrschten, die vielleicht
Nun schon verdrängt sind durch ganz neue Scharen
Von nachgeäfften Aeffern. Wie verbleicht
Ihr Stern, die einst die Demagogen waren
Der Modewelt! Ja, Erdenglanz entweicht!
Wie rasch verliert ihr Macht die ihr genoßt
Durch Lieb' und Krieg — und manchmal bloß durch Frost!

61.

Napoleon fiel durch diesen nord'schen Thor,
Der ihm sein Heer zerhieb mit eis'gen Aexten:
Er saß vor Schnee fest wie ein Walfisch vor
Dem Sand, ein Schüler vor lateinischen Texten.
Wie dumm daß er Fortunen sich verschwor!
Doch still, — verdammt sie nicht, rat' ich den Keckften;
Denn müßt ich grübeln auch ohn' aufzuhören,
Ich würde doch auf ihre Gottheit schwören.

62.

Denn sie beherrscht was Leben hat und nicht hat;
Sie giebt uns Glück im Spiel, in Lieb' und Ehe;
Ich kann nicht sagen daß sie viel für mich that, . . .
Nicht daß ich sie zu schmähn mich unterstehe,
Denn, wenn sie auch bis jetzt nicht ihre Pflicht that,
So hoff' ich doch daß sie noch in sich gehe;
Ich will sie nicht behell'gen, ausgenommen
Durch meinen Dank, wenn 'mal mein Glück gekommen.

63.

Doch weiter oder rückwärts. — Schlag doch drein ....
Mein Thema schlüpft mir immer durch die Finger;
So wie die Stanze will, so muß es sein,
Und somit wird mein Rückstand nie geringer.
Ich ließ mich einmal auf dies Versmaß ein
Und muß nun fort im Tact, wie'n Jahrmarktsspringer,
Doch wenn wir glücklich uns ans Ende quälen,
So will ich nächstes Mal ein andres wählen.

64.

Sie gingen zum Ridotto, — 's ist ein Platz
Zu dem ich selber gehe, nämlich morgen,
Mich zu befrein von einem Bodensatz
Von Gall' und etwas Heiterkeit zu borgen.
Da späh' ich denn, was für ein kleiner Schatz
In jeder Maske steckt, und da die Sorgen
Zuweilen Schritt gehn, find' ich wohl ein Fündchen,
Um ihnen zu entrinnen auf ein Stündchen.

65.

Und Laura schwimmt umher im lust'gen Schwarm,
Genuß im Aug' und Lächeln auf den Lippen;
Hier flüstert sie, dort nimmt sie einen Arm,
Hier knixt sie, dort begrüßt sie Freund' und Sippen,
Und dann behauptet sie, es sei so warm,
Dann bringt ihr Graf ihr Eispunsch um zu nippen;
Dann prüft sie, kritisirt, und äußert Klagen
Wie ihre Freundinnen sich schrecklich tragen.

66.

Die schminkt zu viel, — die da hat falsche Locken, —
Die Dritte, Gott der Turban ist abscheulich! —
Die Viert' ist bleich als hätt' sie sich erschrocken; —
Der Fünften weiße Seid' ist gelb und gräulich; —
Die Sechst' ist bäurisch, schlottrig, dumm und trocken; —
Die Siebte trug ihr Tüllkleid ja erst neulich; —
Die Achte . . . nein, hinweg die Augen wende,
Es nimmt, wie Banquo's Kön'ge, sonst kein Ende.

67.

Indeß ihr Auge also um sich schaute,
War mancher andre Blick auf sie gezielt;
Sie hört' ihr Lob in leisem Männerlaute,
Wobei sie sich entschlossen still verhielt,
Und manche Dame kaum den Augen traute
Daß sie, die schon so lange mitgespielt,
So viel Bewundrer fand! — den Männern freilich
Ist Aeußres Alles, — es ist unverzeihlich.

68.

Ich muß gestehn daß ich nie recht verstand
Wie unmoral'sche Fraun . . . . doch still von Sachen
Die ein Scandal sind für das ganze Land,
(Weshalb, vermag ich mir nicht klar zu machen),
Und trüg' ich ein Barett und schwarz Gewand
Und hätt' ein Recht zu predigen den Schwachen,
So predigt' ich, bis Wilberforce und Romilly
Im Parlament citirten meine Homilie.

69.

Indessen Laura glänzte, lachend, schwatzend,
Sie wußte kaum warum und frug nicht was,
Wenn andre Damen nur, vor Mißgunst platzend,
Es sahn, die Airs und Sieg' und alles das,
Und wohlfrisirte Herrn, Bücklinge kratzend,
Queue vor ihr machten ohne Unterlaß, —
War Einer da, der, mehr als Alle, sie
Ausdauernd ansah, — häufig ist das nie.

70.

Er war ein Türke, braun wie Mahagoni,
Und Laura sah ihn, und war Anfangs froh;
Denn wie die Türken liebt ein Christensohn nie,
Indeß ist ihr Galantsein nur so so.
Sie kaufen sich ein Weib wie einen Pony,
Und wie 'nen Hund behandeln sie es roh.
Sie nehmen sie engros, oft weit verschrieben,
Vier rechte Fraun, und linke nach Belieben.

71.

Man sperrt sie ab, mit Schleiern, Riegeln, Wachen,
Sie dürfen kaum die eignen Brüder sehn,
So daß die Tage nicht in Scherz und Lachen
(Wie es im Norden Sitte ist) vergehn.
Auch muß die enge Haft sie bleicher machen,
Und da die Türken Plaudern nicht verstehn,
So ist ihr Tagwerg Nichtsthun, Kinderwiegen,
Sich anziehn, Baden, zärtliche Intrigen.

72.

Sie lesen nicht und lispeln niemals kritisch,
Schriftstellern nie und nicht für Musen glühn sie;
Kein Band Gedichte kommt auf ihren Frühtisch;
Nie sehn Romane, Predigten, Revue'n sie;
Im Harem ist Gelehrsamkeit ganz mythisch,
Und „blauen Strümpfen“ waren niemals grün sie;
Kein literarischer Hausfreund liest mit ihnen
„Das reizende Gedicht das just erschienen.“

73.

Kein salbungsvoller, steifer Reimpedant,
Der all sein Leben lang die Müh' sich nahm
Nach Ruhm zu angeln mit geschäft'ger Hand
Und einzeln auch wohl einen „Biß“ bekam;
Ein „Meergott für die Schmerlen“, ein Gigant
Im Mittelmäß'gen, und fanatisch zahm,
Echo des Echos, Küster oder Pfaffe
Weiblicher Beaux-Esprits, — kurzum ein Laffe;

74.

Ein aufgespreizt Orakel schwülst'ger Phrasen;
Wie eine Fliege, Beifall summend, saust er
Den neugebacknen Dichtern um die Nasen,
Sämmtlicher blauer Schmeißer allerblauster.
Sein Tadel reizt, sein Lob bringt euch zum Rasen;
Er frißt sein Bischen Ruhm roh wie 'ne Auster;
Verdolmetscht Sprachen, die er nie gekannt hat,
Schwitzt Poesie, die nicht mal Unverstand hat.

75.

Man haßt Autoren die ganz Autor sind,
Kerl' in papiernem Frack mit Dinteflecken,
Zudringlich, geistreich, eitel, albern, blind, —
Was fängt man damit an? soll man sie necken?
Pumpt sie mit einem Blasebalg voll Wind!
Die Crême von des Geckthums schlimmsten Gecken
Ist golden gegen die papiernen Puppen,
Der mitternächt'gen Kerze qualm'ge Schnuppen.

76.

Dergleichen giebt's, doch giebt's auch andre Herrn,
Weltmänner, die wie Männer sich geberden,
Scott, Rogers, Moore, der ganze bessre Kern,
Die mehr verstehn als Federkäun auf Erden.
Was aber sie betrifft, die gar so gern
Schöngeister wär'n, und Gentlemen nie werden,
Sie überlass' ich ihrem ew'gen Theetisch
Und Damencliquen, zierlich und ästhetisch.

77.

Die armen Muselweiber haben keinen
Von diesen reizenden, geistreichen Leuten;
Sie würden dort als Neuerung erscheinen,
Ganz wie im türk'schen Kirchthurm Glockenläuten.
Es wär' vielleicht der Mühe wert so einen
Schöngeist zu mieten und ihm zu bedeuten,
Er solle der Türkei den mannichfachen
Gebrauch der Sprachwerkzeuge deutlich machen.

78.

Da zeigt kein Chemiker wie Gas sich löse;
Da wird kein Philosoph der Welt gefährlich;
Kein Lesecircel thürmt religiöse
Roman' auf Lieder, ernst doch unerklärlich,
Und keine Predigt lehrt, die Zeit sei böse;
Kein Kunstsalon strahlt von Gemälden jährlich;
Sie brauchen nicht zu gaffen nach den Sternen,
Noch (Gott sei Dank!) Mathematik zu lernen.

79.

Ich habe meinen Grund dem lieben Gotte
Zu danken, doch damit ihr Frauenzimmer
Nicht glaubt, ich schmiede gegen euch Complotte,
Sag' ich den Grund (in Versen mind'stens) nimmer.
Ich fürcht', ich hab' etwas Talent zum Spotte,
Doch scheint mir daß mit Aelterwerden immer
Man lieber lacht als schimpft, — und doch, das Lachen
Pflegt hinterdrein uns doppelt ernst zu machen.

80.

O Glück und Kindlichkeit! O Milch und Wasser!
Du schöne Mischung einer schönren Zeit!
Die Welt ist jetzt voll Sünder, Mörder, Prasser;
Der Mensch in seiner heut'gen Scheußlichkeit,
Nie stillt den Durst mit eurem reinen Naß' er.
Gleichviel, euch ist mein Herz und Lied geweiht:
O Reich Saturns! o Zeit von Zuckercandi!
Auf deine Rückkehr trink' ich ein Glas Brandy.

81.

Noch immer sah der Türke Laura an,
Wen'ger nach Türken- als nach Christenart,
Die so viel sagt: „Durch Gaffen schmeichelt man;
Drum bleibt, Madam, bis ich mich satt gestarrt."
Wenn je ein starrer Blick ein Weib gewann,
So mußt' es dieser; — aber sie blieb hart;
Sie war zu feuerfest, um von Geberden
Und Aeugeln dieser Art verblüfft zu werden.

82.

Der Morgen war schon im Begriff zu kommen;
Ich rate Damen welche in der Nacht
An Leibesübungen Antheil genommen,
Zum Beispiel diese Zeit mit Tanz verbracht,
Daß sie den Ballsaal (nur zum eignen Frommen)
Verlassen mögen eh' die Sonn' erwacht,
Weil, wenn die Kerzen dunkeln, leicht die Glut
Des Morgens ihren Wangen Abbruch thut.

83.

Auch ich besuchte Bäll' in meiner Zeit
Und blieb (aus närrischen Gründen) bis ans Ende;
Dann gab ich Acht, (wenn's Sünd' ist, thut's mir Leid),
Wer von den Damen wohl die Probe stände?
Ich sah sie, Tausende, voll Lieblichkeit,
Doch zweifl' ich ob ich mehr als Eine fände,
Die nach dem Tanz dem ros'gen Horizonte
Mit ros'gem Antlitz noch Trotz bieten konnte.

84.

Wie die Aurora hieß, bleib' unbekannt,
Obwohl sie mir nichts war, muß ich gestehn,
Als jenes Meisterwerk das Gott erfand,
Ein reizend Weib, wie wir es gerne sehn.
Doch Namen nennen wäre nicht galant,
Und willst du selber ihrer Spur nachgehn,
Beim nächsten Londoner oder Pariser Balle
Kannst du ihr Antlitz schaun, — blüh'nder als alle!

85.

Laura vermied den hellen Tagesstrahl
Nach siebenstünd'ger Sitzung unter Massen
Erhitzter Tänzer in dem schwülen Saal.
Sie dacht', ein Knix zum Abschied wird jetzt passen;
Der Graf war neben ihr mit ihrem Shawl,
Und eben wollten sie das Haus verlassen,
Da, siehe, war die Gondel, die verfluchte,
Just an dem Platze wo kein Mensch sie suchte.

86.

's ist ganz wie unsre Kutschen auch, — und zwar
Aus gleichem Grund: das Schieben, Zerren, Drängen
Beut einen Lärm und einen Wirrwarr dar
Und Blasphemien, genug den Hals zu sprengen.
Bei uns nimmt Polizei die Ordnung wahr;
Dort steht ein Posten, um sich einzumengen;
Trotzdem giebts Flüche, Schimpfen, Redensarten,
Daß ich sie schreibe könnt ihr nicht erwarten.

87.

Der Graf und Laura fanden noch ihr Boot
Und schwammen heimwärts auf den stillen Wogen,
Besprachen jeden Tanz und was er bot,
Und was die Tänzerinnen angezogen,
Auch etlichen Scandal, — da bleich wie Tod
(Als an ihr Treppenthor die Rudrer flogen),
Saß Laura neben ihrem Cavalier,
Denn siehe da, — der Türke stand vor ihr.

88.

„Mein Herr", begann der Graf mit finstren Mienen;
„Ich darf darauf bestehn, weshalb Sie hie
So völlig unerwartet sind erschienen?
Es ist vielleicht ein Mißverständniß, wie?
Ich hoff' es wenigstens, und um mich Ihnen
Ganz klar zu machen, hoff' ich es für Sie!
Verstehn sie mich?" — Der Türk' am Treppenthor
Sprach: „Hier liegt gar kein Mißverständniß vor.

89.

„Die Dam' ist meine Frau." — Von Schreck entstellt
War Laura's Wange, wie es sich ja paßt.
Doch wo die Britin oft in Ohnmacht fällt,
Bleibt eine Italiänerin gefaßt;
Sie ruft zu Heil'gen in der andern Welt
Und kommt dann zu sich, völlig oder fast;
Wodurch sie Hirschhorn, Salz und Wasser spart
Und ihr Corsett vor Scheerenschnitt bewahrt.

90.

Sie sagte, — ja, was sagte sie? — kein Wort.
Der Graf indeß, mit schon versöhnten Sinnen,
Lud jenen höflich von der Treppe fort:
„Dergleichen", sagt' er, „spricht man besser drinnen;
Weswegen hier an einem offnen Ort
Sottisen machen oder Lärm beginnen?
Die erste und die einz'ge Folge wäre
Ein Stadtgekicher über die Affaire."

91.

Man ging ins Haus, rief „Kaffee!" Kaffee kam,
Ein Lieblingstrank für beide, Türk' und Christ,
Nur trinken ihn die Türken ohne Rahm.
Und Laura, die den ersten Schreck vergißt,
Ruft: „Beppo! sag', wie ist dein Heidennam'?
Und, Himmel, wie dein Bart gewachsen ist!
Was fiel dir ein daß du so lange bliebst?
Du ahnst wohl kaum was du für Anstoß giebst?

92.

„Und bist du Türke? ist es keine Fabel?
Und hast du einen Harem? Ist es wahr,
Daß sie die Finger brauchen statt der Gabel?
Gott welch' ein Shawl! — den krieg' ich, das ist klar! —
Und Schweinefleisch kommt nie in euren Schnabel?
Wie konntest du so manches liebe Jahr
Mich . . . . . aber Mann, — du bist ja bei den Heiden
Ganz gelb geworden! — doch kein Leberleiden?

93.

„Ich finde daß dein Bart sich garstig macht,
Noch heut rasirst du dich; er macht viel älter.
Wozu ein Bart? — Ach ja, ich hab's gedacht,
Nicht wahr, die Luft ist hier bedeutend kälter?
Wie seh' ich aus? — In dieser Narrentracht
Kannst du nicht ausgehn; sonst wirst du der Held der
Gesammten Stadt, die dann gleich Alles weiß.
Wie kurz dein Haar ist! — Himmel, und wie greis!"

94.

Was Beppo sprach auf alle diese Fragen,
Das weiß ich nicht. Wo früher Troja stand
Und jetzt nichts steht, dorthin ward er verschlagen,
Ward Sklav natürlich, und als Löhnung fand
Er Brot und Prügel, bis in spätren Tagen,
Als ein Piratenschiff dort lag am Strand,
Er zu den Schelmen ging, sein Glück sich schuf,
Als Renegat von zweifelhaftem Ruf.

95.

Er wurde reich, und als er reich war, sehnte
Er sich mit einem Male sehr zu Hause;
Das sei viel tugendhafter, wie er wähnte,
Als daß er so auf allen Meeren mause.
Einsam wie Crusoe fühlt' er sich und gähnte;
Drum mietet' er ein Schiff, das ohne Pause
Nach Korfu ging, — 'ne spanische Polacke,
Zwölf Mann an Bord, und außerdem Tabacke.

96.

Sich und sein (Gott weiß wie erworbnes) Geld
Einschifft' er mit Gefahr für Leib und Leben;
Doch kam er durch: — man hatt' ihm nachgestellt,
Der Himmel aber hatt' ihm Schutz gegeben,
Sagt' er, ich sage nichts, wenn's euch gefällt;
Kurzum, das Schiff war gut, die Fahrt ging eben,
Sie kamen ohne Ungemach davon,
Bis auf drei Tage Windstill' bei Cap Bonn.

97.

Man lief in Korfu ein, und er verlud
Sich selbst und Geld mit einem andren Schiffe;
Er sagt', er sei ein Türk mit Kaufmannsgut,
Und so entkam er, Dank dem kleinen Pfiffe.
Würd' er erkannt, so dacht' er, ging's nicht gut,
Man würd' ihn hängen, wenn man ihn ergriffe.
So kam er heim und heischte Stück für Stück,
Taufnamen, Weib und Religion zurück.

98.

Sein Weib empfing, der Bischof tauft' ihn wieder,
(Ein hübsch Geschenk erleichterte die Strafen;)
Vom türk'schen Pomp befreit' er seine Glieder
Und lieh für einen Tag das Zeug des Grafen;
Die Freund' empfingen herzlich ihn und bieder,
Da sie bei ihm die Kraft des Wohlthuns trafen;
Er gab Diners und ließ sich ruhig schrauben
Mit Anecdoten, die nur halb zu glauben.

99.

Was seiner Jugend vorenthalten blieb,
Ward so im Alter leidlich aufgewogen.
Man sagt daß Laura wohl zur Wut ihn trieb,
Jedoch der Graf und er stets Freundschaft pflogen.
Hier ist das Blatt zu End', auf dem ich schrieb,
Und die Geschichte endigt mit dem Bogen;
Zu spät vielleicht; indeß Geschichten spinnen
Sich manchmal aus, wenn wir sie erst beginnen.

* Weihnachtsbilder aus Rom.

Von Hermann Allmers.

Wer hätte von Rom und römischem Leben gehört und wüßte nicht auch von den Piferari! In später Jahreszeit hatte ich die ewige Stadt betreten, bald kam die heilige Adventszeit heran, und ehe ich mich dessen versah, drangen mir eines Morgens beim Verlassen meiner Wohnung seltsame Klänge und Melodien entgegen, wie sie nimmer zuvor mein Ohr vernommen hatte.

Da standen sie vor dem Marienbilde an der Ecke jenes Hauses; da standen sie leibhaftig gerade so wild und braun und zerzaust, wie ich sie mir gedacht, diese Söhne des Gebirgs im zottigen Schafpelz und zerlumpten Mantel, mit dem Spitzhut auf dem Kopf und den Sandalen an den Füßen, ein grauhaariger Alter mit seiner heimischen Sackpfeife, — sie nennen sie Zamboja, — und ein schöner unschuldiger Knabe, ungefähr fünfzehn Jahre alt, mit einem wahren Wald von langem schwarzen Kraushaar, der die Pifera, eine Art von Schalmei, spielte und mit heller Stimme in Absätzen einen kurzen Vers dazwischen sang. Sie kehrten sich nicht an das Getriebe, das sie umgab, sie kümmerten sich wenig darum, ob die Menschen ihnen zuhörten oder nicht, sie spielten und sangen ihre uralten wunderbaren Weisen in rührender Einfalt und Andacht zur Verkündigung der kommenden Gnadenzeit und zur Ehre der heiligen Jungfrau und ihres göttlichen Kindes. Und seitdem habe ich, die ganze Adventszeit hindurch, wo ich nur Piferari getroffen, ihnen gelauscht und mich immer herzlich ihrer gefreut, bis ihre Weisen mit dem Anbruch des Christfestes selbst verstummten.

So fremdartig, so grell und schneidend scharf auch anfangs diese Töne erscheinen, es wohnt ein Zauber in diesen alten merkwürdigen Weisen, der das Herz packt, je öfter und je länger man ihnen zuhört. Sind die Melodien selbst mit ihrem ganz eigenthümlichen Tonfall, namentlich mit ihrer wunderbaren, meistens aus Quinten- und Sextenakkorden bestehenden Harmonie, ihren seltsamen Schlußstrophen und Ausklängen schon an sich äußerst schwer im Gedächtniß zu behalten und wiederzugeben, so ist die hinreißend kindliche Einfalt, mit der sie dieselben spielen und singen, erst vollkommen unnachahmlich, und darin liegt eben auch ihr größter Zauber. Auch der Text zu den Weisen ist so einfach, so rührend naiv, als ob ihn Kinder verfaßt hätten.

Alle Versuche, diese vielleicht in's frühe Mittelalter hinaufreichenden Melodien in Noten und auf andre Instrumente zu übertragen, mißlangen denn auch bis jetzt gänzlich. Die Physharmonika mag noch das einzige Instrument sein, auf dem der Charakter derselben annähernd wieder gegeben werden kann. Der Brauch aber, daß eben die einfältigen Hirten der Berge, denen einst zuerst die Himmelsbotschaft aus Engelsmunde kund ward, wiederum noch heute die ersten sind, die herabsteigen von ihren Höhen und dem Menschen die süße Kunde bringen, ist so rührend und schön, wie kaum irgend ein anderer in der ganzen katholischen Welt.

Meistens kommen sie aus dem Volskergebirg und den neapolitanischen Abruzzen, und fast immer ist der Zambojaspieler ein Alter, der Schalmeibläser aber ein Knabe. Spielend durchziehen sie auch wohl die Straßen, ihren Gesang jedoch stimmen sie nur vor den Marienbildern an. In die Häuser treten sie nur, wenn sie dazu aufgefordert werden. Nie sah ich sie um eine Gabe ansprechen, wer aber gäbe ihnen nicht freiwillig und mit Freuden! Und so fliegt ihnen manches Geschenk aus den Fenstern in den Spitzhut. Wo aber ein Haus sich ihnen besonders freundlich erweiset, da schenken sie als kleines Zeichen ihrer Dankbarkeit wohl einen künstlich geschnitzten Holzlöffel, ehe sie scheiden. Und noch einmal ertönt ihr frommer Sang in der Christnacht, dann schauen sie am Weihnachtsmorgen die Herrlichkeit des heiligen Vaters im strahlenden Riesendom Sanct Peters, und dann kehren sie wieder heim zu ihren Bergen, ihren Hütten und Heerden, die Seele voll von all der Wunderpracht, die ihre Augen sahen im alten heiligen Rom.

Den schönsten Weihnachtsgebrauch aber entbehrt Italien. Schon im Süden Deutschlands mangelt der Weihnachtsfeier die waldgrüne Romantik des strahlenden Christbaums, aber das Christkindlein bringt doch noch den Kleinen seine bunten Gaben. In Italien kennt man weder Weihnachtsbaum noch Christbescheerung. Den Kleinen bleibt nichts als die Krippenausstellungen in verschiedenen Kirchen und allenfalls noch die Kinderpredigten, welche in der Kirche Araceli zwischen Weihnachten und Epiphanias stattfinden. Diese Predigten werden indeß nicht für Kinder, sondern vielmehr von Kindern gehalten und gehören sicherlich zu den eigenthümlichsten Weihnachtserscheinungen des römischen Lebens.

Die alte Basilika Araceli auf dem Kapitol ist überhaupt vor Allen den Kindern gewidmet, weil sich daselbst ein ganz besonders wunderkräftiger kleiner Bambino (Christkindlein) befindet. Darum ist auch in keiner andern Kirche Roms die Krippenausstellung

oder, wie sie auf Italienisch heißt, die Presepe so schön und großartig als hier. Ja mit ihren kerzenumstrahlten, farbenleuchtenden Figuren von Maria und dem guten heiligen Josef, den zottigen Hirten mit ihren Hunden, deren gemüthlichen und unvermeidlichen Oechslein und Eselein im Hintergrunde und endlich hoch oben in den Wolken dem behaglich schmunzelnd auf das Kindlein hernieder schauenden Gott Vater, umgeben von lauter jubilirenden Englein mit goldnen Flügeln, war sie im Stande mir selbst wieder bunte Kindheitsträume herauf zu rufen.

Im unteren Raume vom Mittelschiff dieser Basilika nun und jener Kapelle mit dem Theater der Krippenausstellung gegenüber finden in besagter Zeit allabendlich gegen die Ave-Maria-Stunde und vor einer Zuhörerschaft, die indeß großentheils nur aus Frauen und Kindern besteht, diese Kinderpredigten Statt. Selten predigen Knaben, es pflegen meistens Mädchen von zehn bis zwölf Jahren zu sein, welche in den Schulen von ihren Lehrerinnen sicher lange vorher dazu abgerichtet werden mögen.

Wie zu einem Balle geputzt mit Blumen und Schleifen sah ich stets die kleinen muntern Krabben mit einer Unbefangenheit, einer Sicherheit, ja fast mit einer herausfordernden Keckheit ihre Rednerbühne betreten, um welche sie sicherlich mancher candidatus theologiae, der zum erstenmale schlotternden Knies und pochenden Herzens in weißer Halsbinde und schwarzem Talar die Kanzelstufen emporsteigt, schmerzlich beneiden würde. Und nun muß man erst die Predigt zum Preise des Jesuskindleins selbst hören und sehen, diese Modulation der Stimme, dies Pathos, diese Gestikulation, diese entzückten Mienen und zum Himmel gerichteten Augen —, nichts zeigt mit einem Male so klar, welch eine gründliche Verschiedenheit ist zwischen unserer Jugend und den Kindern italischen Bluts. Wohl über eine halbe Stunde lang währte fast immer eine solche Predigt und war oft untermischt mit längeren oder kürzeren Versen. Den Schluß aber bildete meistens eine pathetische Aufforderung an Alle, der Kleinen, die heute das große Wort hatte, zu folgen und zu schauen dort den lieben kleinen reizenden Bambino in seinem Stroh liegen und ihm Preis und Ehre darzubringen. — „Venite venite! tutti tutti tutti tutti, subito subito!“ schloß dann die kleine Krabbe, und unter allgemeinem lauten bravo, bravissimo und Händeklatschen war sie mit einer Art Balletsprung von der Tribüne herunter und auf die Krippenausstellung zugehüpft, während die entzückte Menge folgte.

Das ist alles, was es am Weihnachtsfest für die Kinder in Rom giebt. Erst die heiligen drei Könige bringen hier eine Bescheerung, freilich ohne Baum und Lichterglanz. Die Deutschen in Rom aber halten fest an der herzerfreuenden Heimathssitte des Christbaums, und fehlt auch die nordische Tanne den Bergen und Hainen Hesperiens, so nimmt man dafür des Landes dunkelbelaubten Lorbeer.

Auch die hohen Räume des Palastes Poli an der brausenden Fontana di Trevi, in welchen der deutsche Künstlerverein sein Lager aufgeschlagen hat, erhellt alljährlich ein lichtstrahlender und orangengeschmückter Lorbeer von stattlichster Größe. Der Künstlerverein selbst aber ist ein wahres Stück Vaterland mitten in Rom und das Centrum aller Geselligkeit unserer Landsleute. Seit länger als dreißig Jahren besteht er und hat schon manch herrliches und poesievolles Fest gegeben. Er steht speciell unter dem Protectorate des österreichischen Gesandten, und obwohl die Künstler ihn gegründet und ihm stets sein Hauptgepräge verleihen, kann doch auch jeder Andere Mitglied werden, der nur deutschen Stammes und deutscher Zunge ist.

Eine deutsche Bibliothek, eine kleine Sammlung von Kupferwerken, ein Zeitungszimmer, ein Musikzimmer mit schönem Flügel, ein Spielkabinet und ein großer Speise- und Kneipsaal, von dessen Wänden in Kohlenzeichnung eine Menge Portraits einstiger und nun fortgereister Mitglieder des Vereins herabschauen. Alles ist da und echt deutsch Alles vom Präsidenten bis zum Jungen, der den Teller mit vaterländischem Sauerkraut nebst Bratwurst und den Seidel Bier aus der deutschen Brauerei in der via due macelli aufträgt.

In demselben Palaste wohnte damals auch Cornelius, und aus dem Erdgeschoß seiner Facade braust schäumend und mit prächtiger Wasserfülle über künstliche Felsen und zwischen allerlei Nixen und Tritonenvolk, das seinen Herrscher Neptun umgiebt, der imposanteste aller Brunnen Roms, die Fontana di Trevi, von welcher es heißt, daß, wer vor dem Scheiden aus der ewigen Stadt von ihrer Fluth getrunken habe, nicht sterben werde, bis er Rom wieder geschaut und abermals aus ihr getrunken.

Eine schöne Christfeier war es auch, die der Verein an jenem Weihnachtsfeste beging, welches ich in Rom erlebte. Herzerfreuend schon war es anzusehen, mit welchem Eifer die Vorbereitungen dazu betrieben wurden, wie Jung und Alt, Männer von Rang und Namen wochenlang allabendlich in Hemdsärmeln in verschlossener Stube bei einander saßen, emsig pappend, kleisternd, pinselnd, ausschneidend und vergoldend; galt es doch nichts weniger als den großen Bescheerungssaal mit dem Aufwand aller märchenhaftesten Phantastik in ein strahlendes Zaubergemach umzuwandeln; denn auch die Familien der Vereinsmitglieder sollten diesmal Theil nehmen. Als endlich Alles bereit war und der heilige Abend heranrückte, nahm zuerst ein fast dunkler Saal die harrende Versammlung auf. Vor einer verschlossenen Thüre wartete man wohl eine halbe Stunde lang, bis Alles, groß wie klein, sich eingefunden hatte. Es ward ein Zeichen mit einer Glocke gegeben, eine freudige ahnungsvolle Stille trat ein, und plötzlich erklangen drinnen die sanften Akkorde einer Physharmonika, aus denen sich eine alte wunderschöne Melodie entfaltete.

Sie schwieg jetzt, aber bald ertönte anstatt ihrer die vierstimmige Weihnachtshymne von Bach, und in demselben Augenblick thaten sich langsam die Thürflügel auseinander, und der stille feierliche Glanz eines hohen Transparentbildes leuchtete in dem dunkeln Raume. Man sah das schöne heilige Christkind von jubelndeln Engeln getragen aus glorienumstrahlter Höhe zur dämmrigen Erde niederschweben, während vom unsichtbaren Chor immer schöner, immer lauter und jauchzender der Christhymnus erklang. Im letzten Ausklingen der Töne aber schlossen sich leis, wie sie sich aufgethan, wieder die Thüren. Und abermals trat Stille ein. Jetzt erschien ein junger Künstler als Hirt gekleidet und verkündete in dichterischer Sprache jubelnd die Geburt des Heilandes, zum Schlusse die Menge einladend, in den Bescheerungssaal zu kommen. Aber heute vor Allen gehörte den Kindern das Himmelreich, sie sollten drum den Vortritt haben, dann die treuen Mütter und lieblichen Jungfrauen folgen und endlich hinterdrein dann Jeder, wer nur sich mitfreuen wolle. So sprach er; ein Zeichen von ihm, und aufflogen unter neuer, aber lustiger Musik die Thüren der glanzerfüllten Gemachs, und hinein ging's nun mit Staunen und Jubeln in den Wundersaal, wo in der Mitte der kerzenvolle reichgeschmückte Lorbeer schimmerte, wo hoch über dessen Gipfel ein goldner Stern strahlte, wo ein fliegend Englein mit der Himmelsbotschaft in Händen ihn umkreiste, während Decke, Wände und Fußboden mit einer Fülle gold- und farbenprangender Dinge geschmückt war, mit Blumensträußen und Fruchtgruppen, mit bunten fabelhaften Vögeln und schimmernden Rieseninsekten, Käfern, Schmetterlingen und Libellen, als ob ein ganzer Zauberfrühling urplötzlich emporgeblüht wäre.

Die Kinder bekamen Kuchen, Zuckerwerk, Spielzeug und

andere Geschenke, die jüngeren Damen Blumensträuße, die verheiratheten schön geordnete Fruchtkörbe. Es wurden süßer Wein, Eis, Torte und andere Erfrischungen umhergereicht, und man bewegte sich eine Stunde lang fröhlich und gehoben in der lichtvollen bunten Märchenpracht durcheinander. Dann entfernten sich die Angehörigen der Künstler.

Und nun als jene fort waren, vereinigte uns Männer im großen Speisesaale noch ein fröhlich Mahl, bei dem es wiederum viel Scherz und Ueberraschung gab und manch begeisterter kräftiger Trinkspruch die Herzen erfreute und erwärmte. Nie aber klangen schöner die Becher, nie glänzten freudiger die Blicke, nie pochten höher die Herzen als bei einem einzigen Worte —, dem Wort so voll wundersamen Zaubers, so reich an Wehmuth und Wonne zugleich, — das hieß H e i m a t h!

Als indeß die Mitternacht herangekommen war, als das eigentliche Mahl zu Ende und hier und dort Bekannte und Befreundete zu einzelnen Gruppen dichter um Flaschen und Becher zusammenrückten, verließ ich den Saal und eilte, nur von einem lieben Freunde begleitet, hinaus in die blaue sternenvolle Christnacht. Wir durchstrichen Gassen und Plätze, hierhin und dorthin uns wendend, wo wir gerade dachten, daß etwas Neues und Schönes zu sehen sein würde. Ein festlich bewegtes Leben war überall, wohin wir kamen, und erst recht festlich und feierlich war mir selber zu Muthe. Nur Eines war und blieb mir seltsam und fremd. Wir Kinder des Nordens sind es gewohnt, die heilige Christnacht auf eine stille, in ihrem weißen Schneegewande gehüllte Erde sich niedersenken zu sehen. Und hier rauschten die Brunnen, hier grünte und duftete es über alle Mauern herüber, die Goldfrucht der Orange schimmerte aus saftiger Blätterfülle, Lorbeer und Cypressen stiegen aus den Gärten empor, gar die edle Morgenlandsgestalt einer einsamen Palme schaute majestätisch von drüben her, und eine weiche linde Frühlingsluft hauchte vom tiefklaren Himmel, der voll ruhig glänzender Sterne auf die festliche Stadt niederschaute. Darum war mir's jetzt immer, als ob nicht Weihnachten, sondern Ostern sei, und es nicht heißen müsse: Christ ist geboren, sondern Christ ist erstanden.

Aber es war dennoch Weihnachten überall und überall. Glockenklang durchhallte die Luft, Kerzenglanz und Weihrauch, Gesang und Orgelspiel drangen aus den Kirchen und verkündeten hundertstimmig der Welt die alte schöne Liebesbotschaft des Himmels. Die Hauptströme der Andachtsvollen oder Neugierigen gingen nach der Basilika Araceli auf der Höhe des kapitolinischen Hügels zur Krippenausstellung und von dort nach der Basilika Sta. Maria maggiore, wo die heilige Krippe selber aufbewahrt und ausgestellt wird. Auch wir folgten anfangs dem Strom der Menge, dann aber streifte ich abwärts weiter und weiter bis in die Trümmerwelt des alten Forums, die still und menschenleer mit ihren ragenden Denkmalen in mystischem Gedämmer dalag.

In lautloser Einsamkeit stand ich lange dort und schaute hinein in die Christnacht, verloren in Sinnen und Träumen. Denn meine Seele war zurückgeflogen in die Weihnachtszeit eines längst verrauschten Jahrhunderts, und mein inneres Auge erschaute wundersame Dinge; Vergangenes tauchte herauf wie Nebelwolken, und Gegenwärtiges verging wie Nebelwolken. Drüben die Häuser und Paläste der modernen Zeit fingen an zu zerrinnen, die schnörkelreichen Kuppelkirchen vergingen und versanken, selbst der Riesenbau Sanct Petri zerfloß in Duft, aber mächtiger, massenhafter und säulenreicher erhoben sich rings um mich her die dunklen Ruinen der Vorzeit. Freilich blieben sie Ruinen, und selbst reicher noch als vorhin waren sie mit Gras und wildem Strauchwerk bewachsen, doch Säulen stiegen auf an Säulen, Bogen schwang sich an Bogen, Giebel ragte an Giebel, und zwischen all den zerfallenden Prachtresten schaute ich hier und dort in ernster Einfachheit mit dem heiligen Kreuze geschmückt die schlichten Mauern einer christlichen Basilika. Drinnen aber war Alles voll Glanz und Pracht. Der Boden von edlem bunten Steinmuster, die Altäre mit ihren metallenen Antependien, ihren hohen Leuchtern, ihren goldenen und mit Edelsteinen besetzten Geräthen und Kruzifixen; Alles blitzte und schimmerte im verschwenderischen Scheine unzähliger Kerzen und Ampeln, und auf dem goldig funkelnden Mosaikgrunde des Triumphbogens und aus der Apsis Kuppelwölbung schimmerten große heilige Gestalten.

Doch eine Basilika strahlte drüben herrlicher als alle andern, das war die von Sanct Peter auf demselben Platze, wo Michel Angelo's Riesenkuppel in Duft zerronnen war. Und ein heiliger Hymnus drang mit hehrem Klange aus ihrem glanzerfüllten Innern. Dorthin wallte der Menge größter Strom. Und ich sah Schaaren von bewaffneten Männern von hohem Wuchse und von mächtiger Gestalt, blond und blauäugig und anders von Gesicht als das Volk Roms. Trotzig und gewaltig waren sie anzuschauen, aber nun lagen sie demüthig und fromm auf den Knieen und schauten staunend, freudenvoll und fast schüchtern wie Kinder auf all die Pracht ringsum und hin zum strahlenden Hochaltar.

Dann sahe ich Einen nahen, der war größer und majestätischer von Gestalt und Gang als alle andern, angethan mit prächtiger golddurchwirkter Purpurdalmatika, und Alles wich scheu zur Seite und schaute ihn an voll Ehrfurcht. Er aber schritt langsam und feierlich auf den Hochaltar zu und warf dort sich nieder und betete in frommer Demuth wie seine Krieger. Und plötzlich als er noch so da lag, erhob sich ein Bewegen und ein Wogen unter der Menge, und am Hochaltare, umgeben von vielen Priestern, erschien in weißem goldgestickten Gewande der heilige Vater, und hoch in Händen hielt er eine von Edelsteinen blitzende mächtige Krone.

Er betete, dann hielt er sie gen Morgen und gen Abend, gen Mittag und gen Mitternacht, dann schritt er die Stufen hinab und setzte sie feierlich auf das Haupt des hehren knieenden Mannes im Purpur. „Schaut her“ rief er laut, „das ist hinfort wieder der Kaiser Roms und wird führen das gewaltige Schwert zum Schutz und Schirm der heiligen Kirche.“ Da fielen mächtigen Schalles die Posaunen ein, und die Krieger alle erhoben sich und schwangen rasselnd und hoch ihre langen Schwerter, und alles Volk jubelte und rief: „Heil, Heil dem großen Kaiser Karolus!“

Wer sollte in Rom keine Träume haben und keine Gesichte schauen!

* Neue Bücher.

Zur Uhland-Literatur. Seitdem das Grab sich über Ludwig Uhland geschlossen hat, sind wir lebhafter als je daran erinnert worden, daß einer unserer ausgezeichnetsten Dichter aus unserer Mitte geschieden ist. Wer unter den neuern Dichtern hat sich tiefer und bleibender, als er, der Herzen seines Volkes bemächtigt? Das ist nicht jene wandelbare Popularität, die sich auf gewisse Sympathieen und momentane Erregungen stützt oder eine Zeitlang von dem Weihrauchdunst erzeugt wird, womit der Freundesdienst der Coterie ein auserwähltes Haupt umhüllt. Uhland verdankt seine nachhaltige Wirkung der Wahrheit und Gesundheit seines ganzen sittlichen Wesens, der klaren, reinen Idealität seines poetischen Gefühls sowie der plastisch abgerundeten Form, die selbst in dem kleinsten Gedicht sich nicht verläugnet — auch sie ist kein verächtliches Moment. Hätte Rückert, statt mit künstlichen Formen zu s p i e l e n und die zartesten Blüthen des Gefühls durch üppige Ueberwucherung zu ersticken, seinen lyrischen Gedichten ein so schönes Ebenmaß, eine so fließende, in Ohr und Herz sich einschmeichelnde Sprache zu geben verstanden, wie Uhland, er hätte besser für sein Andenken bei der Nachwelt gesorgt. — Da vorauszusetzen ist, daß Viele sich jetzt angeregt fühlen, mit Uhland's Gedichten sich eingehender zu beschäftigen, so empfehlen wir die Charakteristik derselben von G u s t a v L i e b e r t, die kürzlich in einer neuen Ausgabe erschienen ist (Hamburg, O. Meißner). Der Verfasser, dessen vortreffliche Arbeit über Milton die schönsten Erwartungen erregte, ist durch einen frühen Tod seiner vielversprechenden literarischen Thätigkeit entrissen worden, so daß die kleine Schrift keine Zusätze von seiner Hand hat erhalten können. Allein wem es nicht sowohl um biographische Schilderungen oder um eine Darstellung von Uhland's politischer Wirksamkeit zu thun ist — ausführlicher verbreiten sich darüber die in mehreren Nummern der Augsburger Allgemeinen Zeitung enthaltenen Artikel, die von einem Freunde Uhland's, wahrscheinlich G u s t a v P f i z e r, herrühren —, als vielmehr um eine Erörterung seiner d i c h t e r i s c h e n Eigenthümlichkeit, wird sich eben so sehr an dem liebevollen Eingehen auf die hervorragenden Eigenschaften unseres Dichters und einzelne seiner Dichtungen erfreuen, wie dem kritischen Tacte, womit Liebert neben dessen Tugenden auch die Mängel bespricht, seinen Beifall geben. Nirgends haben wir eine so treffende Würdigung von Uhland's dramatischen Werken gefunden. Die kurze, gehaltvolle Skizze ist durch-

drungen von einem warmen poetischen Gefühl, das den Ueberschwänglichkeiten der entarteten Romantik und der jüngern schwäbischen Dichterschule ebenso abgeneigt ist, wie der von lyrischer Erhebung und Befreiung des Gemüths mehr und mehr sich abwendenden Realität der Dorfgeschichten und ähnlicher Darstellungen, welche die Hütte der Armuth und der Sorge um die tägliche Nothdurft anstatt der Königsschlösser und Ritterburgen der Romantik poetisch zu verherrlichen suchen. S.

Friedrich Schiller. Sein Leben und Wirken. Einfach dargestellt und den Verehrern des großen Dichters gewidmet von Paul Frank. Mit (8) Abbildungen. Leipzig, Verlag von Karl Merseburger. — Unter diesem Titel ist eine kurze Biographie Schiller's erschienen, die in gedrängter Darstellung, der nur etwas mehr Lebendigkeit zu wünschen wäre, dasjenige enthält, was die Werke von Palleske, Scherr u. And. in größter Ausführlichkeit nach den Quellen zusammengestellt haben. Es ist einer solchen Erzählung zu verzeihen, daß sie überall um den Helden nur Licht und nirgends Schatten flicht. Man hat daher nicht das Bild des werdenden, sittlich mehr und mehr sich läuternden Charakters vor sich, sondern eines von vornherein auf sicherer Bahn und mit Bewußtsein seiner höheren Bestimmung wandelnden Mannes. Die hergebrachten Klagen über den unerträglichen Kasernendruck der Karlsschule, über das Verbot deutsche Dichter zu lesen, das in solcher Ausdehnung, wie schon die Aufführung des Clavigo lehren könnte, gar nicht bestanden hat, und dergleichen Uebertreibungen in majorem dei gloriam kehren daher auch hier wieder. Indeß hält man dem Zwecke des Buches, „Verehrern des großen Dichters“, und dazu zählen sich alle Deutschen, auch die, die ihn niemals lesen, zur leichtfaßlichen Lectüre zu dienen, manches Einzelne zu Gute. Uebrigens sollte man nicht vergessen, daß Schiller's Größe in seinen Dichtungen zu suchen ist, nicht in seinen Lebensereignissen. Dort ist wahre Erhebung des Gemüths in das Reich des Ideals, hier begleiten wir einen Kampf mit der realen Wirklichkeit, der nur in wenigen Momenten dem Gemüth zur Erquickung dient und den großen Dichtergeist in die Trivialitäten des Lebens herabzieht. S.

Epische Dichtungen. Von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Decker, 1862. — Der auf dem poetischen und literarischen Gebiete so ungemein thätige Fr. Bodenstedt hat den vielen Freunden seiner Muse im Vaterlande wiederum eine Gabe dargebracht; es sind drei dem Inhalte wie der Form nach sehr verschiedene Erzählungen. In der ersten, „Andreas und Marfa“, bewegt sich der Verfasser auf einem Boden, der ihm wohlbekannt ist, auf dem russischen; die Zerstörung Nowgorods durch Iwan den Schrecklichen wird uns vorgeführt in Verbindung mit dem tragischen Geschick eines jungen Liebespaares, welches jener Stadt angehört. Nach unserer Ansicht würden die schönen und ergreifenden Partieen, an denen das Gedicht keinen Mangel hat, bei weitem mehr hervortreten, wenn er eine andere Form gewählt hätte. Die Spenser-Stanze scheint uns bei dem Schleppenden, Schwerfälligen, das sie hat, wenig geeignet für den Fortschritt der epischen Erzählung; etwas ganz anderes ist es allerdings bei Gedichten, die ein beschreibend-betrachtendes Element enthalten wie z. B. Byrons Childe Harold, wo sie durchaus an ihrer Stelle ist. Daß die Stanze unwillkürlich in dieser Weise wirkt, beweist auch Bodenstedt selber durch seine Produktion, indem er gelegentlich eine Betrachtung einfließen läßt. Die zweite Erzählung, „der Edelfalk“, bietet uns ein leichtes, hübsches orientalisches Märchen, welches uns an einige der späteren anmuthigen Geschichten Wielands erinnert hat. Hier ist die in unsern Tagen wieder so beliebt gewordene Form der altdeutschen Reimpaare ganz dem Inhalte angemessen, und der Verfasser hat sie mit großer Gewandtheit behandelt. Der dritten Erzählung, „Nino“ überschrieben, geben wir entschieden den Vorzug. Sie spielt ebenfalls im Orient, indem sie einen durch häusliches Unglück geprüften und gestärkten König von Kolchis uns vorführt, der zuletzt dem Sonnendienste ein Ende macht und sammt seinem Volke zur christlichen Religion übertritt. Sie ist reich an poetischen Schönheiten, und die schlichte, keusche Form in reimlosen, fünffüßigen Trochäen ist dem ernsten Inhalte durchaus zusagend. Auffallend sind uns bei einem solchen Meister der Sprache, wie Bodenstedt ist, einige gelegentlich vorkommende Härten gewesen. In dem ersten Gedichte gab uns schon das vielfache Hinüberziehen des Satzes von einer Strophe zur andern Anstoß. Spenser, der Erfinder der Stanze, hat es, so viel wir uns erinnern können, nicht gethan; Byron gestattet es sich dann und wann, aber doch keineswegs so häufig, wie das hier geschieht. Auch die oftmalige Weglassung des e vor einem Consonanten gegen die übliche Regel hat uns unangenehm berührt. Und ein sonst so feiner und geschmackvoller Dichter sollte nicht die kaum auszusprechende Form „schöpfst“ sich erlauben, oder um den Vorwurf zurückweisen, daß er nicht deutschem Urborn seine Lieder entnehme, einen Ausdruck gebrauchen wie: Ach, wer wühlt gern im eignen Fleisch und Blut? Wir würden ihm auch ohne seine bestimmte Versicherung zugetraut haben, was er am Schlusse des Prologs sagt:

> Und glaubt nur, für das Vaterland, das theure,
> Für Deutschland schlägt mein Herz so glühend wie das eure.

F. K.

Illustrirte Lyrik. Schon seit einigen Jahren haben wir um diese Zeit eines Zugvogels erwähnt, der sich in besonders schillernden Farben alsdann zu zeigen pflegt und jedesmal eine größere Pracht entfaltend, mehr und mehr die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Wir meinen die „Deutsche Kunst in Bild und Lied.“ (Leipzig, Druck und Verlag des lithographischen Instituts von J. G. Bach.) Der Jahrgang 1863 ist kürzlich erschienen, und die rühmlichst bekannte Kunstanstalt stellt sich durch die hier vorliegenden Leistungen das beste Zeugniß redlichen, tapfern Fleißes aus, der in edlem Wetteifer das Höchste zu erringen bemüht ist. Der neue Jahrgang ragt unter allen ähnlichen Erscheinungen des deutschen Buchhandels hervor und läßt diesmal das bekannte „Düsseldorfer Künstleralbum“ weit hinter sich. Dies gilt wenigstens vom artistischen Theile. Neben leichteren anmuthigen Zeichnungen finden wir hier Kunstblätter von bleibendem Werthe in wirklich überraschender Schönheit, und wir können nicht unterlassen einige davon namentlich hervorzuheben. Hervorragend sind unter Andern: „Der Obernsee bei Berchtesgaden“ von Ludwig Eckell in München (Oelfarbendruck), „Mondnacht an der Küste von Genua“ von Karl Heilmeyer in München (farbige Lithographie), „Eines der östlichen Thore von Theben“ von Ed. Weidenbach in Berlin (lithogr. Farbendruck), „Waldesrand“ von H. Frische in Düsseldorf (Oelfarbendruck), „Gebirgsmühle“ von H. Lauterbach in Leipzig (Sepiazeichnung) und „Partie bei Botzen in Tyrol“ von Karl Millner in München (Oelfarbendruck). Im literarischen Theil finden wir unter Andern Beiträge von Felix Dahn (auf dessen Betheiligung am „Münchner Dichterbuch“ wir vor Kurzem mit Vergnügen hinwiesen), W. Constant, Ludw. Frankl, Robert Hamerling, Hermann Marggraff, Neuhaus, Rittershaus, Röber, Leop. Schefer, G. Scheurlin, Karl Siebel, Ritter von Tschabuschnigg und J. Nep. Vogl. Bremen ist durch P. J. Willatzen vertreten. Unter den die Kunstblätter begleitenden Gedichten scheint uns besonders das von Hermann Marggraff zu dem „östlichen Thor von Theben“ hervorzuragen, und wir würden es gern mittheilen, wenn's der Raum verstattete. Eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken, nämlich daß, während eine stattliche Reihe von Malern Berlins sich an der „Deutschen Kunst“ betheiligte, kein einziger der dortigen Schriftsteller sich dazu veranlaßt fand. Hat Dünkel oder Schwindel die Argonauten ergriffen, nachdem ihr eignes Schiff gescheitert ist? Wir vermögen nicht einzusehen, welcher dritte Grund sie verhindern konnte, sich einem fremden Steuer anzuvertrauen.

Wenn das erwähnte glänzende Prachtwerk seine Stoffe aus jeder Nähe und Ferne nimmt, beschränkt dafür ein zweites bescheidenes Büchlein sich auf einen engen Kreis. „Kleine Welt von Emil Edel.“ (Zweite veränderte Auflage. Hildesheim. Gerstenberg'sche Buchhandlung. 1863.) — Unter diesem Titel liegt uns eine Gedichtsammlung vor, die sich fast ausschließlich mit der Kinderwelt befaßt und Originalpoesieen mit eingestreuten Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Italienischen enthält. Das Büchlein hat uns sehr angemuthet, und wir glauben, daß es viele Freunde finden wird. Es fehlt hier nicht an Pointe und tiefen, sinnigen Gedanken, und um ein Beispiel zu erwähnen, führen wir nur das Gedicht „Leichenbegängniß“ an. Kinder begraben einen todten Sperling. Die Schilderung ist trefflich und schließt dann:

> Wer mag, du räthselhafter Tod,
> Der allen unsern Freuden droht,
> Dich recht verstanden haben!
> Erschrocken blickt der Greis dich an,
> Der Jüngling trotzig, ernst der Mann —
> Und die Kinder spielen Begraben.

Die Uebersetzungen, namentlich die aus dem Französischen, sind gewandt und verrathen viel Talent.

In ganz besonders geschmackvoller Ausstattung erscheint die „Pilgerfahrt der Rose. Dichtung von Moritz Horn. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1863“ zum dritten Male vor dem Publikum. Das Aeußere hat jetzt viel Aehnlichkeit mit der Ausgabe von „Waldmeisters Brautfahrt“ von Roquette, allein von dem Inhalt möchten wir nicht behaupten, daß er so künstlerisch, so ächt poetisch durchgeführt sei. Was sind das für Reime: Sonntagsläuten und Freuden; Moos und Elfentroß; küßt und versüßt. Und fast auf jeder Seite kehrt der Reim „Herz und Schmerz“ wieder. Dann diese Wortbildungen, wie „Kirschspaliernetz“, und diese Satzverrenkungen, wie Seite 33:

Und schlummern will ich, betend
Zum Himmel für Euch, ein.
Drum gönnt der, die auf Erden
Besitzt kein einzig Herz,
Daß theilen sie die Freude
Mit Euch darf wie den Schmerz.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die deutschen Komödianten. Drama in 5 Aufzügen. Von S. H. Mosenthal. — Ludwig der Fromme. Historisches Schauspiel Von Robe. — Vater Haydn. Dramatisches Gedicht in 1 Aufzuge. Von J. Eberwein. — Drei Märchen. Von M. von Olfers. — G. E. Lessing der Philosoph. Von Johann Jacoby. — Der Kanzler von Tyrol. Geschichtlicher Roman. 3 Bde. Von Hermann Schmid. — Herkules Schwach. Humoristischer Roman. 3 Bde. Von A. Silberstein. — Der letzte Dominikaner in Bern. Novelle aus dem Jahre 1528. Von A. Henne.

* Unter den literarischen Neuigkeiten erwähnten wir bereits ein Werk: Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold. Indem wir uns eine baldige eingehende Besprechung dieser interessanten Sammlung vorbehalten, wollen wir hier nur vorläufig aussprechen, was sich bei einem Werke, das Geibels Namen trägt, eigentlich von selbst versteht, daß sowohl die Auswahl von feinem Takt wie die Wiedergabe von vollendeter Meisterschaft zeugt. — Bei Gelegenheit der bevorstehenden Festbescheerung machen wir wiederholt auf die neue Ausgabe der Novellen von Hermann Grimm aufmerksam; sie gehören zu den wenigen wirklich bedeutenden, geistvollen und in der Form vollendeten Arbeiten, welche wir in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Erzählung erhalten haben.

* Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig hat einen Bericht über Plan, Zusammenhang und Fortführung der in den letzten zehn Jahren erschienenen Kinder-, Jugend-, Haus- und Volksschriften herausgegeben. Einhundert und fünfzig mit 20,000 Illustrationen geschmückte Bände liegen jetzt schon vor und bieten einen reichen Stoff der Belehrung, sehr geeignet für den Weihnachtstisch unserer Jugend. Von dem „Illustrirten Soldatenbuch von R. von Berndt und dem deutschen Flottenbuch“, dem „Scalpjäger“ und den „Buschjägern“, welche von unsern Knaben verschlungen worden, sind schon 3 Auflagen erschienen; ebenso von dem „Buch der Entdeckungen“ und „Buch der Erfindungen.“ Den Gymnasiasten ist eine eigne Serie gewidmet: Wägners Hellas, Land und Volk der alten Griechen ist in zwei Bänden erschienen. Von Wägner's „Rom, Anfang, Fortgang und Ende des Weltreichs der Römer“ ist jetzt der zweite Band ausgegeben. Beide Werke sind reich und mit Wahl durch Illustrationen geschmückt, die das Verständniß erleichtern und die kolossale Schöpfungskraft der Römerwelt auch im Bilde zur Anschauung bringen. Diesen Werken schließt sich „Das Wunderland der Pyramiden von K. Oppel“ an; der reiferen Jugend wird das Wunderland Egypten und das Leben seiner Bewohner vor tausend und aber tausend Jahren in allgemein faßlicher Weise und in treffenden Schilderungen veranschaulicht. In origineller und schwungvoller Weise wird der Leser in Egyptens geheimnißvolle Welt eingeführt und in klarer Darstellung werden alle irrthümlichen Ansichten, welche über jenes Land verbreitet sein mögen, auf den Boden des Thatsächlichen zurückgeführt. Zahlreiche treffliche Illustrationen erläutern die Worte des Verfassers.

** Von dem bei Otto Spamer in Leipzig erscheinenden „Buch der Reisen und Entdeckungen“ ist soeben der dritte Band erschienen, welcher die neuesten Entdeckungsreisen in West-Afrika enthält. Es sind dabei namentlich Du-Chaillu's Reisen, Abenteuer, Handels- und Jagdzüge im äquatorialen Afrika berücksichtigt worden, so wie die von dem Ungarn Ladislaus Magyar in Benguela und Bihé, endlich die von C. Joh. Andersson am Okavango-Flusse unternommenen Entdeckungsreisen. Das 288 Seiten starke, mit einer Menge künstlerisch ausgeführter Holzschnitte, mehreren Tonbildern und zwei Karten ausgestattete Buch bildet eine anziehende und belehrende Lectüre für Alt und Jung und schließt sich den früher erschienenen fünf Bänden dieser Reisebibliothek würdig an. Der Preis von $1\frac{1}{3}$ Thlr. für jeden Band darf ein sehr mäßiger genannt werden. Für nächstes Jahr sind noch zwei Bände: „Sibirien und die angrenzenden Länder Central-Asiens“, sowie „das Amur-Gebiet, seine Bedeutung und Zukunft“ in Vorbereitung, worauf wir aufmerksam machen.

** Von der Unzahl lyrischer Anthologien, mit welchen jetzt Deutschland überschwemmt wird, hat kaum eine so rasche Verbreitung gefunden, als die treffliche Sammlung „Deutscher Lieder“, welche von Karl Altmüller in Kassel veranstaltet, kürzlich in zweiter (bereits, wie wir hören, fast vergriffener) Auflage, Kassel, bei G. H. Wigand, Preis, prachtvoll gebunden, 1 Thaler, erschienen ist. Insbesondere wurde auch diese Blüthenlese von den Tondichtern bald als Fundgrube für Liedercomposition erkannt. So hat G. Meyerbeer das Lied Karl Altmüller's „Vom blinden Hessen“ für Tenorsolo und Männerquartett in Musik gesetzt und den hessischen Gesangvereinen gewidmet, wie dem Verfasser des Liedes durch den berühmten Tonmeister jüngst mitgetheilt worden ist.

* Die kürzlich herausgekommenen „Wanderungen und Skizzen“ von Karl Seifart finden in der Presse viel Beifall, sogar in solchen Blättern, von deren Parteistellung man eher Angriffe erwarten könnte. So ertheilt die Wiener katholische Literaturzeitung dem Buch ihre volle Zustimmung, indem sie sagt, daß es des Verfassers gediegene Kenntniß unserer heimischen Kulturgeschichte und sein Talent, dieselbe für ein größeres Publikum in frischer und sinniger Weise zu verwerthen, abermals in das Licht stelle. Unter den achtzehn Erzählungen und Skizzen hebt die Zeitschrift besonders hervor die Wanderungen nach der Plesse und der Winzenburg, sowie die Erzählungen „Hinterm Hagen gefunden“ und „im Robiskrug.“

* Die Aufführung des Oratoriums „Jephta und seine Tochter“ von Karl Reinthaler durch die Berliner Singakademie ist unter der Leitung des Componisten am 13. December erfolgt. Der Eindruck des Werkes war ein guter und bedeutender. Die beste unter den kritischen Stimmen Berlins, die Gumprechts in der Nationalzeitung, spricht sich sehr günstig über das Oratorium aus. Nachdem er auf Händel als den eigentlichen Schöpfer biblischer Werke dieser Gattung hingewiesen hat, sagt er: „Wer hier mit wahrhaft künstlerischem Sinn und klarer Erkenntniß an das Werk geht, weiß, daß ihm der rechte Segen zum eignen Schaffen nur von dem alten Meister kommen kann. An seinem Geiste hat sich der Componist gestärkt, seine Spuren sind es, denen er überall folgt, nicht um die innere Freiheit ihnen zum Opfer zu bringen, sondern um sie an dem hohen Vorbild zu läutern und zu kräftigen. Unberührt ist er auf solche Weise geblieben von der subjektiven Zerfahrenheit, der krankhaften Genialitätssucht, der mißmüthigen Grübelei und den übrigen Miasmen, welche die künstlerische Atmosphäre der Gegenwart ausgebrütet. Der Frische und Freudigkeit seines Empfindens, der gesunden Unmittelbarkeit seiner Tonsprache vermochten sie nichts anzuhaben. Fest richtet er den Blick auf sein Ziel, und mit sicherer Hand wählt er die Mittel; die einfachsten sind ihm die liebsten. Diese Freiheit von allem gesuchten unumwundenen Wesen theilt zugleich seinem Werk den Charakter echter, mannhafter Popularität mit. Man hat stets das Gefühl, daß uns der Componist treu und schlicht geboten, was ihm die Worte abgefordert, nichts mehr und nichts weniger. Im Technischen erkennt man überall den überzeugungsgewissen Glauben an die objektiven, durch die Kunstgeschichte geprüften und bewährten Formen, wie die gewandte Freiheit in ihrer Beherrschung. Recitativ und Arie fließen nicht zu einem melodischen Gallert zusammen, der rhythmische Pulsschlag ist gesund und kräftig, der Harmonie jede Unnatur und Ueberladung fremd. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in den Chören.“

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1863 des Sonntagsblattes rechtzeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1861.

Heinrich Strack.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 12.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

№ 52. Bremen, 28. December. 1862.

Inhalts-Anzeige.

* Eine historische Parallele.

Von Wilh. Kiesselbach.

In der Geschichte weisen nicht nur die geschlossenen Stadtstaaten und die einheitlichen Flächenstaaten bei dem naturgemäßen Fortgange ihrer organischen Entwicklung gewisse Perioden auf, in denen sie, wie auf gleichen Altersstufen, von den nämlichen socialen Momenten in Bewegung gesetzt werden, und demnach in Betreff ihrer Zustände und selbst ihrer entscheidenden Persönlichkeiten mannichfache Veranlassung zu historisch-politischen Vergleichen darbieten; sondern auch das Leben der Staatenbünde unterliegt auf seinem Wege zu einer festeren föderativen Gliederung bestimmten, überall gültigen Gesetzen, die eine selbstbewußte staatsmännische Thätigkeit nicht außer Augen verlieren darf. Als während des Unabhängigkeitskampfes gegen England die dreizehn alten Kolonien Nordamerika's auf dem Kongreß zu Yorktown die Artikel ihrer Konföderation durcharbeiteten, blickten die hervorragenden Köpfe jener „Allgemeinen Versammlung“ oft nach den verwandten föderativen Einrichtungen Hollands und der Schweiz herüber; man würde dafür gegenwärtig in Deutschland manches von der politischen Logik, der ratio confoederationis, lernen können, welche sich in der einstigen Umwandlung des amerikanischen Staatenbundes in den Bundesstaat so klar offenbart; mögen bei einer solchen Betrachtung auch die republikanischen Grundlagen der amerikanischen Union völlig unbeachtet bleiben.

In der That, der Zustand des amerikanischen, im März 1781 von allen dreizehn Staaten ratihabirten Staatenbündnisses, wie er sich nach dem Frieden von Versailles herausstellte, läßt eine realpolitischen Musterung eine überraschende Menge von Verhältnissen und Vorgängen erblicken, wie wir sie, handgreiflich ähnlich, heutzutage im Vaterlande vor uns sehen. So lange die „socialpolitische Macht des Krieges“ durch den Druck von Außen die amerikanischen Gliederstaaten thatsächlich näher aneinander schloß, und ihrem Kongresse keine großen administrativen Gesammtfragen zur Lösung vorlagen, trat die Schwäche dieser „Staatenliga“ noch nicht so scharf an's Licht, zumal da die französische Allianz den Krieg mitführen half. Als indessen diese lose Bundesgliederung nun nach dem Abschlusse des Friedens von Versailles für die übrigen staatlichen Aufgaben der Union arbeiten sollte, führte sie in wenigen Jahren den gesammten Verband so nahe an den Rand des Abgrundes, daß die schließliche Weigerung Newyork's am 15. Februar 1787, dem Kongreß die allgemeine Leitung der Handelspolitik und die Zollerhebung zuzugestehen, bei der zerrütteten Finanzlage der Konföderation die Auflösung derselben unmittelbar nach sich zu ziehen schien.

Außer der hohen Summe der Gesammtschulden, für welche alle einzelnen Staaten rechtlich verpflichtet blieben, hatten ja die „Vereinigten Staaten“ nach erfolgter Anerkennung ihrer staatlichen Unabhängigkeit im internationalen Leben nirgends sonst ein reales Band, welches sie als Ganzes mit einander verknüpfte. Das „westliche Territorium“, die spätere Unionsdomäne, befand sich noch im Besitz der Sonderstaaten, das Kontinentalheer war im Spätherbst 1783 aufgelöst worden, und wenn auch die Konföderationsartikel vom Jahre 1781 dem Kongresse das Recht zum Abschluß von Verträgen mit auswärtigen Mächten zugestanden, so fehlte es ihm doch an der Befugniß, die Konsequenzen dieser Verträge hinterdrein in seinen einzelnen Staaten zur Durchführung zu bringen. Schon als es galt, dem Friedenstraktate mit England in allen seinen Einzelheiten nachzukommen, gab es in Amerika eine völlige staatsrechtliche und thatsächliche Verwirrung. Die Artikel IV. bis VI. desselben bestimmten nämlich, daß die 3 Millionen Pfd. Sterl. noch restirender Privatschulden der amerikanischen Bürger an englische Kaufleute alsbald ausbezahlt, ferner, daß den Loyalisten, die sich nicht direkt am Kriege betheiligt hätten, ihre Güter zurückgegeben, und endlich von nun an keine gerichtlichen Anklagen derselben wegen ihrer früheren Parteinahme für Großbrittannien mehr stattfinden sollten. Folgerichtig gehörte aber die Regelung der eben berührten Verhältnisse vor das Forum des Kongresses. Die Einzelstaaten hatten ja nicht als solche, sondern als Union den Krieg gegen England erklärt und geführt. Nur als Amerikaner, und nicht etwa als Bürger von Massachusetts oder Pennsylvanien hielten die Kaufleute von Boston und Philadelphia während des Kampfes die Rimessen zurück, die sie ihren frühern Geschäftsfreunden in Großbrittannien noch schuldeten; die Union deckte sie mit ihrer Staatsautorität gegen etwaige desfallsige Privatklagen, welche bei den Territorialgerichten gegen sie anhängig gemacht würden; wie auch die Loyalisten als Gegner des gesammten amerikanischen Reiches nur von der Centralbehörde staatsrechtlich als Nationalfeinde behandelt werden konnten. Dessenungeachtet verfuhren in dieser Hinsicht die Einzelstaaten, unbekümmert um die Punktationen des Vertrags im Betreff jener Schuldverhältnisse, ganz nach eigenem Belieben. Newyork gab schon am 17. März 1783, obgleich Hamilton „einen

Bruch des Vertrags" darin erblickte, in der Trespaßakte den früher geflüchteten Bürger der Stadt einen Anspruch auf Schadenersatz gegen diejenigen Einwohner, welche während der englischen Besetzung die Häuser der Abwesenden benutzt hatten. Dann bestimmte dieselbe Legislative ferner, daß jeder auf dem Newyorker Gebiete angetroffene Loyalist als Hochverräther zu behandeln sei, und Pennsylvanien, Newyork, Massachusetts und Virginien verboten ihren Bewohnern nach wie vor die Abtragung der Privatschulden in England; Südcarolina wollte sie höchstens mit Anweisungen auf Ländereien ausgleichen, während Rhode-Island bloß sein werthloses Papiergeld für sie bot. Es half Nichts, daß der Kongreß auf die Berichte seines Secretärs des Auswärtigen, J. Jay, im März 1787 beschloß, die Staaten zur Einhaltung der Friedensartikel aufzufordern; Newyork, Pennsylvanien, New-Jersey, Südcarolina und Georgien gingen darauf nicht ein. Der amerikanische Gesandte in London, John Adams, hatte dem Vorwurf der englischen Minister, daß ja die Amerikaner auch ihrerseits den Friedensvertrag brächen, Nichts entgegenzusetzen und vermochte deßwegen auch nicht, auf die Räumung der westlichen Forts zu dringen, welche nun England seinerseits bis zur Erfüllung der Stipulationen von der Union mit Truppen besetzt halten wollte.

In ähnlicher Weise sah es gleichzeitig auf dem Gebiete der amerikanischen Handelspolitik aus. Obschon im Juni 1778 von der Legislative von New-Jersey bei der Berathung ihrer Konföderationsakte ausdrücklich beantragt worden war, dem Kongreß die Leitung der Merkantilpolitik zu überlassen, hatte doch diese Frage während des Krieges völlig geruht, und die Einzelstaaten lebten jetzt unter sehr verschiedenen Zollgesetzen; da ja die Konföderationsartikel jedem Einzelstaate das Recht zur Erhebung von Zöllen und Abgaben vorbehielten, in wie weit dieselben nicht mit den damals bereits abgeschlossenen französischen und spanischen Verträgen in Widerspruch ständen. So erhoben z. B. die Küstenstaaten ihre Zölle auf eigene Rechnung, weßhalb die weniger günstig gelegenen Staaten New-Hampshire, Connecticut, New-Jersey und Nordcarolina sich bitter beklagten, sie würden, wie früher von Großbrittannien, nun von den Nachbarn beschatzt. Newyork errichtete noch im Jahre 1784 sein eigenes Zollhaus und nahm damit zugleich ein völlig selbständiges handelspolitisches System an. Pennsylvanien und Newyork wollten dem virginischen Tabacl keine Protektion angedeihen lassen, und Massachusetts und Maryland gestatteten die freie Einfuhr von englischem Eisen. Newyork und Neuengland besteuerten die ausländische Wolle, um ihrer inländischen Schafzucht aufzuhelfen; aber beide Carolina's mochten von einem Schutze der Wolle und der einheimischen Wollenwaaren Nichts hören. Madison vergleicht deßwegen auch Nordcarolina in seiner Lage zu Südcarolina und zu Virginien „mit einem Patienten, der an beiden Armen blutet", und New-Jersey zwischen Philadelphia und Newyork „mit einem Faße, das an den zwei Enden ausgezapft wird." Connecticut, welches über Newyork seine europäische Einfuhr bezog, zahlte nach dem Frieden in den Zollabgaben jährlich über 50,000 Dollars an diesen Küstenstaat. England gestand deßwegen der amerikanischen Flagge auch nicht die Eigenschaft einer einheitlichen Handelsflagge zu; kein Schiff aus Massachusetts durfte z. B. Waaren von Georgien nach Großbrittannien bringen. Und wenn gleich, um gegen dieses System Repressalien üben zu können, der Kongreß im Frühling 1784, im weiteren Anschluß an sein Zollprojekt, den Gliederstaaten das Gesuch übermittelt hatte, ihm auf 15 Jahre ebenfalls die Befugniß einzuräumen, daß er die Schiffe aller auswärtigen Mächte, die keinen Vertrag darüber mit Amerika eingegangen waren, von der Zwischenfahrt ganz ausschließen und auf solche Weise seinerseits nicht minder ein amerikanisches Navigationsgesetz aufstellen könnte, so entsprach doch seine politische Basis einer solchen bundesstaatlichen Machtvollkommenheit keineswegs. Drei Staaten forderten allerdings die Bundesvertretung auf, allen Verkehr mit den englischen Pflanzungen zu verbieten; allein wie sollte sie dabei sich Gehorsam in denjenigen Staaten verschaffen, die für sich mit England weiter handeln wollten? Sie hatte weder das verfassungsmäßige Recht zur handelspolitischen Gesetzgebung in den Einzelstaaten, noch eigene Beamte, um derartige Maßnahmen zur Ausführung zu bringen. Somit unterblieb denn auch der so nothwendige Handelsvertrag der Union mit England, indem die englischen Minister an Jefferson und Adams in London auf die gemachten Anträge die Antwort gaben, der amerikanische Congreß besäße gar nicht die Gewalt, seine eigenen Staaten zu einer gemeinsamen Handelspolitik gegen England zu nöthigen.

Erwägt man aber endlich, wie bei dem Streite mit Spanien über die freie Mississippifahrt im Jahre 1786 der Kongreß wegen der Verschiedenartigkeit der Interessen in den Gliederstaaten ohnmächtig dastand, wie er dem Aufruhre in Massachusetts und Rhode-Island 1787 unthätig zusehen mußte, weil er nicht die verfassungsmäßige Befugniß hatte, seinerseits bei einer Empörung in einem Einzelstaate einzuschreiten, und außerdem trotz aller Aufforderung der Generalversammlung die Legislativen ihre Matrikeln nicht in den Bundesschatz bezahlten, geschweige der Union direkte Steuern bewilligen wollten; dann läßt sich begreifen, daß die erwähnte definitive Weigerung Newyork's, dem Kongreß die handelspolitische Gesetzgebung zuzustehen, im Februar 1787 die geldlose staatenbündliche Union vollends in Auflösung bringen mußte. Schon sprach man damals in Amerika von der nunmehrigen Gründung mehrerer kleinen Bünde — als es der staatsmännischen Meisterschaft Alexander Hamilton's gerade in diesem entscheidenden Momente des amerikanischen Staatslebens gelang, frei von allen revolutionären Hülfsmitteln den Staatenbund mit seinen völlig unbrauchbar gewordenen Konföderationsartikeln in logischer Rechtscontinuität mit der Vergangenheit und in vollständiger internationaler Korrectheit, so daß sich gar keine fremde Macht einzumischen hatte, in den Bundesstaat hinüberzuführen.

Hier fangen die Vergleiche der damaligen inneren Zustände von Nordamerika mit der gegenwärtigen Lage Deutschlands an.

Daß der amerikanische Staatenbund nach den Konföderationsartikeln von 1781 zu einer wirklichen politischen Aktionsfähigkeit viel zu schwach sein würde, war schon von Anfang an einigen weiterblickenden Köpfen Amerika's nicht entgangen. Am frühesten eben arbeitete wohl Hamilton selbstbewußt darauf hin, der Konstitution einen stärkeren inneren Halt zu verleihen. Als er nämlich im Jahre 1781 aus der Armee trat, legte er in einer Reihe von Aufsätzen, unter der Aufschrift „der Continentalist", die politischen Ideen über die Bundesverfassung dar, die er zuerst im Jahre 1780 vom Lager aus in dem berühmten Briefe an den Kongreßdeputirten James Duane von Newyork ausgesprochen hatte. Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß die Souveränetät der Einzelstaaten in der Gesammtverfassung ohne Kontrolle geblieben, das Heer gar nicht ein geschlossener Körper sondern ein Agglomerat von Territorialtruppen sei, und die Assemblies als bloße legislative Territorialversammlungen dennoch mittelst ihrer Matrikelbewilligungen in die Bundesadministration eingriffen, forderte damals Hamilton in jenem Schreiben, obgleich die Konföderationsartikel noch nicht einmal von Maryland unterzeichnet waren, daß eine unmittelbar zu berufende „Staatenkonvention" dem Kongresse die volle souveräne Machtbefugniß auf dem Gebiete des Krieges, Friedens, der Ländervertheilung im Westen, des Handels und der Finanzen, für die auswärtigen Angelegenheiten, für die Errichtung einer Armee und Flotte, die Einsetzung der

Admiralitätsgerichte, die Anordnung des Münzsystems, des Bankwesens, des Tilgungsfonds übergäbe, und schlug demnächst „nach französischem Muster“ die Aufstellung von Ministerien mit einzelnen Chefs an der Spitze für das Auswärtige, den Krieg, die Flotte, die Finanzen und den Handel vor — noch war indessen an ein siegreiches Durchdringen einer wirklich bundesstaatlichen Politik bei der Absonderung der Einzelstaaten nicht zu denken.

Allein diese einmal hinausgeworfene Idee wurde in den nächsten Jahren unter dem Drucke der angedeuteten unglücklichen Verhältnisse immer von Neuem wieder aufgenommen. So schrieb im November 1784 der Präsident des Kongresses selber, Richard Henry Lee, an Madison, wie die Meinung der Mitglieder sich der Berufung eines „Staatentages“, als dem einzigen Auswege aus der Noth, mehr zuwende; und Noah Webster veröffentlichte ein Memoire, worin er nachzuweisen suchte, daß in einer neuen Bundesverfassung die Bundesbehörde als höchste politische Autorität, statt bloß mit den einzelnen Staaten auch unmittelbar mit dem gesammten Verbande der Bürger in Berührung kommen und so die Bundesmaßnahmen durchführen müsse. Den ersten officiellen Schritt zur Durchführung der Bundesreform that aber im Jahre 1785 der Staat Massachusetts. Bei dem Drucke seiner Schuldenlast, der traurigen Lage seines Seehandels und der Armuth der Bevölkerung müßte ihm vor Allem daran liegen, daß mittelst einer geschlossenen politischen Kraft der Union namentlich der Verkehr mit England günstigere Bedingungen erhalte, und deßhalb die Bundesbehörde allein und ausschließlich die Befugniß zur Handelsgesetzgebung für die Vereinigten Staaten ausübe. Daher legte denn der kluge und thatkräftige Statthalter James Bowdoin im März 1785 der Legislative das Projekt vor, daß besondere Deputirte von den Staaten ernannt würden, um die Grenzen für die Macht des Kongresses neu zu bestimmen; und als dann die Assembly demselben beitrat, einigte sie sich am 1. Juli dahin, den Kongreß aufzufordern, daß er in Anbetracht der ungenügenden Konföderationsartikel eine Konvention von Delegirten aus allen dreizehn Staaten zusammenberufen möchte, welche ihm den auszuarbeitenden Revisionsentwurf hinterdrein vorzulegen hätten. Außerdem richtete der Gouverneur an den Präsidenten des Kongresses und an die einzelnen Statthalter besondere Schreiben, worin er die große Bedeutung der nothwendigen Reform näher entwickelte. Die Deputirten von Massachusetts jedoch, Gerry, Holten und King, welche von der Assembly mit der Einbringung des Beschlusses in den Kongreß beauftragt waren, erachteten ihrerseits die Angelegenheit noch nicht für reif, da der Kongreß damals zunächst darnach zielte, selber von den Staaten auf 15 Jahre das Recht zur gemeinsamen Handelsgesetzgebung zu erlangen. Er vermochte aber auch aus den bestehenden Konföderationsstatuten für sich allein die Befugniß zur Berufung einer Konvention rechtmäßig nicht zu entnehmen. Der betreffende Artikel derselben sagt vielmehr, „daß an der Unionsverfassung in Zukunft Nichts geändert werden soll, dafern nicht diese Veränderung auf der Allgemeinen Versammlung vorläufig verabredet und nachher von der Assembly eines jeglichen der Vereinigten Staaten genehmigt worden ist.“ Sogar wenn die außerhalb der Verfassung vor sich gehende Konvention ihr Konstitutionselaborat wirklich vollendet hätte, blieb es ja immer noch zweifelhaft, ob dasselbe im Kongreß bei der in ihm herrschenden Eifersucht der Staaten gegen einander und dem Widerwillen der Volksmasse gegen eine höhere politische Autorität überhaupt gebilligt und von allen Legislativen angenommen werden würde.

Wenige Wochen später indessen brachte Virginien die Reformidee abermals zur Sprache. Während nämlich damals der Kongreß über das „Revenuesystem“ und die Navigationsakte mit den Staaten wieder unterhandelte, wollte in der virginischen Assembly James Madison den Beschluß durchbringen, daß der Kongreß wirklich mit der handelspolitischen Macht dauernd bekleidet werde. Da er aber dabei auf eine zu große Opposition stieß, so mußte er sich vorerst mit der im November 1785 gefaßter Resolution der Legislative zufrieden geben, der gemäß den virginischen Deputirten aufgetragen werden sollte, den Kongreß zu einer Ansprache an alle Staaten zu veranlassen, daß sie der Bundesbehörde wenigstens auf 13 Jahre gestatteten, gleichmäßig auf allen Gebieten Zölle zu erheben. Ehe aber über diesen Beschluß der virginischen Assembly im virginischen Senate weiter verhandelt wurde, erhielt die öffentliche Meinung des Landes einen neuen Anstoß in der eingeschlagenen Richtung durch die Verhältnisse des virginischen Staates zu seinen unmittelbaren Nachbarn — das Gruppeninteresse führt stufenweise zur Bundeseinigung. Im Anfange des Jahres 1785 hatten sich nämlich in Virginien und Maryland zwei Actienvereine gebildet, um eine Schifffahrt auf den Flüssen James und Potomac vom Meere bis zu den Wasserfällen hinauf in's Leben zu rufen. Die Kommissäre beider Staaten, welche im März in Alexandria über Grenzregulirungen zur Ausführung dieses Projektes zusammentraten, beschlossen unter Washington's Theilnahme, überhaupt eine Vereinbarung Maryland's und Virginien's über ihre Zollerhebung und die Aufstellung einer Kriegsflotte auf der Chesapeake-Bai einzuleiten. Durch diesen Plan erhielt dann die virginische Legislative alsbald eine frische Anregung. Denn während Maryland sich darauf beschränkte, bloß Pennsylvanien und Delaware zur Mitbethätigung an der beabsichtigten Uebereinkunft aufzufordern, zog die Assembly Virginien's ihre oben erwähnte Resolution am 1. December als aus einem Mißverständniß hervorgegangen zurück und beschloß am 21. Januar 1786 auf den Bericht ihrer Kommissäre von Alexandria hin, alle übrigen Staaten zur Beschickung einer Zusammenkunft einzuladen, auf welcher die Handelsangelegenheiten der Vereinigten Staaten berathen werden sollten, damit das von den Einzelstaaten einstimmig gebilligte Ergebniß der Berathung darauf dem Kongreß zur Durchführung überlassen würde. Virginien bezeichnete dabei Annapolis in Maryland als Ort dieser am ersten Montag im nächsten September zu beschickenden Tagfahrt und ernannte für sie die Kommissäre.

Auf der Zusammenkunft in Annapolis erschienen indessen im Ganzen nur 12 Abgeordnete von den fünf Staaten Newyork, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware und Virginien; die Deputirten der Neuenglandsstaaten trafen zu spät ein, und die südlichen Staaten, die selber keine Schifffahrt trieben, waren bei der vorliegenden Frage nicht unmittelbar interessirt. Denn der ausgesprochene Zweck der Versammlung blieb einzig eine Verständigung in den handelspolitischen Angelegenheiten; die Reform der Bundesverfassung stand bei ihm keineswegs schon auf der Tagesordnung, obgleich New-Jersey seine Kommissäre bevollmächtigt hatte, auch „andere wichtige Dinge“ in Betracht zu ziehen. Deßwegen mußte denn Hamilton, der gern die gesammte Lage der Union bereits in dieser Kommission zur Berathung gebracht hätte, sich damit begnügen, den Abgeordneten eine Denkschrift zu unterbreiten, worin er seine weitergehenden Pläne auseinandersetzte. Von dem Standpunkte, daß bei der Schwäche der Union die Handelsangelegenheiten nicht ohne eine Neugestaltung des Bundessystems selbst geordnet werden könnten, trug das Memoire darauf an, daß diese so nothwendige Revision der Gesammtverfassung in einer auf den Anfang nächsten Mai's zu Philadelphia zu berufenden Staatenkonvention vorgenommen werden müsse, deren Resultat dann zur Genehmigung an den Kongreß ginge und von den Einzelstaaten als rechtsgültig aner-

kannt würde. Auf solchem Wege hoffte der Verfasser es einerseits zu erreichen, daß die Neubildung der Verfassung ohne Verletzung der Konföderationsartikel vor sich ginge; während zugleich andererseits in der Zeit der Berathung der vorhandene Kongreß noch die laufenden Geschäfte weiter besagte. Leider ist an anderen Orten später dieser so durch und durch staatsmännische Gedanken „daß nämlich der eine Verfassung berathende Körper von Deputirten nicht zugleich auch die Legislative und administrative Behörde des Landes sein darf, in der Tiefe seiner socialpolitischen Perspektive nirgendswo erfaßt worden.

So hatte denn die Handelsfrage über welche an sich in Annapolis nun Nichts weiter entschieden wurde, unmittelbar mit der Logik der Noth zu der Staatsfrage selber hingeleitet, aus deren Lösung allein eine Verbesserung der öffentlichen Verhältnisse in der Union erwartet werden durfte. Nichtsdestoweniger fand der Vorschlag der Kommission von Annapolis keineswegs überall eine bereitwillige Aufnahme. Im Kongreß schwankten die Ansichten der Mitglieder darüber, ob nicht nach den Konföderationsartikeln eine Verfassungsreform einzig und allein von ihm selbst ausgehen und darauf von den Staaten ratihabirt werden müsse. Man meinte, die Assemblies könnten nicht einen von der Konvention festgestellten Entwurf hinterdrein rechtskräftig machen, und dem ungewissen Erfolge einer allgemeinen Volksabstimmung wollte man vollends die Rechtsbestätigung desselben nicht anheimgeben; wie es auf der andern Seite ja auch noch immer unsicher war, ob der Entwurf schließlich wohl im Kongreß genehmigt werden würde. Als daher im Winter 1786 bis 87 das Projekt von Annapolis in der Generalversammlung zur Berathung kam, räumte man es zwar ein, daß die Unionsverfassung mangelhaft und die Konvention der beste Weg zu ihrer Verbesserung sei; allein es erhoben sich dabei doch verschiedene Stimmen, welche einem solchen Staatentage eine derartige Befugniß nicht zugestehen wollten. Andere dagegen, wie der Kriegssecretär General Knox und namentlich auch der Secretär des Auswärtigen John Jay, sprachen sich nach dem ursprünglichen Plane Hamilton's dahin aus, daß das Volk selber unmittelbar den Staatentag beschicken und dieser aus der eigenen Machtvollkommenheit des Volkes heraus die neue Verfassung geben und einsetzen müsse.

Inzwischen hatte Virginien, in dessen Repräsentantenhause Madison's überwiegende Persönlichkeit den Ausschlag gab, schon gleich im Herbste 1786 bei der Berathung des Kommissionsberichts seinerseits der Beschickung der Konvention zugestimmt und am 4. December Abgeordnete für dieselbe ernannt; Pennsylvanien und New-Jersey folgten, noch vor Ablaufe des Jahres, seinem Beispiele, und gleichfalls nahmen im Anfange des nächsten Jahres Delaware, die beiden Carolina's, Georgien und Maryland die Resolution an. Nur von Connecticut, Rhode-Island, New-Hampshire und Newyork blieben vor der Hand noch beifällige Erklärungen aus; in den ersteren beiden Staaten fürchtete man von der Bundesreform vorgeblich die Begründung einer Aristokratie, während in ihnen die Majorität doch nur die alte Ochlokratie fortdauern lassen wollte; Newyork aber hielt noch immer halsstarrig an seiner Zurückweisung des Revenuesystems fest und mochte daher auch nicht auf die Idee eines Generalkonventes eingehen.

So lange jedoch der Kongreß selber nicht die Aufforderung der Kommission von Annapolis zu der seinigen gemacht und sie in seinem Namen an die Einzelstaaten gerichtet hatte, war für die Beschickung der Konvention, trotz der erfolgten Zustimmungen der genannten einzelnen Staaten noch kein wirklich staatsrechtlicher Boden gewonnen. Während er aber am 2. Februar 1787 sich unter der Präsidentschaft des General St. Clair wieder in Newyork versammelte, stellte es sich sogleich heraus, daß er seinerseits, wie man wohl gemeint hatte, die Revision der Verfassung denn doch nicht vornehmen könne. Nur eilf Staaten waren überhaupt damals in der Generalversammlung im Ganzen mit 13 Delegirten vertreten, unter denen noch dazu Madison allein als ein staatsmännischer Kopf gelten durfte. Als daher nach vergeblichen Versuchen des Kongresses, Newyork zur Annahme des Revenuesystems zu bewegen, Massachusetts am 21. Februar den Vorschlag einbrachte: daß die von den einzelnen Staaten auf den zweiten Montag des nächsten Mai nach Philadelphia zu beschickende Konvention später die vollendete Verfassungsrevision dem Kongreß zur Billigung und den Staaten zur Genehmigung vorlegen solle, gelangte derselbe zur allgemeinen Anerkennung der Kongreßdeputirten. Damit war nun die Rechtskontinuität in der Durchbildung des amerikanischen Bundesstaates hinreichend gewahrt! „Nichts“, bemerkt Ticknor Curtis darüber, „kann unseliger für ein Land sein, als die Nothwendigkeit oder die Tollkühnheit, welche eine bestehende Verfassung bei Seite wirft, ehe ein Ersatz derselben durchgearbeitet worden ist. Wenn in der Zwischenzeit vorläufige Einrichtungen Platz greifen, oder sie gar einer offenen Anarchie überlassen wird, so ist das eine sehr ungeeignete Periode, um neue Institutionen zu schaffen. In solchen Epochen drängen sich die unreifen Projekte der Theoretiker keck unter die staatsmännischen Erwägungen, der Despotismus lauert auf die zufälligen Gefahren, von denen die Freiheit umringt wird, die Masse fühlt keinen Zügel einer Autorität mehr, und die Gesellschaft ist der Alternative ausgesetzt, entweder anzunehmen, was ihr geboten wird, oder sich dem ersten besten Usurpator zu unterwerfen, welcher die Zügel der Regierung zu ergreifen weiß. Wahre Freiheit hat zu keiner Zeit und in keinem Lande etwas durch Revolutionen gewonnen, welche die Möglichkeit ausgeschlossen haben, die Zustimmung der bestehenden Staatsmacht zu den Reformen zu suchen und zu erlangen, die der Fortschritt der Gesellschaft fordert.“

Dergestalt beschloß denn der Kongreß, der sich über seine eigene Macht zur Abhülfe des Bundesverfalls doch nicht mehr täuschen konnte, den Staaten die Beschickung der Konvention zu Philadelphia auf den angesagten Tag zu empfehlen: „für den einzigen Zweck, die Konföderationsartikel zu revidiren und später ihm selbst und den Einzelstaaten die Verbesserungen vorzulegen, welche nach ihrer Bestätigung durch die Generalversammlung und die Assemblies kann die Bundesverfassung für die Bedürfnisse der Bundesregierung und die Erhaltung der Union geeignet machen würden.“

Auf solche Weise ist die neue Unionsakte auf der Konvention zu Philadelphia zu Stande gekommen, nach deren endgiltiger Annahme der alte Kongreß sich für immer auflöste.

Es versteht sich von selbst, daß wir bei unserer Parallele die republikanische Seite des amerikanischen Staatslebens völlig unbeachtet lassen; war nämlich schon früher oft daran gezweifelt worden, daß ein großes Flächenreich für die Länge auf republikanischer Grundlage fortbestehen könne, sagte bereits in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Chevalier Chastellux zu Samuel Adams in Boston, daß die in Folge der Kapitalansammlungen nothwendig sich aufwerfende Ungleichheit der amerikanischen Gesellschaft in Widerspruch mit der politischen Gleichheit gerathen und eine furchtbare Käuflichkeit nach sich ziehen würde, so lehrt uns vollends die Gegenwart, daß mit solchen Zuständen, wie Amerika sie jetzt aufweist, das republikanische Staatsideal

denn doch zu theuer erkauft wird. Immer indessen werden wir zu Hamilton's „Federalist“ und der Unionsakte von 1789 in unsern staatswissenschaftlichen Studien zurückkehren müssen, sobald es gilt, das Wesen einer bundesstaatlichen Organisation, die Gliederung von besonderen Staatsorganismen zu einem höheren Ganzen, die ratio confoederationis klar zu erfassen. Deutschland, das sich einmal wirklich konstituirt, kann von den amerikanischen „Kontinentalpolitikern“ des vorigen Jahrhunderts Viel lernen.

Ehe wir jedoch im Vaterlande an dem Geschichtspunkt selber anlangen, auf welchem wir den Riß des neuen Bundesstaatsbaus zu entwerfen beginnen — ein Werk, von dessen Schwierigkeiten bis jetzt die Wenigstens eine richtige Vorstellung besitzen — haben wir wohl Acht zu geben, daß wir überhaupt einen gangbaren Weg zum Bauplatz einschlagen. Wie gewichtig dabei aber auch die nationalpolitische Stimmung in der Masse des Volkes bleibt, wie sehr der sittliche Schwung der Nation dafür in Betracht kommt; man soll trotzdem doch ja nicht glauben, daß Massenabstimmungen über den Werth von Verfassungsformen für eine gewissenhafte patriotische Realpolitik irgend einen Ausschlag geben dürfen. Der Nationalverein mag darin recht haben, daß er in seiner heutigen Agitation auf die Stimmung in der Nation zur Zeit des Frankfurter Parlaments zurückgreift; allein die Reichsverfassung vom Jahre 1849 ist an sich denn doch für uns unbrauchbar. Sie hat von der ratio confoederationis nicht die leiseste Ahnung; in dem nämlichen Augenblicke, in welchem sie sich verwirklichen wollte, ginge Deutschland erst vollends auseinander. Bei ihr ist ja weder von einer Rechtscontinuität im Innern, noch von einer internationalen Korrectheit irgendwie die Rede; Alles, was in Deutschland selbst und in Europa organisirtes Staatswesen heißt, wird unbedingt gegen eine politische Konstruction protestiren, welche die Gesellschaft ohne Zusammenhang mit der Vergangenheit, ohne politische Vermittlung mit der durch und durch föderativen Gegenwart unseres Vaterlandes nach der abstrakten Lehre von den drei Staatsgewalten aus eigener Machtvollkommenheit in's Leben führen will. Schütze uns doch unsere eigene Klugheit vor der Erneuerung eines Versuchs, der 1849 mit den Wirren in Baden und Sachsen endete.

Gewiß, unsere heutige Bundesverfassung genügt ebenso wenig für ein wirkliches bundesstaatliches Leben, als die Konföderationsartikel von 1781 für die Aktionsfähigkeit der amerikanischen Union. Auch bei uns hat die Bundesbehörde gar keine Befugniß zu einer allgemeinen Merkantilpolitik, auch wir müssen, wie die Denkschrift Hamilton's, erst Bundesministerien für die gemeinsamen Angelegenheiten verlangen, und der Nationalrepräsentation am Bunde in einer Bundeskasse den Boden für das constitutionelle Bewilligungsrecht darbieten; und auch bei uns versucht gegenwärtig die deutsche Gesellschaft, wie einst die amerikanische in den Zusammenkünften zu Alexandria, Mount Vernon und Annapolis, zu Weimar, München und Frankfurt mit ihren Bedürfnissen auf die politische Basis zu gelangen. Außerdem wird kein Mensch die Hoffnung hegen dürfen, daß unsere heutige Bundesversammlung ihrerseits selber die Revision der Bundesakte in die Hände nehmen kann. Dazu genügt wohl weder ihre rechtliche Macht, noch, wie bei dem Kongreß zu Newyork im Frühlinge 1787, worin nur ein Madison saß, die Individualität ihrer Mitglieder — ultra posse nemo obligatur. Allein der Satz muß unerschütterlich feststehen: keine vorhandene Verfassung ist so schlecht, daß die Kontinuität mit ihr nicht einer tabula rasa vorzuziehen bleibt. Die Unterbrechung unseres nationalstaatlichen Zusammenhanges mit der Reichszeit durch die französische Herrschaft läßt sich nicht wieder ausgleichen; sie war auch wohl bei dem Reichswuste, dem noch keine kräftigen commerziellen und industriellen Momente in bürgerlicher Kultur entgegen traten, weltgeschichtlich nothwendig. In der Gegenwart jedoch, in welcher ein gebildetes Bürgerthum vorhanden ist, kann bei der Weiterentwicklung unseres Bundesorganismus die rechtsstaatliche, innere und internationale Logik nicht aus den Augen gelassen werden.

Schreiber dieser Zeilen gehört keiner abgeschlossenen Partei in Deutschland an; er hat weder in Weimar noch in Frankfurt mitgetagt, und die Entscheidung zwischen beiden Parteien möge fallen, wie sie wolle, persönlich wird sie ihn nicht berühren. Auch hegt er gleichfalls wie die Andern das dringende Begehren nach einer festen nationalstaatlichen Gestaltung des Vaterlandes; jedoch verschleiert er sich nicht mit phantastischen Nebeln die Basis, von welcher der Neubau ausgehen muß. Deutschland hat gegenwärtig noch immer durch und durch einen föderalistischen Charakter; nur von der unbedingten Anerkennung dieser Thatsache aus werden wir durch das Gebot der Verhältnisse und durch die sittliche Liebe der Nation zu der uns möglichen bundesstaatlichen Gliederung hinüber gelangen. Wer in seinem Leben schon einmal zwei Kassen mit ihren verschiedenen Kontobüchern in eine Kasse und ein Geschäft verwandelt hat, weiß es vielleicht auch, was die administrative Amalgamirung von zwei Städten bedeutet, welche, wie z. B. Hamburg und Altona, bereits äußerlich in einander gewachsen sind. Von solchen Erfahrungen aus darf er dann wohl in quadratischer Progression auf die Schwierigkeiten schließen, die z. B. bei der Gründung einer deutschen Reichskasse hervortreten werden. Man setzt nicht auf Worten und Dekreten, wie auf einem englischen Jagdrenner, über Hecken und Hürden hinweg. Und wenn heute von unseren 40 Millionen Bürgern der einstimmige Beschluß gefaßt wird, daß Deutschland nun einig ist, wir sind morgen die nämlichen Menschen, die mit vielen Fäden an ihre Territorialverhältnisse gebunden bleiben, und nur in bestimmten Richtungen ihre Linien zu der Centralbehörde hinüberziehen werden.

In ruhiger Betrachtung unserer gesammtstaatlich kreißenden Zeit kommt man daher auch schließlich stets zu dem Gedanken zurück, daß, wie haltlos immerhin der heutige Bundestag geworden ist, doch allein auf seiner Basis die Neuorganisation vor sich gehen kann; sobald darunter nicht etwa der preußische Unionismus verstanden wird, welcher doch für den Augenblick mindestens in weiteren Kreisen kaum wärmere Sympathien erregen möchte; und der auch wohl bei seiner Durchführung einer Eisen- und Blutpolitik wirklich bedarf. Einmal nämlich erscheint es dabei ja als völlig folgerichtig, daß auch in Deutschland, wie es damals in Amerika stattfand, eine konstituirende Versammlung, die erst eine Verfassung ausarbeiten will, nicht zugleich schon selber als politisch-eingreifender Repräsentativkörper auftritt; die Sitzungen des Bundestages müssen fortdauern, bis jene Verfassungsarbeiten, die er selber vorzunehmen unfähig ist, durch die vom ihm autorisirte Staatenkonvention vollendet und nun von ihm selbst und den Einzelstaaten ratihabirt sind. Und andererseits kann nur auf solche Weise die staatsrechtliche Kontinuität bei dem staatlichen Neubau Deutschlands gewahrt werden, welche einem internationalen Einmischungsgelüste gar keinen Vorwand darbietet.

Wir geben es zu, bevor neuerdings der Bund mit Reformplänen in Bewegung kam, konnten die nationalpolitischen Hoffnungen wohl ihre Augen nach Berlin richten; die Vaterlandsliebe sah dabei vorerst über alle die Einwendungen hinweg, welche die Realpolitik ihr etwa entgegensetzte. Hat jedoch einerseits die innerste Natur des preußischen Staatswesen die von Preußen ge-

hegten Erwartungen, welche mittelst der preußischen Staatsautorität die Umbildung Deutschlands zu bewerkstelligen dachten, neuerdings wieder zurückgewiesen; so vermag andererseits das deutsche Staatenbundswesen sich fortan nicht mehr der Nothwendigkeit einer Revision der Bundesakte zu entziehen. Die Krisis des Zollvereins läßt außerdem die Möglichkeit zu, daß künftig unsere wirthschaftliche und politische Gesammtadministration in einem bundesstaatlichen Centralpunkt sich verbinde. Freilich bleiben jene vom Bunde bisher gemachten Versuche in Betreff einer Delegirtenversammlung klägliche Bemühungen einer staatsmännischen Impotenz; an der heutigen Bundesorganisation läßt sich Nichts Gedeihliches mehr flicken. Aber giebt es denn nun keine deutsche Ständekammer, die nach virginischem Beispiele mit der Autorität ihres Einzelstaates den Antrag beim heutigen Bunde stellt und, gehoben von der Sympathie der Nation durchführt, daß er eine konstituirende Staatenkonvention beruft, welche, bestehend aus den ersten staatsmännischen Kapacitäten der Nation, die neue bundesstaatliche Verfassung durcharbeitet, damit sie dann in voller Rechtskontinuität von dem alten Bunde und den Kammern der Einzelstaaten ratihabirt wird, und dergestalt nun in die Wirklichkeit eintritt? Manchmal zieht der Gedanken durch den Kopf hin, als ob Baden und seinen Männern diese Rolle Virginien's in der deutschen Verfassungsgeschichte zugewiesen sein müßte!

* Graf Alarcos.

Von Adolf Laun.

Die altspanische Romanze: El conde Alarcos ist eine der ältesten, schönsten und populärsten; sie gehört spätestens dem Anfange des 14. Jahrhunderts an und wird im Romancero unter den romances caballerescos e historicos aufgeführt, nur sollte sie, da der Stoff ein durchaus spanischer, erst später im Grafen Yanno auch portugiesisch behandelter ist, nicht unter den Romanzen der Tafelrunde und der zwölf Pairs figuriren. — Sie zeichnet sich vor den meisten historischen Ritterromanzen dadurch aus, daß sie in größerer Abrundung einen in sich abgeschlossenen Gegenstand behandelt und nicht als bloßes Glied einer Kette einem Cyclus angehört, wie die Romanzen vom Cid, von der Schlacht von Ronceval, vom König Rodrigo u. s. w. Sie ist aus sich selber verständlich und deßhalb zur vereinzelten Mittheilung geeignet.

Obgleich reicher componirt und, wenn auch unbewußt, dem Gesetz künstlerischer Anlage, fortschreitender Spannung und eines dramatischen erschütternden Abschlusses folgend, hat sie doch so viel Gemeinsames mit den andern Gedichten derselben Gattung, daß sie als ein bezeichnendes Beispiel dieser den Geist des alten Spaniens charakterisirenden Poesie kann angesehen werden. Zugleich sprunghaft und müssig verweilend, im höchsten Grade objectiv ohne eingemischte Reflexionen, welche die Betheiligung des Erzählers verriethen, sich gern im dramatischen Zwiegespräch ohne Andeutung der redenden Personen ergehend und die Spitzen der Handlung knapp zusammendrängend, enthält sie in ihrer Mischung von Barbarei und Galanterie, mit ihren stereotypen Wendungen und der sonoren, bequemen und monotonen Sprache alle oft hervorgehobenen, uns moderne deutsche Leser zugleich befremdenden und anziehenden Eigenthümlichkeiten jener Zeit und jenes Landes, wo Kultur und Rohheit und in wunderbarster Weise neben einander bestanden.

Vor allem aber ist es der Stoff selber, der sie interessant macht. Es ist der in der spanischen Poesie so oft berührte Conflict zwischen Vasallenpflicht und persönlichem Recht, zwischen Königsgewalt und Ritterehre, der hier zur höchsten tragischen Spitze emporgetrieben wird. Meistens, und besonders auch im Drama, — ich erinnere an Lope's „Stern von Sevilla“ und Roja's „Niemand neben seinem König“, — trägt die königliche Unfehlbarkeit und Autonomie den Sieg davon, und es ist selbstverständlich, daß ihr jedes, selbst das schwerste Opfer gebracht wird.

„Denn der Könige Ruf zu retten,
Starben manche schuldlos schon.“

Dieser Ausspruch unserer Romanze ist der Grundsatz aller dieses Thema behandelnden, vom Feudalgeist beherrschten Dichtungen. Auch in unserer Romanze wird ohne Widerspruch dem königlichen Ansehen ein furchtbares Opfer gebracht, aber die himmlische Gerechtigkeit ereilt am Schlusse mit dem dasselbe Bringenden zugleich die dasselbe Fordernden. Das aber giebt der Romanze eine hohe Bedeutung, es zeigt, wie das Volksbewußtsein, als dessen Ausdruck wir sie ansehen können, zur Zeit ihrer Entstehung durchaus noch nicht mit jenem Prinzip einverstanden war, und wie damals noch eine religiöse und zugleich democratische Empfindung sich gegen eine barbarische, später allzusehr durch die Poesie verherrlichte Doctrin auflehnte.

Diese Romanze hat literarhistorisch für uns ein gewisses Interesse, weil sie Friedrich Schlegel zu seinem wunderlichen Drama: Graf Alarcos veranlaßte, dem der erste Anstoß zur deutschen Schicksalstragödie zugeschrieben wird. Die Mittheilung einer vollständigen Uebersetzung würde bei der Breite und Weitschweifigkeit, die diesem Gedicht stellenweise anklebt, ermüden, ich begnüge mich daher mit einer Inhaltsangabe und lasse es nur da selber sprechen, wo es nach meinem Gefühl am schönsten ist. Hätte ich mich streng an die Assonanz halten wollen, so würde, da sie im Original durch mehrere hundert Verse hindurch immer dieselbe bleibt, ein hemmender Sprachzwang unvermeidlich gewesen sein. Ich habe deßhalb den dem Ohr der meisten deutschen Leser zugänglicheren Reim gewählt, dabei aber, wenn auch mit einiger Selbstverläugnung den Text so treu wie möglich und ohne sogenannte Verschönerng wieder zu geben gesucht.

Graf Alarcos, nachdem er im Stillen mit der Infantin Solisa verlobt gewesen, verläßt dieselbe und wählt eine andere Gemahlin. Die Romanze hebt damit an, wie noch mehrere Jahre nachher die Königstochter sich in Kummer verzehrt:

Einsam weilet die Infantin,
Einsam wie gewohnt sie war,
Doch es bietet keine Genüge
Ihr das stille Leben dar.
Denn sie siehet, wie die Blume
Ihrer Jahre früh verblüht,
Und wie doch sie zu vermählen
Sich der König nicht bemüht.

Sie geht zu diesem, entdeckt ihm ihren Kummer und fordert ihn auf, dem Grafen zu befehlen, daß er seine Gemahlin ermorde, weil solches ihre Ehre verlange:

Guter König, also höret,
Was mein Geist sich ausgedacht:
Tödten soll der Graf die Gräfin,
So daß Niemand es erfährt.
Und er sage, daß ihr Leben
Sich im Siechthum hat verzehrt;
Später geb' ich dann dem Grafen
Im Geheimen meine Hand,
Also bleibt von meiner Ehre
Aller Makel abgewandt.

Der König verläßt sie zornig und gedankenvoll, er begegnet dem Grafen, der im Gespräch mit mehreren Rittern dieselben vom Glück seiner Liebe und der Schönheit und Tugend seiner Ge-

mahlin unterhält, und lädt ihn höflich zu sich zur Tafel ein, eine Einladung, welcher der Graf, obgleich ihn sein Herz nach seinem Schlosse, nach Frau und Kind zieht, folgt. Nach aufgehobener Tafel trägt ihm der König das Verlangen der Infantin als ein berechtigtes vor und fordert von seiner Ehre und Vasallenpflicht, daß er dasselbe erfülle:

> Denn der Kön'ge Ruf zu retten,
> Starben manche schuldlos schon,
> Drum wird auch der Tod der Gräfin
> Neu und unerhört nicht sein.

Der Graf, wenn auch mit brechendem Herzen, verspricht dem Könige, ihm und der Infantin diese Genugthuung zu geben, und kehrt heim. Von hier an wird das Gedicht immer ergreifender und schöner und enthält in seiner Kunstlosigkeit Züge, um die den alten einfachen Erzähler ein moderner mit Bewußtsein suchender Dichter beneiden könnte.

> Weinend zog der Graf von hinnen,
> Weinend, nicht mit frohem Sinn,
> Denn in Trauer geht sein Denken
> Zu drei lieben Kindern hin;
> Noch ein Säugling ist das eine,
> Das die Gräfin selber stillt,
> Denn von seinen dreien Ammen,
> War es keiner gutgewillt,
> Nahm nur Nahrung von der Mutter,
> Die dem Kinde schon bekannt;
> Klein auch sind die beiden andern,
> Haben wenig nur Verstand. —

Er malt sich den Schrecken der Gräfin, die so unschuldig ist, bei dem ihr bevorstehenden Unglück aus, schreibt sich alle Schuld desselben zu und erreicht so sein Schloß, aus dessen Thoren sie ihm liebevoll entgegentritt. Sie sieht sein bekümmertes Antlitz und forscht umsonst nach dem Grund seiner Trauer. Darauf folgt diese ergreifend ausgeführte Scene:

> An der Tafel saß er nieder,
> Aber essen konnt' er nicht,
> Ihm zur Seite stehn die Kinder,
> Lieb ihm wie der Augen Licht,
> Und er senkt das Haupt zur Schulter,
> Gleich als ob ihn Schlaf umfängt;
> Doch es hat des Auges Thräne
> Bald den ganzen Tisch getränkt;
> Und die Gräfin, die von Allem
> Keinen Grund begreifen kann,
> Wagt es nicht, ihn drum zu fragen,
> Sieht ihn nur voll Staunen an.

Er schützt Müdigkeit vor, und sie folgt ihm ins Schlafgemach, wohin sie das jüngste der Kinder, das sie selber stillt, mitnimmt. Nachdem er die Thür verschlossen, erzählt er ihr, was vorgefallen, welchen Auftrag er auszuführen hat, und fordert sie auf, sich zum Tode vorzubereiten. Hier einige Stellen aus dem nun sich entwickelnden Zwiegespräch, in dem die Gräfin, da alle ihre Klagen und Bitten vergeblich sind, und der Graf auch auf den Ausweg einer freiwilligen Entfernung, bei der sie ihre Kinder mitnehmen will, nicht eingehen zu können erklärt, zuletzt nur noch um die Erlaubniß bittet, ein Gebet zu sprechen. Dies Gebet und den Schluß setze ich ganz her.

> Arme, liebevolle Gräfin,
> Euer Unglück nenn' ich groß. —
>
> „Nennt mich, Graf, nicht unglückselig,
> Glücklich scheinet mir mein Loos,
> Eure Gattin mich zu nennen,
> Kann nur Glück und Wonne sein.“
>
> Gräfin, wenn Ihr's recht bedenket,
> Ist's die Quelle Eurer Pein. —
>
> „Nicht mein Tod ist's der mich quälet,
> Weil zu sterben mir verhängt,
> Doch mich quälen meine Kinder,
> Die dann ohne Stütze sind.
> Daß ich noch zuletzt sie sehe,
> Rufet, Graf, sie mir geschwind.“
>
> Gräfin, nie seht Ihr sie wieder
> In des Lebens kurzer Frist.
> Kommt, umarmet diesen Kleinen,
> Der bald ohne Mutter ist,
> Leid empfind' ich Euretwegen,
> Wie ich's nur empfinden kann,
> Helfen kann ich nicht, Sennora,
> Mehr hängt als mein Leben dran.
> Thut, was noch zu thun Euch bleibet,
> Lenkt zu Gott die Seele hin. —
>
> „Guter Graf, so laßt mich sprechen,
> Ein Gebet, das mir im Sinn.“
>
> Gräfin, eilt Euch, sagt es schleunig
> Eh' erwacht des Morgens Licht. —
>
> „Graf, nicht lange wird es dauern,
> Länger als ein Ave nicht.“ —
> Auf dem Estrich kniet sie nieder,
> Himmelwärts den Blick gewandt:
> Herr, ich lege voll Vertrauen
> „Meine Seel' in deine Hand,
> Richte nicht nach ihrem Maße
> Meiner Sünden Zahl, so groß,
> Sondern richte nach der Gnade,
> Die bei dir ist grenzenlos.“ —
> Guter Graf, schon hab' ich betend
> Hin zu Gott das Herz gelenkt,
> Euch empfehl' ich jetzt die Kinder,
> Die uns beiden Gott geschenkt.
> Fleht zu ihm für meine Seele
> Während eurer Lebenszeit,
> Eure Pflicht ist's, denn dem Tode
> Werde schuldlos ich geweiht.
>
> Gebt noch einmal mir den Kleinen,
> Daß ich noch zuletzt ihn still:“
>
> Hütet Euch, ihn aufzuwecken,
> Da er gerne schlafen will;
> Aber jetzt vergebt mir, Gräfin,
> Seht, schon bricht der Tag herein.
>
> „Um der Liebe willen kann ich
> Euch, o guter Graf, verzeihn,
> Doch verzeih' ich nicht dem König
> Und auch der Infantin nicht,
> Jene ruf' in dreißig Tagen
> Gott der Herr vor sein Gericht,
> Wo anheim sie sollen fallen
> Strafender Gerechtigkeit.“
> Während sie die Worte redet,
> Steht zum Mord der Graf bereit,
> Und er wirft um Haupt und Busen
> Ihr ein seidenes Gewand,
> Zieht es um den Hals zusammen
> Mit der Kraft der nerv'gen Hand,
> Läßt nicht eher frei die Kehle,
> Bis der letzte Odem flieht.
> Wie er so sie, eine Leiche,
> Hingestreckt am Boden sieht,
> Nimmt er von ihr die Gewänder
> Und die Kleider, die sie trägt,
> Und sie wird auf's Bette schleunig
> Dann von seinem Arm gelegt.
> Drauf entkleidet er sich selber
> Legt sich hin an ihrer Seit',
> Aber plötzlich springt er wieder
> Aus dem Bett hervor und schreit:
> „Helft, die Gräfin liegt im Sterben,
> Eilet, Diener, schnell herbei!“ —
> Doch sie finden, als sie kommen,
> Daß sie schon erblichen sei. —

Also schmählich starb die Gräfin
Der Gerechtigkeit zum Hohn,
Aber binnen dreißig Tagen
Starben auch die andern schon.
Die Infantin starb am zwölften,
Und der König folgt' ihr nach
Schon in fünfundzwanzig Tagen,
Drauf der Graf am fünften Tag.
Mußten Rechenschaft dort geben
Vor dem göttlichen Gericht.
Möcht' uns allen Gnade werden,
Daß wir schaun des Himmels Licht!

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Kleinere Erzählungen. Von Friedrich Bodenstedt. — Novellen. Zweiter Band. Von Julius Grosse. — Gemüthliche Dorfgeschichten. Von Th. Messerer. — Die sieben Raben. Ein Gedicht. Von L. Ploennies. — Was ihr wollt. Lieder und Gedichte. Von A. Schweller. — Drei Bücher vom Geiste. Roman. Von A. von Stifft. — Geschichte der Poesie in den letzten drei Jahrhunderten. Von O. F. Gruppe.

* Zur geographischen Literatur. Zu den Höchstverdienten um die populäre Verbreitung geographischen Wissens im deutschen Vaterlande zählt ohne Zweifel Karl Andree. Seit einer langen Reihe von Jahren mit Erfolg bemüht, die besten Erzeugnisse fremdländischer Reiseliteratur durch sorgfältige Uebertragung oder geschickte Bearbeitung dem deutschen Leser zugänglich zu machen, in ungewöhnlichem Grade belesen und orientirt auf einem Gebiete, für welches zwar der Unterricht auf unsern Schulen höchst selten tiefere Neigung zu wecken pflegt, welches aber nichts desto weniger eine der unerschöpflichsten Fundgruben anziehender Belehrung und geistigen Genusses bildet, durfte sich Andree mit vollem Rechte für berufen halten, die Redaction einer Zeitschrift zu übernehmen, welche in erster Linie die Hebung des Geschmacks an geographischen Schilderungen bezweckte und welche dieses Ziel durch gute Auswahl und ansprechende Form des Mitgetheilten zu erreichen suchen mußte. — Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, bei diesem Unternehmen das seit einigen Jahren in Paris erscheinende Journal „Le tour du monde“ zum Grunde zu legen, welchem, mit mustergültiger Trefflichkeit geleitet von E. Charton, dem gelehrten Verfasser des Buches „Voyageurs antiques et modernes“, die verdiente Anerkennung Sachverständiger längst zu Theil geworden ist. (In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaft vom 20. August 1857 wurde dem hier genannten größeren Werke Charton's die goldene Preismedaille im Werthe von 2500 Frcs. zuerkannt). Es gelang die vortrefflichen Illustrationen jener bei uns wenig gekannten Zeitschrift zu acquiriren, und wenn dem ersten Jahrgange des „Globus“ mit Recht der Vorwurf zu ausschließlichen Festhaltens an dem Inhalte des französischen Blattes gemacht werden konnte, so gilt dies jedenfalls in weit geringerem Maße von dem in Karl Andree's Hände übergegangenen zweiten Theile desselben. Denn dieser bringt neben guten und sehr willkommenen Uebersetzungen eine Anzahl werthvoller Originalbeiträge. Von diesen sei hier nur beispielsweise des gründlich eingehenden und höchst instructiven Artikels über die welterschütternden Vorgänge in Nordamerika aus der gerade auf diesem Felde so competenten Feder Karl Andree's gedacht. — In seiner Darstellungsart weiß der „Globus“ die glückliche Mitte zu behaupten zwischen streng wissenschaftlichem Ausdruck und jener gefällig leichten, aber weniger gehaltvollen Manier, wie sie einen großen Theil der Touristenliteratur unserer Zeit bezeichnet. Man ist augenscheinlich bemüht nur Glaubwürdiges und Wahres zur Mittheilung zu bringen, dagegen Romanhaftes, Abenteuerliches, Halbwahres nach Möglichkeit fern zu halten. Ganz abgesehen von der immerhin erwünschten Zugabe höchst mannichfaltiger und trefflich in Holzschnitt ausgeführter Illustrationen, kann dem „Globus“ bei fortgesetztem Streben nach Originalität und unter der geschickten und sorgfältigen Fortführung seines jetzigen Redacteurs ein größerer Kreis intelligenter Leser nicht fehlen.

---

* Bremen, Ende December. Die am 15. December abgehaltene Versammlung der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer eröffnete der Vorsitzende mit der Anzeige von einigen während des letzten Monats eingegangenen Geschenken und mit der Mittheilung, daß der Vertrag zwischen dem Künstlerverein und der Domgemeinde über die Unterhaltung und Verwaltung der Dombibliothek nunmehr auch von dem Kirchenconvent des Doms genehmigt sei. Die wesentlichen Bestimmungen des Vertrags sind in dem Bericht über die vorige Versammlung angegeben. In den vertragsmäßig von der Abtheilung zu bestellenden Bibliotheksausschuß, welcher die Verwaltung der Bibliothek zu besorgen hat, wurden die Herren Dr. Ehmck, Dr. Hugo Meyer, Dr. H. A. Müller, Pastor Rieter, Dr. A. Pauli und H. Strack gewählt; außerdem ist der verwaltende Bauherr der Domkirche ständiges Mitglied desselben. Dem Ausschusse wurde empfohlen, möglichst bald die noch erforderlichen Vorbereitungen zu treffen, um die Bibliothek dem Publikum zu öffnen. Nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten hielt Herr Dr. Merkel einen Vortrag über den Einfluß der Niederlande auf die Reformation unseres Freistaats. Nachdem der Redner einleitend die vielfachen Verbindungen angedeutet, welche früher Jahrhunderte lang zwischen den Niederlanden und dem niedersächsischen Deutschland bestanden und eine reiche Wechselwirkung auf das gewerbliche und commercielle sowohl, als auch auf das geistige Leben beider Gebiete hervorriefen, wurden die reformatorischen Bestrebungen (der Brüder des gemeinsamen Lebens u. A.) erwähnt, welche in den Niederlanden schon vor der Reformation den Boden für die neue Lehre besonders empfänglich gemacht hatten. Als dann freilich der entscheidende Anstoß für die Abschüttelung der geistigen Knechtschaft, in welcher die katholische Kirche die Menschen gefangen hielt, von Deutschland ausging, schloß sich die Bevölkerung der Niederlande sofort mit großem Eifer der Bewegung an, und mehrere der bedeutendsten Mitkämpfer für die Reformation gingen aus den Niederlanden hervor. Zwei derselben, welche aus ihrem Vaterlande wegen ihres Glaubens vertrieben wurden, beide Zöglinge der Universität Wittenberg, suchten und fanden dann in Deutschland einen reichen Wirkungskreis und wurden insbesondere die Begründer der Reformation für unsere Stadt, der wundervolle, glaubensmuthige, nie verzagte Heinrich von Zütphen und der mildere, gelehrte Jacob Probst; jener, welcher 1522 nach Bremen kam, gewann die Bevölkerung für die evangelische Lehre, dieser wirkte seit 1524 mit Johann Timann in Bremen zur Umgestaltung des Kirchen- und Schulwesens im protestantischen Geiste. Ebenfalls ein Niederländer war endlich auch Hardenberg, seit 1547 Prediger am Dom, welcher, als die orthodoxe Verketzerungssucht auch in die protestantische Kirche einriß und in diese eine neue confessionelle Spaltung brachte, die ächte protestantische Lehr- und Gewissensfreiheit vertrat und, wenn er auch selbst vor seinen Gegnern aus Bremen weichen mußte, doch den Grund legen half, daß jener stets eine Stätte in Bremen erhalten blieb. Der Vortrag gab auf Grund der neueren, namentlich in Holland selbst veranstalteten wissenschaftlichen Forschungen einen Abriß von dem Leben und der Wirksamkeit der genannten Männer. — In der nach dem Vortrage eröffneten Discussion wurden die Verbindungen, welche auch in der Folgezeit Bremen mit Holland, wie mit allen übrigen Ländern, welche sich dem freisinnigen protestantischen Bekenntnisse angeschlossen hatten, unterhielt, sowie die Ablehnung der Concordienformel, die Ursachen der Annahme des reformirten Bekenntnisses 2c. besprochen und hervorgehoben, daß über alle diese Fragen das Stadtarchiv noch sehr viel unbenutztes, nicht nur für die Bremische, sondern auch für die allgemeine Geschichte werthvolles Material enthalte. — In seinem Vortrage vom 12. December gab Herr Dr. Buchenau weitere Mittheilungen über die Londoner Ausstellung. Der Gegenstand des Vortrags am 19. December war die Naturgeschichte, Kultur und industrielle Verarbeitung der Baumwolle. Nach einigen andeutenden Worten über die Bedeutung der Baumwolle im Kulturleben der Völker verbreitete sich der Vortragende über die zahlreichen Arten, welche man bei dieser wichtigen und grade jetzt für die Geschicke großer Völker so verhängnißvollen Pflanze unterscheidet. Man zählt ihrer gegen hundert. Die Baumwolle gehört bekanntlich zu den Malvengewächsen (Malvaceen). Die auf dem Wollmarkt bei weitem überwiegende Art ist die krautartige Baumwolle, gossypium herbaceum. Sie ist ein stattliches Kraut, hoch emporgeschossen wie die Stockrose, etwa 5 bis 6 Fuß hoch. Der Redner sprach über die Organisation der Pflanze, ihre Besamung, Blüthe und Pflege, sowie über die Baumwollernte, bezeichnete sodann näher die Verbreitungszone der Baumwolle, die Länder, welche Baumwolle exportiren, und besprach darauf die Frage, ob und in wie weit Indien im Stande sein würde, demnächst in größerem Maße als bisher den europäischen Baumwollenbedarf zu befriedigen. Die Ursachen der Vorzüglichkeit der Baumwolle, welche auf den Inseln von Nord- und Südcarolina und Georgia gebaut wird, fand der Redner nicht sowohl in dem Salzgehalte der Luft, als in dem milden Klima, dem Fehlen tropischer Wolkenbrüche und früher Herbstfröste. Zu der Fabrikation der Baumwolle übergehend, führte der Vortragende zuerst an, wie man mittelst des Mikroscops bei leinenen Geweben das Vorhandensein von Baumwollfasern erkennen könne, und warf sodann einen Blick auf die Entstehung und riesenartige Entwickelung der Baumwollindustrie, wobei er die drei großen Erfindungen: von Arkwright (der Spinnmaschine) von Cartwright (des mechanischen Webstuhls) und von Eli Whitney (der Baumwollreinigungsmaschine) gebührend hervorhob. Der Vortrag wurde durch Proben und Abbildungen von Baumwollpflanzen erläutert.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1863 des Sonntagsblattes rechtzeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1862.

Heinrich Strack.

☞ Mit der heutigen Nummer werden Titel und Inhalt für den Jahrgang 1862 ausgegeben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.